Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Ju
30

Berlin 1896.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

26486

AP30
.G3

Digitized by Google

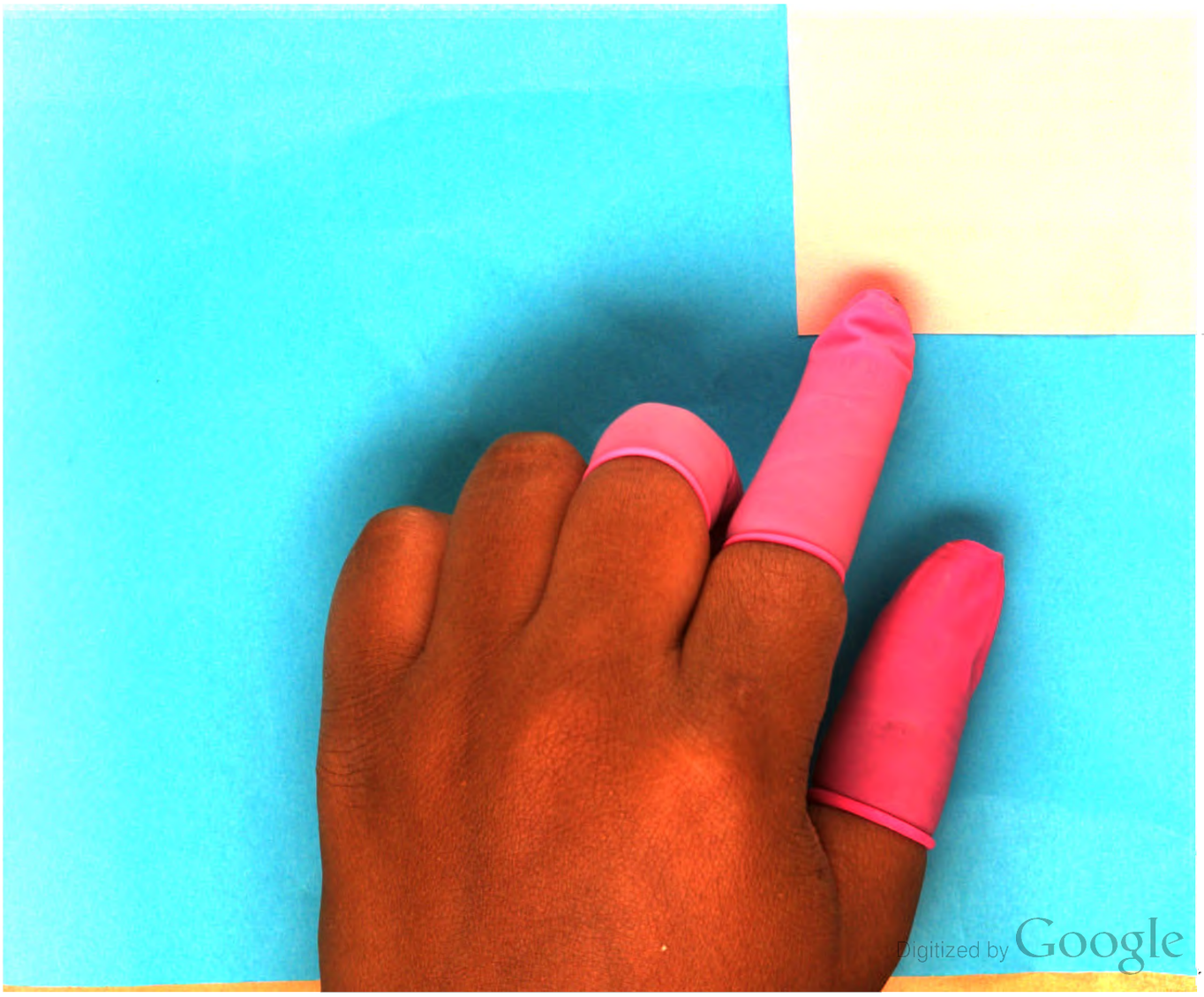
TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on account of its fragile condition. The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated

Digitized by Google

26486



Digitized by Google

Register.

Fünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Süddeutscher Particularismus? Von Eduard Engels . . . 1
Die Widerstandsfähigkeit des heutigen Mahdistenreiches. Von Wilhelm Stoß 17
Dänische Umtriebe in Nordschleswig. Von Karl Strackerjan 65
Die Frage der Deportation. Von Carl Ed. Döhl 81
Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Von Julius Patzelt 113
Die Zukunft des deutschen Liberalismus. Von Georg Winter 161
Die neueste englische Handelspolitik. Von Philipp Arnstein 177
Die Abänderung der Arbeiterversicherungsgesetze. Von Benno Hilse 181
Die Frauen und die Reichsgesetzgebung. Von Bianca Bobertag 193
Europäische Politik und Weltpolitik. Von Eduard von Hartmann 209. 227
Glossen zum Zarenbesuch in Paris. Von F. Schotthoefer . . 241
Die Frauen und die Reichsgesetzgebung. Von Hermann Jastrow 244
Norwegen und Schweden. Von Björnstjerne Björnson . . 257
Die Actienreform und das neue Handelsgesetzbuch. Von Jul. Lubszynski 272
Cuba und Spanien. Von Paul Starcke 275
Die Friedensbewegung und die Zukunft Europas. Von Otto Umfried 321
Deutschland und England in Ostasien 353
Der Geldvorrath des Deutschen Reiches 355
Der amerikanische Farmer und die Präsidentenwahl. Von Paul Ernst 369
Der Neutralitätsvertrag mit Rußland. Von Eduard von Hartmann 385
Die Socialdemokratie. Von Eduard von Hartmann . . . 401
Vom Pariser Internationalen Genossenschafts-Congreß. Von F. Schotthoefer 404
Das Abolitionsrecht. Von Gustav Pfizer 405

2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers. Von Dr. med. A. Wolfensberger 53
Die Aerzte und die socialpolitischen Gesetze. Von Ernst Trappe 69
Empfinden und Denken. Von Ludwig Büchner 197
Die Heilkunst fin de siècle. Von Dr. med. Albu 212
Das Jubiläum der Narkose. Von A. Graupner 293
Meteoritenfall. Von Wilhelm Stoß 340
Reform des medicinischen Studiums. Von Ernst Gystrow . . 371

3. Vermischte Aufsätze.

Der letzte Schuß im deutsch-französischen Kriege. Von Dr. Otto Lang 3
Heinrich von Treitschke als politischer Redner. Von Conrad Haller 19
Zur Geschichte der Börse. Von Richard Ehrenberg 33
Graf Fred Frankenberg's Kriegstagebücher. Von J. J. Müller-Hornung 36
Die Anfänge der evangelisch-socialen Bewegung. Von Karl Hegewisch 49
Sir Walter Besant und der Volkspalast. Von Julius Werner 85
Die Entwickelung des deutschen Altkatholicismus. Von Pfarrer Josef Maria Schwendner 97
Ein wiedergefundener Germanenstamm. Von Heinz Bodmer . 100
Chicago und Treptow. Von J. Gaulke 110
Freibüchereien. Von Franz Kauffmann 116
Kleinstes im wirthschaftlichen Leben. Von Paul Ernst . . . 129
Der Volkskrieg an der Loire 1870. Von Oberstlieutenant A. D. 131
Erscheinungen der Arbeitslosigkeit in England. Von Julius Wolf 145
Nischni-Nowgorod und die allrussische Ausstellung. Von Gustav Karpeles 147
Die Sittlichkeit auf dem Lande. Von Otto Berdrow . . . 163
Der Mittellandcanal. Von Hellmut Thüring 179
Die Ergebnisse der diesjährigen Armeemanöver. Von v. G. . . 225
Deutsche Aufgaben in Siebenbürgen. Von Fr. Guntram Schultheiß 228
Was lehrt die Berliner Gewerbe-Ausstellung? Von Wilhelm Berdrow 242
Arbeiterconsumgenossenschaften. Von Paul Ernst 258
Das Wesen und die Aufgaben der Völkerkunde. Von Moritz Alsberg 260
Alte und neue Jesuiten in der Duellfrage. Von G. v. Below 277
Bedarf unsere Flotte mehr Schlachtschiffe? Von Nauticus . . 289
Eine Reform der technischen Hochschulen. Von A. Paalzow . 290
England und Deutschland im Industrie-Wettbewerb. Von Albrecht Gruis 306
Zum Antifreimaurer-Congreß. Von Ludwig Büchner . . . 305
Fremde Wörter in unserer Sprache. Von Rud. Kleinpaul . 308
Die Gesellschaft im Reichslande. Von Max Lay 324
Zum neuen Militäretat. Von Miles 337
Die Valutareform in Rußland. Von N. Syrkin 338
Die höheren Schulen und der Sport 386

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Im Frauenstaate. Von Gustav Bessmer 10
Kaiser Max I. und die schönen Wittwen. Von Carl Schultes 29
Der immer Gefällige. Von Alfred von Hedenstjerna . . . 44
Abschied. Von K. S. Baranzewitsch 60
Julius Stockhausen. Von Klaus Groth 70
Der erste Ball. Von Alfred von Hedenstjerna 76
Kinderseele. Von Louis Couperus 92. 109
Das Gemeindekind. Von Alfred von Hedenstjerna 123
Das Genie. Von Selma Lagerlöf 139. 155
Unkraut. Von E. Würthmann 169
Der Lumpensammler. Von Alberta von Puttkamer . . . 187
Pflicht. Von Leo Hildeck 204
Die Ausstellungsseuche. Von Gustav Bessmer 219
Die Bucht des Friedens. Von Paul Remer 234
Allsiegerin Liebe. Von Selma Lagerlöf 251
Ein Dieb. Von Adolfo Maspes 268
Treffend Maaß. Von J. G. Fischer 279
Die Leiden des jungen Plattners. Von Hans Hoffmann . . 283
Accorde. Von Ricarda Huch 300
Zwei Balladen in Prosa. Von Georg Herwegh 315
Moderne Goldminen. Von Gustav Bessmer 331
Solange der Regen fiel. Von E. Würthmann 347
Abseits. Von Gustav Bessmer 361
Die Tante. Von E. Würthmann 377
Liebe und Besitz. Von Gustav Bessmer 393
Weihnachten. Von Alfred von Hedenstjerna 412

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Berliner Gold 12. Ein socialpolitisches Gespräch zwischen Goethe und Eckermann 45. Könige unterwegs 125. Gnade für Recht 236. Das Kayserreich Afrika 270. Bismarck's Schatten 301. Zwei Eisen im Feuer 316. Mißtrau, schau, wem? 333. Der Hintermann 379. Pfaff und Junker 396.

— Von Timon d. J.: Der Nächste 30. Die Sommer-Monarchie 62. Die Schlacht bei Cannae 93. Die Nebenregierung 141. Der Zar in Breslau 157. Die Theilung der Türkei 172. Nikolaus als Erzieher 188. Die neue Partei 205. Wenn Excellenzen reisen 221. Der Kronrath 252. Die Kronenwächter 348. Leckert-Larsen 363. Die Einigkeit im Ministerium 413.

— Von Prinz Vogelfrei: Classen-Mörder 285.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Rom im Roman. (Zola — Bourget — Telmann.) Von Theophil Zolling 6
Shakespeare's letzte Lebensjahre. Von Georg Brandes . . . 24
David Friedrich Strauß und seine Frau. Von Rudolf Rümelin 40
Giosuè Carducci. Von V. Matthes 55
Zur Japanischen Literatur. Von Sigmund P. Imthurn . . 72
Goethe als Erzieher. Von Wilhelm Rein (Jena) 103
Ernst Curtius. Von Reinhard Kekule von Stradonitz . . 119
Die neue Frau in der Literatur. Von Lector 121
Shakespeare's Mutter? Von F. P. von Westenholz . . 135. 153
Neues von der Günderode. Von J. Schulz-Beuthen . . . 136
Ilse Frapan. Von Carl Busse 150
Maurice Maeterlinck. Von Arthur Eloesser 166
Zwei ungedruckte Briefe Lenau's. Von Ad. Wilh. Ernst . . 182
Alberta von Puttkamer. Von Karl Bienenstein 184
Philosophische Socialreformer 199
Aus Georg Herwegh's Nachlaß 214
Björnson's „Ueber unsere Kraft". Von Walter Paetow . . 217
Ein Dichtertypus. (Alfred von Hedenstjerna.) Von Ernst Brausewetter 246
Ueber philologische und psychologische Kritik. Von J. Niejahr. 248
Zu Georg Herwegh's Ehrenrettung. Von Theophil Zolling . 262
Der Fürst von Montenegro als Dichter. Von Heinrich Stümcke 267
Johann Georg Fischer. Von Carl Busse 279
Ricarda Huch. Von Otto Stoeßl 296
Die allerneueste Goethe-Deutung. Von Heinrich Düntzer . . 299
Maurice Barrès. Von A. Brunnemann (Paris) 310
Martin Greif. Von Richard Wulckow 313
Ein portugiesischer Dichter. (João de Deus.) Von H. Barsch . 327
Die tragische Schuld Danckelmann's. Von Friedrich Roeber . 324
Jonas Lie und sein neuester Roman. Von Otto Stoeßl . . 342
Der geniale Mensch. Von Lector 347
Hofhistoriographie. Von Max Bauer 359
Lassalle, Herwegh und die Socialdemokratie. Von Theophil Zolling 373
Der Fall Dehmel. Von Franz Servaes 388
Neues von Fritz Reuter. Von Lector 391
Victor Hugo's Briefe. Von Ludwig Geiger 408
Zur Quellenfrage des Shakespeare'schen „Sturm" Von Wilhelm Bolin 411

Seite

b. Bühne und Bühnenkritik.

Einererfolge. Ein Beitrag zur Psychologie des Erfolges. Von Leo Berg 232
Eleonora Duse als Romanheldin. Von Hans H. Hoffmann . 70
Dramatische Aufführungen: Das eigene Blut (Zobeltitz) 191. Halb-Tugend (Prévost) 191. Bobi (Krylow) 191. Das Einmaleins (Blumenthal) 223. Juana (Lanza) 223. Die officielle Frau (Olden) 223. Tausend und eine Nacht (Drachmann) 238. Morituri (Sudermann) 238. Joachim von Brandenburg (Meßner) 254. Ein Königsidyll (Lothar) 254. Jung gefreit (Kirchbach) 254. Anna's Traum (L'Arronge) 286. Bocksprünge (Hirschberger-Kraatz) 286. Treue (Roberts) 286. Der Graf von Castanar (de Rojas) 286. Freiwild (Schnitzler) 318. Die goldene Eva (Schönthan-Koppel-Ellfeld) 318. Eine (Dreyer) 318. Der Abend (Lindau) 351. Die versunkene Glocke (Hauptmann) 380. Kaiser Heinrich (Wildenbruch) 381.

6. Bildende Künste.

Volkskunst und Bauernkunst. Von Hugo von Thaler . . . 88
Der Baumeister Bruno Schmitz. Von Karl Scheffler . . . 168
Kunst und Künste auf der Gewerbe-Ausstellung. Von Franz Servaes 230
Die internationale Kunstausstellung. Von Franz Servaes: 5. Dresden 13. 6. England und Frankreich 47. 7. Schweden 78. 8. Dänemark und Norwegen 126. 9. Belgien und Holland 142. 10. Polen, Russen, Amerikaner 173. 11. Süd-Europa und Oesterreich 190.
Aus den Kunstsalons. Von Paul Scheerbart 254
Im Atelier von Anna Costenoble. Von Paul Scheerbart . . 302
Lechter und Trübner. Von Paul Scheerbart 365

7. Musik.

Hanslick und Ehrlich. Von Paul Marsop 27
Hans v. Bülow in seinen Briefen 106
Anton Bruckner. Von Hedwig Abel 282
Berlioz als Operncomponist. Von Hedwig Abel 357
Wilhelm Kienzl. Von Hedwig Abel 410
Opern und Concerte. Von Paul Marsop: Das Heimchen am Herd (Goldmark) 14.

8. Notizen.

Adler 367. Architekten-Verein 398. Bähr 351. Bartels 63 Beyer 351. Burckhardt 207. Burggraf 255. Ernst 79. 367. Fischer 95. Goetze 335. belle Grazie 255. Heiberg 414. Heine 28. Henckell 415. Hesdörffer 382. Heyse 328. Hickmann 175. Hoffmann 367. Holm 398. Janitschek 111. Kürschner 159. Liebeskind 366. Mielke 367. Minzloff 175. Nordhausen 398. Pfohl 382. Probst 382. Schinnerer 398. Schlossar 207. Schultes 382. Schultz 175. Schultze 191. Seidel 382. Spemann 382. Springer 335. Stillfried 398. Storck 382. Sturm 367. Suttner 381. Thienemann 397. Thoma 382. Treller 382. Wagner 351. Wislicenus 414. Wodiczka 351.

9. Offene Briefe und Antworten.

Ludwig Büchner über sich selbst. Von Professor Dr. Ludwig Büchner 239. Gegen die Frauenrechtlerinnen. Eine Blumenlese 303. Noch eine Blumenlese 335.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Süddeutscher Particularismus? Von Eduard Engels (Ulm). — Der letzte Schuß im deutsch-französischen Kriege. Von Dr. Otto Lang. — **Literatur und Kunst.** Rom im Roman. (Zola — Bourget — Telmann.) Von Theophil Zolling. — **Feuilleton.** Im Frauenstaate. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Berliner Gold. Von Caliban. — Die Internationale Kunstausstellung. 5. Dresden. Von Franz Servaes. — Opern und Concerte: Das Heimchen am Herd. Von A. M. Willner. Von Paul Marsop. — Anzeigen.

Süddeutscher Particularismus?

Von Eduard Engels (Ulm).

Beim Durchstöbern einiger ehrwürdiger Documente der Sturm- und Drangzeit wurde meine Aufmerksamkeit unlängst von einem seltsamen Siegel gefesselt, dessen sich der junge Lavater angeblich bedient haben soll. Das Siegel zeigte eine brennende Kerze, eine Männerhand und ein garstiges Insect derart zu einem Bilde vereinigt, daß die Hand das im Winde flackernde Licht vor dem Erlöschen bewahrt, während gleichzeitig das Insect mit seinem giftigen Stachel die Hand bedroht. — Die Bedeutung dieses sinnigen Emblems war leicht zu errathen. Offenbar handelte es sich um die Verherrlichung jener heroischen Wahrheitliebe, die in sich selbst so vollkommen ihr Genügen findet, daß sie über jede Rücksichtnahme um der Erkenntniß willen sich hinwegsetzt.

Seit längeren Jahren haben berufene Beurtheiler der Zustände im deutschen Reich auf die wachsenden Antipathien des Südens gegen den Norden hingedeutet: man hat ihre Mahnworte leichtfertig in den Wind geschlagen, weil man nicht den Muth hatte, der Wahrheit in's Auge zu sehen. — So mag man denn heute, nachdem Prinz Ludwig von Bayern auf weithin sichtbarer Warte uns ein Licht über die bundesstaatlichen Beziehungen aufgesteckt, den Stachel der schadenfrohen Wespen geduldig ertragen, die von allen Seiten, aus dem Aus- und Inlande, herbeigeflattert kommen, das Licht zu umkreisen, während wir uns vergeblich bemühen, den grellen Schein dieses Lichtes durch die vorgehaltene Hand zu dämpfen.

Man mag zur Abschwächung des prinzlichen Pronunciamento anführen was man will: man mag auf den unbedeutenden Anlaß der Kundgebung hinweisen, man mag die Neigung des Prinzen zu „augenblicklichen Richtigstellungen" betonen, man mag sich damit trösten, daß der Prinz selber die Wirkung, welche seine Worte in der Bevölkerung hervorgebracht, recht peinlich empfinde — man wird durch alles dieses an der Thatsache nichts ändern, daß Prinz Ludwig in Moskau aus seiner innersten Ueberzeugung heraus gesprochen, und daß der Prinz, der eine solche Ueberzeugung hegt, der bayerische Thronfolger ist. Es ist möglich, ja beinahe sicher, daß der spätere König Ludwig III. von Bayern, wenn er öffentlich redet, seinen Gefühlen mehr Zwang anlegen wird, als der heutige Prinz Ludwig, aber es ist unzweifelhaft gewiß, daß König Ludwig III. im Grunde seines Herzens dereinst genau ebenso empfinden wird, wie der heutige bayerische Prinz. Und hierin liegt die eigentliche Bedeutung des Moskauer Zwischenfalls: ein durchaus reichstreuer Mann, der durch seine Stellung vor dem Verdacht der Conspiration mit jedweden Elementen des „Umsturzes" gefeit ist, äußert sich in einem Tone über hochpolitische Dinge, wie man ihn sonst nur bei den verschrieenen „radicalen" Elementen der Bevölkerung zu hören gewohnt ist, und er äußert sich in dieser Weise an einem Orte und unter Umständen, die seine Kundgebung nur unter dem Gesichtswinkel lang angesammelten Grolls über widrige Erfahrungen und bittere Enttäuschungen begreiflich erscheinen lassen. „Weß das Herz voll ist, deß läuft der Mund über."

Der Moskauer Zwischenfall ist unter allen Umständen ein sehr trauriges Symptom, sei es nun, daß er für die verfehlte Politik Preußens, sei es, daß er für den hochgradigen Particularismus Bayerns Zeugniß ablege. Er muthet doppelt traurig an, wenn man das stürmisch jubelnde Echo in Betracht zieht, welches die Worte des Prinzen allenthalben in Süddeutschland gefunden haben. Und doch fragt es sich, ob wir klug daran thun, das Geschehene zu bedauern. Unsere politischen Verhältnisse kranken an nichts so bedenklich, wie an dem gänzlichen Mangel resoluter Klarheit. Der Zickzackkurs, welchen man der Reichsregierung mit so viel Unermüdlichkeit und Naivetät zum Vorwurf macht, ist nur die eine Phase einer Erscheinung, deren andere in dem Verhalten der unzufriedenen Massen selber liegt. Ueberall verworrenes Streben, dumpfes Drängen, nervöses Wehren. Nirgendwo eine klare Mehrheitbildung, nirgendwo ein biegender, brechender Wille und ein festes Ziel. Unter sothanen Verhältnissen ist der Moskauer Affaire, so verdießlich sie im Uebrigen sein mag, eine gewisse erfreuliche Bedeutung keineswegs abzusprechen. Sie kommt wie eine frische Brise in das lastende Gewölk des politischen Horizontes hereingefahren und verschafft uns wenigstens in dem einen Punkte betr. die Stimmung Süddeutschlands absolute Klarheit. Wem die neuliche Berufung eines badischen Gesandten an den Höfen von Stuttgart und München die Augen noch nicht geöffnet, wer sich von der matten Betheiligung des süddeutschen Bürgerthums an den Jubiläumsfeiern dieses Jahres nicht hat belehren lassen, der wird die Sprache des Prinzen Ludwig und den donnernden Applaus, welchen Süddeutschland dem Moskauer Redner gespendet, jedenfalls nicht mißverstehen; und so ist denn zu hoffen, daß unter den vielen Uebeln, welche uns bedrohen,

Digitized by Google

wenigstens dem wichtigsten, das uns die innere Eintracht im Reiche zu gefährden droht, in aller Bälde gesteuert werde.

Denn darüber täusche man sich nicht: so wie bisher, können wir unmöglich weiterleben. Das Beisammenwohnen der deutschen Stämme im Reichsverband ist ein so unerquickliches und verdrossenes, daß man sich nur wundern muß, wie ein Zwischenfall nach Art desjenigen in Moskau verhältnißmäßig noch so lange vermieden werden konnte. Die Eingeweihten wenigstens hielten dergleichen längst für unabwendbar, und wenn die hohe Politik in Preußen von dem offenen Geheimniß nichts erfuhr, das jeder simpelste Beobachter in jedem kleinsten Weiler Süddeutschlands erhorchen konnte, so hat dies, außer in der notorischen Wahrheitsscheu der einflußreichen Kreise, vielleicht darin seinen Grund, daß die tonangebende deutsche Presse sich noch immer nicht entschließen mag, von dem hohen Kothurn der traditionellen Behandlung politischer Fragen herunterzusteigen und sich einer mehr genrehaften, sittenbildlichen Darstellung zu befleißigen, wie sie einst die Engländer, vorab Steele und Addison cultivirt haben. Welches deutsche Blatt gäbe sich die Mühe, uns die intimen Vorgänge in der Volksseele zu schildern? Erst wenn sich diese geheimen Vorgänge zu Katastrophen verdichtet haben, erfahren wir etwas von ihnen. Leider ist es dann zu spät, um helfend einzugreifen Unsere Presse hat sich offenbar den Uebergang aus der absolutistischen in die parlamentarische Zeit allzu bequem gemacht. Indem sie die Politik aus den Händen der Autokraten in die Hände der Deputirten übergehen ließ, nahm sie aus alter Gewohnheit die Deputirten für Autokraten, vergessend, daß die Politik nicht von den Parlamenten, sondern von der schaffenden Volksseele durch Vermittlung der Parlamente gemacht werden soll.

Aus diesen Umständen ist es auch zu erklären, wenn gegenwärtig wieder im Sinne jener Kothurnpolitik, die Phrase vom „süddeutschen Particularismus" ertönt. Daß diese alte Alarmtrommel doch in die Rumpelkammer wanderte! Aber der hohen Politik fehlt es an einem geeigneten Instrumente, die discreten Töne der in der Seele des Süddeutschen wühlenden Stimmungen zu accompagniren, und so läßt sie denn ihr altes bewährtes cannibalisches Taratabummtara erdonnern.

Einen süddeutschen Particularismus giebt es heutzutage überhaupt nicht mehr; es giebt nur einen gewissen ethnologischen Gegensatz zwischen dem Nord- und Süddeutschen, der unter dem Einflusse politischer Motive bisweilen eine scheinbar particularistische Maske annimmt, ohne doch im Entferntesten an eine Lockerung des Reichsverbandes zu denken.

Hermann Bahr hat einmal den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschen dahin festgestellt, daß er Jenen den kritischen Verstand, Diesen das productive Genie, Jenen den beharrlichen Fleiß, Diesen die sorglose Hingabe an den Augenblick, Jenen weitausschauende Unternehmungen, Diesen Improvisationen unter dem Einfluß der Inspiration vindicirte. Er hatte bei seiner Beurtheilung vorzugsweise den Maßstab der Kunst im Auge; von einem allgemeinen Standpunkte betrachtet, scheint mir die Natur des Süddeutschen durch impulsive Ursprünglichkeit, die des Norddeutschen aber durch das gekennzeichnet zu sein, was Schopenhauer den „erworbenen Charakter" genannt hat. Dort also Natur aus erster, hier aus zweiter Hand, dort ungebrochene, hier gebrochene Farben, dort Temperament, hier Charakter, dort primäre Aeußerungen des Instincts, hier überlegte Aeußerungen der geschulten Persönlichkeit, dort Spontanetät, hier Selbstkritik, dort Naivetät, hier Reflexion, dort Sichgehenlassen, hier Haltung.

Der Unterschied ist also ein polarer, und es müßte seltsam zugehen, wenn aus solchen Gegensätzen der Charaktere nicht unaufhörlich Gegensätze der Wünsche und Bestrebungen sich ergeben sollten. Sehr seltsam wäre es auch, wenn nicht gerade der Süddeutsche mit seinem impulsiven Naturell es sein sollte, der die entstehenden Controversen an die große Glocke brächte und den häuslichen Zwist auf die Straße und das Forum hinausspielte. Der Norddeutsche aber sollte dem süddeutschen Bruder die Ausbrüche seiner Leidenschaft um so weniger nachtragen, als der Süddeutsche im Grunde ein kreuzbraver Gesell ist, der nicht aus Ränkesucht und Bosheit, sondern aus naiver Tölpelhaftigkeit und Derbheit krakehlt. Auch sollte der Norddeutsche darnach trachten, dem Süddeutschen, dem er an „Haltung" so sehr überlegen ist, eben durch „Haltung" und nicht, wie er es zu thun beliebt*), durch Besserwisserei, Anmaßung und Renommirsucht zu imponiren. In dieser Beziehung sollte für ihn die Erwägung maßgebend sein, daß er selbst in jedem Zwist mit dem Süddeutschen nothwendig schuldig befunden werden muß, schuldig aus demselben Grunde, weßhalb in jedem Zwist eines Mannes von Welt mit einem Naturburschen das Urtheil zu Ungunsten des Ersteren auszufallen pflegt. Man entgegne nicht, daß auch der Süddeutsche seiner Natur Gewalt anthun müsse, denn so gewiß er das thun muß und auch wirklich thut, so gewiß schließt dies Gebot für ihn die Forderung ein, sein ganzes Wesen, das, eben auf dem naiven Sichausleben beruht, in das Gegentheil zu verkehren. Auch fordere man nicht, daß der Süddeutsche niemals sein Bayern- oder Schwabenthum gegen sein Reichsbürgerthum ausspiele; der Bayer und Württemberger hat es wahrlich nicht so bequem, sich mit dem Reichsdeutschen zu identificiren wie sein preußischer Freund, der das Scepter der Hegemonie führt. Und so gut das Bayern- oder Schwabenthum mit dem Reichsbürgerthum zusammen bestehen kann, so ist doch die Innehaltung der feinen Grenze, wo sich beide berühren, ein zu schwieriges equilibristisches Kunststück, als daß der knorrige Süddeutsche es ohne gelegentlichen Fehltritt bewältigen könnte. Eher sollte der Preuße, der sich auf kluge Selbstbeherrschung so vortrefflich versteht, in wohlverstandenem Eigeninteresse auf die Betonung seines Preußenthums wenigstens so lange verzichten, bis der Süddeutsche zu größerer Routine des bundesbrüderlichen Betragens herangereift ist. Und selbst dann noch dürfte es sich für ihn empfehlen, das Reich nicht als ein erweitertes Großpreußen anzusehen! Das Preußenthum ist allerdings die zur Vorherrschaft allein befähigte Individualität unter allen deutschen Stämmen, aber es verdient diesen Vorrang nur dadurch, daß es über die beschränkte Ursprünglichkeit seiner Bundesgenossen hinausgewachsen ist und sich eines reflectirten Betragens zu befleißigen vermag. Möge es denn von dieser seiner Fähigkeit einen recht ausgiebigen Gebrauch machen und durch überlegenen Tact fortan das süddeutsche Draufgängerthum vor Emotionen bewahren.

In letzterer Hinsicht seien seiner ganz besonderen Rücksichtnahme die guten Bajuvaren empfohlen. Neben der allgemeinen Neigung der Süddeutschen zu jähen Affectausbrüchen kommen bei diesem grundbraven Volksstamme nämlich die Wirkungen einer Jahrhunderte langen Versimpelung durch pfäffische Erziehungskünste in Betracht, die sich in einem ausgebildeten Talent zu jener blinden Wuth äußern, welche man von Stier und Truthahn her kennt. Unglücklicher Weise befinden sich überdies die Bayern gerade jetzt, wo sie sich dem protestantischen Preußenthum acclimatisiren sollen, in einer sonderbaren Krise: so fest und treu sie nämlich zur schwarzen Zunft halten, so hat doch ein Hauch jenes Morgenwindes, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Welt weht, auch ihre Nase gestreift, und so tief sie im Mittelalter befangen sein mögen, so will ihnen doch — ganz unbewußt weßhalb — die jesuitische Zwangsjacke allmälig zu enge werden. Das ist nun ein recht sonderbarer Zustand für die guten Leutchen. Sie fühlen, daß ihnen etwas fehlt, aber sie wissen es nicht zu nennen, sie sind unzufrieden, und wissen nicht worüber, ihr explosives Naturell sucht nach einem An-

*) Man kann in den größeren Städten Süddeutschlands in dieser Hinsicht die leidigsten Erfahrungen machen.

Digitized by Google

laß zur Entladung, aber die angeborene Knechtseligkeit gegen Rom hindert sie daran, den rechten Blitzableiter für ihre Gefühle zu finden. In diese Gemüthsverfassung hinein predigt ihnen nun der Ultramontanismus den Haß gegen das Preußenthum, und siehe da, der Blitz, der den goldenen Gockel auf dem Kirchthurme zu treffen bestimmt war, schlägt mit gewaltigem Prasseln in die messingene Spitze der preußischen Pickelhaube! Dies Schauspiel ist lächerlich bis zur Caricatur; die Rolle aber, welche die Römlinge darin spielen, ist einfach perfid, ist unter aller Verachtung. Man betrachte diese internationale Gesellschaft, die sich nicht entblödet in majorem dei gloriam zu zerstören, was ein ganzes Volk in Jahrhunderte langem Ringen mühsam aufgebaut hat! Ihr Treiben erscheint um so nichtswürdiger, je blinder die Massen ihren Verführern gehorchen. Der bayerische Ultramontanismus versündigt sich in der That an den „Unmündigen", wenn er die politisch ganz naiven bayerischen Bauern gegen Preußen aufhetzt. Mag er nur so fortfahren! Seine Tage sind gezählt, selbst in Bayern. Was soll man auch von einer politischen Bewegung fürchten, die auf die Leidenschaftlichkeit der rückständigsten Elemente speculiren muß? „An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen": Die Tölpeleien, welche einzelne bayerische Preußenfresser aus Anlaß des Moskauer Zwischenfalles verübt haben, sprechen in dieser Hinsicht Bände. Derartige Affenstreiche sind Alles, was die ultramontane Hatz in Bayern zu leisten vermag. Will man ihr die Ehre anthun, sie mit dem Namen „Particularismus" zu belegen? Das hieße mit Kanonen nach Spatzen schießen.

Aber es giebt außer dem ultramontanen noch einen anderen „Particularismus" in Bayern, der in demokratischem Fahrwasser segelt und in allen Punkten das genaue Gegentheil von jenem ist. Ist jener desultorisch, so ist dieser planvoll, wendet sich jener an primitive Instincte, so appellirt dieser an die Intelligenz der Massen, vollführt jener täppische Hanswurstsprünge, so verfolgt dieser ein gescheidtes politisches System und verfügt über eine wohlorganisirte, schlagfertige Truppe. Die Betrachtung dieser letzteren Bewegung führt uns aus dem Bereich der blauweißen Pfähle in denjenigen der schwarzrothen hinüber, wo sie ihren Ursprung und ihre Wohnstätte hat.

Der Württemberger in seinem kleinen Lande, das er humoristisch das „Reichle" nennt, hat keinen Anlaß, dem chauvinistischen Großmachtkitzel zu huldigen, dem sein Nachbar zur Rechten gelegentlich ein verschwiegenes Opfer darbringt. Er ist nicht eifersüchtig auf Preußens Suprematie. Auch fehlt es ihm, da er protestantisch ist, an jedem Antrieb zur Intoleranz gegen die Hegemonie des Protestantismus. Obgleich impulsiver Natur, wie alle Süddeutschen, ist er doch weniger geradezu wie der Bayer, über dessen enggebundenen Sinn ihn überdies eine gute Dosis schlagfertigen Witzes erhebt. Eine lange Schulung in protestantischer Denkungsart hat ihn zu geistiger Mündigkeit geführt und eine ganz erstaunliche Bauernschlauheit ließ ihn schon zu einer Zeit nach constitutionellen Zielen trachten, wo noch ganz Deutschland einen politischen Kindergarten darstellte.

Auch der Schwabe ist dem Preußen nicht sonderlich gewogen. Aber wenn der bayerische „Particularist" in seiner zelotischen Dunkelkammer blindlings herumtappt, an festgemauerten Wänden sich den dicken Schädel einrennend, Schildbürgerstücklein vollführend, so richtet der Schwabe von der hohen Zinne seiner Alp das helle Auge in die freie Gotteswelt, prüft mit ruhiger Schlauheit Weg und Witterung und schreitet auf markigen Beinen entschlossen fürbaß.

Schwaben ist in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts ein Hauptsitz des Föderalismus gewesen. Eine Erinnerung hieran giebt dem heutigen schwäbischen Particularismus das Gepräge. Mit richtigem Urtheil hat der Schwabe in der preußischen Vorherrschaft eine centralistische Tendenz entdeckt, und gegen diese anzukämpfen, das ist sein ganzer „Particularismus". Mit dem Worte Centralismus aber verbindet er nicht den landläufigen Begriff: ihm ist Centralismus Alles, was die freie Selbstbestimmung beschränkt. Um das recht zu verstehen, muß man die Quelle kennen lernen, aus welcher diese Definition geschöpft wurde: es ist der Protestantismus. Als Protestant nimmt der Schwabe, der eine ernstreligiöse Natur ist, für sich das Recht einer selbstständigen Denk- und Handlungsweise in Anspruch, als Protestant erblickt er eine Beschränkung dieser Selbstständigkeit nicht nur im Ultramontanismus, sondern auch in der protestantischen Orthodoxie, und nicht nur in der Orthodoxie, sondern auch im Absolutismus, und nicht nur im Absolutismus, sondern in jeder staatlichen Bevormundung. Ein treuer Bürger, verlangt er unbedingtes Zutrauen von Regierung und Behörden, jedes Mißtrauen treibt ihn in die Opposition. Der Centralismus in einem Staatenbunde ist aber das systematisirte Mißtrauen und die von Preußen ausgehende Reaction ist nur ein Ausfluß dieses Centralismus. So sieht sich denn der Schwabe genöthigt, einer Regierung schroffen Widerstand zu leisten, deren höchste Aufgabe darin zu bestehen scheint, das Uhrwerk der Zeit rückwärts zu drehen, den Gang der organischen Entwickelung aufzuhalten, verbriefte Rechte und Freiheiten zu zertrümmern, Angst- und Ausnahmegesetze zu erlisten, das Gespenst des Bürgerkrieges an die Wand zu malen, mit der Clerisei und den Stillen im Lande schön zu thun und sich auf Gnade und Ungnade in die Arme eines verrotteten Krautadels zu werfen. Eine solche Regierung haßt der Schwabe, er haßt sie mit der ganzen Kraft seiner ungebrochenen Naturwüchsigkeit, und wenn er diesen Haß so lange und so standhaft in verschwiegenem Herzen bewahrt, bis ihm das Wort eines verehrten Prinzen die Zunge löst, so mag man ermessen, wie sehr die Behandlung, die er — im Verein mit den übrigen Reichsbürgern — von Seiten der Regierung erfährt, seiner unwürdig ist. Was aber von ihm gilt, das gilt mutatis mutandis von unzähligen Tausenden gleichgesinnter Bürger in allen Bundesstaaten südlich der Mainlinie. Vertrauensvoll haben sie das Geschick ihrer engeren Heimath in die Hände Preußens gelegt, vertrauensvoll halten sie, trotz allen Enttäuschungen, an Preußen fest; aber bisweilen, wenn sie eine lange Zeit hindurch stumm geduldet, schäumt denn doch ihr leicht erregbares Blut gewaltsam auf — — das ist ihr „Particularismus".

Preußen hat Unerhörtes geleistet, Deutschland groß zu machen; möge es nur ein bescheidenes Theil dieser Leistung darauf verwenden, das Deutsche Reich zu einer behaglichen Wohnstätte für die deutschen Bruderstämme herzurichten. Vom süddeutschen Particularismus wird man alsdann kein Sterbenswörtchen mehr vernehmen.

Der letzte Schuß im deutsch-französischen Kriege.

Von Dr. Otto Lang.

Wann, wo und von welcher Seite der Schuß abgegeben wurde, welcher der letzte völkerrechtlich legitimirte war von den unzähligen, die in dem ruhmreichen, aber auch männermordenden Feldzuge tödtliche Geschosse beflügelten, wird vermuthlich Viele zu erfahren reizen. Ihnen vermag ich hier Auskunft zu geben, nicht auf Grund ausgedehnter Ermittelungen, sondern einfach als Augenzeuge. Jene würden nur nöthig gewesen sein, wenn dem Kampfe auf seiner ganzen, unermeßlichen Front gleichzeitig Halt geboten worden wäre, denn dann hätte es, trotz der größten Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieses Commandos, doch wohl kommen können, daß die Geschütze und Gewehre noch an mehreren, weit von ein-

Digitized by Google

ander entlegenen Punkten bis zuletzt gedonnert und geknallt hätten; da würde die Frage, welches in Wahrheit der letzte Schuß gewesen, in der That sehr schwierig und vielleicht nur mit Zuhülfenahme minutiöser Zeitberechnungen zu beantworten sein. Nun schränkte aber der Waffenstillstandsvertrag, der eine Ecke Frankreichs ausschloß, hierdurch die letzte Kampfesfront auf eine leicht zu übersehende Strecke ein, welche dem einfachen Beobachter das Urtheil über die Vorgänge erlaubte.

Für uns vor Belfort dauerte der Krieg eben fort. Daß wir noch besonders kampfeswüthig und blutgierig gewesen wären, ließ sich gerade nicht behaupten; die Mehrzahl von uns war ermüdet und wäre wohl recht einverstanden gewesen, wenn man mit uns keine Ausnahme gemacht hätte. Das war aber selbstverständlich für uns kein Grund, in unserer Pflichterfüllung lässiger zu werden. Die etwas gereizte und unfreudige Stimmung, welche unleugbar, zumal unter den Officieren, herrschte, war vielmehr durch die Natur des Belagerungskampfes, dessen langwierige Entwickelung und den Einfluß der Witterungsunbilden auf den Gesundheitszustand gegeben. Was hilft der feuerigste Mannesmuth gegen unersteigbare Felsenmauern, gegen wohlgeschützte Festungsgeschütze und gegen schleichende Gesundheitsschädigungen? Die Belagerung des mit einem Gürtel von sechs Außenforts bewahrten, von seinem Felsenschlosse überragten Belfort, dessen Uebergabe durch Aushungerung zu erzwingen bei der geringen Einwohnerzahl ganz aussichtslos war, hatte man mit völlig unzureichenden Kräften an Truppen, Geschützen und sonstigem Material im Herbste begonnen; ein gesprengter Viaduct schloß den Eisenbahntransport schon in reichlicher Tagemarsch-Entfernung von der Einschlußlinie ab, weßhalb die Zufuhr von Proviant und Munition ungemein erschwert war. Gegen Weihnachten hatte man den Versuch einer Beschießung gemacht mit 28 in Straßburg erbeuteten Festungsgeschützen, welche in wenigen Stunden von Belfort aus wieder zum Schweigen gebracht wurden. Darnach nahmen die regelrechten Angriffsarbeiten an anderer Stelle, bei Danjontin, gegenüber den Forts Haute- und Basse-Perche, ihren Anfang. Während der ganzen Zeit hatte es aber nicht allein gegolten, den Feind in seinen Festungswerken immer enger einzuschließen und seinen Ausfällen zu begegnen, sondern auch den Rücken freizuhalten gegen Freischaaren und französische Truppen. Ueberallhin jedoch, wo es brenzlich zu werden drohte, hatten Theile unseres Regiments als einzigen Linien-Regiments bei der übrigens aus Landwehr gebildeten Belagerungs- (I. Reserve-) Division den Vorzug, hinbefohlen zu werden; auf diese Weise hatten mehrere unserer Compagnien schon wiederholt kriegerische Rundreisen um Belfort herum unter erschwerenden Bedingungen gemacht und war das Regiment monatelang in einzelne Bataillone verzettelt. In den Gefechtsberichten unserer Tagesblätter jedoch wurde der Thätigkeit der Unserigen kaum gedacht und desto mehr Anerkennung der Landwehr zu Theil; daß Linientruppen ihre Schuldigkeit thaten, das hielt man eben für selbstverständlich; von der Landwehr dagegen schien dies nicht in gleichem Maaße zu gelten, denn wozu dann das besondere Lob? Gegen Mitte des Januar nahte überdieß Bourbaki's Armee, an deren Zurückwerfung sich auch etwa die Hälfte unseres Regiments betheiligen durfte. Nun erst war es möglich geworden, die Ordnung in der Aufstellung der Belagerungstruppen besser zu erhalten und den Leuten mehr Ruhe zu gewähren. Auch mein Regiment war wieder zusammengezogen worden und hatte seinen Platz auf dem rechten Flügel der für den Angriff gewählten Front erhalten, von wo aus es mit je zwei Bataillonen sowohl an der Einnahme des Dorfes Perouse und der an dieses angrenzenden Wälder, als auch an dem verunglückten, opferreichen Sturmlauf auf die Forts Haute- und Basse-Perche theilgenommen hatte.

Dort traf ich das Regiment, als ich mit einem Ersatztrupp anlangte. Ich hatte es in der blutigen Schlacht von Gravelotte verwundet verlassen müssen und war nun sehr zufrieden, wieder in seine Reihen zu treten, da ich als Hinderniß, zu ihm zu gelangen, das Ersatzbataillon zu fürchten gehabt hatte. Bei Letzterem, das in Straßburg stand, hatte ich als officiersdienstthuender Vicefeldwebel mich zunächst wieder reconvalescent gemeldet, erfuhr da aber zu meiner Freude, daß ich demselben Seitens des Regiments noch gar nicht überwiesen sei. Diese Ueberweisung nun erst zu verlangen, bat ich natürlich dringend zu unterlassen; obwohl mir dies gewährt wurde, ließ man mich dennoch nicht gleich weiterziehen, sondern ich mußte erst zehn Tage lang ausharren, während deren ich drei Mal Wache beziehen durfte (der tägliche Wachtdienst beschäftigte 15 Officiere und 660 Mann! und übrigens durch den kleinen Dienst so beansprucht wurde, daß mir nicht einmal Muße zum Besteigen des Münsters blieb. Da meine Wunden noch nicht zugeheilt waren, befürchtete ich auch ein ärztliches Verbot meiner Weiterreise; aber der Arzt hatte bei unserem Ersatzbataillon gar nichts zu sagen und wurde deßhalb zumeist auch gar nicht befragt; als Bataillonsarzt fungirte nämlich aushülfsweise ein Student der Heilkunde, der soeben erst nach einem naturwissenschaftlichen Studium von vier Semestern das tentamen physicum bestanden hatte und demnach in die Heilkunde noch gar nicht eingeweiht war. So war ich denn froh, von Straßburg fort und in die frische Atmosphäre deutschen Männerkampfes zu kommen.

Daß ich mich in dieser Hinsicht geirrt hatte, wurde mir allerdings bald klar. Belagerungsdienst ist eben kein Felddienst, und der erfrischende Zug, der bis Gravelotte hin Gemüth und Sinne kräftigte, war der Gleichgiltigkeit und zum Theil sogar einer dumpfen Resignation gewichen. Von Ueberanstrengung konnte jetzt allerdings nicht mehr die Rede sein, denn nach zweitägigem Dienste in der vordersten Linie durften wir allemal drei Tage lang in dem uns zu Ruhequartieren angewiesenen, allerdings auch noch im Bereiche der Kanonen Belforts gelegenen und theilweise zusammengeschossenen Dorfe Vezelois faullenzen. Hier lebten wir, wenn auch nicht „wie Herrgott in Frankreich", so doch ziemlich opulent. Erstens nämlich durften wir uns, statt auf bloßes, bald zerlagertes Stroh, auf Strohsäcke strecken, welche nebst der ebenso lebhaft begrüßten Ergänzung des Bestandes von Messern und Gabeln für die Mannschaft eine Liebesgabensendung aus Magdeburg bescheert hatte, und zum Andern erhielten wir ziemlich reichliche Lebensmittel geliefert. Zwar deren eintönige Wiederkehr, ewig nur Rindfleisch und Schwarzbrod, und der Mangel von Kartoffeln, Gemüse, Käse, Milch, Eier und Bier wurde lebhaft beklagt; doch vor der völligen Entbehrung dieser Genüsse schützten uns einmal hin und wieder für den Einzelnen eintreffende Liebesgaben, dann aber und insbesondere unsere Capitalkraft: für Geld besorgten unsere Fouriere von Mülhausen her, wohin sie zum Lebensmittelempfang gehen mußten und deßhalb immer unterwegs waren, Bier (allerdings von geringer Güte) und Bratenstücke, und die von uns gezahlten Preise lockten einzelne Bauernfrauen sogar aus der Schweiz herüber, um uns Butter und Eier zu bringen, bis ihnen, glücklicher Weise erst zum Schluß der Belagerung, wegen Spionageverdachts durch Divisionsbefehl der Weg verlegt wurde. Der Langeweile wehrte ein ausdauerndes Scatspiel. So ließ es sich denn wohlleben, wenn wir auch den Neid nicht ganz unterdrücken konnten, so oft wir unserer Kameraden von Paris gedachten und uns vorstellten, in welch comfortabeln Schlössern und Landhäusern sich diese breit machten, wie sie sich auf Roßhaarmatratzen streckten und — sich an den Schätzen glücklich entdeckter Weinkeller gütlich thaten! Solche gab es bei uns nicht zu entdecken, sogar nach verborgenen Kartoffelkellern war vergeblich geforscht worden, und die Sorte von Wein, die unsere Marketender zu verkaufen hatten — es war Badenscher Seewein —, war ihnen vermuthlich von unserem Generalstabe empfohlen worden.

Digitized by Google

denn wer von ihr kostete, dem erschien dann sogar die saurste Dienstverpflichtung süß.

Daß wir Belfort noch mit Gewalt nehmen würden, das glaubten wir nicht. Zwar wuchs mit der allmälig erfolgenden Ergänzung des Mannschaftsbestandes, wozu bei uns, da unser eigenes Ersatzbataillon nicht mehr leistungsfähig genug war, noch dasjenige des Mutterregiments hatte beisteuern müssen, so daß hierdurch die Kopfzahl unserer Compagnie, wenn auch nicht auf die ursprüngliche 250, so doch auf 134 gesteigert wurde, — und der mit jedem Tage anwachsenden Belagerungs-Artillerie auch das Bewußtsein unserer Stärke; am Nachmittage des 8. Februar wurde ferner das Fort Haute-Perche als vom Feinde verlassen recognoscirt und dieser dann auch aus Basse-Perche vertrieben: diejenigen Festungswerke aber, welche uns noch zu erobern blieben, erschienen dermaßen befestigt und insbesondere das alle überragende Château so unzerstörbar, daß die Vorbereitung des Sturmlaufes noch sehr lange Zeit beanspruchen mußte. Dem Feinde war dabei keine Ermattung zuzutrauen; zwar schwieg sein Geschützfeuer tagsüber zumeist, da ihn die neu errichteten Batterien, zumal diejenigen mit den schwerfälligen bayerischen 24-Pfündern, die mit bewunderungswerther Sicherheit ihre Granaten in die einzelnen Schießscharten des Châteaus hineinwarfen, zu sehr belästigten; auch war er ersichtlich zu Sparsamkeit rücksichtlich der Granaten gezwungen, denn er schoß zumeist nur mit Vollkugeln. Diese waren uns jedoch in gewissen Beziehungen unangenehmer als wie Granaten, besonders wegen ihrer rasenden Flugbahn, welche sie mit ihrem, dem der Gewehrgeschosse ähnlichen schwirrenden Geräusche so schnell verfolgten, daß noch Deckung zu suchen kaum mehr möglich war, sobald man das Aufleuchten des Zündloches am feindlichen Geschütze, deren verschiedene Zielobjecte wir in dem so nahen Kampfverkehre schon ziemlich kannten, bemerkte; beim Granatschuß dagegen erlaubten wir uns sogar noch das Feuer aus der Rohrmündung und die bei Nacht feuerig gezeichnete Geschoßbahn am Himmelsgewölbe zu beobachten; dann war auch das Ricochetiren und Forttanzen der Vollkugeln bei hartgefrorenem oder ebenem Boden unangenehm. Dafür hatten sie aber auch einen Nutzwerth für unsere Leute, der so groß war, daß z. B., als mich eine solche Kugel am 7. Februar, wo ich Feldwache im Perche-Walde hatte, fast streifte, zwei meiner Leute herbeistürzten, nicht etwa meinetwegen, sondern um die Kugel, die noch einen langen Graben in den Boden gezogen hatte, sofort auszupuddeln, obwohl sie noch ziemlich heiß war; und wenn wir im Abenddunkel in unsere Ruhequartiere zurückzogen, wurden außer Ofenkästen und -röhren und sonstigem, aus der Vorpostenlinie gerettetem Hausgeräthe gewiß immer auch Kanonenkugeln mitgeschleppt. Aber wozu dienten sie denn? nun, als Kaffeemühlen! An solchen mangelte es sehr; denn von den bei Beginn des Feldzuges gelieferten Mühlen hatte die Mehrzahl längst aufgehört, brauchbar zu sein, auch wurde von jeher deren langsame Arbeit gerügt. Mit einer etwa einen halben Centner schweren Kanonenkugel, wie diese 16-Pfünder waren (die Gewichtsbezeichnung datirt ja noch aus der Zeit, wo sie aus Stein hergestellt wurden), geht es aber sehr schnell: man legt die Kaffeebohnen zwischen zwei auf den Tisch ausgebreitete Taschentücher, von denen natürlich zu wünschen bleibt, daß sie neuwaschen sind, und rollt dann die Kugel darüber her; in kürzester Zeit sind jene in verlangtem Maaße zerkleinert.

Aber, um auf die Hauptsache zurückzukommen, trotz vorerwähnter Verstärkungen und der Vorbereitungen zu einer großen Beschießung glaubten wir nicht, daß noch ernstliche Kämpfe bevorständen; hieran waren jedoch nur die zu uns dringenden Gerüchte von angeknüpften und andauernden Verhandlungen schuld. Parlamentäre, hieß es, verkehrten viel hin und wieder; hatte doch auch ich Gelegenheit, die ritterlichen Posen eines unserer Ordonnanzofficiere zu bewundern, der auf Befragen über den Zweck seiner Mission sehr geheimnißvoll that und es wohl auch billig thun konnte, da er den Inhalt des versiegelten Briefes, welchen er zum Feinde brachte, vermuthlich selbst nicht kannte. Man munkelte und tuschelte also viel von einer bevorstehenden Waffenruhe und prüfte schon alle Vorkommnisse und Erscheinungen daraufhin, ob sie für Krieg oder Frieden sprächen. Zum Zeichendeuter ist aber kein Soldat und auch kein Stabsofficier verpflichtet und so schien es unsere Vorposten-Commandeure zu verdrießen, daß auch sie nicht vom Stande der Dinge verständigt wurden; kamen sie doch in Verlegenheit, was sie thun sollten, wenn die Franzosen, vielleicht nur im Vertrauen auf getroffene Vereinbarungen, Schwächen zeigen würden, die zu Handstreichsversuchen, welche nur durch den Kriegszustand berechtigt waren, herausforderten, und die dann möglicher Weise den Feinden gerechten Grund gaben, über Völkerrechtsverletzung zu klagen.

Wir wußten also noch gar nichts Bestimmtes von einer zu gewärtigenden Waffenruhe, als die Reihe des Dienstes in erster Linie am Abend des 13. Februar wieder an unser Bataillon kam. Mir speciell war die Aufgabe zuertheilt, mit 100 Mann 3 bayerischen Batterieen, welche gerade der Hauptfront des Châteaus gegenüber und von diesem nur durch eine wenig breite Thalsenke getrennt, errichtet und schon seit mehreren Tagen in Thätigkeit waren, zur Bedeckung zu dienen. Bei Tage genügten hierzu zwei schwächere, von Unterofficieren befehligte Wachen, Nachts aber oder wenigstens für diese Nacht sollte der Posten bis zu genannter Höhe verstärkt werden; da mein Zug nicht die genügende Kopfzahl hatte, bekam ich hierzu von unserer 6. Compagnie 40 Mann geliehen. Der von mir einzuschlagende Weg zweigte vor dem Eingange nach Perouse von der Straße links ab und zog sich am Bergabhange in Gestalt eines seichten Laufgrabens in die Höhe.

Schon beim Anmarsche fielen uns längere Pausen im Schießen auf. Wir waren an den gemäßigten Rhythmus desselben ja schon gewöhnt; bei Tage wurde er nur von unserer Belagerungsartillerie angegeben, mit eintretender Dunkelheit aber secundirten die Franzosen; Perioden beschleunigter Tempi in dieser Symphonie gaben dem gesammten Auditorium zu verstehen, daß irgendwo was „los" sei. Heute Abend nun war es auffallend still; anscheinend spielten mehrere Musikanten schon nicht mehr mit, was natürlich in Gedanken mit den Waffenruhe-Verhandlungen in Verbindung gebracht wurde.

Der Laufgraben führte durch Wald hin und gleich oberhalb von Perouse an einer neuen Batterie vorüber, deren Ausrüstung eben erst begonnen wurde. Als ich an meinem Bestimmungsorte anlangte, fand ich die Batterien in Ruhe und keinen Officier darin, dem ich mich hätte melden können. Ein mir als ältester Artillerie-Unterofficier vorgestellter „Wallmeister" berichtete, daß die Officiere sich in ihre Quartiere begeben und die Weisung hinterlassen hätten, nur im Fall eines Angriffs zu feuern. Dies hörte sich also schon deutlicher wie Waffenruhe an, war aber noch immer nicht entscheidend. Ich stellte also meine Leute in dem hierzu auf dem linken Flügel der Batterie etwa 1 Meter tief in Kalksteinschichten eingeschnittenen Graben auf und suchte mir, ebensowohl des Ueberblicks halber als seiner Trockenheit wegen einen Standpunkt dicht hinter demselben.

Nun dauerte es nicht lange, bis ein Munitions-Transport nahte; der aufgethaute Boden erschwerte dessen Annäherung ungemein, die Fuhrleute mußten die Pferde in jeder Weise antreiben, und die Wagen knackten hier und da. Dieses Geräusch war dem nahen Feinde natürlicher Weise verdächtig und veranlaßte ihn, nach dessen Ursache zu forschen und zwar mittels Granaten; dieser ungewohnte Luxus, den sich die sonst nur mit Entsendung von Vollkugeln begnügenden Belagerten gönnten, fiel uns noch besonders auf. Zwei Schüsse waren nach meinem Standpunkte, drei nach der vorerwähnten, erst

Digitized by Google

in der Ausrüstung befindlichen Batterie gerichtet: es waren die letzten, schnell hintereinander abgegebenen Schüsse im deutsch-französischen Kriege! Als der letzte fiel, war es etwa 1/2 9 Uhr Abends am 13. Februar.

Darnach trat wiederum Stille ein, bald aber wurde es im Château drüben lebendig. Das kam mir unheimlich vor, so daß ich eine Patrouille zur Aufklärung entsandte, die aber in dem mit Draht verschnürten Vorlande bei der nächtlichen Dunkelheit wohl nicht weit gekommen sein mag; doch war ich schon vor ihrer Rückkehr über den Lärm unterrichtet und beruhigt, denn ich vernahm deutlich, daß sich die französische Besatzung mit Singen erfreute. Und was sang sie? „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!" Damit war mir nun ein genügendes Zeugniß der eingetretenen Waffenruhe gegeben; trotzdem durfte ich meinen Leuten noch nicht in gleicher Weise die Zügel schießen lassen und blieb lautes Sprechen und jedes Geräusch auch noch für diese Nacht verboten. Erst um 9 Uhr des folgenden Vormittags gelangte dienstlich die Nachricht vom Eintritt der Waffenruhe zu unserem Bataillon.

Die letzten Schüsse haben meines Wissens Niemand verletzt; nur eine Schädigung tragikomischer Art hatte mir der eine von ihnen zugefügt. Wie schon gesagt, stand ich oberhalb der sogenannten Tranchée, eingehüllt in einen neuen Paletot, den ich mir bei dem renommirtesten Militärschneider in Coblenz, wo ich als Verwundeter im Lazareth gelegen, hatte machen lassen und auf den ich nicht wenig stolz war; in seiner Tasche verwahrte ich mein Nachtmahl in Gestalt von Eiern, die ganz hart zu sieden ich meinem Burschen ausdrücklich aufgegeben hatte. Als nun die Franzosen zu schießen begannen und ich mich eben noch über ihren Granaten-Luxus verwunderte, bemerkte ich das Abfeuern eines gegen unsere Aufstellung gerichteten Geschützes; das Aufsteigen der Granate am Horizonte beobachtend, schätzte ich, daß dieselbe noch hinter uns niedergehen werde, aber gegen meine Erwartung senkte sie sich früher und in dem Augenblicke, in welchem ich sie vor mir auf der Brustwehr der Tranchée auffallen und platzen sah, hatte ich mich auch schon in diese hinabgeworfen. Verwundet hatte mich da kein Granatsplitter, aber als ich darnach in meine Tasche faßte, fühlte ich in Rührei. Dieser Schönheits-Makel hat den Verlust dieses Kleidungsstückes, den ich bald darauf zu beklagen hatte, mich leichter verschmerzen gemacht; als wir nach einem kurzen Aufenthalte im gesegneten Sadnethal bei Gray nach Belfort zurückmarschirten, verschwand er nämlich vom Compagnie-Wagen, so daß ich, im Schneegestöber Wache beziehend, die Schärpe als wärmende Leibbinde betrachten mußte.

Das letzte Wort aus ehernem Munde, dessen Aufgabe es ist, die ultima ratio regis zu verkünden, haben wir also den Franzosen gelassen. Diesen Ruhm, wenn es einer ist, werden wir ihnen wohl gern einräumen, zumal in unserer Freude darüber, daß jenem Schlußakte nun schon 25 Jahre gefolgt sind, in denen jenem Tod und Verderben auf uns speienden Munde Ruhe geboten blieb.

Literatur und Kunst.

Rom im Roman.

(Zola — Bourget — Telmann.)

Von Theophil Zolling.

Ein halbes Jahrhundert nach Eugène Sue und Karl Gutzkow reizt es ein paar Romandichter abermals, ihre Kraft an dem Weltproblem Rom zu versuchen. Als der erste Band des „Zauberers von Rom" erschien, stand der Katholicismus wieder einmal im Mittelpunkte der europäischen Politik. Das Irrlicht eines liberalen Papstes, Mazzini's Traum einer italienischen Föderativrepublik unter päpstlichem Vorsitz, Alles war entschwunden. Pius IX. wandte sich schroff von den Einheitsbestrebungen seiner Landsleute ab, schloß mit Oesterreich das Concordat, französische Bayonnette stützten seine Macht, und der deutsche Dichter hielt es für patriotisch, in dem wieder drohenden Streite der Waiblinger und Welfen vor „dem lieblichen Ton der Pfeife des Vogelstellers" zu warnen. Heute ist die Lage zu unserem Vortheil gründlich verändert. Ein protestantischer Kaiser und ein italienischer König sind erstanden, und der Zauberer von Rom sitzt zürnend in 25jähriger freiwilliger Gefangenschaft in der Leostadt, ohne freilich seine Ansprüche auf Rom und die Weltherrschaft aufgegeben zu haben. Er kann im deutschen Lager wohl noch Mißtrauen und Hemmnisse veranlassen, aber bildet sonst keine ernstliche Gefahr für uns. Um andere Güter, auf socialem Felde wogt jetzt der Kampf, und kein deutscher Dichter würde mehr, wie Gutzkow, mit dem römischen Kinderschreck unser Publicum aufregen. Dagegen findet sich das Rom-Thema noch in der italienischen und zumal französischen Literatur. Wie Verlaine und Huysmans mit einem Mal gläubig alles Heil von Rom erwarten, so der „ästhetische Genußmensch" Bourget. Im Rahmen der kosmopolitischen Tiberstadt stellt er ein elegantes Rassenschauspiel mit tragischem Ausgang dar, nicht ohne am Ende zur Strafe dafür, daß ihm das altehrwürdige Rom bloß ein internationaler Ort des Vergnügens wie Florenz, Nizza und St. Moritz erschien, Buße zu thun.*) Der große Naturalist und Demokrat Emile Zola aber steckt in seinem neuesten socialen Zeitroman**) das Ziel höher. Er will das ganze Rom in einem colossalen Panorama vorüberziehen lassen, die antike Trümmerwelt und die Monumente des Mittelalters, die nationale Hauptstadt der Italiener und das „Gefängniß" des katholischen Oberhauptes. Um seine Aufgaben zu lösen, folgt er seiner bewährten Methode, die er in den zwanzig Bänden der Rougon-Macquart zur Virtuosität ausgebildet hat. Die Erzählung und Gestaltung der Fabel, der eigentliche Roman, nimmt verhältnißmäßig den geringsten Raum ein und ist auch das Schwächste am ganzen Buch. Er zerfällt in zwei Theile. Die sentimentale Liebesgeschichte verdient nur eine kurze Abfertigung. Die Cardinalsnichte Gräfin Benedetta Brandini liebt ihren Vetter Prinzen Dario Boccanera seit ihren Kinderjahren und hat geschworen, nur ihm anzugehören. Obwohl ihr Onkel, ihre Tante, die ganze vaticanisch gesinnte Adelssippe und ihr eigenes Herz dagegen sind, gehorcht sie plötzlich ihrem patriotisch gesinnten Beichtvater und vermählt sich mit einem Mann des neuen Italien, dem Speculanten Grafen Prada. Warum sie in diese Ehe willigt, ist um so unbegreiflicher, als sie schon in der Brautnacht dem brutalen Ehemann widersteht und zu ihrer Mutter zurückkehrt, um sofort die Lösung der Ehe vom Heiligen Vater zu erwirken. Endlos zieht sich der geistliche Proceß in die Länge und kostet den beiden verarmten Adelsgeschlechtern ihr letztes Vermögen. Und die gelobte Tugend der Liebenden wird übel belohnt. Im Augenblicke, wo die vaticanische Behörde endlich die Ehe für ungiltig erklärt, stirbt Dario durch Gift, das seinem Onkel, dem Cardinal, zugedacht war. Seinem Jugendideal Victor Hugo getreu, erfindet der „unbeugsame" Naturalist einen hochromantischen Schluß. An Dario's Leiche, vor den Augen ihrer Dienerin und eines Pariser Abbés, entkleidet sich die keusche Benedetta, legt sich in die erstarrten Arme ihres Geliebten und stirbt in wohllüstigen Todesschauern an einem

*) Cosmopolis. (Paris, Lemerre.) Eine deutsche Uebersetzung in Engelhorn's Roman-Bibliothek.

**) Rome. (Paris, Charpentier.) Eine deutsche Bearbeitung erscheint gegenwärtig in unserer besten Romanzeitung: „Aus fremden Zungen", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, die auch eine dreibändige Buchausgabe vorbereitet.

Digitized by Google

Herzschlage. Und die Leichen halten sich so fest umschlungen, daß man sie nicht trennen kann. Ihre gebrochenen Augen, die man rechtzeitig zu schließen vergaß, starren sich noch immer an. Gemeinsam werden sie in einen Sarg gelegt, durch dessen Glasfenster man ihre Gesichter schaut. „Auf dem Grunde ihres dreifachen Sarges, für ewig getrennt, lächeln sie einander immer zu und sehen sich mit ihren hartnäckig offenen Augen an, vor sich die Ewigkeit für ihre unendliche Liebe." Spielte diese übersinnlich-sinnliche Romantik, die nicht ohne poetische Größe ist, statt in der taghellen Gegenwart im dunkelsten Mittelalter, so würde sie weniger unnatürlich, unmöglich und unkeusch gemahnen.

Die zweite Handlung des Romans ist noch dürftiger, aber wahrscheinlicher. Sie verknüpft „Rom" mit dem ersten Bande der Romanserie der drei Städte. Der Held von „Lourdes", Abbé Pierre Froment, vom dortigen Aberglauben angewidert, hat sich nach seiner Rückkehr in Paris den Werken der Barmherzigkeit gewidmet und sieht auf seinen Samariterwegen schaudernd die furchtbarsten Bilder von Elend, Krankheit und Verworfenheit. Er erkennt in der werkthätigen Liebe zu den Armen und Elenden die wahre Aufgabe des Katholicismus und schreibt darüber ein Buch: La Rome nouvelle — nach Zola's ausführlicher Inhaltsangabe ein bloßer Abklatsch der erst im vorigen Jahr erschienenen Schrift: Le Vatican, les papes et la civilisation von Georges Goyau mit einer Vorrede des Cardinals Bourret, Bischofs von Rhodez, und einem Nachwort des Akademikers de Vogüé. Und wie dieses Buch von der Congregation des Index verdammt worden ist, so soll nun auch Froment's „Neues Rom", obwohl ebenfalls von einem Bischof empfehlend bevorwortet, auf den Index gesetzt werden. Sogleich reist der ehrliche Abbé nach Rom, um sich und sein Buch zu vertheidigen, denn er ist überzeugt, daß der Papst, den er aus seinen Encykliken genau kennt, sich mit ihm in Uebereinstimmung befindet. Also ein neuer Luther oder besser: ein anderer Zola, denn es ist ja bekannt, daß der große Naturalist, dessen Romane Leo XIII. sonst gerne gelesen haben soll, mit seinem „Lourdes" in Rom so gewaltig angestoßen hat, daß ihm der Heilige Vater die erbetene Audienz versagen zu müssen glaubte. Zola schildert und spricht hier also eigentlich pro domo. Man braucht nur statt La Rome nouvelle — „Lourdes" zu setzen, und man erkennt überall Zola's Aerger über seinen eigenen Mißerfolg im clericalen Hauptlager.

Drei Monate bleibt Pierre in Rom und sucht vergeblich die geheime Censurbehörde der Kirche umzustimmen. Er geht von Pontius zu Pilatus, findet überall leere Versprechen und billige Ermahnungen. Prälaten, Cardinäle, Richter, alle wiederholen ihm in allen Tonarten, mild oder streng, daß sein Buch eine Ketzerei bedeute. Die römischen Abenteuer des Abbé Pierre oder eigentlich Zola's, der ebenfalls bis zuletzt den Papst zu sprechen hoffte, bilden das Rückgrat des Buches. Colportageromanhaft ist das eingeflochtene Erlebniß, wie ein Cardinal durch einen rachsüchtigen Landpfarrer einen anderen „papabile" durch Gift wegzuräumen versucht. Pierre-Zola lernt Rom nach und nach kennen, Stadt und Land, die schwarze Welt des Vaticans und die weiße Welt des königlichen Quirinal. Er sieht aber mehr als die meisten Beschreiber der ewigen Stadt. Seine Beobachtungsgabe erweist sich wieder einmal unvergleichlich scharf und umfassend. Nur Schade, daß er sich meist damit begnügt, Rom bloß zu beschreiben, statt es uns als Milieu seiner Gestalten erleben zu lassen. Nur die Adelspaläste dienen ihm als Schauplatz seiner Liebes- und Vergiftungsgeschichte Alles Uebrige ist Reisefeuilleton. Wir sehen Rom zu allen Tages- und Nachtzeiten, von verschiedenen Standpunkten, vom Monte Pincio, von Frascati aus; dann einzelne Stadttheile und Monumente. Großartig ist das Nachtbild vom Tiber, von der aristokratischen Via Giulia, dann die Trümmerwelt des Palatin, die Campagna und besonders die Aufnahmen vom Petersplatz und seinen Palästen, Museen und Gärten. Auch geschichtsphilosophische und kunsthistorische Betrachtungen werden dem guten Abbé Pierre in den Mund gelegt. Er beschwört aus Schutt und Moder das antike Rom der Cäsaren, den mittelalterlichen Schauplatz der herrschsüchtigen und kunstsinnigen Päpste, — dem Akademiker Gaston Boissier und seinen „Promenades archéologiques" oft wörtlich nachempfindend. Selbstständiger schildert Zola das moderne, nationale Rom freilich nicht mit der fein abstimmenden poetischen Kunst eines d'Annunzio, der den demokratischen Zeitgeist, die gran bestia, mit seinem Hasse verfolgt und den wackeren König Humbert und die edle Margherita aufrichtig beklagt. Zola ist von ganzem Herzen Demokrat, und sein italienisches Blut wallt patriotisch auf. Das moderne Italien, obwohl leider ein Genosse des bösen Dreibundes, hat seine volle Sympathie. Er glaubt die Zeit nahe, wo Rom ganz und gar italienisch und kaum noch etwas päpstlich gesinnt sein wird. Sogar für das Traumbild einer Einigung der sogenannten lateinischen Völker schwärmt er. Aber neben all dem Licht der verschönerten, gesünderen, modernisirten Roma gewahrt er auch die tiefen Schatten: die abscheulichen Betrügereien des panomino, die mißlungenen Speculationen auf eine Millionenstadt, der Bauschwindel, welcher ganze Stadttheile verwüstete und mit abscheulichen modernen Zinscasernen bedeckte, die jetzt als Trockenwohnung von dem aus Trastevere und dem Ghetto verjagten Proletariat bevölkert sind, der heillose Krach unter den Augen des Königs und des Papstes. Und diese moderne Welt ist nicht nur in Bildern abgezeichnet, sondern auch zu Gestalten verdichtet: der altrömische Adel, der sich immer mehr und mehr dem Königthum anschließt, die energischen Geschäftsmänner aus Norditalien, die Rom wie ihre Beute ausschlachten, die abgefeimten Neapolitaner, die im Trüben fischen, das Parlament terrorisiren und sogar Minister werden. Daneben, weil Zola wieder einmal ganz vollständig sein und Alles erschöpfen will, die mißlungenen Phantasiefiguren eines gewaltthätigen Socialisten und eines dummen Jungen von Anarchisten. Nur das moderne Rom der Künstler vergißt Zola wunderlicher Weise fast ganz; flüchtig wird bloß die Akademie der Villa Medici erwähnt, wo der unvermeidliche Pierre die jungen Franzosen um diesen sorgenlosen klösterlichen Aufenthalt beneidet, aber doch in die belebende Frische des modernen Kunstlebens, nach Paris verweist. Hier tritt ergänzend Conrad Telmann's Roman: „Unter römischem Himmel" ein, der uns ganz andere und zwar sehr trübe Bilder vornehmlich vom deutschen Kunstproletariat, von römischen Künstlern und Mäcenen, vom Künstlerverein und Carneval entrollt.*) Oder noch besser Bourget's „Kosmopolis", wo ein amerikanischer Maler mit seinen vornehmen Modellen eine Hauptrolle spielt. Dieses künstlerische und kosmopolitische Rom hat Zola kaum gestreift. Sonst machen seine römischen Prinzen und Prinzessinen den Eindruck der Echtheit. Bourget mag sie besser kennen, auch mit feinerem Pinsel und mit mehr Geist zeichnen, sie leben aber viel weniger, schon darum, weil der Autor, der eben doch mehr Kritiker als Erzähler ist, sich immer wieder dazwischendrängt, um uns ihre Gedanken zu schildern, zu erklären, zu analysiren. Die Leute nennen das dann Psychologie. Uebrigens hat sich Zola offenbar auch von „Kosmopolis" beeinflussen lassen. Einige Figuren Bourget's finden wir bei ihm wieder, so den alten Garibaldiner, die römischen Clubmen nach Pariser und Londoner Muster, auch einige Scenen, wie den Besuch in den Katakomben, indessen giebt sich Bourget doch wenigstens die Mühe, seine Handlung in diese Milieus hineinzucomponiren, wie das Duell beim

*) Verlag von Carl Reißner in Dresden. Im Uebrigen ein echter deutscher Familienblattroman mit spannender Romantik und ohne literarischen Werth. Will man Telmann's Begabung schätzen lernen, so halte man sich an seine kleineren Erzählungen. So veröffentlicht er gegenwärtig in der socialistischen „Neuen Zeit" eine meisterliche Berliner Novelle: „Das Ende vom Lied".

Digitized by Google

Denkmal der Cäcilia Metella an der Via Appia. Auch die Belauschung des Papstes auf seinem Spaziergang in den vaticanischen Gärten ist in „Kosmopolis" vorgezeichnet. Und eine Bourget'sche Figur — wenn nicht Bourget selbst — ist Zola's schwacher, überfeiner Decadent Narcisse Habert, der nur Augen für Botticelli hat und für Bernini schwärmt, während Pierre zu Michel Angelo hält, dessen Schaffenskraft sich der robuste Zola congenial fühlen mag. Ob er, wie Gustave Deschamps im „Temps" behauptet, für die Botticelli-Schwärmereien wirklich eine Abhandlung des Versailler Museumscustos Pérales benutzt hat, ist gleichgiltig, denn er hat schöpferisch einen prächtigen Charakter daraus gemacht. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", sagt Goethe.

Neben dieser auflebenden „weißen" Welt nun das sich schon graufärbende schwarze Rom. Hier hat Zola leider nur die Außenseite kennen gelernt, wie sie sich jedem Touristen auf der Straße, in den Kirchen, bei Processionen darbietet. Es ist die rastlose, bunte Welt der Priester, Mönche, Seminaristen. Die öffentlichen Prunk- und Massenscenen vom päpstlichen Hofe, der Empfang des Peterspfennigs, die Messe in St. Peter sind mit suggestiver Gewalt geschildert. Auch feinere Genrebilder fehlen nicht. Mehrmals geht im Hintergrunde der Papst vorbei, einmal in einer prachtvollen Vision im vaticanischen Museum.

Ach, dieser Papst, dem man nicht mehr begegnet, den man nicht mehr sieht, dieser Papst, der den gewöhnlichen Menschen verborgen ist — gleich einer jener furchtbaren Gottheiten, der nur die Priester allein in's Angesicht zu schauen wagen! Er hat sich in diesen prächtigen Vatican eingeschlossen, den seine Vorfahren aus der Renaissance für riesige Feste gebaut und geschmückt hatten; dort lebt er, fern von der Menge, im Gefängniß, zusammen mit den schönen Männern und den schönen Frauen Michel Angelo's und Raffael's, mit den marmornen Göttern und Göttinnen! Rings um ihn strahlt der Olymp und feiert die Religion des Lichtes und des Lebens. Das ganze Papstthum badet sich hier mit ihm im Heidenthum. Welch ein Schauspiel, wenn dieser gebrechliche Greis in den reinen, weißen Gewändern durch diese Galerien der Antikensammlung kommt, um sich in die Gärten zu begeben! Rechts und links stehen die Statuen mit all ihrem nackten Fleisch und sehen ihn vorübergehen; da ist Jupiter und da ist Apollo, da ist Venus, die Herrscherin, und Pan, der Weltgott, dessen Lachen zu den Freuden der Erde ertönt. Nereiden baden sich in der durchsichtigen Flut, Bacchantinnen wälzen sich schleierlos in dem heißen Grase, Centauren galoppiren dahin, auf ihren dampfenden Rücken lüsterne schöne Mädchen tragend. Ariadne wird von Bacchus überrascht, Ganymed liebkost den Adler, Adonis entflammt die Paare mit seiner Gluth. Und der weiße Greis schwankt auf seinem Tragsessel vorüber, mitten durch diesen Triumph des Fleisches, diese prunkende, verherrlichte Nacktheit, die die Allmacht der Natur, die ewige Materie verkündet. Seitdem man sie wiedergefunden, ausgegraben, gewürdigt hat, herrscht sie hier von Neuem unvergänglich; vergeblich hat man an den Statuen Weinblätter angebracht, sowie man die großartigen Figuren Michel Angelo's bekleidete: das Geschlecht flammt, das Leben überströmt, der Same kreist wildfluthend durch die Adern der Welt. Dicht daneben ist die unvergleichlich reichhaltige vaticanische Bibliothek, wo das ganze menschliche Wissen schlummert; und wenn eines Tages die Bücher dort ebenfalls erwachen und mit lauter Stimme sprechen würden, wie die Schönheit der Venusse und die Manneskraft der Apollos spricht, so würde es eine noch viel schrecklichere Gefahr, eine Explosion sein, die den Vatican und selbst St. Peter stürzen würde. Aber der weiße, durchsichtige Greis scheint nichts zu hören, nichts zu sehen, und die gewaltigen Jupiterköpfe, die Herkulestorsen, die Antinousse mit den wollüstigen Hüften stehen weiter da und sehen ihn vorüberziehen.

Zola's altbekannte Marotte, Alles zu symbolisiren, bringt manchen poetischen Effect hervor, ist aber oft unausstehlich, zumal diese Leitmotive mit denselben Worten immer wiederkehren. Wie die Deutschen jedes Mal lourds oder trapus genannt werden, wie die unglückliche Liebesgeschichte voller Symbolik steckt, denn die zerstörte Ehe Benedetta's mit Prada bedeutet die unfruchtbare Vermählung des neuen Italien mit dem adeligen Rom, das weder den Anblick des Elends vertragen noch arbeiten und zeugen kann, — so wird die Dogmen-Starrheit des Vaticanismus und die freiwillige Gefangenschaft des Papstes symbolisirt durch das schwere Broncethor am St. Petersplatze. Und ein anderes Symbol spielt die Rolle der Rougon-Macquart'schen Vererbung: Das Blut des Augustus. Nach Zola's Meinung hat dieser altkaiserliche Größenwahn, der von Rom unzertrennlich ist, auch die italienische Regierung ergriffen. Italien wollte in 25 Jahren jene Einheit und Größe schaffen, wozu andere Nationen Jahrhunderte gebraucht haben. Man schuf die große Nation ohne zu rechnen. Das Kriegs- und Marinebudget verschlang Millionen. Ueberall verschwenderische Ausgaben für Canäle, Häfen, Eisenbahnen, Straßen, in allen Städten riesige öffentliche Ausgaben. In Rom allein kostete der Neubau des Kriegsministeriums zehn Millionen, der des Finanzministeriums fünfzehn Millionen. Hundert Millionen wurden für die noch immer unvollendeten Quais ausgegeben, und mehr als 250 Millionen in die Befestigungsarbeiten rings um die Stadt gesteckt. „Es war stets das Aufflammen des verhängnißvollen Hochmuthes, jener Drang nach allzu großen Plänen und die Welt zu blenden, zu erobern, der immer entsteht, wie nur der Fuß das Capitol betritt." Ueberall in Rom entdeckt Zola das verhängnißvolle augustische Blut, denn nach seinem Wahn sind die Päpste stets die Herren Roms gewesen. Hätte er als Quellen nicht bloß einige seichte Tagesschriftsteller benutzt, die alles ihren französischen Lesern Unangenehme verschweigen, so würde er wissen, daß bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die von ihm vergessenen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation die Herren in Rom waren. Von den Päpsten, die die Tiberstadt mit Riesenbauten bedeckten, ist kaum einer ein geborener Römer mit dem Blute des Augustus. Zola kennt eben die classischen Werke eines Ranke und Gregorovius nicht einmal den Namen nach, und ihr Studium hätte ihm auch zu viel Arbeit gekostet und die Zusammenstellung seines Romans ungebührlich erschwert.

Sind also die Geschichtsconstructionen Zola's oft sehr kühn und anfechtbar, so imponirt doch seine Gestaltungskraft auch dort, wo es nicht Geschautes zu schildern gibt. Wir wissen, daß es der Papst abgelehnt hat, ihm Modell zu stehen. Das hat für Zola jedenfalls den Vortheil, daß er nun um so freier über ihn sprechen kann. Und seine Gewährsmänner und Quellen haben ihn gut bedient. Das Bildniß des Papstes ist lebendig, beseelt und — natürlich! — vollständig; im Ganzen auch respectvoll, wenngleich mancher Klatsch mit unterläuft. Wir sehen das ganze Tagewerk des unermüdlichen und geistesfrischen Greises, lernen seine Gewohnheiten kennen, seine großen Tugenden, seine kleinen Menschlichkeiten, die der Naturalist mit besonderem Behagen hervorhebt, um ihn uns durch solche intime Züge näher zu bringen. Wo Bourget — siehe der päpstliche Spaziergang — in fromme Verzückung vor dem „höchsten Bischof" mit dem „unendlich milden Lächeln um den geistreichen Mund" verfällt, der „nie eine Klage ausgesprochen hat und doch nur noch diese Hufe Landes besitzt, wo er sich frei bewegen kann", bleibt Zola nüchtern, kalt, scharfer Beobachter und unerbittlicher Porträtist. Sein „Papst des Jenseits", zu dessen Füßen die Frauen ohnmächtig werden, weil sie hinter ihm Gott sehen, ist klatschsüchtig, mißtrauisch, fürchtet immer Giftmischer, liebt das Geld, ist sogar geizig. „Wenn auch das nothgedrungene Aufgeben der weltlichen Macht den Papst stärkt, indem es ihn von den Schwierigkeiten eines unablässig bedrohten kleinen Königs befreite, so blieb doch das Bedürfniß nach Geld wie ein Bleigewicht an seinen Füßen hängen." Pierre ist anwesend, als der Papst in feierlichem Empfang den Peterspfennig entgegennimmt, drei Millionen in Gold, Silber und Noten nebst den Juwelen, die die Frauen hinwerfen, und sieht im Geiste, wie der erhabene Greis die drei Millionen mit den gebrechlichen Armen in seine Zimmer trägt, seine Dienerschaft verabschiedet, seinen Schatz zählt und ordnet und in seinen geheimen Fächern verschwinden läßt. „Er allein kennt genau den Betrag; er allein lebt mit diesen Millionen, über die er als unumschränkter Herr verfügt, ohne Jemand Rechenschaft abzulegen. Er verläßt daher auch nicht sein Zimmer, wenn die Dienerschaft aufräumt. Nur widerstrebend willigt er ein, auf der Schwelle des Nebenzimmers stehen zu bleiben, um den Staub zu vermeiden. Wenn er für einige Stunden fortgeht, um sich in

Digitized by Google

den Gärten zu erholen, so verschließt er die Thüren doppelt und nimmt den Schlüssel mit, den er nie Jemand anvertraut.“ Aber Zola's Gewährsmann beschuldigt den Papst nicht der Geldgier, die das Gerücht ihm zuschreibt, denn er liebt das Geld nur wegen der ihm innewohnenden Kraft, die es dem Papstthum verleiht. Er selbst ist sparsam, bedürfnißlos, kennt keinen Nepotismus. Seine drei Neffen und beiden Nichten sind arm. Sein eigenes kleines Privatvermögen hat er ganz von dem Eigenthum des Heiligen Stuhles geschieden. Er setzt seinen Stolz darein, seinem Nachfolger die unbesiegbare Waffe, das Leben spendende Geld zu hinterlassen. Freilich hat er zu Zeiten schwere Einbußen erlitten. Dieser Papst wurde im Angesichte der römischen Spiel- und Bauwuth von dem allgemeinen Rausch mitergriffen und wollte „sich an der Geschäftsbewegung bereichern, die die von ihm als Räuber behandelte italienische Regierung entfesselte, bis dann der unvermeidliche Krach auch ihn in Mitleidenschaft zog, so daß er in der gewaltigen Katastrophe, die er eigentlich sonst hätte herbeiwünschen sollen, Millionen verlor.“ Und Zola spürt noch weiter. Wie Pierre sich fragt, wer wohl sein Buch denuncirt habe, welcher Bischof, welcher Cardinal, welcher Richter der Index-Behörde, und überall Feinde sieht und diese zu überreden, zu entlarven bestrebt ist, so fragt zwischen den Zeilen auch der verdrießliche Zola, wer ihn beim Papste so angeschwärzt haben kann, daß ihm die Audienz verweigert wurde. Und in seinem mißtrauischen Sinn hat er bald den wahren Feind erkannt: die Jesuiten. Es ist ein unfaßbarer, unpersönlicher, allgegenwärtiger Gegner, und darum verschmäht er es, ihn in seinem Buche, gleich Eugène Sue und Gutzkow, in einer Gestalt zu verkörpern. Nicht einmal den Ordensgeneral zeichnet uns Zola, denn Jesuiten, heimliche Jesuiten sind sie alle, die Cardinäle, Bischöfe, alle ohne Ausnahme. Und wir sehen in der Unterredung zwischen dem wißbegierigen Pierre und dem von den Jesuiten geplagten Geheimschreiber Boccanegra's, wie ein Cardinal nach dem andern als Jesuit denuncirt wird — bis zu dem längst erwarteten Knalleffect des Romans:

„Nun, und der Papst selbst, Leo XIII.?“

Don Vigilio zögerte ein Weilchen; seine Lider zuckten leicht. „Leo XIII.? Jesuit, Jesuit! O, ich weiß, es heißt, daß er zu den Dominicanern hält, und wenn man will, ist das wahr; er glaubt, von ihrem Geiste beseelt zu sein, hat den heiligen Thomas wieder zu Ehren gebracht, auf seiner Doctrin die ganze geistliche Lehre wieder hergestellt. Aber man kann auch Jesuit sein, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen; der jetzige Papst wird das berühmteste Beispiel dafür sein. Studiren Sie doch seine Handlungen, geben Sie sich über seine Politik Rechenschaft: Sie werden darin die Ausströmung, die Thätigkeit der Jesuitenseele selbst sehen. Das kommt daher, weil er unbewußt davon durchtränkt ist, weil alle Einflüsse, die direct oder indirect auf ihn wirken, von diesem Herde ausgehen. Warum glauben Sie mir nicht? Ich wiederhole, sie haben Alles erobert, Alles aufgesogen — Rom gehört ihnen, von dem niedersten Schreiber an bis zu Seiner Heiligkeit selbst!“

Er sprach weiter und beantwortete jeden Namen, den Pierre anführte, mit dem störrischen, wahnsinnigen Schrei: „Jesuit, Jesuit!“ Es schien, daß man in der Kirche nichts Anderes mehr sein könne, daß die Wahrheit dieser Erklärung von einem Clerus dargethan wird, der gezwungen war, sich mit der neuen Welt zu vertragen, wenn er seinen Gott retten wollte. Die Heldenzeit des Katholicismus war beendet; er konnte fortan nur noch durch Schlauheit und List, durch Zugeständnisse und Anbequemung leben.

Glücklicher als sein Verfasser, hat nun endlich Pierre die ersehnte Audienz beim Heiligen Vater. In Charles Benoist's „Souverains, hommes d'Etat, hommes d'Eglise“ fand er eine genaue Beschreibung der päpstlichen Gemächer. Er hat sie, wie Deschamps nachgewiesen, wörtlich benutzt. Diese nächtliche Audienz beim Papste, die sechs menschenleeren Vorzimmer, der Pontifex selbst — diese Scene ist der Höhepunkt des Romans, eine Meisterleistung, obwohl Zola auch hier wieder in seinen alten Fehler der pedantischen Sucht nach Vollständigkeit verfällt und die Erzählung und Schilderung jeden Augenblick mit langweiligen Leitartikeln über Papst Leo, seine Vorgänger, seine Politik (nach Georges Goyau) unterbricht. Sonst ist die Scene schön, groß und ergreifend, wie der Papst väterlich zu dem socialkatholischen Schwärmer spricht, mild und streng, bedeutend und banal, aber in jedem Worte etwa so, wie Leo sprechen könnte, sprechen müßte. Es ist Mode geworden, über solche Haupt- und Staatsactionen im Roman zu spötteln und sie mit dem Hinweis auf Gödsche-Retcliffe, Louise Mühlbach und Samarow abzufertigen, aber sehr mit Unrecht, wenn sie in historischem und künstlerischem Geiste wie hier nachempfunden sind. Pierre hört den Papst ruhig an, mit wachsendem Erstaunen und sieht immer klarer, daß es da nichts mehr umzustimmen, zu überzeugen, zu ändern giebt. Und als er sich zuletzt im Namen der duldenden Menschheit dem Heiligen Vater schluchzend zu Füßen wirft, wird ihm unerbittlich zur Antwort: „Mögen die Menschen leiden, die Kirche kennt nur die eine Rücksicht, das Dogma unangetastet zu erhalten und die weltliche Macht wieder zu erringen.“ Was nützt also da noch ein weiteres Wort? Wie einst sein demokratischer College und Landsmann Lacordaire bekennt Pierre seinen Irrthum und unterwirft sich löblich.

Der Papst hatte mit einer vertraulichen Geberde wieder nach seinem Glase Syrup auf dem Tischchen gegriffen und rührte es, ehe er den letzten Schluck trank, mit dem langen, vergoldeten Silberlöffel noch ein Mal um. Pierre fiel es besonders auf, daß er wieder wie zu Anfang so zusammengefallen aussah und von seiner hehren Majestät herabgesunken zu sein schien; er glich einem sehr alten Kleinbürger, der einsam sein Glas Zuckerwasser trank, ehe er sich zu Bette legte. Die Gestalt war, nachdem sie wie ein am Zenith aufsteigender Stern zugenommen und gestrahlt hatte, wieder am Horizont, knapp am Boden, in ihre menschliche Mittelmäßigkeit untergesunken. Mit seinem dünnen Halse, der dem eines kleinen, kranken Vogels glich, mit seiner greisenhaften Häßlichkeit, erschien er ihm wieder kränklich, gebrechlich. Und Pierre wurde von Neuem von dem auf den Knieen des Papstes liegen gebliebenen Schnupftuch, von der unsauberen, mit Tabak befleckten Soutane gestört, die er einen Augenblick nicht mehr gesehen hatte. Er empfand nichts mehr als ein gerührtes Mitleid mit einem so hohen, reinen und weißen Alter, nichts als eine tiefe Bewunderung für die hartnäckige Lebenskraft, die sich in die schwarzen Augen zurückgezogen hatte, nichts als die ehrerbietige Hochachtung des Arbeiters vor dem großen, von so zahllosen Gedanken und Handlungen überströmenden Gehirn mit seinen unermeßlichen Plänen. Und während dieser letzten Minute hatte Pierre eine seltsame Vision. Es war ein wahrer Spuk. Während er die elfenbeinerne Stirn des Heiligen Vaters betrachtete, während er an sein hohes Alter dachte, bei dem ihn der geringste Schnupfen wegraffen konnte, fiel ihm durch eine unwillkürliche Ideenverbindung die übliche wild-große Scene ein: Pius IX., Giovanni Mastai, vor zwei Stunden verschieden, das Gesicht mit einem weißen Linnen bedeckt, von der verstörten päpstlichen Hausgenossenschaft umgeben; Cardinal Pecci, der Cardinalkämmerer, nähert sich dem Todtenbette, läßt die Hülle entfernen und schlägt drei Mal mit seinem silbernen Hammer auf die Stirn des Leichnams, jedes Mal den Ruf ausstoßend: Giovanni, Giovanni, Giovanni! Und da der Leichnam nicht geantwortet hat, dreht sich der Cardinal, nachdem er sich einige Secunden geduldet, um und spricht: „Der Papst ist todt!“ Zu gleicher Zeit erblickte Pierre da unten in der Via Giulia den Cardinal Boccanera, den Cardinalkämmerer, der mit seinem silbernen Hammer wartet, und sah vor sich Leo XIII., Joachim Pecci, wie er, seit zwei Stunden verschieden, das Gesicht von einem weißen Linnen bedeckt, von seinen Prälaten umgeben, in diesem selben Zimmer liegt. Und er sieht, wie der Cardinalkämmerer sich nähert, die Hülle entfernen läßt, und drei Mal auf die elfenbeinerne Stirn schlägt, indem er jedes Mal den Ruf ausstößt: Joachim, Joachim, Joachim! Dann, da der Leichnam nicht antwortet, dreht er sich, nachdem er sich einige Secunden geduldet, um und spricht: „Der Papst ist todt!“ Erinnerte sich Leo XIII. an die drei Schläge, die er Pius IX. auf die Stirn gegeben — fühlte er manchmal auf seiner Stirn die eisige Furcht vor den drei Schlägen, die tödtliche Kälte des Hammers, mit dem er den Cardinalkämmerer, den unversöhnlichen Gegner bewaffnet hatte?

„Gehen Sie in Frieden, mein Sohn“, sprach endlich Seine Heiligkeit wie zu einem letzten Segensspruch. „Ihr Fehler wird Ihnen erlassen werden, da Sie gebeichtet haben und Abscheu darüber bezeigen.“ Ohne zu antworten, entfernte sich Pierre, dem üblichen Ceremoniell gemäß, rückwärts schreitend. Seine Seele war geängstigt; er nahm die Demüthigung als die verdiente Strafe seiner Chimäre hin. Drei Mal verneigte er sich tief; dann schritt er aus der Thür, ohne sich umzudrehen, gefolgt von den schwarzen Augen Leo's XIII., die nicht von ihm wichen. Trotzdem sah er noch, wie er wieder nach der Zeitung griff, deren Lectüre er unterbrochen hatte, um ihn zu empfangen. Die beiden Lampen brannten mit ruhigem, unbeweglichem Licht; das Zimmer versank wieder in seine große Stille und seinen unendlichen Frieden.

Der Abbé Pierre, enttäuscht, aber nicht gebrochen, kehrt nach Paris zurück. Ehe er Rom verläßt, kommt ihm zufällig ein freigeistiges Schulbuch unter die Hände, das — zum

Digitized by Google

wievielten Male wohl? — ihm die Schuppen von den Augen fallen läßt. Ja, da liegt die Wahrheit! Die Jugend soll aufgeklärt werden, um sie vor dem Aberglauben zu bewahren und zum Kampfe wider das herrschsüchtige Rom stark zu machen. Das Heil der Zukunft liegt in der Aufklärung, der Wissenschaft, der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wahrheit! Pierre wird nun wohl im dritten Bande der Serie ein Buch über das wahre Rom schreiben, vielleicht auch ein neuer Lamennais, eine Art gallicanische Kirche gründen. Rom würde und könnte darüber lachen. Der Socialismus, der sich so gern als die werdende neue Religion bezeichnet, erst recht. Wer wird zuletzt lachen?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Frauenstaate.

Von Gustav Bessmer.

Sie war keine der Frauen, die schon bei kleinen Verstößen des Gatten von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machen, auch ließ ihr ihre Stellung als Docentin der Geschichte an der städtischen Hochschule wenig Zeit, sich um sein Wirken im Haushalt zu kümmern. Dazu kam noch, daß sie kein Interesse für eine so ausschließlich männliche Thätigkeit besaß. So hatte sie denn geschwiegen, als sie ihn kürzlich ertappte, wie er beim Baden der Kleinen in einem antiquarischen Zeitungswisch las; sie hatte noch vor wenigen Stunden in rücksichtsvollster Weise von den Speisen gegessen, die er — unter Assistenz des Küchenburschen — hatte anbrennen lassen; aber seine jüngste That bedurfte denn doch der Rüge.

Etwas früher denn gewöhnlich aus dem Colleg kommend, war sie schon auf dem Flur durch Lärm aufmerksam geworden. Mit leisem Druck hatte sie die Wohnzimmerthüre geöffnet. Das Bild, das sich ihr geboten, hatte das Zulässige überschritten.

Eine ihrer Cigarren im Munde, hatte er auf dem Schallkasten des mechanischen Pianos gesessen; der Hausbursche hatte die Kurbel des Instrumentes gedreht; auf dem Teppich hatten sich die beiden Aeltesten gebalgt ... So also erfüllte er die Erziehungspflichten, die ihm oblagen, so verbrachte er die Zeit, die der Arbeit im Haushalt gewidmet sein sollte! ... Kein Wunder, lag Staub auf den Möbeln, hatte die Wäsche Risse und sprachen Kleidung und Schuhwerk der Kinder stumm aber beredt von einem unordentlich geführten Hauswesen. Hohe Zeit war's, ihm dies vor Augen zu führen, nöthigenfalls ein Machtwort zu sprechen. Schließlich — wozu war sie die Frau, wenn sie keinen Gebrauch machte von dem Uebergewicht, das Geschlecht, Staat und Sitte ihr einräumten! ... Sein Geschlecht war nun einmal einer ernsteren Lebensauffassung unfähig; allerdings hatte die Natur ihm in dieser Thatsache einen Entschuldigungsbrief mit auf die Welt gegeben ...

Seufzend setzte sie sich an den Schreibtisch ihres Bücherzimmers — sie liebte es nicht, sich im Wohnzimmer, das zugleich als Kinderzimmer diente, aufzuhalten — sah die eingelaufenen Briefe durch und prüfte das Haushaltungsbuch des Pflichtvergessenen. Zwei Mark für Salz in einer Woche — das war unmöglich. Neun Zehntel dieser Summe mochten für Bier ausgegeben worden sein. Wie oft schon hatte sie ihn — heute ruhig, morgen eindringlicher — darauf hingewiesen, daß dieses Getränk der männlichen Constitution nicht zuträglich sei. Dann hielt er sich einige Tage an den ihm empfohlenen Milchkaffee, doch schon eine Woche später tauchte der verrätherische Salzposten wieder auf. Für diesmal mochte das Manöver noch hingehen; zu plötzlich und zu straff wollte sie den Bogen nicht spannen. Doch das Andere mußte gerügt werden.

Ein Druck auf die elektrische Klingel rief den Hausburschen herbei.

„Ich lasse meinen Mann bitten," beschied sie kurz.

Eine Minute später stand er im Zimmer. Der Aufforderung, sich in ihre Nähe zu setzen, schien er nur widerstrebend nachzukommen. Offenbar scheute er die bevorstehende Aussprache. Sie wandte sich etwas und blickte ihm in die Augen.

„Arthur, Du machst mir Kummer," begann sie nach einigen Augenblicken beiderseitigen Schweigens. „Du weißt, es ist nicht meine Sache, Dir in die Führung des Haushaltes zu reden. Trotzdem ... so dürfen die Dinge nicht weiter gehen. Nicht genug, daß Du Dich und damit auch mich vor der Welt bloßstellst, Du giebst auch den Kindern in keiner Weise das Beispiel, das ich von dem Träger meines Namens erwarten darf. So habe ich Dich heute rauchend angetroffen; den Rest der Situation will ich nur streifen ... Wie oft habe ich Dir betont, daß das Rauchen unmännlich sei. Was soll diese, ich möchte sagen: affenhafte Sucht, die Gewohnheiten der Frau zu copiren? ... Wir überlassen Euch jene tausend Annehmlichkeiten, die im zurückgezogenen Wirken ruhen; wir setzen uns dem Broderwerb aus und reserviren uns einzig die paar abendlichen Stunden im Club und Restaurant ... Und der Erfolg! ... Ihr vernachlässigt selbst den bescheidenen Pflichtheil, dessen Erfüllung Euch obliegt und fröhnt in absentiam dominae dem Bier und der Cigarre."

Schweigend hatte er sie zu Ende gehört. Sie hatte sich im Sprechen erhoben und war an's Fenster getreten, durch das ein gedämpftes Tageslicht fiel. Die hohen Gebäude und das engmaschige Kabelnetz schufen eine Art dauernder Dämmerung. Dicht vor dem Fenster zog sich das blankgescheuerte Drahtseil der elektrischen Hochbahn hin; ab und zu glitt eine Schattenreihe die Fenster entlang; es waren die Abendzüge, die den erwerbenden Theil der Bevölkerung, die Frau, von den Stätten ihrer Thätigkeit nach Hause brachten.

Sie wandte sich und trat in das Zimmer zurück. Der Stuhl, darauf er gesessen, war leer. Er mußte sich lautlos entfernt haben. Hatte ihn die Wucht der Anklage erdrückt, oder war er schon so verstockt, daß er nicht einmal den Versuch einer Rechtfertigung machte?! ...

Das Letztere mochte eher der Fall sein. Auch er war ja angesteckt vom Geist der Auflehnung, der sein Geschlecht ergriffen hatte. Noch waren es nicht hundert Jahre, daß es der Frau gelungen war, den entnervten Usurpator zu stürzen und schon fehlte es nicht an Versuchen des Unterworfenen die alte Position wieder zu gewinnen. Sie waren bis jetzt abgeschlagen worden, so die Petitionen um Zulassung zum Universitätsstudium, aber die Bestrebungen ruhten nicht, sie hatten nur die gefährlichere Form geheimen Wühlens angenommen. Gab es doch sogar Vertreterinnen des intelligenteren Geschlechts, die für Gleichberechtigung des Mannes plaidirten! ... Gleichberechtigung! ... Hatte die Frau, als sie an der Wende des letzten Jahrtausends die volle Gleichberechtigung mit dem Manne erkämpft, nicht gefunden, daß sie dabei nicht stehen bleiben durfte, wollte sie nicht Gefahr laufen, langsam aber sicher wieder unterjocht zu werden! ... Einmal zu der Erkenntniß gelangt, hatte sie den nächsten und letzten Schritt gethan, den der langsamen Entrechtung des Mannes ...

In Schrift und Wort war auch sie bisher hierfür eingetreten. Ferne gelegen hatte ihr der Gedanke, daß das Feuer, das da und dort noch unter der Asche weiterglühte, eines Tages an ihrem eigenen Heim fressen könnte ... Schon der Gedanke würde genügt haben, sie von der Gründung eines Hausstandes abzuhalten.

Draußen war es langsam Nacht geworden. Die Wassergasflämmchen der Warmluftmaschine warfen einen zitternden bläulichen Schein über den Fußboden und das weiße Ziegenfell, das vor dem Schreibtisch lag. Es war, als schiene der Mond in das Gemach.

Der Mond ... In einer Mondnacht hatte sie ihn kennen gelernt. Einer Einladung der Senatspräsidentin folgend, hatte sie eine Abendgesellschaft besucht, die auf dem Dachgarten des Senatspalastes abgehalten worden war. Bei der Gelegenheit wurde ihr eine söhnereiche Familie vorgestellt. Er, der Jüngste von Dreien, hatte sie angezogen durch das Zarte, Männliche seiner Erscheinung und eine gewisse bescheidene Zurückhaltung. Sie hatte ihn in ein Gespräch verwickelt und im Laufe

Digitized by Google

desselben Einblick gewonnen in die kleinen Freuden und Leiden seines jungen Lebens. Allmälig hatten sie sich von der Gesellschaft entfernt und waren in eine der Brüstungsnischen gelangt, die zum Ausblick auf das mondlichtüberfluthete Häusermeer luden. Die Rauchsäulen der elektrischen Centralen hatten einen Schleier gewoben, der sich zwischen den sternhellen Himmel und die Stadt legte. Es war eine jener Nächte gewesen, deren Zauber auch die Frau sich nicht ganz zu entziehen vermag. Dazu noch der jugendliche Gefährte an ihrer Seite, dessen schlanke Formen durch das duftige weiße Kleid mehr verrathen als verhüllt worden waren. Erröthend hatte er es geschehen lassen, daß sie seine Hand ergriff und ihren Gefühlen Ausdruck gab. Der lang zurückgedämmte Strom ihres geschlechtlichen Fühlens hatte sich Bahn gebrochen und unter den abgerissenen Liebesworten, die sie ihm zugeflüstert, war der Jüngling zum Manne geworden, sein erglühendes Antlitz an ihrer Brust bergend, hatte er ihr das Geständniß seiner Gegenliebe abgelegt ...

Ein kurzer Brautstand war gefolgt. Die strenge Sitte seines Geschlechts und die Vorbereitungen für die Ausstattung, denen er obzuliegen hatte, hatten ein weiteres Nähertreten oder gar Vorwegnehmen physischer Freuden verhindert. Während der Flitterwochen hatte sie das Entbehrte nachgeholt. Doch — selbst inmitten ihrer glühendsten Umarmung hatte er den Abstand, der sie trennte, nie vergessen und in ihr stets die Frau gesehen, die sich von der Höhe socialer und geistiger Ueberlegenheit zu ihm herabgeneigt.

Hatte er ihr bei der abendlichen Heimkunft die Pantoffeln gereicht — ein eheliches Vorrecht, das er dem Hausburschen gegenüber eifersüchtig zu wahren gewußt — so hatte es stets ihrer Initiative, eines Kusses oder einer sonstigen Liebkosung bedurft, ihn von der Rückkehr an die Hausarbeit abzuhalten.

Später hatte die Sorge um die Kinder — zwei davon leider Knaben! — ihn mehr und mehr in Anspruch genommen. Stundenlang hatte er oft vor der Glasscheibe des Aufzuchtkastens gesessen, die Schwankungen des Thermometers verfolgt oder den Verbrauch an Nährflüssigkeit controlirt. Was die Kinder hierbei gewonnen, hatte, dem Gesetze zu Folge, daß ein Mensch nur über eine gewisse Summe von Liebe verfügen kann, ihre Ehe verloren. Er war zusehends kälter geworden; sein Fühlen hatte mehr und mehr sich auf den Nachwuchs concentrirt ... so, daß er den Haushalt darüber vernachlässigte. Heute vernachlässigte er Haushalt und Kinder ... Sein Verhalten war eine stumme Auflehnung gegen ihre, der Gattin, Autorität.

Hatte sie sich dazu verheirathet?! ...

Sie hatte vorgehabt, den Abend dem Studium zu widmen; mit der Lust dazu war es nun vorbei. Sie ließ sich durch den Hausburschen Hut, Stock und Ueberrock reichen und verließ das ungastliche Heim. Vielleicht, daß sich im planlosen Durchstreifen der Stadt Gelegenheit zu einem Abenteuer bot, das sie ihre verfehlte Ehe auf einige Stunden vergessen machte.

* * *

Es war ein kleines niedriges Stübchen unter dem Dach, wohin er sich nach dem Verweise, der ihm geworden, geflüchtet. Die Wände entlang standen mit schweren eisernen Bändern umreifte vernagelte Bücherkisten; ein Theil war erbrochen und der Inhalt auf dem Boden zerstreut.

Auf einer der Kisten saß er und starrte auf die gegenüberbefindliche Wand, darauf das gelbliche Licht der Abendsonne lag. Dicht unter der Decke war eine Reihe von Haken eingeschlagen. Ein Jahr mochte verflossen sein, seit er dem Gebote der Gattin zuwider, erstmals den Raum betreten. Eine der Kisten hatte einen Riß aufgewiesen; er hatte ihn erweitert und einen Theil des Inhaltes herausgeholt. Zunächst hatte ihn nur der Reiz des Verbotenen geleitet; den Büchern, die in der Bibliothek seiner Frau zugänglich standen, war er stets aus dem Wege gegangen, einmal, weil er im Lesen wenig bewandert war — hatte doch das laufende Jahrhundert das Buch endgiltig durch andere Reproductionsformen ersetzt — dann, weil der Hauptinhalt dieser Werke in Lobeshymnen auf die Frau bestand, ein Thema, das ihm von Jugend auf in allen Tonarten vorgesungen worden war.

Anders hier. Hatte jene erste Kiste gleich nur Geschichtswerke enthalten, so hatte doch schon ein kurzer Einblick ihm gezeigt, daß die Welt, von der sie sprachen, eine andere, eine Welt des Mannes gewesen sein mußte, wie denn auch diese Bücher von Männern geschrieben waren ... Das Gerücht von einer Zeit, in der der Mann die jetzige Stellung der Frau eingenommen haben sollte, besaß also einen Hintergrund. In Schule und Haus war er stets gelehrt worden, daß die Frau die naturgewollte Herrin des Mannes sei und daß erst mit Durchführung dieses Naturgesetzes die Menschheit die Bahn wahren Fortschrittes betreten habe. Gleichzeitig war er gewarnt worden vor dem Verkehr mit solchen Vertretern seines Geschlechtes, die Gegner der bestehenden Ordnung waren. Man hatte ihm diese Männer als verworfene Umstürzler bezeichnet, deren Bestreben es sei, einen allgemeinen Zusammenbruch vorzubereiten, um während eines solchen ihre verbrecherischen Gelüste ungehindert befriedigen zu können. Hin und wieder hatte er mit Schaudern vernommen, daß eine Anzahl dieser Aufwiegler in ein Irrenhaus gesperrt worden sei, um unter der Hand erfahrener Aerztinnen eine Correction ihrer Begriffe zu erleiden.

In welch' verändertem Lichte erschienen ihm heute, nachdem er den geistigen Gehalt jener versunkenen goldenen Zeit in sich aufgenommen, die Bestrebungen dieser Unglücklichen ... Märtyrer ihres Geschlechts, unternahmen sie den Kampf gegen einen übermächtigen Gegner, der im Besitze aller staatlichen Machtmittel war und sie scrupellos anwandte.

Wie aber hatte es so weit kommen können?! ...

Die Frage hatte er sich in den letzten Wochen fast täglich gestellt. Heute glaubte er eine Antwort zu besitzen. Auch sie verdankte er den Werken, die er vor sich liegen hatte.

Gleichgiltig — so berichteten einige der Autoren — hatte der Mann es geschehen lassen, daß die Frau sich eines Theils jener privaten und amtlichen Stellungen bemächtigte, die bis dahin seine Domäne gewesen waren, ja — seine natürliche Großmuth hatte der Concurrentin da und dort noch die Wege geebnet ... Chinesin der Arbeit, begnügte sich die Frau mit einem Hungerlohn, doch eben dieser Hungerlohn wurde zur furchtbaren Waffe, mittelst der sie den Mann langsam verdrängte. Ihr zweifelhaftes Verdienst war, die Begriffe „Frauenarbeit" und „spottbillig" zu einem zu verschmelzen. Die sinkende Steuerkraft zwang den Staat sich gleichfalls mehr und mehr der weiblichen Arbeitskraft zu bedienen. Mit der Zeit kam es so weit, daß die männliche Arbeitskraft für geradezu „kostspielig" erachtet und nur dort noch benutzt wurde, wo die Frau aus dem oder jenem Grunde noch nicht genügend vorgedrungen war.

Doch all' dies hätte nicht genügt, den Boden zu bereiten für eine Umwälzung, deren Krönung die Staatsgewalt der Frau sein sollte. Auch hier hatte der Mann vorgearbeitet. Noch in den guten Tagen des Erwerbs hatte eine aus Industriearbeitern sich recrutirende Partei die politische Gleichberechtigung der Frau in ihr Programm aufgenommen. Ein Wahlrecht der Frau, die in diesen Kreisen besonders zahlreich war, mußte der Partei den Sieg auch dort sichern, wo er bis dahin am geschlossenen Vorgehen der Gegner gescheitert.

Der Anschlag gelang und bald hatte die revolutionäre Partei im Parlamente die Oberhand. Die Träger der Kronen rüsteten sich zu einem letzten und offenen Kampf. Nach verzweifeltem Ringen unterlagen sie dem Ansturm der Aufrührer, die als furchtbare Bundesgenossen die wachsende Noth und Unzufriedenheit für sich hatten.

Doch der Sturz des alten Staates sollte nur die Introduction sein zum Sturze des Mannes. Im neuen, dem „Volksstaate", erkämpfte sich die Frau Dank ihrer numerischen Ueberlegenheit und ihres geschlossenen Vorgehens, die staatlichen Machtstellen; an Stelle des Präsidenten trat bald eine Präsidentin — die Klinke der Gesetzgebung lag in der Hand des „schwächeren Geschlechts."

Und es bediente sich ihrer!

Hier versagten die geschichtlichen Quellen. Nur eine kleine Brochure,

Digitized by Google

die er vorgefunden, ließ einen Schluß zu auf den weiteren Gang der Ereignisse. Er hatte das gefährliche Heftchen hinter eine der Kisten verborgen; den Inhalt kannte er auswendig. Dennoch holte er es hervor; auf den Umschlag war in großen rothen Lettern gestempelt: „Confiscirt."

Das eine Wort reichte hin, die Freiheit des Denkens zu kennzeichnen. Er blätterte und durchlas den Schluß nochmals.

Hat der Mann bisher die Rolle des geduldeten Mitarbeiters gespielt, so geht man jetzt daran, die Person dieses Mitarbeiters zum Gegenstand der Debatten zu machen. Haarscharf beweisen die „berühmtesten" Aerztinnen, daß er ein inferiores Wesen sei, das die Natur nur aus Fortpflanzungsgründen und zur Verrichtung niederer oder schwerer Arbeiten in die Welt gesetzt. Andere gehen weiter und schlagen vor, künftig nur einen Procentsatz des entbehrlichen, wenn nicht schädlichen, Geschöpfes am Leben zu lassen. Aus Gründen, die ich hier nicht berühren will, hat man sich damit begnügt, das Stiefkind der Schöpfung in einen Frauenrock zu stecken und es in die Geheimnisse der verschiedenen Haushaltsarbeiten einzuweihen.

So ist denn aus dem Herrn der Frau ein Diener der Frau geworden. Mit der neuen Tracht unterwirft er sich einer Ordnung, die ihn zum Hausburschen und — auf Wink der Gebieterin — zum geschlechtlichen Werkzeug degradirt.

Wann wird der Simson in ihm erwachen?! — — —

Beim Schließen des kleinen Buches entdeckte er zwischen Titelblatt und Schmutzseite einen beschriebenen Wisch. Die Schrift war die seiner Frau.

„Mit Doctorin Vogt gesprochen. Erfahren, daß der Autor bereits in ärztlicher Behandlung. Erfolg vorzüglich! . . . Er kehre die Zimmer des Directionsgebäudes und sehe hierin die wahre Bestimmung seines Geschlechts."

Schaudernd erhob er sich. Sein Blick fiel auf ein Bündel, das in einer Ecke lag. Das Bündel erinnerte ihn an einen Entschluß, mit dem er sich schon seit Wochen trug. Heute wollte er ihn ausführen. Ihn wenigstens sollte sie nicht unter die Hände bekommen.

Eine körperliche Schwäche überkam ihn; er setzte sich, doch nur für Augenblicke. Dann erhob er sich, entkleidete sich langsam und öffnete die Verschnürung des Bündels. Der Inhalt bestand in Rock, Weste und Beinkleid, dem modernen Attribut der Frau. Mit ungeschickter Hand mühte er sich, die fremde Tracht anzulegen; damit zu Ende, holte er aus der Tasche des Beinkleides einen aus Seidenbandresten geflochtenen Strick. Noch ein Augenblick letzten Schwankens, dann bestieg er eine der Kisten, schlang den Strick um Hals und Haken und stieß die Kiste mit den Füßen von sich.

Die Sonne war im Untergehen, ein röthliches Licht erfüllte das kleine Gelaß. Ein letzter Sonnenstrahl huschte durch das Fensterchen und legte sich auf das Antlitz des Sterbenden, sein Haar durchleuchtend und einen Glorienschein darum webend. Langsam verblaßte das Licht, mit ihm schwand der röthliche Schimmer und die Dämmerung wob ihre Schleier über den Raum.

Vom Erdgeschoß herauf drang ein knarrender Ton, dann ein kurzes Krachen, die Hausthüre war geöffnet worden und wieder in's Schloß gefallen.

* * *

So weit das Manuscript, das mir vorliegt und das in Wirklichkeit nicht von mir herrührt.

Verfasser ist ein junger Philologe, der während eines kürzlichen Aufenthalts im Auslande so unvorsichtig war, einen Frauencongreß zu besuchen und — den dreitägigen Verhandlungen anzuwohnen. Seit dieser Zeit ist der Unglückliche geistig gestört und glaubt — eine Folge der angehörten Reden — das Ende der Herrschaft des Mannes nahe.

Inwieweit diese Furcht begründet ist, möge der geneigte Leser entscheiden. — — —

Aus der Hauptstadt.

Berliner Gold.

Li Hung Tschang, der sagenhaft große Staatsmann aus Chinesien, thut fortdauernd sein Bestes, Deutschland und deutsche Servilität kennen zu lernen. Er läßt sich in den Hauptstädten vom bummelnden Nachmittagspöbel jauchzend begrüßen und studirt die Sectspende-Einrichtungen der bedeutenderen Gewehrfabriken; er vergleicht die Festreden regierender Bürgermeister und Staatsminister mit den Ansprachen seiner Untermandarine, wobei ihm die wörtliche Uebereinstimmung, das schlechte Chinesisch der europäischen Excellenzen dagegen unangenehm, angenehm auffällt. Er dugt in den krampfhaft beschlußfähigen Reichstag, langweilt den Fürsten Bismarck und verhilft der Berliner Gewerbe-Ausstellung zu einer Nebeneinnahme, die ihren Goldbergern nicht gerade ungelegen kommt. Der Inhaber der gelben Reitjacke schmarutzt den Cursum gründlich durch; es freut ihn mit jedem Tage mehr, constatiren zu können, daß Deutschland hinter dem fernen Mongolenreiche so weit nicht zurückgeblieben ist und daß der Berührungspunkte zwischen beiden, sozusagen befreundeten Mächten viele sind. Es fällt nicht dem alten Fuchse zur Last, wenn seine Kenntniß des westlichen Barbarenthums auch nach der Heimkehr noch beträchtliche Lücken aufweisen wird. Ein Baedeker durch europäische Sitten und Sittengesetze ist bislang in Peking nicht erschienen, Li Hung Tschang war auf seine natürlichen Instincte für alles Versteinerte und alles Verrottete angewiesen, und es darf Niemand Wunder nehmen, daß er dabei Wichtiges übersah. Pflicht seiner Führer und Begleiter wäre es gewesen, ihn am Tage seines Ausfluges nach dem alsterinselberühmten Hamburg in Berlin festzuhalten und der Verhandlung gegen Dr. Friedrich Friedmann beiwohnen zu lassen. Die Hochcultur Neudeutschlands, deren Spuren und Zeichen Li mühsam auf zwanzig Banketten und Empfängen, in zwanzig Fabriken und öffentlichen Instituten zusammensuchen mußte — hier hätte sie sich ihm in nuce, krystallisirt offenbart. Zwei Stunden eifrigen Zuhörens hier wären ihm nützlicher gewesen, als all der Brimborium und all das Gerede von zwei glänzenden Festwochen. Li hat die Gelegenheit versäumt, sein Dolmetscher wird auch kaum Neigung verspürt haben, ihm Abends mit überfülltem Magen und beduseltem Hirn noch die Protocolle des denkwürdigen Processes vorzulesen. Es kann uns recht sein, wenn der große Mongole irrige und verhältnißmäßig rosenfarbene Anschauungen über uns mit nach Hause nimmt; die schreckliche Gefahr des Chineseneinbruchs, die Knackfuß vor nicht zu langer Zeit malerisch heraufbeschwor, wird dadurch vielleicht noch um einige Jahrhunderte hinausgeschoben. Wir dagegen für unser Theil thun gut, uns keinerlei Täuschung hinzugeben.

Es ist nicht die Lebensführung des Dr. Fritz, es ist nicht seine eigene nachtblinde Persönlichkeit und nicht die Art, wie er zu Ruhm und Reichthum gelangte, die Interesse und Färbung dem culturhistorischen Romane verleiht, als dessen Helden wir ihn bewundern. Mit geringen Mitteln und geringeren Aussichten, mit nichts begabt als mit der Kunst langathmiger Suada und hoher Schauspielkunst, tritt der junge Bengel in das öffentliche Leben. Die Kreise, aus denen er stammt, legen auf gediegene Bildung ihrer Mitglieder so wenig Werth wie auf gute Manieren und guten Umgang. Ihren Stempel vermag der Emporkömmling denn auch niemals von sich abzuwischen. Ihm wohnt nur die brennende Sehnsucht inne, die jeden armen, phantasievollen Burschen seines Schlags verzehrt: die einzige, inbrünstige Gier nach Gold. Auf Ruhm speculirt er weniger, auf Ehre schon gar nicht; sie sind ihm erwünscht, soweit sie Banknoten tragen, im Uebrigen hält er sie für sentimentale Redensarten. Mit einem kühnen Baguettesprung voltigirt er in die Oeffentlichkeit. In fleißiger, unendlich fleißiger Arbeit kratzt und scharrt er ein paar tausend Thaler zusammen; das Sümmlein dient ihm zu guter Stunde dazu, seinen bisherigen Herrn und Meister mundtodt zu machen, sich an seinen Platz zu drängen. Von nun an gönnt er sich erst recht weder Rast noch Ruhe. Den Kaufmannsprößling treibt es fieberisch zum Erwerb; der Angehörige eines geschmähten Volkes weiß zu gut, daß ihm nur Geld, nur ungewöhnlich großer Besitz Stellung und Ansehen verschaffen kann. Eine Weile lang erblickt er allen Lebensgenuß in der Schöpfung und stetigen Auffrischung eines Bankguthabens. Und ganz unmerklich nur, ganz allmälig entwickelt sich aus dem scheuen Raffer der selbstbewußte Lebemann, aus dem Geizhalse der lachende Verschwender. Seine Neigungen weisen ihn wahrhaftig nicht auf die Bahn des überschäumenden Genusses, aber in seinen Händen strömt zu viel Gold zusammen, es macht ihn toll; und die Gesellschaft, die den begabten, glückbegünstigten Menschen an sich zieht, zwingt ihn, ihren Taumelreigen mitzutanzen. Er spielte ja sonst eine klägliche und lächerliche Rolle in ihr. Diese Künstler, die vergnügt das Geld ihrer reichen Frauen vergeuden, diese Literaten, die auf Pump eine unerhört glänzende Existenz führen, diese Börsenleute, die gern Hunderttausende für die Ehre opfern, sich in so illustrem Zirkel, unter den Notabeln des Berliner Geistes bewegen zu dürfen — sie imponiren dem Anfänger und fordern ihn zur Nachahmung heraus. Und bei einigermaßen widerstandsfähigem Körper erlernt und erträgt sich nichts so leicht wie das Luderleben in den vornehmen Wirthschaften Unter den Linden, in den Spielclubs und den discreten Häusern. Auch hier übertrifft der Imitator bald seine Vorbilder. Im innersten Herzen zwar ist dem Bürschlein gar nicht wohl bei den lärmenden und unendlich viel Geld verschlingenden Tollheiten,

Digitized by Google

und im ersten Jahre seines Lehrlingthumes kommen ihm an verkaterten Morgen oft genug Anfälle grauer Reue, und verschandelte Tage, an denen er zu keiner Arbeit fähig ist, verekeln ihm zeitweilig das fröhlich freche Treiben. Doch das giebt sich. Seinen Cumpanen ist es einst genau so ergangen wie ihm; Alle, die aus der Niederung plötzlich in's goldene Licht kommen, deren Väter zeitlebens ernste, nüchterne Arbeiter gewesen sind, in deren Familien es niemals Säufer und Libertins gab, schlucken den Trank Anfangs mit Widerwillen. Sie nähren sich auch nie mit wirklicher Lust davon, sie leiden unendlich lange unter Rückfällen in die angeborene, unausrottbare Neigung zu strenger Pflichterfüllung. Heitere Aristokraten der Lebensfreude werden diese Parvenus niemals, ihre Freuden haben immer etwas Krampfiges und viel Protzenhaftes; bedeutend höhere Wonne als der Genuß selbst schafft ihnen die Renommisterei darüber. Fritz Friedmann ward zum Typus und zum Muster eines Lebemannes dieser Sorte. Ihm war es Bedürfniß, daß man über seine Thaten sprach, er vergrößerte sie in's Ungeheuerliche, setzte lächerlich dreiste Mären über seine Abenteuer in die Welt und küßte die Journalisten, die sie eifrig colportirten und verzerrten. In aller Leute Munde zu sein, angestaunt zu werden, den Weibern ein gefährlich berückendes Ungeheuer, den Männern ein unglaublich verfluchter Kerl zu scheinen, war nun Traum und Lebenszweck dieses Knallprotzen der Unmoral. Er arbeitete mit Hochdruck, seinen Ruf zu bewahren und die Mittel zu immer wilderen Ausschweifungen aufzubringen. Die Jahresbilanzen, die er zog, schlossen schon längst nicht mehr mit fetten Ueberschüssen ab, aber dafür hatte er auch die ererbte Peinlichkeit in Geldsachen endlich glücklich abgestreift, er borgte und erpreßte, erpreßte in gesetzlich erlaubter Weise, wie seine Tischgenossen. Die Sucht, vor ihnen herrlich dazustehen, trieb ihn zu gewaltigen Anstrengungen, verlockte ihn, sich mit gekrümmtem Buckel der erbeingesessenen, aktadligen Lebemannschaft zu nähern, und dem Vielgewandten glückte es, durch allerlei Moderlöcher Eingang in diese und jene Ritterburg zu finden. Der vertraute Umgang mit Geschlechterkindern, in deren Schwächen und Sünden er eingeweiht war, kitzelte seinen Ergeiz, gewährte ihm aber keine innerliche Befriedigung, und um sich zu entschädigen, encanaillirte er sich insgeheim mit verdoppelter Lust. Die Tochter eines Zuchthäuslers ward seine Geliebte und gewann entscheidende Macht über ihn; seine Frau holte er sich von den Brettern des Tingeltangels. Sittliche Begriffe gab es keine für ihn, Gedanken und Thaten, die nicht Gelderwerb, nächtliche Amusements und Reclame zum Endzweck hatten, dünkten ihn höchst komisch, waren ihm Rococo. Für seine Ideale freilich war er im Stande, das Letzte zu thun, selbst Romane zu schreiben. Und die Hauptfreude an diesen Romanen machte ihm wieder die verblüffte Frage der Harmlosen: Zu welcher Nachtstunde dichtet eigentlich der berühmte Lebemann, den man doch Morgens um neun schon vor der Barre, Morgens um vier noch in der Schadowstraße sieht? Und der gute, in seine Narrheiten verrannte Geck, der den fehlenden Nachtschlaf in aller Stille am Nachmittage ungemein gründlich nachholte, war entzückt, wenn man starr vor Staunen schien über die Leistungen seiner „stählernen Leiblichkeit".

Aber so interessant das Bild des Komödianten an sich auch sein mag, rechte Farbe und tiefe Bedeutung gewinnt es erst durch seine Umgebung und durch die Beurtheilung, die ihm hier zu Theil ward. Das armselige Männlein, dem doch Weißbier alleweil besser als Ponsardin bekam, spielte nicht einmal sonderlich gut Theater, und es war leicht von allen mit Augen Begabten zu durchschauen. Noch da es auf der Höhe stand und von den Durchreisenden als ein Berliner Weltwunder wortlos angegafft wurde, begegnete ihm bei den Sehenden und Wissenden nur vergnügter Hohn; schärfere Waffen schienen unnütz und dazu schade diesem geschäftigen Rabulisten gegenüber. Die Bahn, die er beschritten hatte, mußte mit Nothwendigkeit zum Verbrechen führen; nach den wiederholten Rettungen, die Zeitungsverleger und nicht übermäßig gut beleumundete Bankhäuser vergebens in's Werk gesetzt hatten, blieb dem Verschuldeten kein anderer Ausweg mehr. Der Mann, der keclich verbreiten ließ, daß sein Jahreseinkommen 150000 Mark betrüge, begann verächtlich kleine Summen zusammenzuborgen, und Jeder war ihm recht, der gab. Hoteliers und Oberkellner, Pförtner, Schneider und Handschuhmacher, unglückliche Clienten und Leute aus Kunst und Literatur — er nahm von Allen, ohne Unterschied der Partei und Confession. Diese Quelle floß ein paar Monate reichlich, und ebenso schnell war sie ausgepumpt. Dem Bedrängten blieb nichts übrig, als ihm anvertrautes Gut für sich zu verwenden; als gescheiter Rechtsanwalt verstand er es freilich, die Unterschlagung so zu verschleiern, daß das Berliner Gericht zu einem freisprechenden Urtheil gelangen zu müssen glaubte.

Seitdem Excellenzen es für erlaubt halten, von der Tribüne des Reichstages herab noch nicht einmal rechtskräftige Freisprechungen mit zorniger Schärfe zu kritisiren, hat der gemeine Bürgersmann ganz gewiß das Recht, in ähnlichen Fällen seinen Bedenken ohne Umschweife und ohne Rücksicht auf die doch unerläßliche Autorität der Gerichte Ausdruck zu geben. Der Freispruch Friedmann's ist juristisch schlecht begründet und nur möglich gewesen durch eine vorgefaßte irrthümliche Meinung über den Charakter und die Eigenart des Angeklagten. Der Fall schien unklar, Aussage stand gegen Aussage, dem Blicke des Psychologen aber konnte es nicht verborgen bleiben, auf welcher Seite Wahrheit war. Eine in Bank- und Rechtsgeschäften unerfahrene Partei gab sich mit einer schlau gefaßten Quittung zufrieden, die aus dem Depot ganz unter der Hand ein Darlehn machte. Friedmann's Vertheidigungsrede war bei Weitem nicht so geschickt, wie die Zeitungen seiner Retter a. D. glauben zu machen wünschten. Selten hat ein kluger Mensch mit so plump äußerlichen Mitteln auf seine Richter zu wirken versucht, selten ein Schauspieler so grobe Coulissenmätzchen in ernster Rolle zum Besten gegeben. Es ist bezeichnend, daß der Nimbus dieses Mannes, den man doch längst zerstört glaubte, noch in letzter Stunde vorgehalten, und seine Kraft bewährt hat; es ist bezeichnend, daß dieser Mann es wagen durfte, vor Gericht das Zeugniß von Tausenden anzurufen, die bereit wären, für seine Ehre schwörend die Hand zu erheben. „Wer mein ganzes Leben, mein ganzes Denken, kurz, wer mich wirklich kennt, wird es für unfaßbar und unmöglich halten, daß ich mich an 6000 Mark fremden Geldes bereichern wollte." Keines von den Blättern, die dem Verlorenen nahe stehen, verzeichnet im stenographischen Berichte allgemeine Heiterkeit bei dieser Stelle.

Vielleicht hat die Regierung zu den übrigen kleinen Fehlern, die man ihr gehässiger Weise nachsagt, auch den gefügt, daß sie Fritz Friedmann's Verfolgung so gar nachdrücklich in die Hand nahm und sich nicht mit seinem vorher eingetretenen, bürgerlichen Tode begnügte. Der geriebene Gesell lenkte durch den Kampf, den er gegen seine Auslieferung kämpfte, neuerdings wochenlang alle Blicke auf sich; er ahnte den Ausgang des lärmenden Verfahrens, denn er kannte seine Widersacher und seine Berliner, aber er wollte die günstige Gelegenheit zu neuer Reclame nicht vorübergehen lassen. Und er darf nun sicher sein, daß das schlechte Deutsch, welches er über den Fall Kotze von Brüssel aus von sich geben wird, die Aufmerksamkeit der guten Deutschen in hohem Maaße erregen wird. Die Todten reiten schnell, und Fritz Friedmann's Repertoire umfaßt am Ende noch einige wirksame Nummern. Sei dem, wie ihm wolle — dies Eine darf er von sich sagen, daß er noch im Untergange, durch die Erringung seiner Freiheit vor Berliner Richtern, gethan hat, was seines Lebens idealer Inhalt war: das Rechtsgefühl des Volkes zu verwirren und zu empören, Ja in Nein, Schwarz in Weiß zu verwandeln. Daß ihm Neu-Berlin, dessen Sympathien dem Unschuldigen ja nach der Mittheilung Maßgebender folgen, noch ein Mal die Mittel zu neuem Lebensgenusse in Tomback doublé vorgestreckt und sich so feierlich solidarisch mit ihm erklärt hat. Ludwig Pietsch aber sagt mit Recht: Wie stolz mit Deinem Palmenzweige stehst Du, o Mensch, an des Jahrhunderts Neige ꝛc. ꝛc.

Caliban.

Die Internationale Kunstausstellung.

5. Dresden.

Zwischen Schweden und Norwegen eingeklemmt, haust die Dresdner Kunst, fernab von den deutschen Landesbrüdern. Man hat ihr damit schwerlich einen Ehrenplatz anweisen wollen. Und doch ist es ein Ehrenplatz, zwischen Schweden und Norwegen, den beiden Pionieren einer neuen jung-europäischen Kunst. Und Dresden verdient diesen Ehrenplatz. Es hat uns durch seine Ausstellung bewiesen, was am ehesten von deutscher Kunst uns über das Fehlen der besten Münchner zu trösten vermag. Und es hat uns zweitens gezeigt, wo für Norddeutschland das Kunstcentrum zu suchen sein wird, wenn Berlin, aus Mangel an Zusammenklang, endgiltig auf diese Rolle verzichtet haben wird.

Es sind drei Säle. Zwei kleinere gehören der Kunstgenossenschaft, ein größerer der Secession. Beide Gemeinschaften leisten Gutes, ein principieller Gegensatz thut sich nicht zwischen ihnen auf. Die Secession ist natürlich etwas moderner gefärbt, sie birgt wohl auch die stärkeren, zukunftsfroheren Talente. Aber manche aus der Genossenschaft könnten ebenso gut in ihren Reihen sein, und umgekehrt. Decorativ componirte Stimmungslandschaften, wie die von Stagura, oder Franz Hochmann's luftig empfundene Naturbilder, oder ein so plastisch angeschautes Herrenporträt wie das von Siebert oder so tief schöpfende Charakterstudien wie in Felix Borchardt's Bild des Barons von Königsbrun können sich überall mit Ehren sehen lassen, weil sie ein höchst achtenswerthes Niveau repräsentiren. Sie athmen auch alle einen gewissen persönlichen Geist und ein ernstliches redliches Kunststreben.

Der Saal der Dresdner Secession ist unzweifelhaft der interessanteste der deutschen Kunst. Und welche frohe Ueberraschung bietet er! Denn was wußten wir bis jetzt von Dresdener moderner Kunst? Ueber Nacht hat sie sich erst gebildet. Aber sie hätte sich nicht bilden können, wenn am Ort selbst nicht ein Bedürfniß nach neuer Kunst vorhanden wäre. Und hier liegt wohl der tiefste Gegensatz zu Berlin.

Seit anderthalb Jahrzehnten ist es der geheime Plan vieler künstlerisch empfindender Deutschen, aus Berlin eine echte Kunststadt modernen Gepräges zu machen. Die Stadt selbst aber will nichts davon wissen. Ihr fehlt der Instinct für sowas, jedenfalls aber die Tradition. Sie weiß nicht, was Kunst und was Nicht-Kunst ist, verwechselt unaufhörlich das Eine mit dem Andern. Und den Künstler, als Menschen, hat sie noch niemals zu schätzen gewußt. Er ist ihr ein armer, verbummelter, halb verhungerter Schlucker. Einer, der nicht mitzählt unter Militärs, Commerzienräthen und Professoren. Bloß wenn er Reservelieutenant, Bankierssohn und Kunstprofessor ist, dann wird er, diesem Range entsprechend, in den Gesellschaftslisten mitgeführt. Allenfalls läßt man ihn sich noch als Spaßmacher, Jodler und Arrangeur lebender Bilder,

Digitized by Google

zu Polterabendzwecken, gefallen. Aber auch dann darf er nicht zu vorlaut sein. Seine „Werke“ weiß man vornehm zu ignoriren, so lange nicht ein gewisser L. P. dafür Reclame gemacht hat. Dann gewinnt man langsam ein gönnerhaftes Wohlwollen, klopft dem hoffnungsvollen jungen Mann vielleicht gar ermunternd auf die Schulter. Und endlich, endlich, wenn er „den Geschmack der besseren Kreise treffen lernt“, und sich ein vortheilhaft eingeführter Kunsthändler für ihn interessirt, nun ja, bei der Heirathsausstattung des Fräulein Tochter, dann kauft man auch wohl mal so ein Bildchen! — aber natürlich muß der Preis ein bescheidener sein!

Die Weltstadt mit ihrem halbamerikanischen Parvenü-Charakter — nur daß das Geld und der Unabhängigkeitssinn fehlen! — begünstigt in Berlin vielleicht die Bildung schroffer Einzelcharaktere, aber nimmermehr das frohbehagliche Wachsthum einer in ihrem Instinctleben unbehelligten Künstlercolonie. Die Berliner Künstler sind entweder höfisch geschulte Geheimräthe (resp. Anwärter darauf) oder halb verzweifelnde Revolutionärs. Beides ist für die Gesammtheit nicht vom Wohle. In Dresden scheint das anders zu sein. Das Terrain darf dort als ein für die moderne Kunstentwicklung günstiges bezeichnet werden. Eine intelligente, zum Phlegma geneigte Bevölkerung, mit dem Sinn für Leben und Lebenlassen. Eine alte gefestigte Kunsttradition, gerade nahe genug, um allenthalben fruchtbare Anregungen und Eindrücke zu spenden; und doch auch fern genug, um ein junges Wachsthum nicht durch autoritativen Einspruch zu beirren. Eine einladende, liebliche und mannigfaltige Natur. Ein milder Himmelsstrich. Dazu der systematisch geweckte Ehrgeiz, sich, weil man keine Millionenstadt sein kann, um so mehr auf anderem Gebiete hervorzuthun. Somit jene rühmenswerthe Pflege der Musik und die Schöpfung einer Oper, die die berlinische längst bös in den Schatten stellt. Endlich ein vielfach internationales Publicum mit seiner lebhafteren Circulation moderner Anschauungen, Ideen, Aspirationen.

Nun hat man vor Allem gute Kunstkräfte dorthin berufen. Zwar ein Werner Schuch, der natürlich Mitglied der Internationalen Preis-Jury ist, kann unser Wohlgefallen nicht sehr lebhaft erregen. Um so mehr aber Gotthardt Kuehl und Georg Müller-Breslau. Von Kuehl ist eines seiner vorzüglichsten Bilder, ein Altmännerhaus in Lübeck, auf der Ausstellung. Im Gegensatz zu allen sonstigen Darstellungen dieses Sujets hat Kuehl auf die beliebten modernen socialen Töne und auf jegliches Grauingrau bereitwilligst verzichtet. Er ging lediglich als Maler an sein Thema und hauchte dadurch seinem Bilde etwas Farbenfrohes ein. Und so scheinen denn diese Männer weniger einem verlorenen Leben nachzubrüten als eine willkommene Alterspflege mit Behagen zu genießen. Doch darüber mag man denken, wie man will; es ist bei diesem Bilde nicht das Wesentliche. Dies möchte ich vielmehr in der Raumanordnung erblicken, die eine geübte Meisterhand verräth. Einige wenige sitzende Gestalten vorn, lebendig und scharf bis in's Einzelne gestaltet. Dann der Blick in einen langen Corridor mit rasch einsetzender, lebhaft abgestufter Perspective. Dadurch der Eindruck reicher Fülle bei thatsächlich sehr haushälterischer Ausnutzung eines beschränkten Raumes. Nirgends herrscht Gedrücktheit, nirgends stoßen sich die Farben und Linien. Eine hohe künstlerische Gescheutheit entwickelt überall Leichtheit und Grazie. Von „Naturalismus“ kann hier nicht mehr die Rede sein, so fein und unbefangen die Natur auch wiedergegeben ist. Das Beste that vielmehr ein ausgesprochen decorativer Sinn, und dieser decorative Sinn, der das Ganze des Bildes immer als ein Schmuckstück im Auge behält und Formen und Farben danach vertheilt, scheint für Dresden charakteristisch werden zu wollen.

Die andere Seite der Wagschale hält dann Müller-Breslau in Händen. Er hat als Landschafter Anregungen von Böcklin erfahren, die er äußerst glücklich mit dem besonderen Stimmungselement Corot'scher Naturandacht zu verschmelzen wußte. So zeigen seine besten Bilder zugleich etwas Phantastisches und etwas Inniges, etwas südlich Stilvolles und etwas nordisch Schweifendes, das dem deutschen Wesen sehr sympathisch sein müßte, wenn es sich selbst ein wenig besser verstände. An dem Bilde „Vorfrühling am Bach“ kann man seine Art gut kennen lernen, mag es auch nicht zu seinem „bedeutendsten“ gehören. Ein lyrischer Ton wohnt darin, der wie eine zarte, stille Dämpfung über der Welt der plumpen Sichtbarkeit liegt. Durch weich vertonte, einheitlich gebundene Farbenwerthe vermag der Pinsel dergleichen auszudrücken.

Sehr nahe steht ihm in einem poetisch anmuthenden Bilde Carl Bantzer. Da brütet warmer Sommerdunst über einer schwellenden Hügelwiese. Einige Bäume stehen im Kreis zusammen und schaffen ein mildes Schattenplätzchen. Dort sitzt eine arme junge Mutter und schaut in stiller Seligkeit auf ihr Kind. Das ist so zart und anspruchlos wie ein Volkslied.

„Adam und Eva“ malt Max Pietschmann, als die ersten Menschen gleichsam, die in wortlos-scheuer Ergriffenheit in die aufgegangene Pracht der Natur schauen. Sie sitzen, vom Rücken gesehen, auf einer sonnigen Wiese, und über ihnen nickt mit verführerischen Früchten der Apfelbaum. Aber da ist kein Gedanke an den Sündenfall. Dem lichten Bilde entströmt ein junger Frühlingsduft.

Von dieser schönen jugendlichen Hoffnungsfreudigkeit lebt ersichtlich etwas in der Dresdener Kunst. Sie blickt noch nicht auf große und herbe Enttäuschungen zurück. Sie sieht so Vieles noch vor sich. Und mit Begierde ergreift sie, was die europäische Kunst in diesem Zeitpunkte gerade bewegt, und sucht es in's Leben zu rufen und zu gestalten. Freude am Dasein in der Phantasie, an gluthvoller Vertiefung in die Offenbarungen von Traum und Rausch beherrscht sie ganz und gar, und daneben fühlt sie sich mächtig ergriffen von den sprühenden Wundern der wieder entdeckten Farbe. Pessimismus, Verbitterung, müde Verzagtheit haben dort, scheint es, noch kein Heimatsrecht. Und wo die Tragik des Lebens erfaßt wird, da verwandelt sie sich in ein phantastisches Spiel, wie auf dem wundervollen Radirblatt von Hans Unger. Ein Schnitter geht dort vor uns einher, ein gewaltiger, unheimlicher Gesell, der stechend zur Seite blickt. Und der schwarze Bogen seiner geschulterten Sense deutet mit scharfer Spitze gerade auf einen Kinderreigen. Der schlingt sich lieb und anmuthig auf abendlicher Au, unberührt von den Gedanken der Vergänglichkeit. Tod und Kinder — diese Zusammenstellung entstammt gewiß einer ernsten Lebensstimmung, aber doch scheint mir durch die Art der phantastischen Wiedergabe ein beruhigter Drüberstand errungen zu sein. In einer plastischen Arbeit von Hans Hartmann „der erste Pan“ betitelt, finden wir sogar eine Verschmelzung von Humor und Schmerzlichkeit. Der kleine Pan saugt an der vollen Brust seiner Mutter mit einer rücksichtslosen Gier, daß diese vor Qualen Gesicht und Leib verzieht. Aber doch, wie er daliegt, der kleine Patron, mit seinem stramm geblähten Schlauchbäuchlein und den resolut ausgestreckten Bocksbeinen, bietet er einen höchst ergötzlichen Anblick selbstbewußter Lebensregung. Man denkt, wie alles Leben nur mit Schmerzen großgezogen werden kann, aber wie die Schmerzen vergessen werden, sobald das Leben sich entfaltet hat.

Von rein humoristisch-phantastischer Art sind die Bilder des Grafen Woldemar Reichenbach. Sie gehören als malerische Leistungen in ganz wunderlicher Weise noch zur ältesten romantischen Schule, etwa zur Zeit der Anfänge Ludwig Richter's. Mit einem spitzen Pinsel ist genau Alles angegeben, und von Luftempfindung im Sinne des Pleinair ist nicht im Mindesten die Rede. Dazu sind die Figuren absichtliche Caricaturen. Aber welch unbefangene Lebenskraft, welch strotzender Glaube an sich selbst spricht aus diesen Bildern! und dazu diese phantasievolle Laune, dieser Muth zur lächerlichen Häßlichkeit! Wenn Reichenbach sich z. B. noch einer veralteten Formensprache bedient, so kann das, sollte man glauben, jeden Tag anders werden, und schließlich fällt es überhaupt kaum in's Gewicht gegenüber dem starken Persönlichkeitseindruck, den seine Bilder hinterlassen.

„Persönlichkeit“, das finden wir auch in ausgesprochenem Maaße in den wunderlichen Farbenphantasieen eines Mediz, die sicherlich viel Kopfschütteln erregen. Ich glaube indeß, daß wir in Carl Mediz das stärkste Talent der Dresdener Schule zu begrüßen haben. Wie mit verzauberten Augen schaut er in die Natur, Gespenster- und Spukgeschichten erwachen in unserer Phantasie, wenn wir seine Landschaften anschauen. Z. B. dieser vielstämmige, weißglitzernde Birkenwald, in dem sich pfeilschießende Satyre tummeln! Tausend und eine Nacht und die Grimm'schen Märchen verschlingen sich in unserem Bewußtsein miteinander, und dann fragt man sich wieder: ob der Maler nicht einfach die Natur gemalt habe, wie sie ist, wie wir sie unreflectirt schauen, wenn wir Kinder oder glückberauscht sind? — In verwandter Art arbeitet eine eigenartige Dame, die sich Emilie Pelikan nennt, gleichfalls ein starkes Talent, während der nicht minder begabte Paul Baum die Note des allgemeinen europäischen Farbenimpressionismus bezeichnet. —

Neben dem genannten Hans Hartmann verdient übrigens noch Erich Hösel als Bildhauer herausgehoben zu werden. Sein lebensgroßer berittener Hunne sowohl wie seine entzückende Broncestatuette eines Kameelreiters zeigen eine Vollendung in der Einzeldurchbildung und ein Geschick für die Gestaltung des Rassig-Charakteristischen, wie sie in ganz Deutschland nur höchst selten noch einmal wiederkehrt. Wo wir daher hinblicken, in Dresden: überall keimendes Leben!

Franz Servaes.

Opern und Concerte.

Das Heimchen am Herd. Oper in 3 Abtheilungen (nach Dickens) von A. M. Willner. Musik von Carl Goldmark. (Neues Opern-Theater.)

Carl Goldmark lebt und schafft in Wien, ausgezeichnet durch die Freundschaft eines Hanslick, Brahms und Hans Richter. Das beweist, daß er kein Parteicomponist, sondern ein Musiker ist. Die Aelteren schätzen ihn um seines Fleißes, um seiner gediegenen Arbeitsweise willen; die Jüngeren bekämpfen ihn nicht, weil er sich als Specialität darstellt, welche fesselt und anregt, ohne für das Gebiet der bedeutsameren ästhetischen Fragen in Betracht gezogen werden zu können. Er bleibt stets der geistreiche, farbenfrohe musikalische Orientmaler, auch wenn er sich zuweilen abendländische Stoffe zurechtlegt. Man hört ihn auch dann nicht ungern — wie jeden Eklektiker, der über seine Kunst gut und gewandt zu sprechen weiß. Aber man empfindet es in solchen Fällen mit Bedauern, daß sich die Individualität Goldmark's dem gewählten Stoffe nur bedingt anzupassen vermag. So in seiner neuesten Oper: dem „Heimchen am Herd“. Dem Werke, welches in Wien sehr freundlich

Digitized by Google

aufgenommen wurde, blieb der Erfolg auch in Berlin treu. Man gönnt dem sympathischen, bescheidenen Manne Beifall und Hervorruf von Herzen. Aber die Kritik kann sich dem Votum des Publicums nicht anschließen.

Goldmark, der sich darauf versteht, breite Flächen in decorativem Stil mit glänzender, äußerer Wirkung zu behandeln, glaubt, daß sein Talent auch dafür geeignet sei, ein Idyll zu schildern. Das ist ein begreiflicher Irrthum. Aber unverständlich ist es, wie ein Künstler von so scharfem Verstande, von so geläutertem Geschmack sich darüber zu täuschen vermag, daß man die Dickens'sche Meisternovelle vergewaltigt, wenn man sie zu dramatisiren versucht. Alles Dichterische in ihr ist intimes, zartes Stimmungsgewebe; fällt das grelle Licht der Rampe darauf, so wird es unbarmherzig zerstört. Die Handlung ist ein Nichts, eine Intrigue kaum angedeutet. Aber Dickens taucht Alles derart in den wunderbaren Zauber lyrischen Helldunkels, daß Realistisches wie Märchenhaftes ganz in Eins fließen: mitten im Spiel aufzuckender Flämmchen und gleitender Schatten scheinen die Figuren volles Leben zu gewinnen, deren Charakteristik doch recht lose gefügt ist. Stellt man aber jene Gestalten auf die Bühne, dann erscheinen sie als wesenlose Schemen; der Theaterschneider muß ihnen alsdann seine aus bunten Flicken zusammengestoppelten Mäntel umhängen, um sie überhaupt kenntlich zu machen. Nun gar der doppelte Mißgriff, sie als Opernmarionetten aufzuschminken, sie Recitative, Lieder und Duette singen und dazu Trompeten schmettern und Pauken donnern zu lassen! Die Erzählung des englischen Poeten — vielleicht diejenige, in welcher sein Humor und seine Phantasie die innigste Verbindung eingingen — ist, fast wie manche Gedichte Goethe's, dermaßen mit „innerer Musik" durchtränkt, daß diese in sich geschlossene Harmonie selbst durch den reinsten aus der Außenwelt hereinklingenden Ton für jeden Feinfühligeren getrübt werden muß.

Erwägt man vollends, mit welch' rauher, täppischer Hand Herr Willner, der Librettist Goldmark's, seine Aufgabe im Einzelnen angepackt hat, dann kann man sich der Zweifel nicht entschlagen, ob er die Novelle anders als oberflächlich durchblättert, oder sie vielleicht überhaupt nicht verstanden hat. Und ebenso ist es dann kaum noch erklärlich, warum ein Goldmark dieses Machwerk nicht kurzer Hand ablehnte. Der genius loci des traulich bescheidenen Gemaches, in welchem John Perrybingle, der brave Fuhrmann mit dem goldtreuen Herzen und dem schwerfällig arbeitenden Verstande, und sein rundliches lustiges Weibchen Dot so gut zusammenhausen, ist bei Dickens eben das Heimchen, das der Erzählung den Namen giebt. Sein Zirpen durchtönt nach Art eines poetisch-symbolischen Leitmotives die ganze Novelle: hier klingt es in der Einleitung wie das „Es war einmal", mit welchem jeder rechtschaffene Dichter die großen und kleinen Kinder neugierig macht, dort spornt es die Fröhlichen zu gesteigerter Lust an, dort erhebt es warnend seine Stimme, wenn eine aufziehende Wetterwolke das Haus und sein Glück zu bedrohen scheint. Das hätte sich nun ja durch eine zierliche, discrete Tonmalerei in der Weise des Weber'schen und Mendelssohn'schen Elfenzaubers immerhin bis auf einen gewissen Grad wiedergeben lassen — wenn man die Frage, ob der Stoff überhaupt eine musikdramatische Behandlung verträgt, einmal außer Acht läßt. In der Oper Goldmark's wird diese Schwierigkeit dadurch umgangen, daß das Heimchen als leibhaftige, singende Coulissenfee in knallgelbem Tricot und Atlasröckchen mit einem Maschinenmeister und einem zahlreichen Gefolge zu Ausstattungszwecken verwendbarer Balletteusen über die Bretter schwirrt. Das ist grob. Der arme Kaleb und seine blinde Tochter, rührende Gestalten, welche Dickens unstreitig besser ausmodellirt hat wie diejenigen des Ehepaares, das im Mittelpunkte der kleinen Begebenheiten steht: sie sind vom Librettisten ohne Umstände unterdrückt worden. Das ist sehr eigenmächtig. Der Spielwaarenhändler Tackleton, der Träger des nur angedeuteten Gegenspieles, bei Dickens ein boshafter, scharf profilirter Narr mit einem Stich in das Groteske der Kobolde unseres E. T. A. Hoffmann, ist in der Oper gegen die sattsam ausgenutzte Schablone des eingebildeten, possenhaften Alten ausgetauscht worden, dem man die junge Braut vor der Nase wegnimmt. Das ist kein Meisterstreich. Das Allerschlimmste: Frau Dot, die im Märchen durch einen bösen Zufall, ganz gegen ihren Willen, vorübergehend den Argwohn ihres Mannes erweckt, spielt auf der Scene die Rolle der abgeschmackten Opernkokette, ohne weiteres dazu bereit, mit dem Besten, das ihr eigen ist, Scherz zu treiben. Das ist unverzeihlich. Was aber dem Faß den Boden ausschlägt: Dot, die in der Novelle sich bereits eines allerliebsten Babys erfreut, deren Mutterglück sich hier so harmonisch mit ihrem Eheglück ergänzt, gestattet sich in der Oper die besagten Koketterieen, während sie sich just frohen Erwartungen hingiebt; die Versöhnung mit ihrem Gatten wird dann dadurch herbeigeführt, daß sie ihm am Schlusse der Oper ein gewisses Geheimniß in's Ohr flüstert. Das ist widerwärtig. Als anstößig soll es nicht bezeichnet werden, daß eine Frau unter den angedeuteten Umständen überhaupt auf dem Theater erscheint: wer Eleonora Duse als Santuzza gesehen, der weiß, wie erschütternd jenes Moment wirken kann, wenn es in einer tragischen Gesammtstimmung Verwendung findet. Aber eng verflochten mit Komödienmotiven macht es die ganze theatralische Darbietung ungenießbar. Etwas Derartiges kann wohl nur ein — alter Junggeselle in Verse bringen. Und nur ein Künstler in Musik setzen, der, wie Goldmark in seinen früheren Werken sich derart in ein blendendes Virtuosenthum des Localcolorits hineingearbeitet hatte, daß die in seinen exotischen Landschaften auftretenden Personen kaum noch wie die zur Belebung unumgänglich nothwendige Staffage sich ausnahmen. Erklärlich ist es ja, wenn Tondichter nach dem erfolggekrönten Vorgehen Humperdinck's gern daran gehen, ein Märchen zu illustriren: doch warum mußte Charles Dickens in Mitleidenschaft gezogen werden? Volkssagen, auch Volkslieder lassen sich in bedingtem Sinne als Rohstoff betrachten, der durch Talent und Geschmack umgestaltet werden mag. Aber ein abgerundetes Kunstwerk beinahe muthwillig zerschlagen, um dann vereinzelte Scherben mit einem Universal-Patentkitt wieder zusammenzuleimen? Das sollte bei Künstlern, die mit allem Recht etwas auf sich halten dürfen, nicht als fair gelten.

Noch bedauerlicher ist es, daß am Abende der ersten Berliner Aufführung des Werkes die Zahl derer, denen es um den guten Geschmack zu thun ist, sich als eine recht geringe erwies. Das Publicum zeigte sich mit Allem einverstanden, was ihm geboten wurde: es lachte, so oft Jemand an die Rampe trat, um einen Spaß zu machen, und es weinte, so oft die Verwendung des Taschentuches partiturgemäß vorgeschrieben erschien. Es merkte auch nichts davon, wie ungeheuerlich es ist, wenn ein biederer angelsächsischer Dorfbewohner auf den ersten flüchtigen Verdacht hin, daß sein treues Weib ihre Gedanken einem Anderen zuwende, wie ein wahnsinnig gewordener Somali-Neger ein Beil im Kreis herumwirbelt und darnach einen wild wüthenden Eifersuchts- und Rachemonolog hält, um den ihn sämmtliche weißen und chocoladefarbenen Othello's beneiden könnten. Ebenso hält es das Publicum für vollauf gerechtfertigt, daß ein junger ehrlicher Seemann, der einen kleinen Herzenskummer erlitten, wie er zur Begründung jeder guten Ehe erforderlich ist, seine Braut, ehe er mit ihr zur Kirche geht, zu einem ekstatischen Liebesduett im breitesten Tragödienzuschnitt verleite. Und auch das findet ein ehrsamer Durchschnitts-Zuschauer ganz in der Ordnung, daß ein alter Mann, weil er so thöricht war, sich geckenhaft zu benehmen, auf der Scene eine geraume Weile von sechzig Menschen herumgezerrt, gestoßen und geschlagen wird. Das Publicum ist ja souverän. Der „kleine Postillon", zu dem Herr Willner den weniger bühnenfeschen Dickens'schen Fuhrmann umgewandelt hat, bläst sich den Musikfreunden in's Herz wie seinerzeit der Neßlerische Trompeter. Die Kritik hat sich vor der Majorität zu beugen. Allenfalls steht es ihr ja noch frei, von dem Urtheil der Hauptstadt an die Provinz zu appelliren, das heißt an das, was — nach der Ansicht der Berliner — von Deutschland übrig bleibt, wenn man Berlin abrechnet.

Das dürfte verhältnißmäßig ebensoviel ausmachen, wie wenn man von der Partitur des „Heimchen am Herde" alles das abzöge, was nicht Goldmark's ist. Was er in ihr gegeben hat, läßt sich zusammenfassend etwa als Ausstellungsmusik bester Gattung bezeichnen. Auch Goldmark selbst ist mit einer Reihe hübscher Einfälle vertreten. Im Weiteren findet man, was das Herz nur begehren mag: von der „Zauberflöte" bis zum „Zampa", vom „Faust" bis zum „Tristan", vom sentimentalen Volkslied bis zu niederösterreichischen Ländlern, Millenniums-Rhythmen und den Operettenscherzen Franz v. Suppé's sind Stichproben vorhanden — Alles appetitlich gefaßt und mit erstaunlich verblüffender Technik in die Gesammtanlage hinein verwebt. Sparsamen Ehemännern, welche ihre Frauen nur einmal jährlich in's Theater führen, sei das „Heimchen" besonders empfohlen: man kann hier innerhalb kürzester Zeit den ganzen modernen Spielplan im Auszuge kennen lernen. Doch auch der Musiker geht nicht leer aus. Ihm ist Gelegenheit geboten, an einem Abende eine Rundreise durch sämmtliche Stilformen der Oper zu machen. Strophenlied, Arioso, Secco-Recitativ, Sprechgesang, ausgearbeitetes Quintett, Chöre in geschlossenen Linien, Ensembles in freier Meistersinger- oder neuitalienischer Weise, Solo mit Ballet, Prolog und Epilog vor geschlossener Gardine: Alles kommt zur Verwendung und Alles wird mit sehr anerkennenswerthem Geschick gehandhabt. Dazu ist eine Fülle von harmonischen, auch instrumentalen Finessen über das Ganze verstreut: Goldmark's Orchester klingt so vortrefflich, daß ihm selbst die der Idealität der Tonwirkung so wenig förderliche Akustik des neuen königlichen Operntheaters nicht allzu abträglich ist. Aber trotz aller unverblümter Aufforderungen an den Hörer, sich weichherzig zu zeigen, geht das Gemüth leer aus. Der Humor ist gemacht und, was noch mehr verstimmt, auch die Naivetät. Es fehlt der Reiz des Persönlichen. Der Goldmark der Sakuntala-Ouverture, der „Königin von Saba", des „Merlin" war in seiner absonderlich charakteristischen Mischung von Berlioz, Wagner und Rubinstein fast eine Individualität und steigerte sich durch die Gluth der Farbe ein und ein anderes Mal zur Gluth brennender Leidenschaft hinauf; der Goldmark des „Heimchen" ist ein freundlicher alter Herr aus der Fremde, der an jeden eine kleine Gabe austheilen kann, weil er zuvor viele kleine Gaben achtsam und emsig aufgesammelt hat.

Die Aufführung war mit großer Sorgfalt vorbereitet und ging unter der befeuernden Leitung Dr. Muck's gut zusammen. Frau Herzog wußte Vieles mit feinem Takte zu begleichen, was der Librettist gesündigt hatte. Im Uebrigen sang und spielte sie so allerliebst, daß sie im Reichstage nur zu erscheinen gebraucht hätte, um die liberalen und conservativen Ehepaschas zu weitgehenden Zugeständnissen zu bewegen. Auch die anderen Mitwirkenden thaten ihr Bestes. Nur eine durchaus nicht herzige rosa Puppe, mit welcher im zweiten Aufzuge Staat gemacht wird, dürfte füglich dem Museum für Völkerkunde überwiesen werden.

Paul Marsop.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Maximum.

Roman aus Monte Carlo von

Ossip Schubin.

Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 7.—.

Der Roman rückt die Gegensätze zwischen dem paradiesischen Fleck Erde, dessen Juwel der Ort Monte Carlo bildet, und dem verwerflichen Treiben, womit die internationale Spielhölle die Wunder der Natur entweiht, in helles Licht. Indem die berühmte Verfasserin darlegt, welchen dämonischen Zauber der Spielteufel selbst auf edel angelegte Charaktere ausübt, erzielt sie höchste Spannung; den Untergang des Helden, der nicht schuldlos ist, aber doch entschuldbar erscheint, verklärt sie versöhnend durch das große Opfer, womit er, die begangenen Frevel sühnend, dem Sohne das Glück sichert.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—.

Aus seiner Heimat Schleswig schöpfte der Dichter den Stoff zu diesem Romane, den wir das beste Erzeugnis seiner vielseitigen Feder nennen möchten. Wie frischer Erdhauch, der der Ackerscholle entströmt, weht es uns kräftig an, und sind es auch nur schlichte Menschen, die vor uns erscheinen, so hat doch jeder seine urwüchsige, fesselnde Eigenart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien von

Bernhardine Schulze-Smidt.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—.

Auf dalmatinischem Boden sich abspielend, gewährt der Roman fesselnde Einblicke in das Leben und die urwüchsige Anschauungsweise des serbisch-kroatischen Volksstammes — in eine Welt, wo sich echtes Christentum und altheidnisches Wesen seltsam verschlingen.

Frühere in unserem Verlag erschienene Werke dieser Autoren:

Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. 2 Bde. 2. Auflage. Preis geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 9.—.

Ein müdes Herz. Erzählung von Ossip Schubin. 3. Auflage. Preis geheftet M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

„O du mein Oesterreich!" Roman von Ossip Schubin. 3 Bände. 2. Auflage. Preis geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 13.—.

Gebrochene Flügel. Roman von Ossip Schubin. 2. Auflage. Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—.

Zwischen engen Gassen. Roman von Hermann Heiberg. Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—.

„So wachsen deiner Seele Flügel." Roman v. Bernhardine Schulze-Smidt. 2 Bde. Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 8.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister. Director **Jentzen.**

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Soeben erschien:

Julius Duboc.

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Neuigkeiten!

Zwei Novellen

von

Fritz Zilcken.

Inhalt: **Bruder Coelestin. Die weisse Maus.**

10 Bogen. 8°. Preis brosch. M. 1.50.

Gute, fesselnde Familien- u. Reiselektüre.

Holsteinische Gewächse

von

Adolf Holm.

10½ Bogen, illustrirt gr. 8°. Preis M. 2.—.

Holstein erfröhliche Dorfgeschichten, vielfach mit „Platt" durchsetzt, den prächtigen Menschenschlag behandelnd, verfehlen ihre erheiternde Wirkung nirgends, wo man noch Sinn für Humor und guten Geschmack hat.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig,

Poststrasse 9/11.

Abonnement

auf das

III. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Widerstandsfähigkeit des heutigen Mahdistenreiches. Von Wilhelm Stoß. — Heinrich von Treitschke als politischer Redner. Von Conrad Haller. — **Literatur und Kunst.** Shakespeare's letzte Lebensjahre. Von Georg Brandes. — Hanslick und Ehrlich. Von Paul Marsop. — **Feuilleton.** Kaiser Max I. und die schönen Wittwen. Erzählt von dem alten Landsknecht. Von Carl Schultes. — **Aus der Hauptstadt.** Der Nächste. Von Timon d. J. — Anzeigen.

Die Widerstandsfähigkeit des heutigen Mahdistenreiches.

Von Wilhelm Stoß.

Die Ereignisse in Abessinien und der Feldzug der Aegypter zu einem Angriff gegen das Mahdistenreich sind nur Symptome einer bevorstehenden allgemeineren Action in Centralafrika. Die bewohnbaren Küstenländer Afrikas sind unter den europäischen Mächten vertheilt, auch der größte Theil des Innern ist als zugehöriges Hinterland mit Besitzrechten belegt. Abgesehen von einigen kleinen Sultanaten wird nur noch das Land des mittleren Nils, der frühere ägyptische Sudan, von einem eingeborenen Herrscher, dem Chalifa Abdullahi, dem Nachfolger des Mahdi, regiert. In nicht langer Zeit müssen die betheiligten europäischen Mächte hier zusammenstoßen. Von den durch den Mahdi eroberten Ländern ging der nördliche Theil der Provinz Dongola bereits wieder an Aegypten verloren. Die nördlichste Grenzstation ist jetzt Suarda, etwa drei Tagereisen nördlich von Dongola. Ebenso wurde der größte Theil des östlichen Sudans durch die Aegypter, Kassala von den Italienern genommen, so daß jetzt der Atbara die östliche Grenzlinie des Mahdistenreiches bildet. Sie ist durch Stationen befestigt, deren wichtigste Gedaref ist. Die westlichen Stämme Darfurs, die dem Mahdi zugefallen waren, haben revoltirt und mit dem König von Wadai ein Bündniß geschlossen, so daß von Darfur nur die größere östliche Hälfte dem Chalifa unterworfen ist. Im Südosten berührt das italienische und britische Ostafrika, im Südwesten das französische Hinterland und der Congostaat den Sudan. Die Vorposten des Congoreiches waren bereits in die Provinz Bahr el Ghazal eingedrungen, hatten sich aber vor der zur Vertheidigung heranrückenden Uebermacht der Mahdisten wieder zurückgezogen. Ein Vordringen dieser in den Congostaat unterblieb ebenfalls. Indessen deuten kleine Scharmützel, die zwischen der Besatzung von Redjaf, dem südlichsten Punkte des Mahdistenreiches, und dem in der Nähe von Dongu stehenden Posten des Congostaates stattfanden, darauf hin, daß auch hier jeden Augenblick ernstliche Zusammenstöße zu erwarten sind. Jedenfalls ist die Entscheidung, ob Aegypten seinen früheren Besitz wieder beanspruchen wird, oder ob sich die betheiligten Mächte in das von der Natur reich gesegnete Land theilen werden, nicht mehr fern.

Vor Kurzem veröffentlichte der frühere Gouverneur von Darfur, Slatin Pascha, der siebzehn Jahre lang Gefangener der Mahdisten gewesen war, ein Werk „Feuer und Schwert im Sudan“*), das die Geschichte der Eroberung des früheren ägyptischen Sudans durch den Mahdi und die jetzigen Zustände unter dem Chalifa schildert. Man konnte beim Erscheinen des Buches, das seiner ganzen Anlage nach eine Aufforderung an die ägyptische Regierung ist, sich des morschen Mahdistenreiches zu bemächtigen, eine baldige Action von englisch-ägyptischer Seite voraussagen. Slatin Pascha befindet sich jetzt unter den Officieren der zunächst gegen Dongola gerichteten englisch-ägyptischen Expedition. Unzweifelhaft ist er berufen, im bevorstehenden Feldzuge eine führende Rolle zu spielen. Nach seinen Mittheilungen über die heutigen Zustände im Mahdistenreiche ist dasselbe einem gutgeführten Angriffe von Außen kaum gewachsen.

Zwei Umstände waren es, die den Mahdi und seine Gefolgschaft unwiderstehlich gemacht hatten, die Ueberzeugung von seiner göttlichen Sendung und die Aussicht auf Beute und Befreiung von allen Steuerlasten. Fast alle Völker des Sudans hatten sich mit Begeisterung für den Gottgesandten, mit blindem Glauben an dessen Unüberwindlichkeit unter der Fahne des Mahdi zusammengeschaart. Ganz anders die heutigen Verhältnisse. Der Glaube an die Frömmigkeit des Chalifa ist erschüttert. Wohl läßt er es, wie sein Vorgänger, an Schwindeleien nicht fehlen, aber seine Erklärung, daß der Prophet ihm erschienen sei und ihm sein Handeln befohlen habe, wird nicht mehr mit unbedingter Gläubigkeit aufgenommen. Nach Slatin's Beobachtungen wissen die meisten Sudanesen, daß die Anordnungen des Chalifa häufig gegen ihren wahren Glauben verstoßen, doch sind sie aus Furcht für ihr Hab und Gut gezwungen, seinen Befehlen auch in religiösen Dingen gegen ihre bessere Ueberzeugung nachzukommen. — Wirklich verhaßt hat sich der Chalifa bei vielen Stämmen durch seine unmenschliche Grausamkeit gemacht. Schon von allen Greuelthaten, die unter der Regierung des Mahdi geschehen, war er der Urheber gewesen. Kein Wunder, daß er zum vollständigen Despoten ausartete, als ihm die unbeschränkte Macht zufiel. Als sich ihm der revoltirende Stamm der Aschraf auf sein Versprechen hin, ihm zu verzeihen, unterworfen hatte, ließ er sie, angeblich auf Befehl des Propheten, fesseln und mit Knütteln erschlagen, darunter die nächsten Verwandten des Mahdi. Diese Greuelthat entfremdete ihm viele seiner Anhänger. Als Beispiel für die

*) Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Unzufriedenheit mit dem Chalifa führt Slatin an, daß trotz der ungünstigen Handelsverhältnisse im Sudan viele wohlhabende Sudanesen den Handel als Sport betreiben, um einige Monate in freierer Atmosphäre athmen zu können. Der Handel sei das einzige Mittel für die durch Weib und Kind an die heimathliche Scholle gefesselten Sudanesen, ihrem tyrannischen Herrn, dessen willkürliche Regierung sie oft bis an den Rand der Verzweiflung bringe, wenigstens auf die Dauer von einigen Monaten zu entrinnen. — Neben Grausamkeit sind Verstellung, maßloser Egoismus und Mißtrauen die Charakterzüge des Chalifa. Die Kadis, in deren Händen die Gerichtsbarkeit liegt, sind seine willenlosen Werkzeuge. Durch sein Mißtrauen gegen Jedermann — Niemand darf bewaffnet vor ihn treten — hat er seine frühere Popularität auch bei seinen bisherigen Freunden untergraben. Slatin hat gerade unter diesen oft höhnische Bemerkungen über die Aengstlichkeit des Chalifa gehört.

Mit der Abnahme der Sympathie der Sudanesen für den Chalifa hat sich auch seine militärische Macht verringert. Den Kern der Armee bildet die Mulazemie, eine aus den kräftigsten, hübschesten und zuverlässigsten Leuten im ganzen Reiche gebildeten Leibgarde von nahezu 11 000 Mann, die alle in seiner nächsten Umgebung innerhalb der neu erbauten Umfassungsmauer der Residenz Omderman wohnen. Diese Garde ist in drei Corps getheilt, jedes Corps in Unterabtheilungen von ungefähr 100 Mann. Sie sind mit Remingtongewehren bewaffnet, die jedoch in den Magazinen liegen und nur bei festlichen Gelegenheiten den Leuten übergeben werden. Die ganze Mulazemie hat ausschließlich die Person des Chalifa zu bewachen. Selbst innerhalb Omdermans erscheint er nicht ohne ihre Begleitung. Seine Ausritte sind meist darauf berechnet, der Menge durch möglichst große Machtentfaltung zu imponiren. Immerhin ist es von Bedeutung, daß er jährlich vier große Manöver abhält, wodurch er die Mulazemie und die in der Nähe der Residenz befindlichen Truppen in einer gewissen Kriegsbereitschaft hält. Schon vor Sonnenaufgang, so schildert Slatin ein solches Manöver, ziehen die Emire mit ihren Leuten unter fliegenden Fahnen nach dem für sie bestimmten Platze auf das Manöverfeld, eine sandige, mit einzelnen Steintrümmern bedeckte Ebene. Die Aufstellung erfolgt in entwickelter Linie mit dem Gesichte gegen Osten, mehrere Glieder stark. Die Hauptfahne seines Bruders Jakub aus schwarzem Tuche von riesiger Größe steht dem Zelte des Chalifa etwa 400 Meter entfernt gegenüber, rechts und links von ihr stehen die Fahnen seiner Emire. Nördlich davon ist die Hauptfahne des Chalifa Ali von grüner Farbe, rechts und links schließen sich die demselben unterstehenden Emire an. Am äußersten linken Flügel stehen die Pferde- und Kameelreiter, während am rechten Flügel sämmtliche mit Gewehren Bewaffnete ihre Aufstellung finden. Nach Sonnenaufgang begiebt sich der Chalifa unter dem Spectakel seiner aus 50 Negersclaven gebildeten Musikbande, von seiner gesammten Mulazemie umgeben, die an diesem Tage besonders festlich bekleidet ist, zu dem Heere, um die Revue abzunehmen. Gewöhnlich reitet er bei diesem Anlasse ein Kameel, um von seinem erhöhten Sitze aus die beste Uebersicht zu haben. Mit seinem Gefolge reitet er bis zur schwarzen Fahne, bleibt vor ihr einige Minuten betrachtend stehen und begiebt sich dann zum gegenüberliegenden Zelte, vor dem er, auf seinem Angareb ruhend, umgeben von seinen Kadis, das Heer vorüberdefiliren läßt. Manchmal reitet er selbst die mehrere tausend Meter lange Front ab und ordnet die Defilirung der Armee an. Bei diesen Revuen tragen die Reiter vielfach alte, seit unvordenklichen Zeiten im Lande vorhandene Panzerhemden europäischen und asiatischen Ursprunges, sowie Eisenhelme oder bunte, baumwollgefütterte Kappen der grotesksten Formen, die überdies noch von rothen Turbanen umwunden sind. Die Pferde sind mit großen, aus verschiedenfarbigen Tuchstücken zusammengesetzten Schabracken bedeckt. Das Ganze ähnelt dann nicht wenig einer Turnierausrüstung aus vergangenen Zeiten. Das militärische Schauspiel dauert drei Tage, dann erhalten die nicht in Omderman Ansässigen die Erlaubniß, heimzukehren.

Die Mulazemie wird vom Chalifa täglich, oft auch plötzlich in der Nacht inspicirt. Dieser außergewöhnlich strenge Dienst hat ihn verhaßt gemacht, so daß in seiner nächsten Umgebung die Unzufriedenheit ebenso allgemein ist, wie unter den Stämmen der Provinzen.

Die gesammten militärischen Kräfte des Chalifa bestehen einschließlich der Mulazemie aus 34 000 Mann Negertruppen und bewaffneten Arabern, 6500 Mann Cavallerie, 64 000 Schwert- und Lanzenträgern, 75 Geschützen und 40 000 Gewehren. Unter den Geschützen sind 6 Krupp-Kanonen mit sehr geringem Munitionsvorrath, 8 Mitrailleusen alten und neuen Systems, die übrigen 61 Geschütze sind alte Messingvorderlader. Von den Gewehren sind etwa 22 000 meist defecte Remingtongewehre, die übrigen sind alte ein- und doppelläufige Percussionsgewehre. Die Munition ist Omdermaner Fabricat, die Tragfähigkeit beträgt kaum 6—700 Schritt. Diese im ganzen Sudan vertheilte Truppenmacht reicht wohl zur Bändigung der Feinde im Innern aus, äußeren Feinden gegenüber fehlt es aber an guten Führern und brauchbaren Waffen. Die Soldaten selbst haben die alte Anhänglichkeit an die Person des Chalifa und den Glauben an die Sache, die sie vertheidigen sollen, verloren.

Als Abkömmling eines westlichen Stammes war der Chalifa von Anfang an ein Fremdling unter den Stämmen des Nilthales und fand schon deßhalb hier wenig Sympathie. Auf diese Stämme kann er sich nur so lange verlassen, als sie von seiner Ueberlegenheit überzeugt sind. Das ist auch dem Chalifa wohlbekannt. Deßhalb veranlaßte er durch alle möglichen unwahren Vorspiegelungen eine Einwanderung vieler Araberfamilien des Westens nach Omderman und dafür eine Auswanderung der Stämme Darfurs und Kordofans. Zugleich besetzte er alle einflußreichen Aemter, besonders die höheren militärischen Chargen, mit seinen nächsten Verwandten. Den Einwohnern des Gezireh nahm er ihre culturfähigen Ländereien ab und vertheilte sie an die eingewanderten Stämme. Seine Verwandten und Stammesangehörigen erhielten die fruchtbarsten Länder. Wenn es ihm auch dadurch gelungen ist, seine Macht so zu befestigen, daß er von den einheimischen Stämmen nichts mehr zu befürchten hat, so werden sich die Verhältnisse sofort ändern, wenn ein Angriff von Außen erfolgt. Die erste Niederlage des verhaßten Herrschers wird viele Stämme zum Abfall ermuthigen.

Schlechter noch, als mit dem Heere, ist es im Mahdistenreiche mit den Finanzen bestellt. Der Herrscher, auf dessen Wink Tausende von Menschenleben geopfert wurden und jeden Augenblick geopfert werden können, verfügt über nur geringe Mittel. Kein Wunder! Sind doch gerade durch sein grausames Regierungssystem die Provinzen verarmt, die Einkünfte aus ihnen mehr und mehr zurückgegangen. Dreiviertel der früheren Bevölkerung ist unter der Regierung des Chalifa durch Hinrichtungen, Kriege, Auswanderungen und Hungersnoth zu Grunde gegangen. In Folge dessen liegen Ackerbau und Handel darnieder. Der größte Theil des bebauungsfähigen Landes bleibt unbestellt, die früher belebten Caravanenstraßen sind verödet und von Sand verschüttet. Die Einnahmen des Chalifa bestehen aus meist in Naturalien zu entrichtenden Kopf- und Vermögenssteuern, Abgaben für ein- und ausgeführte Waaren, Fährgeld, Pachtzins, Standgeld auf dem Markte, besonders aber aus confiscirtem Eigenthum, Zwangsanleihen, die nie zurückgezahlt werden, und Sclavenhandel. Bei der immer mehr zunehmenden Verarmung der Provinzen verringern sich auch diese Einkünfte mehr und mehr. Dazu kommt noch, daß sich der Münzwerth unter der Regierung des Chalifa von Jahr zu Jahr verschlechtert hat. Goldmünzen cursiren überhaupt nicht mehr im Sudan und

Digitized by Google

die 21½ Gramm schweren Silberthaler enthalten nur noch 3 Gramm Silber.

Slatin hat die zerrütteten Verhältnisse im Sudan viele Jahre lang mit eigenen Augen kennen gelernt und ist überzeugt, daß der Chalifa einem gut geführten Angriffe von Außen unterliegen werde. Jedenfalls wird sich diejenige Macht, die den ersten Vorstoß wagt, einen präponderirenden Einfluß bei der künftigen Regelung der Besitzverhältnisse im Sudan sichern.

Heinrich von Treitschke als politischer Redner.

Von Conrad Haller.

„Je vulgärer, bureaukratisch-geschäftsmäßiger, geistloser der heutige Reichsparlamentarismus unter uns daherklappert, desto größer der Genuß, sich in die so rasch verblaßten glorreichen Tage des neuen deutschen Reichs zurück zu versetzen, da in der Reichsversammlung unseres Volks noch große Gedanken und starke Empfindungen bedeutenden Ausdruck zu finden vermochten. Sollte es nicht auch dem jüngeren parlamentarischen Nachwuchs von heute noch von einigem Nutzen sein, sich gelegentlich mit den nicht gerade zahlreichen Mustern deutscher politischer Beredsamkeit ein wenig zu beschäftigen und sich nach ihnen zu bilden?“ so fragt Dr. Otto Mittelstädt in der Einleitung zu den von ihm gesammelten „Reden von Heinrich von Treitschke im Deutschen Reichstage.“*) Und er hat Recht. Die natürlichen Gaben oratorischen Talents sind ohnehin unter unseren Landsleuten niemals besonders entwickelt gewesen. Nächst der deutschen Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche wird der deutsche Reichstag der Jahre 1871 bis etwa zum Jahre 1878, dem Beginn der wirthschaftlichen Kämpfe, immer noch die edelsten und glänzendsten Blüthen politischer Beredsamkeit gezeitigt haben. Seitdem befinden wir uns auch darin im Niedergange. Die Menschen wachsen und die Menschen schrumpfen zusammen, je nachdem ihre Zwecke größere oder kleinere werden. —

Heinrich von Treitschke, der Hutten im Kampfe um die deutsche Einheit, hat nicht nur mit der Feder für sein Vaterland gestritten, sondern auch mit dem geharnischten Wort, das Keiner wuchtiger und begeisternder zu führen verstand. Er war ein großer Redner und doch hatte er nichts von einem Rhetor, denn seine Rede war allezeit ungekünstelt, frei und von einem hochfliegenden Geiste durchglüht. Wer ihn jemals sprechen gehört, wird das Bild nicht wieder vergessen: Hochaufgerichtet, das mächtige Haupt mit den leuchtenden Augen etwas zurückgeworfen, ein Bild des Geistes und der Kraft, stand er da und berückte alle Hörer so mit der Zaubermacht seiner Rede, daß man den organischen Fehler seiner Sprache darüber ganz vergaß. So auf dem Katheder, so auf der Tribüne. Hier ganz besonders. Die Jahre 1871, 1880 bis 1882 sind offenbar diejenigen gewesen, in denen Treitschke sich seinem parlamentarischen Beruf am eifrigsten hingegeben hat, und es ist ein dankeswerthes Unternehmen, aus den ephemeren stenographischen Reichtagsberichten die bedeutsamen Kundgebungen des Historikers und Patrioten herauszusuchen und sie gesammelt dem deutschen Volk als ein kostbares Vermächtniß darzubieten. Sie sind nach zwei Richtungen hin fesselnd. Einmal als Emanationen des praktischen Politikers, der hier durch lebendige Ueberredungskunst und das Beispiel seiner Parteigängerschaft für die Ideen auftritt, die er als Schriftsteller und Lehrer theoretisch verfochten; dann aber als eine wichtige Ergänzung des menschlichen Charakterbildes. Und immer und überall finden wir den Parlamentarier Treitschke auf der Seite des Rechts, der Aufklärung, der Vaterlandsliebe.

Die Journalisten nicht nur, auch seine Gegner im Parlament haben dem Vertreter des oberrheinischen Wahlkreises Kreuznach, sobald er seine mächtige Stimme im Reichstag erhob, jedesmal den Vorwurf „zu pathetisch“ gemacht. Der Herausgeber bemüht sich, dies zurückzuweisen. Er meint, jenes volltönende Pathos herrsche in Treitschke's historisch-politischen Schriften viel auffälliger vor, als in seinen Reden. Wahrscheinlich meinten die Gegner auch weniger die blendende rhetorische Form, die allerdings allen seinen Reden gemeinsam ist, als den steten leidenschaftlichen Appell an die Liebe zum Vaterlande, seinen Ruhm und seine Größe, bei jeder Gelegenheit, bei jedem Thema, womit er die Debatte immer wieder aus den Niederungen der Parteileidenschaft auf die Höhe patriotischer Begeisterung zu führen bestrebt war. Er hat im Reichstag über die verschiedensten Gegenstände gesprochen, aber selten ohne dieses rhetorische Element, das er von seinem Lehrer Dahlmann und wohl noch mehr von Fichte übernommen hatte, soweit es nicht schon in seiner stark dichterisch veranlagten Persönlichkeit lag.

Bezeichnend für diese seine Art ist zumal seine herrliche Jungfernrede vom 1. April 1871 über den Mangel an Grundrechten in der deutschen Reichsverfassung und noch mehr seine Rede vom 20. Mai 1871 über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen als Reichsland mit dem Deutschen Reich. Treitschke's bekannte unitarische Ueberzeugungen neigten ursprünglich dem Gedanken einer einfachen Annexion an Preußen zu, und er fand sich nur widerwillig in das unerprobte Experiment der Bildung von Reichslanden. Sofort ist auch der begeisterte Seher zur Hand, den das Gefühl der Sicherheit überwältigt, daß uns das Werk des Germanisirens im Elsaß gelingen wird. Der Historiker, wie der Patriot in ihm geben ihm diese Gewißheit.

„Ich habe in den letzten Tagen gelesen in den geheimen Acten über die Organisation der Rheinprovinzen aus den Jahren 1815 und 1816. Damals ertönte aus dem Munde aller Beamten überall eine muthlose Sprache: das sei ein Bastardvolk, dem deutschen Wesen ganz und gar entfremdet, es werde viele Jahrzehnte dauern, bis man aufhören könnte, die Verordnungen in beiden Sprachen erscheinen zu lassen u. s. w. Wer, meine Herren, kann diese Befürchtung von 1815 heute lesen, ohne daß ein deutsches Herz stolz und hoffnungsvoll sich erhebt? Heute freilich besitzen wir nirgends in Deutschland eine Verwaltung, welche sich mit der Tüchtigkeit der damaligen altpreußischen Verwaltung auch nur entfernt vergleichen ließe. Das ist eine unvermeidliche Schattenseite des constitutionellen Lebens für Deutschland geworden. Dafür aber sind wir eine Nation, die, nicht müde bis in den Tod, aus einem ungleichen Kampfe hervorgeht, sondern in wohl gesichertem Wohlstand, strotzend in Kraft und Stärke dasteht. Dafür sind wir heute eine Nation, die nicht ängstlich wartet auf die Einlösung eines Königswortes, sondern parlamentarische Rechte bereits besitzt und ausübt. Dafür endlich sind wir heute eine Nation, die sich erhoben hat, nicht mit fremder Hülfe, sondern aus eigener Kraft. Dies, meine Herren, sind hoffnungsvolle Zeichen. Ich sage Ihnen, das Recht der Natur, die Stimme des Blutes in Elsaß wird sich regen, die Stimme des Blutes, die schon so viele verlorene Söhne unseres großen Vaterlandes zurückgeführt hat zu unserem Reiche. Ich sage Ihnen, der Tag wird kommen, wo in dem letzten Dorfe der Vogesen der deutsche Bauer sprechen wird: es ist ein Glück und eine Ehre, Bürger des deutschen Reiches zu sein.“

Noch packender ist Treitschke's Rhetorik in seiner großen Rede vom 29. November 1871 über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres. Alle Reminiscenzen aus der Periode des preußischen Verfassungsconflicts von 1862—1866 waren wieder lebendig geworden. Die alte Fortschrittspartei erschien mit ihren alten Ansprüchen auf parlamentarische Mitregierung

*) Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

von Neuem auf dem Plan. Treitschke's im besten Sinne aristokratisch-conservativer Grundzug gelangt hier zu schöner Erscheinung.

„Wer unter uns, meine Herren, wollte im Ernste, daß Deutschland heute wieder abrüsten sollte, wie Preußen es einst nach dem Jahre 1815 that? Wissen wir denn nicht, mit welchem Preise die Abrüstung jener Jahre bezahlt wurde? Sie wurde bezahlt mit einer demüthigen, einer fast gedrückten Stellung Preußens in der europäischen Politik. Heute, meine Herren, nach dem Tage von Sedan, sind wir doch etwas anspruchsvoller in unseren Wünschen für die Machtstellung unserer Nation geworden. Und wenn wir es wollten, wenn wir abrüsten wollten, wir könnten es gar nicht. Wir sind nicht mehr wie im Jahre 1815 umgeben von einer ermüdeten Welt, welche nach Frieden rief um jeden Preis, welche die Streitaxt der alten Kämpfe begraben wollte. Blicken Sie um sich, meine Herren, nach der Grenze im Westen. Wir freilich bedrohen Niemand, aber seitdem wir das Elsaß mit dem Vaterlande wieder vereint haben, seitdem ist es dem Patrioten nicht mehr erlaubt, den Blick von der Möglichkeit zu wenden, daß wir die alte Grenzmark Deutschlands mit dem Schwerte in der Hand vertheidigen müssen. Wer heute, seitdem wir Elsaß unser nennen, dem Volke redet von möglicher Abrüstung im großen Stile, der betrügt das Volk, (Oho!) vielleicht ist er selbst ein betrogener Betrüger. (Bewegung.) Nun schauen Sie weiter, meine Herren, in jene gährende Welt im Osten und Südosten. Wir können von dem deutschen Reiche sagen, daß es an seiner Stärke krankt, wie andere Staaten an ihrer Schwäche; es krankt an der ungeheuren Attractionskraft, die ein nationaler Staat über seine Grenzen hinaus ausübt. Es wäre, meine Herren, nach meiner Meinung das gräßlichste Unglück, daß unser deutsches Reich und also die europäische Gesittung treffen könnte, wenn jenes alte Oesterreich zusammenbräche. Ich glaube, meine Herren, wer an dem Falle Oesterreichs arbeitet aus phantastischer Schwärmerei für unsere Landsleute dort, der handelt — bewußt oder unbewußt — als ein Feind des deutschen Reiches. Aber wissen wir denn, meine Herren, ob das Schicksal diesen unsern ehrlichen Wunsch für den Fortbestand des Nachbarreiches erhören wird? Wollen wir uns denn selbst die Augen verbinden, wollen wir nicht sehen, daß dort ein Rassenkampf im Anzuge ist, der früher oder später uns selber mit hineinreißen kann in seinen Strudel? Können wir uns verbergen, daß im letzten Kriege durch unsere großen Erfolge in allen Nachbarvölkern ein ungeheures Capital des Hasses sich angesammelt hat gegen das sieggekrönte Deutschland? Sollen wir diesen Stimmungen gegenüber unvorsichtig, leichtsinnig handeln? Es geht heute, meine Herren, durch die Welt wie eine dunkle Ahnung, daß auch dem deutschen Reiche, wie einst dem preußischen Staate, sein europäischer Krieg, sein siebenjähriger Krieg nicht erspart bleiben wird. Es ist wie in den Sternen geschrieben, daß das Haus Hohenzollern keine glänzenden Erfolge erreichen darf ohne unverhältnißmäßige Opfer. Gebe Gott, meine Herren — wir Alle wünschen es — daß solche bange Ahnungen uns trügen mögen! Ob sie trügen, das liegt in des Schicksals Händen! In unseren Händen aber liegt es, die Waffe blank und scharf zu halten, die Deutschlands neuen Ruhm vertheidigt. So weit Menschenaugen reichen, ist Deutschlands starke Rüstung das einzige Mittel, den Frieden der Welt heute zu erhalten."

Diesen Gedanken greift er drei Jahre später bei Gelegenheit des Reichsmilitärgesetzes wieder auf, als die Gegensätze doctrinär freisinniger und praktisch nationaler Bestrebungen unter den Parteien im Reichstag wieder flagrant wurden. Das Septennat fand in Treitschke einen entschiedenen Vertheidiger. Auch hier kommt zumal der Historiker zu Wort.

„Unser Vaterland hat alle Zeit bald durch seine Macht, bald durch seine Ohnmacht die Geschicke der Welt bestimmt. Es sind nun zwei Menschenalter, da sagte Gneisenau mitten aus der tiefsten Schmach Deutschlands heraus, Deutschlands und Italiens Schwäche habe das Uebergewicht Frankreichs verschuldet, nicht eher würde der Welttheil zur Ruhe kommen, als bis diese beiden Mächte, Italien und Deutschland, wieder zu starken Staaten geworden wären. Was der geniale Mann in seiner großartigen Einfalt damals voraussagte, vor unseren Augen ist es zur Wahrheit geworden, und die Besten unter uns haben Jeder nach seinen Kräften mitgewirkt an diesem großen Wandel der Dinge. Wir haben die Herrschaft Oesterreichs von Deutschlands Schultern genommen, wir haben die Uebermacht Frankreichs in Europa gebrochen und haben nebenbei den sündenbeladensten Kleinstaat dieses Welttheils vernichtet, indem wir die Thore der ewigen Stadt dem einigen und freien Königreiche Italien eröffneten. Ich frage, kann ein Volk, das solche Thaten gethan, das also eine neue und gerechtere Ordnung in den Verhältnissen der europäischen Mächte geschaffen, kann ein solches Volk mit Sicherheit darauf rechnen, die Nachbarn würden von selbst sich finden in diese neuen Zustände? Eine Nation, die solches gethan, muß auch den Muth haben, zu behaupten und zu beschützen das Werk ihrer eigenen Thaten. Wehe dem Volke, das es nicht wagt, einzutreten für die Thaten, die es gethan hat mit gutem Gewissen! Wir müssen die Welt daran gewöhnen, zu glauben an die neue Ordnung Europas, die Deutschland geschaffen hat; wir werden es nur dann, wenn wir durch feste Eintracht ihr beweisen, daß wir treu stehen zu Kaiser und Reich."

Und noch einmal nach Jahren (1. März 1880) das gleiche Thema über das Reichsmilitärgesetz.

„Der Herr Vorredner hat zu uns geredet etwa in dem Tone eines wohlwollenden Seelsorgers, der unsere harten deutschen Herzen erweichen wollte und uns vorstellte, was für blutgierige, cannibalische Naturen wir seien, die wir den Welttheil beständig in kriegerischer Aufregung erhielten. Bis zu einem gewissen Punkt, meine Herren, glaube ich, hat der Herr Vorredner Recht. Allerdings wir Deutsche tragen die Hauptschuld daran, daß heutzutage der Welttheil in Waffen starrt. Wir tragen die Schuld darum, weil wir jenes nationale Heerwesen geschaffen haben Dank Scharnhorst und seinen Freunden, das, nachdem es sich einmal zeigte und seine Kraft offenbarte, alle anderen Nationen gezwungen hat, unseren Spuren zu folgen. Dieses Werk, das die Völker umgestaltet in geordnete Heere, dieses nothwendige und zeitgemäße und culturfördernde Werk des 19. Jahrhunderts geht heute seinen Gang und ich will nur wünschen, daß unsere Nachbarn mit der Zeit sich auch aneignen mögen, als die nothwendige Folge der Heeresorganisation Deutschlands, die Gesinnungen eines Volkes in Waffen; jene friedfertige Gesinnung, welche am letzten Ende aus einem wirklich nationalen Heerwesen hervorgeht. Sie ist noch im Werden, dereinst wird sie eintreten. Wir haben noch nach einer andern Seite hin die Schuld an der heutigen Beunruhigung des Welttheils; denn allerdings, meine Herren, wir haben uns unterstanden, endlich wieder eine Nation zu sein und zurückzufordern, was in Tagen der Schwäche uns von fremder Uebermacht geraubt wurde. Die Zeit des bewaffneten Friedens, sie wird zu Ende gehen erst dann, wenn die fremden Mächte sich daran gewöhnt haben, die Grundlage der heutigen europäischen Staatengesellschaft, wie sie das Jahr 1870 geschaffen hat, als fest, dauernd, wohlgesichert zu betrachten, wenn sie gelernt haben, mit Deutschlands Stärke zu rechnen, wie sie in früheren Jahrhunderten auf unsere Ohnmacht zählten. Meine Herren, zwei Wege führen zu diesem Ziele. Es ist möglich, daß die fremden Nationen an unserem friedlichen Verhalten erkennen, sie seien im Irrthum, wenn sie glaubten, mit der Zersplitterung Deutschlands in Parteien rechnen zu können, daß die Fremden empfinden, jeder Streit der Parteien hört in Deutschland auf, sobald es gilt die Wahrung unserer Macht und unserer neugewonnenen Grenzen. Dann ist es denkbar, daß die Krisis, in der sich ersichtlich der Welttheil befindet, unblutig vorübergeht. Es kann aber auch geschehen — Gott sei davor, daß es sich bestätige — daß wir gezwungen werden, mit den Waffen unsern Nachbarn zu beweisen, daß keine europäische Macht heute mehr stark genug ist, dieses neue Gleichgewicht Europas gänzlich zu vernichten. Wie das Schicksal seines Weges gehen wird, das weiß ich nicht, das aber kann ich Ihnen sagen, wir werden am richtigsten handeln und das

Digitized by Google

Ausland am leichtesten zu friedlichen Gesinnungen nöthigen, wenn wir in solchen Fragen unserer Macht alle Parteigegensätze, die uns im Innern zersplittern, gänzlich zurückstellen."

Besonders eindringlich wirkt Treitschke's Rede dort, wo er als Historiker oder — Journalist spricht. Am 22. November 1876 forderte bei Berathung der großen Justizgesetze eine ziemlich weit verbreitete liberale Strömung für die strafgerichtliche Aburtheilung aller Preßprocesse einen privilegirten Gerichtsstand vor den Schwurgerichten, sei es gleichmäßig für das ganze Reich, sei es doch particulär für einzelne Bundesstaaten durchgeführt. Die sich gegen alle derartigen Exemtionen wendende Rede Treitschke's mit ihrer Fülle gescheidter und geistvoller Bemerkungen bewahrt auch für unsere Tage noch ihr unmittelbares Interesse. Also hören wir das offenherzige Bekenntniß des Journalisten!

„Da ich, meine Herren, selber durch die Feder wirke, so werden Sie mir auch erlauben, offen Ihnen zu sagen: wir brauchen die freie Presse wie das liebe tägliche Brod, darüber kann kein Streit sein, aber wenn behauptet wird, daß diese Presse nur eine Macht des Lichtes, der Wahrheit, der Freiheit und Volksbildung sei, so erlaube ich mir in aller Bescheidenheit zu widersprechen. So gut, meine Herren, sind wir Männer von der Presse leider nicht alle. Es giebt ausgezeichnete Männer, die in der Presse ihre ehrliche, gewissenhafte Ueberzeugung vertreten, vielleicht einseitig, aber ehrenhaft eine aufrichtig gehegte Parteimeinung vertheidigen. Aber, meine Herren, es giebt auch zahllose politische Blätter, es giebt ganze Kategorien politischer Zeitungen, wo man lügen muß, wenn man behauptet, sie wirktend bildend auf das Volk. Es giebt politische Blätter, die geradezu vom Schmutze leben, vom Scandal und der Erregung aller trüben und gemeinen Leidenschaften, ja Blätter, die den literarischen Straßenraub mehr oder minder verhüllt treiben. So steht es, und wird es bleiben. Ich sage mehr: es giebt wenig Stände unseres Volkes, in denen verhältnißmäßig eine so sehr gemischte Gesellschaft sich zusammenfindet, wie in dem Stand der Journalisten. Der Grund, meine Herren, liegt auf flacher Hand; Jedermann kennt ihn, wenn er in seinen eigenen Busen greift. Was macht den Durchschnittsmenschen sittlich, was hält ihn in sittlicher Zucht? Das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit. Muß ich mit meinem guten Namen für mein Thun einstehen, so muß ich schon ein Hundsfott sein, wenn ich nicht einigermaßen sittlich handle. Wenn ich mich aber verstecken kann hinter dem kläglichen Deckmantel der Anonymität, so werde ich, wenn ich nicht eine sehr starke Natur bin, zu jeder Schurkenthat fähig werden. Das ist der Grund, meine Herren, warum neben vortrefflichen Männern, die ich gerade wegen der Schwere ihres Berufes von Herzen hochachte, sich in der deutschen Journalistik auch sehr unlautere und verächtliche Elemente der Gesellschaft befinden."

Eine bedeutsame Kundgebung Treitschke's brachte der Streit um den Sitz des Reichsgerichts. Der preußische Justizminister Leonhard und Gneist redeten gegen Leipzig für Berlin, der Centrumsmann Reichensperger selbstverständlich für Leipzig. Ebenso natürlich war Treitschke, der unentwegte Unitarier, obwohl Sachse, für die Reichshauptstadt. Auch hier wieder große, warmherzige Gesichtspunkte!

„Ich glaube allerdings, daß in einem großen Theile unseres Volkes jedes Reichsgericht, das hier in Berlin seinen Sitz hätte, zuerst einem lebhaften Mißtrauen begegnen würde, dem Mißtrauen jenes Particularismus, der uns viele Jahrzehnte hindurch das einige Deutschland proclamirte, aber mit der Hauptstadt Braunschweig, Sondershausen oder Hildesheim. Das, meine Herren, ist unser Unglück gewesen Jahrhunderte hindurch, daß wir niemals eine große Stadt besessen haben, wir haben nicht einmal ein Stockholm, ein Kopenhagen, einen Brennpunkt eines nationalen Lebens besessen, und eben darum nicht, weil wir keine Nation waren im politischen Sinne. Eine Nation, die als Ganzes, als Staat besteht, schafft sich eine Hauptstadt von selber, und sie bedarf ihrer, damit alle berechtigten Tendenzen ihres öffentlichen Lebens in einem lebendigen Kampfe sich an einander messen können. Nun, meine Herren, ist es Gott sei Dank so gekommen, daß sich, allerdings gegen den Willen der meisten Deutschen, endlich ein deutscher Staat befestigt, der wirklich ein Staat war und darum eine Hauptstadt sich bildete. Dies Berlin, trotz aller seiner Sünden, ist schon die deutsche Hauptstadt geworden und wird es bleiben; alle Klagen darüber sind in den Wind gesprochen. Die Weherufe des Herrn Abgeordneten Reichensperger erinnerten mich unwillkürlich an die Regierung der Stuarts in England. Damals war es auch Sitte, zu klagen über das unnatürliche Anwachsen von London; man erließ Gesetz über Gesetz, um den Zuzug nach London zu verbieten, aber wie das Wachsthum der Bäume ging das Aufsteigen der Hauptstadt vorwärts. Das ist nothwendig in einem großen Volke, das sich einig weiß, und so wird es auch in Deutschland dabei bleiben, daß die Residenz des Kaisers sich zur Großstadt entwickelt. Wir haben die Hauptstadt gefunden, und unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß Angesichts der ungeheuren materiellen Interessen Berlins nicht ein anderes New-York hier entstehe. Wir können gar nicht genug thun, um die sittlichen Elemente, die Elemente des Idealismus, hier in Berlin zu verstärken, und auch dafür wird das Reichsgericht von großem Segen sein ... Und andererseits, Sie mögen an Berlin schelten, was Sie wollen, die Wahrheit bleibt doch, daß der frische Zug des öffentlichen Lebens nirgends in Deutschland mächtiger ist als hier, und dies wird dem Reichsgericht zu gute kommen. ... Die Centralisation, von der uns so viel hier vorgeredet wird, ist in Deutschland nicht nur nicht vorhanden, sondern genau das Gegentheil. Alle solche Klagen erinnern mich immer an einen, der im Begriff steht, in einem Sumpfe zu versinken und über Feuersgefahr schreit. Wir haben in Deutschland so wenig Centralisation, daß wir vielmehr für unser deutsches Staatsleben 22 Metropolen besitzen, und auch die kleinste dieser 22 Metropolen fällt schwer in's Gewicht für die praktische deutsche Politik. Das lehrt, meine Herren, der Verlauf des Schicksals gerade dieses Gesetzes. Wenn der nationale Geist in Deutschland von der preußischen Seite stark genug gewesen wäre, um auf die Metropole von Schwarzburg-Sondershausen einen fühlbaren Druck auszuüben, so würden wir hinsichtlich dieses Gesetzes im Bundesrath Stimmengleichheit gehabt haben, also nach der Verfassung Stichentscheid des Präsidiums, und also einen Gesetzentwurf vom ganz entgegengesetzten Inhalt als den gegenwärtigen vorgelegt erhalten haben. Mit anderen Worten, es ist die Macht von Bückeburg und Detmold Angesichts der vorliegenden Thatsachen noch immer eine so große, daß wir gar keinen Grund haben, vor einer unnatürlichen Centralisation uns zu fürchten, sondern tausendfachen Grund, gegenüber den zwanzig kleinen Mittelpunkten die wirkliche Hauptstadt zu verstärken. Wir brauchen die Einheit, und darum das Reichsgericht in des Kaisers Hauptstadt als eine neue feste Klammer der nationalen Macht und Einheit!"

Dann Treitschke's Scherz über die angebliche Unbestechlichkeit eines nichtberlinischen Justizhofes: „mit Hülfe der Reichspost legt ein rother Adlerorden den Weg von Berlin nach Leipzig mit ziemlicher Schnelligkeit zurück". „Der große König wußte: alle Rechtsprechung ist eine politische Function, man kann nicht Recht sprechen anders als aus dem Geiste eines bestimmten Staates heraus. Ein abstractes, im Gelehrtenstaube entstandenes, über die irdischen Bedürfnisse erhabenes Recht giebt es nicht und darum haben alle einigen Völker ihr oberstes Gericht in den Mittelpunkt ihres staatlichen Lebens zu setzen." Bekanntlich entschied sich der Reichstag für Leipzig. „Wenn dermaleinst", bemerkt dazu Dr. Mittelstädt mit Recht, „die heutige Tagespolitik verrauscht sein wird und ein kommender Geschichtschreiber über die Ursachen des Blühens und Welkens unserer Reichsinstitutionen urtheilen wird, wird er dem die Entwicklung der Dinge weit und sicher vorausschauenden Blick, den Treitschke auch in dieser verhängnißvollen Frage bewährt hat, seine Bewunderung nicht versagen können."

Digitized by Google

Mit prophetischem Gemüth hat Treitschke auch den mit den beginnenden Interessenconflicten drohenden Krieg Aller gegen Alle voraus gefürchtet und davor gewarnt. Am 21. April 1877 hielt er eine noch von überwiegend freihändlerischen Grundsätzen getragene Rede über Schutzzölle, aus der die folgende Klage herausgehoben werden mag.

„Wohin ist die alte, schöne Eintracht gekommen, die nach den Siegen des letzten Krieges die große Mehrheit unseres Volkes belebte? Es ist ja kein Wunder und ich klage es nicht an, daß die gehobene Stimmung jener großen Tage längst der Werktagsstimmung Platz gemacht hat. Das aber habe ich nicht erwartet, daß so bald wieder in dem befreiten und geeinigten Deutschland lebendig werden würde jener Krieg Aller gegen Alle, der unser Unglück war die Jahrhunderte hindurch. Da sitzt Jeder auf seinem eigenen Stühlchen; der Eine verlangt die geschützte Baumwolle, der Andere das geschützte Eisen, der Dritte die geschützten nationalen Gebisse — (Heiterkeit) ich habe erst neulich davon mit einem sehr begeisterten patriotischen Zahnarzt gesprochen — und so hat Jeder etwas für sich und im Grunde will Jeder etwas Anderes, einig sind sie aber in gar nichts, als darin, die Schuld für alles Unglück, das geschieht, auf die Regierung zu werfen. Und eben weil ich das halte für eine unmännliche und unsittliche Auffassung des wirthschaftlichen Lebens, darum meine ich, wir sollen nichts thun, um diese Gesinnung im Volk zu unterstützen."

Besonderes actuelles Interesse bietet die Rede vom 23. November 1871 über die culturkämpferische Ergänzung des Strafgesetzbuches durch den sogenannten Kanzelparagraphen. Treitschke ist gegen das kaiserliche Wort: „Dieweil es die Pastoren nichts angeht", und hat seine guten, beredten Gründe.

„Ich muß sagen, der Code Napoleon mit seinen Verboten gegen jedes Urtheil des Geistlichen über politische Dinge ist ganz einfach ein Ausfluß des militärischen Despotismus; ich meine die Sporen des Soldaten zu hören, wenn ich diese Artikel lese; so spricht ein Soldat, der gar keine Ahnung hat von dem innersten Wesen der Kirche. Will man der Kirche überhaupt verbieten, über Politik zu reden, so fordert man den Unsinn. Solche Gesetze sind undurchführbar, denn das Wesen der Religion berührt alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens. Es geht nicht anders, der Geistliche darf und soll sich auch einen maßvollen Tadel gegen das, was er im Staate für Unrecht hält, erlauben. Das wäre eine markloſe entgeistigte Kirche, die auf dieses edle Recht, sittigend einzuwirken auf das Gemeinwesen der Menschen, verzichten wollte. Mir kommt ein solcher Versuch, der Kirche die Politik ganz zu verbieten, vor, wie die Behauptung schlechter Aesthetiker, daß es eine politische Poesie nicht geben dürfe. Nein, wie die echte Kunst, so soll auch die Religion alle Gebiete der Menschensitte in den Bereich ihres Schaffens ziehen. Man kommt hier nicht aus, meine Herren, mit dem so oft mißverstandenen Bibelworte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Dazu hat ein großer Theologe einmal die treffende Erklärung gegeben: Das bedeutet: non est hinc, sed est hic. Das heißt, sie ist nicht irdischen Ursprungs, aber sie lebt und wirkt in dieser Welt und darf daher auch die politische Frage des Gemeinwesens erörtern. Aber wenn es gilt zu reden vor der versammelten Gemeinde, dann soll der Geistliche den Frieden des Staates, der ihn schützt, wahren."

In diesen Blättern wurde unlängst ein Urtheil von David Friedrich Strauß angeführt, worin der große Religionskritiker das Kennzeichen von Treitschke's Pathos in dessen Mangel an Humor erblickte. Das mag für den Schriftsteller zutreffend sein, nicht aber für den Parlamentarier. Treitschke war ein überaus gewandter Debatter, der nicht nur über den Ernst, sondern auch den Humor gebot und nicht allein geistreich, sondern zuweilen auch sehr witzig sein konnte. Die Hirzel'sche Ausgabe seiner Reden verzeichnet recht oft die Ausbrüche der parlamentarischen Heiterkeit, aber nie ist es die schale Lustigmacherei eines Alexander Meyer, sondern immer ein gewählter, literaturfähiger Humor. So wenn er einmal den Particularisten zuruft, er zweifle daran, ob sich die ratzeburgische oder strelitzische Nation je in einer höheren nationalen Einheit aufheben lasse. Oder sein Spott über „die traurigen Erbstücke aus der alten Kleinstaaterei, etwa wie der bayerische Raupenhelm oder wie die Vorliebe des Deutschen für schmutziges Papiergeld". Oder das launige Axiom: „Die größte Eigenthümlichkeit der deutschen Staaten besteht darin, daß ein Jeder glaubt, seine eigenen Zustände ständen einzig in der Welt da und konnten selbst von den Allereingeweihtesten nicht richtig gewürdigt werden." Oder wenn er den ultramontan-particularistischen Windthorst verspottet: „Seine Ausführungen, die wir vorhin gehört haben, liefen darauf hinaus, Deutschland würde dann in den wahrhaft goldenen Zustand der Glückseligkeit kommen, wenn Reuß jüngerer Linie das Kriegsministerium und Mecklenburg die Admiralität bekäme; dann wäre die wahre Heiligkeit des förderativen Princips verwirklicht, und so kämen wir wieder zu jenem sogenannten rein deutschen Gesammtstaat, den wir schon einmal genossen haben, als Herr von Beust als rein deutscher Gesandter des Bundestags unter dem homerischen Gelächter von ganz Europa die zerrissene, deutsche Nation auf den Londoner Conferenzen vertrat." Oder wenn er sich mit köstlicher Ironie entschuldigt, daß er in der Debatte über Getreidezölle (20. Mai 1879) das Wort ergreift und sogar eine eigene Meinung zu vertreten sich erkühnt. „Der letzte Herr Redner hatte mit so einer erhabenen Geringschätzung über den Werth der Wissenschaft in wirthschaftlichen Dingen gesprochen, und der gleiche Ton ist im Verlauf der Debatten so oft angeschlagen worden, daß ein Gelehrter, der sich unterfängt, seine bescheidene Meinung zu sagen, beinahe befangen wird, sobald er in diese Debatte eintritt. Ich gehöre auch zu denen, die nicht säen und nicht ernten und sich doch nicht ganz zu den Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft rechnen. Wenn ich mich unterstehe, hier meine Ansicht zu sagen, so tröstet mich eine historische Erinnerung, welche viele von Ihnen ganz vergessen zu haben scheinen. Der Interessent hat sein gutes Recht, in diesen schweren Geschäftsfragen ernsthaft mitzureden. Daß er der alleinige Sachverständige, der allein Unbefangene sei, können Sie nicht behaupten; denn blicken Sie zurück, meine Herren, auf den Gang der gesammten deutschen Handelspolitik seit jenem grundlegenden Gesetze von 1818 bis herab zu den letzten Zollanschlüssen nach 1866! Was finden Sie da? Jeder, aber auch jeder heilsame Fortschritt der preußischen Handelspolitik, den wir heute noch segnen, wir Nachlebenden, vollzog sich unter dem allgemeinen Jammergeschrei und Weheruf nahezu sämmtlicher Interessenten. Es waren immer einige Leute, die nicht säeten und nicht ernteten; es waren einige Geheimräthe Preußens und der Mittelstaaten, einige auch aus dem höchst anrüchigen Stande der Professoren, (Heiterkeit) wie z. B. der alte Rau: das waren die Männer, welche im Ganzen weiter sahen, als der Durchschnitt der unmittelbar Betheiligten."

Den, wie die Folge lehrt, richtigen Standpunkt nahm Treitschke auch in dem Streit über die deutsche Rechtschreibung ein (7. April 1880). Er vertrat im Reichstag seine Ansicht, daß so unerfreulich die herrschende Anarchie und so ungesund die sich auf diesem Gebiete frei tummelnde Willkür deutscher Schulmeister auch sei, doch weder die Gesetzgebung, noch die Verwaltung des Staates den Beruf habe, die Sprache zu reglementiren.

„Die Frage steht einfach: entweder Einheit oder Neuerung. Beides zusammen können Sie nicht durchsetzen; denn wollen Sie neuern, so wird der conservative Sinn der älteren Leute — die fünfzig- und sechzigjährigen beherrschen die Welt — dafür sorgen, daß trotz aller Reglements doch keine praktische Einheit zu Stande kommt. Unser Bundesrath und Reichstag besitzen nicht die wissenschaftlichen Kräfte, erheben

Digitized by Google

auch gar nicht den Anspruch, eine französische Akademie zu sein. Eine solche Anstalt können wir freien deutschen Männer überhaupt nicht brauchen. Wir wollen reden, wie einem jeden der Schnabel gewachsen ist. Wir haben dadurch den großen Vortheil, daß es zwar sehr schwer ist, ein gutes Deutsch zu schreiben, daß aber, wer die Sprache wirklich beherrscht, dann auch einen individuellen Stil schreibt, ein Bild seiner Persönlichkeit in seinen Worten giebt. Dasselbe gilt dann mutatis mutandis auch von der Rechtschreibung. Hier muß man dem Einzelnen ein gewisses Maaß von freiem Belieben gestatten, ein gewisses Maaß, wenn er nur nicht nach der heutigen germanischen Weise die Schulkinder als die anima vilis betrachtet, daran Jeder experimentiren dürfe. (Sehr richtig.) Kommt es anders, meine Herren, versucht man von dem bestehenden Gebrauche allzuweit abzugehen, so kann ich leider nur trocken erklären: ich würde mich nicht unterwerfen. Obgleich ich eine sehr große Ehrfurcht habe vor der Macht des deutschen Reichs, glauben Sie mir, so mächtig wie das alte gute stumme h ist das deutsche Reich heute noch lange nicht".

Daß Treitschke für den Zollanschluß der Hansestädte, gegen die geplante Wehrsteuer, stets für den „Hausmaier" Bismarck und für das Tabakmonopol eintrat, ist selbstverständlich. In der letzteren Debatte kämpfte er mit neuen Argumenten für eine Vermehrung der indirecten Steuern, um das Reich zu kräftigen.

„Nun giebt es, meine Herren, soviel ich sehe, doch nur zwei Wege, wie wir unsere Finanzverwaltung zum Besten der Einigung des Reiches, zur Stärkung der Reichsgewalt fortbilden können. Sie können entweder, meine Herren, die kleinen Staaten Deutschlands gewerbsmäßig zu Tode peinigen, ihnen so alle Nahrung entziehen und die Ansprüche von Seiten des Reichs an sie dermaßen steigern, daß die kleinen Dynasten selber auf den Gedanken kämen, es wäre besser, sich freiwillig mediatisiren zu lassen. Nun, meine Herren, diesen Weg wird wohl Niemand in diesem hohen Hause heute gehen wollen. Es wäre ein revolutionärer Weg, ja — einem alten Unitarianer werden Sie wohl gestatten, zu sagen, eine solche Politik wäre unter den heutigen Umständen unehrenhaft und undankbar. Ich kann mich dem nur anschließen, was Sie vorhin aus dem Munde des Herrn Reichskanzlers gehört haben: wir sind im Irrthum gewesen, wenn wir einst glaubten, daß dieses hohe Haus die mächtigste Klammer der nationalen Einheit wäre, daß wir den Particularismus im Bundesrath würden zu bekämpfen haben. Mein Eindruck aus den Erinnerungen der letzten Jahre ist der genau entgegengesetzte gewesen; wir haben im Bundesrath heute die Kraft der deutschen Einheit, der Particularismus aber sitzt in den Parteien. Diesen Weg eines systematischen Aushungerns dieser kleinen Staatsgewalten wird Niemand gehen wollen, und es bleibt nur der andere Weg übrig, eine feste Gemeinschaft der Interessen zwischen dem Reich und den Einzelstaaten zu bilden, dergestalt, daß das Reich den Einzelstaaten in ihrer Noth, in ihrer ganz unverkennbaren Noth zu Hülfe kommt. Und wo, meine Herren, liegt der letzte Grund jener kläglichen Politik, die einst den Staat Friedrich's des Großen geführt hat zu den Friedensschlüssen von Basel und Tilsit? Auch hier liegt der Grund zu allermeist auf finanziellem Gebiete. Die beiden Nachfolger des großen Königs haben der Opinion zu Liebe, wie man sich damals auszudrücken pflegte, dem Liberalismus zu Liebe, wie man heute sagen würde, eine nach der anderen abgeschafft von den freilich drückenden, aber nothwendigen indirecten Steuern, die der alte große König unbarmherzig auferlegt hatte, und der preußische Staatshaushalt befand sich dann in einem Zustand der Unfruchtbarkeit und Unbeweglichkeit, die dem Staate nicht mehr möglich machte, eine Königspolitik in dem großen Stile, wie es die gewaltige Zeit gebot, zu führen."

Sehr beredt sind auch seine principiellen Ausführungen über wahren Conservativismus, ein politisches Glaubensbekenntniß in optima forma: „Es wird von jener Seite des Hauses (rechts) häufig von dem conservativen Zuge geredet, der heute durch Deutschland geht, und daran ist viel Wahres. Es ist ja ganz natürlich, daß unsere Nation nach den großen Erschütterungen sich nach Stetigkeit und Ruhe des politischen Lebens sehnt. Wenn aber Herr von Kleist-Retzow meinen sollte, der conservative Zug, der heute in Deutschland lebendig ist, sei derselbe conservative Geist, welcher in den fünfziger Jahren unter der schönen Firma ‚Solidarität der conservativen Interessen' sein einträgliches Geschäft eröffnete und nunmehr im Namen der Ordnung einen Verfassungsartikel nach dem anderen aus dem preußischen Grundgesetz heraus redigirte, bis schließlich das Gesetz aussah wie ein durchlöcherter Mantel — wenn Sie glauben, eine solche conservative Gesinnung sei heute im Volke lebendig, dann meine Herren, täuschen Sie sich über die Zeichen der Zeit. Das Volk ist conservativ in dem Sinn, daß es eine Beruhigung und Stetigkeit der politischen Zustände will. Deßgleichen, meine Herren, kann ich in den erregten leidenschaftlichen Ton, der so oft in diesen Debatten wiedergeklungen ist, nicht einstimmen; ich kann die starken Worte von der Pfeife des armen Mannes und von dem Brod des armen Mannes nicht wiederholen. Diese Weise, in Superlativen zu schwelgen, habe ich nie dem Fortgang der Geschäfte für heilsam gehalten."

Nachdem Treitschke 1884 für die Verlängerung des Socialistengesetzes das Wort genommen, verschwindet sein Name unter den Rednern des Reichstags. Inwieweit sein zunehmendes Gehörleiden und andere äußere Ursachen dabei mitgewirkt haben, läßt der Herausgeber der Reden unerörtert. Daß dem Historiker die thätige Theilnahme an der Tagespolitik, sowohl diejenige des Volksvertreters, wie diejenige des Journalisten allmälig verleidet worden war, daraus machte er kein Hehl. Im Jahre 1888 schied er endgiltig aus dem Reichstage, im Jahre 1889 aus der Redaction der „Preußischen Jahrbücher". Die fortschreitende wirre Zersetzung der politischen Parteien, die immer zudringlichere Vorherrschaft der mit einander ringenden, mit einander feilschenden wirthschaftlichen Interessen in unserem gesammten Staatsleben und der Widerwillen, den ihm dieses ganze Treiben einflößte, drängten ihn überdies weiter nach rechts, als es ursprünglich seinem unabhängigen Liberalismus entsprach. Für einen liberalen Tory seines Gepräges und seiner vornehmen Gesinnung verengte sich zusehends der Raum in dieser jüngsten Wandlung deutscher Reichspolitik. So zog sich Treitschke immer ausschließlicher auf seine Vorlesungen und seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" zurück, das persönlichste Werk unserer deutschen Geschichtschreibung, leider jetzt verurteilt, ein Torso zu bleiben.*) Nicht, daß er für die politischen Dinge des Tages, für die großen und kleinen Ereignisse der ihn umgebenden Gegenwart gleichgiltig wurde; er verfolgte sie aufmerksam mit der ganzen Lebhaftigkeit und Unermüdlichkeit seines Temperamentes. Nur war ihm die Lust abhanden gekommen, darüber vor der Oeffentlichkeit zu reden oder zu schreiben. Als dann die Märztage des Jahres 1890 mit dem Sturze des Fürsten Bismarck die Welt davon überzeugten, daß es in dem monarchischen Deutschland keine politischen Unmöglichkeiten mehr gebe, wuchs die politische Verstimmung des Historikers in noch stärkerem Maaße. Von da ab nahmen die Epigramme, die er gelegentlich im engeren Kreise zu schleudern liebte, einen oft so bitteren und schneidenden Charakter an, daß sie sich in der That für die Publicistik nicht mehr eigneten. „Treitschke", schreibt Mittelstädt, „blieb eine zu optimistisch angelegte Natur, und sein Auge schaute

*) Auf unsere Anfrage, theilt die Verlagshandlung S. Hirzel in Leipzig mit, daß es gegenwärtig noch nicht zu übersehen ist, ob die nahezu abgeschlossenen Vorarbeiten die Herausgabe eines sechsten Bandes der „Deutschen Geschichte" ermöglichen. Der handschriftliche Nachlaß wird derzeit von den Vertretern der Erben geprüft und erst nach dem Ergebniß der Prüfung könnte an die Frage einer Veröffentlichung durch einen berufenen Historiker herangetreten werden.

Digitized by Google

zu hell und zu froh in die vor ihm liegende Ferne, als daß er je der Versuchung hätte unterliegen können, an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln. Daneben war er ein zu glaubensstarker Royalist, als daß er im Stande gewesen wäre, sich die kommenden Geschicke des deutschen Reichs anders, denn in straffer unitarisch-monarchischer Staatsform vorzustellen. Welche Wandel und welche Wechsel aber der Dynastie der Hohenzollern und dem durch sie verkörperten monarchischen Gedanken annoch durchzuleben von der Vorsehung beschieden sei, darüber hatte er ernsthaftere Sorgen." Auch über diese ist er nunmehr hinaus!

Literatur und Kunst.

Shakespeare's letzte Lebensjahre.

Von Georg Brandes.*)

Der „Sturm" ist kurz vor Shakespeare's neunundvierzigstem Lebensjahre als ein Abschied von der Kunst und dem Künstlerleben geschrieben worden. Die Unternehmungswehmuth, die aus der großen Replik Prospero's über das spurlose Verschwinden alles Lebens hervorklingt, harmonirt mit Shakespeare's jetziger Grundanschauung: Wir sind aus demselben Stoff wie unsere Träume; tiefer Schlaf, ehe wir zum Leben erwachen, und tiefer Schlaf nachher. Und wie persönlich klingt es nicht, wenn Prospero in der letzten Scene des Stückes sagt:

> Dann zieh' ich in mein Mailand, wo mein dritter
> Gedanke soll das Grab sein.

Wie deutlich fühlt man, daß Stratford jenes Mailand des Dichters war, gleichwie die Sehnsucht Ariel's die Sehnsucht seines eigenen Genius nach Ruhe versinnbildlichte. Er hatte zur Genüge gekostet von der Last der Arbeit, von dem anstrengenden Zauber der Phantasie, von der Kunst, vom Leben in der großen Stadt, und das Gefühl von der Fruchtlosigkeit allen Strebens hat ihn ergriffen. Er glaubt durchaus nicht, daß sein Lebenswerk Spuren hinterlassen oder Folgen haben werde:

> Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler,
> Wie ich Euch sagte, waren Geister und
> Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.

Im eigenen Namen hat er schon von seinen Elfen Abschied genommen, und noch nie hatten auf Shakespeare's Bühne die Worte einer dargestellten Gestalt in dem Grade persönlich geklungen, wie wenn Prospero sagt:

> Doch dieses grause Zaubern
> Schwör' hier ich ab; und hab' ich erst — wie jetzt
> Ich's thue — himmlische Musik gefordert,
> . . . . . so brech' ich meinen Stab
> Begrab ihn manche Klafter in die Erde,
> Und tiefer, als ein Senkblei je gesorscht,
> Will ich mein Buch ertränken.

Dann ertönt feierliche Musik. Und Shakespeare's Lebewohl an seine Kunst war ausgesprochen.

Es muß ein bedeutungsvoller Tag in seinem Leben gewesen sein, jener Tag, da er — nachdem er seine Wohnung in London aufgegeben hatte — sein Pferd bestieg, um nach Stratfort-upon-Avon zurückzureiten und sich dort dauernd niederzulassen. Jetzt lag das Leben hinter ihm. Was er erhofft hatte, war in gewisser Beziehung über alles Erwarten in Erfüllung gegangen. Er war ein berühmter Mann, ein Mann, der sich eine Stufe über seinen Stand emporgeschwungen hatte, und er war vor allen Dingen ein sehr wohlhabender Mann — doch glücklich fühlte er sich nicht. Mehr hatte die große Stadt, in der er beinahe ein Menschenalter verbracht hatte, ihn gleichwohl nicht zu fesseln vermocht, als daß er sie ohne Entbehrung verlassen konnte. Weder Mann noch Weib waren ihm dort so theuer, daß er seinet- oder ihretwegen das Gewimmel der Stille, die Geselschaftlichkeit der Einsamkeit, den Aufenthalt in London der zurückgezogenen Existenz auf dem Lande im Kreise seiner Verwandten und im innigen Verein mit der Natur vorgezogen hätte.

Er hatte genug gearbeitet, sein Arbeitstag war zu Ende, und er konnte nun endgiltig seinen Namen von dem Flecken reinwaschen, den seine Schauspieler-Thätigkeit ihm angeheftet hatte. Während der letzten neun Jahre war er nicht mehr auf der Bühne aufgetreten; er hatte seine Rollen an Andere abgegeben; nunmehr war der Augenblick gekommen, da es ihm auch keine Freude mehr machte, die Feder zu führen; es gab Niemanden, für den er fernerhin hätte dichten oder Schauspiele in Scene setzen mögen; die neue Generation, die jetzt das Theater besuchte, war ihm fremd. Auch gab es in London Niemanden, der es beachtete, daß er die Stadt verließ; seine Mitbürger versuchten es nicht, ihn zurückzuhalten, und es wurden ihm zu Ehren keinerlei Abschiedsfestlichkeiten veranstaltet.

Nach einer Unterbrechung von 28 Jahren sollte er nun das tägliche Zusammenleben mit seiner Frau wieder anknüpfen. Mrs. Shakespeare war jetzt 57 Jahre, also im Verhältniß zu ihrem neunundvierzigjährigen Mann noch viel älter als damals, da sie beide als Liebende und Neuverheirathete fast gleichalterig waren, sie etwas mehr, er etwas weniger als 20 Jahre alt. Irgend eine geistige Verbindung konnte nach so langjähriger Trennung nicht zwischen ihnen bestehen. Ihre Ehe war zu einer Form eingeschwunden. Von den beiden Töchtern war Susanna, die ältere, nun 30 Jahre; sie war seit sechs Jahren mit dem wohlangesehenen Arzte Dr. John Hall von Stratford verheirathet; die jüngere, Judith, war 28 Jahre alt und noch ledig. Die junge Familie Hall bewohnte mit der kleinen fünfjährigen Tochter ein malerisch gelegenes Haus in dem von Wald umgebenen Old Stratford; Mrs. Shakespeare und Judith wohnten in dem stattlichen Hause New Place. Doch der in diesen beiden Häusern herrschende Geist war nicht der Geist Shakespeare's.

Man war nicht nur frömmelnd und puritanisch in Stratford, sondern man war frömmelnd und puritanisch in Shakespeare's eigener Familie. Mit anderen Worten: die Macht, die in London sein großer Feind gewesen war, die Macht, die seinen Stand verunglimpft hatte, die Macht, die er zuweilen offen, meist jedoch in unzähligen, vorsichtigen Hindeutungen während seiner vieljährigen Thätigkeit als dramatischer Schriftsteller auf Leben und Tod befehdet hatte, diese Macht hatte in seiner Geburtsstadt ihren siegreichen Einzug gehalten und hatte hinter seinem Rücken sogar sein eigenes, zukünftiges Heim erobert. Seine Gattin war in hohem Grade religiös. Es war mit ihr gegangen, wie mit so vielen anderen Frauen, die in ihrer Jugend Anlaß zu Tadel gegeben haben und sich später durch um so größere Frömmigkeit auszeichnen. Sie hatte sich ihren Mann eingefangen, als er 18 Jahre alt war, und sie hatte damals nicht weniger heißes Blut gehabt als er; jetzt war sie ihm weit überlegen an kirchlicher Gesinnung. Doch auch mit den Töchtern konnte er keinem geistigen Verkehr entgegensehen. Susanne war fromm, ihr Mann noch frommer, und Judith unwissend wie ein Kind. Jetzt rächte es sich an ihm, daß er bei seiner langen Abwesenheit von seinem Heim die Erziehung der beiden Mädchen völlig hatte vernachlässigen müssen.

*) Von der großen Shakespeare-Monographie des dänischen Literarhistorikers erscheint in diesen Tagen die Schlußlieferung im Verlage von Albert Langen in München. Wir entnehmen den letzten Bogen die obigen Ausführungen und verweisen unsere Leser auf das empfehlenswerthe geistreiche Werk. Die Redaction.

Digitized by Google

Auf irgend welchen Austausch von Ideen und Eindrücken konnte der große Künstler sich also nicht freuen, als er nun aus der Coulissenwelt seines Feenlandes auf dem Rücken seines Pferdes zu einem bürgerlichen Familienleben zurückkehrte. Was ihn nach Stratford lockte, war allein die Gentleman-Stellung, das Glück nicht mehr spielen und schreiben zu müssen, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen, die Befriedigung, auf eigenem Grund und Boden leben und wandern zu können. Doch aus dem Umstande, daß er in Stratford so wenig Erfreuliches zu erwarten hatte, können wir schließen, wie schwach die Bande waren, die ihn mit London verknüpften, mit welchem Einsamkeitsgefühl und — da nun die Bitterkeit der vorhergehenden Jahre überwunden und neutralisirt war — mit welcher Gleichgiltigkeit er die Hauptstadt, ihre Bewohner und ihre Zerstreuungen verlassen hat.

So war er denn wieder da, an dem Ort, wo er jeden Weg und Steg, jedes Haus, jedes Feld und jeden Strauch kannte. Auf's Neue fühlte er sich betroffen von der Stille in den öden Straßen, die so groß war, daß er stets seine eigenen Schritte widerhallen hörte. Hier schlängelte der Fluß Avon sich blank und stille zwischen Weidenbäumen hindurch, die über die Wasserfläche hinaushingen. Hier hatte er in seiner Jugend manchen Hirsch erlegt; diesen Fluß hatte er in Wie es Euch gefällt zu dem Bache gemacht, an dessen Ufer sein Jacques den verwundeten Hirsch beobachtete, der so tiefe Seufzer ausstieß, daß jedes Mal sein ledern Kleid sich fast zum Bersten dehnte, und dem dicke, runde Thränen längs der unschuldigen Nase liefen. Auf den Feldern standen dunkelfarbige Kühe und grasten und erhoben ihre Köpfe und betrachteten ihn. Ueber den Avon führte die schöne, alte Brücke, die unter Heinrich VII. von demselben Sir Hugh Clopton erbaut worden war, der auch das Haus New Place aufgeführt hatte, das Shakespeare denn auch, ehe es von seiner Familie bezogen wurde, einer umfassenden Ausbesserung hatte unterwerfen müssen.

In der Nähe des Avon führte eine hübsche Allee zu der Kirche, jener schönen, gothischen Heilige-Dreifaltigkeits-Kirche mit ihrem schlanken Thurm und ihren prächtigen Fenstern, in deren Innerem die Honoratioren der Gegend ihre Grabstätten und Denkmäler hatten, und wo auch Shakespeare, früher als er es jetzt ahnen konnte, zur letzten Ruhe gebettet werden sollte.

Wenn er die Church Street hinabging, so gelangte er zur Gildencapelle, jenem schönen, viereckigen Thurmbau, dessen Glocken des Sonntags zum Gottesdienst läuteten, diese Glocken, deren Klang ihm aus der Kinderzeit so wohlbekannt war, und die ihm nun stets in die Ohren tönen sollten, da New Place nur wenige Schritte davon entfernt auf der anderen Seite der Straße lag. Bald sollten sie sein Todtengeläute ertönen lassen. Dicht an der Capelle lag das Fachwerksgebäude, das sowohl die Gildenhalle als auch die Schule enthielt. Wie schmal und klein kam ihm die Gildenhalle jetzt vor, die doch in seiner Erinnerung als ein ungeheurer mächtiger Raum erschienen war! Mit weit größerem Wohlgefallen ließ er seinen Blick über die geräumigen Gärten mit den saftigen Rasenflächen gleiten, und liebkosend ruhte sein Auge auf dem von ihm selbst gepflanzten Maulbeerbaum.

Schräg gegenüber erstreckte sich das nette, niedrige Wirthshaus, das er kannte. Er brauchte in Stratford nur zehn Schritte zu gehen, um in's Wirthshaus zu kommen. Er hatte vorher an dem Wirthstische gesessen, der, wie man sagte, in England die größte aus Einem Stück Holz verfertigte Platte besaß. Dort gab es jedenfalls Getränke, Brettspiel und Würfel. Seufzend hat er vorausempfunden, daß diese Zerstreuungen hier in der Einsamkeit bald seine wesentlichste Zuflucht abgeben würden.

Auf jedem Fleck strömten hier zahlreiche Erinnerungen auf ihn ein. In fünf Minuten erreichte er Henley Street, wo er als zartes Kind gespielt hatte und wo sein Geburtshaus lag. Er trat hinein. Da lag die Küche, die zur Zeit seiner Eltern zugleich als Eßzimmer gedient hatte; dem Eingange zunächst die ziemlich große Frauenstube; darüber das Schlafzimmer, wo er geboren wurde. Schwerlich hat er geahnt, daß dieses Haus nach Jahrhunderten ein Wallfahrtsort für die ganze angelsächsische Rasse, ja für die civilisirte Welt werden würde.

Er betrat den nach Shottery führenden Weg, den er in seiner Jugend unzählige Mal gegangen war, wo er und Anna Hathaway ihre erstes Stelldichein gehabt hatten. Rechts und links begegneten seinem Blicke hohe Umzäunungen, die hier die Felder von einander trennten. Diese waren nicht wie anderswo baumlos; überall schossen Bäume daraus hervor, bald in Gruppen, bald einzeln. Der wellenförmige Weg führte ihn durch die hügelige Landschaft. Er schlängelte sich zwischen reichen Ulmen, Birken und gestutzten Weidenbäumen nach Shottery. Nach anderthalb Stunden erreichte er Anna Hathaway's Haus mit dem moosbewachsenen Dache. Er trat ein und sah am Kamin wieder die an die Wand und in den Boden befestigte Holzbank, auf der er und sie in ihrer feurigen Jugend Hand in Hand gesessen hatten. Wie weit lag dies Alles hinter ihm! Er sah wieder das uralte Bett aus dem 15. Jahrhundert, worin die Eltern Anna Hathaway's und sie als Kind am Fußende geschlafen hatten. Als Matratzen dienten Strohmatten, aber schöne, in altem Stil ausgeschnitzte Figuren zierten das Bett. Ob er daran dachte, daß sie dieses Bett schon besaß, als er ihr wenige Jahre nachher in seinem Testamente „das zweitbeste Bett" vermachte?

Hat er in Stratford die Ruhe und Zufriedenheit gefunden, die er suchte? Dieses und Jenes spricht dagegen. Es scheint, daß seine nächste Familie ihn als den heimgekehrten Künstler-Zigeuner betrachtete, als einen Mann, dessen früherer Lebenswandel und dessen gegenwärtiger, religiöser Standpunkt der Familie nur wenig zur Ehre gereiche. Es giebt sogar Forscher, die wie Elze es für wahrscheinlich halten, daß Shakespeare seinen Kindern in demselben Lichte erschienen sei, wie Byron seinen Nachkommen, daß er als eine Art von Schandfleck für die Familie betrachtet wurde, eine Annahme, die richtig sein kann, wozu jedoch kein genügender Grund vorliegt.

Man hat die älteste Tochter, Susanna, für seinen Liebling gehalten, weil er sie in seinem Testamente zur Universalerbin eingesetzt hat. Sicherlich war sie in Stratford das Wesen, zu dem sein Herz sich am meisten hingezogen fühlte. Man muß aus dieser testamentarischen Bestimmung jedoch nicht zu viel herauslesen. Augenscheinlich ist es Shakespeare's Absicht gewesen, ein Majorat zu errichten, und es war sein ursprünglicher Wunsch, daß sein kleiner Sohn Hamnet, der Träger und Bewahrer seines Namens, der Inhaber dieses Majorates werden solle. Bei dem frühen Tode des Sohnes ging dieses auf die älteste Tochter über.

Daß der Vater bei dieser Tochter ein wirkliches Verständniß gefunden haben sollte, ist nicht denkbar. Ihre Grabschrift stellt sie in religiöser Beziehung geradezu als einen Gegensatz zum Vater auf, indem sie ausdrücklich sagt, Susanna sei über ihr Geschlecht begabt gewesen, und das habe sie mit dem Vater gemeinsam gehabt, sie sei aber zugleich mit Rücksicht auf die Erlösung ihrer Seele weise gewesen, und das habe sie einzig und allein von ihm, an dessen Seligkeit sie nun theilnehme — das hatte sie also nicht von Shakespeare. Ihr Mann wird sie in ihrer kirchenfrommen Gesinnung bestärkt haben. Seine uns erhaltenen Kranken-Journale und Tagebücher reden laut von seiner eifrigen Kirchlichkeit und von seinem eingeschränkten Haß gegen den Katholicismus. Man ahnt, was Shakespeare bei seinem Feingefühl und bei der Tiefe seiner Empfindung in diesem Verhältnisse gelitten hat. Es ist nicht einmal unmöglich, daß Susanna und ihr Gatte wegen der ihrer Auffassung nach sündigen Ansichten Shakespeare's dessen hinterlassene Papiere verbrannt haben,

Digitized by Google

wie die Familie Byron's dessen hinterlassene Memoiren verbrennen ließ. Das würde dann ihr vollständiges Verschwinden erklären, das übrigens nicht viel auffallender ist, als das Fehlen der Manuscripte Beaumont's, Fletcher's und so vieler anderen zeitgenössischen dramatischen Schriftsteller.

Bei der jüngeren Tochter Judith konnte unmöglich irgend ein Interesse für die Handschriften des Vaters vorhanden sein. Als sie heirathete, war sie nicht einmal im Stande, ihren Namen zu schreiben, sie unterschrieb mit einem drolligen Schnörkel. Die Töchter der Dichter besaßen überhaupt im siebzehnten Jahrhundert nur wenig Cultur. Noch weit später war auch die älteste Tochter Milton's des Schreibens unkundig. Susanna konnte zwar ihren Namen schreiben; hierauf scheint sich ihre literarische Bildung jedoch beschränkt zu haben. Ihre Gleichgiltigkeit gegen geistige Angelegenheiten ist ein vielleicht an und für sich genügender Erklärungsgrund für das spurlose Verschwinden der Papiere ihres Vaters.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Familie seine Stücke nie aufführen sehen, ja wohl nicht einmal die in den Piratausgaben damals vorliegenden Schauspiele gelesen. Als der Verfasser dieser Zeilen im October 1895 Anna Hathaway's Haus in Shottery besuchte, das unverändert dasteht, wenn auch das Dach wellenförmig zusammengesunken ist, traf er daselbst eine alte, alte Frau an, die letzte Hathaway, die am Herd auf ihrem Stuhl gerade gegenüber the courtship bench saß, wo der Ueberlieferung nach die Liebenden seiner Zeit zu sitzen pflegten. In der Familienbibel, die aufgeschlagen vor ihr lag, zeigte sie mit Stolz die Namen der langen Reihe von Hathaway's, die einige hundert Jahre hindurch ihre Namen darin eingeschrieben hatten, so daß sie in dieser Bibel gleichsam eine Art von Stammtafel hatte. Das ganze Zimmer war angefüllt mit verschiedenartigen Bildern von William Shakespeare, von Anna Hathaway, mit Erinnerungen an ihn und mit Abbildungen seiner vermeintlichen Hinterlassenschaften, mit Porträts von berühmten Shakespeare-Schauspielern, Shakespeare-Verehrern u. s. w. Die Alte, die in und von diesen meist recht werthlosen Schätzen lebte, erklärte die Bedeutung jedes einzelnen Gegenstandes. Doch auf die vorsichtige Frage, ob sie wohl selbst jemals etwas gelesen hätte von diesem Shakespeare, von dem sie überall umgeben war und von dessen Andenken sie buchstäblich lebte, antwortete sie ein wenig verwundert: Etwas von ihm gelesen? Nein, ich lese in meiner Bibel. — Wenn aber die letzte Hathaway noch ganz und gar nichts von William Shakespeare gelesen hat, wer kann dann daran zweifeln, daß Anna Hathaway, die doch hinter dieser späten Enkelin des Geschlechts an allgemeiner und besonders Shakespeare'scher Cultur bedeutend zurückgestanden haben muß, nicht das Geringste von ihm gelesen hat, und wer kann darüber in Erstaunen gerathen!

Hat somit Shakespeare's eigene Familie keinen vollen Eindruck von seinem Werth gehabt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß er trotz seines Wohlstandes und trotz seiner stets betonten Liebenswürdigkeit von den Protzen unter den 1500 Einwohnern von Stratford nicht für voll gerechnet wurde. Obgleich er der reichste Mann der Stadt war, übertrug man ihm während der Jahre, die er in Stratford verbrachte, kein einziges Communal-Amt.

Am meisten hat Shakespeare sicherlich mit der Natur verkehrt. Seine beiden Gärten erstreckten sich von New Place bis zum Avonflusse. Der einzige Mangel bei dem größeren Garten war der, daß er nur durch einen schmalen Streifen mit dem Grundstücke des Hauses zusammenhing, indem zwei kleine auf die Chapel Lane gehende Grundstücke dazwischenlagen. Während der kleinere Garten wohl nur zur Blumenzucht benutzt wurde, war der größere, der stets als Obstgarten bezeichnet wird, dazu bestimmt, einträgliche Fruchtsorten hervorzubringen. Warwickshire war wegen seiner Aepfel berühmt.

Mit eigener Hand hat er den berühmten Maulbeerbaum gepflanzt, der bis zum Jahre 1756 im Garten stand, bis der damalige Besitzer von New Place, ein Pastor Namens Francis Gastrell, aus Zorn über den ungeheuren Zudrang von Reisenden, die den Baum sehen wollten, diesen fällen ließ. Aus dem Holze des Baumes sind, wie Jeder, der Stratford besucht hat, wissen wird, einige Möbel und eine Menge Dosen, Schachteln und kleine Gebrauchsgegenstände verschiedener Art verfertigt worden. Im Jahre 1744 hatte Garrick, der als Schauspieler den Ruhm Shakespeare's auf's Neue belebte, noch im Schatten dieses Baumes gesessen; als er 1769 zum Ehrenbürger von Stratford ernannt wurde, überreichte man ihm das Diplom in einer aus diesem Maulbeerbaum geschnitzten Kapsel, und als er in demselben Jahre beim Shakespeare-Jubiläum sein Lied Shakespeare's Mulberry-Tree sang, hielt er einen aus demselben Holz hergestellten Becher in seiner Hand. Eben zu Shakespeare's Lebzeiten wurden eifrige Versuche gemacht, den Seidenbau in Stratford einzuführen, und möglicher Weise hat seine Anpflanzung von Maulbeerbäumen damit in Verbindung gestanden.

Heutzutage ist Shakespeare's New Place weniger als eine Ruine; man sieht nur den Platz, wo das Haus gestanden hat; das einzige Ueberbleibsel ist der Brunnen im Hofe, der ganz mit Epheu umgeben ist und worüber sich Epheu in einem Bogen henkelförmig wölbt. Die Grundsteine der Außenmauer bilden mit Erde und Rasen überdeckt gleichsam einen Wall gegen die Straße. Von den Gärten ist jedoch das Meiste erhalten; der große Garten ist noch wie zu Shakespeare's Zeiten geräumig und schön. Wandert man an einem Herbsttage unter diesen hohen Bäumen, die erst spät im Jahre schwach gelb zu werden beginnen, so liegt eine Stimmung ohne gleichen über dem Garten. Er gehört zu den Orten, von denen man sich schwer losreißen kann.

Man sieht den Dichter vor sich, wie er, ernst und schlank, in seinem hochrothen Anzug mit dem großen, weißen Kragen und dem schwarzen ärmellosen Mantel darin umherwandelte; man sieht ihn mit der feinen Hand, die so viele unverstandene und mangelhaft geschätzte Meisterwerke geschrieben hatte, Zweige aufbinden oder zu hoch aufgeschossene Pfropfreiser beschneiden. An seinem Finger glänzt in der Sonne der schwere, einfache, goldene Siegelring, in den W. S. eingeritzt ist, und den wir noch heute besitzen.

Am 10. Februar 1616 trat die letzte Begebenheit in Shakespeare's Leben ein. An diesem Tage feierte er die Hochzeit seiner jüngsten Tochter Judith. Sie war nicht mehr ganz jung, 31 Jahre alt, und sie machte keine glänzende Partie. Der Bräutigam war ein Weinstubenbesitzer und Weinhändler in Stratford, Thomas Quiney. Die letzte Hochzeit, die Shakespeare gefeiert hatte, war die ideale und fürstliche Hochzeit zwischen Miranda und Ferdinand gewesen. Der Abstand zwischen dieser Hochzeit und der seiner Tochter mit ihrem jugendlichen Weinhändler war nicht gering. Es war die Prosa nach der Poesie. Man hat die Vermuthung aufgestellt, daß Ben Jonson und Michael Drayton wegen dieser Hochzeit von London nach Stratford gekommen seien. Hierüber weiß man jedoch nichts Bestimmtes. Die einzige Stütze dafür ist die volle 50 Jahre nachher niedergeschriebene Aufzeichnung des Stratforder Predigers John Ward: „Shakespeare, Drayton und Ben Jonson hatten eine muntere Zusammenkunft und tranken, scheint es, allzu stark, denn Shakespeare starb an einem Fieber, das er sich dabei zuzog." Daß diese muntere Zusammenkunft gerade bei der Hochzeit stattgefunden habe, wird also nicht gesagt, ist jedoch möglich. Drayton war aus Warwickshire und hatte in der unmittelbaren Nähe von Stratford vertraute Freunde; Ben Jonson ist vielleicht zum Danke dafür eingeladen worden, weil er seiner Zeit Shakespeare aufgefordert hatte, bei einem seiner Kinder Gevatterstelle zu vertreten. Elze spricht die wohlbegründete Vermuthung aus, daß jedenfalls der Schwiegersohn den Wein geliefert, und daß die vergoldete, silberne

Digitized by Google

Bowle, die Judith nach Shakespeare's Tode erhielt, bei dieser Gelegenheit benutzt worden sei.

Kindisch ist es, wenn der Prediger Shakespeare's Krankheit, die er ein Fieber nennt, mit dem vorhergehenden kleinen Trinkgelage in Verbindung bringt. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestand in Stratford eine Tradition, daß Shakespeare ein gutes Glas Wein zu trinken liebte. Zahlreiche Bilder von dem wilden Apfelbaume haben die Sage erhalten, daß er in seiner Jugend eines Tags nach Bedford gegangen sei, weil er gehört habe, daß dort so munkere Zechbrüder seien, und er habe so stark getrunken, daß er sich auf dem Heimwege hätte niederlegen und einige Stunden unter the crabtree schlafen müssen. Aus derartigen Gerüchten ist wohl die Geschichte entstanden, die Ward zu Ohren gekommen ist. Gewiß ist nur, daß Shakespeare kurz nach der Hochzeit erkrankte.

Verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß er von einem typhösen Fieber angegriffen wurde. Stratford, das tief und feucht liegt, war in jenen Tagen eine wahre Typhushöhle. Am 25. März machte Shakespeare sein Testament, eine Urkunde, die wir, wie gesagt, noch besitzen, und die im Facsimile dem 24. Band des deutschen Shakespeare-Jahrbuches als Beilage mitgegeben ist. Daß Shakespeare sich schon damals sehr krank gefühlt hat, erhellt daraus, daß er dictirt hat, und daß die Unterschriften unter jedem der Folioblätter, drei an der Zahl, mit stark zitternder Hand geschrieben sind. Das sehr umständliche Testament setzt Susanna zur Universalerbin ein, bestimmt der Tochter Judith 150 Pfund an baarem Gelde und nach Verlauf von drei Jahren unter gewissen Bedingungen weitere 150 Pfund. Es ist ein viel besprochener, auffallender Zug, daß Shakespeare, als er seinen letzten Willen dictirte, augenscheinlich seine Gattin gänzlich vergessen hat. Erst als ihm das Testament nachher vorgelesen wurde, ist es ihm eingefallen, daß sie — der übrigens der gesetzlich bestimmte Wittwenantheil zukam — genannt werden müsse, und er hat dann am Schlusse zwischen den Zeilen die Worte einflechten lassen: „Ferner gebe ich meiner Frau mein nächstbestes Bett mit dem Bettzeug" (Item I gyve unto my wief my second best red with the furniture). Die Aermlichkeit der Gabe wird um so mehr einleuchtend, wenn man bedenkt, wie reichlich Shakespeare's Schwiegervater in seinem Testamente für seine Gattin gesorgt hatte.

Noch vier Wochen lag er krank darnieder, dann verschied er am 23. April. Tags zuvor hatte er wahrscheinlich sein 52. Lebensjahr vollendet. Er erreichte dasselbe Alter, wie Molière und Napoleon; es hatte für ihn genügt, sein Lebenswerk auszuführen. Der mächtig bewegte Strom seines Lebens hatte in den Tropfenfall der Tage ausgemündet.

Hanslick und Ehrlich.

Von Paul Marsop.

Nicht nur die Sänger und Geiger, sondern auch die Musikkritiker, welche im lebensfrohen Oesterreich geboren werden, sind Leute von Temperament. Ohne übermäßig viel zu grübeln, geben sie ihrer Liebe und ihrer Abneigung einen individuell gefärbten Ausdruck; sie wissen, daß auch sie sich, je nach Beanlagung und Können, als mehr oder minder vortreffliche Künstler fühlen dürfen und wagen es eben darum, eine erfrischende Subjectivität zur Geltung zu bringen. Der norddeutsche Kritiker ringt, sofern er in Ermangelung besonderer musikalischer Gaben nicht mit dem Ruhme des Feuilletonisten vorlieb nehmen muß, mit wechselndem Glück nach dem Lorbeer des Gelehrten; er jagt nur zu oft den Schemen einer von allen liebenswürdigen und unliebenswürdigen Vorurtheilen freien Erkenntniß nach und fragt sich, nachdem er beklommen auf hundert verschiedene Meinungen hingehört, welche er denn selbst ursprünglich gehabt habe. Der süddeutsche Geschmacksrichter schreibt, wie er als rechtschaffene Maler- oder Musikanten-Natur empfindet, und mag lieber gelegentlich nach Art eines ganzen Kerls über den Strang hauen, als sein Publicum objectiv belehrend langweilen. Er will die Leser nicht schulmeistern, sondern anregen; er versteht sich darauf, wie man mit den Leserinnen schmollt und sich versöhnt, welche weder im Leben noch in der Kunst der Kritik sonderlich hold sind. Er verhehlt es sich nicht, daß der begabte und einsichtsvolle Darsteller seine Mängel selbst am besten kenne und daß gegen eitle, alberne Komödianten auch ein Lessing vergebens kämpfe. Als lachender Philosoph söhnt er sich auch damit aus, daß er selbst nicht hinreichende Gestaltungskraft besitzt, um die Phantasiebilder, welche in seinem Inneren leben, in eigenartig schöpferischer Ausprägung vor die Welt hinzustellen; er schließt verständiger Weise „als dienendes Glied an ein Ganzes sich an" und hält dafür, die Sprache sei nicht dazu da, um die guten Einfälle zu verbergen.

All' das gilt in erhöhtem Grade von solchen durch ungewöhnliche Begabung und durch Glück bevorzugten kritischen Geistern wie von Hanslick, der als Deutsch-Böhme und von Ehrlich, der als Deutsch-Ungar heranwuchs. Der Erstere hat Vielen zur Freud', Manchem zum Leid an dem seit Urvätertagen sang- und klangerfüllten Gestade der blauen Donau Jahrzehnte hindurch unwidersprochener Maaßen in den denkbar angenehmsten und verbindlichsten Formen eine kritische Obertyrannis ausgeübt; der Letztere hat ungefähr in der gleichen Zeitspanne als immer pflichtgetreuer Chronist und scharf beobachtender Weltmann mit unzerstörbarer gutmüthig-ironischer Freundlichkeit geschildert, wie in dem vernünftigen und arbeitsamen Berlin die musikalischen Massen in Fluß kamen, seitdem ausgezeichnete Capellmeister und geschäftige, kluge Concertdirectoren es dem frisch gefirnißten Reichshauptstädter nahe legten, daß er unter Anderem auch die Aufgabe hätte, die Musen zu beschützen. Beide haben ihr vielseitiges Wissen, ihre beneidenswerthe Beherrschung des Stoffes mehr am Notenpult als am Schreibtisch erworben; daneben schlägt jedoch bei Hanslick unstreitig der in allen dialektischen Künsten gewandte, in den herkömmlichen wie in subtilen advocatorischen Schlüssen gleich zielsichere Jurist, bei Ehrlich der erfahrene, wohlwollende, Lob und Tadel mit weiser Berechnung der unabänderlichen menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten vertheilende Pädagog vor. Hanslick ist Meister im Aufrollen internationaler Perspectiven auf dem Boden der Musikgeschichte und Literatur; Ehrlich, der gern den Zusammenhang künstlerischer Erscheinungen mit allgemeinen geistigen Zeitströmungen betont, weiß die Darstellung durch stets im richtigen Winkel auffallende culturhistorische Schlaglichter zu beleben. Jener, der Hauptvertreter der formalen Aesthetik, bevorzugt auch als Stilist die in schmucken, wohlabgewogenen Verhältnissen auf- und niedergleitenden Perioden und versteckt eine schärfer ausgeschliffene Pointe nicht selten an unauffälliger Stelle; Ehrlich ist um die Abrundung des Satzbaues weniger besorgt und giebt dem Belehrung Suchenden stets einen leicht einprägbaren, sich auf den ersten Blick darstellenden Hinweis. Der Erstere ist der den ausgefeiltesten Umgangston des ancien régime virtuos behandelnde, brillante Gesellschafter, nie darum verlegen, der Unterhaltung durch überraschende Wendungen einen neuen Reiz zu verleihen; der Letztere stellt sich mehr als des Lesers wohlmeinenden Freund dar, welcher es sich nicht nehmen läßt, beherzigenswerthe Wahrheiten zu wiederholten Malen vorzubringen, damit die Vergeßlichen und leicht zu Zerstreuenden es besser merken, wie der Verfasser jeweilig besonderen Grund habe, Ernst zu

Digitized by Google

machen. Auf Hanslick haben die erleseneren französischen Essayisten, auf Ehrlich die deutschen Philosophen beider Hälften des neunzehnten Jahrhunderts wohl etwas stärker eingewirkt.

Beiden sagt die Studie und neben ihr das alla prima mit klarem Blick und sicherer Hand aufgenommene Porträt mehr zu als die in breiteren Verhältnissen entwickelte Darlegung. Beide schreiben nicht für den Philister, welcher den Werth eines Schriftstellers vorzugsweise darnach bemißt, wie viele Bogen derselbe während des Quartals durchschnittlich bedrucken läßt, sondern für die feinsinnigeren Liebhaber, welche es zu schätzen wissen, wenn in knapper Form möglichst viel Gescheidtes gesagt wird. Und da beide Autoren über eine solche Kunst in ungewöhnlich hohem Grade verfügen, ist ihnen nach wie vor das seltene Glück beschieden, daß ihnen sogar die Buchhändler wohlwollen, die sonst vor allen Kritikern respectvoll zur Seite weichen, welche die Absicht nicht verbergen können, einen Band gesammelter musikalischer Essays zu veröffentlichen. So sind denn neuerdings kurz nacheinander wieder zwei sehr fesselnde Bücher erschienen, in denen jene Verfasser über die Resultate anziehender kritischer Arbeiten den Kunstfreunden einen zusammenhängenden Bericht abstatten. Hanslick's „Fünf Jahre Musik“ und Ehrlich's „Modernes Musikleben“ werden nicht nur den Lesern des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“ willkommene Anregungen gewähren; sie werden auch denen, welche in späterer Zeit von dem eklektischen Treiben der auf den Tod Wagner's unmittelbar folgenden Periode einen lebendigen Eindruck erhalten wollen, so manches hochwillkommene Material bieten. Es verschlägt nichts, ob man sich hier und dort eine von der Ansicht der Autoren etwas abweichende Meinung gestatten mag, ob man beispielsweise die Bedeutung von Verdi's „Falstaff“ für die Zukunft der neuitalienischen Oper unter einem anderen Gesichtspunkte beurtheilt wie Ehrlich oder ob man, abweichend von der Meinung Hanslick's, sich nicht recht dazu entschließen kann, einem Massenet, dem Charmeur par excellence, auch Empfindungsvermögen zuzusprechen.

Hingegen werden solche bei der Lecture nicht auf ihre Rechnung kommen, die thörichter Weise beanspruchen, der Kritiker solle ein für allemal auf ein Parteidogma eingeschworen bleiben und dürfe von den im eifervollen Drang der Jugendjahre hinausgeschleuderten Bravoursätzen niemals auch nur um eines Haares Breite abweichen. Daß im Leben des künstlerischen Menschen die gleichen Entwickelungsgesetze sich geltend machen wie in dem des politischen, daß bei dem, der gewohnt ist, über alle Verhältnisse des Daseins hin freie Ausschau zu halten, Jahresringe der Erfahrung sich harmonisch gleichmäßig ansetzen, dafür haben eben die Fanatiker kein Verständniß. Sie sind zu beschränkt, um sich darüber klar zu werden, daß mehr moralischer Muth dazu gehört, auch vor der Oeffentlichkeit die redlich erstrittene, aber noch nicht völlig abgeklärte Erkenntniß gegen die bessere zurücktreten zu lassen, als eigensinnig an dem einmal Behaupteten festzuhalten. Sie leiden an einem „surplus“ von Gesinnung — die an sich niemals productiv ist, sondern nur dann, wenn sie zur Entfaltung eines im Grunde von ihr ganz unabhängigen Talentes beiträgt. Merkwürdig bleibt es nur, daß in Deutschland auch auf künstlerischem Gebiete die Männer der starren Fortschrittsschablone gegen jeden weniger einseitig Denkenden so geschwind mit den Vorwürfen der „Charakterlosigkeit“, des „Abtrünnigseins“, des „Renegatenthumes“ bei der Hand sind. In dem doch auch nicht gerade rückschrittlichen England fragt man zuerst: „was leistet der Mann?“ und hinterher, meist nur in Ausnahmefällen etwa noch: „welche mehr oder weniger naturgemäßen Wandlungen hat sein Streben erkennen lassen?“ Man ist dort der Ansicht, wahrer Fortschritt bestehe in der Anerkennung und Förderung alles Guten, gleichviel, auf welchem Parteiboden es erwachsen sei.

Ehrlich betont auch in seinem unlängst veröffentlichten Buche wieder nachdrücklich, daß er unter Richard Wagner's Werken die „Meistersinger“ zu höchst stelle. Er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß die radicalen Ketzerrichter deßhalb abermals den Stab über ihn brechen werden. Wie mag er sich nur erdreisten, nicht von jedem Werke, das der Meister geschaffen, in Ausdrücken gleicher Verehrung zu reden! In Florenz oder Rom würde man Jemanden schlechtweg auslachen, der die Forderung erheben wollte, ein aufrichtiger Anhänger Verdi's dürfe um Alles in der Welt der „Aïda“ keine tiefere Reverenz beweisen, als dem „Othello“. Weiterhin spottet Ehrlich in dem Aufsatze „Weltschmerz und Tonkunst“ mit Recht über die Hypothese Spitta's, Bach habe in der großen H-moll-Fuge des wohltemperirten Claviers „in herben, schmerzverzerrten Zügen ein Bild menschlichen Jammers entwerfen wollen“. Das wird ihm hinwiederum von den Orthodoxen gebührend aufgemutzt werden. Einem „Neudeutschen“ darf man ja ein wohlgerütteltes Maaß von Vorwürfen nicht ersparen, wenn er sich in den Irrgärten programmatischen Aus- und Unterlegens verliert; aber einem Akademiker von unbescholtener Classicität, der staatliche Würden bekleidete? Unverzeihlich! Ebenso hat Hanslick vollauf Gelegenheit, die Achseln darüber zu zucken, daß die Einen die in seinem jüngst herausgegebenen Bande niedergelegten Ansichten für nicht conservativ genug und die Anderen für nicht liberal genug erklären. Zugegeben: Hanslick stand und steht Wagner nicht unbefangen gegenüber. Aber auch in der Erörterung bedeutsamer Kunstfragen sind die geistvollen Paradoxe eines unabhängigen Mannes fraglos höher anzuschlagen als die von den Denkfaulen ohne Anstrengung gesinnungstüchtig nachgebeteten Alltagswahrheiten. Wagner wußte es selbst am besten, daß sein „Parsifal“ ein großes Kunstwerk sei. Die auf mechanischem Wege hundertfach wiederholte Feststellung dieser Thatsache durch die Palastwachen des Hauses Wahnfried ließ ihn darum innerlich kühl, wogegen die bedingte Anerkennung, welche Hanslick der Partitur des Bühnenfestspieles zollte, ihn als Freund jeder selbstständigen Meinungsäußerung ungleich mehr ansprach. Und sieht man einmal vom Thema Wagner ab: inwiefern erscheint denn Hanslick parteiischer als etwa einer von denen, die gern als Oberpriester der musikalischen Fortschrittsgemeinden angesehen zu sein wünschen? Er ist ein abgesagter Feind der Programmmusik. Doch darin steht er jetzt mit dem überwiegenden Theil der Wagnerfreunde auf gleichem Boden. Das kindische Feldgeschrei: „Wagner und Liszt“ wird von allen Verständigen nur mehr belächelt. Auch die Mehrzahl derjenigen, welche an Hanslick's „Vom Musikalisch-Schönen“ in erster Linie die unübertreffliche Kunst schriftstellerischer Feinarbeit schätzen, halten heute Liszt's symphonische Dichtungen für Vergangenheitsmusik. Ferner wird es Hanslick verdacht, daß er nicht ohne Vorbehalt für „Hänsel und Gretel“ eintrete. Ja, trifft er denn nicht den Nagel auf den Kopf, indem er sagt, daß sich der Jedermann sympathische Humperdinck, unbeschadet aller ausgezeichneten Eigenschaften seiner so zartsinnig und delicat ausgestalteten Partitur, in derselben doch nicht als Erfinder im eigentlichen Sinne des Wortes erwiesen habe? Oder darf ein Kritiker sich nicht gestatten, auch über einen Neuromantiker ein zutreffendes Wort zu sagen, falls er sich persönlich im Kreise der Schubert und Schumann heimischer fühlt? Vollends muß es den Unbefangeneren denn doch bedenklich machen, wenn er aller Orten versichern hört: Hanslick sehe sich gezwungen, jeden von Brahms componirten Satz unterschiedslos in den Himmel zu heben, da er mit dem Meister Johannes persönlich befreundet sei. Nun, in dem zuletzt herausgekommenen Sammelbande seiner Kritiken sagt Hanslick über das Finale des Brahms'schen Clarinetten-Trios: „es erscheint mehr als das Werk tonkünstlerischer Combination als das freudigen Schaffens.“ Das läuft in der Sache auf dasselbe hinaus, was Recensenten über das nämliche Kammermusikstück zu äußern pflegen, die in Liszt's „Dante-Symphonie“ die höchste

Digitized by Google

Kunstoffenbarung dieses Jahrhunderts erblicken. Nur daß die Letzteren ihr Gutachten jeweilig in einem Tone vorbringen, in dem man gemeiniglich einen unzuverlässigen Schusterbuben abzukanzeln pflegt, während Hanslick auch für ein ablehnendes Urtheil sich einer Form bedient, wie sie dem Schöpfer des „Schicksalsliedes“ und des „Deutschen Requiems“ gegenüber denn doch unter allen Umständen angebracht sein möchte. Vielleicht ist es auch erlaubt, zu fragen, ob denn noch niemals ein zukünftlerisch veranlagter Kritiker über die Werke von Richard Strauß, Siegfried Wagner und Alexander Ritter geschrieben habe, der zufällig auch mit einem dieser Componisten oder gar mit allen Dreien befreundet gewesen sei? Man hat gegründete Veranlassung, derartige Bemerkungen zu machen, da neuerdings im Lager der „Jungen“ wieder eine gewisse Tugendheuchelei an der Tagesordnung ist — man spricht so erstaunlich viel über die zur Abkehr von allem irdischen Begehren hinleitende Kunst, daß man nunmehr mit gespannter Erwartung dem Auftreten jungbayreuthischer Genies entgegensehen darf, welche zum Mindesten die Vorzüge des Diogenes, Brutus, Cato und des heiligen Antonius in sich vereinigen. Der Idealzustand wäre ja freilich der, daß die Kritiker von „hüben und drüben“ sich in ihrem gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr die denkbar größte Zurückhaltung auferlegten. Und wer wollte es auch bezweifeln, daß, sobald erst einmal die Epoche des Materialismus überwunden ist, sämmtliche Kritiker ohne Unterschied des ästhetischen Bekenntnisses den anderen Staatsbürgern das Musterbeispiel eines exemplarisch sittenstrengen Lebens- und Berufswandels zu geben geneigt sein werden!

Im letzten Grunde beruht die Abneigung, welche die musikalischen Jungdeutschen gegen die Kritiker vom älteren Credo an den Tag legen, gar nicht so sehr auf der relativen Verschiedenheit der verfochtenen Theorieen. Vielmehr ärgern sich die Ersteren hauptsächlich darüber, daß sie den Letzteren in der Fähigkeit so beträchtlich nachstehen, einen klaren Gedankengang in gemeinverständlichem Deutsch wiederzugeben und daß ihnen überhaupt in zahlreichen Fällen der Segen einer straffen Geisteszucht nicht zu Theil geworden ist, wie sich ihr der für ein Wirken in der Oeffentlichkeit sich vorbereitende Mann doch wohl am besten auf den Hochschulen unterzieht. Es ist wirklich bedauerlich, wie wenig schriftstellerische Talente bisher unter den Wagnerianern hervorstachen. Man konnte sie an den Fingern abzählen: der junge Nietzsche, der ein Stilkünstler in seiner Art war wie Hanslick es in der seinen ist, dann der hochsinnige, liebenswerthe Heinrich von Stein, dann die mehr akademisch geschulten Begabungen der verdienstvollen Gelehrten Franz Muncker und Max Koch, und schließlich der trotz seiner Neigung zu Quersprüngen und literarischen Massen-Autodafé's doch vornehm künstlerisch empfindende Hans v. Wolzogen. Die Anderen: in dumpfiger Luft eng aneinander gepreßte Seelen von mehr oder minder gutem Willen, aber von durchgängig mittelmäßigem technischem Vermögen. Hingegen können die französischen Wagnerianer wohl schreiben, sind jedoch gemäß ihrer nationalen Anlage nicht im Stande, ihr Verständniß für das innerliche Wesen kerndeutscher Musik bis über einen gewissen Grad hinaus zu steigern. Denjenigen unter den jüngeren deutschen Kritikern, welche auch gern von ihren „Feinden“ etwas lernen und sich nicht davor scheuen, geschlagen zu werden, um sich für das Schlagen vorzubereiten, seien die neuen Bücher von Hanslick und Ehrlich angelegentlichst zum Studium empfohlen. Desgleichen die älteren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kaiser Max I. und die schönen Wittwen*).

Erzählt von dem alten Landsknecht.

Sechs Fräulein und ein Nönnelein,
Das sind grad ihrer Sieben,
Die hat des Rathes Büttel heut'
Aus Regensburg getrieben.

In ihrem Haus am Fischerthor,
Mit Schilderei'n gezieret,
Han mit der gold'nen Jugend sie
Gar arg sich erlustiret.

Die Pfaffen und der hohe Rath,
Die konnten's nicht mehr dulden,
Scolares und die Söhne all',
Sie machten zu viel Schulden.

Denn Venus, Bacchus und Mercur
Mit seinem Zabeltische,
Die fordern, wie so Mancher weiß,
Recht viel der gold'nen Fische.

Als nun kein Bitten und kein Droh'n
Der Fräulein half und Jungen,
Sind sie im Tanz vor'm Büttel her
Zum Thor hinausgesprungen.

Sie riefen: „Alte Zitterbärt',
Geht heim mit Eurer Tugend,
Ihr gäbt wohl Euer Hab und Gut,
Könnt Ihr Euch kaufen Jugend!

Wir Mägdlein bleiben bei der Mauth,
Und Euch und Euren Sippchen
Schlägt unser Weiberwitz noch heut,
Was wetten wir? ein Schnippchen.

Die Fräulein hatten sich gehüllt
In schwarze Wittwenschauben;
Doch drunter war ein Nixenkleid,
Das den Verstand konnt' rauben.

Sie wußten, daß der Theuerdank,
Der Max kam angeritten,
Der jetzt dem Götz in Nüremberg
Wollt lehren beff're Sitten.

„Nit als ein Kaiser reit' ich ein,
Laßt keinen Glanz mich finden,“
Schrieb er der Stadt, „ich ziehe nach
Den Vögeln mit den Winden!“

Es war der schönste Wintertag,
Als Max gar wohlgemuthe
Am Donaustrom bei Barbing ritt,
Und ward ihm jung im Blute.

„Mein Kunz von Rosen“, lacht der Max,
„Ich heb' die Hand zum Schwure:
Wär'n wir zwei alte Kracker nicht,
Heut' gäb' es Aventiure!“

*) Siehe Regensburger Chronik von Ch. G. Gumpelzhaimer. Band II, Seite 631.

Digitized by Google

„Die lauert schon!“ erwidert Kunz,
„Beim Mauthhaus, das ich kenne,
Steh'n sieben Weiblein rabenschwarz,
Das giebt ein arg Geflenne!“

„Potz Wetterschlag, dann reiß' ich aus,
Thu' rasch nach Abach reiten,
Ich hab' ja alle Weiblein gern,
Doch alte nur vom Weiten!“

Der Kaiser wollte querfeldein
Durch tiefen Schnee schon traben,
Da rief Kunz von der Rosen: „Halt,
Das sind ja keine Raben!

Gesichter sind es jung und schön,
Die aus den Gugeln gucken.
Den Fee'n die Schauben abzuzieh'n
Thut's meine Hände jucken!“

Rasch sprengte Kaiser Max hinzu,
Und knieend fleh'n die Sieben:
„Man hat uns arme Wittiblein
Zur Stadt hinausgetrieben!

Herr Kaiser, Ritter Theuerdank,
Vergönn' uns, daß wir fassen
Den Mantel Dein, so werden wir
Zum Thor hineingelassen!“*)

„Faßt an, faßt an!“ rief eifrig Max,
„Kommt her, ihr lieben Schnecken;
Der Teufel hol' die Kerle all',
Die Schönheit woll'n verstecken!“

Am Osterthor, da stand der Rath,
Riß weit auf Mund und Augen;
Gefiel der Max ihm auch gar sehr
Die Weiber nimmer taugen.

Ungnädig rief der Held: „Sagt an,
Seit Ihr von Gott verlassen,
Wollt Ihr der sieben Wittwen Gut
Verschlemmen und verprassen?“

Hans Schmaller, der die Schlüssel trug,
Sprach: „Theurer Herr und Kaiser,
Von aller Welt die Wittwen sind's,
Die frechen Besenreiser!“

„Gott's Blitz!“ rief Kunz. „Da hast du Max
Die schönste Aventiure!“
Doch Schmaller schrie: „He, Büttel, bring'
Zum Thor hinaus die Fuhre!“

Da ließen fall'n die Frei-Fräulein
Die Hüllen, und als Nixen
Thun vor dem Kaiser und dem Rath
Sie schelmisch tanzen und knixen.

Da lacht der Max, kraut sich am Kopf
Und sagt: „Sind's auch nur Besen,
Sie han mein Wort ... gefallen mir ...
Bin auch mal jung gewesen!“ Carl Schultes.

*) Wer des Kaisers Mantel, Kleid oder das Zaumzeug des Pferdes anfaßte, mußte ohne Weigerung wieder in die Stadt gelassen werden, wenn er auch durch Rechtsspruch daraus verbannt war.

Aus der Hauptstadt.

Der Nächste.

Das Drama spielt in einem vom Pferdebahngeläute völlig verschonten Ministerial-Gebäude.

Erste Scene.

Der Vortragende Geheime Rath: So kurz vor den Ferien — es muß ein harter Schlag gewesen sein! Wissen Sie, im Bade macht es sich so wunderschön, wenn man als Excellenz im Amte auftritt und allen Fremdenbüchern anvertrauen darf, daß man regierender Staatsminister ist.

Der Unterstaatssecretär: Nun sind's achtzehn Minister seit 1888; es lebe das vierte halbe Dutzend! Berlepsch kann immerhin lachen; er steht in den besten Jahren, und der Besitz seiner jungen Frau macht ihn glücklich.

Der Vortragende Geheime Rath: Das glaub' ich. Ich schätze sie gering auf einige zwanzig Millionen.

Der Unterstaatssecretär: Ich schätze sie eben deßhalb nicht gering. Aber sie ist wirklich entzückend. Diese Eleganz ... und diese Grübchen im Kinn ...

Der Vortragende Geheime Rath: Offen gestanden — ihre Gruben in Oberschlesien sind mir lieber!

Der Unterstaatssecretär: Ja wirklich, Berlepsch kann lachen; der Gehalt ist dem toute même chose. Glauben Sie nur, manch Anderer ginge nicht mit so leichtem Herzen.

Der Vortragende Geheime Rath: Sie meinen —

Der Unterstaatssecretär: Sehen Sie, Einer muß doch der Nächste, der Neunzehnte sein. Na, und da combinirt man sich allerlei.

Der Vortragende Geheime Rath: Es ist mir schon lange so vorgekommen, als ob unser Alter entschieden amtsmüde sei.

Der Unterstaatssecretär (freudig erröthend): Im Ernst? Gott sei Dank, daß wir Jüngeren endlich Chancen ... Ich meine, es ist etwas Schönes um frisches Blut. S. M. lieben das auch. Excellenz hielt freilich bislang mit einer Zähigkeit am Portefeuille fest —

Der Vortragende Geheime Rath: Sie wissen, das Greisenalter macht halsstarrig.

Der Unterstaatssecretär: Sehr richtig, lieber Freund. Ich freue mich, heute zum ersten Male so überaus vernünftige Anschauungen von Ihnen entwickelt zu hören. Und ich hoffe, daß Sie sie in Zukunft auch in Angelegenheiten Ihres Ressorts zeigen werden.

Der Vortragende Geheime Rath: Excellenz in spe dürfen ganz auf mich rechnen!

Zweite Scene.

Hilfsarbeiter Graf Dusedan: 'Tag, 'gebenster Diener, meine Herren!

Der Vortragende Geheime Rath: Ah, Herr Collega —

Der Unterstaatssecretär: Ah, lieber Freund —

Graf Dusedan: „Herr Collega“ — „lieber Freund“ — zu gütig, meine Herren, viel zu gütig! Womit kann ich dienen?

Der Unterstaatssecretär (ihm vertraulich auf die Schulter klopfend): Sie schleppen gewiß wieder viel brühwarme Neuigkeiten aus erster Quelle mit sich herum? Also 'mal heraus damit!

Graf Dusedan: Sie sehen doch Jedem gleich bis in die tiefsten Tiefen! (Er knöpft seinen Rock auf und holt einen umfangreichen Clavier-Auszug aus der Innentasche hervor.) Brühwarme Neuigkeit, en effet! Philipp zu Eulenburg's Skaldensänge, sechster Band! Wir spielen sie heute Abend durch! Sie werden doch zuhören, meine Herren?

Der Vortragende Geheime Rath: Muß ist eine harte Nuß. Wir werden mit Vergnügen zuhören.

Graf Dusedan: Es wird nachher ein kleines kaltes Buffet aufgestellt.

Der Unterstaatssecretär: Ein großes hätte auch nach dem Genuß der Skaldensänge absolut keinen Zweck.

Der Vortragende Geheime Rath: Ich wünschte, ich wäre bei dem Concert heute Abend Beethoven!

Graf Dusedan: Ich danke Ihnen im Namen meines Freundes Philipp für diese Schmeichelei!

Der Vortragende Geheime Rath: Beethoven war bekanntlich taub —

Graf Dusedan (blickt ihn verständnißlos an).

Der Unterstaatssecretär: Haben Sie weiter keine Neuigkeiten, Graf? —

Graf Dusedan: Oh yes! Einen famosen Witz —

Der Unterstaatssecretär (ungeduldig): Neuigkeiten, hab' ich gesagt. Nun gehen Sie auf die drei Erzväter oder auf Rhamses II. aus der elften Dynastie zurück.

Graf Dusedan: Nein wirklich — selbsterlebt! Sie wissen, ich habe die Ehre, mit Fräulein Velours Alpakka zu verkehren, unserer tragischen Heroine —

Der Vortragende Geheime Rath: Tragische Heroine? Was Sie sagen! Ich habe die Dame immer für eine muntere Liebhaberin gehalten!

Digitized by Google

Graf Dusedan: Fräulein Alpakka hat in der That einige Neigung zu einigen Neigungen ... Und darum sagte ich ihr gestern, sie dürfe an keinen Mann als an mich denken. Wissen Sie, was sie mir antwortet? „Schön — dann bezahle sofort meinen Schneider!" Famos, was? —

Der Vortragende Geheime Rath: Und Sie haben den Schneider sofort bezahlt?

Graf Dusedan: Mein Gott — wofür sind wir Männer denn sonst da?

Der Unterstaatssecretär: Nun ja, nun ja — aber haben Sie denn keinerlei politische Neuigkeiten? Ich meine, ob Sie nicht wissen, wer der Nächste zu Lucanus ist?

Graf Dusedan: Ah — das interessirt Sie auch? Da kann ich Ihnen im Vertrauen etwas mittheilen. Man sagte mir gestern wörtlich im Vertrauen, ein sehr verdienstvoller Staatsmann leide ernstlich an Rücktrittsgedanken, weil er im Landtage eine Schlappe davongetragen habe —

Der Unterstaatssecretär: Den Anfangsbuchstaben seines Namens wissen Sie nicht?

Graf Dusedan: Nein. Und ich vermochte mir auch gar nicht vorzustellen, daß ein Herr Minister sich so weit vergessen könnte, aus dem Landtage einen einzelnen Pantoffel davonzutragen —

Der Unterstaatssecretär: Gott der Gerechte!

Dritte Scene.

Der Staatssecretär: 'nen Morjen, meine Herren! (leise) Sie wissen bereits Näheres?

Der Vortragende Geheime Rath: Zu Befehl! Nach der Niederlage im Landtage hat man der Excellenz nahe gelegt, seine Demission einzureichen.

Der Unterstaatssecretär: Durchaus glaubwürdige Augenzeugen haben heute in aller Frühe Herrn v. Lucanus hier vor'm Hause gesehen. Der Portier schlief noch.

Der Staatssecretär: Excellenz klagte allerdings erst gestern wieder heftig über Neuralgie und Magenschmerzen. Gesundheitsrücksichten könnten ihn unter Umständen bewegen —

Graf Dusedan: Man merkt die Rücksicht, und man ist verstimmt!

Der Vortragende Geheime Rath: Demnach scheint die neunzehnte Krise todsicher.

Der Unterstaatssecretär: Der Nächste trägt das Todeszeichen grell auf der Stirn.

Der Staatssecretär: Der Pensionsetat reicht auch schlimmsten Falles noch für den zwanzigsten aus.

Vierte Scene.

Die Excellenz: Trifft man alle Größen meines Ministeriums hier zusammen?

Der Unterstaatssecretär (halblaut zum Staatssecretär): „Meines" ist gut. Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind!

Die Excellenz: Sie baten mich gestern um Urlaub, Herr Graf. Er ist Ihnen bewilligt —

Der Vortragende Geheime Rath (halblaut): Sein letzter Wille! —

Die Excellenz: Sie wollten nach Harzburg, Herr Graf? Ich werde wahrscheinlich in diesem Sommer auch hinkommen —

Der Staatssecretär: Excellenz, wäre Wiesbaden als Pensionopolis nicht vorzuziehen?

Die Excellenz (überhört es): Was lockt Sie übrigens immer nach Harzburg, Herr Graf?

Graf Dusedan: Der Harzburger Säuerling wirkt anregend auf den Geist. Ich trinke ihn seit zehn Jahren —

Der Unterstaatssecretär: Demnach scheint er nur bei beginnender Dummheit zu wirken.

Die Excellenz: Wenn der Sommer bloß nicht immer so lang wäre! Wer an Arbeit und Aufregung gewöhnt ist wie ich —

Der Unterstaatssecretär: Excellenz können sich ja leicht Arbeit und Aufregung verschaffen. In Hessen findet demnächst eine Ersatzwahl zum Reichstage statt — vielleicht candidiren Sie!

Die Excellenz (blickt ihn starr an).

Der Staatssecretär: Unser verehrter Mitarbeiter versucht in seiner Weise darauf hinzudeuten, daß es bei gewesenen Ministern jetzt Mode wird, Reichstagsmandate zu erwerben. Nach dem Fürsten Bismarck versucht es Graf Caprivi, nach dem Grafen Caprivi Ew. Excellenz —

Die Excellenz (erschrickt): Sie wollen damit sagen —

Der Unterstaatssecretär: Es war unsere Absicht, Ew. Excellenz a. D. in schonender Weise darauf vorzubereiten, daß Sie nach Ihrer Niederlage im Landtage wahrscheinlich keinen längeren Urlaub mehr, sondern nur einen Köller'schen Stadt-Urlaub antreten werden —

Der Staatssecretär: Ihre Gesundheit ist dermaßen erschüttert, Excellenz —

Die Excellenz (gefaßter): Und sagen Sie, Herr Graf, — Sie haben ja bekanntermaßen enge Fühlung mit den ausschlaggebenden Kreisen — wünscht man bei Hofe, daß ich demissionire?

Graf Dusedan: Man sagte mir, und ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, gestern wörtlich im Vertrauen, ein sehr verdienstvoller Staatsmann trage sich ernstlich mit Rücktrittsgedanken. Wegen eines alten Pantoffels, den Sie — verzeihen Sie — es klingt zu unwahrscheinlich —

Der Unterstaatssecretär: Damit können nur Sie gemeint sein, Excellenz. Verdienstvolle Staatsmänner besitzen wir zahllose; sehr verdienstvoll jedoch sind allein Sie.

Die Excellenz (ängstlich abwehrend): Sie schmeicheln mir — nein, nein, ich vertrage keine Complimente! Verdienstvoll, ja, das bin ich — aber „sehr", das zielt entschieden auf einen anderen!

Fünfte Scene.

Diener: Excellenz möchten sich gütigst sofort in den Empfangssalon bemühen — Herr v. Lucanus ist da mit einer marmornen Büste Seiner Majestät!

Die Excellenz: So sei Gott mir gnädig! Was thu' ich nur, meine Herren! Ich bin der Nächste!

Der Staatssecretär: Jeder ist sich selbst der Nächste. Sie haben lange genug geklebt, Alterchen; das Land bedarf neuer Leute. Unter uns gesagt, in letzter Zeit waren Sie doch schon riesig eingerostet —

Der Unterstaatssecretär: Stellenweis sogar — und Excellenz wissen das ja selber am besten — direct arbeitsunfähig. Ihnen wird wohl sein, und dem Lande besser.

Der Vortragende Geheime Rath: Ich halte es nicht für gut, wenn zu viel Greise am Steuer stehen. Wo soll da Talent, Energie und Erfolg herkommen? Ihre wohlverdiente, schwere Niederlage im Landtag ... (Die Excellenz schleicht ab.)

Sechste Scene.

Graf Dusedan: Es ist aber auch zu unvorsichtig, daß der Mann fremde Pantoffeln an sich nimmt. Man sollte es nicht glauben, wie reißend die Kleptomanie selbst in den besten Kreisen um sich greift!

Der Staatssecretär: Wer wird der glückliche Erbe sein? In den nächsten vier Monaten wird er kaum zu gehen brauchen — da sind ja Ferien.

Der Unterstaatssecretär: Ich habe Alles gethan, daß mein Name nicht in die Zeitungen kommt; nur ein mir befreundeter Redacteur wird schreiben, ich habe die allergeringsten Chancen. Unter diesen Umständen glaube ich hoffen zu dürfen. (Sie stehen eine Zeit lang im Flüstergespräche.)

Siebente Scene.

Die Excellenz (kehrt strahlend zurück): In Anbetracht meiner Bemühungen für das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches hat mir unser allergnädigster Herr soeben seine Büste übersandt und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ich ihm noch viele Jahre lang werde dienen können. Ich bin also nicht der Nächste! Um so mehr muß ich mich wundern, meine Herren —

Der Vortragende Geheime Rath (faßt sich schnell): Das wußt' ich ja, das hab' ich ja gleich gesagt — Ew. Excellenz würden auf den verspäteten Aprilscherz nicht hineinfallen, den sich der Herr Unterstaatssecretär mit Ihnen erlaubt hat! Ew. Excellenz' Scharfsinn durchschauten vorhin den Spaß sofort und ließen uns einfach stehen —

Der Unterstaatssecretär (stammelnd): Ich sagte es Ihnen ja gleich, Herr Staatssecretär, Excellenz sei viel zu geistvoll und wüßten sich der Gunst unseres allergnädigsten Herrn viel zu sicher, als daß sie auch nur auf eine Sekunde den Ulk ernst nehmen würde!

Der Staatssecretär: Wir haben eben die bewährte Klugheit und Geistesfrische Sr. Excellenz richtig eingeschätzt.

Die Excellenz: Also es war nur ein Scherz? Das wußt' ich gleich, wollte Ihnen aber den Spaß nicht verderben! Humor muß man verstehen. Wer sich nicht selbst zum Besten halten kann, der ist gewiß nicht von den Besten. Doch das mit der Schlappe im Landtag — das paßt doch eigentlich auf mich —

Der Vortragende Geheime Rath: Ew. Excellenz — auf welchen preußischen Minister paßt das nicht?

Graf Dusedan (entsetzt): Was sagen Sie? Sollte man es für möglich halten? Solche Corruption! Aber natürlich, seitdem immer ein paar Bürgerliche im Ministerium sein müssen —!

Timon d. J.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, H. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Rubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.
Von
D. Norden.
Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der Börse. Von Richard Ehrenberg. — Graf Fred Frankenberg's Kriegstagebücher. Von J. J. Müller-Hornung. — David Friedrich Strauß und seine Frau. Von Rudolf Rümelin. — **Feuilleton.** Der immer Gefällige. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Ein socialpolitisches Gespräch zwischen Goethe und Eckermann. — Die Internationale Kunstausstellung. 6. England und Frankreich. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Börse.

Von Richard Ehrenberg.*)

Der Waffendienst war durch das Lehenswesen ein Lebensberuf geworden, im 13. und 14. Jahrhundert durch das Soldsystem ein Handwerk, im 14. und 15. Jahrhundert durch Musketen und Kanonen eine Großindustrie, deren eigener Betrieb aber den kriegführenden Fürsten weder in technischer noch in wirthschaftlicher Hinsicht möglich war, weßhalb sie das Technische den Condottieri, diesen berufsmäßigen „Kriegsspeculanten", und das Wirthschaftliche ebenfalls Privatunternehmern, den Financiers (traitants, asentistas, partisans etc.), überlassen mußten. Von Maximilian I. bis auf Ludwig XIV. sind die europäischen Kriege so gut wie ausschließlich mit den Mannschaften und mit dem Credite von Privatunternehmern geführt worden. Die großen deutschen und italienischen Geldmächte, welche diesen Verhältnissen ihre Entfaltung verdankten, gewannen außerordentlichen Einfluß auf Fürsten und Völker, ja auf den ganzen Gang der Weltgeschichte — der einzige Punkt, bei dem die Entwickelung aus dem Rahmen des wirthschaftlichen Lebens heraustritt —; aber je mehr sie auf solche Weise ihre Capitalien und die ihrer Landsleute in das Danaïdenfaß jener dynastischen Kriege schöpften, desto mehr wurden sie auch ihrerseits abhängig von den Fürsten, denen sie mit ihrem Credite dienten; sie sind schließlich hieran zu Grunde gegangen.

Lange, ehe das geschah, hatten sich die Kräfte der isolirten Geldmächte als unzureichend erwiesen, um die gewaltig steigenden Capitalbedürfnisse der Fürsten zu befriedigen, weßhalb letztere zu dem Zwecke die beiden, mit ihrer Hülfe entstandenen Weltbörsen Antwerpen und Lyon in Anspruch nahmen. Dank der an diesen Börsen herrschenden so gut wie unbeschränkten Handelsfreiheit concentrirte sich dort ein sehr bedeutender Capitalverkehr, entstand ein Börsenzinsfuß und eine Börsenmeinung über die Creditwürdigkeit sowohl der die Börse besuchenden Kaufleute wie auch der dort Credit beanspruchenden Fürsten, welche auf solche Weise zum ersten Male eigentlichen Credit und die Möglichkeit zur Aufnahme der größten Anleihen erlangten. Letztere wurden hierdurch fungibilisirt und Gegenstand börsenmäßiger Speculation, die zur Bildung von Börsenkursen Anlaß gab und die Anziehungskraft der Börsen für die Capitalien außerordentlich verstärkten. Die Ueberspannung des Credits führte zu schweren Rückschlägen, zum Bankerott der Fürsten und vieler Handelshäuser. Als erstere vollends die Weltbörsen durch religiöse und fiscalische Bedrückungen mit eigener Hand wieder zerstörten, erfolgten neue furchtbare Krisen. Zuletzt concentrirte sich so ziemlich der ganze noch übrige Capitalverkehr dieser wirthschaftlich zerfallenden Welt in den Genueser Messen, wo er eine ausgezeichnete Organisation erhielt, deren Bestand aber auf dem Credite der großen genueser Financiers und in letzter Linie auf dem unheilbar zerrütteten spanischen Finanzwesen beruhte, weßhalb das ganze System schließlich zusammenbrechen mußte. Als Schlußergebniß blieb übrig einerseits ein immer noch wachsender Bedarf an verfügbaren Capitalien, andererseits die Möglichkeit der Concentration großer Capitalmassen bei einzelnen Creditvermittlern wie an den Börsen, und eine dieser Concentration dienende Verkehrstechnik, die indeß gegenüber den ihr jetzt erwachsenden neuen Aufgaben noch sehr der weiteren Ausbildung bedurfte.

Die Verhältnisse, aus denen die geschilderte Entwickelung hervorgegangen war, hatten sich inzwischen allmälig schon wieder bedeutend verändert. Die Fürstenmacht hatte sich in einzelnen Ländern immer mehr zu einer wirklichen Staatsgewalt entwickelt; sie hatte dort die Möglichkeit erlangt, die Unterthanen ohne ihre Zustimmung zu besteuern und sie auch ohne Weiteres für die Schulden der Krone haftbar zu machen. Derjenige Monarch, der es hierin am weitesten brachte, Ludwig XIV., konnte nun den entscheidenden Schritt thun, der ihm die Unabhängigkeit von den „Kriegsspeculanten" gab: er schuf ein eigenes „stehendes Heer". Sein Finanzminister Colbert versuchte auch, ihn unabhängig von den Financiers zu machen. Das scheiterte freilich noch an den gewaltig steigenden finanziellen Anforderungen, welche die Unterhaltung eines stehenden Heeres im Dienste uferloser dynastischer Politik zur Folge hatte. Immerhin wurde die Bedeutung der Financiers schon sehr erheblich verringert, was durch die kurz zuvor erfolgte vollständige Nationalisirung der Geldmächte wesentlich erleichtert wurde.

Dasselbe Ziel, dem in Frankreich die absolute Monarchie nahe kam, hatte in England schon unter Elisabeth der bürgerliche Finanzmann Gresham auf Grund seiner kaufmän-

*) Unser Hamburger Mitarbeiter läßt demnächst den zweiten Band seines großen finanzhistorischen Werkes: „Das Zeitalter der Fugger" im Verlage von Gustav Fischer erscheinen. Wir entnehmen dem Bürstenabzug die obigen zeitgemäßen Betrachtungen über die Entstehung der deutschen Fondsbörsen und empfehlen allen Interessenten das ganze grundlegende Werk. Die Redaction.

Digitized by Google

nischen Erfahrungen und Anschauungen erstrebt. Er hatte eine ansehnliche Machtentfaltung zur See auf Grund der nationalen Capitalkraft ermöglicht und hatte außerdem etwas erreicht, was in Frankreich, abgesehen von kurzen Zeiträumen unter Sully und Colbert, immer fehlte: Ordnung und Ehrlichkeit der Finanzverwaltung. Aber diese Errungenschaften gingen unter den Nachfolgern der Elisabeth größtentheils durch den Kampf zwischen Volk und Krone wieder verloren.

Einem Bürgerstaate, der Republik der Vereinigten Niederlande, ist es unter allen modernen Staaten zuerst gelungen, sich einen wirklichen Staatscredit und mit dessen Hülfe die Unabhängigkeit als Vorbedingung glänzenden Gedeihens zu schaffen. Ihm folgte auf demselben Wege England nach Beendigung der inneren Kämpfe durch den endgiltigen Sieg des Parlaments. In beiden Ländern nahm der Staat, nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Städte, die Gestalt einer Corporation an, deren Mitglieder für die Verpflichtungen des Staates ohne Weiteres hafteten.

Die Niederlande und England erlangten hierdurch die Möglichkeit, sehr große fundirte Anleihen zu niedrigen Zinsen aufzunehmen, damit eine gewaltige Seemacht zu unterhalten und sich sogar die Landmacht von Militärstaaten durch Zahlung von Subsidien dienstbar zu machen. Diese Subsidienzahlungen bilden, um das einzuschalten, ein interessantes Bindeglied zwischen der Periode der Condottieri und derjenigen der stehenden Heere. Die Niederlande und England hätten große Heere solcher Art sehr wohl selbst halten können; aber sie wollten es nicht, weil sie von ihnen Gefahr für die Volksfreiheit befürchteten. Deßhalb beschränkten sie sich auf die Unterhaltung bedeutender Kriegsflotten und erkauften, wenn ihnen eine größere Landmacht nöthig war, was naturgemäß namentlich in den Kriegen gegen Frankreich eintrat, lieber fremde, besonders deutsche Hülfe oder doch wenigstens deutsche Soldaten, wie im Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Andererseits waren die Subsidien für die deutschen Staaten, namentlich für Brandenburg-Preußen, aber auch für Oesterreich zumal Anfangs ein sehr wichtiges Mittel, um stehende Heere unterhalten und hierdurch die Erreichung ihrer eigenen Staatszwecke ermöglichen zu können.

Doch das waren Uebergangserscheinungen, die trotz ihrer Bedeutung gegenüber der regelmäßigen Gestaltung der Wehrverfassung nur als Ausnahmen anzusehen sind. Diese regelmäßige Gestaltung bestand darin, daß die Staaten die für die Wahrung ihrer Interessen nöthigen Machtmittel selbst beschafften und organisirten: die Kriegführung verwandelte sich aus einer Großindustrie in einen Staatsbetrieb. Die stehenden Heere und die großen Kriegsflotten des 17. und 18. Jahrhunderts erforderten Capitalien von einem Umfange, der unendlich weit hinausging über den Capitalbedarf der Kriegführung im „Zeitalter der Fugger". Hatte schon damals sich der Credit der einzelnen Geldmächte schließlich als unzureichend für die Beschaffung der nöthigen Capitalien erwiesen, so mußte das jetzt vollends der Fall sein: Staatsheer und Staatsflotte bedurften zu ihrer Entstehung und Erhaltung des Staatscredites; dieser aber bedurfte seinerseits zu seiner Entstehung und Erhaltung der Börse.

Die Börse hatte schon im 16. Jahrhundert ihre centrale Bedeutung für den Creditverkehr dargethan und zwar vornehmlich für den öffentlichen Credit, der zuletzt sogar fast allein übrig geblieben war und durch sein Ueberwuchern schwere Krisen herbeigeführt hatte. Als nun aber aus dieser Krisenzeit sich eine neue große Börse in Amsterdam entwickelte, da kam deren Anziehungskraft für verfügbare Capitalien umgekehrt zunächst nicht dem öffentlichen Credite, nicht dem Staate und seinen Unternehmungen zu Gute, sondern der privaten Erwerbsunternehmung. Auch die Erwerbsunternehmung war schon im 16. Jahrhundert einerseits durch den Staat mittels des „Regalismus", andererseits durch den Handel und dessen Gesellschaften immer „capitalistischer" geworden. Aber der letzte entscheidende Schritt geschah erst mit Beginn des 17. Jahrhunderts.

Bereits im Mittelalter hatten sich zwar in Italien reine Capitalgesellschaften steuerpachtender Staatsgläubiger mit fungiblen und hierdurch börsenmäßig umsetzbaren Antheilen gebildet. Aber diese Monti, diese Fonds, welche zugleich Staatsanleihen, Actien-Gesellschaften und Banken waren, in ihrer Art das höchstentwickelte Erzeugniß der italienischen Stadtwirthschaft, — sie fanden im übrigen Europa während des 16. Jahrhunderts keine vollgiltige Nachfolge. Es kam allerdings zur Bildung von Capitalfonds für Anleihen von Fürsten und Städten; es kam auch zur Bildung mannigfacher Capitalfonds für Handelszwecke. Aber einstweilen waren nur erstere groß genug und ausreichend fungibilisirt, um Gegenstand eines Börsenverkehrs zu werden, während die private Erwerbsunternehmung dieses Entwickelungsstadium erst mit Beginn des 17. Jahrhunderts erreichte, dann aber freilich gleich viel weiter gelangte.

Unter allen privaten Erwerbsunternehmungen war es zuerst der bis dahin als Staatsregal betriebene Handel mit Ostindien, der die Bildung großer Capitalfonds erforderte. Solche entstanden als Actien-Gesellschaften in mehreren Ländern; doch eine börsenmäßige Actienspeculation entwickelte sich zunächst nur bei der Niederländisch-Ostindischen Handels-Compagnie und zwar auch nur bei den Actien ihrer Amsterdamer Kammer. Bei ihnen aber kam es in kurzer Zeit zur Ausbildung der vollständigen feinen Technik moderner Börsenspeculation. Auf demselben Wege folgte die Industrie, sobald deren Entwickelung zur Bildung großer und concentrirter Capitalfonds Anlaß gab, was zuerst in England bald nach der Revolution von 1688 der Fall war. Erst an dritter Stelle folgte der Staatspapierhandel, der zwar in Amsterdam schon um 1672 einen speculativen Charakter annahm, aber ohne daß die Entwickelung merklich über den Stand hinausging, den sie schon im 16. Jahrhundert erreicht hatte. Auch in England und Frankreich geschah dies nicht vor der Speculationsperiode von 1720; erst dann erhielt die Speculation in Staatspapieren annähernd die gleiche Ausbildung, welche die Actienspeculation schon seit langer Zeit besessen hatte. Die Triebfeder der Entwickelung war stets der Bedarf nach ungewöhnlich großen Capitalien, der nur befriedigt werden konnte dadurch, daß der Erwerbstrieb einer möglichst großen Zahl von Menschen angeregt wurde, viele kleine Capitalien zusammenzutragen, und zwar ging dieser Erwerbsbetrieb stets hauptsächlich auf Capitalgewinn aus, d. h. er hatte den Charakter der Speculation. Ohne die Speculation wären Capitalien von der erforderlichen Größe nicht zusammenzubringen gewesen. Die Speculation aber hat überall unmittelbar den Fondsmarkt und seine Technik geschaffen. Der Zweck der Speculation erforderte es von jeher, daß ihre ganze Aufmerksamkeit sich auf die Preisbildung concentrirte. Ihre Objecte mußten stets in großer Menge vorhanden sein und einen hohen Grad von Fungibilität besitzen, um jederzeit Umsätze von beliebiger Größe ohne Qualitätsprüfung zu ermöglichen. Entstand auf dieser Grundlage ein regelmäßiger Börsenverkehr, so hatte die aus Hausse- und Baisseströmung zusammengesetzte Börsenmeinung das Bestreben, bei der Preisbildung sich so weit wie möglich der voraussichtlichen künftigen Entwickelung der preisbestimmenden Factoren zu nähern. Sie war hierbei stets großen Irrthümern und absichtlicher Irreführung ausgesetzt; trat das Eine oder das Andere oder gar Beides ein, so entstand daraus regelmäßig zuletzt eine verheerende Krisis. Das veranlaßte wiederum die Staatsgewalt oftmals, gegen die äußeren Erscheinungsformen der Speculation einzuschreiten, womit sie aber niemals etwas erreicht hat.

Lange vor Entstehung eines börsenmäßigen Fondsverkehres besaß Deutschland schon eine ziemliche Anzahl theils urwüchsig entstandener, theils ad hoc errichteter Börsen. So

Digitized by Google

bestanden solche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits in Augsburg und Nürnberg, in der zweiten Hälfte jedenfalls auch in Hamburg und Köln; zuerst erwähnt werden Börsen ferner in Lübeck 1605, in Königsberg 1613, in Bremen 1614, in Frankfurt a. Main 1615, in Leipzig 1635 u. s. f. Es sind uns auch noch Preiscourante und Kurszettel erhalten: für Hamburg von 1592, für Frankfurt a. Main von 1654, für Leipzig von 1711, für Breslau und Nürnberg von 1715. An allen diesen Plätzen bildeten Wechsel den Hauptgegenstand des Börsenverkehrs, der außerdem noch Geldsorten und kaufmännische Leihcapitalien, an den Seeplätzen frühzeitig auch schon manche Waaren, sowie See-Assecuranzen und Schiffsfrachten umfaßte. Dagegen begann ein börsenmäßiger Fondsverkehr in Deutschland erst im 18. Jahrhundert.

Die Law'sche Schwindelperiode erstreckte einen Ausläufer nach Hamburg, wo im Jahre 1720 einige Assecuranz-Compagnien begründet wurden und mehrere Monate lang zu Actienspeculationen Anlaß gaben, die aber mit den Compagnien selbst alsbald wieder verschwanden. Hamburg hat dann fast ein Jahrhundert lang keinen regelmäßigen Fondsverkehr wieder gesehen, wurden doch noch um 1810 die Actien der einzigen damals dort bestehenden Actien-Gesellschaften, der seit 1765 begründeten Assecuranz-Compagnien, nur einige Mal jährlich in größeren Mengen öffentlich verauctionirt.

Dagegen bestand in Wien schon mindestens seit 1771 eine wirkliche Fondsbörse, die wir als die erste Deutschlands zu betrachten haben. Die Anleihen, welche der Kaiser seit 1695 in Amsterdam zuerst unter Garantie der Generalstaaten, später ohne diese aufnehmen ließ, mögen den Nutzen einer Börse für den Staatscredit dem Wiener Hofe mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht haben. Dazu kam aber andererseits die unerfreuliche Wahrnehmung, daß die Obligationen des andauernd überschuldeten Staates und der ihm nahestehenden Wiener Stadtbank in der Hauptstadt unter der Hand vielfach zu niedrigen Kursen verkauft wurden, was man als Wucher betrachtete.*) Beide Momente zusammen bestimmten die Regierung schließlich, selbst die Errichtung einer öffentlichen Fondsbörse in die Hand zu nehmen. Dabei hatte sie, wie aus dem ganzen Inhalte des gleich zu erwähnenden Patents von 1771 hervorgeht, den ähnlichen Pariser Vorgang vom Jahre 1724 vor Augen. Schon im Jahre 1761 erschien eine Verordnung, welche bestimmte, „daß in Wien eine öffentliche Börse errichtet und ein Ort bestimmt werden solle, wo Käufer und Verkäufer der öffentlichen Papiere einander treffen könnten, um vermittels geschworener dazu berechtigter Sensale ihre Käufe und Verkäufe zu schließen, und durch die daselbst auszugebenden Kurszettel den Preis, zu welchem alle öffentlichen Papiere den Tag vorher im Preise gestanden, zu erfahren". Aber erst zehn Jahre später wurde durch Patent vom 1. August 1771 die Wiener Wechsel- und Fondsbörse wirklich errichtet.

Die Börse wurde nur für die Wechsel- und Fondsgeschäfte bestimmt; im Jahre 1783 wurde auch den Waarensensalen vorgeschrieben, sich dort einzufinden, diese Verpflichtung aber schon nach drei Jahren wieder aufgehoben. Der Eintritt wurde allen Personen gestattet, welche an der Börse Geschäfte hatten, und erst durch Hofkammerdecret vom 27. November 1810 wurde nach französischem Vorbilde die Ausgabe von Eintrittskarten angeordnet, welche nur an „erbländische Fabrikanten und zu einem ordentlichen Gremium gehörige Großhändler und Kaufleute" verabfolgt werden sollten; fremde Kaufleute sollten seitdem nur „Ehrenkarten" erhalten, jedoch ohne das Recht, Geschäfte an der Börse zu machen. Trotzdem klagte Cibbini schon 1817 über „die stürmische Einmischung der Ungeweihten" in die Börsengeschäfte, wodurch „der ruhige Kaufmann in dem besonnenen Gange seiner Geschäfte gestört und nothwendig beirrt werden müsse". „Procul este profani" sei eine sehr passende Aufschrift an den Thoren der Börse! Nur zweimal in der Woche sollten Nichtkaufleute zur Börse zugelassen werden.

Die Winkelbörsen wurden durch das Börsenpatent auf's Strengste verboten; indeß hat es kaum einen Platz gegeben, wo der Börsenverkehr auf den Straßen, in den Cafés u. s. w. derart üppig emporgeschossen ist, wie in Wien. Auf dem Stephansplatze, später an der Ecke der Weihburg- und Rauhensteingasse, dann im Lißtner'schen Kaffeehause in der Grünangergasse concentrirte sich der Winkelbörsenverkehr hauptsächlich. Diese Geschäfte waren nicht nur streng verboten; sondern auch gesetzlich unklagbar; aber mit der Zeit schlossen die Theilhaber der Winkelbörse sich zu einer förmlichen Gesellschaft zusammen, deren Mitglieder mit Ausschließung bestraft wurden, wenn sie ihren geschäftlichen Verpflichtungen sich unter dem Schutze des Gesetzes entziehen wollten. Zuletzt entwickelte sich daraus die jetzige „Effectensocietät" oder „Abendbörse". Das Niederschreien der Kurse wurde streng verboten, wohlgemerkt nur der Versuch, die Kurse durch lautes Rufen und dergl. à la baisse zu beeinflussen, nicht, wie in Frankreich 1724 angeordnet war, jede überlaute Verhandlung. Eine Wirkung hat weder das eine noch das andere Verbot gehabt, und schon 1817 klagte Cibbini, es gebe kein Mittel, um dasselbe auszuführen. Eine Eigenthümlichkeit der Wiener Börse ist schon seit dem Patent von 1771 das Vorhandensein eines Regierungscommissärs zur Ueberwachung des Börsengeschäfts. Auch bei Einsetzung dieses Börsencommissärs folgte man insofern dem französischen Vorbilde, als die Ausübung der Polizei in der Pariser Börse nicht, wie wohl in allen anderen Handelsplätzen, den Kaufleuten selbst, sondern einem Beamten, dem Polizei-Lieutenant des Königs, übertragen worden war, und noch bis zum heutigen Tage wird die Polizei innerhalb der Pariser Börse durch einen Polizeicommissär ausgeübt. Aber in Wien sollte der Börsencommissär augenscheinlich weitergehende Befugnisse haben: man übertrug ihm „die genaue Aufsicht über alle an der Börse vorgehenden Handlungen" d. h. er sollte nicht allein unbefugte Börsenbesucher ausweisen, Excedenten zur Rechenschaft ziehen, das Zeichen zum Aufhören des Geschäfts geben und dergl., nicht nur — was schon weiterging — das Niederschreien der Kurse verhindern, sondern auch jedenfalls sonst dafür sorgen, daß der eine Hauptzweck, den die Regierung mit Errichtung der Börse verfolgte, nämlich die „Steuerung des so schädlichen Geld-Monopoliums und Wuchers", erreicht wurde. Das Patent bestimmte jedoch zu dem Zwecke nur im § 30, daß die Sensale nach Schluß der Börse sich bei dem Commissär versammeln sollten, um die mittleren Preise für Wechsel und Fonds festzusetzen, eine Bestimmung, die in der Pariser Börsen-Ordnung nicht enthalten war. Auch in dieser Hinsicht erzielte man nicht die geringste Wirkung und mochte solche wohl auch schwerlich ernsthaft erwarten, wurde doch zum ersten k. k. Börsecommissär ein halbinvalider Subaltern-Officier Namens Schweinsgruber bestellt!

Cibbini versprach sich 1817 viel von geeigneter Auswahl des Börsen-Commissärs, und seine Ausführungen sind interessant genug, um vollinhaltlich wieder gegeben zu werden. „Je schwieriger," meint er, „die auf der Börse herrschenden Verhältnisse sind, desto wichtiger ist die Wahl für diesen Posten, desto ausgezeichneter müssen die Gemüths- und Geistesgaben des Mannes seyn, der ihm mit Nutzen für das gemeine Beste vorstehen soll. Hier vorzüglich wäre Manlius Curius Dentatus an seinem Platze, der, als ihn die mit Gold be-

*) v. Mensi, Die Finanzen Oesterreichs von 1701—1740, Wien 1890, p. 48, 57, 249, 350, 634, 733—735. Bei der Krisis von 1733 „flogen die Creditbriefe der Bank in allen Kaffee- und Bierhäusern herum": Die kaiserliche Regierung hatte 1705 das Anerbieten Law's, sein System in Oesterreich durchzuführen, abgelehnt; doch läßt die im Jahre 1714 errichtete „Bancalität", ja schon die Begründung der Wiener Stadtbank im Jahre 1705 den Einfluß der Ideen, aus dem sowohl die Bank von England, wie auch das Law'sche System hervorgegangen war, deutlich erkennen.

Digitized by Google

ladenen Samniter beym Rösten der Rüben überraschten, weit entfernt über seine Genügsamkeit schamroth zu werden, den Stolz hatte, ihnen zu sagen: malo haec in fictibilibus meis esse, et aurum habentibus imperare. Wobey es ihm unbenommen bliebe, dieser antiken Derbheit durch einige moderne Politur das Rohe der Außenseite zu benehmen. Festigkeit des Charakters, Beobachtungsgeist und Leichtigkeit, jedes Ereigniß für seinen Zweck zu benützen, wären ihm nöthiger, als ausgebreitete Handelskenntnisse; denn in dieser Hinsicht dürfte es für die Börsen-Anstalt sehr ersprießlich seyn, wenn dem Börse-Commissär zwey erfahrene Handelsleute von gesetzter Gemüthsart beygegeben würden, die ihn bey den verschiedenen Vorfällen mit Rath unterstützten und die Aufsicht mit demselben theilten." Aber wenn man nun fragt, welche Aufgaben Cibbini denn eigentlich diesem Manne mit den ausgezeichneten Eigenschaften zuweisen will, außer derjenigen, ein „Censor der Börsesitten" zu sein und der Festsetzung amtlicher Börsenkurse durch die Sensale zu präsidiren, so erhält man nur eine sehr unzureichende Antwort. Er solle, meint Cibbini, „so oft auf der Börse ein ungewöhnlicher Grad entweder im Steigen oder im Fallen der öffentlichen Papiere eintritt, mit Hinzuziehung der zwey Börsenräthe, einen Bericht an die Landesregierung machen und darin die entweder ausgemacht oder muthmaßlich zum Grunde liegenden Ursachen oder wenigstens Veranlassungen dieser Veränderung angeben". Es ist anzunehmen, daß unter den Vielen, die seit dem Jahre 1771 als k. k. Börsencommissäre in Wien fungirt haben, mindestens der Eine oder Andere gewesen sein muß, der wenn auch kein Curius Dentatus, so doch jedenfalls eifrig bestrebt war, den Pflichten seiner Stellung gerecht zu werden. Es wäre sehr interessant zu erfahren, was ein solcher Mann zu dem Zweck gethan hat.

Der Wiener Kurszettel enthielt Anfangs 16 Papiersorten, Obligationen des Staats, des Wiener Stadt-Banco und der einzelnen österreichischen Provinzen; doch wurden von diesen Papieren nur wenige regelmäßig gehandelt. Im Jahre 1799 war die Zahl auf 24, 1805 auf 27 gestiegen. Unscheinbar existirte die Börse in gemietheten Räumlichkeiten auf dem Minoritenplatze, dann auf dem Kohlmarkte. Die folgende Zeit der großen Niederlagen, des Staatsbankerotts und des Zwangskurses belebte den Fondsverkehr; doch war dies kein gesundes Leben, das sich erst nach dem Friedensschlusse von 1815 allmälig einstellte. Im Jahre 1818 erschien auf dem Wiener Kurszettel die erste Actie, die der Oesterr. Nationalbank, die bis 1842 die einzige Actienart geblieben ist. Einen großen belebenden Einfluß auf die Volkswirthschaft erlangte die Wiener Börse sodann namentlich in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts, in der Bruck'schen Aera, welche u. A. auch am 11. Juli 1854 eine freiere Gestaltung der Börsenverfassung herbeiführte.

In Berlin bestand eine Börse für den Wechselhandel schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts; sie wurde aus wirthschaftspolitischen Gründen sowohl von Friedrich Wilhelm I., wie von Friedrich dem Großen gefördert, was aus der ältesten Börsen-Ordnung von 1739 und auch aus der Thatsache hervorgeht, daß die Börse geraume Zeit hindurch in einem ihr von der Krone eigens eingeräumten Hause dicht beim Königlichen Schlosse abgehalten wurde, eine Lage, die sich bis zur Gegenwart nur wenig verändert hat; die Berliner Börse ist wohl in Europa die einzige, bei der die unmittelbare Fürsorge des Herrscherhauses für die Wohlfahrt des Handels schon rein äußerlich in der Lage des Börsengebäudes dauernd zum Ausdruck gekommen ist.

Friedrich der Große bekundete dieses Interesse, wie bekannt, auch durch Begründung einer Reihe von Handelscompagnien, deren Actien wenigstens zum Theil an der Börse verkauft werden konnten, lange bevor dort ein Verkehr in Staatspapieren stattfand. So wissen wir, daß die Actien der 1769 begründeten Emdener Häringsfang-Compagnie und der 1772 begründeten Seehandlungs-Societät schon bald nach ihrer Entstehung an der Börse gehandelt wurden; doch ist es sehr fraglich, ob dies schon regelmäßig geschah. Börsenkurse preußischer Staatspapiere werden aus Amsterdam und Frankfurt für die Jahre 1894—1896, aus Berlin erst seit 1806 gemeldet, und zu größerer Bedeutung gelangte das Berliner Fondsgeschäft nicht vor den Jahren 1820—1825, zu internationaler Bedeutung erst seit Begründung des Deutschen Reiches.

Die älteste, noch vor Entstehung des Fondsverkehres erlassene Berliner Börsenordnung von 1739 hatte zwar principiell das Recht des Börsenbesuchs für Jedermann freigegeben, aber im Uebrigen doch manche Beschränkungen enthalten, die erst durch die nach Entstehung des Fondsverkehres erlassenen Börsen-Ordnungen beseitigt wurden.

Am deutlichsten tritt dies in der Behandlung der Juden zu Tage: diesen war 1739 nur für den Fall, daß sie mit christlichen Kaufleuten zu sprechen hätten, der Besuch der Börse gestattet, dagegen alle Maklerthätigkeit, abgesehen von einem durch sie vorzuschlagenden, vom Vorstand der Kaufmannsgilde zu vereidigenden Makler, untersagt worden. Durch die Börsen-Ordnung von 1805 erhielten sie das Recht, der Börsen-Corporation beizutreten und einen der vier Börsen-Vorsteher aus ihrer Mitte zu wählen; in Bezug auf Börsenbesuch und Ausübung des Maklergewerbes bestand jetzt kein Unterschied mehr zwischen Christen und Juden. In der Börsen-Ordnung von 1820 werden letztere überhaupt nicht mehr erwähnt.

Die ersten Jahre nach Wiederherstellung des Friedens durch die Wiener Verträge waren epochemachend für den Fondsverkehr der deutschen Börsen, die erst etwa seit dem Jahre 1817 einen speculativen Fondsverkehr und eine ausgebildete Börsentechnik besitzen, wie sie in Amsterdam schon seit 200, in London und Paris ungefähr seit 100 Jahren vorhanden gewesen waren.*)

Die Hauptursache dieser Entwickelung liegt zweifellos in den gewaltigen Anleihen, welche die meisten Staaten nach den Friedensschlüssen aufnehmen mußten. Doch ist daneben wohl noch eine bisher kaum hinreichend beachtete andere Ursache thätig gewesen: seit dem Niedergange Amsterdams nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen entwickelte sich Frankfurt am Main zu einem bedeutenden Mittelpunkte des internationalen Fondsverkehres. Aber wie das kam, und welche Wirkungen es hatte, läßt sich augenblicklich wohl noch nicht vollkommen klarlegen, ist doch das Hauptmaterial dazu jedenfalls in den Büchern des Hauses Rothschild enthalten.

Graf Fred Frankenberg's Kriegstagebücher.

Von J. J. Müller-Hornung.

Die Memoirenliteratur über unsere großen Einigungskriege von 1866 und 1870/71 hat in jüngster Zeit werthvolle Bereicherung erfahren. Den Erinnerungen von Felix Dahn u. A. gesellen sich nunmehr die hochinteressanten Kriegstagebücher des Grafen Fred Frankenberg, die der bekannte Bismarck'sche Haushistoriograph H. v. Poschinger soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgiebt. Als

*) Erste Erwähnung bei Cibbini (1817) p. 80 ff., wo bereits gegen das Lieferungsgeschäft geeifert und die Wirkung der Speculation, daß nach dem Friedensschlusse die Kurse gefallen wären, besonders scharf hervorgehoben wird; alle Vorwürfe, die man bei uns in Deutschland neuerdings wieder gegen die Börsenspeculation erhebt, kann man schon bei Cibbini finden. Seit 1825 begann dann eine eifrige literarische Beschäftigung mit der Fondsspeculation, zumeist vom juristischen Standpunkte aus.

Digitized by Google

im vergangenen Jahre die Erinnerung an die große Zeit überall wach wurde, entschloß sich der freiconservative Parlamentarier, einzelne Episoden seines Kriegstagebuches von 1870/71, Schlachtenbilder von Wörth und Sedan, in einer Provincial-Zeitung zu publiciren. Diese Schilderungen machten einen ungemein nachhaltigen Eindruck und weckten den Wunsch vieler Leser, Graf Frankenberg möchte mit der vollständigen Herausgabe seiner Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71 nicht länger zögern. Jetzt hat er diesem Drängen nachgegeben und uns damit ein Buch in die Hand gereicht, das in der Literatur über das Ringen nach Deutschlands Befreiung und Einigung stets einen guten Platz einnehmen wird. Und zwar bietet die Lectüre dieser Aufzeichnungen darum so viel Interesse, weil Frankenberg bei großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwickelung seit 1866 persönlich betheiligt war, weil er dem deutschen Reichsschmied Fürsten Bismarck nahe stand, und weil er, von Kopf bis zur Zehe ein echt deutscher Patriot, die Gabe besitzt, das Erlebte in der anschaulichsten Weise wiederzugeben. Er ist kein Schriftsteller von Beruf und erhebt auch keine literarischen Ansprüche, wie etwa Dahn, aber darum giebt er sich auch ganz ungezwungen natürlich und einfach. Es ist aber ein wichtiges historisches Document, was er bietet, eine deutsche Geschichtsquelle voll Lauterkeit, Wärme und Wahrheit.

Als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, machte der Graf den Feldzug beim Generalcommando des VI. (schlesischen) Armeecorps mit. Sein Kriegstagebuch von 1866 ist namentlich in den Stimmungsbildern von der Königgrätzer Wahlstatt interessant. Die Jahre 1868 und 1869 waren den parlamentarischen Arbeiten gewidmet. 1870 blieb er bis in den Mai im Norddeutschen Reichstag und im Zollparlament. Im Juni machte er mit mehreren Freunden eine kurze Tour über die böhmischen Schlachtfelder von 1866, nicht ahnend, daß er in wenig Wochen so viel schrecklichere Blutgefilde betreten würde. In Tillowitz, seinen eigenen Geschäften hingegeben, traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von den Zumuthungen Benedetti's gegenüber dem König Wilhelm in Ems. Frankenberg eilte sofort nach Berlin und erfuhr dort als erste Nachricht Frankreichs Kriegserklärung vom 15. Juli, zugleich aber auch, daß der König von Bayern die Mobilmachung seiner beiden Armeecorps befohlen habe. Am 19. Juli eröffnete der König selbst den Reichstag, und als in der ersten Sitzung die Meldung erfolgte, daß ganz Deutschland den hingeworfenen Handschuh des Franzosenkaisers aufnehme, rief Frankenberg mit feurigem Enthusiasmus sein „Ja" zu der Creditforderung an den Reichstag für den Vertheidigungskrieg. An den Kriegsminister v. Roon stellte er die Frage: „Wo bin ich jetzt nöthiger, im Reichstag oder beim Regiment?" — „Vor der Front!" lautete die Antwort. Mit dem nächsten Zuge dampfte Frankenberg ab zum 3. Reserve-Ulanen-Regiment, das bei Ratibor ausgerüstet und zusammengestellt wurde. Unglücklich, in diesem fernen Winkel von Oberschlesien einem Regiment zugetheilt zu sein, von dem er wohl wußte, daß es gar nicht oder erst nach Monaten an den Feind kommen werde, verstand er es durchzusetzen, daß er schon bald den Befehl erhielt, sich sofort im Hauptquartier der dritten Armee, die der Kronprinz führte, als Armeedelegirter der freiwilligen Krankenpflege zu melden. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug mit.

Von dem vielen Neuen, das uns seine Tagebücher von 1870/71 erzählen, heben wir die prächtige Schilderung des glorreichen Tages von Sedan heraus, als nach der glänzenden Reitercharge von Floing der Kronprinz mit dem Seufzer: „Mich dauern die unglücklichen Schlachtopfer!" auf die Höhe hinüberritt, wo der König mit seinem Gefolge hielt.

„Der königliche Held begrüßte seinen Sohn mit herzlichem Händedruck. Die Herren vom Gefolge wechselten auch dies stumme Zeichen und nur wenige leise Worte. Keinem fiel eine laute Freudenäußerung ein. In ernster Stunde ernste Worte, so zeigte sich die ruhige deutsche Würde. Alles beobachtete still den Fortgang der Schlacht. Der König selbst und sein Gefolge hatten den vollständigen Sieg noch nicht zu erkennen vermocht. Der Wald oberhalb Sedan schien ihnen noch in Feindes Hand, und die jungen Officiere des Kronprinzen hatten gut behaupten, sie sähen deutlich die Preußen in dichter Linie am Rande stehen, die alten Herren glaubten ihnen nicht. Meldung auf Meldung aber kam an den König vom glücklichen Fortgange der Gefechte bei allen Corps. ‚Alles flieht nach der Festung,' so lauteten übereinstimmend die Meldungen. ‚Es ist noch zwei Stunden Tag,' sprach der König, ‚bis dahin müssen wir die Festung haben. Die bayrische Artillerie soll stärker feuern, die württembergische auch herangeholt werden.' Die Bayern hatten bald den Befehl erhalten, und krachend entsprachen ihm die Batterieen. Die Württemberger, von Rittmeister v. d. Lancken herangeholt, fuhren direct dem Brückenkopfe gegenüber auf, und ihre frische Kraft zeigte sich in fürchterlichem Schnellfeuer. Nach drei Minuten ging in Sedan ein Brand auf, und eine blutrothe Feuersäule stieg langsam in die Höhe. In der Vorstadt gegen Bazeilles schossen die Bayern Brand, es war ein entsetzlicher Wetteifer. Da durchlief ein Gerücht das Obercommando: Napoleon selbst sei drin in der Festung, so hätten Gefangene ausgesagt. Niemand mochte daran glauben. ‚Der alte Fuchs wird schon ein Loch gefunden haben, wo er entkommen ist,' so war die allgemeine Ansicht. Ein bayrischer Hauptmann und gleich darauf Rittmeister Lancken kamen athemlos angejagt. ‚Die Festung will capituliren! Der bayrische General Meiringer ist schon hineingeritten, wir waren mit ihm im Thor und sind dann zurückgeritten,' so meldeten Beide. Der König wandte sich zum General Hindersin. ‚Lassen Sie das Feuer einstellen,' befahl er. Dann sagte er zu dem Bayern: ‚Reiten Sie hinunter und sagen Sie, ich erwarte einen Parlamentär mit Vollmacht hier zur Stelle. Der General drin kann nichts abschließen.'

Fünf Minuten darauf schwiegen die Batterieen, und eine tiefe, feierliche Stille folgte auf das Gebrüll der Schlacht. Ein leises Summen stieg aus dem Thale herauf, und lautlos erhoben sich die Rauchsäulen der Brandstätten in den goldenen Abendhimmel. Wieder kam eine Meldung! Ein Officier vom Generalstabe, Oberstlieutenant Bronsart v. Schellendorff, trat ruhig vor den König hin und sagte: ‚Eure Königliche Majestät, Sedan capitulirt mit der ganzen Armee, die darin ist, und dem Kaiser, der sich in ihrer Mitte befindet.' Einen Augenblick stockte da jedem der Hörer der Athem in der Brust, dann aber brach ein Freudensturm los, der die ernstesten Männer minutenlang mit sich fortriß. Das war ein Händeschütteln, ein Gratuliren durcheinander. Thränen traten Manchem in die Augen, und Manchem versagte die Stimme, wenn er einen herzlichen Gruß erwidern wollte. Die jungen Fürstensöhne drängten sich an den König, der Jedem die Hand reichte. ‚Es ist sehr glücklich, so Großes in der Jugend zu erleben,' sprach er feierlich zu ihnen, setzte aber lächelnd hinzu: ‚Im Alter aber macht es doch auch Freude.' Bismarck trat auch zu ihnen heran, und indem er dem Thronerben Württembergs die Hand schüttelte, hörte ich ihn sagen: ‚Der heutige Tag sichert und befestigt die deutschen Fürsten und die conservativen Grundsätze.' Moltke reichte mir die Hand und sprach lächelnd: ‚Nun, mein Reichstagscollege, was heute geschehen ist, erledigt auf lange Zeit hinaus unsere Militärfrage.'

Auf der Straße unten sah man den Parlamentär herangetrabt kommen, ein Generalstabsofficier eilte ihm voraus: der Kaiser schickte seinen Adjutanten, Grafen Reille, mit einem eigenhändigen Brief. Das Gefolge trat zurück, und die Mütze in der einen, das Schreiben in der anderen Hand, näherte sich der Franzose dem Könige, der mit ruhiger Würde den Brief annahm und erbrach. Dann sprach er zwei Worte mit dem Grafen, wandte sich um und winkte seinen Sohn, Bismarck und Moltke heran. Ungerufen stellten sich noch der Herzog von Coburg und der Großherzog von Weimar mit dazu, und es begann eine Conferenz, in der namentlich Bismarck sehr lebhaft sprach. Ich bemerkte, wie einmal der König entschieden ‚Nein, nein!' rief, binnen kurzer Frist aber einigten sich die Staatslenker. Seine Majestät verlangte

Digitized by Google

Schreibmaterial, ließ sich auf einen Feldstuhl nieder, einen anderen Stuhl hielt auf's Knie gesenkt der Flügeladjutant von Alten. Der flinke Ordonnanzofficier des Kronprinzen von Gustedt schob seine Husarensäbeltasche als Schreibmappe hin, der Felddiplomat Graf Paul Hatzfeldt*) hielt dem Könige das Tintenfaß, und in dieser seltsamen Gruppe schrieb nun der König seine Antwort an den besiegten Kaiser und die Siegesnachricht an die Königin in Berlin. Der Kronprinz trat hinter seinen Vater und blickte über dessen Schulter, Bismarck, Moltke standen daneben. Graf Harrach holte rasch sein Skizzenbuch heraus und warf mit wenigen Strichen die herrliche Gruppe auf ein Blatt. Unterdeß hörten wir den Inhalt von Napoleon's Brief: ‚Monsieur mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.' Mit dem Grafen Reille unterhielten sich inzwischen seine früheren Bekannten, Graf Solms, Graf Eulenburg und so weiter, in ungezwungenster Weise; der glatte Franzose machte ganz munter mit ihnen seine Conversation. Es begann das Abenddunkel, als der König ihm die Antwort überreichte. Moltke hatte unterdessen die Dispositionen für Morgen gegeben. Das Hauptquartier brach auf. In der Ferne im Thal war tiefe Ruhe, nur manchmal erklangen volltönende Hurrahrufe bis zu uns. Es war der Jubel der Truppen, die nach und nach die großen Nachrichten erfuhren. Zahllose Wachtfeuer begannen aufzuglimmen, schauerlich aber leuchtete der Brand von Bazeilles, Sedan und anderen Ortschaften zum Himmel. Ich schwang mich auf meine Stute und ritt dem großen Schwarme rasch voraus. Nach so vielen überwältigenden Eindrücken, solchen ergreifenden Momenten hatte ich das Bedürfniß, mit mir selbst allein zu sein. Der Kronprinz hatte am Abend ausgerufen: ‚Ich weiß nicht, wache oder träume ich!' Er drückte aus, was jeder von uns empfand."

Nach den militärischen Großthaten, die Schlag auf Schlag sich gefolgt waren, so daß der Tagebuchschreiber nur flüchtig nachkommen konnte, wird in der zweiten Hälfte des Feldzuges, vor Paris, das Tempo ein viel langsameres. Der Chronist wird in der Muße der Belagerungszeit schreibseliger, ausführlicher. Erfreuliches und Unerfreuliches hält sich beinahe die Wage. Unser Malteser ist in dem Meinungsstreit, ob Paris beschossen werden soll oder nicht, entschieden für die Beschießung. Oft spricht aus seiner, auf diese Frage bezüglichen Niederschrift eine, übrigens leicht begreifliche nervöse Gereiztheit. So wenn er schreibt: „Ich höre zu meinem Leidwesen wiederum von mehreren Seiten, daß König und Kronprinz weiblicherseits unablässig beschworen werden, Paris nicht zu bombardiren. Auf das Glückwunschtelegramm des Königs an die Königin, die am 13. ihren Geburtstag feierte, antwortete diese: Das einzige Geschenk, das ihr der König machen solle, sei das Versprechen, Paris zu schonen". Als Frankenberg bald darauf von Versailles nach Berlin reist, um im Reichstage seine Stimme für den Anschluß der Südstaaten abzugeben, überbringt er der Kronprinzessin zwei Briefe ihres Gemahls. „Die hohe Frau ließ mir in das Wartezimmer sagen, sie wolle mich sprechen, sobald die Königin fort sei, mit der sie einen Bazar ordnete. Ich harrte eine Stunde, dann kam ein Lakai und meldete mir, Ihre Majestät sei jetzt fort. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien die Kronprinzessin, in Pelz und Baschlik gehüllt. Ich fand ihr Aussehen nicht gut und ihre Laune dementsprechend. Als ich aber gute Nachrichten über das Befinden ihres hohen Gemahls und unser aller Wunsch nach baldiger Rückkehr melden konnte, da hellte sich ihr Antlitz freudig auf. Wie sie nun die Frage an mich stellte, ob sich Paris noch lange halten würde, antwortete ich sehr entschieden: „Wenn wir nicht schießen, noch zwei Monate!" Die Prinzessin machte eine heftige, abwehrende Bewegung mit beiden Händen. Ich ging nun darauf los, der Prinzessin die Leiden und die entsetzliche Lage der Armee unter dem Feuer der Forts zu schildern. Ich machte ihr kein Hehl aus der verzweifelten Mißstimmung der Truppen und aus den Verlusten, die uns die Unthätigkeit schon gekostet habe. Ihre Königliche Hoheit hörte mit großen Augen zu, dann fiel sie mir in's Wort: „Sie werden sich ergeben, ohne daß wir schießen." Ich machte eine Verbeugung und schwieg." Als Frankenberg übrigens nach Versailles zurückkehrt, erfährt er aus des Kronprinzen eigenem Munde, daß dieser ein entschiedener Gegner dieses Gewaltmittels sei, weil er die Verluste an Menschenleben unserseits für sehr hoch anschlage. Er nimmt eine vollständig durchgeführte Belagerung mit Sturm auf die Forts, den Rempart und die innere Stadt als unumgänglich nothwendig an und sagt Frankenberg mit ungewöhnlicher Erregung: „Wenn Tausende von Leichen die Laufgräben und die Bresche füllen werden, dann werden zu Hause die Leute wieder ganz anders reden." Der Graf war überrascht, gleichzeitig zu vernehmen, daß der Prinz genau wußte, man schiebe den Intriguen Englands und dem Einflusse seiner Gemahlin unsere Unthätigkeit vor Paris zu. „Ich könnte mit einer ganzen Reihe von Briefen meiner Frau beweisen, wie ganz falsch sie wiederum beurtheilt wird!" versicherte der Kronprinz, worauf Frankenberg, der es von der Kronprinzessin selbst besser wußte, antwortete: „Um so schlimmer ist es dann, daß Lord Lostus in Berlin Jedermann sagt, der es hören will, England verbiete die Beschießung von Paris!" Das wurmte den hohen Herrn, dessen Stirne sich umwölkte und sehr finster wurde. Bismarck nimmt diese Nachricht aber ganz anders auf. Als Pleß ihm erzählte, daß eine dem Fürsten nahestehende Persönlichkeit ihm mit höchster Entrüstung mitgetheilt habe, Lord Lostus ginge in Berlin herum und sage Jedermann: Paris dürfe nicht beschossen werden, weil England es nicht erlaube! da verklärte sich Bismarck's Gesicht, und er rief über den Tisch: „Keudell, entsenden Sie ein chiffrirtes Telegramm an ... Sie muß Zeugen stellen für dieses Lostus'sche Geschwätz. Das giebt eine herrliche Note an Granville, und wir werden Lostus in Berlin los. Schief steht er bereits, und das giebt ihm den Rest." Und am Ende bleibt Frankenberg dabei, daß es ein schwerer Fehler gewesen sei, die Beschießung von Paris so lange verzögert zu haben. „Unsere Truppen lagern nun seit 3½ Monaten im Feuer der Pariser Forts, die Tag und Nacht mit Verschwendung unerhörter Massen von Munition und mit Aufbietung aller Kräfte nicht im Stande waren, unsere Soldaten auch nur aus einem einzigen Orte, der einmal besetzt worden war, zu verscheuchen. Es ist dies eine so ungeheuere Ueberlegenheit der deutschen Tapferkeit gegen die französische, daß man überhaupt jeden vergleichenden Maßstab und auch jede Berechnung verliert, was uns gelungen wäre, wenn wir mit unternehmender Kühnheit Paris angegriffen hätten. Immer bestimmter, immer zweifelloser tritt in mir die Ueberzeugung auf, daß am 19. September Paris in unsere Hände gefallen wäre. Wir brauchten nur drauf zu gehen, zwischen den schlecht armirten Forts durch, gegen den Rempart los. Nie und nimmermehr hätten hinter dem Walle die hineingejagten Truppen dem Feuer von 500 Feldgeschützen und dem Schnellfeuer unserer Bataillone Stand gehalten und mit der Hälfte der Opfer, die heute schon die Cernirung kostet, mußte Paris, das am 20. September vollständig demoralisirt war, in unsere Gewalt fallen."

Während der Belagerung wird Frankenberg einmal nach Orleans entsandt, wo auch in der bayrischen Sanitätstruppe nicht die beste Ordnung herrscht. „Unser Delegirter, Graf Deroy, klagte darüber, daß er selber bei den bayrischen Aerzten jeder Autorität und Berücksichtigung entbehre und zur Verbesserung des traurigen Zustands der Lazarethe gar nichts thun könne. Ich begegnete Professor Nußbaum, dem Oberarzt der Bayern. Auf meine Bemerkung, daß es in den Lazarethen sehr schlimm aussehe, daß sehr viel zu fehlen scheine und die freiwillige Kranken-

*) Jetzt Botschafter in London.

Digitized by Google

pflege durch mich ihm alle Hülfe leisten wolle, wenn er nur seine Wünsche angäbe, antwortete er: „Ich bin unendlich dankbar! Es fängt an sehr der Kaffee zu fehlen, könnten mir die Herren nur davon verschaffen!“ Spott oder Ironie lagen ihm gänzlich fern, und ich mußte seine Antwort für baare Münze nehmen. Ich gab mir weiter keine Mühe mit ihm und machte mich mit Herrn v. Bethmann energisch daran, das Lazareth in einen erträglichen Zustand zu bringen.“ Bald darauf hat Frankenberg eine denkwürdige Unterredung mit dem einflußreichen Bischof von Orleans, Dupanloup:

„Frankreich muß Frieden haben“ — begann Dupanloup — „und zwar bald, denn Alles bei uns ist in Frage gestellt und Alles geht in Trümmer, wenn der Krieg, in dem wir, wie ich erkenne, besiegt sind, noch länger dauert. Man hat sich von Seiten der Notabeln dieser Stadt und anderwärts mit der Aufforderung an mich gewendet, eine Friedensliga zu bilden und an deren Spitze zu treten. Ich kann es heute nicht mehr, denn Orleans hat nicht mehr die Ehre der Freiheit und der Unabhängigkeit, und nur von einem Punkte und einem Manne, der sicher und frei ist, darf die Bewegung ausgehen. Der einzige Mann in Frankreich, der heute den Frieden machen kann, ist mein langjähriger Freund Thiers. Seine Voraussicht unseres Unterliegens, sein muthiger Widerstand in der Legislatur gegen den Krieg haben sein Ansehen mächtig gehoben und ihm die volle Unabhängigkeit im Handeln gewahrt. Der Ort, von welchem die Friedensbewegung ausgehen muß, ist Bordeaux — eine Stadt von 200000 Einwohnern, die fern und sicher gelegen ist. Ich will mit Thiers, den ich in Tours vermuthe, mich ganz geheim in Verbindung setzen und brauche daher ein sauf conduit für einen Vertrauten, den ich mit nur mündlichem Auftrage an ihn absende. Eine Sicherheit müssen wir aber vor allen Dingen haben, daß Preußen nicht beabsichtigt, uns Napoleon wieder aufzudrängen.“

Hier bemerkte ich: Soviel ich nach officiellen Kundgebungen und meiner Kenntniß der Ideen an der maßgebenden Stelle die Situation beurtheile, wird Frankreich ganz frei und unabhängig seine inneren Angelegenheiten regeln können. Wir brauchen Friedensgarantieen, in das Weitere mischen wir uns nicht ein.

Monseigneur schien von dieser Erklärung sehr befriedigt und fuhr fort: „Ich habe die Depesche des Grafen Bismarck über seine Zusammenkunft mit Jules Favre in Ferrières gelesen. Die Forderungen, die er darin an Frankreich stellt, sind nicht übertrieben, und ich erkenne sie als durch die Erfolge und die Situation berechtigt an. Gebietsabtretungen müssen wir uns gefallen lassen, und da neben Straßburg und Metz nur ein gewisses Territorium, nicht aber die ganzen Provinzen Elsaß und Lothringen gefordert werden, ist die Bedingung acceptabel. Ist der Friede gemacht, so kann Frankreich nur durch Rückkehr zur legitimen Dynastie gerettet werden. Preußen hat Jena überstanden, weil es die Hohenzollern als Hort hatte; Oesterreich überdauerte Austerlitz und Königgrätz, weil es durch die Habsburger zusammenhielt. Ein Unheil für uns ist noch der Zwiespalt in der legitimen Familie, und hier wünschte ich den Einfluß des Königs Wilhelm, um eine Vereinigung der Getrennten zu Stande zu bringen. Die Sache müßte mit dem tiefsten Geheimniß umgeben werden, aber ich weiß, sie kann gelingen.“

Ich fragte, in welcher Art Monseigneur sich die Erledigung der Thronfolge wohl denke?

„Der Graf von Chambord“ — antwortete er — „muß König werden, und da er kinderlos ist, den Grafen von Paris als Erben adoptiren. Ich spreche“ — fuhr der Bischof fort — „hier nicht allein meine Meinung aus, sondern glauben Sie, daß mir zur Seite der ganze Episcopat Frankreichs steht! Ich bitte Sie, in Versailles Sr. Majestät dem Könige und dem Grafen Bismarck Kenntniß von meinen Worten zu geben. Das Geheimniß aber muß gewahrt bleiben, wenn meine Bemühungen und die meines Freundes Erfolg haben sollen!“

Der Bischof hatte mit solcher Wärme und solcher Bestimmtheit seine Ideen entwickelt, daß ich tief ergriffen war. Die Hoffnung trat mir vor die Seele, daß der Friede, der ersehnte Friede, uns näher sei, als wir glaubten, daß leidenschaftslos denkende Männer in Frankreich die Lage des Landes richtig beurtheilten und mit ihnen auf der Basis, die Deutschland fordert, pactirt werden könne, während den Machthabern des Augenblicks der Boden unter den Füßen schwinde. Ich verhehlte dem großen Kirchenfürsten meine Gedanken nicht, und er schied von mir in herzlichster Weise, indem er sprach: „Bestellen Sie Alles, was ich Ihnen anvertraute, und Gott segne Ihre Worte!“

Nach Versailles zurückgekehrt, entledigte sich Frankenberg seines Auftrages, indem er dem König und auf dessen Befehl dem Kanzler Bericht erstattete.

„Am folgenden Morgen ging ich zu Bismarck. Er lag an einem Fußübel zu Bett, ließ mich aber sofort vor. Ich stellte meinen Stuhl zu seinen Füßen so hin, daß ich ihm voll in's Gesicht sehen konnte, und begann meinen Bericht. Als ich die Vorbedingung erwähnte, die der Bischof stellte, daß nämlich Napoleon von uns nicht zurückgeführt werden solle, sagte er lächelnd: ‚Das können wir ruhig acceptiren!‘ — ‚Dann freue ich mich, Excellenz,‘ fuhr ich fort, ‚wohl das Richtige getroffen zu haben, wenn ich dem Bischof sagte, Frankreich werde ohne unsere Einmischung seine Angelegenheiten regeln können, sobald Friede sei.‘ Der Graf nickte verschmitzt und zog sich die Decke höher herauf. Als ich ihm sagte, Dupanloup habe die Forderungen seiner Circulardepesche für annehmbar und angemessen erklärt, stieß er die Decke wieder zurück, hob sich auf den Ellenbogen und sagte: ‚Das ist mir lieb zu erfahren, das ist mir sehr wichtig!‘ Als ich von Thiers sprach, unterbrach er mich: ‚Ich kann ihn jeden Tag hier eintreffen sehen. Er hat schon selbst angefragt von Florenz aus, ob er in's Hauptquartier kommen dürfe. Seine Mission an allen Höfen hat vollständig Fiasco gemacht, und es soll mir angenehm sein, ihn jetzt zu sehen. Ich mache Frieden mit dem, der uns die günstigsten Bedingungen und Garantien bietet. Sie müssen nun Dupanloup antworten, daß seine Intermediation günstig aufgenommen sei, daß sein Freund hier erwartet werde, und in Betreff Napoleon's drücken Sie sich vorsichtig aus, sagen Sie: die Ansicht, die Sie neulich Monseigneur gegenüber ausgesprochen hätten, scheine dem Willen an maßgebender Stelle zu entsprechen. Fügen Sie dann noch eins bei: Wir unterhandeln mit Metz. Bazaine und seine Armee sind immer noch gut kaiserlich, und der Marschall will sich nur auf Befehl Napoleon's ergeben. Der Bischof soll nicht ignoriren, welche verschiedenen Strömungen in Frankreich herrschen, und wie nöthig darum der Friede mit dem äußeren Feinde ist.‘ Ich sprach die Hoffnung aus, Metz bald capituliren zu sehen. ‚In acht Tagen, meine ich, können wir darauf rechnen,‘ entgegnete der Kanzler, ‚die Unterhandlungen gehen langsam. Jetzt verlangt Bazaine noch, mit Armee und Waffen nach Belgien übertreten zu dürfen, um sich dort kriegsgefangen zu geben. Diesem Spiel aber trauen wir nicht, wir bestehen auf den Bedingungen von Sedan. General Bourbaki ist leider nach Metz nicht mehr hineingelassen worden, nachdem er bei der Kaiserin gewesen war, die übrigens jetzt Republick spielt! Dem sauf conduit des Königs zum Trotz hielt ihn Prinz Friedrich Karl während drei Tagen in Luxemburg hin und bombardirte uns inzwischen mit Depeschen, um die Gefahr der Rückkehr dieses Generals in die Festung zu erweisen. Die Insubordination in diesem Kriege (er münzte dies auf Steinmetz) hat uns immer Unglück gebracht. Wäre Bourbaki zu den Garden zurückgekommen, so war er unschädlich und hätte noch mehr Confusion in den Generalsrath hineingebracht. Jetzt ist er wüthend nach dem Süden gegangen, und in Tours, wo man so dringend eines Mannes bedarf, um uns viel Schaden zu thun, kann man ihn brauchen.‘“

Frankenberg unterhandelte nunmehr brieflich mit Dupanloup, und diese Correspondenz wird von Poschinger mit abgedruckt. Sie hatte übrigens gar keinen Erfolg. Mit der bekannten ultramontanen Doppelzüngigkeit, die Frankenberg als Vermittler später auch im Culturkampfe von Antonelli zu kosten bekam, wollte Dupanloup ihm zuletzt Alles anders

Digitized by Google

oder gar nicht gesagt haben. Als Bismarck den letzten bischöflichen Brief mit dessen jesuitischer Ableugnung des Friedensbedürfnisses ꝛc. las, zuckte er nur die Achseln und sagte lächelnd: „Aha! die Loire-Armee kommt wieder in Sicht!“

Auch von den officiellen Friedensverhandlungen weiß Frankenberg manches Neue zu berichten. Wir schließen mit seiner Versailler Eintragung vom 12. Februar 1871: „Heute hat Paris 100 Millionen (die Hälfte) der ihm auferlegten Kriegscontribution gezahlt. Bankier Bleichröder, den Bismarck aus Berlin berufen hat, indem er sagte: „Zu den Geldgeschäften brauche ich unbedingt einen Juden!“ übernahm mit General von Stosch die hübsche Summe. Zum größten Theil bestand sie in 1000 Francsbillets, zum Theil in Wechseln, zum geringsten Theile in Gold. Bleichröder sagte nach beendetem Geschäfte: „Ich weiß es jetzt ganz bestimmt, daß die französische Regierung den Krieg schon im Herbste 1869 beschlossen hatte. Die große Summe der Banknoten stammt ungefähr aus dem November 1869. Keine Regierung aber läßt so enorme Werthe bereit halten, wenn nicht Krieg vor der Thüre steht.“ Bleichröder kam im Frühjahr 1870 von Paris und sagte Bismarck den nahen Krieg an. Bismarck selber glaubte ihm damals nicht.“

Erst Anfang März kehrte Graf Frankenberg in die Heimath zurück.

David Friedrich Strauß und seine Frau.

Von Rudolf Kümelin.

Diese Blätter gedachten schon einmal (in Nr. 23) des herrlichen Schatzes von Strauß'schen Briefen, den dessen Freund Eduard Zeller jüngst gehoben hat, indem sie daraus zumal die den Schriftsteller Strauß und sein Verhältniß zu Literatur, Kunst und Politik berührenden Seiten zusammenstellten. Aber es giebt auch einen intimen Strauß, einen tief unglücklichen Ehegatten und Vater, von dessen lange bewahrtem schmerzlichen Geheimniß Zeller ebenfalls den Schleier hebt. Bekanntlich mußte der große Schriftsteller nach 7jährigem Zusammenleben mit der Sängerin Agnes Schebest seine Ehe trennen lassen. Zum ersten Mal wird uns nun hier ein Einblick in diese unseligen Verhältnisse gestattet, erkennen wir Schuld und Sühne in ihrer Verkettung und enthüllen sich die Tiefen dieser hochfliegenden Denker- und Dichterseele.

Der 27jährige Strauß war in einer eigenen Verfassung. Er war seines Tübinger Lehramtes wegen seines „Lebens Jesu“ enthoben worden, hatte auch in seiner Vaterstadt Ludwigsburg sein ihm aufgedrungenes Amt als Professoratsverweser aufgegeben und war für fast sechs Jahre nach Stuttgart übergesiedelt, wo er ohne Amt, nur mit wenigen Freunden und Freundinnen verkehrend, ein stilles Gelehrtenleben führte. In diese Zeit fallen die 3. und 4. Auflage des „Lebens Jesu“, die Streitschriften zur Vertheidigung des Werkes und andere theologische Abhandlungen. Hier gewann er endlich das Interesse für Musik und Theater, an dem er zeitlebens festhielt, und entdeckte zugleich sein Herz. Freilich handelte es sich noch nicht um seine Julia, sondern vorläufig um Rosalie, die den Boden erst für die Liebe empfänglich machen sollte. Er hatte einen so ruhigen Winter „gerade in dieser Hinsicht“ verlebt; Eindrücke von früher her waren nach und nach abgestorben, neue nicht vorhanden; er lachte und rühmte sich oft im Stillen seiner Sicherheit nach dieser Seite und pflegte seine Begeisterung für einsames Studienleben. Da erlebte er aber ein seltsames Abenteuer. Ein blutjunges, hübsches Mädchen, erzählt er seinem Freunde Rapp, verliebt sich in sein „Leben Jesu“ und das Gerede darüber und kommt, wie sie auf Besuch bei Verwandten in Stuttgart ist, zu dem Verfolgten und sagt ihm das Alles so naiv und ist auf die unschuldigste Weise zufrieden, als er ihre artige Liebeserklärung zur Versicherung der Freundschaft abkühlt. Seinem Freunde Rapp berichtet er kurz darauf, am 7. Mai 1837:

„Zu einem eigentlichen Gelehrten bin ich nicht gemacht, ich bin zu viel von der Stimmung abhängig, habe zu viel mit mir selbst zu schaffen. Auch war an meinen bisherigen Arbeiten immer die Form das Beste, was in's Gebiet der Kunst einschlägt. Andererseits aber gehört es zu meinen klarsten und wohlerworbensten Einsichten, daß ich zur Kunst als solcher noch weit weniger begabt bin vermöge des Uebergewichts der Reflexion über die Phantasie. Es ist daher vielleicht nur ein verirrter Lebenstrieb, was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig macht. Es ist auch wirklich, wie wenn neidische Götter oder schadenfrohe Dämonen mir alle möglichen Schlingen legten, um mich der Theologie wegzufangen. Den großen Büßern Indiens, welche durch Abtödtung des Fleisches nach übergöttlicher Würde strebten, stellten die bedrohten Gottheiten schöne Frauengestalten als Verführungen in den Weg. Ich habe Dir von einem Abenteuer dieser Art geschrieben, das zwar durchaus nicht in gewöhnlichem Sinne verführerisch für mich war, das aber doch mein Gemüth in große Unruhe und Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke versetzte. Jene Geschichte — so wenig der anmuthige Gegenstand derselben mir ein nachhaltigeres persönliches Interesse einzuflößen fähig war — nämlich wohl eine bleibende Pietät und Freude über ein so wunderbares Anschließen, nicht aber individuelle Zärtlichkeit, — jenes Abenteuer, sage ich, brach das Eis und nun ist seitdem kein fester Boden mehr zu gewinnen. Bald nach jener Geschichte kam die Sängerin Schebest hieher; ihre Erscheinung auf dem Theater zog mich sehr an; halb geschoben, halb selbst nachschiebend, half ich letzten Sonntag ihr ein Diner in Cannstatt — in Gesellschaft mehrerer Schauspieler und Kunstfreunde — veranstalten, fuhr mit ihr in Einem Wagen und da habe ich mich denn so ziemlich angebrannt. Habe ich nicht gestern ein Sonett auf sie gedichtet, welches ich Dir als Document der wunderlichen Gemüthszustände Deines Freundes nicht vorenthalten will. Ich wollte es ihr heute, da sie morgen nach Straßburg reist, um erst in vierzehn Tagen wieder zu kommen, selbst übergeben, konnte aber nicht ankommen und schickte es ihr zu. Ich war etwas ärgerlich, daß sie sich krank sagen ließ, weil ich's nicht recht glaubte, und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünschte, sie käme nicht mehr oder, ehrlicher, sie bliebe jetzt und ginge bälder, damit ich dieses Stachels der Unruhe los würde.“

Vorläufig scheint die Herzensangelegenheit nicht weiter zu gehen, denn die Sängerin verläßt wirklich Stuttgart und kehrt erst im nächsten Herbst zurück, wo Strauß auch sofort wieder Feuer und Flamme ist, so sehr er seine Neigung auch bekämpft. Er versichert zwar, daß er für die liebenswürdige Sängerin nur so empfindet, wie man in eine Antike verliebt sein kann, fehlt aber in keiner Vorstellung, dichtet sie an und schreibt Kritiken über sie, so daß seine Feinde, die Pietisten, meinen: Dieser Mensch muß ganz gesunken sein und hat jedenfalls mit dem religiösen Glauben auch jeden sittlichen Halt verloren! Er selbst schreibt an Rapp:

„In Betreff der schönen Sängerin muß ich meine im vorletzten Briefe gegebene Versicherung bereits Lügen strafen, oder habe sie eigentlich schon im letzten Briefe Lügen gestraft; ich bin wieder ziemlich im Zuge der Neigung für sie. Ich habe sie dieser Tage wieder besucht, und von dem strengen classischen Stil ihrer Schönheit, sowie von dem künstlerisch Durchgearbeiteten ihrer Form und Bewegung, einen gewaltigen Eindruck empfunden. Auch ihre Rede ist durchaus edel und geistreich, und mich empfängt sie immer mit einer herzlichen Freundlichkeit, die mir sagt, daß sie mich für einen verständigen, guten Menschen hält, der ihr redlich zugethan, und gerne bei Gelegenheit mit eine Posaune ihres Ruhmes ist. Sie lud mich ernstlich ein, mich bald wieder sehen

Digitized by Google

zu lassen, und es soll gewiß nicht zu lange anstehen. Gestern trat sie in der Oper: Der lustige Schuster, als Schusterin auf. Vor dem Anfang des Stückes hatte ich mit meinen Freunden ausgemacht, sie gleich beim Auftritt mit Applaus zu empfangen. Nun kam sie aber im Stück ziemlich spät erst vor, und in der Zeit war ich in der That ganz beklommen vor Erwartung, und wie sie nun kam, klopfte mir das Herz so stark als die Hände klatschten. Lache nicht über diese kindischen Bekenntnisse, sonst mache ich Dir keine mehr."

Als die Sängerin Stuttgart um die Jahreswende wieder verläßt, zieht er das Facit, daß er bei alledem Manches gelernt habe, auch in Bezug auf den Umgang mit den Menschen, aber er tauge nichts dafür. Es ist der vollkommene Lebensbankerott, aus dem er sich nur durch schleunige — — Verheirathung retten zu können glaubt. „Ich fühle auf's Bestimmteste, daß die Junggesellenzeit für mich vorüber ist," gesteht er dem Freunde. Inzwischen treibt er den Heirathsplan in Ermangelung einer wissenschaftlichen Aufgabe als ein praktisches Problem, das ihm jedoch anscheinend bald zuwider wird. „Ich glaube nicht mehr, einer solchen Stütze zu bedürfen. Auch habe ich darin etwas Gnostisches in meiner Natur, daß ich zur Fortpflanzung der Menschengattung, die ich in ihren Individuen für eine sehr unglückliche halte, nicht behülflich sein möchte. Oder genauer, wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüssig bin, so ist doch das, was man physisch oder geistig Lust am Leben nennt, niemals in mir gewesen. Ich kann ein Mißtrauen, ja ein Grauen vor dem Leben und seiner Verwirklichung durch Verhältnisse wie Ehe u. dergl. nicht überwinden und wenn mich auch wie im vorigen Jahr die Flucht aus meinen Verhältnissen heraus negativ oder, wie sonst schon, irgend ein weiblicher Reiz positiv zur Eingehung solcher Bande einmal noch locken sollte, so glaube ich, wäre es nicht zu meinem Glück." So bleibt es die nächsten vier Jahre, als im April 1842 wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Billet der halb schon vergessenen Sängerin in sein ruhiges Dasein schlägt, worin sie ihm ihre Ankunft meldet. Er findet sie schöner und liebenswürdiger als je und ist „auch wieder so bezaubert wie je". Sie war in Zürich während der Strauß-„Revolution", sah sein Bild verbrennen, „durfte nicht gestehen, daß sie mir befreundet sei. Dagegen konnte sie sich auf ihren Reisen in Norddeutschland Manches auf meine Freundschaft zu gute thun". Da Strauß den Plan hatte, demnächst seinen Bruder in Köln zu besuchen, und da auch sie dort und in Aachen zu singen hat, so ist „das Rasendste dies: daß ich also natürlich mitgehe". Ein Seufzer entringt sich seiner Brust. „Könnte ich nur jung sein und leichtsinnig und —. So aber bleibe ich resignirt und muß doch die Neigung und Leidenschaft in mir Wellen schlagen lassen, ob ich wohl weiß, daß sie zu nichts führt und führen darf." Dies Bewußtsein ist beschwerlich. Er begleitet die Künstlerin bis Heilbronn, von wo sie nach Würzburg reist. Dort schreibt sie gleich an ihn, und er jubelt: „Es ist doch ein gelungenes Stück Arbeit, daß ich einem solchen Mädchen Liebe, leidenschaftliche, einzuflößen im Stande war. Könnte nur mehr, etwas Bleibendes daraus werden! Sie ist eine reiche, feurige Seele und ebenbürtig den unseren. Wie schnell hat sie mich gefaßt und ganz verstanden." Unterdessen scheint das Gerede in dem spießbürgerlichen Stuttgart auch den Freunden zu Ohren gekommen zu sein, denn Strauß sieht sich Märklin gegenüber zu einer Selbstvertheidigung gezwungen. „Uebrigens glaube mir nur, daß ich eine so solide Natur bin wie Du. Das Auflehnen gegen moralische Rücksichten gehört zu meiner polemischen Natur, geht mehr vom Kopf als vom Herzen aus und ist nur gegen Vornirtheit und Pharisäismus, nie gegen den wahrhaft sittlichen Kern der Sitte gerichtet. In der Liebe insbesondere ist mir der Leichtsinn eine natürliche Unmöglichkeit, ich habe sie immer zu ernst, als eine Art von Cultus betrieben. Ernster aber war's mir noch nie als diesmal." Schon daß er nach dem Thorschluß noch einmal aufgepocht werde, ist ihm bedeutend; er sieht es als einen Ruf an: jetzt oder nie mehr.

„Daß nun die Schebest in allen wesentlichen Stücken, worunter ich außer der Gestalt den Geist und das Gemüth verstehe, des besten Mannes würdig ist und fähig einen zu beglücken, das glaube ich gewiß zu wissen. Ebenso bin ich ihrer vollen und innigen Neigung zu mir gewiß. Nun kommen aber allerlei Bedenken. Jenen wesentlichen Punkten stellen einige unwesentliche ein Bein: wird sie je Hausfrau werden können? wird sie nicht in dem ungewohnten Boden, der ihr jetzt zwar reizend scheint, wie eine zu spät versetzte Pflanze verwelken? Und was die Neigung betrifft — so sicher sie mir jetzt ist —, wird dieser über Büchern verkommene Dr. Faust die Liebe eines zu dauerhafter Jugend angelegten Wesens sich erhalten können? Ja, endlich ist es nicht auch für mich eine allzu späte Verpflanzung aus einem Boden in den andern? aus Einsamkeit, Unabhängigkeit, in Gesellschaft, mancherlei Abhängigkeiten u. s. f.? Die erste Jugend setzt sich über derlei Bedenken hinweg; aber in unseren Jahren weiß und erwägt man, daß an solchen kleinen Wunden ein ganzes Leben sich verbluten kann. Was also thun? Trotz Allem sich versprechen? Das geht so schnell nicht. Oder abbrechen? Das wäre ja rasend voreilig, wenn es auch nicht unmöglich wäre. Du siehst, es bleibt nichts übrig, als fortzumachen, sich selbst und den anderen Theil noch genauer kennen lernen und zu sehen, was am Ende zu thun sein wird. Giebt's eine Tragödie, — nun so war der nicht auszuweichen. Ich habe aber im Stillen eine bessere Hoffnung."

Man sieht hier, wie ernst und scharfsinnig der große Kritiker sich selbst, seine Geliebte, seine Liebe analysirt. Er sieht alle Gefahren und kann durch keine neue mehr überrascht werden. „Es ist sehr gut, daß alle möglichen Bedenklichkeiten und Rücksichten in mir aufgeregt worden sind, ich habe nun, da ich mich auf sie eingelassen und sie überwunden habe, eine stille, ruhige Freudigkeit gewonnen. Die Verbindung, durch Leidenschaft geschlossen, durch den Verstand erschüttert, hat sich nun auf dem Boden der Vernunft wiederhergestellt und fest begründet." Justinus Kerner, zu dem das Brautpaar nach Weinsberg pilgert, der bedächtige Märklin, der immer einen Mißgriff befürchtende Bruder — sie alle sind von der großen Künstlerin und klugen Frau entzückt, und Freund Rapp, der die gemischte Ehe evangelisch einsegnen wird, bereitet schon seine große Traurede, während die Braut in Karlsruhe vor einem ihr besonders befreundeten Publicum ihre künstlerische Laufbahn beschließt.

Anfang September 1842 fand die Trauung statt in Sontheim am Neckar, wohin das junge Paar übersiedelte. Die Freunde waren alle versammelt und guter Dinge, und nach Tische kam Justinus Kerner mit Frau und brachte ein Gedicht. Die schönen Flitterwochen nannte Strauß ein wahres Schlaraffenleben, wenigstens seinerseits, denn seine Frau entwickelte einen großen ökonomischen Eifer und beschämte ihn durch ihren Fleiß. Glückselig schreibt Strauß an Rapp: „Ich weiß mit jedem Tag mehr, daß ich das redlichste Herz und die schönste, wahrhaft menschlichste Natur an ihr gewonnen habe. Ich bin vergnügt und ordentlich stolz darüber, wie über ein gelungenes Werk, daß ich hier meinem Herzen gefolgt bin, ohne mich durch die allerhand Warnungstafeln, die gerade für meine verständige und bürgerliche Natur hier zahlreich vorhanden waren, irre machen zu lassen. Es muß, es wird gut gehen — wo nicht, so mußte die Schuld mehr an mir, als an ihr liegen. Es giebt Punkte, wo wir nicht einig sind, die aber mehr zu ihren Gewohnheiten, als zu ihrer Natur gehören und daher nicht unüberwindlich sind. Und dann bin ich auch so eingebildet nicht, um nicht zu wissen, daß auch ich in manchen Stücken einer Ergänzung und Berichtigung bedarf." Aber bald kommt schüchtern eine Klage über sich selbst: „Es fehlt jetzt Deinem Freunde an nichts Gutem mehr, als an einer Arbeit, denn lesen ist nicht arbeiten und ich kann auch das Lesen, wenn es keinen be-

Digitized by Google

stimmten schriftstellerischen Zweck hat, nicht mehr als Studium betreiben, sondern nur als Zeitvertreib.

Unter Gebirgen von Arbeit nach Leben seufzte der Jüngling;
Jetzt an des Lebens Strom, sehnt sich nach Arbeit der Mann.

Auch hätte meine Frau ohne Zweifel mehr Respect vor mir, wenn ich noch wie sonst arbeitete; ich lege ihr zwar öfters meine Schriften vor und sage ihr, daß ich das Alles geschrieben — aber nächstens glaubt sie's nicht mehr."

Die schönen Tage im Sontheimer Schlößchen nehmen ein Ende. Die dortige Abgeschiedenheit erträgt Frau Strauß sonderbarer Weise besser als ihr Gatte. Da sie indessen einem Zeitpunkt entgegensieht, den sie lieber in der Nähe ärztlicher Hülfe erwarten mag, so siedelt man nach Heilbronn über. Vorher wird Rapp benachrichtigt: „Jetzt erwarten wir also bald Eltern zu werden. Da Agnes aus ihrer weiland Sextus-Tunica ein Kindskittelchen zurecht geschnitten hat, so könnte man den Knaben, wenn's einer ist, Sextus nennen, oder auch Romeo. Mit dem Glück, von dem ich Dir schreiben soll, ist's eine eigene Sache. Unsereinen mag man in Abraham's Schooß hineinsetzen, so spürt er seine alten Schäden und Schußnarben, besonders wenn's ander Wetter giebt. Uebrigens ist es etwas Eigenes um die Art Erwartung, wie ich jetzt darin lebe; auch der Frühling hat hier sein Angenehmes; überdies hat Agnes ihre Kindersächelchen mit einem Eifer und einem Geschick zusammengebestelt, daß ich sie auch in diesem Fach bewundern muß, von der Haushaltung gar nicht mehr zu reden, worin sie schon ganz in meinem Sinne thätig ist." Bald darf er den Freunden die Geburt eines Töchterchens anzeigen. „Manche frommen Leute sind fast böse, daß ich sie um den Scandal gebracht habe, mein Kind nicht taufen zu lassen." Dann wird Strauß als Ehemann seinen Freunden gegenüber einsilbiger. Im nächsten Jahr überrascht er plötzlich Rapp mit der Nachricht, daß Mutter und Kind zum Besuche der Schwiegermama Schebest nach Nürnberg reisen. „Das Kind möchte ich zuweilen hier haben; es ist mit der Mutter wohl in Nürnberg angekommen und auf der Reise immer vergnügt gewesen. Der Voraufenthalt in Ludwigsburg war insofern passend, als er die Sache zu einem milden, jenseits sogar thränenreichen Abschied führte. Auch habe ich einen guten Brief erhalten, der mich Anfangs freute. Wie nun die Sache weiter zu machen, muß die Zeit lehren; ich bewirkte ein fast schreckhaftes Erstaunen, als ich von möglicher Ausdehnung des Aufenthalts in Nürnberg bis zum Herbste anerbietend sprach." Das deutet auf Sturm am ehelichen Himmel. Immerhin lebt man noch eine geraume Weile in Blitz und Donner nebeneinander hin. Im Jahre darauf (1845) stellt sich ein Stammhalter ein, der als neues Bindemittel freudig willkommen ist. Im nächsten Jahre reist die Familie nach dem Rhein. Strauß' Aufenthalt ist abwechselnd Köln, bei dem erkrankten Bruder, und Bonn, „wo wie in einem Badeaufenthalt die ganze Familie in vier Zimmern zusammengesperrt ist". Hier, in seinem „Patmos", bricht die Katastrophe aus. Zeller scheint die meisten brieflichen Zeugnisse unterdrückt zu haben. Plötzlich lesen wir in einem Briefe an Vischer:

— — „Du fürchtest, ich könnte wieder schwach werden, und darin kennst Du das menschliche, und speciell mein Herz ganz gut; er fällt mir sehr schwer, dieser Schritt, allein ich sehe, daß ich ihn thun muß, und dann — ist meine Ehre im Spiel, ich habe mich schämen müssen, und müßte es fortwährend — dies entscheidet. Und die Entfernung hilft auf's Beste; ich gehe nicht mehr hin bis Alles gerichtlich eingeleitet und mein Erscheinen vor Gericht nothwendig ist. — In einer eigenen Lage befinde ich mich Zeller gegenüber. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges ehliches Verhältniß. Er ist der Einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß Alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch Einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohl gethan; es stand auch wohl, so lange er da war; weil er es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste."

Der treffliche Zeller glaubte diese Stelle, in welcher sich das Gemüth seines Freundes so schön und ergreifend ausspricht, nicht unterdrücken zu dürfen; fühlt sich aber zu dem Bekenntnisse verpflichtet, daß an der von Strauß gerühmten Unbefangenheit seines Verhaltens denn doch auch die Unerfahrenheit einen erheblichen Antheil hatte, welche ihn manche Störung, die auch ihm nicht entgehen konnte, in ihrer Bedeutung und Tragweite unterschätzen ließ. Im Uebrigen vermeidet er es, uns den Schlüssel zu dem traurigen Räthsel zu geben. Die äußeren Umstände mögen ihm irrelevant oder zu peinlich scheinen, und die inneren Motive ergeben sich ja klar genug aus Strauß' bisherigen und ferneren Briefen. Doch immer seltener werden diese Andeutungen; noch ein volles Jahr später ist sein Schmerz unsäglich und bricht in erschütternden Accenten hervor, z. B. dem treuen Vischer gegenüber: „Ich wollte Dir eigentlich sagen, daß ich doppelt und dreifach unglücklich bin. Ich habe seit einiger Zeit für meine Frau eine solche Empfindung im Herzen, daß ich den Augenblick weinen könnte. Alle guten Seiten, die sie hat, stellen sich mir vor, und wenn ich des Nachts von ihr träume, so ist's in ruhig freundlicher Weise, wie wenn nichts vorgefallen oder Alles ausgeglichen wäre. So viel ist gewiß, hätte sie nicht durch ihr gewaltsames Vorschreiten und Veröffentlichen der Sache eine unübersteigliche Mauer zwischen uns aufgeführt, so würde ich einen abermaligen Versuch mit ihr machen, — der freilich ohne allen Zweifel eben so übel ausschlagen würde als alle bisherigen. In Köln, als sie sich in die zeitweise Entfernung ergab, war ich so gerührt von diesem Zuge von Hingebung, daß ich mir im Stillen vornahm, ihre Entfernung abzukürzen, und mich auf's Zärtlichste von ihr verabschiedete. Aber als ich nach Hause kam, tadelte mein Bruder mein weiches Benehmen sehr und meinte, jetzt sei das Uebel nur gemacht." An Rapp schreibt der Vereinsamte: „Daß Du mich alt und zerfallen gefunden, wundert mich nicht, weil es wahr ist, und thut mir nicht weh, weil es mich doch von der Aussicht auf langes Leben befreit, die ich früher hatte. Das Bild meiner besten Zeit lebt nun in Euch und Ihr werdet es auch einst meinen Kindern überliefern müssen, denen es außerdem ganz verloren wäre. Ich wünsche, daß Ihr mich recht lange überleben möget, da Ihr doch im Verhältniß zu mir immerhin die Glücklichen zu nennen seid." Und auf einer Reise in's bayrische Gebirge schreibt er in sein poetisches Gedenkbuch:

Zur Beherzigung.

Ein Eheband zu knüpfen, rede Du
Niemals zu;
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.
Doch wollen Gatten wieder trennen sich,
Da widerspricht!
Denn wo ein Bund sich löst, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel.

Um sich zu zerstreuen, stürzt er sich (1848) in den Wirbel der Politik und geht als Landtagsabgeordneter nach Stuttgart, doch verfolgt ihn der Gedanke an die Unvergeßliche mehr als je, denn dort ist ja ihr Aufenthaltsort! Er schreibt entschuldigend an Märklin:

„Du wirst zum Folgenden sagen, ich habe einen Fehler gemacht; und doch habe ich nur gethan, was ich nicht lassen konnte. Ich konnte nicht anders, ich mußte meiner Frau meine veränderte Stimmung gegen sie zu erkennen geben. Ich wählte dazu stumme Zeichen, und zwar die an-

Digitized by Google

spruchslosesten und unscheinbarsten, indem ich ihr, wie ich Dir, glaub' ich, noch erzählte, gelegentlich Trauben, Wein ꝛc. schickte. Nun ergriff sie die Gelegenheit von unseres Fritz Geburtstag mir zu schreiben. Der Brief ließ zwar viel zu wünschen übrig, weßwegen ich ihn auch gleich verbrannte, weil ich mir ihn gern, unwiderlegt durch das vorhandene Document, besser vorstellen mochte, als er wirklich war: — Dennoch machte sich in meiner Antwort die lang verschlossene Empfindung gewaltsam Luft, und ich bekannte ihr, obwohl festhaltend an dem Axiom, daß von einer Wiedervereinigung nicht mehr die Rede sein könne, den ganzen Stand meines Gemüths in Bezug auf sie. Darauf nun eine Antwort sehr bewegt, hoffend, — aber auch so grell die alten Mißtöne — Selbstzufriedenheit, Scherz ꝛc. — daß ich meine Täuschung mit Schrecken erkennen mußte. Es ist wunderlich, daß ich von Täuschung rede, da ich mich doch, wenn ich an der Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung schon vorher festhielt, dennoch über die Frau nicht getäuscht hatte. Allein die Sache ist ungefähr die: Im Bedürfniß, ein Weib liebend im Herzen zu tragen und gerade an dieses Weib durch die Kinder, durch Erinnerungen schönerer Tage und durch die bessere Grundlage ihrer Natur innerlich gebunden, benützte ich die Entfernung von ihr, sie mir so vorzustellen, wie ich sie haben möchte, um dadurch den quälenden Widerspruch zwischen meinem Bedürfniß und ihrer wirklichen Beschaffenheit wenigstens in der Einbildung auszugleichen. Aus diesem Traume hat sie mich nun selbst wieder durch ihr Schreiben gerissen, durch das ich freilich nichts Neues erfahren habe, aber auf etwas Altes sehr unsanft wieder hingestoßen worden bin. Ich kann nun, ohne damit eine Feindseligkeit zu zeigen, die fernere Antwort unterlassen, und werde dieß gewiß thun; aber ich habe seit Sonntag Tage und Nächte durchgemacht, die mich an den Rand der Verzweiflung, — oder, was für hier damit gleichbedeutend ist, — des Durchgehens führten."

In dem Treiben politischer Leidenschaften und Intriguen ganz krank geworden, führt Strauß den Gedanken endlich aus, seine Abgeordnetenstelle niederzulegen und Stuttgart zu verlassen.

„Ich glaube, wäre der Christtag nicht, wo ich noch mit meinen Kindern sein will, so ging ich geradezu durch — jetzt nicht mehr der Kammer, sondern der Armida oder Medea — und flüchtete mich so weit weg als möglich, d. h. ohne Zweifel wieder nach München. Meine Tochter Georgine sagte kürzlich, sie (meine Kinder) haben es doch besser als andere; diese dürfen nur spaziren gehen, sie aber dürfen allemal auch noch den Vater besuchen. — Den Jammer, der in dieser Rede kindlicher Unschuld liegt, weiß ich freilich in keinen Reim zu bringen. Laß mich schließen und freue Dich Deines Glücks. Hat man Dich auch bestohlen, und wär's Dein halbes Besitzthum, so hat man Dir doch nicht Dein halbes Herz aus dem Leib genommen."

Noch ergreifender kommt diese Stimmung in dem Gedichte zum Ausdruck:

Weltöstlich.

Ich wollte reisen: nun verreis' ich nicht.
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimath sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Am Ende findet er doch den Muth, den heißen schwäbischen Boden zu verlassen. Um die Jahreswende 1848/49 wendet er sich nach München und kehrt zu seinem früheren Junggesellenleben zurück, während seine Kinder bei der Mutter bleiben. Im Mai 1849 schreibt er an Freund Käferle:

„Während die Welt an allen 4 Ecken brennt (vielleicht heute schon an 5; wer kann das wissen?) war ich gestern Abend im Fidelio. Es sind jetzt gerade 7 Jahre, seit ich den Fidelio zuletzt gesehen hatte; Du denkst Dir von wem. So mischt sich in meine musikalischen Genüsse meistens ein bitterer Tropfen Erinnerung, der ihnen einen ganz eigenen Geschmack giebt. Ich weiche ihm nicht aus; doch ist ein Unterschied. Die Montecchi und Capuletti z. B. möchte ich um alle Welt nicht wieder sehen. Uebrigens entsteht in mir, wenn ich an der Hand dieser musikalischen Darstellungen gleichsam zur ersten Quelle jenes Verhältnisses hinaufsteige, eine Empfindung, in welcher die beiden seither so weit auseinandergegangenen Strömungen wieder Eins werden; es ist wie ein Zurückgehen feindseliger Zwillinge in Mutterleib, wo sie einträchtig bei einander waren. Vergebens!"

So viel Mühe er sich auch giebt, er kann „Armida" nicht vergessen, aber jeder Annäherungsversuch schlägt fehl. Einmal erhält er aus Anlaß der Krankheit seines kleinen Fritz einen Brief von seiner Frau, „den ersten seit undenklicher Zeit, der mich nicht krank machte, sondern mir eher wohlthat. Denn er war, wenn man bei einigen Stellen die Augen zudrückte, freundlich und mild geschrieben. Wenn es doch gelingen wollte, das Verhältniß als freundschaftliches Getrenntsein zu constituiren". Diese Hingabe an seinen Schmerz ist dem treuen Rapp unverständlich, und er schilt deswegen den Freund, der sich nur schwach vertheidigt.

— „Du tadelst mich, weil ich immer noch von einer Neigung rede, wo ich doch selbst eine Vereinigung als unmöglich erkenne. Jene Hinneigung, wenn man es so nennen will, beruht auf zweierlei. Erstlich die Kinder. In den Kindern kann man doch sich und die Mutter nicht trennen. Die noch so zwieträchtigen Elemente — hier sind sie realiter vereinigt. Dann die Gewißheit, dieser Kinder, des einen jedenfalls, bei der Trennung niemals recht froh werden zu können — welcher beständige Reiz für die Phantasie, sich eine Wiedervereinigung als möglich vorzuspiegeln! Und Du glaubst nicht, wie tief sich diese Kinder bei ihrem letzten Besuch in die innersten Falten meines Herzens wieder eingewurzelt haben! — Der andere Punkt ist die Erinnerung an die ersten Zeiten meiner Neigung. Diese waren und bleiben doch die schönsten meines Lebens. Das Beste, was an mir ist, Kunstbegeisterung und Liebe, hatten sich damals zu einer Blüthe vereinigt. Kann ich diese Tage nicht aus meiner Erinnerung reißen, so folgt dann das Andere. Sowie in der Gegenwart die absolut conträren Eindrücke zurücktreten, so erscheint mir die Frau wieder im Nachklang der Empfindung von damals. — Sei ganz ruhig, sie wird immer dafür sorgen, daß ich bei jedem Versuch der Annäherung durch einen conträren Eindruck aus dem Traum geweckt werde."

Im Herbst 1851 sollte das jüngere seiner Kinder, der Knabe Fritz, nach Vollendung seines 6. Lebensjahres der Obhut des Vaters übergeben werden; die Mutter gestattete jedoch, um die Geschwister nicht zu trennen, daß der Vater beide zu sich nahm. Damit ergab sich für diesen die Nothwendigkeit, sich wieder eine eigene Haushaltung einzurichten. Als Wohnort wählte er Weimar, doch trat er zuvor eine Reise nach Italien an. Auch hier begleiteten ihn lieb-schmerzliche Erinnerungen. Er denkt daran, daß er auf der ganzen letzten Strecke seiner Reise durch die Heimath seiner Frau zieht; sie ist in Wien geboren, in Theresienstadt in Böhmen aufgewachsen und in Dresden musikalisch gebildet worden; „besonders der Anblick von Theresienstadt stimmte mich weich, und ich gab ihm meinen Segen für alles Gute und Böse, das ich daher empfangen. Unter dem Guten verstehe ich besonders die Kinder". Und aus Weimar schreibt er 1852

Digitized by Google

dem Bruder: „Alle herumreisenden Sängerinnen zum Kuckuck wünschend, habe ich die Sonntag, die hier dreimal sang, nicht gehört, überhaupt seit Januar nichts Gescheidtes mehr, obwohl ich letzthin einem musikalischen Abend bei Liszt nicht ausweichen konnte.“ Und endlich als letzte Erwähnung dieses Briefwechsels der Stoßseufzer aus Köln 1852: „Ach, lieber Rapp, wirst Du denn auch so alt? Ich glaube, die Kinder machen's; wo es dann freilich billig ist, daß man den Segen, den man an ihnen hat, auch theuer erkauft. Allein man lebt eben gar nicht mehr selbst, sondern nur noch als Hülse, Erbsenschote, deren eigentliches Leben die jungen Erbschen sind.“ So verschmerzt er nach und nach im Vaterglück sein eheliches Leid und freut sich der herrlich aufblühenden Kinder. Als Fünfzigjähriger klingt seine endliche Versöhnung mit dem Geschick in prachtvollen Versen aus:

Oft möcht' ich mit den dunkeln Mächten,
Die unsres Schicksals Fäden drehn,
In trübem Unmuth grollend rechten,
Daß sie zum Leid mich ausersehn.

Doch denk' ich wieder: Tand gewonnen,
Das nicht erreicht, was man erstrebt,
Das schwer Errungne leicht zerronnen:
Was heißt das Anders als gelebt?

Und sind mir Freunde nicht geblieben?
Und blieb mir nicht das eigne Herz,
Noch frisch, zu hassen und zu lieben,
Und reingestimmt für Lust und Schmerz?

An Deinem Füllhorn voll Verlangen
Häng' ich nicht mehr, du schnödes Glück,
Ich schaue vorwärts ohne Bangen,
Und ohne Bitterkeit zurück.

So lenk' ich meine Schritte munter
Zur Tiefe nieder von den Höh'n:
Ging es zu Berge schwer mitunter,
Wird es zu Thale leichter gehn.

Schon seh' ich sanftgewundne Stege,
Manch Ruheplätzchen lädt mich ein;
Und endlich, nach dem langen Wege,
Wie muß der Schlummer köstlich sein.

Bald darauf, im Jahre 1857, veröffentlichte Agnes Strauß-Schebest einen Band Lebens-Erinnerungen, die sich aber nur auf ihre Künstlerlaufbahn beziehen und vor ihrer Bekanntschaft mit Strauß abbrechen, dessen Name darin nicht mehr erwähnt wird. Zwölf Jahre später, am 22. December 1869, starb sie in Stuttgart. Wir wissen ebenso wenig, wie Strauß ihre Schriftstellerei, noch wie er die Nachricht ihres Todes aufnahm.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der immer Gefällige.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Es giebt doch immer noch Leute auf dieser Welt, die es einsehen, daß man nicht zum gegenseitigen Krieg da ist. Statt Neid und Mißgunst mit sich herumzuführen, ziehen sie es vor, auf einem Ausflug Flaschen mit Erfrischungen und für den Abend, wenn es kühl wird, warme Tücher mitzunehmen, und statt Bosheit und Tücke haben sie in ihren Taschen allerhand nützliche Dinge, als da sind: Kleine Scheeren, Sicherheitsnadeln, Messer mit Korkzieher, kleine Endchen Band, Nähfaden ꝛc., um ja den lieben Nächsten im Falle der Noth beistehen zu können. Ueberhaupt ist das Beistehen so ihre Sache. Recht oft findet man diese Hülfe in der liebebedürftigen Seele eines Junggesellen, der gar zu gern helfen will, wenn es nur seine pecuniären Verhältnisse einigermaßen gestatteten, und wenn dies unmöglich ist, es auf Kosten der Anderen gar gerne thut.

Der immer Gefällige ist mit einem Rückgrat geboren, das zum Krümmen eingerichtet ist, und mit einem Lächeln auf den Lippen, das immer sagt: Was kann ich wieder helfen? Wenn ein solcher Mann nicht oft von guten Freunden gewarnt würde oder seiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen hätte, niemals einen Wechsel zu unterschreiben, so würde er ebenso zweifellos ruinirt sein, wie ein Bankdirector, wenn er auf Reisen geht. Aber das Versprechen, das er einer sterbenden Mutter gegeben hat, darf er doch nicht brechen. Häufig, wenn ein recht intimer Freund in recht arger Verlegenheit mit einem schnell zu übersehenden Papier, worauf nur eine ganz bescheidene Summe steht, ihn besucht, dann möchte er die Mutter wieder ausgraben, damit sie ihre Vorschrift ändere und dem Freunde die Bitte gewähre. Aber so viel er sich auch bemüht, er muß seine kleinen Zinsen allein verzehren. Eines Tages, als er wieder in Verlegenheit war, um einem Freunde zu helfen, befragte er die Mutter durch den spiritistischen Psychographen, ob es nicht gestattet sei, für einen wirklich guten Freund einen Wechsel zu unterzeichnen. Die Mutter saß aber mit Napoleon gerade beim Piquet, und da antwortet sie nur: Zeichne Leute, Wagen, Flaschen, zeichne Deine Erinnerungen auf, aber zeichne nie Deinen Namenszug unter einen Wechsel. Da weinte der weichherzige Mann, fiel seinem Freund um den Hals und rief: „O, ich kann Dir nicht helfen! Sogar die gute Mutter gestattet es nicht. Aber kann ich Dir sonst gefällig sein?“ Der immer Gefällige ist unaussprechlich mildthätig gegen Arme und Bedürftige. Wenn er nicht seinen festen männlichen Charakter hätte, würde er oft mehr geben, als er vermag. Wenn er z. B. einen Bettler auf der Straße trifft, so möchte er gern ein Almosen geben, wenn er nur nicht denken würde, den armen Mann zu demoralisiren. Kam einmal eine Liste für Hülfsbedürftige in sein Haus, dann zog sich sein weiches Herz zusammen; groß wollte er nicht thun und unbekannt etwas zu geben oder unter falschen Namen, das käme ja einem Heuchler zu. Vor ungefähr 10—12 Jahren wurde für arme Zulukafferfrauen zur Beschaffung von Hemden gesammelt, und da hatte er unter schlau verborgener Annonymität zwei Kronen gespendet; nachträglich sorgte er aber dafür, daß doch wenigstens die Frau des Generals X., die Präsidentin Y., die Frau Bischof Z. und sieben junge Bazarfräulein davon erfuhren.

„Die einzige Art, den Armen etwas zukommen zu lassen, ist meiner Ansicht nach der Bazar“, ließ er sich eines Tages bei Gelegenheit einer Gesellschaft vernehmen. „Wie beglückend ist es, statt der schwarz gedruckten Listen, sein Scherflein wirklich in zarte Frauenhände zu legen, man erfährt doch auch nachher, ob Bedürftige es erhalten haben. Wie lieblich sind diese unschuldigen Gesichter der jungen Bazardamen, wenn man ihnen galant für eine Tasse Thee aus ihren Händen zehn Kronen opfert oder mit süßer Miene fünf Kronen für ein duftiges Röslein zahlt, ohne darüber nachzudenken, ob man auch für die gute That Dank erhält, also nur in dem schönen Bewußtsein, das erfüllt zu haben, wozu uns die innere Stimme des Herzens auffordert!“

Als er dies sagte, rannen der guten Generalin zwei große, große Thränen über die gefurchten Wangen, und alle sieben Bazardamen riefen wie aus einem Munde: „O welch ein herrlicher Mann!“ Kurz darauf gründeten die Damen einen Bazar, und eingedenk seiner Gefälligkeit, wurde er zum Vorstandsmitglied erwählt. Wie viel Mühe gab er sich da! Vom Tischler fuhr er zum Gärtner, ordnete die Blumen, und lebte nur noch für den Bazar. Alle sieben Damen freuten sich schon auf sein Erscheinen und sehnten den Augenblick herbei, da er ihnen für ein Täßchen Thee zehn Kronen und für ein kleines Röslein fünf Kronen überliefern würde.

Beim Morgenkaffee am Tage des Bazars sah er mit einem Mal auf seinen Kalender. Aber wie konnte er das nur übersehen! es war ja der Tag, wo vor 26 Jahren seine liebe Tante diese irdische Welt verlassen hatte. Konnte er nun wirklich so herzlos sein und an diesem traurigen Tage, wo er vor 26 Jahren Besitzer von 30000 Kronen, eines alten Rattenfängers und eines werthvollen Theeservice wurde, an

Digitized by Google

einem geräuschvollen Feste theilnehmen? O nein, das durfte er nicht, und die Damen mußten ihm verzeihen. Um ihnen aber sein Interesse an dem guten Werke zu beweisen, übersandte er mit einem kleinen Billet ein paar Pantoffeln, die seine Tante zurückgelassen hatte, als sie diese Welt der Nichtigkeiten verließ, und bat um Entschuldigung seines Fernbleibens mit der Bitte, den Namen des Spenders der Pantoffeln nicht zu nennen. In das Verzeichniß der Gaben brauche man ja nur zu setzen: „Ein Paar Pantoffeln, einst der Stifterin des christlichen Mädchenhortes gehörig, gespendet von M.r M.ll.r."

Wenn einer seiner Freunde sich zufällig einmal in Geldverlegenheit befand, so wußte er gar nicht mehr, wie er sich darüber betrüben sollte. Eines Tages erzählte ihm sein Freund Andersson, daß er wirklich augenblicklich sehr in der Klemme säße. Da lief nun unser weichherziger Freund wochenlang mit tiefgebeugtem Kopf herum, und wenn Jemand frug, was ihm fehle, so ächzte er: „Ach mein armer Freund Andersson!" und erzählte Jedem, der es hören wollte, daß Freund Andersson so in Verlegenheit sei, was er unendlich bedaure. Die Folge dieser Erzählung war, daß sich alle Geldleute von dem armen Andersson zurückzogen und dieser schließlich seinen Haushalt dem Concursverwalter überlassen mußte. Als aber der traurige Tag kam, erschien er plötzlich und klopfte dem armen Freund auf die Schulter, indem er in mitleidigem Tone fragt: „Darf ich sonst mit etwas helfen?"

Der Gefällige ist aber auch ein Freund der Kunst. Vor 15 Jahren war er ein leidenschaftlicher Verehrer des „Troubadour" und sang das Sterbelied Manrico's so oft, daß alle Hauswirthe sich genöthigt sahen, ihm die Wohnung zu kündigen. Vor einigen Jahren, als die Ristori nach Skandala kam, besuchte er schon lange zuvor seine Bekannten und sagte ihnen, wie sehr er sich auf den Genuß freue, aber als angezeigt wurde, daß die Plätze fünf Kronen kosteten, wurde unser armer Freund krank und konnte sich gar nicht vor der Vorstellung erholen, denn der böse Lungenkatarrh verließ ihn nicht eher, als bis die Eisenbahn die berühmte Künstlerin der Stadt und seinem Bereich entführte. Wie kann aber auch ein so liebenswürdiger gefälliger Mann immer solches Malheur haben!

Letzten Monat hatte er Geburtstag und seinen Freunden schon lange eine großartige Feier versprochen. Als er aber im Restaurant den Saal bestellen wollte, bedauerte der Wirth sehr, ihn selbst zu gebrauchen, denn sein Sohn feiere gerade Hochzeit.

Ich glaube, wenn meine Leser den immer Gefälligen draußen in der weiten Welt mal träfen, würden sie ihn sofort erkennen.

Auf Sommerbällen z. B., wenn eine junge Dame auf der Terrasse steht, geht er gewiß hinaus, um sie recht liebevoll vor der kalten Zugluft zu warnen, und da begegnet es oft, daß der Bräutigam sich gerade erklären will. Nun kommt also der immer Gefällige dazwischen, und am anderen Morgen hat der Bräutigam seinen Vorsatz vergessen.

Er ist es auch, der, wenn er bei einem Freunde zu Besuch ist, regelmäßig zu spät zum Dampfboot oder zum Zuge kommt und dann dem Freunde nur noch zurufen kann: „O, mein lieber Petterqvist, vergiß doch nicht, Deinem netten Zimmermädchen ein paar Kronen zu geben, und stelle es mir in Rechnung!" Es begegnet auch, wenn Du gerade einen kinderlosen reichen Onkel besuchen willst, der im Begriff steht, diese Erde zu verlassen, daß dann der Gefällige Dich trifft und mit Dir so viel spricht, daß Du den Zug verpassest. Auch vergißt er gern seine Geldbörse, wenn die Badegesellschaft aus Mitleid ein armes gequältes Pferd kaufen will, um es von seinem elenden Dasein zu befreien. Dann bedauert er regelmäßig, nicht auch etwas zu den 25 Kronen beilegen zu können, denn er habe seinen Beutel vergessen.

Auch kommt er gern, wenn Du beim Frühstückstisch sitzest, und sagt ganz erfreut: „O, meine Lieben, ich muß doch einmal schauen, wie es bei Euch im täglichen Leben ausschaut!" worauf dann Dein Sohn gerade den Milchtopf zerschlägt, die Bonne einen Brief ihres Geliebten erhält, worin er auf ihr Herz Verzicht leistet, um ein anderes zu gewinnen, und Deine liebe Frau gerade einen Streit mit der Köchin haben muß, die die neue Kaffeemaschine ohne Wasser auf das Feuer gesetzt hat, wofür sie Schelte bekommt.

Bist Du aber in einem Biergarten mit einem Geschäftsfreunde, mit dem Du eine wichtige Sache unter vier Augen abmachen mußt, so sei gewiß, er bittet Dich, bei Euch Platz nehmen zu dürfen. Auch auf das Zeitungsbureau kommt er, um uns zu helfen, die Zeitung zu redigiren. Damit stört er uns so, daß die Setzerjungen stundenlang stehen müssen, um auf Manuscripte zu warten.

Auch bei dem Oberlandesgerichtsrath Jönsson will er sich beliebt machen, indem er ihm erzählt, wie gut er seinen Papa gekannt habe zu der Zeit, als der Papa noch Großknecht beim Capitän Segelshöld war.

Trifft er uns in einem Hause, wo wir uns der Tochter des Hauses mit Heirathsabsichten nähern wollen, so können wir gewiß sein, daß er bei Tisch fragt: „Wer ist denn die reizende Schauspielerin, mit der ich Sie in der letzten Woche traf?"

Wir möchten ihn oft in den tiefsten Abgrund verwünschen, aber sein liebenswürdiges Wesen zwingt uns immer zu sagen: „Bitte Platz zu nehmen, lieber Freund."

Aus der Hauptstadt.

Ein socialpolitisches Gespräch zwischen Goethe und Eckermann.*)

„Wird denn," sagte Goethe, in einem Gespräche mit Eckermann begriffen und es weiter fortspinnend, „wird denn der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als habe ich dergleichen gehört."

„Dem ist in der That so," entgegnete ich. „Sobald der junge Kuckuck sein niedriges Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, der anzeigt, daß er da sei. Nun bemühen sich alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, um die Wette, dem geliebten Ankömmling mit fetten Bissen unter die Arme zu greifen —"

„Mich deucht, Ihre letzten Worte schließen einen leichten ornithologischen Irrthum ein," meinte Goethe mit mildem Vorwurf.

„Dem ist in der That so," erwiderte ich beschämt. „Verzeihen, Excellenz, wenn ich ein naheliegendes Bild ohne böse Absicht an falscher Stelle angewandt habe. Jedenfalls steht fest, daß die Waldvögel nicht zögern, ihre eigenen Jungen zu Gunsten des Kuckucks zu vernachlässigen. Die Kuckuckseier —"

„Ihre Beobachtungen scheinen mir hinlänglicher Beweis für das Vorhandensein eines Naturgesetzes, das die gewöhnlichen Vögel zwingt, dem Kuckuck eine bevorzugte Stellung einzuräumen und ihm gewisse Lasten abzunehmen," unterbrach Goethe mich nachdenklich.

„Verzeihen, Excellenz, wenn ich Ihnen unbedingt beipflichte," fuhr ich fort. „Lassen Sie mich aber noch hinzufügen, daß diese hülfreiche Mildthätigkeit sich nicht allein auf den Kuckuck, sondern auch auf andere Vogelarten erstreckt. So sah ich selbst, wie eine Grasmückenmutter außer ihren Jungen noch zwei bereits ausgeflogene Nachtigallen fütterte, die man zu ihr in den Käfig gesetzt hatte, ferner ein Nest mit beinahe flügge gewordenen Müllerchen, schließlich obendrein ein paar Plattmönche. Ja, noch mehr — das eine, indeß herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, etliche von den kleineren Gästen zu füttern, zwar noch spielend und kinderhaft, aber doch schon mit dem entschiedenen Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun."

*) Von einem wohlbekannten Freunde unseres Blattes empfangen wir obigen, unseres Wissens nirgendwo abgedruckten Dialog, der auf Goethe's klare politische Erkenntniß und seine Ansichten über den Gang der deutschen Entwickelung gerade jetzt erwünschte helle Streiflichter wirft. D. Red.

Digitized by Google

„Da stehen wir in der That vor etwas Wunderbarem, das mich in bedeutendes Erstaunen versetzt," rief Goethe aus. „Wäre es thatsächlich möglich, daß dies Füttern eines Fremden als etwas allgemein Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Räthsel gelöst. Bei den sogenannten höheren, den Säugethieren, hat man aber wohl dergleichen Beobachtungen seltener oder gar nicht gemacht?"

„Sofern wir den Hasen ausnehmen, nein," sagte ich, betrübt darüber, einen offenbaren Lieblingsgedanken des Dichterfürsten nicht mit jener Begeisterung aufnehmen zu können, die sich einflußreichen Männern gegenüber schickt.

Goethe schien in tiefes Nachdenken versunken, „Weßhalb der Hase?" fragte er dann.

„Der Hase findet, sofern es ihm an Atzung gebricht, durch die Güte der Besitzer größerer Grundstücke stets reiche Nahrung," bemerkte ich.

„Das freut mich," sagte Goethe einfach. „Was im Thier als Knospe angedeutet ist, Erbarmen und wohlthätige Liebe, kommt im Ebenbild Gottes, im edlen Menschen, zur schönsten Blüthe."

„Freilich darf nicht übersehen werden, daß der Hase meist die Aecker kleiner Bauern kahl frißt und daß die Besitzer größerer Grundstücke nur insoweit dem Hasen wohlwollen, als sie ihn daran nicht hindern," sah ich mich gezwungen, Goethe zu berichtigen.

„Ich erinnere mich übrigens gehört zu haben, daß die Hasenjagd vornehmlich von solchen Besitzern betrieben wird?" warf Goethe ein.

„Dem ist in der That so," erwiderte ich etwas befangen.

„Und die Wildschaden-Ersatzpflicht ist in Thüringen nicht eingeführt?" forschte er weiter.

„Nein," belehrte ich ihn.

Goethe blickte mich schweigend an und fand lange Zeit kein tiefes Wort. —

„Die Grasmücke und der Kuckuck, von denen Sie vorhin sprachen, scheinen mir in bedeutendem Maaß ein Urbild kerndeutschen Wesens, nicht minder der Hase, seine Nährväter und seine Jäger," hob er endlich wieder an. „Und je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird es mir, daß ich im Begriffe stand, Ihnen Unrecht zu thun. Ihre Erwähnung des Hasen in diesem Zusammenhange deuchte mich Anfangs fast ein wenig ungeschickt, ob es sich gleich nicht in Abrede stellen läßt, daß der rothe Faden, der jenen Vorgang aus der Vogelwelt durchzieht, sich auch in dem anderen findet."

„Verzeihen, Excellenz, dies glaube ich in der That auch," sagte ich.

„Und gleichwie es ein Naturgesetz ist," fuhr Goethe fort, „das die Grasmücke in ihrer Stellung dem Kuckuck gegenüber bestimmt, also liegt vielleicht auch in dem Verhältniß des fleißig schaffenden Bürgers zum Edelmann, den er nährt, etwas von der Natur Gegebenes, Unabänderliches. Fast klarer noch, meine ich, zeigt sich dies Gesetz in Ihrem anmuthigen Hasengeschichtchen ausgedrückt."

„Das ist wahrhaft staatsmännische Weisheit!" konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen.

„Man dient nicht umsonst einem Fürsten jahrelang als bevorzugter Rathgeber!" erwiderte Goethe. „Glauben Sie mir, es klingt schlecht zusammen mit dem unzweideutigen Mahnworte des Schöpfers, wenn das Bürgerthum sich seiner natürlichen Pflichten gegen den Adel entschlägt."

„Excellenz verwerfen demnach die Pariser Revolution nicht nur in ihren Ausschreitungen, sondern auch im Grundsatze?" fragte ich.

„Ganz gewiß," erwiderte Goethe. „Und das im eigensten Interesse des Bürgerthums. Die organische, friedliche Entwickelung, die, wie ich in meiner Morphologie nachzuweisen versucht habe, überall bedeutsam Platz greift, wird mit Nothwendigkeit dahinführen, daß dereinst das Bürgerthum geringeren Schichten des Volkes, sagen wir, den Bauern gegenüber die Rolle spielt, worin sich heute ihm gegenüber der Adel gefällt. Das Emporkommen des Bürgerthums sehen Sie zum Beispiel an Schiller und mir. Die kluge Einsicht unseres Fürsten hat die grelle Deutlichkeit dieser Thatsache dadurch zu mildern versucht, daß er uns Beiden den Adel verlieh. Die Nobilität von heute wird allmälig ihren maßgebenden Einfluß verlieren und sich auf das Altentheil des Heeres zurückziehen oder im höfischen Dienste unter Cabalen und beziehungslosen Kleinigkeiten verkümmern. Seine Stelle nimmt ganz naturgemäß der wohlhabende und schaffensfreudige Bürger ein —"

„Die Notüre, der Krämer?" fragte ich ergriffen und verwundert.

„Eben der," erwiderte Goethe. „Oder, um im Rahmen unseres Gespräches zu bleiben, der Kuckuck! Er wird, begreift er jetzt die Zeit richtig und begehrt nicht allzu zornig auf gegen allerhand kleine Bedrückung, dereinst den Grasmücken den historischen Standpunkt klar machen können. Gewiß liegt es im Wesen dieser nützlichen Thiere, für andere zu arbeiten; gelänge es aber einem Priester der Selbstsucht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß ihr Thun eigentlich Thorheit ist, so möchte ihr Gemüth dennoch vergiftet werden, wobei denn die Gefahr nahe läge, daß unter den Kuckucks plötzlich Hungersnoth ausbräche."

„Dem ist in der That so," antwortete ich.

„Gehen wir nun noch einen Schritt weiter," sagte Goethe lächelnd. „Indem Sie mir vorhin von dem Hasen sprachen, haben Sie unbewußt eine Fülle politischer Gedanken in mir angeregt. Der Hase nährt sich in der Regel von dem Kohlacker des Kleinen, wobei es denn nur selten vorkommt, daß er kostbarere Gewächse aus herrschaftlichen Blumengärten zu sich nimmt. Ihn wieder erlegt die Büchse des Besitzers größerer Grundstücke. Sehen Sie hier nicht deutlich den Weg vorgezeichnet, den die Lehrmeisterin Natur den politisch denkenden Menschen weist? Es ist das unverbrüchliche Recht des kleinen Mannes, für die zu sorgen, die ihrerseits wieder fette Braten auf die Tafeln der Ganzstarken liefern."

„Noch begreife ich nicht ganz, verzeihen, Excellenz," stammelte ich.

„Aller Politik und Staatskunst letzter Schluß ist es nun", fuhr er fort, ohne auf meinen Einwurf zu achten, „ausschließlich, daß sie die Grasmücken, die Bauern und die Hasen bei guter Laune und zufrieden erhält; die Kuckucks und die Hasenfreunde sind nämlich von selbst zufrieden. Sie vermag das leicht zu erreichen, indem sie die Grasmücken und ihre Geistesverwandten im festen Glauben erhält und ihnen, wenn sie schon ja einmal ungeduldig werden, gute Worte giebt. Es bedarf nur des Hinweises auf die Wichtigkeit der Grasmücke im Staatshaushalte, auf ihre oft erprobte Opferwilligkeit, ihre Toleranz und Humanität, um allen leisen Widerspruch sofort zu ersticken."

„Wäre es nicht am Ende doch angebracht, daran zu erinnern, daß die Kuckucks ja auch selber Nester bauen und von Rechtswegen selbst für ihre und der Ihrigen Nahrung Sorge tragen könnten; daß es sich ferner füglich empfehle, nur dann Hasen zu schießen, wenn man ihnen vom eigenen Kohl giebt?" fragte ich.

Es kostete Goethe offenbar Ueberwindung, mir hierauf zu antworten.

„Mit Spitzfindigkeiten, mit Fug und Recht macht man keine Politik," sagte er dann. „Das Naturgesetz dictirt uns unser Thun und Lassen. Ich bezweifle nicht, daß Sie, als Menschenfreund genommen, Recht haben; als Menschenkenner vermögen Sie nimmermehr zu bestehen. Kuckuck- und Hasen-Natur gewähren gewisse Vorrechte, die dem Gegenpart entsprechende Pflichten auferlegen; alles dies ordnet sich selbstthätig und in vollem Frieden. Es hieße Unfrieden stiften, es hieße den Plan der Schöpfung freventlich stören, suchte man hier zu ändern und zu reformiren."

„Aber der Mensch ist kein Hase," erwiderte ich. „Nachdenken über seine Lage wird ihn früher oder später —"

Er sah mich durchbohrend an. „So ist es Pflicht der Politik, ihn zum Hasen zu erziehen, ihn diesem Staatsbürger-Ideal näher zu bringen. Versagt Güte, nun wohl, dann möge Schärfe dafür sorgen; versagt aber Schärfe — und das thut sie ausschließlich Nichthasen gegenüber — so ist das vollgiltiger Beweis dafür, daß einer neuen Jägerkaste Zeit gekommen ist. Ich bedaure nur eins, lieber Eckermann —"

„Welches?" fragte ich.

Digitized by Google

„Daß nach fünfzig und hundert Jahren dies einfache Princip immer noch nicht allgemein anerkannt sein und daß dadurch Grund zu immer neuem, unfruchtbarem Gezänk und Blutvergießen gegeben werden wird. Und so fortan.“ —

Die Internationale Kunstausstellung.

6. England und Frankreich.

Die beiden Vorländer europäischer Kunst sind auf unserer Ausstellung äußerst schwach vertreten. Das ist nicht etwa die Schuld jener beiden Länder, sondern lediglich die Schuld der Ausstellungsleitung. An sich herrscht in den europäischen Kunstcentren nur geringe Neigung, in einer Stadt von künstlerisch so unbefestigtem Charakter wie Berlin überhaupt auszustellen. Will Berlin daher etwas haben, so muß es werben. Aber das verträgt sich natürlich einmal wieder nicht mit der Würde der Akademie und des herrschgewohnten Preußenthums, und so steht man denn nach wie vor der bedauerlichen Thatsache gegenüber, daß man nichts Rechtes bekommt. Es fallen einige Brosämlein ab: daran möge man sich Genüge thun!

Aber vielleicht ist der Ausstellungsleitung diese schwache Betheiligung der Engländer und Franzosen gar nicht so unwillkommen. Sieht es doch jetzt fast auf ein Haar so aus, als ob in Paris und London nach ungefähr den gleichen Principien gearbeitet würde wie im kaiserlichen Berlin und dann hätte das kaiserliche Berlin ja also Recht. Wirklich haben mir auch schon Leute, die von Kunst nichts verstehen, triumphirend versichert, die diesjährige Ausstellung beweise, daß man von all den Verrücktheiten nun allmälig abkomme. Ich hatte die größte Mühe, den verehrten Herrschaften auseinanderzusetzen, daß die diesjährige Kunstausstellung eben — nichts beweist. Sie ist ein Zufallsproduct, bald gut bald schlecht, und ganz ohne Plan componirt.

Welch herrliche Kunst hat England, wie klar und sicher in den Zielen, wie festruhend in den Fundamenten, wie edel-geläutert im Geschmack! Es müßte eine Wonne sein, etwa aus dem letzten Lustrum ein anderthalbhundert Bilder zusammenzustellen, die uns diese reine Kunsthöhe versinnbildlichen könnten. Das wäre bei dem Stolz und der Uninteressirtheit der britischen Herren gewiß kein kleines Stück Arbeit, aber es wäre ein lohnendes Stück Arbeit. Und die Bilder wären uns Boten einer vollen Cultur. Denn so recht im Gegensatz zu den Deutschen berechnen die englischen Maler von vornherein ihre Schöpfungen auf den Raum, in dem sie wirken sollen. Aesthethisch schöne Räume verlangen auch ästhethisch schöne Bilder. Farben und Linien dürfen nichts Schreiendes, nichts Gemeines haben. Sie sollen leuchten, gewiß! sie sollen das Auge magisch auf sich ziehen! aber sie sollen das Auge zugleich beruhigen. Da sieht man Bilder, die für helle, weite Säle bestimmt sind, in denen neben einladender Behaglichkeit doch auch wieder eine distanzgebietende Vornehmheit waltet. Da sieht man andere, die ein kleines dämmeriges Cabinet voraussetzen, und dort wieder ein halbverborgenes Eckchen, wo man sich zum Plaudern niederläßt und die Augen träumend umherschickt. Man sehe z. B. die kleinen Bildchen der Glasgower Maler, von denen ja immerhin einige wenige auch diesmal sich zu uns verirrt haben, etwa das stille Flußstück in Blau und Grün von Harrington Mann oder den eigensinnigen Kopf eines halbwüchsigen Mädchens von Newbury, oder auch Anderes von Hamilton oder Nisbet oder Alexander Frew, und man wird alle diese feindurchdachten Kunstschöpfungen erst verstehen, wenn man sie im Geiste in den dazu passenden Innenraum versetzt — in Innenräume, wie wir sie in Berlin leider nicht haben, wie wir sie eben erst nachzumachen beginnen. Dann trete man vor das große Bild von Frank Brangwyn: ich wüßte in der That keinen Berliner Salon, in dem es sich stilvoll ausnähme. Aber ich habe mir von englischen und Pariser und Brüsseler Zimmereinrichtungen erzählen lassen, wo solch ein Bild hingehört. Die Berliner handeln aus einem leider nur zu richtigen Instinct, wenn sie an Brangwyn's „Fischzug“ kopfschüttelnd vorübergehen. Es ist Caviar für sie, sie verstehen es nicht, sie wissen nichts damit anzufangen. Diese träumerische Lässigkeit der Bewegungen, diese sanfte Herrschaft des tiefen Meerblau, diese so gar nicht vom Verstande dictirte, rein aus ästhetisch-decorativen Bedürfnissen hergeleitete Composition, alle diese Vorzüge können nur an einer ruhigen weiten Wandfläche sich entwickeln, wo der störende Kleinkram, mit dem die Berliner ihre Wände „malerisch“ ausstaffiren, völlig entfernt ist. Es wundert mich daher nicht, daß man für dieses Bild hier kein Verständniß findet. Es ist leider das Beste der englischen Abtheilung. Es ist so gut, daß man es beinahe fortwünschen möchte.

Eher dürfen die Porträts von Ouleß, Sauter u. A. auf Entgegenkommen rechnen, gerade weil sie wohl nicht so gut sind, als sie eigentlich sein könnten. Von Fowler, von Walter Crane können die hergeschickten Sachen kaum einen Begriff geben.

Aber da ist ein Bild von John Collier: ein gut angezogenes, sorglich frisirtes junges Mädchen mit jenem echt englischen Unschulds-Ausdruck, entschlafen unter Blumen auf einem wirksam hingestellten Pfühl. Das soll die Albine aus Zola's Roman vom Sündenfall des Priesters Mouret sein. Den Roman kennen zwar in Berlin nur die Wenigsten — er gehört Zola's Frühzeit an und ist wohl das Poesie-Erfüllteste, das er je geschrieben hat — aber das Bild verstehen sie doch. Und in der That, es läßt sich um so besser verstehen, je weniger man den Roman gelesen hat. Denn von jener internationalen Süßlichkeit und Wohlanständigkeit auf Collier's Bild ist bei Zola, man wird's mir glauben, nicht die kleinste Spur.

Nun aber, wo ich das Collier'sche Bild genannt habe, kann ich auf den Rest getrosten Muthes verzichten. Er ist von verwandter Art, sehr gefällig und freundlich, ein bißchen mysteriös zuweilen, aber im kunsterzieherischen Sinne nicht zu verwenden.

Der französische Saal ist mir, ehrlich gestanden, für dies Mal noch fataler als der englische. Die Engländer behalten leicht etwas Prüdes, aber die Franzosen bekommen so unangenehm rasch etwas Gemeines. Ihre Kennerschaft in Allem, was „Fleisch“ heißt, ist ihnen künstlerisch unausgesetzt im Wege. Wo die Lüsternheit eben einsetzt, hört die Kunst allemal auf. Einen Rausch kann sie entfesseln, eine wilde Orgie sogar, aber dies raubthierhafte Umherschleichen auf leisen Pfoten ist ihr im Innersten zuwider. Natürlich rede ich hier nur vom geringeren Durchschnitt der französischen Künstler. Aber gerade der hat uns ja mit seinem Besuche beehrt.

Wie ich es mir zur steten Pflicht gemacht habe, schweige ich darüber, und auch noch über Anderes, das nicht einmal uns Reichshauptstädter belehren kann. Was dann noch der Erwähnung werth bleibt, ist sehr wenig.

So will ich auch von Besnard diesmal schweigen. Es kann nur ein vom Künstler selbst uncontrolirter Zufall gewesen sein, der uns das unbedeutende kleine Bildchen hierhergeführt hat. Auch weßwegen ich Lunois bewundern soll, sehe ich durchaus nicht ein. Seine spanischen Tänzerinnen hatten wir in gleicher nur weit intensiverer Auffassung bereits im Vorjahre vom Amerikaner Dannat hier.

Aber ich mache Halt vor Pierre Lagarde. Warum hört man diesen ausgezeichneten, als Dichter und Techniker gleich vortrefflichen Maler, so selten nennen? Giebt es etwa viele Bilder von solch vornehmer Eigenart, wie seine egyptische Landschaft und sein sterbender Holzhacker im verschneiten Walde? Wir Deutschen, meine ich, sollten gerade diesen Maler schätzen und lieben. Er steht uns so nahe. Nur weiß er, als Franzose, sich etwas feiner auszudrücken. Aber jener leise Anstrich von Eleganz ist doch nicht stark genug, um verstimmen zu können. Es liegt das so in der Rasse. Aber die Poesie, die Größe, die Empfindungsstärke liegen in der individuellen Natur.

Herr Boldini, der uns im vorigen Jahre so herzhaft zu lachen machte, der uns mit seinem fröhlichen Temperamentsausbruch so geistreich bestrickte, tritt in diesem Jahre weit zahmer und fast etwas langweilig auf. Die paar impressionistischen Landschaftsstudien hätte er getrost zu Hause behalten können. Sie sind ohne Feinheit und Eigenart. Dankenswerth ist eigentlich nur sein Menzel-Porträt, und auch dieses hauptsächlich, weil wir unseren verehrten Altmeister in der Auffassung eines fremden Volkstemperamentes sehen. Denn wir selber, dünkt mir, sehen ihn doch wohl etwas anders.

Von Raffaëlli ist die Ansicht des Trocadero-Palastes ein sehr gutes Bild, auch für die Art des Künstlers recht charakteristisch. Das sieht so leicht hingezeichnet Alles aus, so „gelegentlich“, und es steckt doch so viel bewußte Kunstüberlegung dahinter. Mit den einfachsten Mitteln wird eine große Illusion erzielt. In Luft und Licht sehen wir Conturen verschwimmen und hervorleuchten, Menschen und Häuser beben, wie wenn wir selbst über die Straße schreiten und Nichts um uns her feststeht.

Von großen französischen Bildnißmalern sind Jacques Blanche und der noch nicht hier vertretene gewesene Antonio de Gandara erschienen. Sie bilden sehr entschiedene Gegensätze. Blanche hat etwas impressionistisch Derbes. Er läßt seinen Bildern gern einen gewissen Ausdruck von Flüchtigkeit, daß man die Arbeit des Pinsels noch deutlich vor sich sieht. Dafür weiß er aber auch seine Opfer fest zu packen. Besonders hervorragend ist diesmal das Bildniß eines säuerlich-würdig dreinschauenden priesterlichen Herren, dessen eines Auge, höchst auffallend, ein Monokel ziert. Dieser Typus ist bei uns völlig unbekannt. Man kann sich aber recht gut vorstellen, daß es anderswo Derartiges giebt. Man kann es sich vorstellen, weil es uns Blanche so plausibel macht.

Den Namen „Gandara“ bitte ich mit Ehrfurcht auszusprechen. Er gehört einem der echtesten und dabei vornehmsten Künstler der modernen Welt. Gandara ist ein Dunkelmaler, aber wahrlich nicht alten Stiles. Er läßt nur aus dem Dunkel, aus schwärzestem Dunkel sogar, einen milden silberigen Lichtschein erstehen, und darein versetzt er seine Figuren und stellt sie dann bis zu vollendeter Deutlichkeit vor uns hin. Wie stolz, prinzessinnenhaft-stolz, steht nicht da seine wunderschöne Princesse de Chimay! Etwas theaterhaft, aber wie es in Pariser Salons Eindruck macht! Und wie lieblich-lind das zweite Bild: die häubchenbekleidete Bonne, wie sie leise, ach so unendlich leise! — behutsam, als gälte es einer Kranken, mit dem Theebrett zur Thür hineinkommt! Man sieht nur das jugendlich-milde, mitleidig-lächelnde Gesicht und das Tablett mit dem feinen weißen Service. Und das ist mit einer Discretion, einem ästhetischen Feingefühl dorthin gehaucht, daß man kaum begreifen kann, wie einem von Menschenhand geführten Pinsel dergleichen gelingen kann.

Franz Servaes.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage
in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Fred Graf Frankenberg

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71

Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet M. 5. —; elegant gebunden M. 6. —

Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war. Das Buch ist

= ein literarisches Anisum, das diesseits wie jenseits =
= des Rheins großes Aufsehen erregen wird. =

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Anfänge der evangelisch-socialen Bewegung. Von Karl Hegewisch. — Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers. Von Dr. med. A. Wolfensberger (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Giosuè Carducci. Von V. Matthes. — **Feuilleton.** Abschied. Von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Die Sommer-Monarchie. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die Anfänge der evangelisch-socialen Bewegung.

Von Karl Hegewisch.

Das bekannte vom Freiherrn von Stumm veröffentlichte Telegramm des Kaisers und der Erlaß des evangelischen Oberkirchenrathes über die politische Thätigkeit der Geistlichen, findet theils direct, theils indirect Befürwortung bei dem Pfarrer Paul Göhre zu Frankfurt a. O., dem Verfasser der Studie „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche". In seinem kürzlich bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig herausgegebenen Buche „Die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele" kommt er auf Grund seiner historischen Forschungen zu Ergebnissen, die sich mit den Ansichten der beiden erwähnten Schriftstücke decken. Die Entwickelung der Bewegung, wie sie sich nach seiner Anschauung vollzogen, führt ihn zu der Ueberzeugung, daß dem Geistlichen bei der Lösung der socialen Frage eine andere Aufgabe zufalle als dem Laien.

Den Vater des evangelisch-socialen Gedankens sieht Göhre in Wichern, dem Schöpfer der inneren Mission. In dem „tollen" Jahr 1848 rief er ihn zuerst auf dem Kirchentag zu Wittenberg in die Welt hinaus. Er sah, früher als die meisten seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen, daß die Stürme dieses Jahres nicht bloß das Werk einiger unruhigen Macher waren, auch nicht bloß politische Beweggründe hatten, sondern daß die wachsende wirthschaftliche Calamität unseres Volkes mit die Hauptursache war, daß, vor Allem durch sie hervorgerufen, der ganze sociale und sittliche Boden unseres Volkslebens sumpfig, ungesund und unsicher geworden war, so daß in ihm die Unzufriedenheit, die Gewaltthat, die revolutionäre Gesinnung nur zu gut Wurzeln schlagen konnte. So forderte er, als allein wirksames Gegenmittel gegen diese zersetzenden Störungen, vor Allem gründliche Abhülfe aller äußeren wirthschaftlichen Noth der kleinen Leute und auf dieser Unterlage Durchdringung aller socialen Verhältnisse mit den sittlichen Kräften des evangelischen Christenthums.

Aber Wichern gebar den Gedanken nicht nur und rief ihn in die Welt hinaus, er ging auch sofort an's Werk, ihn — wie er meinte — zur That zu machen. Ueberall, wo Noth war, in seiner Vaterstadt Hamburg vor Allem, aber auch sonst im deutschen Vaterlande, griff er helfend zu. Er gründete in Hamm bei Hamburg in der kleinen Ruge'schen Gärtnerei das weltberühmte Rauhe Haus (Ruge's Haus), das zur Rettung für Tausende verwahrloster Knaben, zur Bildungsstätte von Hunderten von dienenden Brüdern, zur Hochschule für alle Berufsarbeiter der Innern Mission geworden ist. Er regte die Gründung ähnlicher Anstalten auch in anderen Theilen des Reiches an; er faßte alle sonstigen ähnlichen, bisher vereinzelten, vielfach nur in Anfängen bestehenden Werke und Einrichtungen der Innern Mission im deutschen Lande zusammen, zog sie aus ihrer stillen Verborgenheit, und machte ihre Pflege und Förderung zu einer öffentlichen Angelegenheit. Er rief immer von Neuem Mitarbeiter auf und fand immer mehr, je länger und lauter er rief; er verdoppelte, vervierfachte, verzehnfachte seine Helferkräfte, seine Gründungen und deren Leistungen, und nach fünfundzwanzig Jahren stand, wie aus der Erde geschossen, der große freigewachsene Baum der sogenannten Innern Mission blühend da und ragt, noch heute wachsend und viele beschirmend, über das deutsche Land in den Himmel hinein. Seine Aeste und Zweige, seine Blätter und Blüthen, seine Früchte sind heute aller Welt bekannt; es sind die ungezählten Krippen, Kindergärten und Kleinkinderbewahranstalten, die Rettungshäuser für gefährdete Knaben und Mädchen, die Asyle für Gefallene und für Trinker, die Anstalten für Epileptische und Idioten. Es sind die mehr als vierhundert Herbergen zur Heimath, die Verpflegungsstationen und Arbeitercolonien, die Jünglings- und Jungfrauenvereine, die Diakonen- und Diakonissenhäuser. Die letzten vor Allem wirken weithin und segensvoll. Heute schon giebt es mehr als fünfzig deutsche Diakonissenanstalten. Rund 8000 Diakonissen, die aus ihnen hervorgegangen waren, waren im Jahre 1894 in unserem Vaterlande thätig auf mehr als 3500 großen und kleinen Arbeitsfeldern. Dazu gehörten allein 680 Krankenhäuser.

Und doch, meint Göhre, prüft man alle diese Werke der Nächstenliebe und Nächstenhülfe an dem letzten Ziel, das Wichern einst in Wittenberg verkündigt hatte, so muß man trotz Allem sagen: evangelisch-sociale Arbeit sind sie gleichwohl nicht. Denn wie eine nunmehr vierzigjährige Erfahrung beweist, leisten sie alle nur Hülfe von Fall zu Fall, und fast immer nur Einzelnen. Damit mildern sie wohl viel sociale Noth, aber sie verstopfen nicht die wirthschaftlichen Quellen, aus denen diese täglich immer neu und verheerend hervorbricht. Es ist Wohlthätigkeit, nicht sociale Thätigkeit, die sie leisten; Einzelhülfe, nicht Massenhülfe, die allein wirksam ist gegenüber der Massennoth unserer Zeit; Augenblickshülfe, nicht dauernde gründliche Hülfe durch sociale Reform für

Digitized by Google

das ganze Volk. Und auf diesen neuen gewissermaßen ungewollten Wegen der Hülfe von Fall zu Fall, die Wichern schließlich dauernd ging, entstand so etwas ganz Anderes, als er Anfangs eigentlich wohl selbst gewollt hatte, das neue, eigenartige, selbstständige Gebilde der Innern Mission, die aber nach alledem nun und nimmermehr dasselbe wie die evangelisch-sociale Bewegung, auch nicht deren Anfang ist. So kommen wir zu dem Endergebniß: Wichern ist wohl der Vater des evangelisch-socialen Gedankens, aber nicht auch zugleich der Schöpfer der evangelisch-socialen Bewegung, die den Gedanken durch sociale Reform in die That umsetzen möchte.

Den ersten Anstoß zur eigentlichen Weiterentwickelung des evangelisch-socialen Gedankens gab Viktor Aimé Huber. Huber war ein Zeit- und Altersgenosse Wichern's und mit ihm befreundet. Er war von 1833 bis 1851 Professor der neueren Philologie und Literatur in Rostock, Marburg und Berlin; seitdem lebte er als Privatmann in Wernigerode am Harz, wo er im Juli 1869 starb. Seine eigentliche socialpolitische Wirksamkeit fällt, wie bei Wichern, in das fünfte und sechste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Auch Huber steht auf dem Boden der Innern Mission und hofft von ihren Trägern das sociale Heil. Das Ziel, das Wichern 1848 in Wittenberg allen lebendigen Christen seiner Zeit gesteckt hatte, ist auch das seinige. Aber um es zu erreichen, schlägt er zuerst, im Gegensatz zu Wichern, consequent andere Bahnen ein. Er zum ersten Male hält die persönliche Liebesthätigkeit der Innern Mission, die Einzelwohlthätigkeit, die sie proclamirt, zwar auch für unumgänglich nothwendig, aber nicht für ausreichend zur Heilung der socialen und wirthschaftlichen Schäden. Er verlangt daher neben ihr wirthschaftliche Reformen im großen Stil, im christlich-conservativen Sinne, für das gesammte Vaterland. Als Mittel und Weg dieser Reformen empfiehlt er durch Wort und Schrift, durch That und Beispiel Genossenschaftsbildungen in jeder Form, in jedem Umfange, an jedem Orte, für Berufe und wirthschaftliche Unternehmungen jeglicher Art. Er hält diese genossenschaftliche Organisation gleich heilsam für Handwerk und Handel, Industrie und Landwirthschaft. Er wirbt für Productivgenossenschaften, Dahrlehnsgenossenschaften, Wohnungsgenossenschaften, Consumgenossenschaften, Einkaufsgenossenschaften und alle anderen. Die Genossenschaft sans phrase scheint ihm das Rettungsmittel für Alle und Alles. Außer ihr sieht er kein anderes irgendwie brauchbares Mittel der Abhülfe gegenüber den immer wachsenden wirthschaftlichen Schäden und socialen Nöthen. In ihr allein findet er den möglichen Weg, von dem Boden der herrschenden und sich immer mehr verfahrenden wirthschaftlichen Verhältnisse aus in allmäliger organischer Entwickelung zu gänzlich neuen und beglückenden volkswirthschaftlichen Organisationen zu kommen, die, jederzeit weiter entwickelungsfähig, die endliche Ueberwindung der Manchestersystems und seiner zerrüttenden Folgen für das Volksganze, sowie dessen Ersatz bedeuteten.

Wenn er sich dann mit der Ausführung dieses genossenschaftlichen Zieles beschäftigt, bleiben immer der Staat und dessen Unterstützung für ihn ganz außer Betracht. Er war eben bis an sein Ende ein schroffer Gegner des constitutionellen Staatswesens und hoffte auf dessen Zusammenbruch und auf die Rückkehr zur „absoluten Monarchie von Gottes Gnaden". Er war darum erst recht auch Gegner des allgemeinen geheimen und directen Wahlrechts und glaubte nie, noch bis 1867 nicht, an seine Verwirklichung. Aus diesen und anderen Gründen ließ er in seinen volkswirthschaftlichen Reformvorschlägen den Staat außer Acht. Er legte vielmehr immer das Hauptgewicht auf die Selbsthülfe der wirthschaftlich schwachen, reformbedürftigen Volkskreise und auf die Mithülfe aller aufrichtig christlich und conservativ gesinnten Gebildeten und Besitzenden, die er seinerseits wieder hauptsächlich in den Kreisen der Innern Mission suchte. Ihnen vor Allen stellte er die Anregung, Bildung und Förderung solcher Genossenschaften unermüdlich als sociale Aufgabe vor Augen, kraft ihres christlichen Gewissens und ihrer christlichen Liebesverpflichtung. Die Genossenschaften selber dachte er sich erfüllt vom Geiste der Bruderliebe, der Solidarität, der gegenseitigen Zucht, der gleichlohnenden Gerechtigkeit und des Friedens. Dieser Geist schien ihm das nothwendigste und wichtigste Bestandtheil jeder Genossenschaftsbildung, ihr Rückgrat und ihre treibende Kraft. Ohne ihn mochte und konnte er sich überhaupt keine Genossenschaft lebensfähig denken. Solcher in den Genossenschaften verkörperter Geist galt ihm als das einzige Mittel zur gründlichen Bekämpfung der Selbstsucht, der Faulheit, des mühelosen Erwerbes in unserem wirthschaftlichen Leben, und zur besseren Erziehung Aller. In den Satzungen der Genossenschaften sollte er womöglich zum Ausdruck kommen, und jedenfalls sollten Paragraphen darin enthalten sein, die ihn fördern halfen. Endlich sollte auch der obengenannte Helferkreis aus den „höheren" Schichten der Gesellschaft in demselben Sinne unablässig einen sittlich und religiös erzieherischen Einfluß auf den ganzen Kreis der Genossenschaften, zu dem diese Helfer ja selbst gehörten, geltend machen.

Das sind — in Göhre's Umrissen — die genossenschaftlichen Reformgedanken Huber's. Prüfen wir sie auf ihre innerste Art, so müssen wir sagen: ihr treibendes Motiv, aus dem sie entstanden, ist aufrichtige christliche Bruderliebe; der Geist, der sie durchweht, ist der Geist aller sittlichen Kräfte und Ideale des evangelischen Christenthums; der Weg, den sie weisen, ist der Weg wirklicher, wirthschaftlicher Neuorganisationen für die Gesammtheit des Volksganzen; und die Wirkung, die sie wollten, war ebenso wirthschaftliche wie sittlich-religiöse Förderung der Genossen. Also keine Wohlthätigkeit, keine Einzel- und Augenblickshülfe, kein Almosen, sondern sociale Reform in christlichem Geiste! Damit aber war der erste Schritt der Entwickelung des evangelisch-socialen Gedankens über Wichern hinaus gemacht. Huber ist der erste, der ihn that; er ist der erste Evangelisch-Sociale, der sich mit dem Geiste und dem Princip Wichern's im Herzen auf das weite, damals noch fremde und gefürchtete Gebiet der Volkswirthschaft begiebt und hier seine Forderungen formulirt im Namen des Christenthums: das genossenschaftliche Programm Huber's ist somit das erste eigentlich evangelisch-sociale Programm gewesen. Das ist das Bedeutungsvolle an Huber's Arbeiten, das, was ihnen bleibende Bedeutung sichert.

Andererseits wendet Göhre ein, daß Huber's Reformvorschläge an Mängeln und Fehlern leiden, die es erklärlich machen, daß sie nie rechten Anhang, geschweige politische Vertretung, und daß sie bisher nur eine ganz schüchterne praktische Verwerthung gefunden haben. Andere — vor Allen Schulze-Delitzsch und Raiffeisen — haben neben und kurz nach ihm die Einbürgerung und Verbreitung der Genossenschaften jeglicher Art erreicht. Woran lag es, daß dies Huber nicht vergönnt war? Einmal lag es sicher an der großen Unsicherheit und Schwerfälligkeit, mit der er seine Reformgedanken mühsam, ruckweise und niemals recht klar und allgemeinverständlich entwickelte. Ferner an der Gleichgiltigkeit jener völlig in den Lehren des Manchesterthums befangenen Zeit. Es lag weiter daran, daß er jede politische Genossenschaft bekämpfte und damit sich selbst des besten Agitationsmittels, der Vertretung und Verbreitung seiner Ideen durch eine socialpolitische Gruppe oder Partei von vornherein beraubte. Gerade diese unpolitische Seite seines genossenschaftlichen Programms war ein besonderer Fehler und eben nur erklärlich aus seiner ultraconservativen Vergangenheit. Auch das war ein großer Fehler, daß sich Huber, wohl aus demselben eben angeführten Grunde, von der patriarchalischen Beurtheilung der hülfsbedürftigen Volkskreise nicht freimachen konnte und dem entsprechend die Durchführung seines ganzen

Digitized by Google

genossenschaftlichen Programms von der Beeinflussung und Bevormundung der Nothleidenden und genossenschaftlich zu Stützenden durch die „christlichen Gebildeten und Besitzenden" abhängig machte. Und das zu einer Zeit, wo die Sehnsucht nach Selbstständigkeit nnd Freiheit gerade diese social gefährdeten Kreise ebenso fieberhaft zu erfüllen begann wie der Drang nach dauernder wirthschaftlicher Sicherung und Besserung! Ferner ist auch eine gewisse Planlosigkeit bei der beabsichtigten Verwirklichung nicht zu leugnen: Huber wollte solche Genossenschaften gebildet wissen, sofort, wo immer eine Gruppe von Menschen es irgend wie verlangte. Vor Allem aber hing seinem Programm der Fehler der Einseitigkeit an. Gegenüber der Vielheit und Verschiedenheit der wirthschaftlichen Gebilde unseres Erwerbslebens hat er immer nur dies einzige Heilmittel: die Genossenschaft. Göhre wendet ein, daß es ein solches Universalheilmittel nicht giebt, daß es, wo es auftritt, auf Einbildung beruht und ihre Anwendung sociale Quacksalberei bedeutet. Diesem Vorwurfe vermag sich auch das ausschließlich genossenschaftliche Programm Huber's so wenig zu entziehen, wie z. B. die Bodenbesitz-Reformforderungen oder das Dogma der Socialdemokratie von der Verwandlung alles Privateigenthums in Gemeingut.

Der Erfolg der mehr als zwanzigjährigen aufopfernden Wirksamkeit Huber's war dementsprechend auch gering. Selbst die Geistlichkeit blieb ihm kühl und verständnißlos gegenüber. Später hat sich in Berlin die „Deutsche Centralgenossenschaft" gebildet, um Huber's genossenschaftliche Ideale in unserer Zeit bekannt zu machen und zu verwirklichen. Sie arbeitet wacker und fleißig an ihrem Ziel, aber augenblicklich noch ohne packenden Erfolg und weitreichenden Einfluß. Wie dem Allen aber auch sei, — es bleibt Huber's dauerndes Verdienst, als erster den evangelisch-socialen Gedanken über seine ersten Anfänge hinaus entwickelt, seiner Almosentendenzen entkleidet und ihm die Richtung auf sociale Reformen im Großen und von Grund aus gegeben zu haben.

Die nächste Stufe der Entwickelung knüpft sich an den Namen und die Arbeit des Pastors Rudolf Todt. Er war zuerst Pfarrer in Barenthin, später, von 1882—87 Pfarrer und Superintendent in Brandenburg a. H. Er ist bereits im Jahre 1887, in einem Alter von noch nicht 49 Jahren schnell gestorben. Zehn Jahre früher, im Jahre 1877, schrieb er auf eine gelegentliche Anregung Stöcker's hin das Buch: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft." Dieses Buch war eine That, durch die Todt die evangelisch-sociale Bewegung um ein großes Stück vorwärtsgebracht hat, ja durch die er der eigentliche — wenigstens theoretische — Bahnbrecher der Bewegung in Deutschland geworden ist. Todt's Absicht ist es, in dem Buche „eine Darstellung des socialen Gehalts des Christenthums und der socialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testaments" zu geben. Er nimmt zu diesem Zwecke Gedanken nach Gedanken, Forderung nach Forderung der deutschen Socialdemokratie vor, schildert sie mit eiserner Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit und prüft jede einzelne von ihnen an socialen Gedanken und Forderungen des Neuen Testaments. Auf Grund der Ergebnisse, zu denen er bei diesem Vergleiche kommt, formulirt er sodann eine Reihe von Reformaufgaben zugleich der Besitzenden wie der Besitzlosen, des christlichen Staates wie der evangelischen Kirche.

„Fast alle Anklagen der Socialdemokratie gegen die heutige Gesellschaftsordnung sind berechtigt. Außer dem Atheismus widerspricht kein einziger ihrer Grundgedanken und keine einzige ihrer Forderungen dem Inhalt des Evangeliums, vielmehr werden alle auch von diesem gefordert. Nur die Art und Weise, wie die socialdemokratische Partei sie verwirklichen will, ist unevangelisch, zwecklos und unmöglich. Nach alledem muß jeder Christ Socialist, aber nicht Socialdemokrat sein. Dem atheistischen Socialismus der Socialdemokratie ist ein christlicher Socialismus gegenüber zu stellen. Dieser muß nicht durch Classenkampf, wie die Socialdemokratie will, sondern durch Reformen verwirklicht werden, die der christliche und monarchische Staat, von den Besitzenden, Besitzlosen und der Kirche unterstützt, durchzuführen hat. In diesem Eingreifen des Staates liegt allein das Heil. Nur der Staatssocialismus auf christlicher Grundlage, ohne Kürzungen und Clauseln, ist das wirthschaftliche Princip, das schließlich die Rettung gewährleistet."

Mit Recht darf Göhre sagen, daß alle diese Gedanken und Forderungen Todt's zusammengenommen das zweite Programm bilden, das die evangelisch-sociale Bewegung eine Zeit lang gehabt hat. Denn sie haben sammt und sonders den sittlich-socialen Gedankengehalt des Christenthums, den Geist der Nächstenliebe, das Streben nach Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit zu ihrem Ausgangsgebiet; sie haben sammt und sonders nur ein Ziel, die Herbeiführung eines menschenwürdigen culturgemäßen Daseins aller Armen und Gedrückten; und sie wollen dies Ziel erreichen durch gründliche, muthige, vielseitige Reformarbeit auf dem Felde des Wirthschaftslebens des gesammten Volkes. Damit aber sind wieder die drei grundlegenden Bedingungen für ein wahrhaft evangelisch-sociales Reformprogramm, wie sie sich im Laufe der Zeit seit Wichern ausgebildet haben, erfüllt: die Reformvorschläge Todt's bilden in der That ein evangelisch-sociales Programm, das zweite in der Entwickelung der Bewegung.

Vergleicht man nun dies zweite Programm Todt's mit dem ersten aus Huber's Feder, so zeigt sich deutlich, welch bedeutsamer Fortschritt darin, trotz mancher großen Mängel und Irrthümer, die auch ihm anhaften, in der Weiterentwickelung der evangelisch-socialen Gedankenwelt gemacht worden ist. Zuerst in der absolut veränderten Stellung, die Todt, im Gegensatz zu Wichern, Huber und den meisten seiner theologischen Zeitgenossen, gegenüber der Socialdemokratie einnimmt. Für Wichern war freilich eine solche Stellung noch völlig ausgeschlossen gewesen, denn der Anfangs- wie Höhepunkt seiner Liebesthätigkeit für das nothleidende Volk fällt in eine Zeit, die von Socialdemokratie überhaupt noch nichts wußte. Aber Huber, der, wie wir sahen, seine ersten Gedanken erst in den sechziger Jahren bis 1869 hinan entwickelt hat, hätte schon eher Gelegenheit gehabt, zu der seit 1863 erstarkenden Lassalle'schen Bewegung Stellung zu nehmen. Er hat das öffentlich kaum jemals in bemerkenswerther Weise und jedenfalls niemals in irgendwie für Evangelisch-sociale vorbildlicher und grundlegender Form gethan. Todt ist der erste unter den Evangelisch-socialen, der diese wichtige Arbeit leistet, und zwar so, daß sie an Gründlichkeit nicht viel zu wünschen übrig läßt. Er hat sich nicht damit begnügt, sich etwa durch Urtheile dritter oder durch kürzere oder längere Auszüge aus socialdemokratischen Zeitungen oder sonst durch Hörensagen über die ganze Bewegung zu unterrichten. Er hat sie vielmehr wirklich studirt und kennt ihre Schriften schließlich besser als viele der wortführenden Genossen der Partei selbst. Er überschätzt sie, wie Göhre meint. Aber diese Ueberschätzung ward ein Segen, denn sie bewirkte unter allen Evangelisch-Socialen der nachfolgenden Zeit zweierlei. Sie bewirkte erstens, daß seitdem eine gründlichere Würdigung und ein tieferes, etwas objectiveres Verständniß der Socialdemokratie unter ihnen üblich wurde. Seitdem gilt es für Alle, die sich einigermaßen evangelisch-social oder christlich-social nennen, als ganz selbstverständliche Pflicht, die Socialdemokratie wirklich kennen zu lernen. Man beurtheilt sie vorurtheilsloser; man erkennt auch Berechtigtes in ihr an; man eignet sich selbst mit Recht große Theile ihrer furchtlosen Kritik an; ja man scheut sich je länger desto weniger, auch sonst das Gute, das sie auch hat, von ihr zu lernen, zu empfangen. Todt's Verdienst ist es, daß die Socialdemokratie als die ausschlaggebende Macht erkannt wurde, an der man sich vor Allem zu orientiren hatte. Damit

Digitized by Google

wurde — Göhre erblickt darin einen unendlichen, jetzt noch gar nicht abzusehenden Gewinn — in der Entwickelungsreihe der socialen Parteien und Systeme die evangelisch-sociale für immer hinter die social-demokratische gestellt, ganz ebenso, wie sich einst die social-demokratische ihrerseits an der der liberalen Manchesterideen orientirt und sich hinter diese gestellt hatte. Wie die social-demokratische Partei und Gedankenwelt erstand und wuchs aus den schlimmen Folgen des manchesterlichen Wirthschaftssystems, aus den Fehlern, die diesem anhafteten, aus der Kritik, die sie hervorriefen, und aus den Verbesserungsvorschlägen, die sich daraus ergaben und eben von der social-demokratischen Arbeiterschaft auf die Fahne geschrieben wurden, so ersteht jetzt die eigentliche lebensfähige evangelisch-sociale Partei im Gegensatz zur social-demokratischen, so wächst sie heute auf dem Felde, das durch die Fehler und Mängel dieses social-demokratischen Systems kräftig und fruchtbar gedüngt ist, so erstarkt sie immer mehr durch den starren Dogmatismus, in den diese je länger, desto mehr hineintreibt. Wie die Socialdemokratie sich zum wirthschaftlichen und politischen Manchesterthum verhält, so verhält sich die junge evangelisch-sociale Bewegung zur Socialdemokratie. Sie wird diese ablösen, wie diese jene abgelöst hat.

Noch einen dritten Fortschritt verdankt diese Sache Todt. Er zuerst hat der evangelisch-socialen Bewegung die Richtung auf's Politische gegeben. Auch das fehlte bei Wichern wie bei Huber noch gänzlich. Alle Unternehmungen Wichern's waren durchaus privater Natur, alle seine Vereine unabhängig von jeder öffentlichen oder gar amtlichen Person und Macht. Sie sollten ihre Lebenskraft ausschließlich aus sich selbst, ihr Ansehen und ihre Bedeutung allein aus ihren Leistungen empfangen. Ja, dieser private Charakter, diese ausschließlich freie Liebesthätigkeit sollte gerade ihre Eigenthümlichkeit und ihre Stärke sein. Huber's Genossenschaften waren ganz ähnlich gedacht. Sie sollten frei und ursprünglich aus den Bedürfnissen eines Ortes herauswachsen, sich ganz freiwillig bilden. Und in den wenigen Fällen, wo sie wirklich das Licht des Lebens erblickten, trugen sie auch diesen privaten unpolitischen Charakter, genau wie die Wichern'schen Vereine für Innere Mission. Das staatliche und politische Leben stand auch für sie außer aller Berechnung. Todt, mit den kritischen Waffen der Socialdemokratie ausgerüstet und durch die Schule der Kathedersocialisten hindurchgegangen, erkannte zuerst diesen privaten Charakter als unübersteigliche Schranke für eine wirklich durchgreifende, die Allgemeinheit umfassende sociale Reform. Er sah klar, daß eine solche nur möglich war mit Hülfe der Macht, die auf die Allgemeinheit wirklich entscheidenden Einfluß hat, die der Massennoth auch Massenhülfe entgegenzusetzen vermag. Und das ist der Staat, der ihm nicht nur ein rechtlicher Begriff mit bloßen Nachtwächterfunctionen war. Diesen Staat zu solchen gründlichen Reformen zu veranlassen, zu verhelfen, ja moralisch zu zwingen, sah er darum als ein Hauptziel aller Evangelisch-Socialen an. Er reclamirte geradezu den christlichen Staat für die evangelisch-sociale Bewegung als ihren Bundesgenossen. Er verlangte von ihm die Unterstützung und Ausführung der Ideen der Evangelisch-Socialen seiner Zeit und versprach als selbstverständliche Gegenleistung die Unterstützung solcher staatlichen Reformen durch seine Gesinnungsgenossen.

Aber auch dieser Fortschritt ist mit einer neuen großen Schwierigkeit erkauft, die zugleich mit ihm in die Bewegung hineinkommt und für die ganze Zukunft verhängnißvoll geworden ist. Sie ist bei Todt freilich nur erst wie im Keim vorhanden; aber schon kurz nachher ist dieser Keim, durch äußere Umstände begünstigt, zu einem die ganze Bewegung bis heute verwirrenden großen inneren Widerspruche aufgewachsen. Der Fehler besteht darin, daß die eben gewonnene Richtung der Bewegung in's Politische hinein durch Todt eine Art Doppelgesicht mit völlig verschiedenartigen Zügen, geradezu ein doppeltes Princip, das in sich schlechterdings unvereinbar ist, mit auf den Weg bekommt. Sie erhält nämlich einmal ein stark proletarisches, andererseits wieder ein stark conservatives Gepräge. Ersteres in dem Ziel, das ihr Todt steckt, letzteres in dem Programm, das er ihr zur Erreichung dieses Zieles zu formuliren sucht. Das Ziel ist nichts Geringeres als die Schaffung eines menschenwürdigen Daseins für alle Nothleidenden und Bedrängten!

Auch wahres, namentlich wahres christlich-sociales Christenthum ist ihm nur in conservativem Gewande recht vorstellbar. Und so schaut er, der selbstständig neue socialpolitische Ideen nicht zu produciren vermag, nothwendig nach der conservativen Seite um Hülfe aus, so wird der „Socialconservative" Rudolph Meyer vor Allem sein Lehrer, dessen Ideen sich ihm zu seinem Programm verdichten und ihm endgiltig den Stempel schwächlicher Vorsicht und conservativer Auffassung aufprägen. So lenkt Todt die ganze evangelisch-sociale Bewegung, nachdem er ihr diese, wenn man so sagen darf, stark proletarische Tendenz eingeflößt hat, doch andererseits wieder in das Fahrwasser einer durch und durch conservativen Strömung hinein, durchdringt sie mit dem behutsamen, durch allzuviele Rücksichten gegen die herrschenden und besitzenden Kreise gebundenen Geiste eines conservativen christlichen Socialismus und kettet sie damit geradezu an die bestehende conservative Partei an. Damit aber ist der totale innere Widerspruch dieser von ihm zu einer politischen Wirksamkeit erhobenen evangelisch-socialen Bewegung perfect: dort eine von anderen Parteien völlig unabhängige, hier eine an die conservative Partei geschmiedete evangelisch-sociale Gruppe; dort als Aufgabe nichts als die Arbeit für das Wohl aller nothleidenden Brüder, hier mindestens in gleicher Weise Interessenvertretung der Großen wie der Kleinen; dort ein unendlich hohes, großes und durch und durch originelles Ziel, hier verhältnißmäßig kleinliche, bei Anderen zusammengesuchte, kleisterähnliche Mittel. Und niemals hat dieser innere Widerspruch die evangelisch-sociale Bewegung wieder verlassen bis heute; heute bildet er sogar die Gefahr, die ihre ganze weitere Zukunft in Frage stellt, und die zu beseitigen Göhre als Hauptaufgabe aller Getreuen bezeichnet.

Ferner verweist Todt klipp und klar den Geistlichen aus dem lauten Parteikampfe in die stillere und social versöhnende Arbeit der einzelnen Gemeinde. Hier soll er das Wort von der unsichtbaren und doch wirklichen Welt Gottes im Herzen der Frommen und im Himmel des ewigen Lebens verkündigen; hier soll er die Liebe Aller predigen aus dem Geist unserer Zeit heraus und in tactvoller aber ehrlicher Anwendung auf unsere gegenwärtigen socialen Verhältnisse und Schwierigkeiten; hier soll er wirthschaftliches Unrecht und sociale Verrohung oben wie unten furchtlos, treffend und besonnen geißeln; hier soll er Gegensätze mildern und Streit und Neid weise zu schlichten suchen; hier soll er alle möglichen Werke der Inneren Mission pflanzen und pflegen; hier soll er der Schöpfer und Träger social fördernder Wohlfahrtseinrichtungen sein — in Allem ein Diener seiner ganzen Gemeinde, nicht ein Parteiführer nur einer socialen Schicht, vielseitig und gerecht, gründlich, selbstlos und parteilos.

Freilich einen inneren Widerspruch enthält auch dieser Theil der Darlegung Todt's. Unter die social versöhnende Thätigkeit, die der Geistliche innerhalb seiner Gemeinde zu treiben hat, rechnet er die Gründung und Leitung von Arbeiter- und Arbeiterinnen-, Bauern- und Handwerker-, Lehrlings- und Gesellenvereinen, deren Vorbilder er in den katholischen Vereinen dieser Namen sieht, und als deren Aufgaben er, ebenfalls nach katholischem Muster, Pflege des religiösen Lebens, Förderung der allgemeinen Bildung, Geselligkeit und gegenseitige Hülfeleistung in Unglücksfällen hinstellt. Damit aber durchbricht er wieder das Princip der socialpolitischen Neutralität, das er für die Kirche und ihre geistlichen Organe eben noch selbst proclamirte. Denn damit zwingt er die Geistlichen doch wieder in die parteiische Antheilnahme an Standes-

Digitized by Google

organisationen der kleinen Leute hinein, in denen das einseitige sociale Interesse wenn nicht von vornherein schon vorhanden, so doch dann im Laufe der Entwickelung, dem Zuge der Zeit folgend, sicher zum Durchbruch kommen muß. Andererseits zeigt sich auch an diesem Punkte wieder die Achillesferse des „Patriarchalischen" an Todt's evangelisch-socialen Anschauungen. Denn obwohl er eine ganz selbstständige Partei aller Evangelisch-Socialen, also auch aller noch religiös gerichteten evangelischen „Proletarier" anstrebte, neigt er hier doch wieder dazu, gerade den Proletariern die gleichwerthige Betheiligung daran wieder zu verkürzen und sie dafür mit der Mitgliedschaft in kirchlichen Standesvereinen abzuspeisen, die social und politisch weder Fisch noch Fleisch sind und deßhalb dem Drange der Leute nach gleichberechtigter Theilnahme an den Rechten und Gütern der modernen Cultur entgegentreten, anstatt ihn in geregelten Bahnen nach vorwärts zur Befriedigung zu leiten.

Aber Todt suchte auch die sociale Arbeit seiner Amtsbrüder und der kirchlichen Organe in That umzusetzen. Im December 1877 gründete er mit Stöcker und den Volkswirthen Adolf Wagner und Rudolf Meyer den „Centralverein für Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage". Damit machte er den Anfang zu einer Organisation der Anhänger des evangelisch-socialen Gedankens. Und so sehr stand für die Gründer des Vereins die Nothwendigkeit der socialen Reform im Vordergrunde, daß sie seine Grundlage als religiös schlechthin, nicht als christlich bezeichneten. Auch Juden waren von dem Beitritt nicht ausgeschlossen, und in der That haben einzelne Juden, wie der Königsberger Bankier und Schriftsteller Samter, dem Verein eine Zeit lang als Mitglieder angehört, der sich als Ziel nicht die Durchführung, sondern nur die Vorbereitung von Reformen gesteckt hatte. Allein das Programm schlug nicht ein. Der Centralverein gerieth in immer größere geistige Abhängigkeit von der 1878 begründeten Stöcker-Wagner'schen christlich-socialen Arbeiterpartei; an Stelle der religiösen Grundlage wurde die christliche gesetzt, und bald war der Uebergang zum Antisemitismus und Conservativismus vollzogen.

Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers.

Von Dr. med. A. Wolfsenberger (Berlin).

Selten hat eine wissenschaftliche Entdeckung die gelehrte und Laienwelt so allgemein in Aufregung versetzt, wie Röntgen's glückliches Experiment mit den X- oder Kathodenstrahlen. Schwindelerregende Perspectiven eröffneten sich dem Blick, aber die praktische Verwendung zumal in Fragen der chirurgischen und inneren Medicin scheiterte zum guten Theil noch an allerhand Schwierigkeiten. Die ersten nach der Veröffentlichung Röntgen's angewandten Röhren schlossen sich im Allgemeinen an die bisher bekannte Form der Hittorf'schen an. Die Kathodenstrahlen gingen von einer ebenen oder schwach gewölbten Elektrode aus; der erste von ihnen getroffene feste Körper war die gegenüberliegende Stelle der Glaswand, hier wurde ein grünlicher Fluorescenzfleck erzeugt, der den Ausgangspunkt der Röntgen-Strahlen bildete. Diese Röhren hatten indeß zwei wesentliche Nachtheile, indem sie weder wirksam noch scharf genug waren. Die Erfüllung dieser beiden Anforderungen setzt voraus, daß es zulässig ist, die Kathodenstrahlen in großer Menge auf eine möglichst kleine Fläche zu concentriren. Dies ist jedoch, solange Glas den Ausgangspunkt der X-Strahlen bildet, ausgeschlossen, da in Folge der starken Wärmewirkung der Kathodenstrahlen ein Schmelzen oder Springen an der getroffenen Stelle zu befürchten ist. Es ist daher ein wesentlicher Fortschritt, daß man, wahrscheinlich in Erinnerung an die Röhre, welche bereits Crookes zur Demonstration der Wärmewirkung der Kathodenstrahlen verwandte, jetzt zu einer Form übergeht, bei welcher in der Mitte der Kugel sich ein Platinblech befindet. Auf diesem werden die Kathodenstrahlen concentrirt und erzeugen hier die Röntgen-Strahlen. Alle nach diesem einfachen Princip hergestellten Röhren haben zunächst den Vorzug, daß die der Erhitzung ausgesetzte Stelle nicht mehr das leicht schmelzbare Glas, sondern das schwer schmelzbare Platin ist, so daß durch stärkere Concentration oder Kathodenstrahlen größere Wirksamkeit und Schärfe bei vermehrter Haltbarkeit sich erzielen lassen. Der zweite Vortheil beruht darauf, daß anscheinend die erzeugten Röntgen-Strahlen um so intensiver sind, je stärker das Material des Körpers, an dem sie erzeugt werden, die Strahlen selbst absorbirt. Glas absorbirt verhältnißmäßig weit weniger die X-Strahlen als Platin, dadurch wird die Verwendung dieses Materials wesentlich vortheilhafter.

Eine solche Röhre der eben beschriebenen Art mit zwei Elektroden, von denen die eine, die Kathode, aus Aluminium, die andere aus Platin gebildet sein muß, liefert unter Umständen gute Ergebnisse, dennoch hat die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin, in deren Auftrag und Laboratorium die Untersuchungen, über die ihr Ingenieur Dr. Max Levy*) berichtet, angestellt worden sind, eine andere Gestalt gewählt. Diese Röntgen-Röhren haben drei Elektroden, von denen die eine in der Mitte zwischen den beiden anderen gelegene aus Platinblech besteht, während die beiden anderen durch einen Aluminium-Hohlspiegel gebildet sind. Die Röhre besteht im Wesentlichen aus einer Glaskugel, die beiderseits horizontal und senkrecht nach unten in Glasröhren ausläuft, welche zur Aufnahme der drei Elektroden dienen. Die Verwendung zweier äußerer Elektroden und eines isolirten Platinbleches in der Mitte zum Auffangen der Kathodenstrahlen ist bereits bekannt. Die Röhren werden nun in ihrem Vacuum den Inductorien der verschiedensten Funkenlängen angepaßt, zunächst solchen von 5—20 Centimeter. Man erzielt mit ihnen selbst bei den kleineren Inductorien gute Wirkungen. Mit einem Apparat von $3^1/_2$ Centimeter Funkenlänge erhielt man innerhalb 2 Minuten das Bild einer Hand, auf welchem schon Knochenbälkchen zu sehen sind. Der Abstand war allerdings gering und betrug 10 Centimeter. Noch weit größeren Werth legt man jedoch auf die Möglichkeit, durch Vergrößerung der Intensität der Röhren direct Bilder des Körperinneren an einem Fluorescenzschirm hervorzurufen, weil die Photographie, so unschätzbar ihre Dienste auch bei der Verwerthung der X-Strahlen sind, doch viele Mißlichkeiten bietet. Schon das langwierige Exponiren und Entwickeln ist nicht Jedermanns Sache. Dann entstehen überall Schwierigkeiten, sobald es sich darum handelt, bewegliche Theile aufzunehmen, da in diesem Falle nur Moment-Aufnahmen in Frage kommen können, und diese wegen noch zu geringer Lichtstärke ausscheiden. Man ist also mit der Photographie nicht im Stande, die so sehr wichtigen Bewegungen der Gelenke und der Organe im Innern des Körpers zu verfolgen. Ferner würde auch die Photographie versagen, wo es sich darum handelte, schnell mittels der Röntgen-Strahlen eine Untersuchung des ganzen Körpers vorzunehmen, wogegen dieses bei der directen Beobachtung am Fluorescenzschirm mit einem „Durchleuchtungstisch" ohne Schwierigkeit möglich ist. Es ist nun thatsächlich gelungen, mittels eines Inductoriums von 15—20 Centimeter Funkenlänge, diesen neuen Röntgen-Röhren sowie einem guten Bariumplatincyanürschirm alle Theile des menschlichen Körpers, selbst bei Erwachsenen beliebiger Statur, sofern sie nicht zu fettleibig sind, und vor allen Dingen auch viele innere Theile des Körpers der Beobachtung zugänglich zu machen.

*) In seinem Vortrag in der Berliner Physiologischen Gesellschaft: „Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mittels Röntgen-Strahlen zu medicinisch-diagnostischen Zwecken", als Broschüre erschienen bei August Hirschwald in Berlin.

Digitized by Google

Es wurde bereits in englischen, amerikanischen und deutschen Zeitschriften berichtet, daß die Knochen der oberen Extremitäten, Schlüsselbein, Wirbelsäule, Rippen und Kniegelenk direct erkannt worden sind. Buka hat auch mitgeteilt, daß er bereits die Bewegung von Zwerchfell und Rippen bei der Athmung und auch die Umrisse des Herzens, jedoch nicht dessen Bewegung erkannt habe. Es sind nunmehr die Knochen der oberen wie der unteren Extremitäten und die Thätigkeit in den Gelenken mit den Levy'schen Röhren leicht erkennbar, aber auch die Durchleuchtung des Kopfes ist jetzt gelungen. Hier verschwinden zunächst die Haare vollständig, dagegen treten die Kopfhaut in ihrer Dicke, sowie die Höhlen der Schädel- und Gesichtsknochen, so die Stirnhöhle und Highmorshöhle deutlich hervor. Ferner können Stirnbein, Nasenbein, Oberkiefer- und Unterkieferknochen unterschieden werden. Am Halse sind die Luftröhre, das Zungenbein, der Kehlkopf, auch die Bewegung dieser Theile beim Schlucken, sowie endlich die Wirbel zu erkennen, bei letzteren kann man mit besonders guten Röhren auch die einzelnen Wirbel unterscheiden. Bezüglich der Knochen des Rumpfes sei erwähnt, daß das Knochengerüst des Brustkastens, das Schulterblatt mit seinen Fortsätzen, die vorderen wie die hinteren Theile der Rippen und die Wirbelsäule klar hervortreten, dagegen ist das Becken, sowie das Hüftgelenk schwieriger zu unterscheiden, wenn auch die Umrisse bei guten Röhren erkennbar sind. Von größter Wichtigkeit erscheint das Verfahren der directen Beobachtung am Fluorescenzschirm für die Erkennung der sich bewegenden Theile im Innern des menschlichen Körpers. Für das Bild der Thoraxdurchleuchtung hat Dr. Levy die Stellung gewählt, daß die zu untersuchende Person ihren Rücken der Röhre zukehrt, weil in dieser Stellung das Herz am deutlichsten und am wenigsten vergrößert hervortritt.

Zunächst sieht man in der Mitte des Schirmes einen breiten dunklen Streifen senkrecht von oben nach unten verlaufen, es stellt dieser die Wirbelsäule dar, unten erscheint diese Säule, gestützt durch eine nach oben gewölbte Kuppe, deren obere Grenze durch das Zwerchfell gebildet ist. Es dürfte dabei sehr interessiren, daß diese Gestaltung des Zwerchfells genau derjenigen entspricht, welche auf Grund theoretischer Ueberlegung schon seit langer Zeit als wahrscheinlich angenommen worden ist. An der linken Seite des Bildes erscheint vom Zwerchfell bedeckt die obere Lebergrenze in dem größten Theile ihrer Ausdehnung, während rechts unterhalb des Zwerchfelles, je nach dem Luftfüllungszustand kleinere oder größere Theile des Magens sichtbar sind. Bei der Athmung bewegen sich Zwerchfell und die mit diesem verbundene Leber senkrecht auf und nieder in einer Ausdehnung, welche bei Tiefathmung und gesunden Menschen 5—7 Centimeter beträgt und jedenfalls mit Leichtigkeit zu messen ist. Oberhalb der Zwerchfellkuppe erkennt man deutlich ein Schattenbild, welches der bekannten Form des Herzens entspricht und im Wesentlichen aus einem dunklen centralen und einem helleren umgebenden Theil besteht. Man beobachtet auch alsbald rhythmische Bewegungen, die man unschwer als Zusammenziehungen und Erweiterungen erkennen kann. Die Erscheinung wird um so leichter wahrnehmbar, wenn man die Herzspitze aufsucht und von hier aus die Bewegungen den Umrissen entlang weiter verfolgt.

Bezüglich der Bauchorgane liegt die Schwierigkeit vor, an dem Gesammtschattenbilde die Einzeltheile zu erkennen, da sich ihre Durchlässigkeit für die X-Strahlen nicht wesentlich von einander unterscheidet. Man wendet daher folgerichtig Methoden an, durch welche die Durchlässigkeit der einzelnen zu erkennenden Organe künstlich durch Einführung geeigneter Mittel gegen ihre Umgebung verändert werden kann. Dieses allgemeine Verfahren wurde in Berlin auf die Erkennung der Magengrenze angewandt. Es handelte sich hierbei um ein junges Mädchen von 15 Jahren, das nach Einfuhr einer geeigneten Brausemischung ein klares Bild der Zwerchfellkuppe und des Fundus des Magens bot und zwar hob sich dieser sehr hell gegenüber Leber, Herz und Zwerchfell ab. Zweifellos ist mit diesem Versuch der Beobachtung des Magens ein weiterer wichtiger Schritt in der Erkennung der inneren Organe gethan. Durch diesen Erfolg ermuthigt, ist man in Berlin mit Versuchen beschäftigt, durch Entleerung des Darmcanals und Einfuhr von geeigneten Mitteln in denselben auch weitere Unterleibsorgane bezüglich Lage und Ausdehnung erkennbar zu machen. Diese Versuche haben bisher ergeben, daß bei Anfüllung des vorher entleerten Darmes mit Luft deutlich als helle Partien die Umrisse des Colon descendens und ascendens und Einschnürungen derselben sowie undeutlich das Colon transversum sichtbar wurden. Colon ascendens wird am besten bei Durchleuchtung von vorn nach hinten, descendens bei umgekehrter Richtung erkennbar. Durch die Anfüllung dieser Organe treten ferner die Darmbeinschaufeln, besonders scharf die linksseitige hervor.

So viel bezüglich der Beobachtung am gesunden Menschen. Es liegen aber auch schon Untersuchungsergebnisse von pathologischen Organen vor. Es handelt sich zunächst nur um zwei Fälle und zwar einfacher Art, von denen man von vorn herein annehmen konnte, daß sie Differenzirungen an dem Fluorescenzschirm erkennen ließen. Der erste Fall betrifft eine Arterienverhärtung, bei welcher die Arteria ulnaris und radialis sich deutlich durch die Palpation als verkalkt erwiesen und auf dem Schattenbilde als feine Streifen bei den Knochen erschienen. Ferner zeigte sich das Zwerchfell tiefer stehend und von nur ganz geringer Excursion. In dem Herzschatten fanden sich in der Gegend der Coronararterie dunkle Streifen. Von dem Herzen nach aufwärts gehend war ein dunkler Schatten bemerkbar, der gegenüber dem normalen wesentlich verbreitert erschien.

Ein zweiter Fall betrifft einen Mann, der früher an Lungenblutungen litt, und in dessen Lunge sich einige dunkle Stellen von dem sonst hell erleuchteten Lungenbilde abhoben, welche wahrscheinlich als verkalkte Narben anzusehen sind.

Bei einem dritten Falle wurde ein Tumor in der rechten Lunge mit Hülfe der X-Strahlen untersucht und hierdurch die Diagnose wesentlich bestätigt. Es erschien nämlich im Bereiche der Geschwulst ein matter Schatten auf dem Fluorescenzschirm, der sich deutlich von dem dunkel contourirten Herzschatten, ganz besonders bei tiefer Athmung, abhob. Dagegen zeigte die linke Lunge des Kranken bei der Durchleuchtung ein durchaus normales Verhalten, d. h. sie erschien hell und durchsichtig.

Der vierte Fall ließ das Vorhandensein einer bösartigen Geschwulst des Magens mit Bildung von Drüsen im Brustraum vermuthen, ohne daß diese auf physikalischem Wege nachgewiesen werden konnten. Die Durchleuchtung ließ einmal links nahe an der Brustwirbelsäule einen unregelmäßig begrenzten, etwa faustgroßen dunkleren Schatten erkennen, der sich von dem helleren Bilde der Lunge deutlich abhob; ferner setzte sich im Bauchtheile der Wirbelsäule an das normale, im Wesentlichen von vertical verlaufenden Linien begrenzte Schattenbild nach rechts hin ein keilartiges Schattenbild an, dessen Längsseite sich nach unten erstreckte und dessen schmale Seite unterhalb des Zwerchfells lag. Dieser Befund ist offenbar geeignet, der Diagnose, daß es sich um eine Geschwulst in der kleinen Curvatur des Magens mit Drüsenbildung im Brustraum handelt, eine wesentliche Stütze zu verleihen.

Selbstredend kommt die größere Leistungsfähigkeit der Röhren nicht nur der directen Beobachtung am Fluorescenzschirm, sondern auch der Verkürzung der Expositionsdauer zu gute. Genaue Zahlenwerthe anzugeben, erscheint jedoch nicht für vortheilhaft, da die Werthe kaum vergleichbar sind, insofern die Dauer der Expositionszeit wesentlich von speciellen Umständen, z. B. der Art des Objectes, sowie von

Digitized by Google

der an die Photographie zu stellenden Anforderung, ob alle Einzelheiten oder nur grobe Unterschiede zu Tage treten sollen, abhängig ist. Immerhin ist nochmals zu erwähnen, daß bei diesen neuen Röhren speciell darauf gesehen wurde, daß sie größte Schärfe bieten; es ist dies dadurch erreicht worden, daß die Kathoden-Strahlen möglichst auf einem Punkt des Platinbleches gesammelt werden.

Die Aufnahmen des Ellenbogen- und des Kniegelenks, die durch Dr. Levy erfolgten, zeigten eine große Reihe von Details; die Expositionsdauer betrug bei den Händen bezw. Füßen 1—2 Minuten, bezw. 4 Minuten bei einem Platten-Abstand von 15 bezw. 20 Centimeter. Der Ellenbogen und das Kniegelenk sind in 2 bezw. 4 Minuten bei einem Platten-Abstand von 25 bezw. 35 Centimeter aufgenommen worden. Hierbei wurden gewöhnliche Schleußnerplatten angewandt, Verstärkungsschirme aus fluorescirenden Substanzen wurden nicht benutzt. Mit Hülfe der letzteren wäre man in der Lage, die Expositionsdauer noch wesentlich, je nach dem Material, um das 10—50fache zu verkürzen. Allein es ist schwierig, nach dem heutigen Stande der Technik sogar unmöglich, alsdann diejenige Schärfe zu erreichen, die man ohne dieses Hülfsmittel erzielen kann.

So viel ist sicher, die Photographie des Unsichtbaren in ihrer Anwendung auf die praktische Medicin hat schon heute, also nach wenigen Monaten seit Röntgen's Entdeckung, wahrhaft wunderbare Leistungen gezeitigt. Die praktischen Chirurgen wie die „inneren" Aerzte stehen nunmehr vor der Möglichkeit, in's Innere des menschlichen Körpers zu leuchten, um etwa vorliegende Veränderungen der inneren Organe festzustellen und zu beobachten. Der preußische Finanzminister Dr. Miquel hat bereits erklärt, daß er mit der Hergabe von Staatsmitteln zur Einführung der neuen Untersuchungsmethode in die ärztliche Praxis nicht kargen wolle. Die noch immer als Stiefkind behandelte Technik hat also auch in diesem Falle der Wissenschaft große Dienste geleistet. Möge nun die Medicin sich congenialisch mit dem neuen Hülfsmittel in den Dienst der leidenden Menschheit stellen!

Literatur und Kunst.

Giosuè Carducci.

Von V. Matthes.

Die altehrwürdige Stadt Bologna rüstet sich, die Jubelfeier ihres berühmtesten Mitbürgers zu begehen, und mit ihr ganz Italien, um seinem größten zeitgenössischen Dichter, Giosuè Carducci, den wohlverdienten Dankeszoll darzubringen. Am 27. Juli 1896 vollendet Carducci sein 60. Lebensjahr, und die Universität Bologna darf sich rühmen, daß der als Dichter wie als Prosaschriftsteller gleich bedeutende Mann ihr seit 35 Jahren als Lehrer der italienischen Literatur angehört. Die officiellen akademischen Festlichkeiten haben bereits am 9. Februar stattgefunden und dem Gelehrten, welcher seit sieben Lustren in lichtvollen, tief durchdachten Vorträgen die großen italienischen Dichterwerke früherer Jahrhunderte bis auf die Gegenwart seinen begeisterten Hörern interpretirte, eine Fülle von Huldigungen gebracht. Viele Hunderte sind es, denen er durch das lebendige Wort die Schätze seines reichen Wissens und seiner gründlichen Forschungen erschlossen hat, und die über das ganze Land gestreuten goldenen Samenkörner tragen für Gegenwart und Zukunft reiche Frucht. Nach Tausenden aber zählen Jene, welche durch seine Schriften nicht nur Belehrung, sondern auch geistigen Genuß und Erhebung fanden. Die italienische Nation ehrt nur sich selbst, wenn sie den Dichter ehrt, dessen ganzes Leben ihr gewidmet ist in rastloser Arbeit, im strengen Dienste der Wissenschaft, im muthigen Kampfe für Recht, Freiheit und Reinheit der Gesinnung.

Eine Unsumme von Wissen ist in den Werken Carducci's enthalten, welche, die gesammte italienische Literatur umfassend, sich auf ebenso tiefer Kenntniß der altclassischen Dichtung und Geschichte aufbauen; die gegenwärtig etwa bis zur Hälfte gediehene Ausgabe der gesammten Werke, die ungefähr 20 starke Bände betragen wird, wäre ja schon dem Umfange nach eine ansehnliche Leistung, doch eine richtige Schätzung wird erst möglich, wenn man erwägt, welche unermüdlichen Studien jeder einzelnen der darin enthaltenen Abhandlungen und Dichtungen, hinsichtlich Inhalt wie Form, zu Grunde liegen. Eine so hohe Auffassung von dem Beruf des Dichters und Schriftstellers, wie sie Carducci beseelt, ist nicht allzu häufig zu finden; er versteht ihn wirklich in der idealen Weise, welche das latein-italienische Wort „vate" ausdrückt, das nicht nur Dichter, sondern auch Prophet, Seher heißt, und „vate d' Italia" — wie er von sich selbst in der sapphischen Ode „Piemonte" sagt — darf er sich in der That mit Stolz nennen. Wer der Größere in ihm ist: der Dichter oder der Gelehrte, in welcher von diesen beiden Eigenschaften sein Werth in der Literaturgeschichte seines Landes überwiegt, ob sein Einfluß auf die Poesie oder auf die Prosa dauernder sein wird, dies kann erst die Nachwelt entscheiden. Der Mitwelt aber ziemt es, ebenso dem Genius des Dichters zu huldigen, wie den Verdiensten des Literarhistorikers rückhaltlose Anerkennung zu zollen, denn in der einen wie der andern Hinsicht ist das Wirken Carducci's epochemachend, und sein Name bezeichnet eine neue Aera in der modernen italienischen Literatur.

Allerdings sind die meisten Werke Carducci's weniger dazu angethan, unmittelbares Eigenthum des Volkes zu werden, sondern üben mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen ihre Wirkung mehr auf die im geistigen Sinne „oberen Zehntausend" seines Landes aus; denn auch in seinen lyrischen Gedichten verleugnet sich nur selten der Gelehrte, welchem historische und mythologische Anspielungen unwillkürlich aus der Feder fließen, und seine Prosa hat er nie in den Dienst des Romans oder der Novelle, sondern stets in den der Literaturgeschichte und Kritik gestellt. Als begeisterter Verehrer der classischen Blüthezeit der Hellenen und Römer, sowie der großen Prosaiker des Trecento und Cinquecento hat er, seiner eigenen Aussage nach, sich an diesen Meistern seinen Prosastil gebildet, der ebensoviel Originalität, Kraft und markige Wucht, wie Geist, Schärfe und krystallhelle Klarheit besitzt und den Schriftstellern Italiens als Muster gelten kann. In die Poesie führte Carducci die antiken Metren, besonders die sapphische und alkäische Strophe, meist in vielfachen, dem Accent der italienischen Sprache sich anschmiegenden Modificationen ein; und der Form mußte auch der Inhalt entsprechen, denn, sagte er mit den Worten Platen's, welche er seinen „Odi Barbare" als Motto voransetzt:

„Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz."

Und so ist es denn mehr noch als die Form vor allen Dingen der classische Geist, mit welchem er seine Gedichte beseelte, — der nicht mehr in Fesseln geschlagene Geist, welcher vor dem Teufel und den Höllenqualen zittert, oder in ekstatischer Anbetung vor Heiligenbildern kniet, sondern der heitere, hellenische Pantheismus, der frohe, gesunde Lebensgenuß, der Cultus des Schönen in Kunst und Poesie.

Noch stärker als auf literarischem und religiösem Gebiete tritt aber die große Bedeutung Carducci's in seinen geharnischten politischen Liedern hervor; hier feierte er nicht nur die Helden und Märtyrer für den Einheitgedanken, gleichviel

Digitized by Google

ob sie den Königsmantel oder die Garibaldiblouse trugen, er kämpfte auch vor Allem unerbittlich und schonungslos gegen jede Schwäche, in welcher Partei immer er sie fand, am häufigsten freilich gegen den Wankelmuth und die Doppelzüngigkeit der Ministerien nach Cavour's Tode, welche das mit dem Blute des Volkes Errungene zu schmälern und zu zerstören drohten. Auf diesem Boden als der geistige Erbe Giusti's auftretend, kann das auf Letzteren bezügliche Wort Paul Heyse's, daß seine Poesieen „von heiligem Sarkasmus, inniger Bitterkeit und adligem Cynismus überquellen", ebenso für Carducci gelten; nur erscheinen bei diesem die scharf zugespitzten satirischen Pfeile oft wie in Gift getaucht oder verwandeln sich in wuchtige Keulenschläge, welche vernichtend auf das Haupt der Schuldigen niederfallen. Diese Gedichte haben ihren unleugbaren ethischen Antheil an der Entwickelung und Aufrichtung des neuen Königreichs Italien und durch sie gehört der Name Carducci's nicht nur der Literatur, sondern auch der Geschichte seines Landes an.

Von seinen ersten Gedichten, den Juvenilia, sagt Carducci, der an sich selbst vielleicht noch strengere Kritik übt, als an Anderen, „daß, wenn er dieselben heute zum ersten Mal veröffentlichen sollte, er es wahrscheinlich nicht thäte, so wenig entsprächen sie jetzt seiner, mit den Jahren immer erhabener werdenden Auffassung von der Kunst des Dichtens". Dennoch würde man diese ersten Erzeugnisse seiner Muse sicher nicht missen wollen. In einer Anzahl von Sonetten dieses Bandes besingt er seine Jugendliebe, in Tönen voll Innigkeit und Gemüthstiefe, doch ohne jede Spur der bis dahin üblich gewesenen Süße und Weichlichkeit; in anderen feiert er die griechischen Götter und Dichter, ebenso die von ihm so hoch gehaltenen italienischen Dichter Dante, Metastasio, Alfieri, Parini, Monti u. A., während er die modernen Romantiker und Arkadier verspottet. Den Schluß der Juvenilia, Buch VI, bilden meist Gedichte politischen Inhalts. In den von glühender Vaterlandsliebe zeugenden Sonetten: „An Garibaldi", „Die Oesterreicher in Piemont", „In Santa Croce", ruft er zum Kriege gegen Oesterreich auf: „Für das Blut der Helden, für die zerrissene Brust der Greise, für den Schmerz der Mütter und Kleinen: Krieg, unendlichen, ewigen Krieg den Deutschen, bis Keiner das heimathliche Dach wiedersieht und Allen die italische Erde zum Grabe wird."

In der Canzone an Victor Emanuel richtet Carducci an denselben die Worte: „Ich frage Dich, den gekrönten Ritter italischen Landes, Dich, den guten Sohn des großherzigen Karl Albert: warum zögerst Du noch? Was sollen fremde Schwerter im Thale des Po? Und sind sie nicht dieselben, die Karl Albert in's Exil und in trostlosen Tod trieben? Zwischen Unterdrückern und Unterdrückten sei nie Friede, sondern Krieg, Krieg, Krieg!" Nur Unverstand oder Böswilligkeit konnte in dieser Canzone einen servilen Panegyricus auf Victor Emanuel sehen, in dem der Dichter „nicht den Herrscher des ererbten Reiches feiert, auf dessen Wink das kriegerische Volk die freien Fahnen hebt und senkt, sondern den liebenden Sohn der alten Mutter Italia", auf welchen damals die ganze Nation als den ersehnten Befreier vom Joche der Fremdherrschaft blickte.

Aus demselben Gefühle heraus sind auch die Oden: Alla Croce di Savoia und Il Plebiscito entstanden; — ersteres vielleicht das populärste von allen Gedichten Carducci's; eine kürzere, fünfstrophige Variante der eigentlich 16 Strophen zählenden Ode wurde zuerst nach der Melodie des volksthümlichen Liedes: „Rondinella pellegrina" von Tommaso Grossi und (dann von Romani componirt) 1859 unter begeistertem Beifall im Theater von Florenz gesungen, gelegentlich einer Vorstellung zum Besten der kriegerischen Ausrüstung der Freischaaren Garibaldi's. Das Gedicht: Il Plebiscito, ausgehend von der Volksabstimmung am 11. März 1860, in welcher Toscana, Modena, Parma und die päpstlichen Legationen mit großer Majorität ihren Entschluß, nicht mehr getrennte Staaten bilden, sondern Victor Emanuel zum Könige erwählen zu wollen, kundgaben, ruft den Oesterreichern in immer wiederkehrendem Refrain zu:

„Leva, o stranier le tende! („Brich die Zelte ab, o Fremder!
Il regno tuo cessò." Deine Herrschaft ist zu Ende.")

und wendet sich zum Schluß wieder an den König:

„Vieni, guerriero e principe, („Komm, Krieger und Fürst,
Tra 'l popular desio: Nach dem Wunsche des Volkes:
Teco è l' Italia e Dio: Mit Dir ist Italien und Gott:
Chi contro te starà? Wer wird gegen Dich sein?")

Doch noch war erst ein Theil der Einigung Italiens vollzogen, noch herrschte in Neapel und Sicilien König Franz II., Venedig gehörte den Oesterreichern und Rom war von den Franzosen besetzt. Da unternahm Garibaldi seinen glorreichen Zug nach Sicilien; mit seinen „Tausend" am 11. Mai 1860 bei Marsala landend, zwang er Palermo zur Capitulation und übernahm im Namen Victor Emanuel's die Dictatur über Sicilien. Diese Heldenthaten Garibaldi's feiert Carducci voll Begeisterung in der Ode: „Sicilia e la Rivoluzione", — während er zu gleicher Zeit, „gewissermaßen als Buße für das rhetorische Ungestüm derselben", die Erläuterungen und eine Vorrede zu den Satiren Salvator Rosa's schrieb, die „eleganteste" seiner Prosaschriften, wie er selbst sie bezeichnet.

„Nach dem Jahre 1861," schreibt Carducci, „faßte ich den weisen Entschluß, die Verse bei Seite zu lassen und mich ganz den philologischen und literarischen Studien zu widmen. Und ich that Unrecht, nicht dabei zu beharren. Doch wenn die alte Liebe mich wieder zum Sündigen verleitete, so that ich es wenigstens verkappt, als Enotrio Romano, um durch die Verse nicht dem Ansehen zu schaden, das mir vielleicht meine Prosa gab. So wurden die ‚Levia Gravia' geschrieben; man sieht darin den Mann, der weder an die Poesie, noch an sich selbst glaubt und doch versucht." Dieser Band enthält in Buch I weniger Bedeutendes; im Buch II indeß erhebt sich der Genius des Dichters wieder zu höherem Fluge, so besonders in den Gedichten: Per la proclamazione del Regno d' Italia, Roma o Morte, Dopo Aspromonte, Carnevale, Brindisi und Per il trasporto delle reliquie di Ugo Foscolo in Santa Croce (bei der Ueberführung der sterblichen Ueberreste Ugo Foscolo's in die Kirche Santa Croce). Ergreifend und ungestüm klingt aus diesen Liedern der heilige Zorn des Patrioten, welcher erleben mußte, daß — den Rücksichten auf die Verträge mit Frankreich folgend — die Truppen Victor Emanuel's gegen die Freischaaren Garibaldi's kämpften, die ihm die Königskrone Italiens hatten erringen helfen; daß Garibaldi, der am 7. November 1860 in Neapel an der Seite des Königs siegreich eingezogen war, in dem Gefecht bei Aspromonte von italienischer Kugel verwundet und als Gefangener nach dem Fort Varignano auf der Insel Palmeria gebracht wurde. In „Dopo Aspromonte" sagt Carducci: „O, italische Winde, tragt dem Helden, dem armen Verwundeten im stillen Kerker meinen Gruß! Wer besiegte Dich? Die Liebe zum Vaterlande, und im Fallen siegtest Du. Ein Lebehoch Dir, großherziger Empörer und Vorkämpfer! Dir gehört die Verehrung der Nachwelt, das Herz Italiens!" So war der Begeisterung des Dichters für Victor Emanuel bittere Enttäuschung und Ernüchterung gefolgt, welche durch die schwankende Politik der neuen Monarchie auch noch weiterhin Nahrung erhielt und am schärfsten in den „Giambi ed Epodi" zum poetischen Ausdruck kam.

Bevor jedoch Letztere gedichtet wurden, hatte ein Kampfgesang auf religiös-philosophischem Gebiete den Ruf des — bis dahin nur mehr seinem engeren Vaterlande Toscana bekannten — Dichters durch ganz Italien getragen. Es war dies der Hymnus an Satan („A Satana"), ein aus 50 vierzeiligen Strophen bestehendes Gedicht, welches in einer September-

Digitized by Google

nacht 1863 auf einen Wurf vollendet wurde, jedoch erst im November 1865 in Pistoia erschien und seitdem als Separat-Ausgabe zahlreichere Auflagen erlebt hat, als alle übrigen Werke Carducci's, der hier zum ersten Mal pseudonym als Enotrio Romano auftrat. Ein Sturm — auf der einen Seite des Beifalls, auf der anderen der Entrüstung — ging durch das Land, der noch stärker anschwoll, als im Jahre 1869 die Bologneser Zeitung „Il Popolo" das ökumenische Concil mit dieser Hymne begrüßte. Doch beabsichtigte Carducci, wie er in seinen „Polemiche Sataniche" erklärt, mit dem Gedichte keineswegs Propaganda für seine Ideen zu machen, denn es brach als der stürmische Ausdruck seiner individuellen Empfindungen hervor, wurde zunächst nur in wenigen Exemplaren gedruckt an die Freunde vertheilt, während die Herausgabe in Pistoia erst reichlich zwei Jahre später erfolgte und die ersten Veröffentlichungen in Zeitungen ohne Einwilligung des Verfassers geschahen. Auch wollte er darin nicht, — obgleich es leicht so aufgefaßt werden konnte — Religion und Christenthum bekämpfen, sondern die geisttödtenden Gewalten der kirchlichen Dogmen und des Aberglaubens, und in Satan pries er die Natur und die Vernunft, diese zwei Gottheiten seiner Seele. Für die Asketen waren Schönheit, Liebe und Glück Verlockungen des Teufels, die Priester sahen den Teufel in dem Fluge des Gedankens und den Experimenten der Wissenschaft, deßhalb rief der Dichter den Satan an als den unendlichen Urgrund des Seins, als Vernunft und Sinn, als den Geist des freien, heiteren Hellenenthums, die treibende, siegende Macht von Wissenschaft und Kunst.

Aus den Jahren 1867—73 datiren die unter dem Titel Giambi ed Epodi zusammengefaßten Gedichte Carducci's, der sich in seiner Erbitterung nun ganz auf die Seite der Republikaner stellt. Es sind herbe, von ungebändigtem Zorn und grausamstem Hohn erfüllte Satiren gegen die nach den Niederlagen von Custozza und Lissa immer unselbstständiger werdende Regierung, welche 1867 abermals durch ihre Truppen Garibaldi an der Eroberung Roms verhinderte und den kühnen Freiheitskämpfer nach der Schlacht bei Mentana auf's Neue gefangen nehmen und streng bewachen ließ. Ebenso kommt in den Gedichten der Haß gegen das Papstthum und Papst Pius IX. zum Ausdruck; gegen Letzteren besonders in den Versen, welche dem Andenken Giuseppe Monti's und Gaetano Tognetti's gewidmet sind, diesen Märtyrern für das Recht Italiens, welche der Papst hatte hinrichten lassen. „Zwei ließest Du tödten", ruft Carducci dem Papst zu, „doch Tausend und Abertausende sind bereit, und jedes Grab wird ein Altar." Von tiefstem Schmerz und Groll zeugt das Gedicht „In Morte di Giovanni Cairoli", auf den Tod jenes jungen Helden, der bei dem Versuche, mit einer Schaar von 70 Gefährten in Rom am 22. October 1867 (an welchem Tage gleichzeitig der Aufstand innerhalb der Stadt ausbrechen sollte) einzudringen, bei Villa Gloria von zehn Schüssen getroffen wurde und seinen Wunden nach furchtbaren Leiden im September 1869 erlag. Er verschied — nachdem bereits drei seiner Brüder den Tod für's Vaterland gestorben waren — mit den Worten: „Rom wird unser sein, ich schwöre es euch". Aus dem Schlußverse dieses Gedichtes: „La nostra patria è vile" (Unser Vaterland ist feige) wurde Carducci von Vielen ein Vorwurf gemacht, denn begreiflicher Weise fühlte die nationale Eitelkeit und der Stolz der Italiener sich durch diesen und ähnliche Ausdrücke, wie „das unwürdige Rom, das feige Capitol" verletzt. Doch gingen all diese heftigen Angriffe stets aus edlen Empfindungen und unbeugsamem Freimuth hervor. Sie sind unter dem unmittelbaren Eindrucke der geschichtlichen Ereignisse entstanden und müssen auch aus dem Charakter ihrer Zeit heraus verstanden und beurtheilt werden. Jedem dieser Gedichte ist am Schluß das Datum seines Entstehens beigefügt, so daß die Ursachen und Beweggründe derselben dem Leser sich genügend erklären. Außer den bereits genannten sind wohl die bittersten Satiren des Bandes: „Meminisse Horret", „Per Edoardo Corazzini", „Le Nozze del Mare, allora e ora" (Die Hochzeit des Meeres, einst und jetzt) und „Canto dell' Italia che va in Campidoglio", (Gesang Italiens, welches auf das Capitol geht), letztere den Spott des Dichters über die endlich vollzogene ruhmlose, meist dem Siege der deutschen Waffen über die Franzosen zu verdankende Besitzergreifung Roms durch das italienische Königthum ausdrückend. In dem Gedichte: „Nel Vigesimo Anniversario dell' 8. Agosto 1848" (zum zwanzigsten Jahrestage des 8. August 1848) preist Carducci die „santa canaglia", das Volk Bolognas, welches kämpfend sterben wollte, während der Adel sich den Fremden beugte. Mit der Zeit beruhigte sich der Sturm und Drang seiner feurigen Dichtungen, um so mehr, als die Stellung Italiens den anderen Mächten gegenüber immer geachteter und befestigter wurde. Der Traum eines geeinigten Italien mit Rom als Hauptstadt war erfüllt, — mit dem „Wie", welches nicht den Anschauungen Carducci's entsprochen hatte, fand er sich allmälig ab und aus dem Schlußgedicht der Giambi ed Epodi, dem „Canto dell' Amore" spricht bereits eine versöhnlichere Gesinnung.

In dem nun folgenden poetischen Werke „Nuove Poesie di Enotrio Romano (Giosuè Carducci"), Imola 1873, tritt die politisch-satirische Dichtung mehr in den Hintergrund. Von den Gedichten aus den Nuove Poesie sind später einige in die Levia Gravia und Giambi ed Epodi übergegangen, die meisten indeß in die 1887 in erster Auflage erschienenen „Rime Nuove" mit aufgenommen, welche jetzt, mit den Giambi ed Epodi zusammen, den 9. Band der Opere bilden. Dieses neue Werk trug wesentlich dazu bei, den Ruhm Carducci's in weitere Kreise des In- und Auslandes zu tragen, denn in demselben findet sich die reichste Anzahl der auch dem großen Publicum verständlichen, einfachen Lieder, und die Innigkeit und Gemüthstiefe derselben bringt uns den Dichter auch menschlich näher. Wahre Perlen dieser reinen Gefühlslyrik sind z. B. die Gedichte „Nostalgia" (Heimweh) und „Notte di Maggio" (Mainacht), das Sonett „Funere mersit acerbo", sowie eine Reihe von Liebesliedern, welche das beredteste Zeugniß dafür sind, wie irrig die Behauptung ist, Carducci habe seine Inspirationen nur aus Haß und Unzufriedenheit geschöpft, und es sei ihm versagt, das tiefste Gefühl: die Liebe, in seinen Versen zum poetischen Ausdruck zu bringen. Nur selten, und dann nicht mehr mit dem früheren Ungestüm, sondern in stiller, düsterer Resignation, findet sich in den „Rime Nuove" ein Anklang an die politischen Lieder. Auch treffliche Balladen, z. B. die „Su i campi die Marengo, la notte del Sabbato Santo 1175" (Auf den Feldern von Marengo, in der Charsamstag-Nacht 1175) enthält dieser Band; in den angefügten metrischen Uebertragungen einer Anzahl Gedichte von Goethe, Heine, Platen, Klopstock und Herder offenbart sich Carducci als congenialer, feinsinniger Nachdichter.

Doch noch einmal, mit den die Rime Nuove beschließenden zwölf Sonetten „Ça ira", kehrte Carducci auf das politische Gebiet zurück und entfesselte dadurch eine heftige Polemik. Man wollte in diesen Sonetten eine Verherrlichung der Greuelthaten der französischen Revolution erkennen und erklärte sie für staatsgefährlich. Die meisten Zeitungen, Senat und Abgeordnetenhaus beschäftigten sich mit ihnen, und der Deputirte Bonghi interpellirte den Verfasser über seine Absichten bezüglich dieser Veröffentlichung, „wie man es einem Minister gegenüber thäte". Carducci verwahrte sich in einer längeren Abhandlung dagegen, als ob er für Italien gleiche Ereignisse wie die der Jahre 1789, 92 und 93 wünsche. Er wollte nur, da zur Zeit die französische Revolution vielfach verkleinert und herabgesetzt wird, diesen für die Entwickelung der Weltgeschichte so bedeutungsvollen Zeitabschnitt episch darstellen. Bewundernswerth ist in der That die Meisterschaft, mit welcher innerhalb des so engen Rahmens des

Digitized by Google

Sonetts hier ein Stück Geschichte in ausdrucksvollen, kräftigen Zügen gezeichnet ist.

In dem Zeitraume, welchen die Rime Nuove umfassen (1861—87), hatte im Stillen das Schaffen des Dichters eine neue, eigenartige Form angenommen, die in den „Odi Barbare“ (1887) zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit trat. Während Carducci bisher fast ausnahmslos, selbst in der Sapphischen Strophe, den Reim angewandt hatte, entsagt er demselben in diesen Oden, die in sapphischem, alkäischem und asklepiadeischem Versmaaß geschrieben sind, vollständig. Als er 1882 einen zweiten Band, betitelt: „Nuove Odi Barbare“ herausgab, erschien gleichzeitig der erste bereits in vierter Auflage; 1889 folgten die „Terze Odi Barbare“ und 1893 vereinigte der Dichter diese sämmtlichen 52 Oden, corrigirt und in anderer Reihenfolge, zu einem einzigen Bande. In fesselndem Gegensatze zu dem kraftvoll-ernsten Schritte der antiken Metren der 14 Oden des ersten Bandes steht das von Melodieenreichthum und bestrickender Grazie überquellende Schluß-Gedicht: „Alla Rima“, in welchem Carducci, den Reim mit spielender Leichtigkeit behandelnd, gleichsam in dessen Wohlklange schwelgt:

„Ehr' und Dienst, wie von den Vätern,
Auch vom spätern
Enkel werde Dir zu Theil.
Gruß Dir, Reim! Gieb Blüthentriebe
Meiner Liebe,
Meinem Hasse gieb den Pfeil!“

so lautet in der formgetreuen, prächtigen Uebertragung durch Paul Heyse die letzte Strophe — doch trotz dieses Lobliedes auf den Reim hat der Dichter denselben seither consequent verschmäht.

Da Carducci wohl voraussah, daß die von ihm erwählte Form den an den Reim gewöhnten Italienern fremd und unmelodisch erscheinen werde, so begründete er sein Vorgehen durch eine, dem ersten Bande angefügte Erklärung: „Odi barbare“ — Sprachwidrige oder barbarische Oden — „habe ich diese Gedichte betitelt, weil sie dem Ohr und Urtheil der Griechen und Römer so klingen würden, obwohl sie in den metrischen Formen ihrer Lyrik verfaßt sind, und weil sie leider auch vielen Italienern so klingen werden, trotzdem sie mit dem italienischen Accent in Einklang gebracht sind. Wenn Dante die toscanische Poesie mit provençalischen Versen, Chiabrera und Rinuccini sie mit französischen Strophen bereicherten, so darf ich wohl mit Recht hoffen, daß für das, was jenen Dichtern zum Ruhm diente, mir wenigstens Verzeihung gewährt wird.“ Die Meinungen darüber, ob die Bevorzugung reimloser antiker Strophen für die italienische Sprache sich empfehle oder nicht, sind wohl auch heute noch getheilt, und ein weniger großer Dichter wie Carducci würde kaum ähnliche Erfolge durch sie erzielen. Aber der Genius Carducci's, der nach dem Ungestüm seiner jugendlichen und politischen Gedichte nun seine Schöpfungen mit wahren Schätzen reifer, abgeklärter Gedanken erfüllt, feiert in diesen Oden seine höchsten Triumphe. „Nicht mehr“ — heißt es in der ersten alkäischen Ode Ideale — „fühle ich über meinem Haupte den Schatten der Zeit oder kalter Sorgen; ich fühle, o Hebe, das heitere hellenische Leben in meinen Adern fließen.“ Meist ausgehend von der Betrachtung der ihn umgebenden Natur oder anknüpfend an ein Ereigniß der Gegenwart, verbindet der Dichter dieselbe in seinem Geiste mit der ihn überall begleitenden Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit und die unsterblichen Heldengestalten des Alterthums. Mit unvergleichlicher Meisterschaft zeichnet er, nicht in der früher üblich gewesenen verschwommenen Weise, sondern in wenigen, aber festen, treffenden Strichen den Charakter jeder einzelnen Landschaft, und läßt sie in plastischer Klarheit vor dem Leser erstehen, so namentlich die historischen Stätten von Rom und Umgebung. In „Davanti il Castel Vecchio di Verona“ (Vor dem alten Schlosse von Verona) besingt Carducci die grüne Etsch, die schon zur Zeit Theodorich's und Odoaker's unter den römischen Brücken gerauscht hat: „Auch ich, du schöner Fluß, singe, und mein Lied faßt im kleinen Verse die Jahrhunderte zusammen; doch trüb' wird es mit der Zeit dahinschwinden, du aber wirst als ewiger Dichter noch zwischen den zerstreuten Trümmern dieser thurmgekrönten Hügel den Ueberdruß der Unendlichkeit besingen.“ Die begeisterte Liebe für Rom und für Italien bricht mächtig hervor in den herrlichen Oden „Scoglio di Quarto“, „Saluto Italico“, „A Giuseppe Garibaldi“, „Alla Vittoria tra le rovine del Tempio di Vespasiano in Brescia“. In letzterer Ode läßt Carducci die aus Erz gegossene geflügelte Victoria, die in den Ruinen des vespasianischen Herculestempels bei Brescia aufgefunden wurde, sagen: „Ich bin auferstanden, o Italien, Dir zu verkünden: Die Todten sind mit Dir und Deine Götter.“

„Froh des Geschickes empfing mich Brescia,
Brescia das starke, Brescia, das eiserne,
Brescia, die Löwin Italiens,
Die getränkt mit dem Blute des Feindes.“
„Lieta del fato Brescia raccolsemi,
Brescia la forte, Brescia la ferrea,
Brescia leonessa d' Italia,
Beverata nel sangue nemico.“*)

Diese Schlußstrophe giebt einen Begriff davon, wie unter der genialen Künstlerhand Carducci's, der alle seine Verse gleich parischem Marmor meißelt, die sonst so weiche, italienische Sprache eine ungeahnte monumentale Kraft und überwältigende Klangfülle annimmt. Zwei der schönsten Oden sind der Königin Margherita gewidmet, dieser vom ganzen Lande geliebten, ebenso anmuthigen, wie kunstsinnigen und kunstverständigen Frau, die eine besondere Verehrerin der Gedichte Carducci's ist und viele derselben auswendig weiß. So natürlich es nun im Grunde ist, daß der Dichter Schönheit und Grazie besingt und daß er für den Zauber der mit Hoheit gepaarten Liebenswürdigkeit der Königin, die bei ihrer Anwesenheit im November 1878 in Bologna ausdrücklich den Wunsch geäußert hatte, ihn zu sehen, nicht unempfindlich blieb, so wurde ihm doch ein Vorwurf daraus gemacht, daß er — der früher grimmige Demokrat und Fürstenhasser — eine Königin verherrlichte. In der Zeitschrift „Cronaca-Bizantina“ wies er die Widersinnigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen in dem Artikel „Eterno femminino Regale“ zurück. Er hatte kurz vorher den mit einem Jahresgehalt verbundenen Orden des Kreuzes von Savoyen, der ihm auf Veranlassung der Königin verliehen werden sollte, ausgeschlagen, weil die Formen, die er bei der Annahme hätte erfüllen müssen, nicht im Einklang mit seiner Gesinnung standen. Um durch diese Ablehnung nicht unhöflich und undankbar gegen die edle Frau, die ihm so viel Auszeichnung erwiesen, zu erscheinen, dichtete Carducci unmittelbar nach jener persönlichen Begegnung die Ode: „Alla Regina d' Italia“ (20. November 1878); während die zweite „Il Liuto e la Lira, a Margherita Regina“ (1889, in den Terze Ode Barbare) veranlaßt wurde durch einen von Professor Chilesotti über die Musik des 15. und 16. Jahrhunderts gehaltenen Vortrag, welchem die auch dem Lautenspiel huldigende Königin beiwohnte. Die erstere Ode ist durch die Nachdichtung Paul Heyse's auch in Deutschland bekannt geworden; in der zweiten, einem Kleinod zarter, reizvoller Poesie, läßt der Dichter unter der Berührung der königlichen Hand die Geister der provençalischen und italischen mittelalterlichen Liederformen aus den Saiten der Laute emporsteigen, und die Canzone, die Sirvente, die Pastorella einen Lorbeerkranz um die Stirn der blonden Margherita winden. Wäre diese Frau nicht zufällig die Königin von Italien gewesen, so hätte sicher Niemand Anstoß an diesen Gedichten genommen, so aber, ob-

*) Alkäische Strophe, in der Abart, wie sie Carducci meist anwendet.

Digitized by Google

wohl sie nur bezeugen sollten, daß — wie Carducci schreibt — „auch ein hellenischer und girondistischer Dichter nicht an der Schönheit und Grazie vorübergeht, ohne zu grüßen, und daß man ritterlich sein könne, auch wenn man keinen Orden trägt", wurde er auf's Neue in seinen politischen Gesinnungen verdächtigt. Es erging ihm ebenso wie Giuseppe Giusti, der in seinen Werken stets für Freiheit und Fortschritt gekämpft hatte und doch als Reactionär verschrieen wurde, als er nach dem Sturze des Ministeriums Capponi gegen die Anarchisten auftrat.

Daß die politischen Anschauungen Carducci's im Laufe der Jahre gewisse Veränderungen durchgemacht haben, was auch dadurch gekennzeichnet wird, daß der früher republikanische Deputirte nun Senator des Königreichs ist, geht aus seinen Gedichten ja klar hervor: in den Jahren 1859 und 1860 besang er Victor Emanuel, in dem Zeitraum von 1867 bis etwa 1877 bekämpfte er die Regierung, später söhnte er sich wieder mit ihr aus. Aber diese Wandlungen sind alles Andere eher, als ein Mangel an Charakterfestigkeit und werden durch die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit vollauf erklärt. Und es muß nur Wunder nehmen, daß der Dichter um ihretwillen Tadel und Verdächtigungen zu erdulden hatte in einem Lande, in welchem während der Entwickelung des neuen Königreichs so oft Demokraten und Monarchisten Hand in Hand gingen und einander dann wieder bekämpften, in welchem Republikaner wie Manin und Mazzini — zur Zeit als Carducci die Oden Alla Croce di Savoia und A Vittorio Emanuele schrieb — in der Uebernahme der Regierung durch Victor Emanuel das einzige Heil des Landes erblickten, und Garibaldi, der freiheitbegeisterte Republikaner, für das Ziel eines einigen Königreichs Italien immer auf's Neue zum Schwerte griff, obwohl er bei Lebzeiten schlechten Dank dafür erntete. Die Wandlung Carducci's leugnen oder vertuschen zu wollen, wie dies Alfredo Panzini in der Brochure: „L' Evoluzione di Giosuè Carducci" (Mailand, 1894) thut, ist durchaus unrichtig und zwecklos; aber sie Carducci zum Vorwurf zu machen, dies ist eine Ungerechtigkeit, die nur durch persönliche Motive, zumeist kleinlichen Neid auf den Ruhm des Dichters, erklärt werden kann. Theoretisch mag seine Sympathie wohl stets der republikanischen Regierungsform gehört haben und ihr auch heute noch gehören, da er erst im Jahre 1894, der an ihn ergangenen Aufforderung folgend, eine Rede zur Eröffnung des neuen Regierungspalastes der kleinen mittelalterlichen Republik San Marino, der einzigen, die sich trotz aller Wechselfälle, denen Italien unterworfen war, ihre Selbstständigkeit bewahrte, gehalten hat. Doch in Wirklichkeit bot das aus der Volks-Abstimmung und durch den Beistand der Nation hervorgegangene neue Königthum, unter dem das Land geeinigt worden war, festere und sicherere Garantieen für das Gedeihen desselben, als die republikanische Partei, mit welcher hervorragende staatsmännische Namen nicht mehr verknüpft waren. Bei all seinem Handeln und Wirken hatte Carducci, der nie nach Gunst, Ehren oder äußerem Gewinn strebte, nur ein Ziel im Auge: Die Größe des Vaterlandes; er unterstützte durch sein machtvolles Wort die Partei, durch welche die Einigung und Befreiung Italiens zu hoffen war, er bekämpfte jede, die der Erreichung dieses Zieles hinderlich zu sein schien. Ein großes, freies, einiges Italien, dies war das leuchtende Gestirn, zu dem er immerdar aufblickte, ohne nach rechts oder links zu sehen und darauf zu achten, ob er gegen Monarchisten oder Republikaner empfindlich anstieß.

Die Ode „Piemont", zum 20jährigen Jubiläum des Einzugs der königlichen Truppen in Rom verfaßt, gedenkt vor Allem der die Einheit Italiens vorbereitenden Kämpfe der Jahre 1848 und 1849 gegen die Oesterreicher; in ergreifenden, von hohem poetischen Fluge getragenen Strophen giebt der Dichter ein Bild jener Kämpfe und des an der Spitze der Bewegung stehenden ritterlichen Königs Karl Albert von Sardinien. „Die lyrische Epopöe des Jahres 1848 und den Hymnus und die Elegie Karl Albert's" nennt Enrico Nencioni dieses Gedicht, das in ganz Italien mit Begeisterung aufgenommen wurde und innerhalb drei Wochen in drei Auflagen erschien.

Die Ode Bicocca di San Giacomo wurde bei Gelegenheit der Parade, die König Humbert im August 1891 über die Alpentruppen abhielt, gedichtet und feiert die Kämpfe, welche das piemontesische Heer im Jahre 1796 gegen die von Napoleon I. commandirten Franzosen in jenen Thälern bestand: jetzt schaaren sich die bewaffneten Söhne der Alpen um den König Humbert und vertrauensvoll blickt das Volk auf ihn und sie. Den Anlaß zu der Ode „Der Krieg" gab der im November 1891 in Rom tagende Friedenscongreß. Der Dichter stellt in diesen Strophen den Krieg als ein von Kain's Brudermord an bis auf den heutigen Tag durch die Geschichte gerechtfertigtes, für die Entwickelung der Völker und Staaten unvermeidliches Moment hin und erfuhr um dieser Auffassung willen lebhaften Widerspruch.

Hatten die beiden letzten Oden Carducci's wenig Anklang gefunden — die eine, weil sie nach den dramatisch-bewegten, von wunderbarer Harmonie erfüllten Strophen der Ode Piemonte matt erscheinen mußte, die andere, weil ihre Tendenz Vielen unsympathisch war — so entschädigte hierfür vollauf die Ode „Cadore", die sowohl hinsichtlich der Form durch Abwechslung des Metrums wirkungsvoll, wie auch durch ihren Inhalt fesselnd und voll Leben ist. Carducci wurde zu derselben inspirirt durch den Anblick des Monumentes von Tizian Vecellio und des Gedenksteins für Pietro Calvi auf der Piazzetta des Städtchens Pieve di Cadore, dem Geburtsort Tizian's. Der Dichter feiert den großen Maler und fragt ihn, ob er unter dem „österreichischen" Marmorstein seiner Gruft in der Kirche dei Frari in Venedig schlafe oder seine Seele um die heimathlichen Berge irre; doch mehr noch zieht ihn das Denkmal Pietro Calvi's, des heldenmüthigen Anführers und Vertheidigers von Cadore, an, der in den Festungsgräben Mantuas den Märtyrertod für Italien starb, und die Seele dieses Helden möchte er als Heroldin durch das ganze Land senden, um italische Tugend, Kraft und Größe auf's Neue zu erwecken.

Carducci ist in Italien sowohl wie im Auslande oft das Haupt und der Führer der „Veristen" oder Realisten genannt worden, was für seine Stellung in der italienischen Literatur weder als ganz richtig, noch als erschöpfend bezeichnet werden muß. Allerdings haben seine gewaltigen, gleich den Klängen einer Symphonie dahinrauschenden Gesänge die schwächlichen Lieder der sich gern stolz „Idealisten" nennenden Dichter vor ihm siegreich übertönt. Aber schlechtweg ein Realist ist er deßhalb keinesfalls. In ihm sind, wie in jedem echten Künstler und Dichter, Realismus und Idealismus, klar erfassende Anschauung des wirklichen Lebens und der Natur mit feurig verklärender Phantasie und hohem ästhetischen Sinn auf's Glücklichste vereinigt und spiegeln sich in seinen, stets ideale Ziele verfolgenden Dichtungen wider. Auch der oft, z. B. von Bernardino Zendrini, gebrauchte, aber von Carducci selbst zurückgewiesene Vergleich mit Heine ist nicht zutreffend. Carducci steht — meiner Ansicht nach — in poetischer und ethischer Hinsicht höher als Heine, dessen boshaft lächelnder Cynismus bei Weitem nicht die Macht und Wirkung hat, wie der gleich einem Feuerbrande aus dem Innern emporflammende Zorn Carducci's, obwohl Beide ja auch manchen gemeinsamen Zug haben. Jeder Vergleich mit einem anderen Dichter ist mißlich und unzulässig, denn wir finden in den Schöpfungen Carducci's auch die feurige Kraft des Horaz, die einfach-schönen Naturschilderungen Virgil's, den heiligen Schmerz Dante's und Leopardi's, die beißende Satire Giusti's, die Formvollendung Platen's und — in den Werken der letzten Jahrzehnte — vor Allem die reine Harmonie, die erhabene Auffassung und den clas-

Digitized by Google

fischen Geist Goethe's, dem Carducci, neben Victor Hugo, wohl am meisten verwandt ist. Aber trotzdem bleibt er immer er selbst, in voller Originalität und stolzem Kraftbewußtsein nur die Wege wandelnd, auf die ihn seine Ueberzeugung und die Stimme seines Genius hinweisen. In der von ihm neu belebten dichterischen Form hat er bereits viele Nachahmer gefunden, doch keinen, der in Gedankengröße an ihn heranreichte, und in der Kunst des Verschmelzens lyrischer und epischer Elemente zu Gebilden vollkommenster Harmonie steht er einzig da.

Die neueste Arbeit Carducci's ist die Herausgabe einer Sammlung von Reden und Schriften der bedeutendsten italienischen Dichter und Literaten (z. B. Alfieri, Foscolo, Pellico, Botta, Giordani, Verri, Parini u. A.), welche sich auf die Einigung Italiens beziehen und dieselbe vorbereiteten. Das Werk ist auf 2 Bände berechnet, der erste den Zeitraum von 1740 bis 1830, der zweite den von 1830 bis 1870 umfassend. Die Vorträge hat Carducci mit erläuternden Anmerkungen versehen und ihnen eine Abhandlung vorangestellt, in welcher er auf dem kargen Raume von 45 Seiten eine meisterhaft klare Uebersicht der italienischen Literatur von 1749 bis 1870 in ihren Beziehungen zu der Geschichte des Landes giebt.

Die Letture scheinen indeß gewissermaßen nur die Vorläufer des großen Werkes zu sein, welches Carducci plant — oder vielleicht schon begonnen hat: „Die Geschichte der italienischen Einheitsbestrebungen"; doch soll dieselbe der Ueberfülle des Stoffes wegen nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, bereits im 18., sondern erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Anfang nehmen, und würden allein zwei von den 4 Bänden, auf die das ganze Werk berechnet ist, das Jahr 1848 behandeln. Carducci wendet sich also, wie es scheint, immer mehr von der Poesie ab und der Prosa zu, welcher nach seiner Ansicht Gegenwart und Zukunft vorzugsweise gehören und der er durch seinen kräftigen, strengen, aber dabei doch gewandten und farbenreichen Stil neues, eigenartiges Leben zugeführt hat.

So sehen wir auch heute noch den bald Sechzigjährigen in voller Kraft und Geistesreife nach den verschiedensten Richtungen in fruchtbringender Thätigkeit und freuen uns der Anerkennung, welche sie findet. Denn wie aus den herrlichen Gesängen Dante's, so klingt auch aus allen Werken Carducci's, ob in Sehnsucht oder Groll, in Schmerz oder Begeisterung, übermächtig stets der eine heilige Name: „Italien!" Und so möge auch in Italien, welches ihn ja jetzt oft stolz „il Nostro, il Nostrano" nennt, nun an seinem Ehrentage der Name Carducci's von den Alpen bis zum Aetna widerhallen mit Dank und Segenswünschen für den, welcher der Literatur so viel Großes geschenkt hat und hoffentlich noch manches Große schenken wird. Wie aber seine Werke nicht nur Italien angehören, sondern weit über dessen Grenzen hinaus ihre Wirkung üben, so schließen auch die anderen Nationen sich diesen Wünschen an und rufen Carducci ihren Gruß über die Alpen und über die Meere zu.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Abschied.

Von K. S. Baranzewitsch.

Es regnet. Die Abenddämmerung ist hereingebrochen. Sonst tiefe Stille, nur zuweilen von dem Gekrächz der Raben unterbrochen. Vom Walde her dringt das Wiehern eines Pferdes, und kaum hörbar das Knistern des Lagerholzes. Nun verstummen auch diese Laute. Am Waldessaum erscheint die Gestalt eines jungen Mannes. Er trägt Jagdmütze und Stulpenstiefeln. Er schreitet vorsichtig weiter, sieht sich dabei immer um und betritt den Bahndamm am Waldessaume. Er ist schlank, etwas über Mittelgröße, und obwohl sein Gesicht etwas verlebt aussieht, findet man doch Spuren von Schönheit darin. Zwischen den regenglitzernden Schienen, die sich in der Nebelferne verlieren, ist er stehen geblieben und spät in die Weite.

Die Bahnstrecke durchschneidet den Kieferwald mit einem schmalen Durchgange, nur rechts hinter dem Hügel hat man einen Ausblick auf die Dächer der Häuser, und von der anderen Seite erblickt man die Umrisse des Bahnwärterhäuschens. Auf diesem hat lange das zusammengekniffene graue Auge des jungen Mannes geruht, endlich klärt sich sein Gesicht auf, denn dort im Gemüsegarten hat er eine weibliche Gestalt erspät, die eifrig mit einer Gartenarbeit beschäftigt ist. „Aha!" ruft der junge Mann und schreitet schnell über den Bahndamm und den lehmigen Weg hinab. „Zum Teufel, ist der Boden glatt!" Vorsichtig drängt er sich durch die nassen Zweige und geht nach der Richtung zu, wo er das weiße Tuch erblickte. Dort findet er ein hübsches achtzehnjähriges Mädchen, das damit beschäftigt ist, Kartoffeln auszugraben und zu sammeln. Als sie den jungen Mann erblickt, erröthet sie und vertieft sich doppelt eifrig wieder in ihre Arbeit.

„Guten Abend, Tanja!" ruft der junge Mann, indem er näher tritt. Das junge Mädchen sieht sich scheu um und sagt leise: „Guten Abend, Wladimir Nikolajewitsch!" Der junge Mann, der unterdeß über die Umzäunung gesprungen, reicht ihr die Hand. „Was haben Sie? sind Sie mir böse, daß Sie mir die Hand nicht geben?"

„O nein, aber sie ist voll Erde," antwortet verlegen das junge Mädchen.

„Bah, Kleinigkeit! was thut das? Na, wollen Sie sie mir geben?" Ohne die Antwort abzuwarten, ergreift er die Hand des Mädchens, welches über und über roth wird. An den Boden blickend, flüstert sie: „Ich glaubte nicht, das Sie doch kommen würden!"

„Haben Sie denn unsere Abmachung vergessen? Sie wissen ja doch, ich reise heute Abend!"

Während es in ihrem Gesicht zuckt, hebt sie den Blick an ihm empor, und etwas Flehendes liegt darin. „Ich hoffte ... Sie würden — — — doch noch etwas — — — wenigstens einen Tag — — — bleiben ... nicht so schnell fortgehen ..." flüstert sie mit zitternder Stimme.

„Wozu das Aufschieben!" erwidert er verdrießlich. „Ob heute oder morgen, das bleibt sich doch gleich, da es einmal sein muß, was?" Fragend blickt er das junge Mädchen an. Es antwortet nichts und tritt nur etwas zurück. „Und dann dies fürchterliche Wetter!" fügt er hinzu und blickt gen Himmel. „Nichts als Regen! Es ist zum Tollwerden. Sehen Sie mich nur einmal an, wie ich naß bin."

„Das Wetter ändert sich, der Regen hat ja schon nachgelassen."

„Nein, Tanja, ich reise bestimmt, das sind alles trügerische Hoffnungen."

„Mit welchem Zuge?" — „Ich glaube mit Nr. 6. Er geht um 10 Uhr." — „Ja." — „Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Dort in der Lichtung wartet mein Wagen."

Beide stehen schweigend da. Der Ausdruck ihrer Gesichter scheint zu sagen, daß noch sehr viel Wichtiges auf ihren Herzen laste. Sie blickt zu Boden. Er hat die Schaufel ergriffen, sie in die Erde gestoßen und stützt sich darauf.

„Es ist abgemacht, Tanitschka, der Sommer ist vorbei, ich muß reisen," beginnt er. „Erinnern Sie sich noch, wie schön es im Frühling war ... unsere Spaziergänge ... dort am Hügel?" Heftig arbeitet ihre Brust, und die abgearbeiteten Hände zupfen unruhig am Kleide. „Ich weiß ja nicht, ob Sie mir das nachfühlen," ruft er begeistert, „aber es war doch herrlich diesen Sommer! Ich werde etwas haben, woran ich in Petersburg denken werde! Dies herrliche Fleckchen Erde da! Welche Fernsichten, welche Schönheiten! Sehen Sie doch nur diesen prachtvollen Sonnenuntergang."

Digitized by Google

Im Westen hatte sich die Sonne den Weg durch die Wolken abwärts gebahnt und goldig deren Ränder gesäumt. Alles lebte noch einmal auf, silbern erglänzten die Pfützen auf den Feldern, die nassen Sträucher schüttelten sich fröhlich und schüchtern sangen die Vögel.

„Ich nehme viele Skizzen von hier mit," sagte der junge Mann. „Herrliches Material! Das Bild wird großartig! Ach, aber ich vergaß Ihnen zu sagen, wer die Hauptfigur bildet ... Na, ahnen Sie nichts?" Das junge Mädchen blickt scheu zu ihm auf, als sie aber seinem strahlenden Blick begegnet, schlägt sie erröthend die Augen nieder. „Errathen Sie es nicht! Nun, kurz gesagt, auf dem Bilde werden ... Sie gemalt sein."

„Ich?" Glühende Röthe überzieht wieder ihr Gesicht.

„Dachten Sie es anders? Nicht umsonst habe ich mir so viel mit Ihrem Bildniß zu schaffen gemacht. Stellen Sie sich nur 'mal vor: Ein herrlicher Frühlingsmorgen bei Sonnenaufgang, die Sonne beleuchtet die Gleise, ihr Häuschen, die Telegraphendrähte, Alles, Alles. Dort Ihr Gärtchen mit dem blühenden Flieder, Sie unter der Hausthür auf den Stufen, wissen Sie, wie damals, als ich hier ankam und Sie traf? ... Doch warum dies Erröthen? Sie waren ja so bezaubernd in ihrem einfachen Morgenkleidchen ..."

„Bitte, bitte, nein, Wladimir Nikolajewitsch."

Ein lautes Lachen unterbricht sie. „Nein, gerade so ... so ist es künstlerisch. Ihre aufgelösten Haare, und dann ringsherum Ihr ganzes Reich: Enten, Hühner, Gänse. Alle öffnen sie verlangend die Schnäbel und umdrängen Sie, damit sie etwas von Ihnen bekommen ... Einige sind sogar auf Ihre Schulter geflogen. Mit einem so glücklichen, sorgenlosen, zufriedenen Gesicht werfen Sie ihnen Hände voll Futter zu. Und dies Bild voll stillen Glückes wird betitelt sein: ‚Ein glücklicher Winkel'! Nun, wie gefällt Ihnen diese Idee? Aber glücklicher, zufriedener muß Ihr Gesicht aussehen, als eben jetzt. Fehlt Ihnen oder den Ihrigen etwas, Tanja? Wie geht es der Mutter?"

„Mutter ist wohl." — „Aber Sie? Was ist Ihnen?"

„O, nichts, Wladimir Nikolajewitsch!" Noch tiefer ist der Blick des Mädchens gesenkt, aber er merkt nichts und redet ruhig weiter.

„Gelänge mir doch dieses Bild! Ach, den richtigen Ton zu finden, es muß ja Alles in Lichtstrahlen gebadet sein, ja die Beleuchtung ..." Die Mütze abnehmend, fährt er sich durch das Haar. „Es zieht mich mächtig nach Petersburg. Fort muß ich, denn nur dort kann ich arbeiten. Im Sommer, da streift man überall herum, macht Skizzen, merkt sich die Farben, aber zur Vollendung des Bildes fehlt die Sammlung. In der Erinnerung empfindet man dann Alles nach. Das muß Petersburg geben, dort werden die Nerven angeregt. Waren Sie schon in Petersburg?"

„Nein," sagt sie sehr leise. „Es ist wohl sehr groß?"

„O, es ist sehr schwer zu beschreiben. Leben, Bewegung ist dort. Alles, Alles, was Kunst, Wissenschaft aufzuweisen haben, ist dort vertreten. Da sind Theater, Concerte, Ausstellungen ..." Sinnend blickt er in die Nebelferne, dort liegt sein Petersburg, die lärmende, lustige Großstadt! Und er wird dort bald ankommen, von der Landluft erfrischt und gestärkt, mit vielen Plänen, und dann kommen die vielen Tage des Schaffens, der Soupers, der lustigen Freunde. Dort vergeht ein Tag wie eine Stunde. Heitere Frauen, Genossen, Lectüre, geistreiche, anregende Gespräche über die Kunst, dann wieder angestrengte Tage der Arbeit, nach der es ihm jetzt in allen Fingern juckt und durch alle Glieder verlangend zuckt.

Das junge Mädchen seufzt. „Dort lebt man wohl lustig?" fragt sie.

„Was? Ach, Sie meinten ... Was für eine Frage! Und vor allen Dingen, man ist dort Niemand Rechenschaft schuldig. Keiner kümmert sich um den Anderen. Man kann sich völlig absondern und kommt doch wieder mit einer Masse von Menschen zusammen, die das große Rad des Weltgetriebes durch einander ..." Jäh bricht er ab und zündet sich eine Cigarette an. Es ist ihm eingefallen, daß das Mädchen doch nicht versteht, was er spricht. „Um es kurz zu machen, in Petersburg kann man machen, was man will, Niemand kümmert sich, so wie hier, um den Anderen."

„Ach wie schön!" ruft das Mädchen. „Hier spionirt Alles. Sehr schlecht sind die Menschen hier!"

„Nicht schlecht, Tanja, nur entsetzlich beschränkt."

„Nein, nein, schlecht, sehr schlecht! Neulich, als wir spazieren gingen ..."

„Na, was denn?"

„Traf uns die Müllersfrau, so ein häßliches Weib, das immer in Unfrieden mit ihrem Mann lebt ..."

„Ich erinnere mich nicht mehr. Aber, was ist mit ihr?"

„Sie hat gleich der Mutter gesagt: Ihre Tochter geht mit einem Herrn spazieren. — Und dann hat das schlechte Weib noch gelogen ... solch ein Geschwätz! ..."

„Was hat sie denn gelogen?" — „Daß wir ..." — „Ja, was denn, was denn ..."

„Daß wir ... beide Arm in Arm gegangen seien!"

Gelassen zuckt er die Achseln, thut einen Zug aus der Cigarette und sagt: „Gott, das ist nicht so schlimm, nur beschränkt. Der Teufel hatte uns gerade diese Müllerin in den Weg geschickt! Was sagte Ihre Mutter?"

„Mutter war sehr böse. Ich dürfe Sie nie wieder sehen! Ach, wenn Sie wüßten ... aber nein, ich ..." Verlegen zupfte sie am Saum ihres Kleides.

„Ach, nun wird es mir klar, warum Sie nicht an den Saum des Waldes kamen!" Er wirft die Cigarette weg und runzelt die Stirn. Jetzt erst kommt es ihm in den Sinn, daß die harmlosen Spaziergänge dem Ruf des Mädchens schaden konnten. Aber ihn traf doch kein Vorwurf. Er war nur freundlich zu ihr gewesen, so wie man es immer zu hübschen Mädchen ist, aber Tanja ist ja nicht zimperlich, sondern schlicht und natürlich. Den Künstler hatte sie begeistert inmitten ihrer Gänse und Enten und in ihrer ländlichen Umgebung. Er blickte das junge Mädchen mit möglichst ruhigen Blicken an. „Das thut mir leid, Tanja, diese Klatscherei. Verzeihen Sie mir. Nur eine Närrin konnte aber auch Anstößiges in unseren Spaziergängen finden. Nun werden Sie mir wenigstens in Zukunft ..."

Das Mädchen hebt plötzlich ihre Augen mit einem brennenden Ausdruck zu ihm auf. „Ach nein, sie ist keine Närrin. Sie ist schlecht. Was geht das sie an! Warum hat sie geklatscht? — Ach Wladimir Nikolajewitsch, Sie haben mir von Petersburg erzählt ... O könnte ich nur einen Tag dort leben, ganz unbemerkt, daß Niemand über mich reden könnte! ... Nun gehen Sie aber fort, und hier wird der Schnee fallen, die Wölfe werden heulen, Niemand, mit dem man sprechen, kein Buch, das man lesen kann ... und Alles spionirt. Was wird mit mir? was soll ich anfangen? ..." Sie verbirgt das Gesicht in ihre Hände, und ihre Stimme bricht unter dem heftigen Schluchzen.

„Nicht doch, Tanja, beruhigen Sie sich! Sie haben doch auch, ehe Sie mich kannten, gelebt und nie geklagt, wenigstens mir nicht ... Warum denn jetzt?" Sie entfernt die Hände vom Gesicht, und aus ihrem Blick spricht es klar und deutlich zu ihm. Alle Wetter, sie liebt mich! sagt er sich. Na, so mußte es ja kommen! Einen Augenblick überrieselt es ihn wonnig, dann aber kommt die Furcht vor den Folgen. „O, wie leid thut es mir!" murmelt er, zu Boden blickend, „aber das hätte ich nicht gedacht, und ich bedaure, daß ..."

Sie erräth das unausgesprochene Wort, wendet sich ab und flüstert: „Wladimir Nikolajewitsch, Sie haben Recht ... reisen Sie, bitte, reisen Sie noch schneller ... Alles ist vorbei ..."

Er hat seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen, hebt den Kopf, zieht seine Uhr und sagt besorgt: „Oho, schon so spät! ich erreiche den Zug kaum noch ... Aber Tanja, sagen Sie, ist es denn so ...?"

„Gehen Sie ... gehen Sie doch ... Sie verpassen den Zug," hastet sie fiebernd.

Digitized by Google

„Leben Sie denn wohl, Tanja! . . .“ Er will ihre Hand ergreifen, sie aber entzieht sie ihm und wendet sich ab.

Wladimir geht denselben Weg zurück, den er gekommen, bei der Umzäunung bleibt er ein paar Secunden sinnend stehen, dann rafft er sich auf und eilt weiter. Tanja steht noch auf demselben Fleck, das Gesicht in den Händen. Die Sonne ist längst unter, der Regen hat aufgehört. Der Garten, das Gehölz sind in Nebel gehüllt. Im Wärterhäuschen ist Licht angezündet. Eine kleine Gestalt eilt rasch bis zum Bahndamm, bleibt in einiger Entfernung stehen und ruft mit heller Kinderstimme: „Tanja, Tanja! Schnell, schnell nach Hause! Mutter hat schon gescholten! . . .“

Aus der Hauptstadt.

Die Sommer-Monarchie.

Mein Weg hat mich kürzlich durch die Gemeinde Groß-Wetzelshausen im Kreise Birnbaum geführt. Der Kreis ist seit 1873, Dank der geordneten Verwaltung des Herrn Landrathes und seiner fünf Gensdarmen, hochconservativ vertreten; eine Nachwahl steht augenblicklich nicht bevor, weder die Nostitze noch die Arnim's haben hier größeren Grundbesitz, und die Partei darf deßhalb hoffen, bis 1898 im ewigen Besitze des Mandates zu sein. Graf Caprivi, den Bismarck's Ruhm nicht mehr so schlafen läßt wie in der Zeit, da er Sr. Majestät Vicekanzler war, und der sich von ein paar humoristisch veranlagten Freunden das Versprechen entpressen ließ, bei der nächsten allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlfolter unter die Schaar der armen Sünder zu treten, Graf Caprivi wird seine Candidatur im Kreise Birnbaum voraussichtlich nicht aufstellen. Die Birnbäumer und insonderheit die Groß-Wetzelshäuser stoßen sich nicht sowohl an der Erwägung, daß es unpassend sei, wenn jeder Herr, der seit 1888 in Preußen einen Ministerposten bekleidet habe, daraus das Recht herleite, nunmehr einen der noch immer auffallend sauberen und wenig zerdrückten Reichstag-Ledersitze einzunehmen. Sie sagen sich zwar mit Fug, daß bei Anerkennung dieses Anspruches im Parlamente sehr bald kein Platz für gewöhnliche, nie a. D. gewesene Bürgersleute mehr sein würde; giebt es doch laut der Verfassung nur 397 Abgeordnete. Indessen scheint es ihnen einigermaßen gleichgiltig, ob Excellenzen a. D. oder in spe ihre Hüte in der Wallotgarderobe abgeben, und wenn sich Ganz-Groß-Wetzelshausen gegen Caprivi's Candidatur wendet, so ist nur sein genialer Ausspruch daran Schuld, Deutschland sei ein Industriestaat. Denn der Kreis Birnbaum ernährt sich fast ausschließlich von der Kartoffelproduction; einige sogenannte Hügel seufzen auch unter der sauren Last des Weines, der mit Verzweiflung auf ihnen gebaut wird. Export kennt Birnbaum, außer wenigen beliebten Sectarten, nicht, die Umwandlung der tropisch reichen Erdäpfelernten in Schnaps erzielt kaum siebzig Procent von der erfreulichen Menge des nützlichen Gebräus, die im Kreise selbst aus Gesundheitsrücksichten consumirt wird. Importirt werden nach Birnbaum nur einige Berliner, die der Herr Landrath jedoch bereits nach sehr kurzer Zeit wieder fortzugraulen versteht und die andernfalls sehr bald von selber gehen würden. Wer Berlins Hochcultur gekostet hat, vermag sich nimmermehr mit Birnbaums Kartoffelcultur zu befreunden; Emberg's Salon und das Deutsche Theater stehen himmelhoch über den entsprechenden Kneipen von Groß-Wetzelshausen. Sie berühren sich mit ihnen nur darin, daß in beiden derselbe Champagner, Birnbäumer extra cuvée, unter derselben klangvollen Marke servirt und daß in beiden dasselbe Slovakendeutsch gesprochen wird.

Man wird zugeben, daß in einem Lande von der vornehmen Abgeschlossenheit Birnbaums noch eigenartige Anschauungen möglich sind, und daß eine Gesellschaft von der Exclusivität der Groß-Wetzelshäuser zahlreiche Persönlichkeiten umfaßt, die noch original zu denken verstehene. Ich selbst, der auf der oben erwähnten Studienreise Land und Leute eingehend beobachtete und dem in Folge mehrfacher unbezahlter Rechnungen ein besonders guter Ruf voranging, ich selbst fand nur dadurch Aufnahme in die maßgebenden Kreise des Kreises, daß ich mein Bier selbst bezahlte und durch Ankauf von hundert Cigarren zur Hebung des Birnbäumer Kartoffel- und Weinblätterbaues beitrug. In dem fashionabelsten Restaurant des Vorortes, wo die Honoratioren so zur Sommer- wie zur Schlittenfahrt-Zeit gedankenvoll um den großen Kachel-Ofen herumsaßen, je nach Laune der Witterung und des Wirthes bei lauem oder gewärmtem Bier, in diesem vornehmen Wirthshause gelang es mir, die Bekanntschaft etlicher bedeutender Politiker zu machen. Und das Regierungs-System, das ich hierunter zu entwickeln suchen werde und das ich als Sommer-Monarchie der öffentlichen Kritik preisgebe, verdankt seine Entstehung ausschließlich dem großen Kachel-Ofen im „Ausgeblasenen Ei“ zu Groß-Wetzelshausen. Ich constatire das ganz ausdrücklich, weil ich keine Lust habe, wissenschaftlich die sittliche Nothwendigkeit und die civilisatorische Bedeutung des Plagiates zu beweisen, sobald ich bei einem abgefaßt worden bin.

Ich war in Groß-Wetzelshausen so hungrig eingetroffen, als käme ich direct von einem officiellen Prunkdiner; auf meine Bitte um etwas Warmes hatte mir der menschenfreundliche Wirth ein Glas Dünnbier vorgesetzt. Mein Nachbar hatte einen gesunderen Magen und trank einheimischen Bordeaux. Aus naheliegenden Gründen geriethen wir sofort in eine lebhafte Unterhaltung über die Frage, ob das Königthum oder der republikanische Gedanke günstiger auf das Gedeihen alkoholischer Getränke einwirke. Der Notable wollte Anfangs gar nicht mit der Sprache heraus; erst als er bei einer zufälligen Lüftung meines Rockes bemerkte, daß ich keine Blechmarke auf dem Busen trug und noch keinen Mörder hatte entschlüpfen lassen, wurde er zusehends wärmer. Hierzu wirkte allerdings die Temperatur seines Getränkes mit. Er offenbarte mir, daß er Politik nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern ausschließlich auf Grund langjähriger Erfahrungen treibe. Er habe sich in seiner Jugend ein Werk gekauft und es auch einmal beinahe gelesen, worin die Staatskunst Metternich's gebührende Würdigung fand; er könne aber nicht sagen, aus diesem zweifellos vorzüglichen Werke auch nur das Mindeste gelernt zu haben. Aehnlich sei es ihm mit der Berliner Morgenzeitung gegangen, die er seines schwunghaften Käsegeschäftes wegen seit Jahren halte. Was er von der Politik wisse, verdanke er ausschließlich gesundem Empirismus, nicht löschpapierner und mit Gummiinseraten bedruckter Theorie. Um auf meine einleitenden Bemerkungen zurückzukommen, betone er zunächst, daß er weder grundsätzlicher Monarchist noch erklärter Republikaner sei. Er glaube vielmehr, daß es mit den Regierungsformen gehe wie mit dem Käse: im Frühling ist die eine besonders gut, im Herbst die andere. Roquefort schmecke im Sommer besser als weicher Limburger, während der Winter die Reize des durchkümmelten Harzers wesentlich verschönt und ihn, wenigstens für den individuellen Geschmack, nicht unbeträchtlich über den Schweizer stelle. Außerdem werde der Schweizer momentan im Kreise Birnbaum allzu sehr mit Kartoffeln vermischt, was zwar constitutionell, aber nicht wohlschmeckend sei.

In den Worten des Notablen lag Sinn und Verstand; man merkte auf der Stelle, daß er keiner Ethischen Gesellschaft angehörte und nie in seinem Leben ein Colleg über die Kritik der reinen Vernunft belegt hatte.

Auf meine Frage erklärte er mir freimüthig, daß er momentan, in den heißesten Sommermonaten, mit besonderer Hitze für die Monarchie einträte. Es müsse ihm das unbenommen sein. Andere Schichten der Bevölkerung ständen aus materiellen Gründen zu der Sache der Monarchie und würden wankelmüthig, wenn sie für ihre Wünsche kein geneigtes Ohr fänden; er mache seine Stellung von dem Stande des Thermometers abhängig und finde dies edler, selbstloser und loyaler. Unausgesetzte Beobachtungen hätten ihm den klaren Beweis erbracht, daß

Digitized by Google

von + 20° angefangen die jetzige, doch entschieden königstreue Regierung ganz vorzüglich sei, während sie bei geringeren Wärmegraden keinen Pfifferling werth sei. Und als einfacher, aber denkender Mensch ziehe er daraus seine Schlüsse.

Ich bat ihn gespannt um weitere Aufklärungen.

„Sie dürfen keine professorhaften Deductionen von mir erwarten," fuhr der Notable fort, „professorhafte Deductionen sind Unsinn, der Halberger hat ganz recht. Ich führe nur Thatsachen an. Sobald der Herbst in's Land gekommen ist, ich meine, so gegen Anfang October, beginnt das öffentliche Leben plötzlich schauderhaft ungemüthlich zu werden, gerade wie das Wetter. Die Gensdarmen Sr. Erlaucht des Herrn Landrathes erscheinen und bringen ganze Stöße voll bedruckten Papiers mit, auf dem allerlei Fragen stehen. Erkundige ich mich nach dem Zwecke dieses Papiers, so heißt es jedes Mal, es sei eine Enquête und ein neues Gesetz stehe bevor. Gut. Ich bin noch, vom Sommer her, überzeugter Royalist und fülle das Papier aus. Keine Woche vergeht, so kommt ein Eilboten-Brief vom Vereine: ich solle mich Freitag Abend pünktlich um 9 Uhr im Casino einfinden, die heiligsten Rechte der Staatsbürger seien in Gefahr und die Monarchie bedroht. Aha, denke ich bei mir. Freitag Abend paßt mir schlecht, denn da ist gerade die Kegelbahn im „Gesottenen Affen" frei und wenn ich ausbleibe, kostet es dreißig Pfennige Strafgeld. Als Monarchist und bedrohter Staatsbürger aber opfere ich die dreißig Pfennige auf dem Altar meiner politischen Ideale und gehe in's Casino, obgleich das Bier dort noch dünner als im Affen ist. Was höre ich nun? Ein Socialdemokrat sei beim Kaiserhoch im Reichstage nicht aufgestanden, und die Grundpfeiler des Königthums wackelten seitdem. Man müsse beim Staatsanwalt um sofortige Verfolgung des Uebelthäters petitioniren, sonst siege übermorgen die Revolution. Steht es so? denke ich heimlich. Und von nun an fällt das Quecksilber im Thermometer und es geht Schlag auf Schlag. Komme ich auf den Pferdemarkt, so erklärt der Jud, er sei ruinirt, wenn die Beängstigung und verständnißlose Beengung des segensreichen Zwischenhandels durch die Regierung so weiter gehe. Treffe ich beim Wollmarkt alte Bekannte aus dem Nachbarkreise, so jammern sie, daß die Landwirthschaft binnen drei Monaten zu Grunde gerichtet sei, wenn die Regierung in dieser herzlosen Art weiter gegen sie intriguire. Ganz allmälig erkenne ich deutlich, daß die sieben ägyptischen Plagen Paradieseswonnen gewesen sind im Vergleiche mit dieser Regierung. Sie spürt auch selber bald, wie faul es mit ihr steht. Bei zwanzig Grad Kälte schlägt sie Umsturzgesetze vor, die nur in der Zeit des Sonnenstiches Berechtigung hätten, und beklagt das Schwinden aller Achtung vor ihrer Autorität. Ihre Mitglieder sind so unfähig, daß jede zweite Woche eins entlassen werden muß; die meisten treten kränklich ihr Amt an und ziehen sich gleich darauf aus Rücksicht auf die eigene Gesundheit, nicht auf die ihrer armen Untergebenen, wieder ins Privatleben zurück. Daneben hört man von tausend Hofcabalen, von Chefs der Militär- und Civilcabinette, die Nebenregierungen leiten, von anonymen Briefen und Schmutzereien, sogar von Gedichten, die unverantwortliche Rathgeber machen. Und auf allen Zeitungsfetzen, die Einem zufällig in die Hände gerathen, liest man übereinstimmend dasselbe Klagelied: nicht mehr ein halbes Jahr lang gehe es so fort, es dürfe kein Fehler mehr gemacht werden, besonders nicht in der auswärtigen Politik, sonst könne Deutschland Concurs anmelden. Ist es so unter Ach, wenn auch noch ohne Krach April geworden, dann schnürte man am liebsten sein Bündel und verkaufte sein bißchen Land, um aus diesem verrotteten Staate zu retten, was zu retten ist. Mit der Monarchie hat man sich gründlich verfeindet und es fragt sich nur, ob Frankreich oder die Schweiz für den künftigen Aufenthalt geeigneter sind. Und da — da mit einem Male wird's warm. Die Hitzeferien beginnen. Plötzlich hören die Klagen auf. Seit gestern fühle ich mich wie neugeboren. Die Gensdarmen belästigen mich nicht mehr. Man liest nicht mehr von abgelehnten Gesetzentwürfen, von Schlittenfahrten, Skaldensängen und Ceremonienmeistern. Der liebe Gott segnet das Korn auf den Feldern, und wo keins da ist, doch wenigstens die neuen Kartoffeln. Die Pferdejuden und die Großgrundbesitzer, die im Winter erbärmlich Hungerpfoten saugten, haben mit einem Male Geld genug, um nach Ostende, Colberg und Teplitz gehen zu können. Ich komme aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Und ich frage mich immer von Neuem, ohne doch eine Antwort finden zu können: Warum bewährt sich die Monarchie und ihre Regierung im Sommer so überaus vortrefflich? Und warum nur im Hochsommer? Die Thatsache steht unleugbar fest, aber wie in aller Welt erklärt sie sich?

Der Notable und Sommermonarchist von Groß-Wetzelshausen trank sein Warmbier aus, wischte sich den Schweiß von der hohen Stirne, seufzte tief und ging, es freundlichst mir überlassend, die geringe Zeche zu begleichen. In düsteres Sinnen verloren, starrte ich minutenlang in die socialversöhnende, den royalistischen Gedanken und die Autorität der Regierung so ungemein fördernde heiße Juliluft. Ganz zufällig fiel da mein Blick auf das vor mir liegende Kreisblatt für den Kreis Birnbaum und Umgegend. Und ich las folgende unscheinbare Notiz: „Berlin. Gestern haben die Minister sämmtlich die Hauptstadt verlassen und ihren drei- bis viermonatigen Urlaub angetreten. Graf Phili Eulenburg nimmt auch in diesem Jahre an der Nordlandfahrt Seiner Majestät Theil."

Timon d. J.

Notizen.

Eine feine, satirische Gabe ist Adolf Bartels' komisches Epos in zwölf Gesängen: Der dumme Teufel oder Die Geniesuche (Dresdener Verlags-Anstalt, V. W. Esche). Der Vers ist zwar so völlig aus der Mode gekommen, daß selbst unsere Lyriker allmälig vergessen, wie man eine gute Strophe baut, und gar vor Stanzen ist die Idyosynkrasie allgemein — trotzdem aber hat Bartels es gewagt, und das Wagniß ist ihm wohlgelungen. Siehe da eins von den Büchern, die man lobt, die zu empfehlen es Einen drängt, obwohl man von ihren Verfassern wenig weiß, obwohl ihre Verfasser Einem in keiner literarischen Gesellschaft vorgestellt worden sind. Ein frisches Buch, voll witziger Tiefe, voll nachdenklichem Humor; eine feingeschliffene Form, die selbst das Burleske adelt. Des Teufels Großmutter gelüstet es nach großen, schöpferischen Seelen, die sogar Gott eines Streites würdigt; sie ist der Alltagsseelen satt, die man ihr in ganzen Fässern gleich Häringen heranrollt. Und sie schickt den historischen dummen Teufel auf die Welt, daß er ihr das Genie suche und bringe. In der Hülle eines schmählich am Suff und an anderen Lastern verendeten Studenten zieht der thörichte Teufel durch die deutsche Welt, das gewünschte Genie zu finden. Er faßt seine Aufgabe mit Ernst und Energie an, bewegt sich in allen Kreisen, die sich einem stud. phil. Meyer erschließen, hohen und niederen, ist oft dem Genius auf der Spur — aber immer wieder narrt den Rastlosen ein freches Zerrbild. Bartels, der den Vers mit erstaunlicher Gewandtheit handhabt, weiß oft mit wenigen Strichen hoch ergötzliche und dabei schneidend scharfe Charakteristiken von Menschen und Zuständen zu geben; es ist eine bittere Satire ohne Gleichen, daß unter all dem Gesindel der dumme Teufel die einzige anständige, sympathische Creatur ist. In dem lustigen Buche weht dabei ein so gesunder, so kerndeutscher Geist, der Witz selbst ist so deutsch, Eigengewächs, ganz und gar verschieden von dem importirten Journal-Wortspülicht, daß man dem Autor mit ständig wachsender Freude folgt. Allerlei Tagesgötzen und pomphaften, mächtigen Tagesdummheiten knallt Bartels' Geißel klatschend um die Ohren; so viel Wahres wie hier ist selten in einem modernen Buche gesagt worden. Und das lasse man sich gesagt sein — man lese es also auch!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. · Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Soeben erschien:

„Brennende Tagesfragen."

I.

Für oder wider das Duell?

Von

Arnold Fischer.

Preis 75 Pfg.

C. J. E. Volckmann, Verlag. Rostock.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, H. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Fred Graf Frankenberg

Kriegstagebücher

von 1866 und 1870/71

Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet M. 5. —; elegant gebunden M. 6. —

Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war. Das Buch ist

ein literarisches Anikum, das diesseits wie jenseits des Rheins großes Aufsehen erregen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet. . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Dänische Umtriebe in Nordschleswig. Von Karl Strackerjan. — Die Aerzte und die socialpolitischen Gesetze. Von Ernst Trappe. — **Literatur und Kunst.** Julius Stockhausen. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Klaus Groth. — Eleonora Duse als Romanheldin. Von Hans H. Hoffmann. — Zur Japanischen Literatur. Von Sigmund P. Imthurn. — **Feuilleton.** Der erste Ball. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Die Internationale Kunstausstellung. 7. Schweden. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Dänische Umtriebe in Nordschleswig.

Von Karl Strackerjan.

Nach der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich 1866 wurde im Prager Frieden vom 23. August Schleswig-Holstein ein Theil Preußens und des Norddeutschen Bundes. Das war auch für das Deutschthum Nordschleswigs die national beste Lösung. Denn, so gesteht selbst „Flensborg Avis" in seiner Weise vom dänischen Standpunkte zu, bei der Errichtung eines Staates Schleswig-Holstein würde das Dänenthum besser gefahren sein als bei der Einverleibung in Preußen; ein kleiner Fürst würde, wo damals noch die Hälfte Schleswigs „dänisch" war, seine Herrschaft bald wanken gefühlt haben. Auch die ursprünglich ein selbstständiges Schleswig-Holstein wünschenden Deutschgesinnten hat die glorreiche Einigung Deutschlands 1870/71 und die Heimführung einer heimischen Fürstentochter durch den zukünftigen deutschen Kaiser 1881 vollends versöhnt. Dagegen pflegt eine dänische Agitation in Nordschleswig noch jetzt einen extrem preußen- und reichsfeindlichen Chauvinismus. Ueberaus mannigfach sind die Hülfsmittel der dänischen Agitation. Nordschleswig ist mit einem dichten Vereinsnetz überzogen, auch die äußerlich harmlosesten Veranstaltungen der Protestpartei dienen der Politik. Die Kinder in der Schule, die confirmirte Jugend bearbeitet man in dänisch-nationalem Sinn. Der junge Mann nach erledigtem Militärdienst wird sofort von den Agitatoren in Empfang genommen. Die vaterländische Arbeit der deutschen Schule, die in des „Königs Rock" erwachsene deutsche Soldatentreue sucht man zu nichte zu machen. Der Wählerverein leitet die reichsfeindlichen Wahlen und entsendet besoldete Agitatoren ringsum als Redner, um die Bevölkerung aufzureizen, giebt auch wohl den begeisternden Frei-Punsch. — Der Sprachverein gründet massenhaft dänische Bibliotheken zur Förderung dänischer Sprache und namentlich Gesinnung. In Unmengen verbreitet er dänische Bücher und Bilder. Ein Kinderblatt zieht die Schuljugend, diese sogar zu politischem Umschauen veranlassend, direct in den nationalen Streit hinein. — Vom Schulverein werden jährlich Hunderte confirmirter Knaben und Mädchen nach Dänemark gesandt, um ihnen auf den einen krankhaften dänischen Patriotismus pflegenden Fortbildungs- und Bauern-Hochschulen den „Bacillus der Stammverwandten-Seuche", d. h. deutsche Gesinnung „absolut tödten" zu lassen, so daß sie zurückkehrend für das Deutschthum verloren sind und ihre Umgebung mit aufreizen. Als Ferien-colonisten sind 1895 etwa 50 Schulkinder nach Dänemark geschickt worden, eine größere Zahl soll folgen. Es sollen, so heißt es in einem Aufruf dafür in Dänemark, diese „kleinen Vorkämpfer des Dänenthums" dort „den lieben Dänebrog frei hissen, ihren Herzensgefühlen Luft machen, Kraft und Stärke für ihr fortgesetztes nationales Wirken sammeln". — Andererseits sind auch Feriencolonisten aus Dänemark in Nordschleswig untergebracht worden. Streng sollen den Landmann die dänischen Landbauvereine gegen den selbst neutralen Verkehr mit Berufsgenossen und gegen Berührung mit dem Süden abschließen. Ausstellungen in Deutschland beschicken sie nicht, dagegen halten Staatsconsulenten aus Dänemark Vorträge in ihnen. Stärkung der nationalen Solidarität bezwecken ihre Feste, es sind auf diesen von Berufsagitatoren an moralischen Landesverrath streifende Reden gehalten worden. Liebhabertheater müssen aushelfen, seit Demonstrationen bei Auftreten dänischer Schauspieler und Ungezogenheiten solcher ihnen die Grenze verschlossen haben. Gesellige Vereine ergänzen die Vortragsvereine. Selbst in der deutschen Stadt Flensburg müssen einzelne dänisch gefärbte Vereine die Trümmer der dänisch stimmenden Wählerschaft bei der Fahne halten. Gesonderte dänische „Gymnastik-" und „Cycle-"Vereine — jetzt ist sogar ein solcher „Cycle-Verband" in Bildung — dienen wie Handfertigkeits- und Industrie-Vereine der Politik. Diese auch in die Gut-Templer-Logen (Enthaltsamkeits-Orden) heimlich hineinzutragen, scheint hier und da die Agitation zu versuchen. Besonders wichtig, um die Bevölkerung wirthschaftlich und dadurch politisch abhängig zu halten, sind die zahlreichen dänischen Geldinstitute — Banken und Sparcassen — rings in Nordschleswig, bei denen Credit und „gute Gesinnung" in engster Wechselwirkung stehen und deren Einfluß ein sehr ausgedehnter und mächtiger ist.

Die Einschüchterung Andersdenkender ist keine Seltenheit. So wiesen z. B. zwei Landleute auf der dänischen Thierschau in Apenrade 1894 mit deutlicher Fußbewegung zwei junge Mädchen aus guter Familie vom Festplatze, bloß weil diese deutsch sprachen. Dem zum Studium der Verhältnisse in Nordschleswig dort 1890 sich aufhaltenden durchaus dänenfreundlichen, aber den unsinnigen Chauvinismus der „Südjüten" in einem Blatte Christiania's tadelnden norwegischen Schriftsteller Kristoffersen rief der „Heimdal" zu, „er möge schnell über die Grenze entwischen, sonst bekäme

Digitized by Google

er gewiß Prügel". In jenem sehr erregten Jahre 1890 haben auch wiederholt Deutschgesinnte, selbst Gemeindebeamte und Lehrer, körperliche Mißhandlungen erlitten. Besonders beliebt ist, auch in der Presse, der Boycott. Man zwingt dadurch die Leute, dänisch zu wählen, sowie dänischen Vereinen beizutreten und schreckt sie von offener Bekundung deutscher Gesinnung ab. So schmählich vergewaltigt man das deutschgesinnte Element, um die Erfolge dann nach Dänemark hin als die „siegende Macht des idealen dänischen Gedankens" zu preisen. Oeffentliche Demonstrationen ferner bezwecken theils das Vorhandensein eines dänischen Elements gegenüber dem In- und Auslande kundzugeben, dann aber auch, die eigene Hoffnung und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter sich und mit den Angehörigen des Königreichs zu stärken. Alles Rothweiße ist nationales Symbol, selbst in gleichgiltigen Sachen. Oefters auch macht sich die Begeisterung im demonstrativen, zum Aergern der Deutschgesinnten bestimmten Singen dänischer Nationallieder Luft. Hie und da demonstrirt man, übrigens meist nur in den ehemals königlich dänischen Enclaven, am Geburtstage des dänischen Königs durch Illumination und Freudenfeuer. Die goldene Hochzeit in Kopenhagen veranlaßte umfangreich inscenirte Kundgebungen, wie für ein heimisches Herrscherpaar. Man wollte — es war dies 1892, zur Zeit der russisch-französischen Annäherung — sich in Kopenhagen, St. Petersburg und sonstwo bemerklich machen, entweder durch die Veranstaltungen selbst (einschließlich Huldigungstelegramme) oder durch telegraphisches und journalistisches Lärmschlagen über ein (übrigens nicht erfolgtes) Verbot derselben. Massenausflüge nach Dänemark, schon Mitte der Sechziger beginnend, „heben die Stimmung und stärken die Hoffnung auf bessere Zeiten". Als nationaler Held wird dabei der sich betheiligende deutsche Reichstags- und preußische Landtagsabgeordnete Gustav Johannsen angesehen und gefeiert. Namentlich im Mai 1893 war er in der größten Provinzialstadt Dänemarks, in Aarhus, einer Hochburg der Revanchepartei, der verherrlichte Mittelpunkt eines die ganze Stadt in Aufregung bringenden, mit dem kriegerischen Geiste von 1848 erfüllten Festes. Selber brachte er u. A. ein Hoch auf das dänische Heer aus, woran sich das Spielen des deutschfeindlichen „Tappren Landsoldat" schloß. Das allerwichtigste Hülfsmittel der Agitation aber bildet die dänische Presse. Es giebt in Nordschleswig fünf Blätter mit offen dänischer Richtung, theilweise mit Nebentiteln und Sonderausgaben erscheinend. Der gemeinsame Zweck dieser politischen Tagespresse ist Pflege dänischer Schriftsprache und Gesinnung, fortgesetzte Aufreizung gegen die jetzige staatliche Zugehörigkeit, stete Kundgebung des Wunsches der Sehnsucht nach Dänemark. Mit einer jüngsten Ausnahme hat diese Presse stets der Revanchepolitik gehuldigt, „ihre Leser mit Brocken der Kopenhagener Rechtenpresse fütternd" („Jüngerer Südjüte" in „Tidens Ström", 1892). Auf die von Petersburg und Paris zu erwartende kriegerische „Befreiung" hinweisend, stellt sie die jetzige Grenze als eine rein vorläufige dar. Innerlich und äußerlich copirt sie die Provinzblätter Dänemarks. Der König von Dänemark wird einfach „unser König" genannt. „Heimdal" hat an der Spitze sogar einmal einen Sammelaufruf für die Befestigung Kopenhagens verbreitet. In unzähligen Exemplaren hat die Presse dänische Kriegs-, Königs-, Zaren- ꝛc. Bilder unter ihre Leser verstreut. Dänemark wird verherrlicht, Deutschland möglichst schlecht und im Zusammenbruch geschildert. Die zahlreichen Leser in Dänemark täuscht man durch falsche Berichte aus Nordschleswig.

Was die nordschleswig'sche Dänenpresse über eine „Gewaltherrschaft" klagt, ist theils Entstellung, theils völlig Fabel. Niemand, selbst der dänische Unterthan nicht, sieht sich seiner bloßen reichsfeindlichen Gesinnung wegen auch nur im Geringsten belästigt. Das Vornehmste der staatsbürgerlichen Rechte, das Wahlrecht, ist völlig frei, ganz anders, als wie in dänischer Zeit. Wahldruck wird nur von dänischer Seite ausgeübt, officielle Wahlen, wie im republikanischen Frankreich, kennt man hier nicht. Selbst der fahneneidlich verpflichtete preußische Reservist stimmt offen und frei für einen Candidaten, dessen Wahl ein dem feindlichen Auslande gegebenes Hülfesignal bedeutet. Wie die Organisation der Dänenpartei zeigt, ist das Recht der Vereinsbildung, ebenso das Versammlungsrecht, ein sehr ausgedehntes. Gänzlich frei ist auch die Presse. Täglich werden die offen auf den Umsturz des staatlichen Bestandes hinleitenden aufreizenden Blätter den Leuten durch kaiserliche Postboten in's Haus getragen. Bestrafungen lassen sich leicht vermeiden. Auch der Lärm über die Verurtheilung eines Blattes wegen fortwährender Anwendung des Namens „Sonderjylland" statt „Schleswig" ist überflüssig. Thatsächlich ist ersterer ein Tendenzausdruck, der Schleswig als integrirenden Theil Dänemarks hinstellt. Sein Gebrauch ist sogar in der dänischen Zeit einmal als aufreizend verboten worden, und zwar in einer Verfügung des Ministeriums für Schleswig, mitgetheilt am 29. October 1853 vom Appellationsgericht zu Flensburg dem Magistrat zu Apenrade. Ein Gegenstück findet das jetzige Verbot auch darin, daß die Königl. dänische Regierung 1884 untersagt hat, auf dem Denksteine des Massengrabes in Friedericia den Ausdruck „schleswig-holsteinische Krieger" anzubringen, und nur „schleswigsche und holsteinische Krieger" zulassen wollte. Die „Dannevirke" hat damals das Verbot des „für Dänemark demüthigenden und die Sache der Insurgenten als berechtigt erklärenden" Ausdrucks „schleswig-holsteinisch" gebilligt, „Flensborg Avis" es für berechtigt erklärt, — obgleich doch der Ausdruck „schleswig-holsteinisch" wiederholt selbst in einer königlichen Verordnung vom 15. Mai 1834, betr. Errichtung einer „Kongelig Slesvig-Holsteenske Regjering", in der Form „slesvig-holsteensk" vorkommt. Ausweisungen treffen theils nur solche dänische Staatsangehörige, die das Gastrecht zu deutschfeindlichen Demonstrationen und Agitationen ausnutzen, theils solche Personen, die sich durch Auswanderung der preußischen Wehrpflicht entzogen haben und nun auch an den Rechten deutscher Unterthanen nicht theilnehmen können, selbst nicht mittelst kurzer Besuche in der Heimath, der sie den Rücken gekehrt haben. Die einst aus Hadersleben ausgewiesenen dänischen Hofschauspieler erlitten dies Geschick als Figuranten eines Intriguenspiels. Man hatte sie, trotz behördlichen Abrathens, dennoch geholt, um dadurch entweder ein Nachgeben der deutschen Behörde zu erzwingen, oder aber mittelst der Ausweisung einen Eclat in Dänemark und sonst herbeizuführen, wie der Verlauf deutlich zeigte. Dänische Flaggen sind nur öffentlich verboten. Dänische Lieder können, wenn nur nicht national aufreizenden Inhalts, überall, auch öffentlich ungestört gesungen werden. Das Verbot einiger derselben als Vergewaltigung anzugreifen, ist gerade die dänische Presse Nordschleswigs nicht berechtigt, welche das Spielen der „Wacht am Rhein" und des „Preußenliedes" in nordschleswigschen Orten als Demonstration zu bezeichnen pflegt. Jedenfalls haben die deutschen Nordschleswiger, die Unterdrückte, nicht Unterdrücker sind, einen Anspruch darauf, gegen ihre übermüthig sie verhöhnenden Gegner wenigstens die vorhandenen überaus dürftigen staatlichen Machtmittel ohne schwächliche Rücksicht angewandt zu sehen, wenn die Lammsgeduld des deutschen Michel herausgefordert wird. Es ist schon traurig genug, daß, während z. B. in Frankreich im vorigen Jahre ein in ruhigster Weise einen Anschluß Nizza's an Italien befürwortendes italienisches Blatt bloß deßhalb durch Sondergesetz ohne Weiteres unterdrückt ward, hier in Deutschland eine auf Krieg speculirende öffentliche Agitation gegen die Integrität des Staatgebietes ungestraft betrieben werden darf, da der juristische Begriff des Landesverraths ein gewaltsames Unternehmen gegen den Staat voraussetzt. Der schlichte

Digitized by Google

Mann weiß aber nicht zwischen rechtlichem und moralischem Landesverrath zu unterscheiden, er glaubt, daß der Staat, der dagegen nicht einschreitet, entweder zu schwach dazu ist oder Nordschleswig nicht behalten will, und das hat Viele im Kampfe für die deutsche Sache muthlos gemacht. Ebenso werden die „Dänen" durch jede Milde nur übermüthiger, sie glauben dann, die Abtretung Nordschleswigs stehe bevor; sagen doch auch die Elsässer Bauern von so unzeitiger Schwäche: „Es scheint die Ditsche welle uns nit b'halte, weil sie so welsch thun." Man antwortete nur mit „Stank für Dank."

Die gelegentlichen politischen Processe, das fast einzige vorhandene dürftige Machtmittel zur Eindämmung wenigstens von directen Gesetzesübertretungen, zeigen den deutschgesinnten Nordschleswigern doch, daß der Staat wenigstens den guten Willen eines Einschreitens hat, und benutzt man sie auch dänischerseits wieder als Agitationsmittel, so haben sie doch auch gelegentlich dort die Wirkung gehabt, die Furcht vor einem Vortreten in die vordersten Reihen der Opposition und die Bedenken schwächerer Naturen gegen eine active Theilnahme am Nationalitätskampfe zu stärken. Sentimentale Rücksichtnahme ist gegenüber dem dänischerseits gegen den Staat und seine Integrität sowie gegen seine loyalen Bürger von Anfang an voll übermüthigen Chauvinismus geführten Kampfe demnach so unangebracht wie möglich. Und wenn selbst deutsche Doctrinäre, außerhalb Nordschleswigs, „Achtung und Schonung der nationalen Empfindungen der Dänen" verlangen, so antworte man ihnen mit einer Abänderung des Wortes jenes französischen Richters: „Que messieurs les Danois commencent!"

Die Pflege dänischer Schriftsprache widerspricht der Würde wie den berechtigten Interessen des Staates, der im Einverleibungspatent vom 12. Januar 1867 die bestehenden Einrichtungen nur so weit zu erhalten versprach, als sie nicht den durch die Einheit des Staates und seine Interessen bedingten Anforderungen Eintrag thun. Die Protestpartei bemüht sich nun geradezu krampfhaft, die Anordnung rückgängig zu machen. Die Abg. Johannsen und Lassen haben im Landtage zunächst allerdings nur zwei dänische Sprachstunden (außer Religion) verlangt. Aber die Hinzufügung „wenigstens" zeigte die nach Ansicht einiger naiver Deutscher „bescheidene" Forderung nur als den Anfang weitergehender, so daß immer eine Handhabe für fortgesetzte Agitation blieb. Ein im April d. J. in vier Protestblättern Nordschleswigs, vielleicht auch in dem fünften, veröffentlichter heftiger Artikel verlangt, „müde des Spiels und der Spiegelfechterei", daß man in den Synoden Anträge stellen solle auf „rein dänischen Religionsunterricht (sechs statt bisher vier wöchentliche Stunden) und wöchentlich 10—12 Stunden dänischen Unterricht". Und auch diese unglaubliche Forderung soll nur ein Anfang sein, „til at begynde med". Das Deutsche in den nordschleswigschen Volksschulen soll also zunächst wieder so eingeschränkt werden, daß es eine schädliche Halbheit giebt und der ungünstig wirkende Uebergangszustand verlängert wird; im weiteren Verlaufe aber soll es offenbar auf den Standpunkt einer geduldeten Fremdsprache zurückgedrängt werden, oder vielmehr ganz verschwinden. Schon früher hat die Protestpresse es verrathen, daß die Schuljugend das „Gift" der deutschen Sprache überhaupt nicht genießen soll. Es ist gut, daß die Presse des Herrn Gustav Johannsen und Genossen einmal wieder die letzten Ziele der Sprachforderungen und die Unmöglichkeit, selbst durch Preisgebung der sprachlichen und nationalen Ansprüche des Staates jene heißhungerige Unersättlichkeit zu stillen, so deutlich dargethan hat.

Uebrigens bedeutet die Beschuldigung, daß die Sprachverfügung den nationalen Kampf in Nordschleswig erst recht hervorgerufen habe, eine Verwechselung von Wirkung und Ursache. Offenbar ist die Verfügung gerade eine Folge jener wüsten chauvinistischen Agitation der achtziger Jahre, namentlich in der Presse. Die größere Intensität des sprachlichen Kampfes seit 1889 (übrigens besteht der dänische Sprachverein schon seit 1880) und namentlich seit 1892 ist, wie von dänischer Seite auch offen zugestanden, wesentlich das Ergebniß der nach vielen Enttäuschungen gewonnenen Einsicht, daß man nicht wie bisher von Jahr zu Jahr auf die ersehnte kriegerische Katastrophe warten dürfe, sondern sich nothwendig auf ein längeres Verweilen im Deutschen Reiche gefaßt machen, also auch die nationale Arbeit verstärken müsse. Dazu kommt, daß, während früher in Erwartung der baldigen Umwälzung zahlreiche Söhne dänischgesinnter Familien auswanderten und dadurch der Partei verloren gingen, schon seit einem Jahrzehnt diese Auswanderung größtentheils aufgehört hatte und nun diese jüngere Generation gerade gleich nach 1888 in's Mannesalter und damit in die agitatorische Arbeit mit eintrat. Endlich auch wird diese seit einigen Jahren mehr durch die Linkenpartei Dänemarks unterstützt, die nach Beilegung des dortigen Verfassungskampfes jetzt ihre Aufmerksamkeit mehr auf Nordschleswig richten kann, während dies bisher wesentlich Monopol der Rechtenpartei gewesen war, die damit im chauvinistischen Sinne für die Befestigung Kopenhagens gewirkt hatte. Diese Umstände haben die Verstärkung der Agitation in Nordschleswig bewirkt, die Sprachverfügung muß dabei nur als Vorwand mit herhalten.

Von dänischer Seite wird behauptet, daß man auch die Kirche „germanisiren", d. h. deutschen Gottesdienst aufdrängen wolle. Dennoch findet keine „Germanisirung" statt. Noch immer haben die weitaus meisten Gemeinden Nordschleswigs rein dänischen Gottesdienst; die übrigen mit gemischtsprachigem Gottesdienst haben denselben auch nur auf Wunsch erhalten. Und die lebhafte Förderung des neuen dänischen Gesangbuchs sowie die Vertheilung Kopenhagener dänischer Bibeln in Nordschleswig durch das Consistorium zu Kiel beweist deutlich dessen Wohlwollen für das Dänische. In Wirklichkeit trägt die dänische Partei auch in die kirchlichen Dinge Politik hinein. Besonders wird die Behauptung, daß trotz Beibehaltung dänischen Religionsunterrichts die im Uebrigen rein deutsche Schulsprache die Kirche schädige, als Hebel gegen das Deutsche angesetzt, vor Allem in den Synoden.

Eine feste folgerichtige Politik in Nordschleswig entspricht auch durchaus den Interessen der gesammten Einwohnerschaft. Daß Steuern und Wehrpflicht zwar ihr Drückendes haben, ist sicher, wenn ja auch, dem dänischen Kriegsminister Bahnson zufolge, „die Ausgaben für militärische Zwecke eine gewisse Assecuranzprämie für die ruhige Entwickelung eines Landes sind" und Deutschland eine besonders solide Versicherungsanstalt besitzt. Aber da Dänemarks Haltung ein Factor mehr in der unsicheren Lage Europas ist, welche die hohen Ausgaben verursacht, jene Haltung aber zum größten Theil durch die Agitation in Nordschleswig bedingt wird, so kommt eine durch Festigkeit zu erzielende Beschleunigung eines Aufhörens der Umtriebe wie der Gesammtheit, so auch den „Südjüten" zu Gute. Der erhoffte europäische Krieg dagegen würde sie wirthschaftlich aus dem Regen in die Traufe bringen durch seine furchtbaren Opfer an Gut und Blut. Um niedrigerer Steuern und geringeren Militärdienstes Willen den Krieg herbeisehnen, heißt doch den Teufel durch Beelzebub vertreiben wollen. Auch sonst ist die Agitation wirthschaftlich von Schaden. Durch ihre einstige Förderung der Auswanderung ist der Grundbesitz im Werth gesunken, gegen die Befruchtung ihrer landwirthschaftlichen Bestrebungen durch staatliche Unterstützung hat sie die Parteigenossen abgesperrt. Auf's Grellste ward die wirthschaftliche Schädlichkeit der Agitation beleuchtet durch den Widerstand gegen den dringend nöthigen Kleinbahn-Bau in den Kreisen Sonderburg und Hadersleben, wo die sich als Culturträgerin gebärdende Partei aus rein politischem Grunde den Projecten der Behörden widerstand.

Schwer benachtheiligt sind auch jene Familien Nord-

Digitized by Google

schleswigs, deren Söhne einst, den Vorspiegelungen der Agitation auf baldige „bessere Zeiten" durch einen kriegerischen Umsturz vertrauend, vor militärpflichtigem Alter oder auch später in's Ausland gingen und denen nun die Heimath verschlossen ist. Ergreifend kam dies zur Geltung, als vor einem halben Jahre in einem nordschleswigschen Grenzdorfe die sieben ausgewanderten Söhne eines Hofbesitzers diesen zu Grabe trugen, dann aber, den väterlichen Hof einem Deutschen nothgedrungen überlassend, die Heimath wieder verlassen mußten. Wenn auch jetzt fast aufhörend, hat diese Auswanderung eine große Colonie Heimathloser in Dänemark und auch in Nordamerika geschaffen, darunter „viele gebrochene Existenzen". — Statt den einzig richtigen Weg, der ihnen bedingungsweise einst die Heimath wieder öffnen könnte, einzuschlagen, nämlich eine Aussöhnung mit der dortigen politischen Zugehörigkeit und eine Gewähr für ruhiges Verhalten zu bieten, gehen Jene, abermals Dank den Vorspiegelungen der Agitation, gerade die umgekehrte Richtung, indem sie, dadurch eine Lostrennung Nordschleswigs erhoffend, in Dänemark aufreizend wirken, die berufsmäßige und deßhalb an Aufrechterhaltung des Kriegszustandes interessirte Agitation in Nordschleswig aber materiell unterstützen. Auch hier entspricht es nur der eigenen Wohlfahrt der Betroffenen selber, dem Ausnahmezustand in Nordschleswig durch Erlöschen der Agitation baldmöglichst ein Ende zu machen.

Mit dem eigentlichen, unfruchtbaren Protestiren will man nun neuerdings brechen. Pionier der neuen Richtung ist der Secretär des Wählervereins und Herausgeber des „Heimdal", H. P. Hanssen in Apenrade, der sich jüngst in das Abgeordnetenhaus hat wählen lassen. Statt durch Krieg, will er die nordschleswigsche Frage womöglich friedlich gelöst sehen, wie er auch Mitglied der Linkenpartei Dänemarks ist und deren Interesse für Nordschleswig gewonnen hat. Er will, wie die ihm nahestehende Kopenhagener „Politiken" sagte, „ein gegen die Kleinen gerechtes Deutschland entdecken, das wohl jetzt noch klein ist, aber zum großen, amtlichen Deutschland heranwachsen kann". Er besitzt bereits Fühlung mit den radicalen Kreisen Deutschlands. Auch mit den Radicalen Norwegens hat er angeknüpft und in Schonen hat er neulich den Schweden Schmeicheleien wegen Finland gesagt. Im Innern ist sein Programm, möglichst an den gesetzgeberischen Arbeiten theilzunehmen, um alle Chancen für die „Südjüten" auszunutzen und das Dänenthum dadurch innerlich zu kräftigen. Hanssen hat viel Anhang, namentlich im Sundewitt und Alsen, und dort dem „Flensborg Avis" den Rang abgelaufen. Als guter Opportunist hat Herr Gustav Johannsen die Schwenkung mitgemacht. In Dänemark billigte sogar die rechtenparteiliche „Nationaltidende" diesen Systemwechsel. Selbst das kriegssüchtige „Flensborg Avis" hat nun nothgedrungen neulich statt der Kriegstrompete die Friedensschalmei geblasen. Uebrigens ist das Ziel Hanssen's ganz das gleiche, wie das der Kriegslustigen. „In der ganzen Bewegung der Südjüten ist", so äußerte er jüngst in Dänemark „der rothe Faden der Kampf für die nationale Existenz, bis die Befreiung kommt." Als Secretär des Wählervereins und Vorstandsmitglied des Sprachvereins ist er, der durch eine dänische Volkshochschule gegangene Deutschenhasser, auch durchaus für deren Ausschreitungen mitverantwortlich. In einer Versammlung zu Nübel äußerte er, wie aus dem Kreise Sonderburg bekannt wird, Vortrags- und Landbauvereine sowie Volkshochschulen müsse man zum Kampfe benutzen. Die „Südjüten" müßten jede Gelegenheit ergreifen, der Welt zu bekunden, daß sie keine Preußen sein wollten. Auch müsse — das ist sehr bezeichnend! — nicht nur für Erhaltung, sondern auch für Ausbreitung des Dänenthums nach Süden gekämpft werden, unter Ausnutzung der „günstigen" derzeitigen Unzufriedenheit im Lande. — Anscheinend will man sich auch der Socialdemokratie als Werkzeug bedienen; schon malt sich eine vielleicht befreundete ehrgeizige Candidatur am Horizont des Flensburg-Apenrader Wahlkreises ab, welche, eine Art Linksschiebung der Candidatur Johannsen's, nach Norden hin dänisch-national erscheint, nach Süden socialdemokratisch.

Die Kopenhagener Presse legt ihre Worte Deutschland gegenüber aus Nothwendigkeit und Klugheit auf die Waagschale, aber erst jüngst wieder z. B. der gedämpfte Jubel der höfischen „Nationaltidende", daß der Zar das Schicksal Europas und Asiens in der Hand halte, die Andeutung des „Dannebrog" über den möglichen „Tag der Abrechnung" und Anderes reden deutlich genug. Dabei trägt man den Deutschenhaß, statt ihn einzudämmen, in immer weitere Kreise. Die dänische Provinzpresse betrachtet zum großen Theil die deutschen und namentlich die schleswigschen Verhältnisse durch die Brille des fanatischen „Flensborg-Avis", das ohnehin in Dänemark stark verbreitet ist. Ein von den Studenten seit 1895 herausgegebenes in den Schulen unentgeltlich vertheiltes Blatt „Sønderjylland", stellt sich unter dem Wahlspruch „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft" die „Aufgabe, die heranwachsende Jugend in Liebe und Verständniß für den Nationalitätskampf in Südjütland zu beeinflussen". Die Behörden sehen dem stillschweigend zu. In der jüngsten Abiturientenprüfung hat man den Schülern als schriftlichen Aufsatz das Thema „Der nationale Streit in Südjütland" gegeben. Auch sonst zeigt sich kaum verhüllte oberliche Connivenz an vielen Stellen. Ganz hinein paßt es, daß jüngst mit königlich dänischer Genehmigung eine Geldbeihülfe bewilligt ist für eine „Topographie von Südjütland".

Zwei Umstände schüren, neben den ideellen, noch besonders das Verlangen nach Schleswig. Dänemark sucht, wie andere Staaten für ihre Industrie, seinerseits eine Colonie, wohin es seine enorme Ueberproduction in den geistigen Berufsfächern abstieße. Nach Norwegen hat es die meisten Studirenden, relativ fast die Hälfte mehr als sogar Deutschland. Am 22. Nov. 1895 sprach der Rector der Universität Kopenhagen gegen die stets zunehmende Ueberproduction an Studenten; damals war der höchste Zuwachs mit 410. Aehnlich steht es im Volkslehrfach. Schon 1889 waren, bei 4000 Lehrerstellen überhaupt, nicht weniger als 536 Meldungen zur Prüfung. Bei dieser gewaltigen Ueberproduction blicken mit durchaus begreiflicher Sehnsucht alle die Amtsbewerber, die Familienväter, die Studenten und schon die gereifteren Schüler nach dem, wie einst 1850—1863, als Absatzgebiet für viele Hunderte Ihresgleichen und sonstiger Beamter gedachten Schleswig hin. — Ein zweiter Gährungserreger sind die Zehntausende ausgewanderter Nordschleswiger in Dänemark; im Jahre 1888 waren es, Männer, Frauen und Kinder, rund 50000, etwa 2—3 Proc. der Bevölkerung des Königreichs. Namentlich durch die jetzt 46 „südjütischen Vereine" mit 5791 Mitgliedern wirken sie mit der Verbitterung der heimathlos Gewordenen in deutschfeindlichem Sinne, und zwar, durch Familienbande mit Nordschleswig verknüpft, auch auf die dort Zurückgebliebenen. Nicht bloß moralisch, sondern auch materiell erhält die dänische Agitation in Nordschleswig Unterstützung aus Dänemark. Zum Theil geschieht dies in Gestalt von Büchern, namentlich für den Sprachverein, selbst Mädchenschulen und das Jugendblatt „Sønderjylland" sammeln Bücherspenden. Dann unterstützt man die dänisch-nordschleswigschen Zeitungen indirect durch Abonnement; viele Jahre haben hervorragende Mitglieder der Befestigungsagitation Rundschreiben zur Unterstützung der „südjütischen" Presse erlassen. Das „Kirchliche Sonntagsblatt", Beilage der Agitationspresse, redigiren unentgeltlich zwei Geistliche der Landeskirche. Die Redaction von „Flensborg Avis" wird durch die einem Mitgliede zu Theil gewordenen Vertretungen einer halb- und einer ganzamtlichen Anstalt in Kopenhagen pecuniär unterstützt. — Aber auch baare Mittel gehen nach Nordschleswig.

Neuerdings suchen die „Südjüten" auch die Sympathien

Digitized by Google

Schwedens und Norwegens, wo Deutschland ohnehin kaum eigentliche Freunde besitzt. In Norwegen herrscht ein französelnder Radicalismus; man kann dort, theils nach der dänischen, theils nach der französischen Presse, in den Zeitungen gelegentlich die unsinnigsten Dinge über Deutschland lesen. Aber auch in Schweden zeigt sich, einige Gelehrte und höhere Officiere ausgenommen, keine Neigung für uns, theils wegen eines gewissen Quietismus, der eine Nachahmung der Vertheidigungsmaßregeln Deutschlands scheut, theils aus Besorgnissen vor einem Einflusse dieses Landes. Diese Furcht wird von Dänemark kräftig geschürt mit dem Vorgeben, daß mit „Südjütlands" Germanisation der Grenzwall Skandinaviens gegen die gefahrdrohende deutsche Cultur falle. Daß die erste der auch im eigentlichen Skandinavien verbreiteten nordischen Volkshochschulen, wenn auch aus Dänemark mit dortigem Gelde gestiftet, einst in Nordschleswig gegründet worden, hat ferner den Glauben an eine gewisse Culturgemeinschaft geweckt; auf dem politisch bekannten Skamlingsbanke steht ein Gedenkstein für Grundvig von schwedischen und norwegischen Volkshochschullehrern. So ist denn, nach dem Bruderzwist vor einem halben Jahrzehnt, der frühere Skandinavismus mit seiner Schwärmerei für Nordschleswig wieder im Entstehen begriffen, ja selbst die Finländer sucht man über die einstige Vergötterung Alexander's III. durch die „Südjüten" hinwegzutäuschen.*)

Die Aerzte und die socialpolitischen Gesetze.

Von Ernst Trappe.

Die Dank der socialpolitischen Gesetze eingetretene erhöhte Fürsorge für die Arbeiterbevölkerung erweitert auch durch Steigerung der Nachfrage das Arbeitsfeld der Aerzte und fördert ihr Ansehen bei Behörden und Publicum. Während früher fast nnr das Gutachten beamteter Aerzte den Behörden gegenüber galt, müssen die sog. socialpolitischen Gesetze über den engbegrenzten Kreis der beamteten Aerzte hinausgehen und das Gros des Aerztestandes in Anspruch nehmen. In erhöhtem Maaße gilt dies von dem Reichsgesetze über die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Während auf dem Gebiete der Krankenversicherung das System der Cassenärzte das vorherrschende ist und die Krankenversicherung auch die Unfallversicherung beeinflußt — bezeichnend hierfür ist in Sonderheit die Befugniß der Berufsgenossenschaften, auf ihre Rechnung nach Aufhören der Krankenunterstützung den Krankencassen die Fürsorge für die Verletzten weiter zu übertragen — ist es bei dem Verfahren wegen Erlangung der Invaliden-Rente Regel, den auf Rente antragenden Versicherten die Beibringung des Gutachtens eines beliebigen Arztes zu überlassen. Das Gesetz selbst schreibt die Beibringung eines ärztlichen Attestes über den Gesundheitszustand nicht direct vor; aber unter den bei der Anmeldung des Anspruchs nach gesetzlicher Bestimmung vorzulegenden „Beweisstücken" nimmt naturgemäß das ärztliche Attest die erste Stelle ein; es ist bei Beurtheilung der Frage, ob Erwerbsfähigkeit im Sinne des Gesetzes vorliegt oder nicht, eine unentbehrliche Grundlage.

Bekanntlich bedingt der Anspruch auf Invalidenrente nicht die absolute, auch den geringsten Erwerb gänzlich ausschließende Erwerbsunfähigkeit der betreffenden Personen. Es ist vielmehr unter dem Begriff „dauernde Erwerbsunfähigkeit", welche nach dem Gesetze, abgesehen von der Zurücklegung der vorgeschriebenen Wartezeit und der Beitragsleistung, die Voraussetzung für den Anspruch auf Invalidenrente bildet, ein Zustand zu verstehen, der die betreffenden Personen unfähig macht, einen Betrag von ungefähr dem Hundertfachen des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagesarbeiter jährlich (ein Drittel des ortsüblichen Tagelohns) zu verdienen. Dem gewissenhaften Arzt fällt es oft schwer, dem Antragsteller diesen von dem Gesetz geforderten, von vollständiger Erwerbsunfähigkeit im eigentlichen Sinne des Worts zwar noch entfernten, aber eine Kräfte-Reducirung in hohem Maaße bedingenden Grad von Erwerbsunfähigkeit zu bescheinigen, zumal da er lediglich das subjective Befinden ohne Berücksichtigung der Frage, ob für die körperlich oder geistig herabgekommene Person Arbeitsgelegenheit sich bietet oder nicht, prüfen soll, während ein anderer Arzt aus Rücksichten der Humanität nach dem Grundsatze des „aequum et bonum" das Vorhandensein dauernder Erwerbsunfähigkeit in demselben Falle bescheinigt. Daß hier nicht einheitlich verfahren wird, ist ebenso klar wie die Unmöglichkeit, präcise Normen für das ärztliche Urtheil über die Erwerbsfähigkeit des Untersuchten aufzustellen, da nicht allein die Krankheitsarten des Untersuchten festzustellen, sondern auch die gesammte körperliche und geistige Beschaffenheit und die früheren Krankheiten mit in Berücksichtigung zu ziehen sind. Immerhin ist es aber möglich und wenn auch bei dem bisherigen Verfahren Unzuträglichkeiten für die Versicherten nicht bekannt geworden sind, — die Versicherten sind geschützt durch die zulässigen Rechtsmittel — namentlich für die betheiligten Versicherungsanstalten und Aerzte wünschenswerth, gewisse, durch Sachverständige festzustellende Normen über das Vorhandensein dauernder Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes allgemein zur Anwendung zu bringen, bei Abgabe des Urtheils aber auch die Frage der Erwerbsgelegenheit zu berücksichtigen.

Es wird Aufgabe des Reichsversicherungsamtes sein, die diesbezüglichen Schritte zu thun, aber auch in den Geschäftskreis der auf Grund der Verordnung vom 25. Mai 1887 errichteten Aerztekammern wird die Erörterung dieser Frage passen, wie diese überhaupt auf die erhöhte Berücksichtigung der Aerzte bei Ausführung der socialpolitischen Gesetze hinzuwirken haben werden. So gestatten Invaliditäts- und Altersversicherungs- wie auch Krankenversicherungsgesetz die Wahl von Aerzten in die Vorstände der Versicherungsanstalten, bezw. der Krankencassen. Von dieser Befugniß wird bekanntlich wohl kaum Gebrauch gemacht. Wenn auch das Interesse der Aerzte bei Handhabung der socialpolitischen Gesetze demjenigen der Versicherten und Arbeitgeber bedeutend nachstehen muß und von ihnen nicht dieselbe Theilnahme für die glückliche Lösung der mit den Gesetzen übernommenen Aufgaben verlangt werden kann, wie von den zur Mitwirkung verpflichteten Beamten, so ist doch im Interesse einer größeren Einheitlichkeit bei der ärztlichen Behandlung Versicherter und der Abgabe ärztlicher Gutachten die Berufung von besonderes Vertrauen verdienenden Aerzten in die Organe der Versicherungsanstalten bezw. die Krankencassen-Vorstände wünschenswerth.

Uebrigens werden die Aerzte auch das Fehlen einheitlicher Anhaltspunkte vermissen bei Beurtheilung der Frage der „dauernd gänzlichen Erwerbsunfähigkeit" bezüglich der in unterstützungsbedürftiger Lage befindlichen Kriegstheilnehmer von 1870/71 im Sinne des Gesetzes vom 22. Mai 1895 wegen Abänderung des Gesetzes vom 23. Mai 1873, betreffend Gründung und Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds. Auch hier ist der Arzt lediglich auf sein individuelles Urtheil angewiesen.

---

*) Wir verweisen unsere Leser auf die weiteren Ausführungen des Verfassers in seiner ungemein lesenswerthen Flugschrift: „Schleswig, nicht Süd-Jütland", die soeben im Verlage der Huwald'schen Buchhandlung (D. Hollesen) in Flensburg erscheint.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Julius Stockhausen.

Zu seinem 70. Geburtstage.

Die Freude, wenn ich Dich gehört,
Wie uns're Lieder Du gesungen,
Wenn sie mir bis in's Herz gedrungen,
Hat nie ein Andrer mir gewährt.

So hast Du denn auch viel zerstört:
Ich hörte in Erinnerungen
Nur Dich, und Niemand ist's gelungen
Zu singen, wie's mein Herz begehrt.

Doch bleibt mir stets von Deinen Tönen
Ein milder Klang in stiller Luft,
Der unzerstörbar, wie ein Duft,
Ein Hauch, ein Bild vom ewig Schönen.

Kiel, 22. Juli 1896. Klaus Groth.

Eleonora Duse als Romanheldin.

Von Hans H. Hoffmann.

Wie ein seltener Stern ist die italienische Schauspielerin über der deutschen Bühnenwelt aufgegangen und wieder verschwunden. Ihr realistisches und doch so poetisches Spiel, ihr virtuoses schnell und natürlich Sprechen, ihre ungezwungenen Manieren, die erschütternden Ausbrüche ihres Temperaments leben nur noch in der Erinnerung ihrer deutschen Verehrer und im matten Abglanz ihrer Nachahmerinnen. Sie selbst war schon damals krank und gebrochen und wurde nur von ihren Nerven aufrecht erhalten. Wahrscheinlich werden wir sie in Deutschland nicht wieder sehen. Um so willkommener mag uns daher ein dichterischer Versuch sein, ihre räthselvolle Individualität wiederzuspiegeln und zu erläutern, und gerne greifen wir nach einem italienischen Roman, der auf dem Umschlag das Bild der Duse als Marguérite Gautier im Sterbeakt zeigt. Anima sola („Einsame Seele") ist von der Mailänder Professorsfrau Anna Rizius verfaßt, die unter dem Pseudonym Neera schreibt, in der Nuova Antologia erschienen und in einer fein nachempfindenden Verdeutschung von Lothar Schmidt soeben bei Schuster und Loeffler in Berlin herausgekommen. Ein Buch, heißt es im Vorwort, „geschrieben aus dem Innersten einer weichen, empfindsamen Seele, ohne Rücksicht auf Publicum und Erfolg. Um eine Ich-Geschichte oder besser: um Ich-Gefühle handelt es sich darin. Des Gegenständlichen, Greifbaren giebt es nicht viel, desto mehr des unwägbar Psychologischen. Man erblickt das Bildniß von Eleonora Duse auf dem Titelblatt, man fragt vielleicht erstaunt, weßhalb; aber man wird nach der Lectüre nicht länger im Zweifel sein, daß in dem Bestreben, ihrer selbst habhaft zu werden und sich zu analysiren, der Verfasserin die seelisch verwandte Natur der Duse vorgeschwebt hat". Wir lassen die wenig bedeutende Handlung — eine sentimentale platonische Liebesgeschichte ohne spannende Verwicklungen und ohne Schluß, aber voll stimmungsreicher Episoden und seelischer Sensationen — links liegen, und heben feinschmeckerisch die Stellen heraus, wo die Heldin, die keine Schriftstellerin, wohl aber eine dramatische Künstlerin zu sein behauptet, die Gedanken über ihre Kunst und wie sie diese versteht und übt, in lyrisch anmuthenden Betrachtungen niederlegt. Es sind diejenigen Partien, die von ihrer Freundin Eleonora Duse inspirirt oder ihr nachgefühlt sein sollen.

Die einsame Seele ist das, was man früher eine unverstandene Frau nannte und heute etwa in die Kategorie des weiblichen Uebermenschenthums einreihen würde: ein hypersensitives, geniales, emancipirtes, übersinnliches Kunstweib, das seinen wahren Beruf ganz wo anders sucht, als in Mephisto's einem Punkt und Frau Laura Marholm-Hansson-Mohr's sogenanntem Weibempfinden: „Des Weibes einziger Inhalt ist der Mann". Sie ist zu krankhaft, zu hysterisch, zu steril dazu, zu raffinirt in ihrem Denken und Fühlen, zu complicirt, zu sehr fin de siècle. Sie will sich selber gehören, ihre Persönlichkeit voll entfalten, wohl auch lieben, aber nur wie der Freund den Freund. Einen solchen hat sie in einem spleenigen englischen Marquis gefunden; sie verhimmelt ihn überschwenglich und schreibt für ihn dies Buch, das sie ihm widmet, „wo immer er weile". Es ist ein sanftes, inniges Rückerinnern an ihr flüchtiges Begegnen, ihre ewige Seelenharmonie, und damit verbindet sie eine Beichte über ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben, eine Beichte ohne Sünden, nicht einmal Gedankensünden. Alles zu leidenschaftslos, zu kalt, zu unweiblich, um von der Duse zu stammen, der venetianischen Komödiantentochter, die den Schauspieler Checchi aus Liebe geheirathet hatte und sich von ihm aus Ueberdruß hat scheiden lassen. Ebenfalls nicht von ihrem Vorbild hat Neera das Motiv, warum sie zum Theater ging: sie ist unverstanden, weil sie einsam, still, stumm ist, weil Niemand ihr tiefes Seelenweh begreift. Sie hat sich ihr Leben lang nach dem Worte gesehnt, nach einem Menschen, der wie sie fühlt, leidet, genießt, der sie liebt, wie sie ihn, dem sie Alles zu sagen vermöchte.

„So kam es wohl in Folge einer Reaction gegen die Schweigsamkeit meiner Jugend, daß ich endlich voller Verzweiflung eine Laufbahn einschlug, bei der ich reden mußte; zwar nicht mit meinen eigenen Worten, derer wurde ich nie Herrin, aber mit den Worten hervorragender Geister, Dichter und Helden. Schließlich also sollte ich doch noch meinen Haß, meine Liebe in die Welt hinausrufen und einen Hymnus anstimmen auf meine Ideale. Ich sollte nacheinander rein, stolz, leidenunterwürfig, unversöhnlich sein; ich sollte sein Denise und Fedora, Ophelia und Marguérite. Können Sie sich vorstellen, welche Freude es ist, vor Tausenden zu reden? und laut und heftig zu weinen, ohne sein Schamgefühl zu verletzen, ohne sein Geheimniß zu verrathen? Und Tausende von Herzen weinen zugleich mit Einem! Nun wohl, Sie dürfen es Jemandem glauben, der es an sich selbst erfahren hat: Es ist ein übermenschlicher Genuß.

Jedes Mal, wenn ich im ‚Besuch nach der Hochzeit' auftrat, habe ich mein eigenes Herzblut hergegeben. Man bedenke, daß dieses Thränenkleinod Vielen als eine lustige Komödie gefällt, die, wären nicht so viele Picanterien darin, ein völliges Fiasco machen würde. Mir aber blutete, wie gesagt, allemal das Herz, wenn ich jene übersättigte Liebe zu veranschaulichen hatte, die sich bereits erschöpft hat, die Nichts mehr glauben noch hassen kann, die todt ist mit einem Worte. Das stellte ich so gut dar, weil ich es so tief empfand.

Es ist nicht durchaus Eitelkeit, wenn wir dem eigenen Werke vor anderen Werken den Vorzug geben. Wir thun das, weil wir das Unserige ganz verstehen, wie es ist und wie es sein sollte. Ein großer Künstler ist ein Liebender, und dem Liebenden gilt nur seine Liebe etwas. Das Studium macht Pädagogen, Gelehrte, Weise; um Künstler zu werden, muß man ein einziges Ding innig lieben.

Und trotzdem riethen mir die Kritiker, diesen oder jenen Autor um Rath zu fragen, und meine Collegen ermahnten mich, die Gesellschaft aufzusuchen, damit ich die Leidenschaften kennen und darstellen lernte. Ich habe stets verächtlich über solche Winke gelächelt, und als einmal ein hübscher, zierlicher, elegant gekleideter, aber seelenloser Novize mich fragte, wie er meine Kunst erlernen könnte, antwortete ich: „Weinen Sie, wenn Sie können, so wie ich weine!" — Ja, ich wiederhole es: es läßt sich nichts Anderes für die Kunst thun, als

Digitized by Google

lebendige Thränen zu weinen und mit ihnen zu schreiben, zu malen, zu sprechen."

Aehnlich könnte die große Seelenkünderin, die Duse, wohl gesprochen haben. Aber hören wir weiter!

„Ich habe oftmals sagen hören, daß von der bedauernswerthen Kunst der Komödianten der Nachwelt nichts übrig bleibe. Dennoch gab es unter ihnen leidenschaftliche Naturen, deren Stimme zwar seit Jahrhunderten erloschen ist, aber trotzdem ein Echo hinterlassen hat, welches von Generation zu Generation weiterhallt. Ich sehe das feurige Temperament der Desclée ordentlich vor mir. Die Maler haben uns ihr sinniges Profil überliefert, ihre Biographen schildern sie uns mit großen, fesselnden Augen. Dumas, welcher sich rühmen darf, ihre ganz hervorragende Begabung zuerst erkannt zu haben, erzählt, wie er sie als schlichte Provinzialin in einem grünen, unmodernen Kleide empfangen habe. Sie war begleitet von ihrer alten Amme, die niemals von ihrer Seite wich. Ich erinnere mich einer Dame, die allen Vorstellungen der Desclée in Italien beigewohnt hatte, und noch auf dem Todtenbette belebten sich funkelnd ihre Augen und vergossen Thränen, als sie von der Desclée sprach. Durch jene Dame ist die Begeisterung der Desclée auf mich übergegangen; warum sollte ich sie nicht wiederum auf Andere übertragen können? So denke ich mir die Unsterblichkeit der Künstlerseele. Wie erhebend ist für mich der Gedanke, daß, wenn mein Körper längst unter der Erde ruht, meine Stimme vielleicht noch unter den Lebenden vibriren und von ihnen geliebt werden wird! Nein, nein, die Todten sind nicht allein."

Die Vorliebe der Duse für die jung verstorbene erste Liebhaberin des Pariser Gymnase, die sie nie gesehen, aber der sie sich verwandt fühlt, ist eine Thatsache. Und noch eine Vorliebe hat sie: die Heldin des Scribe-Legouvé'schen Rührstückes: „Adrienne Lecouvreur", die sie besonders früher so gern spielte.

„Ich nannte den Namen der Desclée, aber ich habe noch eine Geistesverwandte in der Kunst aufzuweisen, Adrienne Lecouvreur, deren außerordentliche Sensibilität zweifelsohne ihr höchster Vorzug war. Sie besaß jene schmerzlich-sinnige Empfänglichkeit, die zur Darstellung der Leidenschaft so geeignet macht; eine sehr selten und vereinzelt vorkommende Empfänglichkeit, die nur bevorzugten Naturen unter so ungünstigen Bedingungen zu Theil wird, wie sie das corrumpirte, verwahrloste Theaterleben des achtzehnten Jahrhunderts enthielt. Die Lecouvreur ist ein glänzender Beweis für die Behauptung, daß hervorragende Menschen den Schmutz streifen, ja selbst ihn berühren können, ohne etwas von der moralischen Ueberlegenheit einzubüßen, welche sie über die gemeine Menge erhebt. Rührend ist ein Ausspruch der Lecouvreur. Sie that ihn einem jungen Manne gegenüber, der sie um ihre Liebe bat: „Seien Sie mir ein Freund, doch um zu lieben wählen Sie ein jungfräuliches Herz. Die Auserwählte darf noch nicht die glückliche Illusion verloren haben, welche jedwedes Ding so reizvoll macht, sie darf noch nicht verrathen und verlassen worden sein; sie muß Sie für gut halten können und alle anderen Männer auch."

Nur so kann man lieben. Glaube und Hoffnung müssen, wie auf den schlichten Bildern unserer Großväter, immer bei der Liebe sein. Herz, Kreuz und Anker bildeten vor fünfzig Jahren eine Art Amulet; man trug es an einem Kettchen um den Hals, und wehe, wenn man es verlor. Die Liebe wird vielleicht aus der Welt verschwinden. Sie taugt nur für einfältige Gemüther; für zwei Kinder, die Hand in Hand umhergehen und glauben. Eines Tages wird das nicht mehr möglich sein. Ich sage mir jetzt selber:

Wenn du Bewunderung, Sympathie, Wünsche und Begeisterung erregst, so nimm alles dies mit der Ueberzeugung hin, daß es in Nichts verraucht. Behalte auch kein Tüttelchen von diesen Tributen, trag' sie zu der göttlichen Quelle zurück, aus der sie kamen. Etwas Reines, Gutes ist an ihnen, aber es gehört nicht dir. Es ist nur geliehen: Dieses Darlehn muß durch die Welt die Runde machen, gieb es zurück.

Und ferner sag ich mir:

Laß dein Leben nicht ganz Traum sein, versuche aber auch nicht, dem Traum Leben zu geben. Du wirst manchmal am Himmelszelt prächtige, seltsam geformte Blumen erblicken, Engel, Flammen, symbolische Zeichen, doch versuche ja nicht, sie herabzulangen; sie würden sich in Nebel auflösen.

Was mag von diesen poetischen Betrachtungen wohl Neera, was Duse sein? Aber weiter!

„Wann liebt man eigentlich wahrhaft? Mitunter, wenn das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt war, wenn die Menge ängstlich an meinen Lippen hing und mit mir, für mich erbebte in jenem wunderbaren Schauer, der von der Bühne zum Parkett hinübergeht, dann dachte ich in heftiger Sehnsucht an Einen unter so Vielen. Ein Einziger. Und ihm allein, dem unbekannten Bruder, galt das leidenschaftliche Feuer meiner Augen und meiner Worte. Wo war er? Existirte er denn überhaupt? Habe ich mich nicht schon allzu oft getäuscht, haben wir uns nicht gegenseitig in uns getäuscht und sind wir nicht Alle dem naturgemäßen, dem ewigen Irrthum der Liebe unterworfen? Das jugendliche Herz gleicht einem Baume, der an der Landstraße blüht. Den ersten Besten überschüttet er mit seinen Blüthen und Düften. Wie soll er nachher die Gaben zurücknehmen, wen soll er anklagen, daß er sie verschwendete? Wenn Frühlingslüfte wehen, fallen kaum entfaltete Knospen zu Boden; manchmal fallen sie auf den Mist, manchmal auf die Stirn eines Dichters. Wessen Verdienst ist das und wessen Schuld? Wer weiß etwas von sich, wenn seines Frühlings Lüfte wehen?"

Dann wieder unverkennbar echt die Duse:

„Ich bin allen denen dankbar, die mir wohlwollen; der kannte mich als Kind, jener als Mädchen, Mancher hat mir viel Gutes erwiesen, Alle glauben, die Verpflichtung zu haben, mich zu bewundern. Man lächelt gütig, wenn man sagen hört, ich sei die erste italienische Schauspielerin, die einzige, welche die Seele zu schauen vermag. Man erklärt mich erhaben über alle Anderen und behauptet, Niemand sei würdig, mir die Schuhriemen zu lösen. Indessen, ein kleiner Streit, eine entgegengesetzte Meinung, und Thron und Altar werden sofort in die Luft gesprengt. Dann muß ich in wenigen Secunden alle Wechsel einlösen, die ich auf mein Verdienst und meine Intelligenz hier in Umlauf gesetzt hatte. Meine Vorzüge galten wohl nur so lange, als jene damit prahlen konnten, sie zu erkennen? Das heißt denn doch ihre Geneigtheit ein wenig zu theuer bezahlen. Ich ziehe es vor, gratis zu erwärmen.

Noch antipathischer sind mir die jungen Leute, denen ich als Staffel zu ihrem Ehrgeiz dienen soll, und die mit einem Manuscripte in der Tasche mir Weihrauch zu streuen kommen.

Schmerzlich ist es, wenn man alten Freundschaften wieder begegnet, welche die Zeit mammuthartig versteinert hat. Man versteht sich nicht mehr und die Leute beklagen sich mit ironischem Lächeln, daß ich mich sehr verändert habe. Die Fähigkeit, emporzusteigen, findet sich sehr selten. Sie haben mich arm und elend gekannt, gebeugt, von einem dem ihrigen ähnlichen Geschick; nun können sie mir nicht verzeihen, daß aus mir etwas Besseres geworden ist.

Und meine Collegen? Was haben wir denn mit einander gemeinsam? Unsere Principien und Zwecke stehen in diametralem Gegensatz. Ich schaue sie manchmal verwundert an, ohne Groll und ohne Verachtung, und schüchtern höre ich ihnen zu wie ein plötzlich vom Himmel herabgeschneiter Mondbewohner. Natürlich liegt das an mir, denn die Schuld ist immer auf Seite dessen, der vom Monde herabfällt.

Das Publicum? O ja, mein Publicum! wenig fehlte, so hätte es mich eines Abends im zweiten Akt von Frou-

Digitized by Google

Frou ausgepfiffen, weil ich ein ärmliches Kleid für sechzig Lire trug.

Von den Kritikern will ich schon gar nicht sprechen. Die ersten, die wahren Kritiker sind die Philosophen, die großen Dichter und Romanschriftsteller. Sie liefern die Kritik des Lebens. Erst nach ihnen wurde die Kritik der Kritik begründet. Es ließe sich über dieses Thema sehr viel reden, doch es lohnt der Mühe nicht. Auch hier, wie überall, tödtet der Buchstabe und macht der Geist lebendig. Ein wahrer Kritiker kann nur aus einer großen Intelligenz hervorgehen. Bloßes Geschwätz macht noch keine Kritik aus, sonst würde ja jedes alte Weib mit Besen und Wasserkanne Kritik üben.

Sobald ich auf der Bühne stehe, weinend oder seufzend, bittend oder verzeihend, dann bin ich eine ganz Andere. In solchen Augenblicken der Begeisterung sehe ich nicht die gemeine Menge wie sie wirklich ist, sondern ich erblicke in ihr eine ideale Masse, die beseelt ist von den besten und edelsten Gefühlen durch die Berührung der Kunst. Und vielleicht hat das Publicum ebenfalls nicht Unrecht, wenn es den Künstler idealisirt, denn zu Zeiten sind wir wirklich des Gottes voll. Wenn es sich uns dagegen persönlich nähert, dann ist es enttäuscht.

Wenn es sich uns persönlich nähert, dann findet es uns ermüdet, abgespannt. Unser Genius ist nicht mehr in uns; er ist mit unserer Stimme davongeflogen, fort ist er mit dem Feuer unserer Blicke, mit der Erregung unserer Nerven, mit unserem wallenden Blute, das wir, die Schönheit zu offenbaren, vergossen haben. Glücklich Diejenigen, welche ihre Seele in ein Meisterwerk bannen können. Wir Schauspieler geben unsere arme Seele preis mit jeder künstlerischen Leistung.

Ich zittere alle Mal, wenn aus der Menge Jemand sich mir nähert; ich weiß, daß ich dann einen Freund verliere. Als ich die schwere Verantwortlichkeit auf mich nahm, der Masse zu Herzen zu sprechen, habe ich auf die Gabe, des Mannes Herz zu fesseln, verzichtet."

Doch Neera, oder sagen wir einfach: die Duse kennt auch den künstlerischen Ehrgeiz. Sie erkennt nur eine Rivalin an, die ihr die Palme streitig machen kann. Kein Zweifel, wen sie meint: Sarah Bernhardt.

„Arme Marie Bashkirtseff! Sie ersehnte als höchstes Ziel ihres Ehrgeizes einen solchen Grad von Berühmtheit zu erreichen, daß Aller Blicke sich auf sie richten müßten, wenn sie in einen Salon träte. Aber wenn ein Salon, ein Theater, eine ganze Stadt mir Beifall zollt, so mache ich mich klein, so verberge ich mich. Nein, nach Derartigem steht nicht mein Sinn; das will ich nicht.

Ich möchte — leise sag' ich's Ihnen und geheimnißvoll — Diejenige besiegen, die ich allein als meine Rivalin anerkenne."

Aber nein, sie kennt noch etwas Höheres, Besseres, Ewiges:

„Rauschender Applaus giebt mir auch nicht den kleinsten Theil von jener göttlichen Beseelung, die ich empfinden würde, wenn ich mich geliebt wüßte über's Grab hinaus, immer und ewig. Wenn ich sicher wäre, daß in hundert Jahren eine Seele all' das empfinden würde, was ich fühle, und daß ihre Neigung mir durch das Mysterium des Todes hindurch entgegenkäme, dann würde ich stolz und glücklich sein. Kein Theater, kein Publicum — eine Seele wie die meinige verlange ich. Das ist die Auferstehung."

Wir wissen nicht, in wie weit Neera hier die Gedanken und Empfindungen ihrer Freundin Eleonora Duse ausspricht. Es müßte aber ein seltsamer Genuß sein, diese stolz-wehmüthigen Klagen aus dem wunderbar beredten Munde der Künstlerin selbst zu hören. Wir würden dann gewiß darauf wetten, daß sie nicht eingelernte, sondern selbst suggerirte Worte ausspricht, daß Neera die Freundin congenial nachempfunden hat ...

Zur japanischen Literatur.

Von Sigmund P. Imthurn.

Während die japanische Kunst wohl bekannt und gewürdigt ist, zumal die Malerei und das Kunstgewerbe, sind unsere Kenntnisse der japanischen Literatur noch sehr lückenhaft und oberflächlich. Und doch verdiente besonders die japanische Dichtung bekannt zu werden. Wie die Malerkunst, die Schrift, die buddhistische Religion, ein guter Theil der Sprache über Korea aus China nach Japan gekommen sind, so auch die wissenschaftliche Methode und die literarischen Formen. Aber während in China gar bald Wissenschaft, Literatur und Kunst verknöcherten und schließlich in der Entwickelung zurückblieben, entfalteten sie sich bei dem künstlerisch veranlagten Inselvolke trotz der vielhundertjährigen Abgeschlossenheit zu hoher Blüthe. Wie die japanische Malerei künstlerisch hoch über der chinesischen steht, so auch die Dichtung. Schi-king, das nationale Liederbuch der Chinesen, welches um 483 v. Chr. durch Confucius seine Schlußredaction empfing, hat die japanische Lyrik, wenn nicht hervorgerufen, so doch ohne Zweifel stark beeinflußt. Die Ausbildung des dichterischen Stils in Japan hat jedenfalls ein hohes Alter. Schon im 7. Jahrhundert v. Chr. soll ein gewisser Sosano Ono-Mikoto das noch heute volksthümliche Versmaaß Uta erfunden oder wenigstens festgeregelt haben. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts machte sich die Kaiserin Soto Ori-Ime als Odendichterin berühmt. Die älteste Sammlung japanischer Gedichte ist das zwanzigbändige Manyoshu, d. h. die zehntausend Blätter, welches auf den Prinzen Moroje zurückgeführt wird, der 757 starb. An diese schließt sich eine von dem Dichter Thurajuki 905 veranstaltete Sammlung, welche unter dem Titel Kokinshu d. h. Sammlung von Altem und Neuem bekannt ist. Die populärste Anthologie ist Hyak-nin-isshu (Hundert Dichter), die man in zahllosen, auch illustrirten, Ausgaben in Palast und Hütte findet, und deren Lieder und Sprüche in Aller Munde sind. Nebenbei bemerkt, besitzt Japan auch eine reiche Erzählungsliteratur: Götter- und Heldensagen, buddhistische Legenden und weltliche Märchen und eine vielgestaltige Romanliteratur, die sogen. Monogatari; nicht zu vergessen die dramatische Dichtung, welche kurze Mysterienspiele und neuzeitliche lyrische Schauspiele aufweist. Das Alles ist in Europa so gut wie unbekannt, trotz der verdienstlichen Bemühungen des Franzosen de Rosny, des Engländers Mitford, des Deutschen F. A. Junker von Langegg. Ihnen gesellt sich in neuester Zeit Professor Dr. Karl Florenz in Tokyo, der seinen Aufenthalt im „Sonnenland" seit Jahren dazu benutzt, uns die Schätze der japanischen Dichtung zu vermitteln. Wir besitzen von ihm eine reizende Sammlung japanischer Märchen, sowie zwei Sammelbände Lyrik, sämmtlich echt japanische Bilderbücher, von bedeutenden Künstlern farbig illustrirt, auf prächtiges Reispapier von T. Hasegawa in Tokyo gedruckt.*) Diese graziösen Bücher für den Salontisch sind ganz dazu angethan, unser Publicum auf die angenehmste Weise in Wesen und Geist der japanischen Literatur einzuführen.

Karl Florenz, der genaue Kenner der japanischen Sprache, hat sich eine schwere Aufgabe gestellt. Die japanische Poesie ist außerordentlich reich an Erzeugnissen der mannigfachsten Art, aber die Mehrzahl ist der Art, daß, wenn man sie ihres specifisch-japanischen sprachlichen Ausdrucks entkleidet, wenig mehr übrig bleibt, zumal sie meist von aphoristischer Kürze sind. Die Form überwiegt den Inhalt; poesielose Wortspiele machen sich ungebührlich breit; man begegnet wohl häufig originellen Gedankenwendungen, aber seltener echt dichterischem Gehalt. Die reichste Ausbeute an wirklicher Poesie gewähren die ältesten Anthologien, namentlich die

*) „Dichtergrüße aus dem Osten". — „Weißaster". Verlag von C. F. Amelang in Leipzig.

Digitized by Google

umfangreiche Sammlung Manyoshu. Die lyrische Dichtung des letzten Jahrtausends enthält wenig Beachtenswerthes, das nicht dem Alten in Inhalt und Ausdruck nachgebildet wäre. Florenz hat meist solche Gedichte gewählt, die zwar echte Repräsentanten der japanischen Poesie sind, aber zugleich auch unserem europäischen Geschmack und Verständniß entgegenkommen. Die Uebersetzungen sind im Ganzen so getreu, als die fundamentale Verschiedenheit des japanischen und deutschen Sprachgeistes gestattete. So bietet er denn, wie er selbst hervorhebt, nur Nachdichtungen, die zum Wortlaut seiner Vorbilder eine bald mehr bald weniger freie Stellung nehmen. Und er thut wohl daran, denn eine wörtliche Uebersetzung hätte meist jeden etwa vorhandenen poetischen Reiz vernichtet.

Es ist eine eigenartige, ethnographisch hochinteressante Welt, wie wir sie von japanischen Bildern und Vasen kennen, die Farben und Formen in Wortwerthe umgewandelt. Und da gewährt es einen besonderen Genuß, zu sehen, wie sich in diesen federleichten, bunten Blättern Wort und Bild ergänzen, in einander hinüberspielen. Alles in Allem eine naive heitere Culturwelt. Wir hören die bei Shintofesten gesungenen Lieder, die alte volksthümliche Lyrik der Saibara, seltsame Sitten und Gebräuche spiegeln sich wieder, Ahnungen, Träume, Wahngebilde, abergläubische Vorstellungen, wie das Abendorakel, wo zufällig aufgefangene Worte Vorübergehender am Abend als Antwort auf eine Frage gedeutet werden, die man gerade im Geist erwog. Und alle Stimmungen europäischer Dichtung klingen hier in fremdartigem Gewande wieder, zumal die Lyrik der Liebe mit ihrem „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Man gedenkt unwillkürlich der Goethe'schen Schelmerei, daß sie unter Christen und Heiden immer dieselbe ist,

„Mag sie wie immer sich kleiden
In Farben mancherlei . . ."

Hören wir einmal das „Liebesgeheimniß" aus dem tausendjährigen Manyoshu!

Wenn Du nach mir in Liebesgluthen brennst,
So wie nach Dir mein Herz sich stets verzehrt,
Was zögerst Du, daß Du es mir bekennst! —
Wenn unterwegs mich eine Base fragt,
Auf ihre Frage Antwort flugs begehrt,
Warum's in meiner Brust so stöhnt und klagt —
Sag an, mein Leben,
Mit welchen Worten soll ich Auskunft geben?

Gewiß entschlüpft Dein Name meinem Mund,
Und mein Erröthen und befangne Pein
Macht unsrer Liebe heimlich Weben kund.
Doch nein, ich sag', daß mich so traurig macht
Die Sehnsucht nach dem milden Mondenschein,
Der über jenem Berg erhellt die Nacht.
Das will ich lügen —
Ach, könnt' ich so doch auch mein Herz betrügen!

Ebenso schön und auch gleichalterig, also elfhundert Jahre alt oder noch älter, ist die folgende Liebesklage:

Reich bevölkert zwar ist das Land
Yamato, reich an Männern;
Aber nach Deinem Anblick nur,
Der Du wie junges Gras grünst,
Sehnt sich mein liebeschmachtendes Herz,
Und in Gedanken umschling' ich
Deinen Hals, wie der Fujiblüthen
Bläuliche Wellen, wogend im Wind,
Sich einander umschlingend.
Reich bevölkert zwar ist das Land
Yamato, reich an Männern,
Aber einsam in langer Nacht
Soll ich verschmachten nach Deinem Anblick!

Und gleichfalls aus dem Manyoshu:

Blumentrost.

Von meinem Fürsten in die fernsten Gauen
Gesandt, kam ich nach Koshi's Wüsteneien,
Wo kalte Winterstürme frostig wehen
Und Schneegestöber alles Land verwehen.

Fünf Jahre sind nun schon dahingeschwunden,
Seitdem der Gattin Anblick mir geraubt,
Und meine Hüften ich nicht mehr entgürtet,
Und nicht mehr ruht auf ihrem Arm mein Haupt.

Ein Trost nur ist, der meine Schmerzen lindert:
Ich holte mir dort unten aus dem Moor
Die Lilien und Nelken, pflanzt' sie sorglich
Mit Gärtnerkunst vor meines Hauses Thor.

Und immer, wenn ich aus dem Hause schreite
Und sie im Blüthenschmucke prangend schau',
Da denke ich der schönsten aller Nelken,
Der schönsten Lilie, meiner Lilien-Frau.

Ach, hätt' ich euch nicht, süße Liebesträume,
Die ihr mir freundlich mildert meine Pein,
Ich könnt' an diesem wilden öden Orte
Nicht einen Tag, nicht eine Stunde sein.

Keine Nachricht.

Das Jahr ist kommen, und es ist verflossen,
Und wieder leben wir in Frühlingstagen;
Doch von dem Liebsten bracht' es keine Kunde,
Drum muß ich meinen Schmerz den Lüften klagen.

Die Seidenraupen meiner Mutter wohnen
In düsterem Gespinnste, selbstgefangen;
So sitz' auch ich, kann Niemand mich vertrauen,
Und Thränen rinnen über meine Wangen.

Gleich einer Trauerweide muß ich trauern,
Dieweil die Abendschatten niedersinken.
Ach meine langen, schneeig weißen Aermel
Sind schon durchnäßt vom vielen Thränentrinken!

Daneben halte man das moderne Volksthümliche Liebeslied:

Wieder trüg'risch war der Traum,
Daß ich schlief in Deinen Armen!
Rieb ich mir die Augen kaum,
Muß ich, Aermster, ganz verlassen
In der Trennung Schmerz mich fassen.
Ob ich Hoffnung hege
Oder Trübsinn pflege,
Ruhe findet nimmer
Mein gepreßtes Herz.

Ist der Weltenplan so traurig,
Daß ich nie, mein Lieb, Dich wiedersehe,
Muß ich in die Berge, wild und schaurig,
Aus der Menschen Umkreis muß ich eilen,
Einsam in der Einsamkeit verweilen.
Wird mich Niemand missen,
Soll's auch Niemand wissen,
Daß von Deiner Lieb' ich träume,
Deinen Küssen.

Wie man sieht, verfügt die japanische Liebeslyrik über duftige Stimmungen und echte Herzenslaute. Aber auch die

Digitized by Google

Naturbilder athmen fast deutsches Gemüth, wie das kleine Berglied aus dem Manyoshu lehrt:

Mein Mimoro Berg,
Meine Augenweide
Ashibi blühen zu Füßen dir,
Kamelienblumen
Sind deines Gipfels Zier.
Wie ein weinendes Kind
Zärtlicher Sorge werth
Scheinest du mir,
Geliebter Berg.

Ein andermal wird (mit Verlaub am 19. Juli 749!) eine Wolke besungen, die sich nach dreiwöchentlicher Dürre zum ersten Mal am Himmel zeigte:

O möchte jene Wolke, kaum gestaltet,
Die drüben in den Bergen sich entfaltet,
Doch nach des Meergotts Schloß, dem Weltmeer, eilen
Und dort so lange bei den Fluthen weilen,
Bis sie, von ihren Dämpfen reich geschwellt,
Zurückkehrt und als milder Regen fällt!

Oft geht die Naturbetrachtung in philosophische Welterkenntniß über.

Vergänglichkeit.

Ew'ge Berge, ew'ge Wellen
Ragen, rauschen um mich her
Ewig thürmen sich die Berge,
Ewig wogt und rauscht das Meer.
Nur des Menschen flüchtig Wesen
Hat den Tod
Als sein Erbe sich erlesen.

Aber die Japaner sind, wie jedes Naturvolk, keine Pessimisten. Fröhlich betrachten sie im Allgemeinen die Welt, und noch im Unglück huldigen sie der heiteren Philosophie: Mensch, ärgere Dich nicht. Freilich nicht immer.

Falsche Abhülfe.

Niederträchtiges Volk von Fröschen, ich habe das Reisfeld
Euretwegen verkauft, da ihr zu viel mir gelärmt.
Doch ihr verscheucht mir noch immer mit eurem Quaken den Schlummer —
Seit ihr mir nicht mehr gehört, ärgert mich doppelt das Schrein.

Und neben diesem alten Uta ein von humoristischem Geiste eingegebenes sogenanntes Dodoitsu, deren Verfasser fast immer unbekannt sind.

Kleinheit der Welt.

Wie ist die Welt jetzt worden klein!
Mißt nur vier Fuß sechs Zoll:
Denn selbst ein Menschenkind wie ich,
Das fünf Fuß kaum
Verlangt an Raum,
Paßt schon nicht mehr hinein.

Von diesen humorvollen Sinngedichten wählen wir noch als besonders charakteristisch die folgenden:

Frau und Nebenfrau.

Bei der lustigen Blumenschau
Ist die Weinflasche unsere rechte Frau,
Und auf die guten Gattinnen schauen
Wir nur herab wie auf Nebenfrauen.

Schwanengesang eines sterbenden Dichters.

Wohlschmeckende Speisen
Hab' ich stets gegessen,
In warmen Kleidern
Immer wohlig gesessen,
Siebzig Jahre und sieben
Konnt' ich genießen —
Der unendliche Buddha
Sei drum gepriesen!

Der unwillkommene Gast.

Das Alter ist ein trüber Gast,
Dem möcht' ich gern entfliehen,
Und, wenn er zu Besuche kommt,
Mich solchem Gast entziehen:
Ich schließ' die Thür und ruf hinaus:
„Verzeiht, ich bin grad nicht zu Haus!"

Verführung.

Ein gefährlicher Verführer lebt,
Dem das Herz nur selten widersteht,
Denn das Herz ist selber der Verführer!
Hüte Dich vor dem, du schwaches Herz!

Vor der chinesischen Poesie hat die japanische den Vorzug, daß sie auch epische Erzeugnisse und mehrere Heldengedichte besitzt, so von 1183 die Feike-mono-gatari (Geschichte der Feike-Dynastie), eine 12bändige Reimchronik. Kleinere epische Gedichte sind sehr zahlreich vorhanden, und Karl Florenz bietet uns ein paar sehr bezeichnende und auch folkloristisch interessante Beispiele. Die Ballade von dem Fischer Urashima zeigt uns, daß die Nixensagen auch im Urlande Nipon bekannt waren. Wie in der Melusinensage vermählt sich des Meergotts Tochter mit einem Sterblichen, damit er in ihrem Palaste auf ewig jung und sorgenlos wohne. Aber nach kurzem Weilen scheint der Fischer seiner Gattin überdrüssig, und unter einem Vorwande will er auf die Erde zurück. Beim Abschied übergiebt ihm seine Gattin ein Kästchen:

„Denkst Du in dies Land zurückzukommen,
Wieder wie bisher mit mir zu leben,
Wohl, so öffne niemals dieses Kästchen,
Das ich Dir zur Reise übergebe."

Aber Urashima ist unfolgsam. Als er sein Elternhaus nicht finden kann, öffnet er das Wünschelkästchen, damit vielleicht das Haus sich seinem Auge zeige. Da dringt ein weißes Wölkchen heraus, bleiches Entsetzen erfaßt den Fischer; er springt empor und tanzt wild im Kreise, bis ihm die Sinne vergehen, „und zuletzt verhaucht sein Lebensodem" ... Der Sänger schließt elegisch:

Sinnend schau' ich nach der alten Stätte
Und mein Auge weilt auf seinem Grabe.

Ein anderes episches Gedicht, modern, besingt die Schlacht bei Okehazama 1560, wo Ota Nobunaga mit 3000 Mann seinen Gegner Imaganda Yoshimoto, der mit 45 000 Mann auf den Gefilden von Kasadera lagerte, besiegte und tödtete. In sehr anschaulicher Rhetorik wird das Gemetzel geschildert, wobei 2000 Mannen fielen „wie perlende Thautropfen auf dem Grase". Eine moralische Betrachtung beschließt die Dichtung über das flüchtige menschliche Leben, denn die Hügel verrathen nichts mehr von dem Vergangenen, „nur Maienregen berieselt die kalte blutige Wahlstatt". Diese Dichtung ist, wie gesagt, trotz ihrer naiven Kunst- und Weltauffassung in unseren Tagen entstanden und beweist, daß die japanischen Dichter, weniger gelehrig als ihre kaufmännischen und militärischen Landsleute, von ihren europäischen Collegen noch gar Manches absehen könnten. Ein ebenfalls modernes Ge-

Digitized by Google

dicht ist so etwas wie ein japanisches „Lied von der Glocke“. Es behandelt das furchtbarste Erdbeben der neueren Zeit, das in Tokyo angeblich 104 000 Menschen das Leben kostete. Der Verfasser ist Nakamura, Director des Litterature-College der Kaiserlichen Universität zu Tokyo. Erst wird die Nacht vor dem Unglück geschildert und die ahnungslose Ruhe der armen Opfer. Der Werkmann ruht von der Arbeit aus, der arme Händler zählt den Tageserlös, die Mutter nährt gedankenvoll ihr Kleines, eine Andere weint an der Leiche ihres Kindes, während daneben für die morgige Hochzeit Alles hergerichtet wird. Eine moralische Betrachtung unterbricht die realistische Ausmalung.

Ach, auf lange Jahr' im Voraus
Baut der Mensch die Rechnung, und er weiß nicht,
Daß er noch in dieser selben Stunde
In ein tiefes Meer stürzt und sein Schicksal
Nicht einmal bis morgen wartet.

Plötzlich ändert sich die Scene. Die friedliche Winternacht wird zum Grund der Hölle, die feste Erde wankt, Alles stürzt zusammen, die Sorglosen versinken oder retten sich mit knapper Noth, und tausend Schmerzensschreie hallen zum Himmel. Und nun wird das Trümmermeer geschildert, wo ungezählte Schaaren todt oder halbtodt unter dem Schutte liegen. Plötzlich erhellt sich das Dunkel zum lichten Tage, denn Flammen züngeln empor und breiten sich mit Blitzesschnelle aus. Die in den Trümmern festgefangenen Opfer suchen dem Verderben zu entrinnen, aber die Flamme hascht sie. Während der Gatte durch den gespaltenen Boden entkommt, stöhnt seine Hausfrau unter einem Pfeiler, vergeblich sucht der Mann sie zu befreien, und sie verbrennt vor seinen Augen. Die Mutter des Dichters aber rettete ihre Kinder in jener Schreckensnacht, und das begeistert den Sänger zu einem Preis der Mutterliebe —

An Dich, o Mutter, muß ich denken,
So oft die Erde mir zu Füßen schwankt —
O Mutterlieb', wie bist Du groß und tief!

Umfangreichere epische Gedichte sind in der japanischen, wie in der chinesischen Literatur seltene Erscheinungen, und diese wenigen Erzeugnisse lassen sich auch kaum mit unseren großen Epopöen in gleiche Linie stellen. Auf Verwickelung und Entwickelung der Handlung wird wenig Gewicht gelegt. Charaktere mit stark ausgeprägter Physiognomie treten uns selten entgegen. Kein Griff in die unergründliche Tiefe menschlicher Leidenschaft, dafür aber Reichthum an Bildern und sinniger Naturbetrachtung; nach kürzester Berührung der inneren Herzensconflicte schweift die Phantasie des Dichters gleich wieder zu den äußeren Erscheinungen der Welt hin, die er mit Behagen und großem Aufwande von rhetorischer Kunst schildert. Professor Florenz bietet uns als Muster einer japanischen Epopöe die ziemlich umfangreiche Dichtung: „Weißaster“. Von diesem modernen Epos giebt es zwei Fassungen: das eigentliche Original in chinesischer Sprache und eine Nachbildung dieses Gedichts in altjapanischer Sprache. Jene stammt von dem Professor des Chinesischen Tetsujiro Inouye, letztere von dem bekannten Japanologen Naobumi Ochiai. In japanischen Kreisen wird letztere Nachdichtung namentlich wegen ihrer meisterhaften Sprachbehandlung geschätzt, doch ist Inouye's Fassung reicher an feinen Nüancen und daher der Verdeutschung zu Grunde gelegt. Situation, Personen, Stimmung und Empfindung sind japanisch, aber ein Abglanz chinesischer Kunsttheorie und Rhetorik liegt darüber, „beides freilich durch eine Brille: made in Germany“ angesehen, wie Florenz von seiner Verdeutschung bemerkt. Die historische Unterlage ist der Satsuma-Aufstand 1877, wo das Schloß von Kumamoto in Higo vergeblich von dem empörerischen General Saigo Takamori belagert wurde, der dort seinen Tod fand.

Die Handlung ist so einfach wie nur möglich, ein Märchen. Weißaster erwartet eines Abends vergeblich die Heimkehr ihres Vaters von der Jagd. Das Schlimmste befürchtend macht das junge Mädchen sich auf den Weg, ihn zu suchen. Sie kommt am Abend zu einem Bergmönch, der sie freundlich aufnimmt und sie vor dem Buddhabilde sitzen heißt. Sie muß ihm sagen, wer sie ist und erzählt ihm auch die Geschichte ihres Vaters, der sich dem Heere der Empörer angeschlossen hatte, der Schlacht am weißen Berg glücklich entronnen war und, halb verschollen, plötzlich wieder nach Hause kam, um nun abermals zu verschwinden.

„Ob er im Waldgebirg den Pfad verloren?
Ob er vielleicht in eine Schlucht gestürzt?
Ach, tausendfältige Angst und Sorge drückt mich!“

Als sie aber von ihrem älteren Bruder Akihide erzählt, einem wilden Burschen, den der Vater vor Jahren verstoßen habe, da erbleicht der Mönch, und er fragt sie nach ihrem Namen.

„Weißaster nenn' ich mich; aus der Familie
Der Honda. Akitoschi heißt mein Vater,
Otake meine Mutter . . .

Nicht scheu' Dich vor der Nothgebeugten, wähne
Du nicht ein tückisch Waldgespenst zu schauen!“

Der Bergmönch schweigt und verhüllt das Gesicht mit den Händen.

Am folgenden Morgen zieht die Kleine ihres Weges und fällt in die Hände von Räubern. Der Hauptmann befiehlt ihr unter Drohungen, das Saitenspiel zu schlagen und ihm langentbehrte Lust durch Spiel und Gesang zu bereiten. Zitternd gehorcht Weißaster. Es ist ein Seitenstück zu dem schönen Märchen: „Die Musikfolter“, die Junker von Langegg verdeutscht hat. Ergreifend wird Weißaster's Kunst charakterisirt:

Bald klang es auch, als ob ein Geisterkranich
Aus jener Welt am ird'schen Himmel kreist
Und in die sternbeglänzte Mondnacht ruft.
Und wieder war's wie Regen in der Nacht,
Herniederrauschend in den Bambushainen
Des Siang-Gewässers. Wunderbare Töne
Erklangen wie Gesang von Geisterstimmen,
Wie wenn auf eine Schüssel aus Juwel
Ein Perlenregen tröpfelt und die Kugeln
Mit hellem Klang in tausend Stücke springen.
Wohl wär's kein Wunder, wenn der Flußgott selbst
Zur Melodie im Tanze sich bewegte,
Und auf dem Grund des Wassers auch der Drache
Dem Wiederhall der Töne staunend lauschte.

Die wilden Gesellen lauschen unter der Macht der Töne andachtsvoll und fühlen, was sie längst vergessen, als ein Mann mit einem Mal in die Hütte bricht und mit seinem Schwerte die ganze Gesellschaft bis auf Einen niedermetzelt. Der Retter in der Noth ist der Bergmönch, und er giebt sich Weißaster als ihren büßenden Bruder zu erkennen. Er war ihr gefolgt, von Angst um sie ergriffen. Ihre Freude ist von kurzer Dauer: Als die Geschwister von dannen ziehen, wird der Mönch von dem entkommenen Räuber hinterrücks gepackt. Beide ringen mit einander und verschwinden vor Weißaster's Augen im Gebüsch, wahrscheinlich von einem unsichtbaren Abgrunde verschlungen. Vergeblich sucht und ruft bis zur Dämmerung Weißaster nach dem Bruder, endlich findet sie in einem Dörfchen Unterkunft. Ein alter, guter Bauer nimmt sie auf, und unter seinem Schutze verlebt sie Monden und Jahre.

Zur holden Jungfrau war sie aufgeblüht,
Und wenn im schlichten, dörflichen Gewand
Sie durch die grünen Frühlingsfluren schritt,
Erschien sie wie ein blüthenweißer Zweig,
Der hell aus dunklem Kieferngrunde leuchtet.

Digitized by Google

Kein Wunder, daß die Jünglinge alle sich in sie verlieben, und daß sogar der mächtige Präfect des Landes feierlich beim Alten um sie wirbt. Der fühlt sich und Weißaster hochgeehrt und giebt ihm nach Landessitte ohne Weiteres sein Jawort. Aber Weißaster bricht in Thränen aus, denn sie ist ja nur ein Findelkind und hat ihrer Pflegemutter gelobt, keinem Anderen als ihrem Bruder und Gespielen Akihide als Gemahlin treu durch's Leben zu folgen: „Mein Schicksal ist bestimmt. Gebunden bin ich!" Da sie nun einerseits die Ehe mit dem Präfecten nicht eingehen kann und mag und andererseits den Greis nicht zum Bruche des abgeschlossenen Verlöbnisses zwingen will, wodurch sie ihn in eine schlimme Lage versetzen würde, so beschließt sie zu sterben. Gleichgiltigen Auges sieht sie die Schätze, die der Bräutigam ihr übersendet, und um Mitternacht verläßt sie das Haus. Schon beugt sie sich über den Strom, als eine starke Faust sie von rückwärts faßt und dem Sturz entreißt. Es ist der Bruder. Weinend wirft sie sich ihm an die Brust, und gemeinsam wandern sie in ihre Heimath, wo sie — auch den Vater wieder finden. Er war auf der Jagd in eine tiefe Schlucht gestürzt und blieb dort lange, bis ihm ein Affe kletternd einen Baum zeigte, an dem er sich aus der Tiefe emporziehen konnte. Und dieser menschenfreundliche Affe übte nur die Pflicht der Dankbarkeit, denn der Verunglückte hatte ihm einst vor Jahren das Leben geschenkt!

„So weiß das Thier selbst
Sich dankbar zu erweisen und beschämt
Durch sein Gefühl gar manchen Menschen.
Denn ach, wie viele giebt es noch auf Erden,
Die unverbrüchlich fest an Treu und Recht
Noch halten und ein selbstlos Opfer bringen?
Auch ich hab' als Rebell gekämpft und habe
Mein eigen Land verwüstet und geplündert.
Dem eignen Kaiser habe ich getrotzt,
Vergessend meiner zugeschwornen Pflicht.
Wie steh'n wir tiefer als ein niedrig Thier,
Wenn Treu und Dankbarkeit uns nicht beseelen!
Weißaster, Du allein, nur Deine Seele
Ist ungetrübt geblieben. Nur durch Dich
Ist meinem Stamm das herrliche Juwel
Der Dankbarkeit und Kindestreu bewahrt.
Die Blumen in dem Garten all verwelken,
Doch nie verwelkt die Blume Deines Herzens."

Mit dieser väterlichen Moral klingt das ostasiatische Lied von der Kindestreue aus. Europäische Einflüsse sind unverkennbar. Darum wäre es interessant, über die Verfasser dieses Epos, wie auch der übrigen Japonerien Näheres zu erfahren. Hoffentlich füllt der Uebersetzer in einem künftigen Bande diese Lücken aus und erwirbt sich so ein neues Verdienst um die Weltliteratur.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der erste Ball.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Wenn man Herrschaft spielen will, vier Töchter hat, keine Schulden machen mag und 2000 Kronen jährlich Einnahme hat, so ist Rafael's Madonna dagegen eigentlich nur Spielerei. Gerade so viel Gehalt bezog nämlich Herr Tenström, der Cassirer der Lundqvistischen Fabrik war, dazu besaß er auch vier Töchter und keine Schulden. Doch sein Ueberzieher war gewendet worden, und Frau Tenström hatte die Tageshelle nicht gerne, weil ihr Mantel in den Nähten abgeschabt und ihr Hut schon zehn Jahre auf ihrem Kopfe war. Das Leben wäre vielleicht noch schwerer, wenn die alte Magdalene nicht eine so treue Dienerin gewesen wäre, und in ihrer Jugend einmal bei einer Mamsell gedient hätte, die sich ihr Brod mit Handarbeiten verdient. So arbeiteten denn also Hausfrau und Mädchen im Schweiße ihres Angesichts, und oft ging Magdalena in die Stadt mit einem selbst gemachten Sophakissen, einer Tischdecke oder einem gestickten Smyrnateppich unter dem Arm. Solange die Kinder klein waren, ging ja Alles recht gut. Aber wenn man arbeitet, sich selbst die nöthigsten Kleider versagt und des Sonntags statt Fleisch Fische kauft, nur damit man das Schulgeld für die Kinder auftreibt, und wenn diese dann weinend aus der Schule kommen, weil man über ihre schlechten Kleider und ihre sonderbaren Mäntel gelacht hat, dann wird es einem doch zu viel. Aber die kleinen Tenström's wurden vernünftiger und begriffen, daß sie nicht so gut gekleidet sein konnten, wie andere Kinder. Sie wollten auch durch ihr Klagen nicht die Bürde ihrer lieben Mama vergrößern und schluckten krampfhaft ihre Thränen hinunter, wenn in der Schule wieder ein Phantasiecostüm ihrer Mutter aus allerhand Zeugresten von der Seite angesehen wurde.

Die Aelteste war jetzt achtzehn und die Kleinste elf Jahre geworden. Die Aelteste befand sich jetzt gerade im Alter, wo das Herz sehr warm schlägt, auch wenn die Taille im Rücken nicht sitzt, wo alle Pulse heiß schlagen, und der Fuß, auch wenn er in einem noch so groben Schuh steckt, gerne nach den Tönen eines Walzers hüpft. Niemand wußte, woher sie das Tanzen gelernt hatte; vielleicht einmal in ihrer freien Zeit draußen in der Laube von einem der Schüler, die drüben bei Tante Emma Pension hatten und wirkliche Tanzstunden nahmen. Ihre Kenntnisse bestanden in Walzer und Galopp, Polka geht ja so wie so von selbst. Und nun sollte im Hotel Bengtsson ein großer Ball stattfinden, das wußte die ganze Stadt schon einen Monat vorher.

In den ersten Nächten hatte sich das „Kind" immer in ihrem Bett hin und her gewälzt, so daß ihre Schwestern davon erwachten; dabei war ihr Betttuch wie ein Knäuel zusammengewickelt, und der Schweiß rann ihr von der Stirne. Als sie Magdalena ihren Wunsch aussprach, erröthete sie über und über, doch die Magd seufzte nur und sagte: „Mein einziges, bestes Fräulein, bitte, denken Sie doch nicht an so etwas, es kann ja nie sein, und Sie würden Ihre Mama nur betrüben, weil sie Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen kann."

Und Anna kämpfte wie eine Heldin gegen ihre sündigen Begierden. Aber eines Tages frug sie plötzlich:

„Sag, Mama, warst Du jemals auf einem wirklichen Ball?"

„Gewiß, mein liebes Kind, ich weiß nicht mehr genau ob vier oder fünf Mal!"

„Ist einem da nicht sonderbar zu Muth, Mama?"

„Gar nicht anders, als gewöhnlich. — Hast Du auch genau auf die Fäden geachtet, als Du gestern das Gewebe zerschnittest?"

So verging ein Tag nach dem anderen. Anna sahnte in Gedanken die Milch statt in den Topf in den Brotkorb ab, klärte den Kaffee mit braunen Bohnen und aß weniger Fisch als gewöhnlich.

„Unser armes Kind wird doch nicht krank werden und die Bleichsucht bekommen," bemerkte der Papa.

Eines Abends, als es dämmerig war, kam es zum Ausbruch. Schluchzend fiel sie der Mama um den Hals und jammerte: „Ach, warum sind wir gerade so arm, daß ich keine Freude haben darf, und ist es denn zu viel verlangt, wenn man auch einmal einen Ball mitmachen will?!"

Wenn die Lampe angezündet gewesen wäre, so hätte Anna sehen können, wie es in Frau Tenström's Gesicht zuckte und ein schmerzlicher Ausdruck in ihren von Thränen überströmten Augen erschien.

„O, mein liebes Kind, also dieser Ball war es, der Dich schon so lange elend gemacht hat?"

„Ach verzeih, verzeih mir doch, meine beste Mama, Du hast ohnehin Sorgen und Kummer genug!"

Digitized by Google

„Mein Herzchen, ein schlichtes helles Kleid könnte ich Dir wohl kaufen, auch noch ein paar Schuhe, aber dann ist doch Niemand da, der mit Dir gehen könnte. Ich selbst habe kein gutes Kleid, und dann müßte doch auch für zwei Personen bezahlt werden."

Anna trocknete sich ihre Augen und sagte schnell: „O das wäre nicht schlimm; ich könnte ja sehr gut mit Landgren's gehen, aber ich weiß ja doch ganz genau, daß es unmöglich ist!"

„Und dann, mein Kind, kennst Du ja Niemand, der mit Dir tanzen könnte."

„Doch Mama, ich kenne den Buchhalter von unserer Fischhandlung, ferner zwei Studenten, die bei Tante Emma gegessen haben. Dann den Bruder des Rechtsanwalts und" . . .

„Gut, Du sollst den Ball mitmachen, mein Kind."

Tanzend, springend flog sie in die Küche, umarmte Magdalena und rief: „Ich darf zum Ball, ich darf zum Ball!" Dann stürzte sie in das Wohnzimmer und umarmte ihre Schwester vor lauter Freude.

Anderen Tages hörte sie durch die offene Küchenthür, wie Magdalena fragte: „Gehen wir doch heute in die Stadt, das neue Gedeck anschaffen, denn jetzt haben alle Servietten Löcher."

„Nein, Magdalena, vorläufig wird noch recht lange nichts daraus."

Als Anna dies hörte, war ihr zu Muthe, als würde ihr die Brust eingeschnürt. Also um ihr den Ballstaat zu kaufen, wurde das Geld gespart! Sie wollte in die Küche laufen, Mama um den Hals fallen und ihr sagen, daß sie lieber auf den Ball verzichten wolle. Aber ach, weiße Mousseline mit kleinen blauen Blumen . . . der große Saal im Hôtel Bengtsson — — — die Militärmusik . . . darauf zu verzichten, ist ihr doch unmöglich!

So kam dann der große Tag, und schon um fünf Uhr stand Anna fertig gekleidet in der Stube. Die alte Magdalena wurde gerufen, sie schlug die Hände zusammen vor Entzücken und rief einmal um das andere: „Ach, liebes, einziges Herzensfräulein, wie schön, wie reizend sehen Sie aus! bei Gott, die schönste und eleganteste auf dem ganzen Ball sind Sie!"

Auch der Vater wischte seine Brille und sagte: „Weißt Du, Mama, unser Liebling sieht reizend aus. Ach, wie wird sich das Kind amüsiren! Gott versüße ihm die Freude, die uns so theuer wurde!"

„Wirklich, ich als Mutter hätte nie geglaubt, daß das Kind sich so gut ausnehmen würde," flüsterte ganz leise Frau Tenström ihrem Mann zu. Es war ja das erste Mal, daß sie das Glück hatte, ihr Kind fast ebenso gut gekleidet zu sehen wie andere Mädchen. Und nun erst die kleinen Schwestern! Die hatten den Mund alle offen vor Freude und Erstaunen.

Dann kam die Tante, und fort ging es durch dunkle Gassen nach dem Ziele von Annchen's Wünschen, dem hell erleuchteten Saale des Hôtel Bengtsson. O, wie glühten ihre Wangen, wie klopfte das Herzchen! Es war ihr, als müßten alle Leute das Klopfen hören. Wie eine Elfe schwebte sie in den Saal und setzte sich auf eine der gepolsterten Bänke.

* * *

„Weißt Du, Mama, mache mir doch einen Eiergrog und gieb den Kleinen ein wenig Malzzucker, damit sie auch mit feiern können . . . Jetzt ist es acht Uhr, jetzt wird der Ball im besten Gange sein," sagte der Papa.

„Ach, wenn sich unser Kind nur nicht erkältet! Eis und solche Dummheiten, nachdem sie sich warm gesprungen hat, ist sehr schädlich," jammerte Mama Tenström.

Ach, Niemand brauchte um Anna's Gesundheit besorgt zu sein! Zu Hause in der guten Stube, umgeben von liebenden Menschen, war sie freilich schön und elegant gewesen. Hier aber, wo der Kronleuchter seine Strahlen warf, umgeben von der Elite der Gesellschaft, sah sie armselig aus. Das schöne blau und weiß gestreifte Kleid sah wie ein Fähnchen aus neben all den modernen Seidenroben. Und doch hatte Mama all ihr Geld geopfert, auch kein Gedeck gekauft, nur um das Kind anständig zu kleiden.

Der erste Walzer! Wenn auch jetzt Keiner sie engagirt, so schadet es nicht viel. Es ist ihr erster Ball, und sie ist so schüchtern und muß sich doch erst fassen und sammeln. Ach, liebe Anna, in Deiner kleinen Wohnung warst Du lieb und schön, doch hier wirkst Du anders, und Niemand beachtet Dich!

Nun Polka, eins zwei drei Tänze, Alles geht vorüber, und noch ist das Kind nicht aufgefordert worden. Fragend sieht sie sich um. Ach für den Herrn Buchhalter existiren nur noch zwei schöne rothblonde Zöpfe. Auch die Studenten, die bei Tante Emma gegessen haben, sind nicht da, und der Bruder des Amtmanns umkreist die Bowle, wie ein hungriges Wild den Park. Nun der fünfte, dann der sechste, siebente Tanz. In eiligem Flug schwirren die Paare vorüber, und schöne seidene Schleppen streifen das blauweiße Kleid wie in Verachtung.

Liebe, alte, treue Magdalena, wüßtest Du doch, wie Niemand sich um das Herzchen kümmert, das sich so gegrämt und gemüht hat, um endlich zum Ball zu gehen. Ach, und darum hat die gute Mama auf ihr Tischgedeck verzichtet! Ein beängstigendes Gefühl kommt über sie. Wie klein und armselig kommt sie sich vor! Ach, das blau-weiße Kleid ist doch gar zu einfach!

Jetzt aber kommt sogar der Herr Lieutenant. Was für ein Lieutenant? Na, ist denn nicht der Lieutenant der Abgott des ganzen Städtchens? In seiner Begleitung befinden sich Fräulein Struten und auch der Herr Postsecretär.

„Bitte, meine liebe Frau Landgren, machen Sie uns doch mit Ihrem kleinen Schützling bekannt."

Tante Landgren beeilt sich, dem Wunsche nachzukommen. Fräulein Struten und der Herr Lieutenant möchten gern noch ein Gegenüber zur Française haben. Der Herr Postverwalter erlaubt sich darum die Frage, ob Fräulein Tenström . . .

„Danke vielmals — ich — kann — nicht mehr — ich bin so furchtbar müde!"

Was für ein erstauntes Gesicht macht der Herr Postsecretär! Mitleidig zuckt der Herr Lieutenant mit den Schultern, und Fräulein Struten lächelt ironisch, als sie fortgeht.

„Aber liebes Kind, Du kannst doch nicht müde sein! Keinen Schritt hast Du heute Abend getanzt," meint die Tante.

„Liebe Tante, ich weiß ja mit den Touren nicht Bescheid, ich kann weiter nichts als Walzer und Galopp!" flüsterte Anna, ihre Thränen unterdrückend.

Nun kommt die vierte Polka! Keiner kümmert sich um das blau und weiß gestreifte Annchen. Nur der alte Kämmerer fragt: „Wie geht es mein liebes Kind? ach, ach, die Hitze! Sonst geht es Ihnen wohl gut, Fräulein Tenström?"

Onkel Landgren ist ganz hinter der Punschbowle verschanzt.

„Nun, Kindchen, möchtest Du noch bleiben?"

„O ja, liebe Tante, es ist so lustig zuzusehen," sagt Anna, mit ihren Thränen kämpfend. Ach, Fräulein Tenström kann die Ehrendame mit gutem Gewissen entbehren, Niemand umlagert sie!

Cotillon, dann Schlußfanfare. Wie zuckt Anna zusammen! beinahe schwankend geht sie fort, fort, über die Bretter, die ihr Fuß zwei Mal heute betrat, beim Kommen und jetzt beim Scheiden.

Daheim steht Magdalena und erwartet sie neugierig, stolz und siegesgewiß. „Nun, mein Engelchen, gut amüsirt? Haben Sie noch Appetit, aber nein, die Grütze wird Ihnen nicht schmecken nach all den guten Sachen; die Mama meinte zwar, vielleicht möchten Sie doch ein wenig essen. Nicht wahr, Herzchen, Sie waren doch die Feinste? Hat Sie der Buchhalter oder gar der Herr Lieutenant zu Tisch geführt? Aber, Herrgott, was ist denn das? Engelskind, Sie weinen doch nicht etwa?!"

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Internationale Kunstausstellung.

7. Schweden.

Das Gesicht eines Menschen geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Seit Wochen schon verfolgt es mich. Ich sehe menschenfeindlich zusammengepreßte Lippen, die Wangen fahl, hartknochig und eingesunken, unter der Stirn voll steilen Trotzes ein Paar eisige und doch gierige, blutgierige Augen. „Raskolnikow!“ trat mir auf die Lippen, nachdem ich lange in dieses Antlitz gestarrt hatte. Etwas Schlimmeres noch als Raskolnikow! Nicht der Mörder einer alten Wucherin, der Mörder des eigenen Selbst! in Gelüst und Gedanken vielleicht ein Mörder der Menschheit! Eine Welt hat er erschaffen wollen, nnd nun kann er nicht einmal eine Welt — zerstören! Aus dem Idealisten war der Nihilist erwachsen, aus dem Nihilisten wuchs der Selbstthenker.

Die tiefe Unseligkeit dieses Geschickes ergriff mich. Ich hatte es mit untrüglicher Gewißheit von den Gesichtszügen gelesen. Ich hatte von der Krankheit unserer Zeit so Vieles darin begriffen. Ich sah mit einer Schärfe in den Abgrund, vor der mir schauderte.

Und doch! mußte ich mir sagen: sind diese Menschen eine Krankheit, so ist die Krankheit selbst das Zeichen eines neuen Werdens, einer neuen Gesundung. Und ein Land, das solche Creaturen an die Oberfläche wirft, ist ein Land der tiefen inneren Gährung, der fruchtbaren Erregung.

In der schwedischen Abtheilung unserer Kunstausstellung hatte ich das Bild dieses Menschen erblickt. Es ist ein Werk des Malers Josephson. Es stellt diesen Menschen hin mit einer absoluten Sicherheit und Schärfe, wie sie nur aus einem tiefen Verstehen, aus einem überlegenen Mitempfinden erblühen kann. Gerade diese Ueberlegenheit macht das Werk zum Kunstwerk. Es kommt dadurch ein Zug großer Anschauung hinein. Und in dieser Anschauung, vor welcher Moral und Unmoral, Glück und Unglück erblassen, offenbart sich das eigene souveräne Naturell des Künstlers.

Die Schweden sind ein geborenes Herrengeschlecht. Stolze, kühle, ein wenig spröde Naturen. Hohe, blonde, geschmeidige Gestalten. Eine etwas harte, aber vocalreiche, sanglich accentuirte Sprache. Sie sind Germanen, die seit mehr als einem Jahrhundert die Schule der Franzosen durchgemacht haben. Aber mit den Germanen vermischen sich Slaven, Lappen und Finnen. Und die Franzosenschule hat nicht, wie in Deutschland, zu Nachäfferei und Abhängigkeit, sondern zur Veredelung des culturellen Bewußtseins geführt.

Dabei leben sie vom übrigen Europa ziemlich abgeschlossen. Politisch spielten sie nur vorübergehend eine Rolle. So hatten sie um so mehr Zeit, sich mit sich selber zu beschäftigen.

Das hat hier und da zu Stauungen und Stockungen geführt. Es hat aber auch zu Vertiefungen geführt. Und im Ganzen hat es die Volkskraft wunderbar conservirt.

Das schönste Beispiel dieser überaus ergiebigen Volkskraft bildet Schwedens seit etwa einem Menschenalter emporgeschossene Bildende Kunst. So organisch und stetig hat sich da Alles entwickelt, daß es für den Betrachter eine Freude ist, eine große und reine Freude. Die Schule der Franzosen steht auch hier am Anfang, sie reicht zum Theil bis in die unmittelbare Gegenwart herein. Aber wiederum erfreut die hohe Selbstständigkeit, die eminente Anpassungsfähigkeit an's National-Rassige.

Ein gewisser vornehmer Ton bleibt der schwedischen Malerei fast ausnahmslos erhalten. Es herrscht kein bäurisch-zügelloses Drauflosprotzen da. Im Hintergrunde dieser Kunst steht eine entschieden städtische und weltliche Cultur. Aber in den Vordergruud drängt sich ein brausendes, stürmisches Jugendgefühl, ein geistig-sinnlicher Erobererdrang, voll von glühendem Ehrgeiz und stattlichem Selbstbewußtsein.

Für den schwedischen Maler existirt bloß der Mensch und die Natur, nichts Uebersinnliches. Zum Eintauchen in die Wunderwelt der Phantasie hat er gleichsam noch keine Zeit. Er muß sich erst des Aeußeren bemächtigen, vom Aeußeren in's Innere dringen, und dadurch dem Wahren näher kommen. Natur und Mensch, das sind seine Gottheiten.

Und diesen Gottheiten naht er sich mit erhobener Stirn und aufgeschlagenem Auge. Er weiß, daß in ihm selber auch die Gottheit lebt, und daß er sich nicht zu scheuen braucht. Daher liegt in seinem Nahetreten nichts von der verlegenen Ehrfurcht eines mit Wahnvorstellungen erfüllten Kindes. Vielmehr äußert sich darin eine robuste Manneskraft, die verwegen experimentirt. Es ist, als sei die Welt erst heute erschaffen worden: mit so jungen Sinnen tritt ihr der schwedische Maler gegenüber. Vom Farbensinn des Südens, von der Formenanschauung der Galerien hat er nicht eine Spur. Der Norden bietet andere atmosphärische Erscheinungen und dadurch andere Farbenbrechungen und Lichtabtönungen. Und ein von keiner Convention zurechtgesetztes Auge blickt über das blinkende und staubige Erbe der Jahrhunderte lächelnd hinweg und entdeckt neue Reizungen und neue Gegensätze.

Mit der großartigen Unbefangenheit und Aufrichtigkeit, die sie auszeichnet, sind die Germanen des Nordens zweifellos berufen, unsere ästhetischen Fähigkeiten zu verjüngen und zu bereichern. Die Schweden marschiren hier in erster Linie. Etwas Abgeschlossenes bieten sie natürlich nicht. Ihr Werth liegt im Entwickeln neuer Keime. Von diesen Keimen hat das übrige Europa bereits Manches in sich aufgenommen und wird immer mehr noch in sich aufnehmen können. Es wird viel sommerliche Blumen und herbstliche Früchte daraus zeitigen. Aber den ganzen Frühlingsrausch in seiner drängenden Fülle haben wir doch nur bei den Scandinaviern selbst (und mit anderen Trieben bei den Schotten und Amerikanern).

Das aristokratische Naturell des Schweden, das stets auf Auswahl und Hervorhebung des Besten ausgeht, giebt die individuelle Note ab gegenüber den anderen Völkern des künstlerischen Jugenddranges. Deß zum schönsten Zeichen möge dienen, daß ein geborener Prinz, ein Sohn des Königs, der Prinz Eugen von Schweden, von seiner Vornehmheit nichts abzulegen braucht, um in den vordersten Reihen der jung-nationalen Kunst zu marschiren. Dafür ist aber auch das Jugendelement in dieser Kunst wiederum so stark, daß es auf die prinzlichen Adern und Nerven in vollem Strom übergeflossen ist und das Königsblut frisch wie Bauernblut erscheinen läßt. Man denke sich die vier Bilder des Prinzen Eugen einmal in die deutschen Säle gehängt: auch dort würde der Gebildete unzweifelhaft ihren distinguirten Geschmack erkennen, er würde aber zugleich etwas von „radical“ und „revolutionär“, vielleicht gar von „verrückt“ reden. Nun trete man vor Oskar Björck's meisterhaftes Porträt des kunstbegabten Prinzen. Man sehe diesen stillen, feinen, noch jungen Mann, wie er behaglich-sinnig vor seiner Staffelei sitzt und mit leichter Hand den Pastellstift führt. Er sitzt da, so wunderbar mit sich allein, so abgeschieden von allem Weltgetriebe, wie nur der echte Künstler. Und er ist dabei doch in jeder Bewegung vornehm und anmuthig, wie nur der echte Aristokrat. Prinz Eugen ist ein Landschaftsmaler, wie ich nur wenige kenne. In der Stimmung sind ihm vielleicht Walter Leistikow und Benno Becker am ehesten verwandt. Nur ist Prinz Eugen dunkler und schwerer in den Tönen, elegischer, wenn ich so sagen darf. Eine lyrisch-zarte Versenkung in die Natur ist seine eigentliche Note.

Neben Prinz Eugen wären aus der Geburtsaristokratie Schwedens noch Manche anzuführen. Ich nenne Georg Graf von Rosen, Gustaf Freiherrn von Cederström, und Carl Frederik Freiherrn von Saltza. Letzterer hat ein Herrenporträt ausgestellt voll von ernster Gehaltenheit und weltmännischem Schliff, aber doch so durchtränkt mit geistiger Cultur, daß man sich einen Gedankenaustausch wünscht, man weiß nicht, ob mehr mit dem Porträtirten, oder mit dem Porträtisten. Cederström malt Compositionsbilder, theils historischen Inhalts, theils dem modern-socialen Leben entnommen. Was darin anzuerkennen ist, ist die Hervorkehrung des Menschlichen, der Ernst der Gemüthsauffassung. Im Uebrigen stehen Schöpfungen dieser Art ja noch halb in der alten Welt. Dies gilt wohl auch von Graf Rosen's Darstellung des „Verlorenen Sohnes“, so fein das Einzelne ersonnen ist. Es ist aber ganz überwunden in desselben Malers überaus geistvollen und tiefgründigen Porträts, so wenig diese auch in ihrer Schlichtheit nach modischer Pinselführung geizen. Ein Bildniß wie das des Philosophen Pontus Wikner trägt den Stempel des Classischen an sich. Man kann sich diesen Menschen überhaupt nicht mehr anders gemalt denken, nach diesem Bilde! So edel-tief und wahr ist da das Wesen des Mannes erfaßt und dargestellt.

Als der zukunftsvollste unter den schwedischen Porträtisten erscheint mir der bereits genannte Oskar Björck. In seinen Bildnissen steckt eine Gewalt der Anschauung, die ihres Gleichen sucht. Und wen er malt, den weckt er wie zum ewigen Leben. Auch ist seine Technik durchaus wechselnd je nach dem Charakter des Porträtirten. Er ist hierin der stärkste Gegensatz zu unserem Lenbach. Er kennt keine Fabrikmarke, mit der er seine Bilder stempelt. Jedes wird für ihn zu einem neuen Problem, gleichwie ihm der Mensch, den er malt, ein Problem ist. Und dann will er nichts Anderes, als mit lebendiger Wucht den Charakter fassen und in jeden Pinselzug gleichsam etwas vom Seelendunst des jeweiligen Charakters hineinlegen. Mit großem Verständniß und starker Begabung folgt ihm in dieser Richtung Richard Bergh. Er hat für mich in seinen Bildern noch einen besonderen echt nordischen nationalen Ton. Wie eine Verkörperung der Rasse und des jungen Auflebens sitzt seine „Gerda“ da, ein junges Mädchen in grünem Kleid, dem der Lebensdrang zu allen Poren herausquillen möchte, so robust und gesund. Und dann das Bild einer Jüdin, ganz besonders fein. Dieses schleichende Dunkel, in dem sie gekauert sitzt, und wie von der Seite ein gedämpfter Lichtstrahl fällt, der das listig sinnende, noch ziemlich junge Gesicht umspielt! Auf dem Schooß hat sie, sehr hausmütterlich, einen Strickstrumpf. Aber auf dem Sopha nebenan liegt ein hingeworfenes Buch. Und die Ideen des Buches scheinen im Gehirn des Mädchens leise fortzuspinnen. Individuelle Erfahrungen und Schicksale ranken sich hinein. Da hält sie inne in ihrer mechanischen Beschäftigung und blickt klug empor, ein wenig wie eine schnurrende Katze, die aber gleichwohl an den Vogel denkt, der bald in ihren Klauen sein wird . . .

Von Paris her bekannt ist Anders Zorn, der größte Virtuose der schwedischen Malerei. Einen Pinsel führt er wie eines Zauberers, voller Weichheiten und Gluthen. Die pariserische Eleganz, der Geist der Boulevards vereinigen sich bei ihm, wundersam-organisch, mit der unverwüstlichen Urkraft des schwedischen Bauernsohns. Er ist derb und raffinirt, lebensprühend und verschleiert, sinnenmächtig und vibrirend-nervös. Er ist Alles zugleich und Alles in höchster Potenz. Er ist ein Wunderkerl, an den man glauben muß. Und ein guter Kerl...

Digitized by Google

Nach ihm streben gewiß Manche von der jüngeren und jüngsten Generation. Sie gehen vielleicht gleich ihm nach Paris, aber sie kehren alle wieder zurück. Sie sind schwedischer als er.

So vorab Liljefors, von dem schon oft hier die Rede war, den ich wohl als guten Bekannten hier voraussetzen darf. Er ist mit einem halben Dutzend Bildern erschienen, und man hat also reichlich Gelegenheit ihn zu studiren. Man beachte aber auch die Anderen, den gährenden Nachwuchs und stoße sich nicht an ihr zuweilen absurdes Gebahren. Dieser blaue Seeabend des Janſſon, hoch über der Thür, mit seinem grell gelben Mondstreifen und den violetten Häusern, man muß schon an Munch denken, um etwas Aehnliches in seinem Kunstgedächtniß wiederaufzufinden. Aber diese Unbedingtheit, mit der da den Geheimnissen heimischer Naturschauspiele nachgegangen wird, finde ich äußerst verehrenswürdig. Nicht jeder Beschauer wird sich aufrappeln mögen, um diesen exotischen Farbenschwelgereien zu folgen. Aber die Wenigen, die es thun, werden nicht bloß den Norden besser verstehen lernen, sondern auch so manche nie gemalte Poesie der deutschen Mondnacht. Und sie werden sich vielleicht erinnern, wie sie einmal einsam saßen am magischen Strand, und wie durch ihr Gemüth geisterhafte Vorstellungen strichen und neblige Bilder, die sie nachher im kalten Licht des Tages vergessen haben — und denen einmal wieder nachzuhängen, doch schön ist, schön und so eigen-verheißungsvoll ...

Dann Bilder wie die „Sturmwolke“ von Nordström oder von Axel Fahlcrantz das bebende Gefild, „Vom Nachtzug aus“ — ja man weiß nicht, ob man jemals dergleichen in der Natur gesehen hat, man bezweifelt es sogar. Aber man erkennt doch darin den landschaftlichen Ausdruck für eine Seelenstimmung, die auch uns nicht fremd ist, mag sie sich auch kaum je künstlerisch verdichtet haben. Jener zeugerische Drang, der den ganzen Himmel in Flammen sehen möchte, vor dem Wolkenzüge wehen gleich einem zerfetzten Riesenmantel des Herrgott, diese Sehnen voller Kraft und Adern voller Unruhe, daß man sich hinwerfen möchte auf die Erde, um gleich wieder hochzuschnellen, vom Weinen in's Jauchzen, alles Dieses, was für das Jugendblut der schwedischen Kunst so charakteristisch ist, hat in diesen und ähnlichen Bildern nach Gestaltung gerungen.

Aber bereits scheint auch der Rückschlag eingeleitet zu sein. Vom Ungebändigten will man in's Gebändigte, vom freien Schwelgen der Farbe zurück in den wohlthätigen Zwang der Linie. Landschaften von Kreuger und die launig-frischen, ungemein köstlichen Familienporträts von Carl Larſſon künden diesen Zeitzug an. Und auch das von neckisch-phantastischer Erfindung schier überquillende Blumenalphabet der Ottilie Adelborg darf hier nicht vergessen werden.

Von schwedischer Plastik ist nur wenig ausgestellt. Was ausgestellt ist, ist fast Alles ersten Ranges, so selbst die Königsbüste von Fallstedt, die in ihrer schlichten Würde und Menschlichkeit den berliner Bildhauern vorbildlich werden sollte. Voll psychologischen Tiefblicks und instinctiven Verstehens ist aber der Strindberg-Kopf von Agnes Kjellberg de Frumerie: ein eigenes Schicksal, daß der erklärte Weiberfeind gerade von einer Frau so klar und liebevoll erfaßt werden mußte.

Zwei liegende Frauenkörper, der eine von Per Hasſelberg, der andere von Werner v. Ackermann sind, namentlich der Letztere, Zeugen des Bestrebens, eine malerisch-weiche Behandlungsweise in die Plastik zu überführen. Sie verrathen dem Sehenden deutlich, in welch neue Phase die europäische Bildhauerkunst allmälig eintritt.

Franz Servaes.

Notizen.

Der Anbau der politischen Satire großen Stils, die in einer so ausgesprochenen Kampfzeit wie der heutigen doch herrliche Gelegenheit zur Entfaltung hätte, geht keineswegs in wünschenswerthem Umfange vor sich. Ohne daß wir davon die mannigfach verzweigten Gründe dieser Erscheinung aufweisen wollen, möchten wir doch zwei davon nennen, die alle anderen in nuce enthalten: das ist einmal der politische Dilettantismus der Mehrzahl unserer „Satiriker“, und zweitens die viel traurigere Thatsache, daß ihr Witz gemeinhin kaum gut und kraftvoll genug für die sogenannten Witzblätter ist. Obgleich das große politische Leben ein ewiger Quickborn der Satire, tausend Mal reicher an wahrhaft komischen Verwicklungen und Charakteren als das zwischen vier Wänden spielende Hans- und Grete-Dasein ist, mangelt unserem Theater die politische Komödie ganz und gar, und auch auf dem Büchermarkte wagt sich selten ein Aristophanesjüngerlein hervor. So hätte man denn allen Anlaß, die Sammlung angeblicher „Satiren und Burlesken“, zu begrüßen, die Otto Ernſt (Schmidt) unter dem Titel „Narrenfeſt“ bei E. Kloß in Hamburg erscheinen ließ. Das Bedenkliche an diesem 162 Seiten starken Bande ist aber, daß man nicht eine einzige echte Satire darunter findet, daß der Verfasser vielmehr seine Force darin sucht, schon an sich wenig ausgiebige Einfälle zu unendlich dünnen, langen Suppen zu verarbeiten. Und hängt die Schlagkraft der Satire davon ab, daß sie nicht Gemeinplätze verficht, sondern mit witziger Ueberredungskunst neuen Gedanken Bahn sprengt, daß sie nicht todte Esel noch einmal niederrennt, sondern mit Heraklesmuth an die Gewaltigen Hand anlegt, dann sind Ernſt's Versuche jämmerlich klein und öde. Wenn er einen vollen Druckbogen dazu verwendet, um die unglückliche Ehe zwischen Bildung und Gesetz zu schildern, so gelingt es ihm nicht, die Wirkung zu erzielen, die ein originell pointirter, denselben Stoff behandelnder Zweizeiler hervorruft; nicht eine neue Seite vermag er dem Gegenstande abzugewinnen. Wenn er revolverischen Journalistenunterricht ertheilt, nimmt er nicht sowohl die „großen Hansen“ auf's Korn, als die ganz kleinen, für's Zeilengeld arbeitenden Schmöcke. Sein Mephisto glaubt, daß den Großjournalisten Hansemann'sche Preßbetheiligungen vor Allem locken, daß er nur avanciren kann, wenn er alleweil auf's Parteiprogramm schwört ... dummer Teufel, heilige Einfalt! Im „Congreß des evangelisch-socialen Rumpfparlamentes“ ist der Hauptwitz, daß Stöcker „Knüppel“, Prof. v. Nathusius „Fladusius“ heißt, und daß Professor Wagner („Kärrner“) „mit seinen sämmtlichen Titeln die Tribüne besteigt.“ Nachher wird Liebermann v. Sonnenberg „Ehrenmann von Sonnenschein“ genannt. Auf sachlichen Witz versteht sich der Verfasser nicht; mühsam ausgeschwitzte Kalauereien sollen diesen Mangel verdecken und zwingen Herrn Ernſt, der sich offenbar selbst ihrer schämt, an einer Stelle zu erklären, daß er „für diese und ähnliche Witze“ — die er doch seinen Figuren in den Mund legte — jede Verantwortung ablehne. Er schrickt vor der abscheulichen Geschmacklosigkeit nicht zurück, Jesus Christus im Parlament eine halb deutschfreisinnige, halb Stadthagen'sche Rede in den Mund zu legen, die von Phrasenwerk und albernen Scherzen strotzt. Erfreulich ist an dem Buche nur, daß der Verfasser gern von unserem Timon d. J. geschaffene Canevas benutzt und selbst Wortspiele von ihm lächelnd übernimmt (so „Diobskuren“ für „Dioskuren“). — Wir haben dem Buche eine eingehende Würdigung angedeihen lassen, des Genres wegen, dessen Pflege wir wünschen. Herr Otto Ernſt (Schmidt) aber erscheint leider zu allem andern eher als zu solcher Pflege berufen.

Deutſches Theater und deutſche Schauſpielkunſt. Von Adolf L'Arronge. (Berlin, Concordia.) Eine seichte Schrift voll fader Theateranekdoten, wie sie etwa die Souffleurs von Provinzbühnen bei Saisonschluß gegen ein Trinkgeld zu vertheilen pflegten, in jammervollem Deutsch geschrieben, von kleinlichstem Komödiantengeist erfüllt, salbungsvoll und philiströs wie die Helden seiner Theaterstücke. Und doch hätte der Begründer und langjährige Leiter des Deutschen Theaters, das freilich mit Förster's Austritt seine Bedeutung vollständig einbüßte, aus seiner langen Praxis uns manches Interessante und Lehrreiche erzählen können. Statt dessen poltert er gegen die Gewerbefreiheit, die nach 1870 den äußeren Aufschwung des deutschen Theaterwesens bewirkte, und errichtet auf dem Piedestal der Meininger sich und seiner fragwürdigen Berliner Schöpfung ein groteskes Denkmal. Dabei schimpft er weidlich auf die „Provinz“, obwohl man in München, Hamburg, Dresden, Köln oft Aufführungen erleben kann, wie sie seinem Regietalente selten glücken wollten. Recht hat er nur darin, daß er meint, es gebe zu viele Theater und zu viele Schauspieler. Sonst ist seine Polemik gegen die Theaterfreiheit recht unglücklich, denn die Concurrenz auch auf diesem Gebiete hat manchen Aufschwung aus dem Schlendrian bewirkt. Das Publicum hat ebenso wenig Ursache als die Schauspieler, sich über die hohen Gagen zu beklagen, und L'Arronge selbst war stets bestrebt, seine Concurrenten zu überbieten. Daß er nicht als „ausgeplünderter“ Director sich zurückzog, sondern als vielfacher Millionär, macht seine Jeremiaden noch besonders lächerlich. Sympathisch wäre der Verfasser nur dort, wo er für die Interessen des Schauspielerstandes eintritt, aber wir trauen seinem Biedermeyerton nicht. Wie ganz anders ist doch der Leiter des Burgtheaters fast gleichzeitig für das Recht der Schauspieler eingetreten!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Rom.

Roman von

Emile Zola.

3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; in 2 Bände elegant gebunden M. 8.—.

„Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Sinnbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen ..." **(Neue Freie Presse Wien.)**

„... ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird ... „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat. **(The Athenaeum, London.)**

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. **(The Graphic, London.)**

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben. **(Mémorial de la librairie française, Paris.)**

Von **Emile Zola** sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; in 1 Band eleg. geb. M. 6.—
Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 5.—; eleg. geb. M. 8.—
Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; in 1 Band eleg. geb. M. 6.—
Nanas. Novelle. Preis geheftet M. 1.—; eleg. geb. M. 1.50.
Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; in 2 Bände eleg. geb. M. 8.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In **Carl Winter's Universitäts-buchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Friedrich Creuzer
und
Karoline von Günderode.
Briefe und Dichtungen.

Herausgegeben von **Erwin Rohde.**

gr. 8°. Brosch. 3 M. 50 Pf.
Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode — Gestalten aus einer alten leidvollen Geschichte. Die innere Natur und der äußere Verlauf ihrer Beziehungen sind erst durch die authentischen Aussagen und Mitteilungen, die hier auf Grund der kürzlich wiedergefundenen Briefe Creuzer's veröffentlicht werden, völlig deutlich.

Kleinere Schriften von **Kuno Fischer.** Erste Reihe. (1. Ueber die menschliche Freiheit, 2. Ueber den Witz, 3. Shakespeare und die Baron-Mythen, 4. Kritische Streifzüge wider die Unkritik.) 8°. Brosch. 8 M. In eleg. Halbleder geb. 10 M.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet .. Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Soeben erschien:

„Brennende Tagesfragen."

I.

Für oder wider das Duell?

Von

Arnold Fischer.

Preis 75 Pfg.

C. J. E. Volckmann, Verlag. Rostock.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Frage der Deportation. Von Carl Ed. Döhl. — Sir Walter Besant und der Volkspalast. Von Julius Werner. — **Literatur und Kunst.** Volkskunst und Bauernkunst. Von Hugo von Thaler. — **Feuilleton.** Kinderseele. Von Louis Couperus. — **Aus der Hauptstadt.** Die Schlacht bei Cannae. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die Frage der Deportation.

Von Carl Ed. Döhl.

Durch die im Jahre 1894 veröffentlichte Broschüre des Breslauer Professors Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern!", in welcher an Stelle der langzeitigen Freiheitsstrafen die Deportation unserer Sträflinge nach unseren Colonien empfohlen wurde, ist die Deportationsfrage auch in Deutschland in Fluß gekommen, und sie wird wohl nicht eher von der Tagesordnung verschwinden, als bis ein Versuch gewagt worden ist. Ein Fortschritt in der Behandlung der Frage ist insofern zu verzeichnen, als gegenwärtig nur noch ganz vereinzelt die Berechtigung der Deportation vom principiellen Standpunkte aus bestritten wird; man bekämpft das Project jetzt zumeist nur noch aus technischen Gründen. Bemerkenswerth ist ferner, das der geschäftsführende Ausschuß der „Holtzendorff-Stiftung" als Preisaufgabe für das Jahr 1896 „die Behandlung der Frage einer praktischen Verwendung der Transportationsstrafe unter den heutigen Verhältnissen" bei dem Gesammtvorstande in Vorschlag zu bringen beabsichtigt. Man wird in dieser Kundgebung wenigstens ein Anerkenntniß der Wichtigkeit dieser Frage für die Gegenwart erblicken können. Endlich hat sich der internationale V. Gefängnißcongreß zu Paris in der Generalversammlung vom 9. Juli 1895 mit erdrückender Majorität zu Gunsten der Deportation ausgesprochen, und in der Sitzung des Colonialrathes für das Deutsche Reich vom 28. October 1895 hat der Vorsitzende der Deutschen Colonialgesellschaft, der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin, die Frage mit Bezug auf unsere Colonien zur Discussion gestellt. Daß man sich in dieser Sitzung über die praktische Durchführung noch nicht zu einigen vermochte, wird einem Kenner dieser Frage nicht wunderbar erscheinen. Aber eben so wenig wird man mit dieser einmaligen Discussion im Colonialrath diese Frage als abgethan anzusehen vermögen. Zur Zeit stehen dem Projecte noch eine ganze Reihe respectabler Gegner gegenüber. Doch es ist besser, eine laute Gegnerschaft zu haben, als todtgeschwiegen zu werden. Neuerdings hat Bruck in einer sehr empfehlenswerthen Flugschrift: „Neu-Deutschland und seine Pioniere" (Breslau, Wilh. Koebner) die von den Gegnern an seinen Vorschlägen geübte Kritik auf ihren Werth geprüft. Wir unternehmen es im Folgenden seinen Vorschlag objectiv für sich reden zu lassen, ohne uns auf Bruck's zum Theil scharfe Polemik einzulassen.

Bruck geht mit Professor v. Liszt davon aus, daß die Aufgabe einer rationellen Criminalpolitik in der zielbewußten Durchführung des Zweckgedankens im Rechte bestehe. Danach wird die Strafe so eingerichtet werden müssen, daß sie der Gesellschaft wirklich Nutzen bringt und den Verbrecher nicht unnöthiger Weise quält. Dieser Erfolg läßt sich von den langzeitigen Freiheitsstrafen erfahrungsmäßig nicht erwarten. Denn nicht die Länge der Freiheitsentziehung wirkt abschreckend, sondern, wenn überhaupt etwas, einzig und allein der Modus des Strafvollzuges. Ein Jahr harte Arbeit, magere Kost und hartes Lager wirken abschreckender, als eine jahrelang andauernde Freiheitsentziehung bei einer Arbeitsleistung und Verpflegung, wie solche der freie Arbeiter vergeblich erstrebt. Man sollte auch diese nicht vermeidbaren Freiheitsstrafen mehr individualisiren, insbesondere sollte man neben der einfachen Gefängnißstrafe für solche Vergehen, welche auf Arbeitsscheu zurückzuführen sind, eine besondere Freiheitsstrafe setzen, welche dem Charakter dieser Delicte mehr entspricht, als die einfache Gefängnißstrafe, nämlich das Arbeitshaus. Aber auch diese Arbeitshausstrafe sollte in ihrer Höchstdauer ein Jahr nicht überschreiten. Wer trotz strenger Zucht und magerer Kost in einem Jahre nicht arbeiten gelernt hat, der wird auch, wenn er nach zwei oder drei Jahren entlassen wird, diese Fähigkeit nicht erworben haben. Nun leiden die langjährigen und entehrenden Freiheitsstrafen an dem unheilbaren Gebrechen, daß sie den aus der Strafhaft Entlassenen regelmäßig an seinem Fortkommen hindern. Mit der Verbüßung der Strafe müßte aber das begangene Verbrechen gesühnt sein. Wer aber, dem die thatsächlichen Verhältnisse bekannt sind, wollte leugnen, daß es einem aus dem Zuchthause Entlassenen in der Regel unmöglich ist, aus eigener Kraft ein ehrliches Leben zu beginnen?

Als ein anderer nicht genug gewürdigter Mangel langdauernder Freiheitsstrafen wird von Bruck die durch die Haft hervorgerufene Stumpfheit hervorgehoben. „Das ist der Fluch aller langzeitigen Freiheitsstrafen, was leider die Anhänger derselben übersehen, daß sie den Sträfling, für welchen eine Reihe von Jahren von Staatswegen gesorgt worden ist, der sich während dieser Zeit um Wohnung, Kleidung und Kost nicht zu kümmern brauchte, unfähig machen, sich aus eigener Kraft eine Existenz zu begründen. Durch die unnatürliche Beschränkung seiner persönlichen Freiheit hat der Strafgefangene aber nicht nur verlernt, auf eigenen Füßen zu stehen, er ist auch in der Regel durch die langdauernde Haft zu andauernder

Digitized by Google

Arbeit körperlich und geistig unbrauchbar geworden." Dafür schlägt nun Bruck vor, die Zuchthausstrafe gänzlich zu beseitigen und die Gefängnißstrafe auf die Dauer eines Jahres einzuschränken. Daß bei einer großen Zahl von Verbrechen die einjährige Gefängniß- resp. Arbeitshausstrafe nicht ausreicht, ist fraglos. Dafür soll nun die Deportationsstrafe in diesen Fällen ergänzend eintreten, wodurch dem Rechtsbewußtsein des Volkes in denjenigen Fällen, die eine schwerere Sühne heischen, jederzeit Rechnung getragen werden kann. Das setzt freilich voraus, daß nach Einführung der Deportation und Acceptirung der Freiheitsstrafe in einer Höchstdauer von einem Jahre die Richter bei Bemessung der Freiheitsstrafe erheblich niedrigere Sätze als bisher zur Anwendung bringen müßten. Bruck empfiehlt die Deportation nicht nur als Strafvollzugsmittel, sondern auch in der Art zu verwenden, daß der aus dem Zwangsdienst entlassene Sträfling verpflichtet ist, sich in einem bestimmten Gebiete der Colonie anzusiedeln. Sobald der Verurtheilte aus dem Depot auf das Schiff gebracht worden ist, beginnt bereits ein harter Dienst. Der Sträfling hat schon bei der Ueberfahrt alle Arbeiten des Schiffsdienstes (Verladung von Frachten ꝛc.) nach Kräften zu erfüllen. In der Strafcolonie angelangt, wird der Sträfling hauptsächlich als Ackerbauer auf einer der Straffarmen des Reiches beschäftigt. Doch kann er auch zu jeder anderen Arbeit, deren er fähig ist, angehalten werden. Jede Unbotmäßigkeit wird streng geahndet. In dieser harten Zucht bleibt der Sträfling so lange, als es die örtliche Colonialverwaltung für zweckmäßig erachtet. Selbstverständlich nicht über die richterlich erkannte Strafzeit hinaus. Auf Grund tadelloser Führung kann die Verwaltung die Arbeit mildern und die Kost des Sträflings verbessern, insbesondere kann nach Ablauf von drei Jahren — aber nicht eher — der Sträfling in einem eigens für Ansiedelungszwecke bestimmten und von der Straffarm räumlich gehörig getrennten Territorium seinen Wohnsitz angewiesen erhalten und sich daselbst eine selbstständige Existenz begründen. Ist der aus der Straffarm Entlassene ein Landwirth, oder hat er sich während seiner Strafzeit in der Farm landwirthschaftliche Kenntnisse erworben, so wird ihm Ackerland, eine Hütte, Saatgut und Ackergeräth gegen billigen Zins vom Zeitpunkte der möglichen Rentabilität zugewiesen. Der zu selbstständigem Betriebe Angesiedelte kann seine Familie nachkommen lassen, oder er kann sich für den Fall der Ledigkeit verheirathen. Das Eigenthum der zugewiesenen Parcellen verfällt aber zu Gunsten des Fiscus, wenn der Angewiesene durch unordentlichen Lebenswandel den landwirthschaftlichen Betrieb trotz wiederholter Verwarnung vernachlässigt. Er wird dann ebenso behandelt wie derjenige Sträfling, welchen die Verwaltung nach Verbüßung der Strafzeit zur selbstständigen Bewirthschaftung einer Ackerparcelle für ungeeignet erachtet. Dergleichen Entlassene werden versuchsweise entweder freien Ansiedlern oder solchen entlassenen Sträflingen, die sich als Ansiedler bereits längere Zeit bewährt haben, auf deren Antrag gegen Kost und Lohn zur Beschäftigung überwiesen.

Selbstverständlich können die Sträflinge zu allen öffentlichen Arbeiten herangezogen werden. An solchen wird es nie fehlen. Hierher gehören besonders Hafenanlagen und Wegebauten (Eisenbahnen), ferner Bauarbeiten, wie Unterkunftsräume für Sträflinge (Baracken), Magazine, Speicher, Hospitäler, Häuser für Beamte, Hütten für die zu entlassenden Sträflinge im Ansiedelungsgebiete, endlich Culturarbeiten zum Zwecke der Urbarmachung von Ländereien. Wenn der Entlassene kein Landwirth ist, so ist ihm zu gestatten, in dem für Entlassene bestimmten Ansiedelungsgebiete unter Gewährung einer Heimstätte und der nothwendigen Arbeitsmittel eine andere seinen Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit, z. B. ein Handwerk, eine Technik oder ein Handelsgewerbe, zu betreiben. Nach Ablauf einer billig zu bemessenden Zeit tritt auch für diese Kategorie die Pflicht zur Verzinsung resp. Zurückzahlung des aufgewendeten Capitals an die Verwaltung ein. Solchen Ansiedlern können auf ihr Ersuchen Sträflinge, welche dasselbe Handwerk oder Gewerbe gelernt und sich während der Strafzeit ordentlich geführt haben, schon vor Ablauf von drei Jahren zur Zwangsarbeit überwiesen werden. Für Kost und Kleidung hat der Arbeitgeber zu sorgen. An die Colonialverwaltung hat er außerdem einen vertragsmäßig festgestellten Lohn zu zahlen, der nur zu einem Bruchtheile dem Sträfling gut geschrieben und bei seiner Entlassung ausgezahlt wird. Der in dieser Weise beschäftigte Sträfling geht dieser milderen Form der Strafverbüßung verlustig, wenn er durch Trägheit oder durch sein Betragen hierzu Veranlassung giebt. Alsdann wird er wieder zur Zwangsarbeit in eine Straffarm versetzt. Gehört der Entlassene der Kategorie der Gebildeten an, so kann er sich in dem Ansiedelungsgebiete berufsmäßig beschäftigen, z. B. als Arzt oder Lehrer. Ehemalige Beamte können versuchsweise von der colonialen Verwaltung, z. B. im Schreiberei- und Rechnungswesen, angestellt werden. Gerade diese Kategorie Entlassener kann eine werthvolle Stütze des neu sich bildenden Gemeinwesens werden.

Bruck hält es für verfrüht, wollte man die Entlassenen sofort nach der Strafverbüßung unter das allgemeine bürgerliche Recht stellen. Bevor dies geschehen kann, müssen die Entlassenen erst eine längere Probe bestehen. Sie verbleiben daher noch unter der Disciplin einer zur Ueberwachung entlassener Deportirter eingesetzten Verwaltungsbehörde. Durch Begehung eines Verbrechens verwirkt der Entlassene seine ihm nur versuchsweise gewährte Freiheit. Er wird wieder nach der Straffarm befördert und muß nunmehr wiederum dort fünf Jahre als Sträfling arbeiten. Für besonders schwere Verbrecher und solche, die auf der Straffarm während der Verbüßung ihrer Strafzeit wieder schwere Verbrechen begangen haben, würde sich als verschärfte Deportationsstrafe Zwangsarbeit in den Bergwerken empfehlen. Hat sich der Entlassene zehn Jahre hindurch zur Zufriedenheit der Disciplinarbehörde geführt, so steht es ihm frei, sich überall im Colonialgebiet seßhaft zu machen. „Durch die Art und Weise des hier entwickelten Strafvollzuges soll in jedem Sträfling die Hoffnung auf eine allmälige Besserung seiner Lage erweckt werden. Hierin liegt für den Sträfling ein mächtiger Antrieb, sich moralisch zu heben, und dieser Trieb wirkt zugleich nutzbringend für das Gedeihen unseres Schutzgebietes."

Die nächste Frage ist die: wer soll deportirt werden? Voraussetzung für die Verhängung der Deportationsstrafe ist, daß die Gesundheitsverhältnisse des Verurtheilten eine genügende Gewähr für sein Fortkommen in dem überseeischen Colonialgebiet darbieten. Von vornherein werden deßhalb von der Deportation Greise und leidende Personen auszuschließen sein. Jugendliche Personen, die noch nicht das Alter der Strafmündigkeit erreicht haben, sind eo ipso ausgeschlossen. Die Deportation wird alle Diejenigen treffen, welche zu der großen Classe der sogenannten Gewohnheitsverbrecher gehören, und zwar auch die jugendlichen Gewohnheitsverbrecher zwischen dem 16. und 18. Lebensjahre nach richterlichem Ermessen. Vom sechzehnten Jahre ab braucht man wegen etwaiger nachtheiliger Folgen der Deportation nicht ängstlich zu sein. Gerade Personen im Alter von 16 bis 30 Jahren sind am geeignetsten für die Deportation, weil sie am acclimatisationsfähigsten und für ihren zukünftigen Beruf am bildungsfähigsten sind.

„Es ist nicht nöthig, daß die wiederholt Rückfälligen bereits zuchthauswürdige Verbrechen im Sinne unseres Strafgesetzbuches begangen haben, vielmehr werden auch diejenigen von der Maßregel betroffen, welche wegen Arbeitsscheu (Landstreicherei, Bettelei, Lohnhurerei) wiederholt im Arbeitshause detinirt waren, ferner diejenigen, welche aus Mangel an Subsistenzmitteln wiederholt Delicte gegen das Eigenthum (Diebstahl, Hehlerei, Erpressung, Betrug, Sachbeschädigung)

Digitized by Google

verübt, endlich solche, die durch Rohheitsvergehen wiederholt ihre Mitmenschen gefährdet oder geschädigt haben. Statt dieselben wiederum in's Gefängniß oder Arbeitshaus zu stecken und nach ihrer Entlassung zu warten, bis sie für's Zuchthaus reif geworden sind, ist es jedenfalls weiser, sie beim zweiten oder dritten Rückfalle nach den Strafcolonien zu deportiren."

Durch die von Bruck vorgeschlagene Ausdehnung der Deportation würde dieselbe zu einer segensreichen socialpolitischen Institution heranwachsen. Denn die Hauptquelle aller Verbrechen ist unbestritten die Noth, entstanden aus der Schwierigkeit unserer Erwerbsverhältnisse. Sie treibt alljährlich Hunderttausende unserer Stammesgenossen und nicht die schlechtesten, für die unser Vaterland zu eng ist, über's Meer, wo sie sich in der neuen Heimath mit der äußersten Anspannung aller ihrer Kräfte ein menschenwürdiges Dasein gründen. Die Unglücklichen aber, denen die Mittel fehlen, ihr unbarmherziges Geschick zu ändern, die bereits durch die Noth entkräftet, entmuthigt und demoralisirt sind, sie sind die Vorfrucht unserer Zuchthäuser. Die Noth ist die Hauptursache ihrer schlechten Erziehung und der sich daran knüpfenden moralischen Verkommenheit, welche schließlich zum Verbrechen führen muß. Können wir alle diese Elemente im Vaterlande nicht mit lohnender Arbeit versehen, so sollten wir wenigstens denjenigen, welche wegen Arbeitsscheu wiederholt im Arbeitshause detinirt waren, oder die durch Begehung von Eigenthumsdelicten bereits ihre Unfähigkeit, sich selbstständig zu erhalten, bewiesen haben, ferner denjenigen, welche wiederholt durch ihr excessives Verhalten die Culturgemeinschaft gestört haben und deßhalb dem Strafrichter verfallen sind, die Möglichkeit gewähren, ihre Kräfte in einer für ihr eigenes und das Wohl des Vaterlandes geeigneten Weise zu verwerthen.

Nach Koehne beträgt die Zahl der gewerbsmäßigen Bettler und Vagabunden im Deutschen Reich mindestens 100000, und nach der Criminalstatistik des Deutschen Reiches pro 1890 sind von den im Deutschen Reich wegen Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen verurtheilten 168107 Personen allein wegen Diebstahl und Unterschlagung 43172 vorbestraft gewesen. Das einzige Mittel wirksamer Abhülfe bietet hier die Deportation, mit anderen Worten: Der Staat muß diese Unglücklichen zwangsweise in eine solche Lage versetzen, in welche energischere Naturen sich noch aus eigener Kraft zu retten vermochten, bevor es zu spät war.

Für sogenannte „Unverbesserliche" hat Bruck lebenslängliche Deportation vorgeschlagen. Doch soll der Richter in jedem einzelnen Falle die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Maßregel unter Prüfung der Persönlichkeit des Delinquenten in Erwägung ziehen und dann nach freiem Ermessen entscheiden. Die zeitliche Deportation sollte diejenigen Affect- und Gelegenheitsverbrecher treffen, die schwere Verbrechen, z. B. Todtschlag, vorsätzliche schwere Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge, Brandstiftung aus Rache, Sittlichkeitsverbrechen unter erschwerenden Umständen, begangen haben. Hier muß der Richter durch Erkenntniß die Dauer der Deportationsstrafe feststellen. Dieselbe dürfte, nach Bruck's Vorschlag, 10 Jahre nicht übersteigen. Aber auch diese bloß zu zeitlicher Deportation Verurtheilten dürften nach Verbüßung ihrer Strafe nach Deutschland nur dann zurückkehren, wenn sie nachzuweisen vermögen, daß sie im Stande sind, sich resp. ihre Familien in der Heimat zu erhalten. Ob dies der Fall ist, hat der Gerichtshof des Deportationsortes zu bestimmen. Für den Fall, daß der Gerichtshof diesen Nachweis nicht für geführt erachtet, steht dem Abgewiesenen die Beschwerde an ein aus Mitgliedern des Colonialamts gebildetes Collegium zu.

Begeht ein in die Heimath Zurückgekehrter wieder ein deportationswürdiges Verbrechen, so wird er lebenslänglich deportirt. Indeß muß es auch den zu zeitlicher Deportationsstrafe Verurtheilten freistehen, unter denselben Bedingungen, wie den zu lebenslänglicher Deportation Verurtheilten, in dem für Entlassene bestimmten Ansiedelungsgebiete zu bleiben. Sie können alsdann daselbst entweder angesiedelt werden oder ein Handwerk oder Gewerbe betreiben, welches sie gelernt haben.

Mit Recht wird von dem Breslauer Rechtslehrer, der die Deportation als Strafmittel vorschlägt, der Nachweis einer hierzu geeigneten Colonie verlangt. Von vornherein ist klar, daß wir unsere Sträflinge nur nach solchen Ländern deportiren dürfen, in welche überhaupt eine deutsche Einwanderung möglich ist; denn unsere Sträflinge sind Deutsche, und deßhalb müssen, wenn es sich auch um Abschiebung von Verbrechern handelt, dieselben Bedingungen für deren körperliches Wohlbefinden vorhanden sein, wie solche für freie deutsche Einwanderer erforderlich wären. Die bisweilen sich findenden Aeußerungen in der politischen Presse, daß zur Deportation für Verbrecher auch ungesunde Landstriche verwendet werden könnten, entspringen einer oberflächlichen Betrachtungsweise. Ein derartiges Vorgehen fände im Zweck und Wesen der Strafe keine Rechtfertigung, es sei denn, der Gesetzgeber beabsichtigte durch die Wahl der Strafart die Gesundheit des Sträflings zu untergraben oder zu vernichten. Eine derartige Strafe wäre aber barbarisch und zweckwidrig; alsdann wäre die Todesstrafe vorzuziehen, weil sie schneller zum Ziele führt und dabei menschlicher ist.

Was nun unsere Colonialgebiete anlangt, so giebt es fast in jedem Gebiete Landschaften, die sich zur Besiedelung mit deutschen Colonisten eignen. Insbesondere sollen nach Dr. Peters allein in Deutsch-Ostafrika 4000 Quadrat-Meilen (zumeist Gebirge und Hochländer von 1200 Meter an) für Deutsche besiedelungsfähig, d. h. im Wesentlichen malariafrei und dabei feucht genug sein, um mit Erfolg landwirthschaftliche Culturen auszuführen. Gleichwohl will Bruck diese umfänglichen Territorien für die Deportation nicht in Betracht ziehen, weil die Untersuchungen zur Zeit noch nicht als abgeschlossen gelten können. Dagegen besitzen wir glücklicher Weise in Deutsch-Südwest-Afrika ein in jeder Beziehung zur Besiedelung mit Deutschen geeignetes Schutzgebiet. Bis vor Kurzem war sein Werth sehr unterschätzt worden. Erst durch die den Denkschriften über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1894/95 beigefügten Berichte der Herren Hindorf, Dove und Sander haben wir ein brauchbares Material für eine unbefangene Beurtheilung über den landwirthschaftlichen Werth und über die Besiedelungsfähigkeit des südwestafrikanischen Schutzgebietes mit Europäern erhalten. Die genannten Forscher treten auf Grund ihrer in den Jahren 1893/94 an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen sämmtlich für eine baldige, vorsichtige Besiedelung des Schutzgebietes mit deutschen Ansiedlern ein.

Es handelt sich nun um die weitere wichtige Frage, wie das Deutsche Reich dieses großartige Colonisationsgebiet verwerten soll. In dieser Hinsicht weichen die sachverständigen Berichterstatter erheblich von einander ab. Während Dove der Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas fast ausschließlich mit einer größeren Anzahl von Viehzüchtern und nur in verschwindend kleinem Maßstabe mit Ackerbauern das Wort redet, erkennt doch Hindorf an, daß, wenn auch Deutsch-Südwestafrika vor Allem ein Viehzuchtland sei, doch neben der Viehzucht und in der Regel in der Anlehnung an diese auch der Ackerbau und Pflanzungsbetrieb ein wichtiger Wirthschaftszweig für die Ansiedler in Deutsch-Südwestafrika sein wird. Zwar wird der Ausgangspunkt und die Hauptsache bei allem Landwirthschaftsbetrieb in Deutsch-Südwestafrika in der Regel die Viehzucht sein müssen, da die Vertheilung und die geringe Menge der Niederschläge der eigentlichen Bodencultur weniger günstig sind, als der Viehzucht; aber dennoch kann überall die Bodenbewirthschaftung in den Kreis der Thätigkeit der Ansiedler gezogen werden. Mit fortschreitender Entwickelung des Landes wird der Landbau mehr und mehr an Ausdehnung gewinnen und stellenweise selbst gegenüber der Viehzucht von überwiegender Bedeutung werden können, wie die Er-

Digitized by Google

fahrung in der Capcolonie und bis zu gewissem Grade selbst in unserem Schutzgebiete lehrt. Die Rentabilität unseres südwest-afrikanischen Schutzgebietes hängt in erster Linie von dem Vorhandensein billiger Transportmittel ab. Verkehrswege zu schaffen und die vorhandenen den modernen Ansprüchen anzupassen, sei unsere nächste Aufgabe. An eine Ausfuhr der Erzeugnisse der Landwirthschaft, die auf den unermeßlichen Flächen des Inneren gedeihen, ist zur Zeit nicht zu denken. Hierzu werden wir kräftigere Hebel ansetzen müssen, und der Bau von Eisenbahnen ist dann nach Hindorf das einzige richtige Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Unsere fernere Aufgabe wird sein, durch ausgedehnte Berieselungsanlagen die zur Zeit öde liegenden, für Feld- und Gartenculturen im großen Maßstabe geeigneten unermeßlichen Flächen nutzbar zu machen. Da aber die Kräfte des einzelnen Ansiedlers hierzu nicht ausreichen, so ist es Sache der Colonialregierung, die Lösung der Bewässerungsfrage, die zugleich eine Lebensfrage unseres ganzen Schutzgebietes ist, selbst in die Hand zu nehmen und durch Schaffung einheitlicher Berieselungssysteme ganze Landschaften culturfähig zu machen.

Woher soll, fragt Bruck, die Colonialregierung die Mittel nehmen, um die für die Erschließung des Landes wichtigen Verkehrsadern zu schaffen, woher die Mittel zur Anlage von Fangdämmen und Thalsperren? Unser Reichstag dürfte in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung schwerlich diese Mittel bewilligen. Bruck antwortet: es bedarf gar nicht der Bewilligung besonderer Mittel, denn wir besitzen die Pioniere zu Erschließung unseres werthvollsten Colonialgebietes. Sie sitzen daheim in unseren Strafanstalten und machen entweder der ehrlichen Arbeit Concurrenz oder man empfiehlt aus Mangel an Arbeitsgelegenheit Beschäftigung mit nutzlosen Arbeiten, z. B. Holzspalten, Wergzupfen, Steinetragen, und zwar mit Anstrengung aller Körperkräfte, damit die Haft als Strafe empfunden werde. Unsere Strafgefangenen essen das Brod unserer ehrlichen Bevölkerung, ohne dieser oder sich selbst zu nützen. Im Vaterlande vergeuden wir die Kräfte, während es in unseren Colonien an Händen fehlt. Durch die hier den deportationsfähigen Sträflingen gestellten großen Aufgaben wird der Kreis der Beschäftigung erheblich erweitert. Die Beschäftigung der Sträflinge in den Colonien wird einmal durch den zukünftigen Beruf des Sträflings als Ansiedler im Colonialgebiet, dann aber durch die allgemeinen colonialen Bedürfnisse bestimmt. Sache der Colonial-Regierung wird es sein, die Beschäftigung im Einzelnen zu regeln. Die deportirten Sträflinge sollten auch die zum Verkauf an Ansiedler bestimmten Parzellen für die zukünftige landwirthschaftliche Bestimmung vorbereiten, so durch Errichtung kleiner Lehmhäuschen in der Nähe der Wasserstelle, durch Umzäunung der Farm und andere nothwendige Einrichtungen. Dadurch würde den Ansiedlern bei ihrer Ankunft ungemein geholfen und ihnen ihr Wirken erheblich erleichtert, zugleich würden die Parzellen selbst im Werthe steigen und der dadurch erzielte Gewinn würde zur Verringerung der Colonialkosten erheblich beitragen. Außer der Verpflegung der Sträflinge, die dem Strafzweck entsprechend höchst einfach sein und durch die Erzeugnisse der Straffarmen völlig gedeckt werden kann, erhalten die Sträflinge keine pecuniäre Entschädigung für ihre im Strafdienst geleisteten Arbeiten. Die Straffarmen sollten ferner zugleich als Versuchsfarmen benutzt werden. Als solche könnten sie viel Gutes für das Emporblühen unseres Schutzgebietes stiften. „In diesen Farmen könnten mannigfache Versuche mit landwirthschaftlichen Betriebszweigen, die für den Einzelnen zu kostspielig sind, erzielt werden, z. B. die Einführung des Kaffee- und Tabakbaues oder die Cultur und Bearbeitung von Rosinen. Zugleich könnten die Straffarmen als Vermittelungsstellen wirken, welche den Ansiedlern den Bezug von Zugthieren sowie von Saat- und Pflanzenmaterial erleichtern und verbilligen." Bei solchem Entgegenkommen der Colonialregierung würde sich alsbald der Strom deutscher Auswanderer nach Deutsch-Südwestafrika ergießen.

Wenn aber die deportirten Sträflinge diese Pionierarbeiten geleistet haben, will Prof. Bruck ihnen eine Scholle in dem Lande gönnen, das sie haben urbar machen helfen, eine Scholle, auf welcher sie im Stande sind, sich ein Heim zu gründen. Die Deportationsstrafe bewirkt bei richtiger Einrichtung die Besserung, richtiger die Erziehung des Sträflings, weil sie ihm die Aussicht gewährt, daß er durch gute Führung während der Straf- und Uebergangszeit zu ökonomischer Selbstständigkeit und bürgerlicher Gleichstellung zu gelangen im Stande ist. Diese tröstliche Aussicht weckt die darniederliegenden sittlichen Antriebe selbst in einem gesunkenen Menschen. Sie ist überhaupt das einzige und ausschließliche Moment zur Besserung, welches auf den Sträfling zu wirken vermag, eine Wahrheit, welche in der Geschichte der englischen Strafcolonisation von Australien ihre glänzendste Bestätigung gefunden hat. „Die bei Weitem überwiegende Anzahl entlassener Sträflinge", sagt der verstorbene Holtzendorff, „war (in Neu-Süd-Wales) einem regelmäßigen und gesitteten Lebenserwerb wiedergewonnen worden durch die Aussicht auf Erwerb, die sich ihnen eröffnete nach ihrer Entlassung. Sie wurden gebessert, weil sie eine Gelegenheit fanden, die ihnen selbstständigen Unterhalt sicherte, und die sie aus besitzlosen Vagabunden zu kleinen Landeigenthümern emporhob. Selbst diejenigen, welche die ökonomische Triebfeder als Veranlassungsgrund einer sittlichen Besserung nicht gelten lassen wollten, mußten die politische Wahrheit anerkennen, daß in Neu-Süd-Wales das materielle Interesse des Menschen sich eben so wirksam erwies für das gesetzliche Verhalten nach der Entlassung, wie es wirksam gewesen war für die Entstehung des Verbrechens vor der Bestrafung." Es wäre unklug und unbillig, die entlassenen Sträflinge nach Verbüßung ihrer Strafe in der Colonie ohne Weiteres wieder nach Deutschland abzuschieben. Denn dort angelangt, müßten sie, ohne Mittel in den Händen und bei der Schwierigkeit der Erwerbsverhältnisse, die für den nach jahrelanger Abwesenheit Zurückgekehrten noch mehr gesteigert wird, und aus vielen bekannten, den Rückfall verursachenden Gründen von Neuem Verbrechen begehen. Die entlassenen Sträflinge verdienen aber, nachdem sie vorher durch eine harte Strafknechtschaft in der Colonie ihr Verbrechen gesühnt haben, eine menschenwürdige Behandlung. „Sie aufzurichten und der Gesellschaft als nützliche Glieder wiederzugewinnen, ist unsere heilige Pflicht. Wenn eine tief sittliche Empfindung den denkenden Menschen zwingt, selbst in dem Verbrecher noch den Menschen, unseren gefallenen Bruder, zu achten, um wie viel mehr verdient dann der Verbrecher nach Sühnung seiner Schuld unser Mitleid und unsere thatkräftige Hülfe. Für solche Unglückliche muß die Welt Raum bieten, ja wir müßten, wenn unser Vaterland selbst keine zur Deportation geeigneten Colonien besäße, sei es durch Kauf, sei es durch Eroberung, uns ein ausreichendes Terrain in noch uncultivirten Gebieten des Auslandes zu beschaffen suchen." Nun aber ist das Reich in der Lage, ohne große Opfer unseren hülfsbedürftigen, entlassenen Sträflingen, die sich während ihrer Strafzeit zu brauchbaren Ackerwirthen ausgebildet haben, in Deutsch-Südwestafrika ein Stück Erde, auf welchem sie zu ihrem und zum Wohle des Vaterlandes ein neues ehrliches Leben zu beginnen vermögen, zu überlassen.

Wenn nun auch Bruck empfiehlt, an Stelle der Zuchthausstrafe die Deportationsstrafe zu setzen, so dachte er nicht daran, sämmtliche Zuchthäuser an einem Tage abzuschaffen und deren Insassen auf einmal nach unseren Colonien abzuschieben. Dies ist schon deßhalb unmöglich, weil zur Aufnahme einer so großen Anzahl von Verbrechern in unseren Colonien alle Vorbereitungen fehlen, und weil zur Zeit durch die Art des Strafvollzuges in der That eine sehr große Anzahl von Zuchthaussträflingen körperlich bereits so geschwächt

Digitized by Google

worden ist, daß sie nicht mehr als deportationsfähig angesehen werden können. Er stellt sich die Leerung der Zuchthäuser nur sehr allmälig vor; die Zuchthäuser sollen in erster Linie keinen Zuwachs durch jugendliche Personen im Alter von 18 bis 30 Jahren erhalten, weil diese, wie oben erörtert worden ist, das brauchbarste Material für die Deportation sind. Wenn nicht Mißerfolge unausbleiblich sein sollen, so müßte vorerst eine nicht zu große Zahl körperlich gesunder Verbrecher nach Deutsch-Südwestafrika deportirt werden. Diese hätten an verschiedenen Orten des Schutzgebiets durch Anlage von Reichs-Straffarmen erst die Lebensbedingungen für eine größere Anzahl deportationsreifer Sträflinge zu schaffen. Alsdann mögen verhältnißmäßige Nachschübe stattfinden. Die Neuankommenden werden zum Zwecke ihrer Strafverbüßung je nach Bedürfniß auf die verschiedenen Straffarmen vertheilt. Auf diese Weise würden die nicht mehr deportationsfähigen alten und schwachen Zuchthausinsassen nach und nach aussterben und unsere inländischen Zuchthäuser würden, da neues Material nicht zuwächst, schließlich eingehen.

Das Gelingen des geplanten Unternehmens hängt, wie auch Prof. Bruck zugeben muß, von verschiedenen Umständen ab. Sowohl der Ort als auch das Beamtenpersonal und ferner die Deportirten müssen für den Colonisationszweck geeignet und deßhalb sehr sorgfältig ausgesucht sein, insbesondere dürfen nur gewiegte Fachleute mit der Wahl der zur Anlage von Straffarmen geeigneten Orte beauftragt und ebenso nur Fachleute mit der Anlage von Pflanzungen bestimmter Art betraut werden. Ein etwaiger Mißerfolg des Unternehmens würde nicht die Undurchführbarkeit der Deportation, wohl aber die fehlerhafte Durchführung derselben in einem bestimmten Falle beweisen.

Die Deportirten könnten den mittellosen Einwanderern bei der Erbauung ihrer Hütten behülflich sein; es könnten ihnen aus den Straffarmen des Reiches Saatgut und Ackergeräth und einige Stücke Vieh gegen eine billig zu bemessende Vergütung vom Beginne der Rentabilität des Unternehmens an zugewiesen werden. „Alsdann werden die Söhne unserer deutschen Bauern, die auf der väterlichen Scholle überflüssig sind und keine Mittel besitzen, um sich im alten Vaterlande anzukaufen, nicht mehr das städtische Fabrikproletariat zu vergrößern brauchen, sondern sie werden sich in ihrem neuen deutschen Vaterlande auf jungfräulichem und schuldenfreiem Boden als selbstständige Wirthe niederlassen und eine Familie begründen können. Und mit dem Gedeihen der Ackerbau-Colonie werden dort zugleich unsere deutschen Handwerker, die durch den modernen Fabrikbetrieb und durch die Großindustrie zu unzufriedenen, weil hoffnungslosen Proletariern herabgesunken sind, Beschäftigung und Nahrung finden. Auch sie werden bald in der Lage sein, eine eigene Heimstätte zu begründen, und damit des Segens eines sorgenlosen Familienlebens theilhaft zu werden. Aus stumpfsinnigen und vaterlandslosen Proletariern werden arbeitsfreudige, glückliche Menschen mit patriotischer Gesinnung werden."

Mit dem reichlichen Zuzug von Landsleuten werden auch bald im neuen Vaterlande größere städtische Gemeinwesen entstehen, in denen mit dem Anwachsen des Wohlstandes ihrer ansässigen Bevölkerung auch höhere Berufsgattungen lohnende Beschäftigung finden werden. Aerzte, Lehrer, Techniker, Gewerbetreibende aller Art, die in Folge der durch die Uebervölkerung in der Heimath hervorgerufenen Concurrenz in Noth gerathen und aus Verzweiflung Socialdemokraten geworden sind, sie werden im neuen Vaterlande mit ihren Familien gleichfalls ihr Auskommen haben. In solcher Weise ließe sich, wie Prof. Bruck immer wieder hervorhebt, die sociale Frage auf friedlichem Wege lösen.

Sir Walter Besant und der Volkspalast.

Von Julius Werner.*)

Der sociale Novellist Walter Besant, der mit seinen Zeitromanen auf seine englischen Volksgenossen einen hervorragenden Einfluß ausübt, wurde am Geburtstag der Königin im vorigen Jahre zum Ritter (Knight) ernannt. Er führt also gleich Walter Scott, dem Altmeister des historischen Romans, den Titel Sir, welcher immer in Verbindung mit dem Vornamen genannt wird. Und zu diesem neuen Sir Walter kann man den Engländern nur gratuliren. Eine eigenartige Erscheinung dieser Walter Besant! Er ist in hohem Grade romantisch veranlagt, dabei ein moderner Geist durch und durch. Er schöpft seine Stoffe nicht aus dem goldenen Born der mittelalterlichen Romantik; er greift vielmehr hinein in's volle Menschenleben unserer Tage. Er führt uns nicht in die Jagdgründe, wo das Hifthorn oder die Glocke des Eremiten ertönt; er läßt uns im Geiste nicht mit den Kreuzfahrern über's Meer ziehen oder an fröhlichen Ritterturnieren theilnehmen. Nein, er führt uns in die Hintergassen von London; wir hören die schrille Dampfpfeife ertönen; wir sehen die Fabrikschlote rauchen; wir blicken auch in die Salons der Reichen, die in Picadilly und in der Park lane — den Glanzpartieen des Westendes — wohnen, und hier werden wir Augenzeugen von den verzweifelten Kämpfen, welche die Angehörigen der untersten Volksclassen, Arbeitslose und ausgebeutete Arbeiterinnen wider verschuldete und unverschuldete Noth führen. Das Problem seiner besten Romane ist das der Gegenwart und der Zukunft: das sociale. Auch er hat seine Ritter; aber nicht ziehen sie in Eisenrüstung aus, um in der Felsenhöhle den Drachen zu tödten, sondern es sind edle Menschen, welche beseelt von christlich-socialem Pflichtbewußtsein das Ungeheuer der Ausbeutung und Unsittlichkeit bezwingen und ein Zeitalter wahrer Brüderlichkeit und echter Humanität anbahnen. Das klingt Manchem wohl erst recht romantisch; vielleicht gar utopistisch? Allein Walter Besant baut keine Luftschlösser, sondern er hat mit seinem besten Roman: All sorts and conditions of men einen wirklichen „Volkspalast" gebaut, der in London E. Mile End Road 339 steht.

In England, wo man sich die öffentliche Meinung nicht durch eine schlechte Presse „machen" läßt, weiß man den Werth eines guten Zeitromanes zu würdigen. Ein solcher ist dann auch immer ein Zeitereigniß und regt die Zeitgenossen nicht nur zur Bewunderung, sondern auch zur schöpferischen That an. Das gilt besonders von Besant's genanntem Roman.**)

Auf die novellistische Einkleidung der Ideen, die — namentlich für uns Deutsche — recht abenteuerliche Fabel des Stückes, den künstlerisch großartigen Aufbau des Ganzen und die dramatische Wirkungsfähigkeit einzelner Situationen, sowie auf die psychologisch feingeistige Auffassung der Hauptfiguren gehe ich nicht ein. Es kommt mir vielmehr darauf an, zu zeigen, welches Problem den Verfasser beschäftigt und welche Ideen er zur öffentlichen Geltung bringen will.

Walter Besant kämpft für die wirthschaftliche und geistige Hebung des vierten Standes. Aber die Erfüllung der berechtigten Arbeiterforderungen erwartet er weder von todten Ge-

*) Der Verfasser hat vornehmlich für socialreformerische Zwecke eine Reise nach England unternommen, die er in seinen bei Paul Baumann in Dessau gesammelt erscheinenden Reisebriefen: „Aus dem Lande der Gegensätze" beschreibt. Wir empfehlen diese vom edelsten Geist erfüllte Schrift, welche u. A. die vielfach vorbildlichen socialen Bestrebungen, die Heilsarmee, die Anarchisten in England behandelt. Die Red.

**) Sehr viel Aehnlichkeit mit diesem Roman hat ein anderes Buch von Besant „The Children of Gibeon". Man möchte sagen, der Verfasser hat in diesem Roman sein Hauptwerk selber copirt; denn „The Children of Gibeon" sind in Bezug auf den Ideengehalt nur eine Variation des in „All sorts" behandelten Problems.

Digitized by Google

setzen, wie die Parlamentarier, noch von äußerem Systemwechsel wie die Socialdemokratie, sondern von besseren Menschen. Bessere Menschen machen bessere Zustände; der socialen Reform muß die persönliche Selbstreform vorausgehen („no reform without repent"). Walter Besant will die Durchdringung aller Verhältnisse mit dem Geist des praktischen Christenthums. Er fordert christliche Sittlichkeit und verhält sich gleichgiltig gegenüber der christlichen Religiosität. Er nimmt eine Seite des Christenthums, die Philanthropie, für das ganze Christenthum. Sowohl in dem Roman „All sorts and conditions of men" als in den „Children of Gibeon" wird die Lösung des socialen Problems dadurch erfolgreich eingeleitet, daß der Adoptivsohn eines Lord, beziehungsweise die eigene Tochter einer reichen Lady in's niedere Volk hineingehen, durch Arbeit und Vorbild erzieherisch einwirken. In diesem Zuge liegt ein Protest gegen ein gewisses Drohnenchristenthum, welches in ästhetischen Gefühlen schwelgt, vielleicht zur Abwechselung auch einen Wohlthätigkeitsbazar veranstaltet oder sich sonstwie zu Gunsten der Armen die eigene tödtliche Langweile vertreibt. Aber auch gegen den Mißbrauch der heutigen Bildung wendet sich unser Schriftsteller. Man betrachtet in weiten Kreisen die Berufs-, Geistes- und Gesellschaftsbildung als ein Mittel zu Carrière oder Plaisir. Da zeigt uns nun Besant, und die Art, wie er's thut, ist überaus anziehend, daß auch die Bildung mit einer Verpflichtung gegen unsere Brüder und Schwestern im Volke verbunden ist. Es sei der höchste Ruhm eines wahrhaft Gebildeten, nicht durch sein Wissen und Können sich hochmüthig über Andere zu erheben, sondern mit seinen Gaben und Fähigkeiten dem Niederstehenden zu dienen, ihn aus dem Irrthum und selbstmörderischen Mißtrauen zum Licht der Wahrheit emporzuziehen. Wie manches nutzlose, langweilige, unbefriedigte Mädchenleben wird durch eine solche Thätigkeit im Dienste an unseren Nächsten Inhalt, Werth und Reiz gewinnen! Besant hat eine besonders hohe Meinung von dem, was begeisterte, willensstarke Frauen zur Beseitigung der socialen Uebel thun können. So glaubt er z. B., daß die öffentliche Sittlichkeit nur durch freiwillige Frauenthätigkeit bekämpft werden könne. Wenn die christlichen Hausfrauen sich auch um die unglücklichen Opfer ihres Geschlechtes auf der Straße bekümmern würden und den Herren ihrer Gesellschaft ihr offenes Mißfallen gegenüber gewissen Lebensgewohnheiten nicht verhehlen wollten, dann, meint er, würde eine Macht geschaffen, die mehr erreicht und mehr gefürchtet ist, als draconische Gesetze und eine mit Revolvern ausgerüstete Polizei.

Die Helden der Besant'schen Romane haben einen schweren Kampf zu führen, sowohl gegen Vorurtheile ihres eigenen Standes, als gegen das schier unüberwindliche Mißtrauen Derer, denen sie helfen wollen. Im Roman gelingt der Kampf durch sociale Sympathie und Menschenliebe. Indem die Angehörigen der gebildeten Stände das Band der Gemeinsamkeit mit den untersten Volksschichten knüpfen, verlieren sie nichts an ihrer überlegenen Stellung. Wenn sich Bildung mit Arbeit verbindet, wird erstere nicht entweiht. Wenn wir uns als Mensch dem Menschen, auch dem Geringsten, nähern, wird unser Leben nur an Reiz gewinnen. Niemand ist uninteressant; jeder Mensch, mit dem wir Sympathie fühlen, an dessen Schicksalen wir Interesse gewinnen, wird uns interessant. Die wahre Hülfe, welche wir den Leuten zu bringen haben, besteht darin, ihnen zu helfen, daß sie sich selber helfen können. Walter Besant ist ein eifriger Verfechter des englischen Grundsatzes: help the men to help themselves! Also keine Wohlthaten, um die Unterstützungsbedürftigen und Ungebildeten in dauernder Abhängigkeit zu erhalten! Alle Erziehung, auch die Volkserziehung muß den Weg zur sittlich und wirthschaftlich freien Selbstständigkeit einschlagen. Dazu ist aber nöthig, daß ein jeder Hülfsbedürftige seine wahren Bedürfnisse und die ihm möglichen Mittel zu ihrer Befriedigung auch wirklich kennt. Wer also dem Volke wirklich helfen will, muß ihm die wahren Ursachen seiner Nothstände und die Quelle zur Besserung zeigen. Das thun aber die politischen Volksredner meistens nicht: am allerwenigsten die socialdemokratischen Berufsagitatoren. Besant wirft ihnen vor, daß sie vor Allem es unterlassen, zu zeigen, wie auch eigenes Verschulden, nicht bloß „das herrschende System", die Nothstände verursacht. Auch ohne Systemwechsel und ehe er eintritt, kann jeder Mensch durch praktisches Denken und sittliche Besserung sich viele wirthschaftliche Vortheile und höhere Lebensfreuden verschaffen. Wie jedem Menschen nur dann geholfen werden kann, wenn er sich selber zu helfen entschlossen ist, so muß auch das Volk, die Arbeiterwelt, sich selber helfen. Die dem Volke geleistete „Hülfe zur Selbsthülfe" wird sich belohnen. Viele fürchten, daß ein emancipirtes Volk die oberen Schichten zertrümmern wird. Ja, das wird geschehen, wenn die Emancipation sich auf falsche Weise vollzieht. Der vierte Stand wird sich durchkämpfen, der Strom der Emancipation ist durch keine Macht der Welt dauernd aufzuhalten. Das Problem ist nur, ihn in rechten Bahnen zu erhalten. Und das geschieht in Wort und Beispiel durch die Erziehung zu einem sittlichen Lebenszweck. Wenn die Oberen herabsteigen, um die Niederen zu heben; dann werden die Letzteren nicht die dämonische Lust haben, die Oberen herunterzuziehen. Kann man ja einen moralisch auf gleichem Boden Stehenden auch gar nicht herabzerren!

Der rechte Volksführer und Volksfreund, wie ihn Besant schildert, ist ein Mann, der eine warme Liebe zu denen hat, denen er helfen will; sodann muß er Glauben an die Zukunft haben, der ja auch einen wesentlichen Bestandtheil des Christenthums bildet; er muß die wahren Bedürfnisse des Volkes selber kennen und das Volk, welches sie meist nicht kennt, darüber aufklären; er muß die feste Ueberzeugung hegen und in Anderen wecken, daß in jedem Menschenleben und Berufsstand viele Leiden sind, die an sich nicht zu sein brauchten. Von der Politik darf er nicht viel erwarten. Die Politik ist ein Lügensystem von falschen Beschuldigungen und Versprechungen: die ungerechten Anklagen verbittern und die unausführbaren Verheißungen täuschen. Man hält zu alledem die künstliche Erregung schon für das Recht; darin aber liegt eine große Gefahr.

Um nun die Menschen über ihre wahren Bedürfnisse zu belehren, empfiehlt Besant zunächst die Predigt der Unzufriedenheit. Diese Predigt ist durch die socialdemokratischen Hetzapostel in Verruf gekommen. Besant's Meinung ist, daß ein Mensch, so lange er sich in Schmutz, Unrath und gemeinen Vergnügungen zufrieden und wohl fühlt, für eine Besserung seines Lebens nicht zu gewinnen sei. In diesem Sinne verkündet er in „All sorts" die Unzufriedenheit als Culturhebel, als Weg zur Civilisation. So läßt er die Heldin des Buches sagen: „Without discontent nothing can be done. I work upon them by showing pratically and by way of example, bether things." Die Weckung von Unzufriedenheit mit dem Schlechten und das Verlangen nach etwas Höherem und Besserem muß begleitet werden von dem Kampfe gegen die Unwissenheit. Denn sie ist die Ursünde. Die praktische Besserung ihrer Lebenslage werden sich die männlichen und weiblichen Arbeiter auf Grund von festen Organisationen erringen. Die sociale Hülfe ruht also zuletzt darin, daß man die rechte Anleitung zu gesunden, machtvollen Arbeitervereinigungen bietet. Die Arbeiterorganisation ist das siegreiche Mittel der Selbsthülfe. Die gutgeleiteten Organisationen werden die einzelnen Arbeiter und Arbeiterinnen, die in ihrer Isolirtheit ohnmächtig sind, vor Uebervortheilung schützen und der materiellen Arbeit einen größeren, gerechten Antheil an den nationalen Wirthschaftsgütern und Bildungsschätzen sichern. Als praktisches Ziel der Reformbestrebungen ergiebt sich für den vierten Stand: Arbeit, die das Leben

Digitized by Google

ausfüllt, ohne es zu verkümmern, gesunde Wohnung, edles Vergnügen und zur höheren Beglückung des glücklichen Lebens: Pflege der Religion.

In dieser Stellung, welche Besant der Religion anweist, liegt die Schwäche seiner socialen Weltanschauung. Besant verwirft ja nicht die Religion, auch nicht die Bibel. Er meint einmal, auch wenn sonst ein Engländer allen Glauben, mit Ausnahme natürlich desjenigen an seine eigene Unfehlbarkeit, verloren habe, so blieben ihm doch immer noch einige Kernsprüche der Bibel, auf die er in kritischen Lebenslagen zurückgriffe.

Vieles, was für den Einzelmenschen ganz selbstverständlich klingt, muß doch, wenn es auf's Volksleben angewandt werden soll, mit ganz besonderem Nachdruck ausgesprochen werden. Dahin gehört auch der Satz, daß man sich eine schlechte Gewohnheit nur dadurch dauernd abgewöhnt, daß man sich an deren Stelle eine gute Gewohnheit angewöhnt. Die schlechten Vergnügungen, welche für weite Volkskreise zum finanziellen und moralischen Verderben führen, kann man nur dadurch wirksam bekämpfen, daß man dem Erholungs- und Vergnügungsbedürfniß zu einer edlen Befriedigung verhilft. Von diesem Standpunkt aus betont der Roman „All sorts“ mit außerordentlichem Nachdruck die Reform der Vergnügungen. Um nun den Ostendbewohnern nach ihrer harten Tages- und Wochenarbeit am Feierabend und am Sonntag ein gehaltvolles und bildungsförderliches Vergnügen zu gewähren, erbaut die reiche Erbin, die Hauptfigur des Romans, einen „Vergnügungspalast“, den „Palace of delight“. Da soll die Bildung ihren Bund mit der Arbeit schließen. Dieser Vergnügungspalast soll die Sonnenstrahlen der Freude in die finsteren Arbeitsstuben und in das freudlose Alltagsleben der Ostendbevölkerung hineintragen. Da sollen Sammlungen von Gemälden den Sinn für Geschmack und Kunst wecken; große Concerte sollen die Freude an guter Musik, welche auch die verhärtetsten Gemüther umstimmen kann, fördern; eine auserwählte Bibliothek soll für geistige, eine Turnhalle für körperliche Bildung sorgen; der junge Arbeiter soll dort seine technische, das junge Mädchen seine häusliche Ausbildung empfangen. In Tanzkränzchen soll die Tanzlust des Volkes in wohlanständiger Weise zur Tanzkunst ausgebildet werden. Erfrischungshallen sorgen für die leibliche Stärkung. Alle die von der weiblichen und männlichen Arbeiterbevölkerung geschaffenen Vereinigungen zur wirthschaftlichen und geistigen Selbsthülfe sollen hier ihren Sammelpunkt haben. Auch werden Vorträge gehalten, aber nur nicht von politischen Berufsrednern, mögen sie zu einer Partei gehören, welcher sie wollen. Und wenn dieser „palace of delight“ sich erheben wird, dann wird ein geistiger Sonnenaufgang im Ostend stattfinden und das Volk wird sich aus der Nacht und Noth zum Licht und zur Freude eines menschenwürdigen Daseins erheben. So weit der Roman.

Als Besant, so erzählt er in der Vorrede, das Manuscript von „All sorts“ seinen Freunden zu lesen gab, meinten sie, der Roman enthalte eine „unmögliche Geschichte“. Denn die Forderungen an die Gebildeten und Reichen, Opfer für die ärmeren Volksclassen zu bringen und die Hoffnung, daß die verbitterten unteren Hunderttausende durch edles Beispiel und gute Bildungseinflüsse noch könnten gehoben werden, gehörten doch in's Reich der Unmöglichkeit. Um nun die Leser nicht zu täuschen, fügte Walter Besant dem Titel „All sorts and conditions of men“ noch hinzu: „an impossible story“. Aber Mr. Besant — denn Sir Walter war er noch nicht, als 1882 der Roman erschien — kannte seine Engländer. Er sagte sich, daß die Bezeichnung „eine unmögliche Geschichte“ seine energischen Landsleute eher anfeuert als abschreckt. Und so war's auch.

Der Roman erregte gewaltiges Aufsehen. Gar bald war sich die Oeffentlichkeit darüber klar, daß im Ostend der vom Schriftsteller gemalte Vergnügungspalast aus Stein erbaut werden müsse. Die öffentlichen Sammlungen begannen. Eine Tapezirerinnung stellte ein ihr vermachtes Vermögen von 400000 Mark als Grundcapital zur Verfügung und bald waren die Millionen zur Begründung des „Volkspalastes“, denn so sollte die neue großartige Schöpfung genannt werden, zusammen. Fünf Jahre nach Erscheinen des Romans wurde an einem Maitag, der auch ein geistiger Frühlingstag für's Ostend werden sollte, der Palast eröffnet. Die Königin kam selber mit ihrem Hofstaat und mit ihr Viele aus dem Westend, welche das Ostend nur vom Hörensagen kannten. Der Bischof von London sprach das Eröffnungsgebet; so bildete die Religion, die Besant sich als Letztes gedacht, bei der Feier das Erste. Und mit dieser Aeußerlichkeit ist schon die Correctur bezeichnet, welche die Wirklichkeit am Roman vollzogen. Der gefeierte Autor von „All sorts“ erhielt seinen Ehrenplatz zur Rechten der Königin, aber noch nicht die Ritterwürde. Diese erhielt er, wie Eingangs bemerkt, erst im vorigen Jahre.

Was ist und was bezweckt nun der Volkspalast?

Während sein romantisches Modell vorwiegend dem edlen Vergnügen dient, liegt der Schwerpunkt der im Volkspalast vereinigten Bestrebungen in der technischen und praktischen Ausbildung, in der moralischen Erziehung; und das öffentliche Vergnügen, obwohl auch ihm eine nicht geringe Bedeutung beigelegt ist, dient aber im Vergleich zu den Gesammtbestrebungen doch nur als Arabeske. Auch hat die im Roman vertretene Forderung, daß Alles, was für's Volk geschehen solle, durch das Volk geschehen soll, seine naturnothwendige Ermäßigung erfahren. Wohl sind im Verwaltungsausschuß und namentlich in den Vorständen der einzelnen Abtheilungen Männer aus dem Arbeiter- und Handwerkerstande, allein daneben zeigt die Vorstandsliste auch Vertreter des Adels, der akademischen Bildung und der Kirche. Thatsächlich können auch nur in einem solchen Zusammenwirken der verschiedenen Stände die Interessen des Volksganzen ihre harmonische Förderung erfahren. Die, welche für das tägliche Brod arbeiten, bedürfen der Hülfe derer, die das Brod des Geistes darreichen.

Umgeben ist der monumentale Bau von gartenähnlichen Anlagen, die besonders an schulfreien Nachmittagen den kleinen Ostendkindern als Spiel- und Tummelplatz dienen. In Nebengebäuden, wie im Centralgebäude sind die Werkstätten, Classenzimmer und Laboratorien für die technischen Tages- und Abendschulen. Neben den Haushaltungs- und Fortbildungsschulen blühen besonders die Clubs für gymnastische Uebung; eine große Turnhalle ist mit allen hierher gehörigen Utensilien ausgestattet. Zwei große Riesenbassins laden zum Baden und Schwimmen ein; für einen Penny kann man auch ein Zellenbad benutzen. Ein wohlgepflegter Wintergarten öffnet unentgeltlich seine Pforten. Aber nicht nur die nützlichen, auch die schönen Künste haben im Volkspalast ihr Heim aufgeschlagen. Da ist die sogenannte „Kunstschule“ („People's palace art school“); es ist ein geräumiger Lichtsaal, in welchem die Gypsmodelle classischer Büsten und Statuen, sowie die Originalgemälde englischer Meister aufgestellt sind. In jedem Semester tritt ein theilweiser oder völliger Wechsel der Kunstgegenstände ein. Die Oelbilder, Aquarelle und Pastellmalereien werden meistens leihweise von den Besitzern überlassen. In dieser „Art school“ wird Kunstgeschichte gelehrt und praktischer Anschauungsunterricht ertheilt; außerdem ist gegen einen Beitrag von fünf Mark pro Cursus der Besuch der art school zum Copiemalen zwei Mal an je drei Nachmittagsstunden in der Woche gestattet. In der That ein überraschender Anblick, hier mitten im Ostend Damen und Herren aus dem Mittel- und Arbeiterstande mit Pinsel und Meißel künstlerisch beschäftigt zu sehen!

Das Centrum des Gebäudes bildet ein mit weiter Kuppel gekrönter Rundsaal, welcher die 80000 Bände um-

Digitized by Google

fassende Bibliothek und ein ganz im Stile großstädtischer Lesehallen ausgerüstetes Lesezimmer mit den gelesensten fachmännischen, politischen und kirchlichen Tageblättern und Zeitschriften enthält.

Um mich nicht in Einzelnes zu verlieren, möchte ich nur noch auf eine Einrichtung hinweisen, welcher der Volkspalast seine besondere Fürsorge widmet: es sind die dramatischen Aufführungen, meist von Vereinen und Dilettanten, doch nicht ausschließlich von diesen, veranstaltet, und die großen Volksconcerte. Die letzteren finden in der Regel jeden Sonnabend Abend um acht Uhr in dem großen Hauptsaal der sogenannten „Quen's Hall“ statt. Dieser Saal ist in seiner Ausstattung einfach und stilvoll gehalten; er umfaßt Sitzplätze für 5000 Personen und hat eine ganz vorzügliche Akustik, wie denn überhaupt die Engländer die Einzigen zu sein scheinen, welche die Gesetze der Schallwirkungen praktisch studirt haben. Der Saal enthält auch eine große Orgel, die in England selten in öffentlichen Sälen fehlt; selbst die Rathhaussäle haben meist eine Orgel. Die Orgelconcerte, welche am Sonntag Morgen gegeben werden, sind frei, während für die sogenannten „Volksconcerte“ am Samstag Abend ein Eintrittsgeld von 25 Pfennig (3 pence) erhoben wird. Was hier von anerkannten Künstlern oder gutgeschulten Vereinen an Gesang und Orchestermusik geboten wird, verdient die höchste Anerkennung. Mir gehören diese Concerte im Volkspalast zu den erhabensten Erinnerungen meiner englischen Reisen.

Dem Eifer, mit dem das Beste geboten wird, entspricht der enthusiastische Beifall, mit dem es aufgenommen wird. Die ungeschminkte Theilnahme, welche dieses nach Tausenden zählende Volkspalastauditorium der classischen Musik entgegenbringt, beweist wieder einmal recht schlagend, daß in den Niederungen des Volkes auch Idealismus vorhanden ist; er muß nur geweckt und gepflegt werden. Das Letztere ist oft keine leichte Arbeit; aber wenn die Vorurtheile überwunden und der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne geweckt ist, dann erweist er sich auch verhältnißmäßig stärker und wahrer als bei manchen dem Geldadel angehörigen Kunstmäcenen. Der „Volkspalast“ ist ein verheißungsvolles Monument an dem Wege, der zu socialem Glück und Frieden führen kann.

Literatur und Kunst.

Volkskunst und Bauernkunst.

Von Hugo von Thaler.

Unsere Kunst ist wenig populär, wirkliches Kunstverständniß bei uns sehr selten — auch bei den sogenannten gebildeten Ständen. Die Freude an künstlerischen Erzeugnissen wird nur dann echt sein und zu einer wahren Kunstbildung führen, wenn sich die Kunst selbst an gewisse volksthümliche Ideen und Anschauungen anlehnt, die der Volksseele ihrem gesammten Inhalt nach nicht fremd, sondern von ihr selbst erst erzeugt worden sind. Dies ist aber nicht der Fall und darum ist Popularität ausgeblieben, trotzdem Männer der Praxis und der Wissenschaft ihr Bestes gethan haben, trotzdem der Mangel einer volksthümlichen Kunst immer wieder betont wurde, so neulich wieder von dem den Lesern der „Gegenwart“ wohlbekannten Kunsthistoriker Robert Mielke in seiner beherzigenswerthen kleinen Schrift: „Volkskunst“ (Magdeburg, Walther Niemann). Immer wieder hebt Mielke hervor, daß die jetzige Kunst über der großen Masse schwebt; sie greift mit ihren Wurzeln nicht hinab in jene Tiefe, aus der allein nur das befruchtende Samenkorn aufsprießen kann, das die neue Blüthe vorbereitet. Solange dies nicht erkannt ist, solange die gefährlichen Begriffe „Schönheit“, „Geschmack“ u. A. mit Maßstäben gemessen werden, die nicht im deutschen Volke selbst entstanden sind, so lange werden wir wohl vergeblich auf eine Besserung warten.

Ueber dem „Kunststudiren“ haben wir das „Kunstsehen“ ganz verlernt oder wenigstens nur in größter Einseitigkeit uns angewöhnt. Bauernkunst aber ist so ziemlich vollends von den stilistischen Pfadsuchern übersehen worden, obwohl man sich nicht gescheut hat, die unserem Kunstgefühl gerade nicht näherstehenden Kleinkunstwerke der Aegypter, der Südseeinsulaner und anderer Fremdlinge als vorbildlich zu preisen. Der beste Kenner des deutschen Bauernthums, A. W. Riehl in München, nimmt in seinen prächtigen Schriften mehrfach Bezug auf dieses deutsche Kunstleben, ohne den Gedanken weiter zu verfolgen. Auch einzelne Kunstgewerbe-Zeitschriften*) haben in den letzten Jahren durch Bild und Wort einige auffallende Erzeugnisse bekannt gegeben, aber auf das Typische dieser Kunst und auf ihren Zusammenhang mit unserer Vergangenheit, mit unserem Denken und Sinnen überhaupt, hat bisher Niemand hingewiesen. Selbst die in Hamburg wirkende Gesellschaft für Volkskunst mit ihrem unermüdlichen Vorkämpfer O. Schwindrazheim**), verfolgt in ihren künstlerischen Bestrebungen mehr die Ausbeutung der heimischen Pflanzenwelt als die Ehrenrettung einer eben so alten, wie lebensvollen nationalen Kunst. Keiner hat nun den Begriff der deutschen Volks- und Bauernkunst tiefer gefaßt und geschickter vertheidigt, als Robert Mielke. Treten wir an seiner Hand dem wichtigen Gegenstande näher!

Der Begriff „Bauernkunst“ ist kein allzuenger, er umfaßt nicht nur die Kunstäußerungen des socialen Verbandes, welcher als Bauernthum dem Städter entgegensteht, sondern erstreckt sich auf alle selbstständigen Volksschichten, bei denen bäuerliche Anschauungen und bäuerliche Sitte herrschend sind, also auch auf die Bewohner kleinerer Städte, Weiler, auf Förster, Handwerker in ackerbautreibenden Ortschaften, kurz auf jene gewaltige seßhafte Masse, welche das Fundament des deutschen Volksthums bildet. In diesem Sinne ist Bauernkunst Volkskunst; denn die entarteten und zusammengewürfelten Trümmer, welche sich in den Großstädten zusammengefunden und bisher nur als Bodensatz der in Bewegung gerathenen Stände erwiesen haben, sind zwar meistens von demselben Ursprunge, aber sie bilden vorerst noch eine unfertige Masse, die nach Gestaltung ringt und darum für eine „Volkskunst“ keine Kräfte übrig hat.

Wie fast alle Völker treten auch die Germanen bei Beginn ihrer Geschichte mit eigenthümlichen Kunstanfängen auf, die, obgleich nur gering, schon bestimmte Neigungen verrathen. Zwar ähneln die einfachen Urornamente denen anderer indogermanischer Völker (Griechen, Römer, Kelten, Slaven), doch bald nach der Völkerwanderung, deren Rückwirkungen auf die Künste noch lange nicht genügend erforscht sind, löst sich aus dem Reichthum der indogermanischen Urmotive, bestehend aus runden oder eckigen Punkten, geraden, runden, gebrochenen und zusammengesetzten Linien, aus eigenartig-bandartigen Verschlingungen eine bestimmte Formdisposition los, die sich dann durch Hineinziehen des Thierornaments zu einem festen Stilprincip erweiterte. Charakteristisch nennt Mielke das phantastisch durcheinander gewirrte Bandgeflecht, welches sich durch den Einfluß römischer Kunst zu einem mäßigen Formenrhythmus abklärte. Als wesentliche, man kann wohl sagen Einschränkung, bleibt dieser Kunst die Herrschaft der geome-

*) Unter Anderen: Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins 1892, 1893. Das Kunstgewerbeblatt, Jahrgang III., Verlag von E. A. Seemann, Leipzig, und die empfehlenswerthe Illustrirte Zeitschrift für Innendecoration in Darmstadt.

**) Vergleiche dessen kunstgewerbliches Vorlagenwerk „Volkskunst“. Verlag von Griese in Hamburg, und dessen Schriftchen „Die Volkskunst“, Verlag von Tienken, Bremerhaven.

Digitized by Google

trischen Anordnung. Diese, die Durchflechtung und die Verbindung mit thierischen Fabelwesen, denen wahrscheinlich kein Naturbild, sondern phantasievolle Erdichtung zu Grunde liegt, bleiben charakteristisch für die Kunst; sie beherrschen das germanische Kunstvermögen durch die Zeiten der Merovinger, der Karolinger, des Romanismus und der Gothik bis zur Renaissance, wenngleich sich schon sehr bald die alten Thiererdichtungen mehr und mehr zu naturalistischen Vorstellungen wie Schwan, Gans, Pferd u. dgl. verdichten.

Uebersieht man die große Anzahl der Denkmäler, die in Metallarbeiten und Manuscripten vorliegen, so zeigt Mielke klar, daß die sinnende, spielende Ornamentik der germanischen Rasse weniger im Streben nach Naturwahrheit liegt, als in räthselhaften Gebilden aufzugehen sucht, deren viele freien Endungen bandartig ineinandergeflochten sind. Fast wird dieser Geschmack zur Schablone; er zwingt die vielen Niello- und Bronzearbeiten wie die in Schweden häufig vorkommenden Runensteine zur Anerkennung desselben; aber er erweist sich für die Folge derartig bindend, daß er den Romanismus von der gänzlichen Romanisirung rettete. Als derselbe in dem erstarrenden Ornament der classischen Zeit neue Formen wie Acanthus, Wein, Epheu, Mäander, Löwen, Greifen, Chimären, den christlichen Symbolen Fisch und den Zeichen des Thierkreises ganz neue Anregungen aufnahm, konnten diese Einflüsse, welche sich noch dazu auf die beherrschende Ueberlieferung der Kirche und auf die überlegene Technik der lateinischen Handwerker stützten, die uralt germanischen Eigenbildungen zwar zurückdrängen, aber nicht den einmal geschaffenen Geschmackskanon vernichten; sie ordneten sich demselben in mehr oder minder beeinflussender Weise unter. Zu diesen sich nach und nach herausentwickelnden Elementen kommt durch Bauten, Handschriften, Elfenbein-, Gold- und Silberarbeiten, Gewebe noch die starre Symbolik des byzantinischen und persisch-sassanidischen Stiles in den deutschen Formenkreis; sie bringen neben anderen Motiven, Greif, Adler, Delphin, Pfau, Hirsch, Fuchs, Hund, Ziege, Lamm, Hase, Perlhuhn, Habicht und die architektonischen Formen der Perlschnur, des Eierstabes, des Taues, des Zahnschnittes und der Rosette mit.

Aus den gegebenen Beispielen, die sich leicht vermehren lassen, sind die Urbestandtheile germanischer Kunst, bestehend aus Bandgeschlingen, Thiermotiven, phantastischen Fabelwesen einerseits, Benutzung des geometrischen Linearornaments und Auflösen ganzer Einheiten zu einer bunten Vielheit andererseits deutlich zu erkennen. Sie kommen auch nach Erstarkung der deutschen Technik zur Geltung und bilden in der gothischen Epoche die Elemente, welche für den Stil grundlegend sind; nur daß er nicht bei dem kindlich-naiven Formerdichten stehen bleibt, sondern durch Aufnahme der heimischen Naturvorbilder die überkommenen Typen in nationalem Geiste weiter entwickelt und zu frischem Leben befähigt. Waren im Romanismus die Anfänge einer deutschen Nationalkunst vorhanden, so tritt letztere in der Gothik zum ersten Male und mit beherrschender Gewalt als vollendete künstlerische Offenbarung auf. Das Opus francigenum, die „maniera tedesca“ der Italiener, trägt darum diese Bezeichnungen nicht mit Unrecht.

Bis zur Renaissance hatte sich die germanische Eigenart ungeschwächt erhalten; erst nach ihr wurde sie auf allen Gebieten der Kunst wesentlich unterdrückt. Alle früheren Einflüsse gingen von selbstständigen Stilen aus, denn die italienische Renaissance als unvermittelte Weiterbildung der römischen Antike ist ihnen auch zuzuzählen; nach ihr aber kamen die Zuströmungen aus dem Westen, die selbst schon in einem gewissen Sinne den Verfall bedeuteten, und die nun der deutschen Kunst die Lebensader unterbanden. Jetzt werden Stile zweiter Ordnung beeinflussend und damit beginnt die Zeit des Niederganges der Künste. Barock, Rococo, Zopf, Empire und die verschiedenen Renaissancen der letzten Jahrzehnte, sie alle können weder unsere nationale Kunst in ihren bestimmenden Grundtendenzen fortentwickeln, noch etwas Dauerndes an ihre Stelle setzen. Während das Wissen wächst, verschwindet zusehends das Können, und wenn auch ein äußerliches Prunkgewand vorhanden ist, würden wir doch bald auf dem Standpunkt künstlerischer Impotenz angelangt sein, wenn sich nicht in der durch das Bauernthum erhaltenen Volkskunst die Strömungen conservirt hätten, die auf der einen Seite der Niederschlag des deutschen Volkscharakters, auf der anderen aber für eine intensive Vorwärtsbewegung entwickelungsfähig genug sind.

Indessen werden wir erst den Bestand kennen lernen müssen, um in ihm den Zug des nationalen Geistes und seine Kunstfähigkeit zu verfolgen. Deutschland ist nicht arm daran, ja seine künstlerische Beanlagung ist erst dann in ihrer Eigenart zu erkennen, wenn man sich in seine Bauern- bezw. Volkskunst vertieft. In ihr kommt die nationale Gedankenwelt unverfälschter zum Vorschein als bei den Paradestücken, mit welchen unsere kunstgeschichtlichen Lehrbücher die deutsche Kunstgeschichte aufgebaut haben. Nach dem vorhandenen Material zieht sich eine breite Zone dieser Kunstdenkmäler an den nördlichen Küsten entlang, von dem holländischen Flachland bis zum Pregel und nach Litthauen; im Süden lagert sie sich um die Hochgebirgswelt der Alpen, einerseits nach den bayerischen und böhmischen Bergen, andererseits nach den badischen und elsässischen Ausläufern ausstrahlend und in der Mitte, theils beide Zonen verbindend, theils trennend, ist die mehr oder minder entwickelte Kunst Mitteldeutschlands mit den rheinischen, hessischen und sächsischen Ländern als Centren. Es scheint fast, als wäre die Entwickelung von den beiden äußeren Rändern nach der Mitte hin fortgeschritten, da sich die ältesten und vollkommensten Denkmäler dort nachweisen lassen, und auch die politisch unruhigere Geschichte dieses Mittellandes eine ungestörte Entfaltung hemmte. Diese künstlerische Unterströmung bildet mit der Hochkunst keinen Gegensatz; sie ist vielmehr erst die Grundlage derselben. Die Bauernkunst gruppirt sich um das ganze Schaffensgebiet dieses arbeitsamen Standes: Haus, Herd, Wohnung, Hausrath, Werkzeuge, Trachten, Schmuck, Bilder bilden dasselbe im engeren, genossenschaftliche Leistungen, wie Kirche und Kirchhof, Gemeindehäuser und Denkmäler, Wegebauten u. a. im weiteren Sinne.

Mehr als andere Stände liebt der Bauer den Luxus, aber dieser Luxus ist auf das Gediegene gerichtet; er wird daher nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Kirchgängen, bei Familien- und anderen Festen gezeigt und überliefert die Kunstanschauungen der Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht. In der Wohnung findet er seinen natürlichen Gipfel, in seinen Abschattirungen aber verklärt er die mannigfaltigsten Gebräuche ländlicher Gepflogenheiten. Selbst bei den rohesten Aeußerungen bleibt noch in dem sinnigen Grundgedanken ein künstlerisches Plus übrig, das für das Kunstbedürfniß des Standes schmeichelhafter ist als der Fabrikschund für das des Städters. Dieser lacht vielleicht geringschätzig über den in Oberbayern beliebten Maibaum; er hat kein Verständniß für die urwüchsige Poesie, die aus diesen sprossenartig in den Stamm eingefügten und mit Bildern der Dorfkirche und der Bauernhäuser geschmückten Brettern spricht, keine Vorstellung von den tiefen Beziehungen, welche diese Volksdenkmäler mit dem Individuum verbinden.

Besonders liebt der deutsche Bauer sein kleines Eigenhaus, das er mit Vorliebe als sein Reich allein von den andern absondert. Schloßähnliche Gebäude imponiren ihm vielleicht; aber er liebt sie nicht, wenn er nicht gar Widerwillen dagegen empfindet. Herrschten daher leidlich ruhigere Zeiten in Deutschland, dann machte sich sogleich eine rege Baulust auf dem Lande und in der Stadt geltend, die in localen Abgrenzungen wieder den alten Stammestypus des Bauernhauses in unzähligen Varianten entwickelte. Von dem wirthschaftlichen Bedürfniß ausgehend, gestaltet der Besitzer

Digitized by Google

das Aeußere nach seinem individuellen Geschmack; da er aber auch Ehrfurcht vor dem Gewesenen damit verbindet, so fällt er dabei nicht aus dem Rahmen der nationalen Ueberlieferung. Auf diese Weise ist das Bauernhaus und mit ihm das ältere Stadthaus zu dem vornehmsten Vertreter der Volkskunst geworden.

Das Holz, welches bei uns früher fast ausschließlich den Baustoff bildete, ist auch in hohem Maaße geeignet, den Sinn des Volkes zu einer künstlerischen Ausbildung hinzuleiten; es ist das nationale Material, welches die deutsche Ornamentik noch bis in die Gegenwart beherrscht und am Bauernhaus zur charaktervollsten Versinnbildlichung der angestammten Kunstanschauung geworden ist. Die Ausladungen, an denen kein Mangel ist, sind in phantastischer Weise herausgearbeitet; oft noch läßt sich aus ihren unverstandenen Nachbildungen das Fabelthier der alten Zeit erkennen. Wo die Verhältnisse auf den Ersatz des Holzes durch den Ziegel hingeführt haben, ist wenigstens in dem Reichthum des Riegelwerks noch die beliebte Ornamentik festgehalten, oder es werden die Steine selbst wie in den niederelbischen Marschen zu einem lebhaften Mosaik zusammengestellt. Der übereinstimmende, gemeinsame Zug in dieser Formensprache ist der bunte Wechsel, der von gesetzmäßiger Gleichheit nichts wissen will, sondern alle Theile zu einem curvenreichen Accord zusammenklingen läßt. Es redet aus ihm die Eigenheit des Erbauers heraus, der seine Sondersprache auch in der Kunst zum Ausdruck bringen will. Und doch giebt es auch bei diesem Particularismus einen Zwang, welcher eine allzulaute Geschwätzigkeit unterdrückt: das ist die durch Sitte und Gewohnheit zum Gesetz gewordene Anordnung der Baugliedern und die technische Beherrschung des Materials. Das echte Bauernhaus hat eine ethische Bedeutung, weil durch die Anordnung der Wohngelasse, andererseits durch die echt volksthümliche Gestaltung des einheimischen Materials derart Reflexe der deutschen Volksseele gesammelt sind, daß es neben dem Bürgerhaus der Vergangenheit zu einer starken Stütze nationaler Kunst und nationalen Geistes wird.

Das Wesen der Kunst besteht nicht in einem trivialen Cokettiren mit dem Verstande; sie soll auch auf das Gemüth wirken; vor Allem aber die deutsche Kunst, die allein nur für unser Volksthum von Werth ist. Die stimmungsvolle Poesie, welche der alte Bauernhof mit seinen Giebeln, seinen überhängenden Dächern, seiner Holzornamentik auf uns ausübt, ist für uns verständlicher als aller Prunk der Romanen. Wir erfreuen uns der heimathlichen Fluren, des deutschen Landes und des deutschen Mannes. Und auf diesen Reiz sollen wir verzichten, sollen sehen, wie ein protziger Geselle, der nicht in die Stadt und nicht auf's Land paßt, unsere Hausformen verdrängen will? Das deutsche Volk ist noch immer zum größten Theil ein Bauernvolk und keinen härteren Schlag kann man seinem Empfindungsleben versetzen, als wenn man die Antike, die bei uns schon genug Unheil angerichtet hat, nun auch in die Dörfer trägt, wo in den Haustypen noch eine angestammte und entwickelungsfähige Ueberlieferung vorhanden ist. Soll unser Volk seine Eigenart bewahren, die es über andere Völker so culturstark hinweghebt, dann dürfen diese alten Bauernhäuser nicht den fremden Eindringlingen weichen. Es läßt sich nachweisen, daß unsere alte städtische Architektur aus dem Bauernhause hervorgegangen ist, und zwar zeigt sie zur Zeit ihrer schönsten Blüthe noch deutlich diesen Ursprung. Unsere gegenwärtige Stadtarchitektur hat mit einigen Ausnahmen hier wenig Anlehnung gesucht; auch für sie dürfte eine Wendung zum Besseren eintreten, wenn wir in der ländlichen Baukunst die nationale Ueberlieferung im Zeitsinne weiter pflegen.

Auch das Innere des Bauernhauses zeigt uns die nationalen Züge, welche für das Aeußere so charakteristisch sind. Nirgends wohl kommen die in einem Volke wirkenden Kräfte so unverfälscht zum Ausdruck wie in der Art seines Wohnens. Haus und Herd bilden den getreuen Spiegel, in dem wir Alles wiederfinden, was die Volksseele in ihrer schlummernden Tiefe birgt; aber wie das Haus sich in den verschiedenen Landschaften anders entwickelte, so hat auch die Bauernwohnung eine den Stammeseigenthümlichkeiten entsprechende Ausbildung erfahren. Mehr denn je droht auch hier die Gegenwart mit ihren nivellirenden Einflüssen diese Sonderheiten unseres Volkes zu vernichten, und wenn es auch nicht räthlich erscheint, die Errungenschaften der Zeit von der Wohnung fern zu halten, so können wir doch lernen, das Neue mit dem Alten im Sinne einer volksthümlichen Kunst zu verbinden.

Der Begriff „Bauernmöbel" ist ein in sich abgeschlossener: ein innerhalb der zeitlichen Stilperioden selbstständig sich entwickelnder Formungsproceß, bedingt von altehrwürdigen Ueberlieferungen und strengsten Zweckbedingungen, stellt sich in ihm dar. Er ist unmittelbar mit der Entwickelung des Bauernhauses verbunden. Wo dieses zu größerer Abgeschlossenheit der Wohngelasse geführt hat, ist nothgedrungen auch die Ausstattung eine reichere als dort, wo diese noch nicht vollkommen von den Wirthschaftsräumen geschieden sind. Wir finden daher in dem sächsischen Hause, das noch Thier und Mensch unter demselben Dache beherbergt, und das noch in ursprünglichster Weise Herr und Gesinde um denselben Herd versammelt, eine geringere künstlerische Ausbildung der Mobilien als im nordischen, friesischen und schweizerischen Hause. Dennoch giebt es auch hier Ausnahmen. So hat die Wohnung in den sächsischen Häusern Holsteins und Pommerns einen reicheren Haushalt aufzuweisen als in denen des nordwestlichen Deutschlands. Auch in einer einfachen Wohnung befinden sich noch abgesonderte Schlaf- und Wohnzimmer hinter der Herdwand, aber der am meisten bevorzugte Aufenthaltsort bleibt doch die ursprüngliche Herdstelle.

Ist hier das Holzwerk einer verhältnißmäßig weitgehenden Bearbeitung unterworfen, so kommt durch den Hinzutritt der Farbe noch ein neues verzierendes Element hinzu. Durch dieselbe werden die einzelnen Linienzüge, die durch Säge und Messer entstanden sind, zu Systemen geordnet, aus denen sich Vögel, Schlangen, Blumen und Fabelwesen herausondern. Blau, Roth und Grün sind die mit Vorliebe angewandten Farben, die sich unbegreiflicher Weise in Norwegen durch das düstere Schwarz ergänzen. Auf diesen Grundfarben sind Blumen, Ranken, Vögel und andere Thiere in einer oft recht unbeholfenen aber darum nicht reizlosen Weise gemalt. Nicht unerwähnt darf bei der Betrachtung einer ländlichen Wohnung der Metallzierath bleiben, der in Gestalt von Griffen, Schilden, Bändern, Knöpfen und dergl. dem Raume etwas Fröhliches, Gehobenes verleiht. Ob dieser nun von Eisen, Zinn, Kupfer oder Messing ausgeht, das blinkende Metall harmonirt so vollkommen mit den Möbeln, den Farben, den Menschen, daß sein Fehlen als ein Mangel empfunden werden muß. Mancher mag vielleicht den Kopf schütteln, wenn er von eisernen Beschlägen an Möbeln hört, die er im günstigsten Fall sich an Rathhaus- oder Kirchenthüren denkt; eine echte Bauernwohnung kann ihn aber überzeugen, daß dieselben nicht nur nicht geschmacklos sind, sondern im Gegentheil viel zu der stimmungsvollen Wirkung beitragen.

Im Gegensatz zu den Domen mittelalterlicher Städte ist die Kirchbaukunst des Landes bei bescheideneren Verhältnissen stehen geblieben, die noch von der Bedürfnißlosigkeit der ältesten Zeiten erzählen. Es ist daher nicht gut, wenn man bei Neubauten über die Bedürfnisse einer Dorfkirche hinausgeht und nach dem Vorbilde der Stadtarchitektur ein neues Haus baut, das nach allen Gesetzen der Baukunst entwickelt ist. Sobald in solchem Gebäude der große Raum die wenigen Zuhörer erdrückt, ist dem Bauern die Andacht gestört; er will eng bei seinen Nachbarn sitzen, den Prediger, die Bilder, alles in's Auge fassen können. Selbst die großen, aus anderen Gründen erbauten und noch vorhandenen Dome, die ehemalige Kloster-

Digitized by Google

kirche zu Jericho und der Dom im heutigen Flecken Bardowieck, haben unter diesen Umständen etwas Tragisches. Wie verlorene Posten recken sie sich empor, als wollten sie ausschauen nach den Zuhörern, die zu ihnen passen. Der Bauer verlangt von seinem Gotteshause, daß er inmitten grüner Bäume steht, und daß eine Mauer den geheiligten Bezirk umgebe, die das Heiligthum schon äußerlich als etwas Geweihtes, dem Tagesgetriebe Entrücktes hervorhebt. Das Zufahrtsthor ist dementsprechend häufig monumental errichtet, hinter dem die kunstvollen Grabkreuze hervorlugen. Man vergleiche nun mit der stillen Ruhe eines solchen deutschen Friedhofs, der unter üppigem Grün die Reste der Verstorbenen bettet, die stolze, lärmende Parade-Architektur, die vielen steinernen Klageweiber der Romanen, die den Père Lachaise, die campi santi in Mailand, Genua, Rom, Neapel oder eines Dorfkirchhofs erfüllen.

Die moderne Baukunst erfordert Verständniß für ihre Schönheit, die der alten Bauernkirchen appellirt an das naive Gefühl, an den Natursinn des Menschen; die erstere wendet sich an den Verstand, die letztere an das Gemüth. Muß das so bleiben? fragt Mielke. Beklagenswerth ist, daß Unverstand und Neuerungswuth auch ohne zwingenden Grund das Innere der Kirchen in diesem Sinne ernüchtern möchten. Die Kirche ist ein Gemeindehaus im besten Sinne des Wortes; in ihm finden sich die höchsten Interessen der Gemeindemitglieder zusammen. Darum ist es um so mehr zu bedauern, daß hier und dort schon Alles daraus verbannt wird, was die Einzelnen mit einem Gefühl trauter Anhänglichkeit erfüllen kann. Verschwunden sind zum Theil die alterthümlichen Stühle, die in ihrer urwüchsigen Derbheit doch so treuherzig ausschauten, verschwunden die reichen, oft so naiven Wandmalereien, die Kirchengeräthe und Alles, was nicht mit dem Gemäuer fest verbunden war. Selbst die poesievollen Braut- und Todtenkronen mit ihrem flatternden Bänderschmuck, die Todtenkränze theuerer Heimgegangenen werden unbarmherzig entfernt oder oft gar nicht hereingelassen. Nichts ist geblieben, das den Lebenden mit dem Todten, die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet. Auch der treffliche Fontane klagt darüber:

„Es ist jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieses Schmuckes zu berauben. Es sind Staubfänger, so heißt es, es stört die Sauberkeit. Richtig vielleicht und doch grundfalsch. Man nimmt den Dorfkirchen oft das Beste damit, was sie haben, vielleicht auch ihr Letztes. Die buntbemalten Fenster, die großen Steincrucifixe, die Grabsteine, die vor dem Altar lagen, die Schildereien, mit denen Liebe und Pietät die Wandpfeiler schmückten, — sie sind alle längst hinweggethan; „sie nahmen das Licht", oder „sie waren zu katholisch", oder „die Fruen und Kinner verfierten sich". Nur die Braut- und Todtenkronen blieben noch. Sollen nun auch diese hinaus? Soll Alles fort, was diesen Stätten Poesie und Leben lieh? Was hat man denn dafür zu bieten? Die Todtenkronen, zur Erinnerung an Heimgegangene, waren namentlich dem auf's Saubere und Ordentliche gestellten Sinn Friedrich Wilhelm's III. nicht recht. In den Dorfkirchen, wo er Sonntags zum Gottesdienst erschien, duldete er sie nicht. Er gestattete aber Ausnahmen. Pastor Lehnert in Falkenrhede erzählt: Eine alte Colonistenwittwe in einer Gemeinde verlor ihren Enkel, den sie zu sich genommen und erzogen hatte und der ihr Ein und Alles war. Sie ließ eine reich mit Bändern verzierte Todtenkrone anfertigen und begehrte, solche neben ihrem Sitze in der Kirche aufhängen zu dürfen, „weil sie sonst keine Ruhe und Andacht mehr habe". Pastor Lehnert gab nach. Der König, bei seinem nächsten Kirchenbesuch (von Paretz aus), bemerkte die Krone und äußerte sich mißfällig; als ihm aber der Hergang mitgetheilt wurde, fügte er hinzu: „Will der Frau ihre Ruhe und Andacht nicht nehmen." Solche Fälle, wo Ruhe und Andacht eines treuen und liebevollen Herzens an einem derartigen, noch dazu höchst malerischen Gegenstande hängen; sind viel häufiger, als nüchterne Verordnungen Unbetheiligter voraussetzen mögen."

Noch wird die gewerbliche Eigenthätigkeit vielerorts gepflegt, wie Mielke nachweist. Abgesehen davon, daß jeder Bauer, soweit es in seiner Macht steht, bei größeren Unternehmungen durch thätige Mithülfe oder durch selbstständigen Einkauf der Materialien, sich einen großen Einfluß sichert, nimmt er auch stellenweise diese Thätigkeit ganz in die Hand. In den Gebirgsgegenden Oberbayerns werden die Dachstühle mit Hülfe des Erbauers „aufgerichtet". Am mittleren Inn bauen die Bauern mit ihren Leuten selbst unter Mitwirkung weniger Handwerker, bisweilen werden selbst die Ziegel von ihnen bereitet. Das Institut der „Stör", bei welchem die Handwerksarbeiten von reisenden Leuten, die von Haus zu Haus ziehen, wo sie jährlich ein- oder zweimal einkehren und Verpflegung finden, verrichtet werden, ist über ganz Süddeutschland verbreitet. Der Altländer Bauer streicht und pinselt jahraus jahrein an seinem Hause, das im Innern im buntesten, nicht geschmacklosen Farbenschmuck prangt. In Jütland gab es noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts eine eigene Bauerntöpferei, die auch in einzelnen Theilen Deutschlands bezeugt ist. Dazu kommt, daß auf dem Lande die Scheidung der Gewerke nicht so durchgeführt ist wie in der Stadt: der Tischler übernimmt die Arbeiten des Schmieds, dieser die eines Uhrmachers oder Stellmachers; die Schneiderin vor allen Anderen ist eine wichtige Persönlichkeit, welche bei allen häuslichen Kunstfragen mit zu Rathe gezogen wird. Mielke hat auf seinen Wanderungen durch Deutschland mehr als ein Allerweltsgenie angetroffen, das in allen gewerblichen Thätigkeiten wohlbewandert war. Um einen dieser ländlichen Mustererfinder concentrirt sich bisweilen eine ganze Industrie, die dem Dorfe selbst zum Ruhme dient; ein solches Genie hat die Schnitzerei in den Schweizer Thälern geschaffen, solche Beispiele haben wahrscheinlich auch die eigenartige Tracht der Betzinger bei Tübingen, die Heiligenbilderindustrie in Süddeutschland, die Strohflechterei und Uhrmacherei im Schwarzwald, die Kerbschnitzarbeiten an dem Nordmeere u. A. hervorgerufen. Eine sehr schöne Hausindustrie hat sich bei den Jamunder Bauern bei Köslin, im Altenland bei Hamburg, in vielen Bergthälern der Alpen, in Mitteldeutschland und in anderen Gegenden herausgebildet. Die textilen Künste sind vor allen anderen bei den Bauern angesehen, obwohl bei ihnen am ersten industriell hergestellte Erzeugnisse verfälschend und zerstörend eindrangen, da bei den Frauen die glänzenden, bestechenden Fremdlinge am leichtesten Anhänger fanden. Dennoch waren diesen an den alten Hausthätigkeiten, dem Sticken, Nähen, Spinnen und Weben feste Schranken gezogen, über die sie so leicht nicht hinwegkommen konnten.

Nach Mielke's Forschungen ist es unnöthig, die Berechtigung der Bauernkunst zu betonen; sie ist für das nationale Deutschthum wichtiger als die jüngere Industriekunst. Hier scheiden sich die Wege: Volkskunst für das ganze deutsche Volk, Industriekunst zunächst nur als Inbegriff ökonomischer Werthe für den Austausch der Völker untereinander. Es wird nicht ausbleiben, daß nach dem Wiedererstarken unserer Bauernkunst auch die letztere ihre Anregungen aus dieser zieht und so zu ihrem nationalen Urquell zurückkehrt; denn mehr noch als ein ethischer Factor verdient die Volkskunst als Voraussetzung jeder nationalen Kunst hervorgehoben zu werden. „Wir werden nie eine wirkliche umfassende Volkskunst besitzen, solange wir nicht auf die Kunst der Bauern zurückgreifen, und aus ihrem Daseinscodex die Elemente ziehen, die — volksthümlich und deutsch — für eine national abgerundete Entwickelung nothwendig sind. Was hat uns das Stolpern in die Fremde genützt? Gar nichts! Nur mehr Fremdlinge kamen in unser Land, so daß wir mit dem eigenen Kunstempfinden immer mehr zum Schweigen gebracht wurden. Nur die Kunst, welche der Bauernkunst am nächsten steht, die Ro-

Digitized by Google

Herr v. Wackelstädt: Man sollte meinen, daß nach dem Besuche des Nordlandes nunmehr auch einmal der Süden an die Reihe kommt —

Kammerherr v. Wippdich (der bisher aufmerksam zugehört hat): Wissen Sie, daß diese Annahme ungemein viel für sich hat? Sie stimmt nämlich mit meinen Combinationen sehr gut zusammen!

Graf Bärenklau: Indeed?

Kammerherr v. Wippdich: Vor allen Dingen, bester Graf, schenken Sie sich die englischen Brocken! Meinen Ohren ist dergleichen ein Horror, ich zähle nicht zur englischen Partei, und ich möchte bemerken, daß man auch an höchster Stelle allerhöchstes Gewicht auf reines Deutsch der Reisebegleiter legt.

Graf Bärenklau (erschrocken): Aber liebster Freund — Sie kennen meine durchaus verläßliche Gesinnung! Ich beschwöre Sie —

Kammerherr v. Wippdich: Eben deßhalb. In diesen Zeiten müssen gerade die Verläßlichen ihre Gesinnung doppelt scharf betonen. Es geht wieder die Rede von boshaften Intriguen —

Herr v. Wackelstädt (ängstlich flüsternd): Die Schreibmaschine??

Kammerherr v. Wippdich: Taisez-vous! — Aber die Herren wollten meine Combinationen über die nächste Reise Sr. Majestät erfahren. Nun also. Es wird Ihnen bekannt sein, daß Majestät eine Studie über die Kriegskunst Hannibal's verfaßt hat —

Baron v. Schnappsack: Hannibal? War das nicht der mit den schlechten Cigarren?

Kammerherr v. Wippdich: Weßhalb denn?

Baron v. Schnappsack: Weil er immer ante portas stand!

Kammerherr v. Wippdich: Schnappsäckchen, Sie sind halb Fatzke, halb Baby! — Majestät ist, wie Sie wissen, zu dem sehr richtigen Ergebnisse gelangt, daß Hannibal bei Cannae sein Centrum gradlinig aufstellte; die Pariser Generale jedoch, denen Majestät hochdero Arbeit allergnädigst vorlegte, schwärmen für ein bogenförmig formirtes Centrum.

Baron v. Schnappsack (sperrt Mund und Nase auf).

Kammerherr v. Wippdich: Gebe doch Jemand dem Schnappsäcklein seinen Sorhlet! — Die Pariser stützen sich dabei auf die Autorität des ersten römischen Historikers und sein lunarem faciens curvaturam —

Baron v. Schnappsack: Zu komisch!

Kammerherr v. Wippdich: Unterbrechen Sie mich doch nicht immer, Sie Gnu! Majestät werden nun, calculire ich, der Sache auf den Grund zu kommen versuchen und zu dem Ende das Schlachtfeld von Cannae in höchsteigener Person besichtigen.

Herr v. Wackelstädt: Sind außer Phisi schon andere Begleiter nominirt?

Kammerherr v. Wippdich: Ich möchte annehmen, daß diese Ehre den Herren des Gefolges zu Teil werden wird, die mit dem Gegenstande besonders vertraut sind.

Baron v. Schnappsack (horcht hoch auf).

Graf Bärenklau: Dann wird unser guter Schnappsack wohl leider zum dreiunddreißigsten Male zu Hause bleiben müssen!

Baron v. Schnappsack: Woher wissen Sie das?

Kammerherr v. Wippdich: Ja, woher wissen Sie das? In Schnappsack's Adern rollt hannibalisches Blut! Geben Sie ihm eine Upmann in den Mund, stellen Sie ihn an die Spitze einer total geschlagenen und flüchtenden Armee, und der große Feldherr ist fertig!

Baron v. Schnappsack (für sich): Kannibal hieß der Kerl! Kannibal! Den werd' ich mir sofort vornehmen.

Zweite Scene.

Eine Woche später.

Herr v. Wackelstädt: Die Gräfin ist gestern mit dem greisen Herrn Gemahl aus dem Bade zurückgekehrt —

Graf Bärenklau: Hat die Cur Erfolg gehabt?

Herr v. Wackelstädt: Leider nein. Ihr Gemahl fühlt sich sogar bedeutend wohler.

Kammerherr v. Wippdich: Der schönen Frau warten in Berlin noch unangenehmere Ueberraschungen. Man hat der Post wieder allerlei zu verdienen gegeben —

Herr v. Wackelstädt (sehr leise und furchtsam): Die Schreibmaschine??

Kammerherr v. Wippdich (nickt feierlich).

Graf Bärenklau: Eine abscheuliche Erfindung, diese Schreibmaschine! Aber warum hat man auch angefangen, aus der Handschrift den Charakter zu deuten? Es ist doch klar, daß beim Fortschritt dieser Wissenschaft unsereins schließlich auch noch gezwungen wird, sich einen Typewriter anzuschaffen!

Kammerherr v. Wippdich: Typewriter! Fi donc!

Graf Bärenklau (rasch): Und hegt man irgend welchen Verdacht?

Kammerherr v. Wippdich: Alle Briefe sind mit der Packetfahrt angekommen, theils mit einer Ausstellungsmarke zu drei Pfennigen, theils gar nicht frankirt. Daraus schließe ich mehrerlei. Erstens befindet sich der Thäter in Berlin. Zweitens ist er nicht wohlbegütert. Drittens kriegen wir ihn nie heraus.

Herr v. Wackelstädt: Nun, das fragt sich. Es halten sich momentan nur wenige Mitglieder der hohen Aristokratie in Berlin auf. Man könnte sie an den Fingern herzählen, wenn dergleichen nicht wider die Etikette wäre.

Graf Bärenklau: Aber muß denn nothwendig ein Herr aus der Hofgesellschaft der Urheber dieser schändlichen Gemeinheiten sein?

Herr v. Wackelstädt (sehr erstaunt): Ja, wer glauben Sie denn sonst?

Graf Bärenklau (nachdenklich): Außer uns Dreien ist momentan nur der brave Schnappsack in Berlin. Aber das ist doch so ein ausgemachter Dummkopf —

Herr v. Wackelstädt: Ja freilich, ein rechtes Schaaf — doch was in aller Welt thut er jetzt hier? Der Dienst hält ihn doch nicht zurück! Sein Taunusschloß ist riesig comfortabel, und in Spa hat er schon Anfang Februar eine Etage für den Sommer gemiethet.

Kammerherr v. Wippdich: Diese complete tête carrée bezweifle ich nicht. Eigenthümlich berührt es freilich immerhin, daß man ihm nirgendwo begegnet. Er schließt sich geflissentlich von allen Menschen ab.

Graf Bärenklau: Sehr wahr. Ich traf ihn kürzlich im Hörsaal der Gewerbe-Ausstellung; Abends wollte er in's Lessing-Theater gehen. Er sah übrigens sehr gedrückt und melancholisch aus.

Herr v. Wackelstädt: Das glaube ich. Man giebt im Lessing-Theater gerade wieder ein neues Lustspiel.

Kammerherr v. Wippdich: Jedenfalls ist Schnappsack doch nicht ganz unverdächtig. Wenn er am Ende uns alle getäuscht und die Rolle des Trottels nur gespielt hat?

Graf Bärenklau: Dann müßte er allerdings ein vollendeter Komödiant sein. Mir erzählte er nur, daß er zur Zeit eingehenden Studien obliege —

Kammerherr v. Wippdich: Da sehen Sie's ja! Offenbar Schreibstudien! Meine Herren, wir sind dem Verräther auf der Spur, wenn mein Scharfsinn und meine Combinationsgabe mich nicht völlig täuschen! Seien wir aufmerksam, meine Herren — es kann uns dann beim Herzoge nicht fehlen!

Dritte Scene.

Arbeitszimmer im Palaste Schnappsack.

Einen Tag später.

Kammerherr v. Wippdich: Ich überrasche Sie gewiß, Herr Baron? Unter so zahllosen Folianten begraben?

Baron v. Schnappsack (stolz): Alles aus der Königlichen Bibliothek!

Kammerherr v. Wippdich (für sich): Die Bibliothek Sr. Ma-

Digitized by Google

jestät mißbraucht der Kerl für seine Schändlichkeiten! Es ist himmelschreiend! (laut) Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann! Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß Sie, Herr Baron, sich so furchtbar langweilen und fast ein Buch in die Hand nehmen könnten! (für sich) Wenn es mir nur möglich wäre, ihm eins als Beweisstück auszuführen!

Baron v. Schnappsack: Der Zweck heiligt die Mittel. (Er öffnet einen Band und liest emsig darin.)

Kammerherr v. Wippdich: Darf man wissen, was Sie so fleißig studieren?

Baron v. Schnappsack: Welche Frage! Die Schlacht bei Cannae natürlich!

Kammerherr v. Wippdich (für sich): Ordinärer Heuchler! (laut) Hm. Sehr — sehr interessant! Aber sagen Sie mir, theurer Baron, wie denken Sie eigentlich, unter vier Augen, über die Zustände bei Hofe?

Baron v. Schnappsack (lacht dumm).

Kammerherr v. Wippdich (für sich): Gefährlicher Schlauberger! (laut) Und über Fürst Hohenlohe und die Nebenregierung?

Baron v. Schnappsack (nachdenklich): Er ist mir von Freunden kräftiger Hausmannskost wegen seiner parlamentarischen Buffets sehr gepriesen worden.

Kammerherr v. Wippdich: Die Aufforderung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, das loyale Publicum möge ausschließlich in solchen Localen verkehren, wo dem Hofe bedingungslos treu ergebene Blätter ausliegen, diese Aufforderung sagt Ihnen wohl nicht zu?

Baron v. Schnappsack: Nein. Denn das Redactions-Local der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ist doch nicht so groß, daß das ganze loyale Publicum darin verkehren kann!

Kammerherr v. Wippdich (für sich): Ich weiß genug. (Er steckt unbemerkt ein auf dem Schreibtische liegendes Manuscript zu sich und will gehen.)

Baron v. Schnappsack: Warten Sie doch noch eine Secunde, Theuerster! Ich muß Ihnen meine glänzende Entdeckung mittheilen — kostet mich ungeheuer viel Geld, dreizehn Professoren haben daran mitgeholfen! Majestät sind mit ihrer Theorie im Recht, nicht die winbeuteligen Franzosen! Hier Polybius sagt wörtlich: Postquam vero omnes per eandem directam lineam extendisset. Wörtlich sagt er das! Und was sagt Prinz Wilhelm Ludwig von Nassau, geboren 1560, gestorben 1620? Er sagt, daß Majestät das Richtige getroffen haben — hier, lesen Sie nur sein grundlegendes Werk, das 1675 gedruckt worden ist: „Annibal et Scipion ou les grands capitaines.“ Kommen Sie, ich zeichne Ihnen den Schlachtplan mit Kreide an die Wand —

Kammerherr v. Wippdich: Urbild des Tartuffe!

Vierte Scene.

Zwei Wochen später.

Kammerherr v. Wippdich: Meine Herren, ich habe das Beweisstück an höchster Stelle vorgelegt. Man hat mir aber nicht geglaubt; der geistvolle Intrigant ist Sieger geblieben. Das Schriftstück war freilich so raffinirt zweideutig gehalten, mit so hölllischem Geschick —

Graf Bärenklau: Ich bin stolz darauf, in Schnappsack immer das Genie erkannt zu haben. Sie aber sollten nicht so abfällig über ihn urtheilen —

Herr v. Wackelstädt: Ein bedeutender Kopf verleugnet sich nimmer. Es war eine famose Idee, die Gräfin Terentius Varro, den Grafen Aemilius Paulus zu nennen, und als Hannibal —

Graf Bärenklau: Pst! Pst!

Kammerherr v. Wippdich (lacht): Und die Schlittenpartie „Schlacht bei Cannae“ zu betiteln! Wirklich, man kann dem Baron trotz alledem nicht böse sein! Einem witzigen Menschen bin ich nie böse!

Graf Bärenklau: Ich hab' es aus allererster Quelle, der Baron ist auf morgen zum Vortrage beschieden worden —

Herr v. Wackelstädt
Kammerherr v. Wippdich } (stoßen sich an und lachen): Ueber die Schlacht bei Cannae!

Graf Bärenklau: Und gilt schon jetzt als Reisemarschall für 1897!

Kammerherr v. Wippdich: Seien Sie still, meine Herren — da kommt der wahre Sieger von Cannae! (zu Baron Schnappsack, der eben eintritt). Ihr allerunterthänigster Diener, liebster Freund! Darf ich Sie morgen zum Diner bei mir erwarten? Ganz sans gêne —

Herr v. Wackelstädt (für sich): Das muß ich doch sofort meinem Freunde, dem freisinnigen Redacteur, erzählen! (Er thut es.)

Timon d. J.

Notizen.

Für oder wider das Duell. Von Arnold Fischer. (Rostock, C. J. E. Volckmann). Eine ebenso beredte als geschickte Vertheidigung des Duells, das bei der offenbaren Gönnerschaft in leitenden Kreisen trotz des Unwillens der öffentlichen Meinung vor der Hand zunächst an wichtiger Stelle, in der Armee, gewiß nicht abgeschafft wird. Der Verfasser betrachtet die Erhaltung des Zweikampfes als vortheilhaft in künftigen socialen und internationalen Kämpfen. Da der Adel nun einmal an dieser Institution hänge, so habe die bürgerliche Classe alle Ursache, von schroffen Forderungen in dieser Hinsicht abzustehen. „Das Bürgerthum hat im Hinblick auf die sociale Gesammtlage nicht die mindeste Veranlassung zu einem rücksichtslosen Vorgehen gegen ein staatserhaltendes Element, welches wie es selbst auf dem Boden der gegenwärtigen Ordnung steht. Noch ist die Erkenntniß nicht durchgedrungen, aber die Zeit, in welcher sie mit aller Macht durchbrechen dürfte, mag nicht fern sein, wo es im Selbsterhaltungsinteresse der bürgerlichen Classe gelegen ist, Volkselemente in ihrer Eigenart zu erhalten, die ihr im bevorstehenden Entscheidungskampfe mit einer neuen, durch eine ganze große Volksclasse repräsentirten Weltanschauung, als Verbündete, als Hülfstruppen, zur Seite stehen werden. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob nur ein einziges gleichartiges Element, gleichsam eine einzige Waffengattung, in den Kampf zieht, oder ob sich das kämpfende Heer aus verschiedenartigen, in ihrem besonderen Charakter starken Elementen zusammensetzt, die gleichzeitig mit dem Staate, mit der gegenwärtigen Ordnung, ihre Sonderart, also die Grundlage ihrer Existenz, vertheidigen.“ Ein anderes Moment, führt der Verfasser aus, das für die Beibehaltung des Duells spreche, sei die gegenwärtige Lage Europas. „Das von zwei starken Mächten, von welchen die eine, Rußland, unzweifelhaft eine bedeutende Entwickelungsfähigkeit und demnach eine große Zukunft besitzt, bedrohte Deutschland darf gerade jene Einrichtungen nicht abschwächen, welche die seelische Kraft des Heeres aufrecht erhalten. Die Aufgabe des deutschen Patrioten in unserer Zeit ist damit klar vorgezeichnet, sie besteht in der Antheilnahme an der Entwickelung und Fortbildung unserer nationalen Institute, läßt aber kein Verlassen der Grundlagen, auf denen sie ruhen, keinen Uebergang in neue Erscheinungsformen zu. Das Losungswort für ihn muß daher in diesem Bezug lauten: Erhalten! Auch solche Cultur-Einrichtungen können werthvoller Besitz sein, die sich der Gegenwart als „inhuman“ darstellen ... Belassen wir daher dem Adel und dem Heere seinen Zweikampf, solange er in diesen beiden Gesellschaftskörpern nicht von selbst abstirbt, und richten wir unsere bezüglichen Bemühungen dahin, ihn von jenen Zuthaten, die dem Gerechtigkeitsgefühl unserer Zeit in offenbarster Weise widersprechen, die also nicht mehr zeitgemäß sind, zu befreien. Das wirklich Unzeitgemäße im Zweikampf möge fallen und zwar je eher, je lieber, über den Rest lassen wir die Zeit entscheiden. Und so möge denn für den deutschen Patrioten, der das Vaterland liebt, wie es jetzt ist, der die Grundlagen seiner Ordnung erhalten und jeder Volksclasse, jedem Stande das Seine belassen möchte, die Parole in der Duellfrage lauten: Reform, aber keine Abschaffung!“ Auch wenn man dem Verfasser nicht beistimmt, so wird man durch seine temperamentvolle und originelle Darstellung lebhaft angeregt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Soeben erschien:

„Brennende Tagesfragen."

I.

Für oder wider das Duell?

Von

Arnold Fischer.

Preis 75 Pfg.

C. J. E. Volckmann, Verlag. Rostock.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.

Von

D. Norden.

Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Entwickelung des deutschen Altkatholicismus. Von Pfarrer Josef Maria Schwendner. — Ein wiedergefundener Germanenstamm. Von Heinz Bodmer. — **Literatur und Kunst.** Goethe als Erzieher. Von Professor Wilhelm Rein (Jena). — Hans v. Bülow in seinen Briefen. — **Feuilleton.** Kinderseele. Von Louis Couperus. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Chicago und Treptow. Von J. Gaulke. — Notizen. — Anzeigen.

Die Entwickelung des deutschen Altkatholicismus.

Von Pfarrer Josef Maria Schwendner.

25 Jahre sind verflossen seit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas; 25 Jahre besteht die altkatholische Bewegung in der katholischen Kirche. Sind nun bei einer neuen Kirchenbildung 25 Jahre eine relativ kurze Zeit für ihre Entwickelung, so ist es doch immerhin Zeit genug, ein Urtheil über die Entwickelung und Leistungen dieses Kirchenkörpers zu gewinnen. Der Altkatholicismus ist ja eine Thatsache, ein Factum, mit dem der Historiker rechnen muß, wenn auch die römische Caplanspresse zu Beginn jeden Quartals versichert, er sei am Sterben. Er ist eine Phase in der christlichen Kirchengeschichte. Ueberblicken wir an der Hand einer ungemein lesenswerthen und maßvollen, wenn auch leider anonymen Broschüre: „Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus“ (Leipzig, Friedrich Jansa), die bisherige Thätigkeit der altkatholischen Kirche, so müssen wir sagen, daß sie sich ganz in dem Rahmen bewegt, der ihr zugewiesen ist durch die Stellung des Altkatholicismus als einer katholischen romfreien Nationalkirche. Als katholischer Kirchenkörper hatte der Altkatholicismus keinen Anlaß, mit den katholischen Dogmen sich weiter zu beschäftigen, als die Unfehlbarkeit und die unbefleckte Empfängniß Mariä abzulehnen. Gegenüber der Thatsache, daß in der modernen römischen Kirche manche, zumal jesuitische theologische Schulmeinungen nahezu die Geltung von Glaubenssätzen erlangt haben, war es begreiflich, daß der Altkatholicismus erklärte: Verbindlich für den Christen ist die Lehre Christi, nicht die theologische Schulmeinung, aus welcher nur menschliche Meinungen hervorgehen können, die frei und unverbindlich sind. Als Lehre Christi aber, also als christliches Dogma nimmt er an, was als solches durch die allgemeine, beständige und einstimmige Ueberlieferung der christlichen Einzelkirchen anerkannt worden ist. Auf das dogmatische Gebiet konnten sich seine Reformen nicht erstrecken, da er nur einen kleinen Theil der katholischen Kirche vertrat, da seine Synode nur eine Particularsynode ist. Diese enge Begrenzung der geschichtlichen Aufgabe des Altkatholicismus, die eben hervorgegangen ist aus der rechten Erkenntniß seiner geschichtlichen Stellung, hat die altkatholische Kirche vor vielen Stürmen bewahrt. Der Deutschkatholicismus der vierziger Jahre ist als katholische Reformbewegung daran gescheitert, daß er die katholischen Dogmen in den Bereich seiner Reformen einzog, und thöricht, oder besser gesagt absichtliche Bosheit ist es, wenn Römisch-Katholiken den Altkatholicismus in einen Topf mit dem Deutschkatholicismus werfen wollen. Der Altkatholicismus hat seinen katholischen Charakter nie verloren, ist ihm nie untreu geworden. Daß in Bayern die Altkatholiken seit fünf Jahren staatlicherseits nicht mehr als Katholiken angesehen werden, ändert natürlich an der Stellung der altkatholischen Kirche als solcher und an ihrem katholischen Charakter durchaus nichts. Das war ein staatlicher Gewaltstreich, würdig des Geistes des Mittelalters, aber nicht des Jahrhunderts der Toleranz und Gewissensfreiheit. Ueber diesen Werth der staatlichen Herabsetzung der altkatholischen Kirche in Bayern zu einer Privatkirchengesellschaft sind wohl alle Einsichtigen einig, zumal wenn man die dabei den Staat erniedrigenden Umstände, den Schacher um das Budget mit dem Ultramontanismus in der Kammer in Betracht zieht.

Als romfreie, episcopale Kirche aber war der Altkatholicismus berechtigt, diejenigen Reformen vorzunehmen, zu denen eine Particularsynode und ein einzelner Bischof nach der Lehre der Kirche berechtigt sind, und die den Altkatholicismus im äußeren kirchlichen Leben und in der Verfassung der alten Kirche näher bringen sollten. Die Mißstände, die der päpstliche Absolutismus und der besonders von den Jesuiten beförderte Aberglaube im kirchlichen Leben mit sich gebracht haben, durften auf verfassungsgemäßem Wege, mit jeweiliger historisch-kritischer Begründung beseitigt werden. Nach dieser Seite hin konnte der Altkatholicismus trachten, die reinere Gestalt des altkirchlichen gottesdienstlichen Lebens — natürlich dem Geist unserer Tage entsprechend — an seinem Kirchenkörper wiederherzustellen. Und in der That ist ja auch keine Reform geschehen, ohne die sorgfältige geschichtliche Kritik der eingetretenen Mißstände und den geschichtlichen Erweis der Reform als entsprechend der Einrichtung der alten Kirche, also z. B. Beseitigung der Meßstipendien, Stolgebühren ꝛc., gleiche Behandlung von Arm und Reich bei kirchlichen Functionen, Vermeidung des Ablaßwesens ꝛc., Abschaffung der öffentlichen Processionen, der kanonischen Ehehindernisse, des Reverses bezüglich der Kindererziehung in gemischten Ehen, der Mißbräuche der Ohrenbeichte und Messe, Freigabe von Fasten und Abstinenz, Einschränkung der Feiertage, Gottesdienst in deutscher Sprache, Aufhebung des priesterlichen Zwangscölibats u. s. w.

Dieser praktischen Thätigkeit der altkatholischen Kirche entspricht nun auch ihre Wissenschaft. Auch da sehen wir

Digitized by Google

bei den Altkatholiken das Hauptgewicht nicht auf die Dogmatik, sondern auch auf die Geschichte und Kritik der katholischen Kirche verlegt. Alle Führer der Bewegung nahezu waren Historiker von Beruf, die es nicht waren unter den Theologen, sind es geworden, Langen aus einem neutestamentlichen, Reusch aus einem alttestamentlichen Exegeten. Gerade diese Thatsache ist sehr bezeichnend für die altkatholische Wissenschaft. Sie wurde durch ihre Stellungnahme Rom gegenüber geradezu auf diesen Weg der Geschichte gedrängt; sie mußte dem päpstlichen Absolutismus gegenüber, wie gegen die jesuitische Verderbung des katholisch-kirchlichen Lebens den Wahrheitsbeweis für ihre Stellung und das Vorgehen ihrer Kirche aus der Geschichte der Kirche, aus der Darstellung der in ihr geschehenen Veränderung erbringen. Männer, um nur die allerbedeutendsten zu nennen, wie Döllinger, Friedrich, Reinkens, Schulte und andere haben die Geschichte des päpstlichen Absolutismus, der Infallibilität, der allmäligen Umbildung der katholischen Kirche in eine jesuitisch-ultramontane unwiderleglich gezeigt. Andere, wie Langen und Reusch, haben, der eine das Werden und Wachsen der römischen Kirche und ihres Absolutismus, ihren Sieg über den Episcopalismus der alten Kirche quellenmäßig dargestellt, der andere den römischen Absolutismus in seiner Blüthezeit, in seinem Hauptinstitut, dem index librorum prohibitorum, in seiner zerstörenden Wirksamkeit auf die katholische Kirche gezeigt. Darum fürchtet die römische Kirche so sehr die altkatholische Kirche und Wissenschaft, weil wie die letztere die Entstellung und totale Veränderung der katholischen Kirche durch den Absolutismus wissenschaftlich nachweist, so die altkatholische Kirche als Reformkirche der Christenheit das Bild der wahrhaft katholischen Kirche in reinerer Form, mehr der alten Kirche entsprechend, darstellt, als es die römische Kirche thut. Fürchtet sie um so mehr, als sie den glänzenden Namen erprobter Wissenschaftlichkeit, einem Döllinger, Friedrich, Huber, Schulte, Reusch, Langen, Reinkens, nur einige dii minorum gentium entgegenstellen kann, deren Waffen nicht die schärfsten sind, wie ja überhaupt die römische Theologie immer mehr an Wissenschaftlichkeit und Discutirfähigkeit gegenüber anderen Wissenschaften einbüßt. —

Mit den ausländischen altkatholischen Kirchen steht die deutsche altkatholische Kirche heute in voller Union. Der holländisch-altkatholischen Kirche, die sich bekanntlich am Anfang des 18. Jahrhunderts von Rom unabhängig gemacht hat und von den Jesuiten, wie alle Gegner der Jesuiten, als Jansenisten verschrieen wurde, verdankt der deutsche Altkatholicismus ja überhaupt seine bischöfliche Organisation und damit seine Existenz als katholische Kirche. So blieben denn diese Kirchen in gegenseitiger enger Fühlung. Eine Spannung trat in Folge der geschilderten Aufhebung des Zwangscölibats ein, da diese Reform den Holländern, die sie selbst in den nahezu 200 Jahren ihres Bestehens nicht vorgenommen haben, etwas bedenklich erschien. Seit dem Ende der achtziger Jahre ist diese Spannung indeß ganz beseitigt, im Gegentheil eine noch engere Verbindung zu Stande gekommen. Es ist auch ersichtlich, daß diese Union der holländischen mit der deutschen altkatholischen Kirche auf Erstere einen günstigen bildenden Einfluß ausübt, und auch bei den Holländern den Wunsch nach mehr Reformen, vor Allem nach Einführung der Landessprache als Cultussprache, hat auftreten lassen. An wissenschaftlicher Thätigkeit kann sich die holländische Kirche unserer Tage nicht mit der deutschen vergleichen, sie zehrt noch von dem Erbe ihrer Väter, von der Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts, wie das bei der langen Zeit ihrer Isolirung — war doch die kleine Kirche bis 1870 ohne Verbindung mit anderen Kirchen — ja ganz erklärlich ist, so daß sie bei dem alten Besitz vielleicht etwas zu sehr stehen blieb und ihn etwas zu ängstlich hütet.

Die christkatholische Kirche der Schweiz verdankt ihrerseits wiederum ihr Entstehen und ihre Organisation vielfach der deutschen altkatholischen Kirche. Vor Allen Reinkens, Michelis und Huber haben die Bewegung in der Schweiz durch eine Anzahl Vorträge in Fluß gebracht und der Bischof Reinkens hat am 7. Juni 1876 den neugewählten schweizerischen Bischof Dr. Eduard Herzog (früher Professor der Theologie in Luzern) zum Bischof consecrirt. Auch bei der Schaffung einer altkatholisch-theologischen Facultät in Bern im Jahre 1874 und bei ihrer Organisation war Prof. Johannes Friedrich in München wesentlich betheiligt.

Auch mit der altkatholischen Kirche in Oesterreich, die unter allen altkatholischen Kirchen in den letzten Jahren numerisch am auffallendsten zunimmt, steht die deutsche altkatholische Kirche in enger Verbindung, dadurch, daß die österreichischen Theologen in Bonn von den altkatholischen Professoren am Seminar vorgebildet werden. Die wichtigste Frage für die Oesterreicher, die wohl bald ihre glückliche Erledigung finden wird, ist die Vornahme einer Bischofswahl.

Zu den anderen altkatholischen Bewegungen in Italien, Spanien, Portugal und Frankreich (diese unter dem Protectorate des Erzbischofs von Utrecht) steht die deutsche altkatholische Kirche, wie es scheint, nicht in so directen, engen Beziehungen, wie zu den anderen altkatholischen Kirchen. Die genannten drei Kirchen und die österreichische sind eben natürlich eng unirt, da sie auf demselben Boden entstanden sind und dieselbe geschichtliche Stellung haben. Seit 1889 ist die Union noch enger zum Ausdrucke gekommen durch die Bischofsconferenz der drei holländischen, des deutschen und schweizerischen Bischofs. Der österreichische Bisthumverweser hat jeweils seinen und seiner Kirche Beitritt zu den Erklärungen dieser Conferenz abgegeben, es ist kein Zweifel, daß später auch der österreichisch altkatholische Bischof der Conferenz beitreten oder aufgenommen werden wird.

Die Conferenz traf über die kirchlichen Beziehungen der von ihnen repräsentirten und geleiteten Kirchen, die in voller kirchlicher Gemeinschaft mit einander stehen, eine Vereinbarung, in der der Grundsatz des Nationalkirchenthums zum Ausdruck kommt, daß bei aller Freundschaft und gegenseitiger Rücksichtsnahme und Einverständniß jede Kirche als solche unabhängig ist. Daß der Erzbischof von Utrecht Vorsitzender dieser Conferenz ist, ist ja durch das Alter seines Bischofsitzes erklärlich, und ist eine Art Ehrenprimat unter den verschiedenen altkatholischen Bischöfen, der ja ganz den altkirchlichen Anschauungen entspricht.

In dem Verhältniß zu den anderen Kirchen sind die friedliebenden und womöglich eine Einigung erstrebenden Tendenzen des Altkatholicismus in den Münchener Pfingsterklärungen und auf dem Münchener Congreß zu Tage getreten. Die thatsächliche Stellung nun, die der Altkatholicismus gegenüber den verschiedenen Kirchen einnimmt, ist, wie gesagt, bedingt durch seine Stellung als katholische Reformkirche. Als katholische Kirche mußte er naturgemäß in Freundschaft treten zu der morgenländischen Kirche, der russischen, griechischen und armenischen. Der allgemeine dogmatische Standpunkt ist ja derselbe, hinsichtlich der Verfassung, des Primates herrschten so ziemlich in diesen Kirchen übereinstimmende Ansichten, und das Streben nach engerer Vereinigung mußte darum naturgemäß in diesen romfreien katholischen Kirchen leben. In neuer Zeit ist, zumal in der officiellen russischen Kirche eine starke Strömung, die auf Union mit dem Altkatholicismus hinarbeitet. Damit würde dieser natürlich von seiner Selbstständigkeit als Kirche, wie von seinen Reformen durchaus nichts aufgeben. Denn die Union würde ja nicht eine Absorption bedeuten, eher könnte der Altkatholicismus auf Grund seiner Wissenschaft einen ebenso günstigen und belebenden Einfluß auf die orientalisch-orthodoxe Kirche ausüben, wie er ihn auf die holländische altkatholische Kirche ausübt.

Gleicher Weise bestimmt sich das Verhältniß des Altkathocismus zu den Reformationskirchen durch die geschicht-

Digitized by Google

liche Stellung, die der Altkatholicismus als Reformkirche einnimmt. Die engste Verbindung ist unter den Reformationskirchen die englische bezw. amerikanische bischöfliche Kirche mit dem Altkatholicismus eingegangen. Es erklärt sich das ja leicht dadurch, daß diese Kirchen eben die altkirchliche bischöfliche Verfassung beibehalten haben. Von Anfang der altkatholischen Bewegung an haben hervorragende Mitglieder und Bischöfe der englischen und amerikanischen Kirche ihre Sympathieen offen gezeigt, mehrere haben am Congresse theilgenommen, vielfache persönliche Beziehungen sind zwischen den Häuptern der Kirchen in Besuchen und Gegenbesuchen in England und Amerika eingetreten, auch materiell hat die englische Kirche die altkatholische Sache an mehreren Orten gut unterstützt. Auf den Bonner Unionconferenzen wurde 1874 nach dem Referat Döllinger's anerkannt: „Daß die englische Kirche und die von ihr herstammenden Kirchen die ununterbrochene bischöfliche Succession bewahrt haben." Damit war die Möglichkeit gegeben, daß die altkatholische und englische Kirche in engere Beziehung zu einander traten, denn die logische Consequenz der rechtbewahrten apostolischen Succession ist die giltige Ordination der Priester, und damit war der eine große Punkt beseitigt, der die evangelische Kirche von der altkatholischen Kirche trennt. Eine weitere wichtige Folge dieser Anerkennung ist die zwischen beiden Kirchen eingeführte Intercommunion. In der Ausführungsbestimmung wurde hervorgehoben, und das ist wesentlich für die Stellung, die der Altkatholicismus gegenüber der Communion unter beiden Gestalten einnimmt: „Aus praktischen Gründen ist die der göttlichen Einsetzung entsprechende Communion unter beiden Gestalten bei den Altkatholiken des Deutschen Reichs noch nicht hergestellt." Durch erneute Conferenzen, die 1887 in Bonn abgehalten wurden, sind die englische und altkatholische Kirche einander noch näher getreten, sie bieten so das Bild einer rechten geistigen Verwandtschaft, bei der doch keine Kirche etwas von ihrer Besonderheit in Lehre, Verbesserung und Cultus aufgiebt. —

Auch mit dem deutschen Protestantismus hat die altkatholische Kirche von jeher in guten Beziehungen gelebt, der evangelischen Kirche dankt sie es, daß sie an vielen Orten überhaupt Gottesdienst halten kann. Auch eine Anzahl Schriften protestantischer Autoren über den Altkatholicismus sind erschienen, deren meisten ihre freundliche Gesinnung zeigen. Im Allgemeinen hat sich die Bewegung der freundlichen Theilnahme des Protestantismus erfreut, Wenige nur sind es und diese meistens auf dem rechten Flügel der Orthodoxie, die ihm minder freundlich gesinnt sind. Die Einen verurtheilen ihn als „Ketzerei", die vom „Papismus" sich hauptsächlich nur durch Verwerfung der Unfehlbarkeit unterscheide, aber doch manche „Irrlehren" habe. Andere nehmen es thörichter Weise den Altkatholiken übel, daß sie nicht alle gleich Protestanten geworden sind, womit natürlich dem Romanismus der größte Gefallen geschehen wäre. Auf die Parteischattirungen und Parteikämpfe bei den Protestanten hat sich der Altkatholicismus nie eingelassen; mit jeder Richtung des Protestantismus konnte er gut Freund sein, die ihm liebevolle Gesinnung entgegenbrachte und der er diese erwidern konnte.

Die Mittel, durch die diese Unionsideen der altkatholischen Kirche gefördert wurden, waren, abgesehen von den kirchlichen Blättern und persönlichen Beziehungen, vor Allem die vom Kölner Congreß beschlossenen Unionsconferenzen, die 1874 und 1875 unter Döllinger's Vorsitz in Bonn abgehalten wurden, und an denen sich altkatholische, protestantische, englische, russische, griechische Theologen betheiligten. Es sind das einzigartige Versammlungen, wie sie die christliche Kirche seit den Zeiten der Reformation nicht mehr gesehen hat, in denen man sich geistig verständigte über die Glaubenslehre der verschiedenen Kirchen und ihre verschiedenen Auffassungen, und die den Beweis liefern, daß eine dogmatische Verständigung zwischen den vereinzelten Kirchen wohl möglich ist. Seit einigen Jahren werden diese Bestrebungen des Altkatholicismus am Meisten gefördert durch die sog. internationalen Altkatholiken-Congresse, deren bis jetzt drei stattgefunden haben: zu Köln 1890, Luzern 1892, Rotterdam 1894 (der nächste in Wien 1896). Hier versammeln sich die Bischöfe, Geistlichen und Mitglieder der verschiedenen altkatholischen Kirchen, englische, amerikanische, russische und griechische Bischöfe und Theologen, wie auch einzelne protestantische Theologen, Beyschlag und Nippold. Eine praktische Frucht dieser Bestrebungen und dieser Congresse ist die von der altkatholisch-theologischen Facultät in Bern herausgegebene International-theologische Zeitschrift, an der die Bischöfe und Gelehrten dieser verschiedenen Kirchen mitarbeiten, und worin der Unionsgedanke zumal zwischen Engländern und Russen lebhaft discutirt wird.

So steht, wenn man objectiv und gerecht urtheilt, der Altkatholicismus wahrhaft, wie Döllinger es vor 20 Jahren meinte, da „als Werkzeug und Vermittelungsglied einer künftigen großen Wiedervereinigung der getrennten Christen und Kirchen". Er konnte nach dem Anfang, der in den Unionsconferenzen gemacht war, mit Zuversicht sagen: „Ich vertraue auf den Fortgang dieses Friedenswerkes." Er hat ja den Fortgang selbst noch reichlich mit erleben dürfen.

In dieser Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe und in dem Ausbau ihres Kirchenwesens ist die altkatholische Sache diese 25 Jahre hindurch größtentheils auf sich selbst angewiesen gewesen. Es ist ganz verkehrt, in den vulgär römischen Ruf einzustimmen, der Altkatholicismus sei das Schooßkind der Staatsregierungen gewesen und habe alle mögliche Unterstützung erfahren. Abgesehen von Bayern, wo man ja eingestandenermaßen von oben herunter direct an dem Untergange des Altkatholicismus, freilich vergeblich, gearbeitet hat, hat auch in anderen Staaten die staatliche Hülfe das Maaß dessen nicht überschritten, was ohne grobe Rechtsverletzung der Staat den nicht unfehlbarkeitsgläubigen Katholiken schuldig war. Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß die Staaten die Dogmen von 1870 mit ihren Consequenzen für das Verhältniß von Staat und Kirche einmüthig verworfen, daß sie der Unfehlbarkeit die staatliche Anerkennung verweigert, theilweise wie Bayern scharfe Erklärungen gegen sie erlassen haben, ohne doch die Consequenz dieser Worte für die praktische Stellung der römischen Kirche und ihrer Anhänger zu ziehen. Und seitdem der staatskluge und milde Leo XIII. regiert, ist das Bemühen der Regierungen, Friede zu halten mit dem Ultramontanismus, und der ist ja heute identisch mit der römischen Kirche, so groß geworden, daß Concessionen gemacht wurden und eine Connivenz zum Ultramontanismus vorhanden ist, die für einen evangelischen Christen und ehrlichen Anhänger des Reichsgedankens wenig erfreulich ist und unter der auch der Altkatholicismus in vielen Stücken hat leiden müssen.

Also mit der gerühmten Staatshülfe und Staatsprotection ist es nicht weit her. Die Altkatholiken haben diese aber auch gar nicht gewollt. Was sie begehrten und was geschehen ist, war, daß sie auch rechtlich weiterhin als Mitglieder der katholischen Kirche erklärt wurden und daß sie durch Gesetz und Verwaltung ihre Ansprüche und ihr Recht als Mitglieder der katholischen Kirche erhalten wissen wollten. Was sie zur Festigung und Organisation ihres Kirchenwesens gethan haben, haben sie beinahe Alles aus sich gethan. Und nach ihren Berichten ist in dieser Hinsicht sehr viel geschehen.

Anfang der siebziger Jahre hatte zwar die Bewegung und die altkatholische Idee weite Kreise umfaßt; als es sich aber handelte, diese Idee in einem Kirchenkörper concret darzustellen, war die Zahl derer, die um ihrer religiösen Ueberzeugung willen sich zu etwas mehr als Bravorufen und Adressenunterschreiben bequemen wollten, schon bedeutend kleiner, wie ja der Indifferentismus die beste Hülfstruppe der römischen Kirche ist. Und auch von diesen sind im Laufe der Zeit

Digitized by Google

viele wieder abgefallen, und andererseits konnte manches Arbeitsgebiet nicht bebaut werden, weil nicht genug Geistliche und, wie die römischen Gegner selbst triumphirten, kein Geld da war. Was aber jetzt von Gemeinden da ist und sich zum Altkatholicismus bekennt, auf das wird er sich wohl sicher verlassen dürfen, die haben sich in 25jährigem, hartem Kampfe organisirt, gestärkt und erhalten und stehen als eine geschlossene Kirche da. In 94 Gemeinden mit 55 Pfarrern und dem Bischof ist der Altkatholicismus über das ganze deutsche Reich verbreitet, die meisten Gemeinden sind in Baden und Rhein-Preußen. Wie sie zu ihrer Kräftigung gearbeitet, davon geben, um von den Kirchen-, Pfarrhaus- und Schulhausbauten zu schweigen, die allgemeinen Fonds der altkatholischen Kirche Zeugniß. Die 1879 gebildete Pensionscasse für die Geistlichen besitzt ca. 30 000 Mk., der 1883 gebildete Bischofsfonds 35 000 Mk., der 1887 gebildete Fonds zur Ergänzung und Erhöhung des Einkommens der Geistlichen 40 000 Mk., endlich der jüngste, der Seminarfonds, 1894 gegründet, 129 000 Mk. Außerdem besitzen die einzelnen Gemeinden noch verschiedene Pfarrfonds. Diese sind ein Beweis, wie unrichtig die Behauptung ist, der Altkatholicismus gehe zurück, er verliere an Boden. Im Gegentheil, wenn man seine Gemeinden objectiv prüft, machen sie den Eindruck, daß sie in ihrer Mehrzahl an Boden gewinnen und sich immer tiefer einwurzeln. Es ist kein Zweifel, daß der Altkatholicismus als Kirche nicht mehr zu Grunde gehen kann.

Ein wiedergefundener Germanenstamm.

Von Heinz Bodmer.

Als König Ludwig II. von Bayern so tragisch um's Leben gekommen war, suchte man von gewisser Seite die damals noch umstrittene Frage seiner Geisteskrankheit durch allerlei mehr oder minder entscheidende Argumente zu stützen oder anzuzweifeln. Als ein Beweis beginnender Paranoia wurde unter Anderem auch der Plan des Königs angeführt, sein undankbares Bayerland zu verlassen und sich auf irgend einem glückseligen Eiland ein neues Königreich zu gründen. Damals hatte der Geschichtsprofessor Franz von Löher vielgelesene Monographien über Cypern, Kreta und die canarischen Inseln veröffentlicht, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn der verfolgungswahnsinnige König sich an den beliebten Autor wandte mit der Aufforderung, für ihn ein passendes Inselreich zu suchen. In der That soll denn auch Löher längere Reisen zu diesem Zweck unternommen haben, über deren Ergebniß nichts weiter verlautete, — wahrscheinlich weil die Katastrophe von Berg allen Plänen ein Ende setzte. Nun giebt der Sohn des Münchner Gelehrten, Franz Löher, aus dem Nachlaß seines 1892 verstorbenen Vaters ein umfangreiches Werk über die canarischen Inseln heraus, denen sein Vater schon früher einmal eine Schilderung gewidmet, und so ist vielleicht die Annahme gestattet, daß die königliche Munificenz dem Gelehrten zu einer zweiten Canarienfahrt die Veranlassung bot. Da die Insel in sicherem spanischen Besitz ist, so hat er wohl schwerlich die Möglichkeit eines canarischen Königthums empfehlend begutachtet. Statt dessen glaubt Löher dort mit Bestimmtheit einen verlorenen Germanenstamm, die Vandalen, gefunden zu haben. In seinem posthumen Werk: „Das Canarierbuch, Geschichte und Gesittung der Germanen auf den canarischen Inseln" (München, J. Schweitzer), sucht er nun seine Hypothese durch historische, ethnographische und philologische Beweise zu begründen. Prüfen wir seine Darlegung!

Als im 15. Jahrhundert Franzosen, Spanier und Portugiesen herbeisegelten, um die glücklichen Inseln, diese schimmernden Juwelen im atlantischen Ocean, zu erobern, fanden sie dieselben bewohnt von einem zahlreichen Volke von heller Gesichtsfarbe und hellem Haar, das sich Wandschen, auf Teneriffa Windschen nannte. Die Spanier schrieben Guanches oder auch Guanxes, da sie unser w durch gu (wie in guay, Weh, guerra, Wehre) und unser dsch durch ihr ch wiedergeben. Die Aussprache „Guanchen" aber erweckt von vornherein eine irrige Vorstellung wie von etwas Indianischem. Dieses Volk war stark und tapfer und gewandt wie kein anderes, schön und kräftig gebaut und voll Geist und Leben. Ein natürlicher Frohsinn, sowie Treue und Redlichkeit schien ihm angeboren. In seinem ganzen Wesen war etwas Edles und Hochgemuthes, und die normannischen Barone wie die vornehmsten Spanier und Spanierinnen, die sich entsetzt hätten, Mauren und Araber zu heirathen, fanden kein Bedenken darin, mit Männern und Frauen der Wandschen in Ehebündnisse zu treten. Aus deren Vermischung mit den Spaniern und einigen anderen Europäern, die zuwanderten, ist die bäuerliche, überhaupt die niedere Bevölkerung auf den canarischen Inseln hervorgegangen und sie hat von dem fröhlichen und herzlichen Wesen der Wandschen so viel bewahrt, daß etwas davon auch auf die Sprößlinge aus reinem Andalusierblut, welche die Inseln mit ihnen bewohnen, übergegangen ist und sehr zu ihrem Vortheil die schroffen Eigenthümlichkeiten des Spaniers gemildert hat.

Zwei Charakterzüge wurden aber der alten Canarier Unglück. Sie waren die arglose Offenheit und Gutmüthigkeit selbst; hundert Mal betrogen, vertrauten sie immer auf's Neue. Ihr noch schlimmerer Fehler lag in dem inneren Widerstand ihrer Natur gegen die Forderung, sich zusammenzuschließen und zu handeln und Krieg zu führen nach der Leitung eines Planes und Oberhauptes. Unbesieglich war der Eigensinn bei Mann und Stamm. Dennoch widerstanden sie hundert Jahre lang mit ihren einfachen Waffen allen Angriffen. Ihre angeborene Tapferkeit und Klugheit besiegte die Vortheile, welche ihren Feinden Reiterei und Feuergewehr und die Taktik geschulter Heere brachte. Nachdem sie von der Mitte des 14. Jahrhunderts an vereinzelte Angriffe von Europäern stets siegreich abgewiesen hatten, landeten im Jahre 1402 Spanier und Franzosen mit geordnetem Heer auf den Afrika nächsten Inseln Lanzerote und Fuerteventura; jedoch erst im vierten Jahr eines mörderischen Kampfes gelang es ihnen, die beiden Inseln nebst dem kleinen Ferro zu unterwerfen. Behaupten aber konnten sich die Fremden nur, indem sie planmäßig die Ortschaften entvölkerten. Die nächsten fünfzig Jahre wagte man an die Eroberung der drei Hauptinseln, wo die Kraft des Volkes wohnte, nicht zu denken. Wüthend wird jeder Angriff zurückgeschlagen. Endlich fällt den Spaniern die kleine Insel Gomera in die Hände, die wie ein einziger gewaltiger Felsberg neben Teneriffa steht, kaum zwei Stunden von da entfernt. Aber umsonst bieten sie jetzt ein Jahr nach dem anderen alle ihre Macht und Tücke und Grausamkeit auf, sich auf den anderen Inseln festzusetzen. Noch weniger, als Spanier, vermögen Portugiesen auszurichten. Dann schicken Jene größere Heere: von 1470 bis 1483 wüthet der Krieg auf Gran Canaria, bis hier nach heldenmüthigstem Kampfe das Volk gebrochen ist. Im Jahre 1491 wird Palma erobert und jetzt von allen Inseln mit gesammter Macht der Angriff auf Teneriffa vorbereitet. Endlich im April 1493 geschieht die Landung, aber der Widerstand der Tapferen ist nicht zu bezwingen. Wiederholt verzweifeln die Spanier und verlassen die Insel wieder. Zuletzt kommen ihnen zu Hülfe Pest und Hunger, die Folgen übermenschlicher Anstrengungen. Im September 1496 unterwerfen sich die letzten freien Fürsten.

Die Spanier wußten wohl, was ihnen diese Inseln, die mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestattet waren, bieten konnten, denn zu jener Zeit hatte die Waldverwüstung, welche so verhängnißvoll werden sollte, noch nicht Platz ge-

Digitized by Google

griffen. Die ganze Brutalität der spanischen Politik, die schon so manches Naturvolk vernichtet, zeigt sich hier in der systematischen Ausrottung der stolzen, freiheitsliebenden Einwohner, von der tückischen Inquisition, die auch diese gesegneten Eilande nicht verschonte, ganz zu schweigen. Es spiegelt sich in diesen blutigen Kämpfen, wie Löher schreibt, der Charakter der spanischen Conquistadorenzeit im treuesten Lichte, einer Zeit, von welcher wir gewöhnlich nur den Glanz großer Entdeckungen und Eroberungen wahrnehmen, über welchen sich Isabella's Fürstenbild erhebt, wie niemals eines edler und glorreicher über der pyrenäischen Halbinsel geleuchtet. Spaniens Hof und Heer zu damaliger Zeit zeigt sich in den Geschichtsbüchern wie lauter Heldenkraft und Unternehmungslust: hebt man aber die glänzende Hülle weg, so erscheint ein Wirrsal von rohem Adelsstolz, Raubsucht und Ränken und Greueln. Als die ersten fünfzig Jahre nach der Eroberung der Inseln vorüber, folgten für die Eingeborenen bessere Zeiten, jedoch niemals oder nur vorübergehend ein Aufschwung, so sehr auch dergleichen von der Volks- wie der Landesnatur wäre zu erwarten gewesen. Die Vermischung mit Spaniern und anderen Zuwanderern war unausbleiblich. Dabei verlor sich mehr und mehr die alte Wandschensprache, bis sie nur noch in einzelnen Wörtern und Wendungen bemerklich blieb. Länger dauerten Leibesgestalt und Charakter der Canarier, auch die eingewöhnte Tracht wollte nicht gänzlich verschwinden. In den größeren Städten herrscht selbstverständlich nur das Spanische, je entfernter von ihnen stößt man auf dem Lande um so mehr auf Altcanarisches, besonders im Innern von Palma und Gran Canaria. Männer und Frauen zeichnen sich aus durch kräftige und biegsame Gestalt und etwas Weiches und Sanftbeseeltes in den Gesichtszügen. Blauaugen, Blondhaar und Gesichtsfarbe wie von Milch und Blut unterscheiden sie sofort vom Spanier. Die Männer lieben festes Auftreten, und haben in der Hand gerne den langen weißen Stock, der noch jetzt die Lanze heißt. Die Frauen haben etwas Zierliches in Geberde und lieben leichten schwebenden Gang. Bei Jenen fehlt selten der lange einfache Weißmantel, bei diesen eine Kopfbedeckung und ein Mäntelchen um die Schultern. Ehrlich und wahrhaft, höflich und gutmüthig, gastfrei und zutraulich sind sie alle. Wir in Europa würden glücklich sein, so gute Dienstboten zu haben. Ein Rücklaß der alten Zeit, der in der Landesnatur wurzelt, hat sich eher verschärft als abgestumpft. Das ist die Selbst- und Eifersucht, mit welcher auch der kleine Grundbesitzer über die Grenze seines Eigenthums auf den Nachbar blickt, und die Abneigung und der Mangel an Gemeinsinn, wenn es sich darum handelt, irgend ein Unternehmen gemeinsam durchzusetzen. Es scheint beinahe, als hätte sich die Feindseligkeit, welche früher die Gemüther gegen die Spanier erfüllte, gegen die Nachbarn gekehrt. Zwei Dinge aber mögen wohl bei den alten Canariern nicht entfernt so verbreitet gewesen sein, als bei ihren heutigen Nachkommen, nämlich bittere Armuth und, statt ihr durch kräftiges Zugreifen abzuhelfen, eine innere Läßigkeit, die gleichsam Geist und Glieder bindet. Auch wohlhabende Bauern wohnen in niedrigen Mauerlöchern, die nicht dürftiger könnten ausgestattet sein. Die große Menge aber muß mit jämmerlichen Hütten und mit der ärmlichsten Kost vorlieb nehmen. Selbst in den Städten stößt man am Ende der Hauptstraßen auf kleine dunkle Steinhöhlen, deren plattes Dach sich nur ein paar Fuß über dem Erdboden erhebt, und doch sind sie angefüllt mit Männern, Frauen und Kindern. Kommt man in's Gebirge, so machen sich auf mehreren Seiten finstere Löcher bemerklich: es sind Grotten, in welchen arme Leute wohnen. Von dieser entsetzlichen Armuth trägt die Schuld theils die Regierung, die es an der einfachsten Fürsorge, namentlich auch an guten Volksschulen fehlen läßt, theils die Muthlosigkeit der Leute selbst, die sich nicht aufraffen können. Bei den spanischen Herren scheint noch immer etwas wie Haß gegen die Nachkommen der alten streitbaren und eigenwilligen Canarier festzusitzen, man überläßt sie ihrem Loose. Die Willensschwäche aber dieser selbst ist offenbar die Folge einer Jahrhunderte währenden Niederdrückung und Mißachtung. Gleichwie die Bildung der Leute sich nicht emporhob, konnte es auch die Volkswirthschaft nicht, Viehstand und Ackergeräth wurden immer dürftiger und der Anbau des Landes immer ärmlicher. Ein allgemeiner Niedergang setzte sich langsam, aber unaufhaltsam fort.

In diesen Altcanariern glaubt nun Franz v. Löher ein germanisches Urvolk zu erkennen. „Jeder Fremde, der jetzt hier landet, nimmt auf der Stelle wahr, daß er zweierlei Volk vor sich hat, obwohl Alles spanisch redet. Die echten Spanier wohnen in den Städten und auf den großen Gütern. Die Bauern aber und die gemeinen Leute haben etwas andere Gesichtszüge und Körperbildung, und auch Tracht und Sitte und Benehmen sind bei ihnen etwas anders, als bei den Spaniern.“ Berthelot, der das große Werk über die canarische Inselgruppe verfaßte, erklärt: nachdem er zehn Jahre lang sich an diese Gesichtszüge gewöhnt habe, kenne er sie sofort heraus, auch wo Canarier in Amerika sich angesiedelt. Löher aber, der Verfasser dieses Buches, blickte, als er von der Teneriffaküste in's Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als ihn je eines auf westfälischen Haiden über seinen Hofzaun anschaute. „Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf schwierigen Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Canarier auf Teneriffa, Palma und Gran Canaria gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich erneuert und verstärkt jene erste Ahnung, daß die Urbevölkerung der Inseln germanisch gewesen und sich mit späteren Ansiedlern aus Europa vermischt habe.“ Zunächst sind es die äußeren Merkmale der Gestalt, des Körperwuchses u. s. w., die eine Beachtung erheischen. Schon beim ersten Auftreten der Guanchen in Europa (im Jahre 1341) erregte das lange blonde Haar, mit dem sie sich fast ganz bedecken konnten, das Blau oder Hellgrau ihrer Augen, der starke Bartwuchs allgemeines Aufsehen. Dazu kommen noch kraniologische Eigenthümlichkeiten. Die Untersuchung ihrer Schädel hat, wie Löher berichtet, folgendes Resultat ergeben: Der Oberkopf ist ein schönes Halbrund, die Stirn hoch und breit, nicht zurückliegend, sondern fast über das untere Gesicht vortretend, die Zähne sind senkrecht, das Kinn wohlgebildet. Entschieden tritt der scharfe Winkel hervor, welchen die Nase mit der Stirn bildet. Vergleicht man Schädel von Wandschen mit Berber- oder Araberschädeln, so erscheint an jenen das Meiste mächtiger, edler und bedeutender entwickelt als an diesen; namentlich zeigt sich der erwähnte Winkel zwischen Stirn und Nase stärker. Auch die größere Geräumigkeit der Schädel-Höhle ist unverkennbar. Die Messungen von Welcker stellen die Wandschenschädel den burgundischen und lettischen gleich und den schwedischen und holländischen am nächsten. Dazu gesellt sich als germanisch die kriegerische Befähigung und Neigung, ein unbezwinglicher Freiheitsstolz und nie verzagender Muth. Mit eigenen Händen erwürgten, so erzählt Löher, Weiber ihre Kinder, Greise ihre Enkel, auf daß sie nicht in des Feindes Hände fielen und in die Sclaverei. Als die Spanier von Ferro aus räuberische Einfälle machten, widersetzte sich ihnen auch ein schönes Weib von riesiger Gestalt und focht mit großer Entschlossenheit. Zuletzt aber sah sie sich rings von Feinden umringt; da griff sie plötzlich einen Spanier heraus, packte ihn unter den Arm und rannte mit ihm zu einem steilen Abgrund, um sich und den Feind hinabzustürzen. Die Frauen nahmen aber überhaupt bei ihnen eine bevorzugte Stellung ein, wie Tacitus von unseren Vorfahren berichtet; um die Zukunft zu deuten, um Streitigkeiten zu schlichten und um andererseits zu Kampf auf Leben und Tod zu entbieten,

Digitized by Google

walten die Frauen ihres Amtes. Sie sind deßhalb nicht in die Stille und Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens gebannt, sondern nehmen an allen öffentlichen Angelegenheiten regen Antheil, genießen aber dabei einer solchen Werthschätzung und Verehrung, daß sie vor jeder Zudringlichkeit und Beleidigung geschützt sind. Bei den Priesterinnen insbesondere, welche lange weiße Gewänder trugen, fanden Verbrecher vor Gerichtsbeamten Schutz und Sicherheit, und das Volk brachte ihnen freiwillig Gaben dar. Endlich finden wir bei den Wandschen eine sociale Abstufung von Ständen, wie sie die Germanen ja besonders scharf ausgebildet hatten; der Fürst oder König berief bei allen wichtigeren Anlässen die Freien zur Berathung zusammen, ohne deren Entscheidung er nichts zu beschließen im Stande war. Der bei unseren Vorfahren so beliebte Zweikampf, das uralte Gottesurtheil, stand hier in besonderem Ansehen, sonst wurde in öffentlicher Sitzung über die Klage nach den hergebrachten Formen des Rechtes das Urtheil gefällt. Ein sehr wichtiges Beweismittel, die Sprache, läßt uns leider sehr im Stich; denn vom Bau und der Betonung des canarischen Dialekts, von den Gesetzen der Wortbildung u. s. w. wissen wir so gut wie nichts, und es sind uns überhaupt kaum tausend alter Worte noch erhalten; deßhalb beruht gerade in dieser Beziehung Manches auf bloßer Vermuthung, und wie Franz v. Löher sich ausdrückt, wandeln wir in einer dunklen Sprachwaldung, in der man die Stämme öfter nur durch Tasten unterscheiden kann.

„Es zeigt sich bei den Wandschen in so Vielem die hervorstechende germanische Eigenart: so in Bau und Einrichtung des Hauses; im Aufführen eines Hügels über dem Grabe der Helden; in der Nothwendigkeit der Vollreife zur Heirath und in der Stellung der Frau; in der Leidenschaft für Tänze und Volkslieder und in der Gewohnheit, auf Alles, was innerlich anregt, einen Sangvers zu machen; im Gottesurtheil und in den Grundzügen religiöser Anschauung; in der scharfen Trennung der Wehrhaften und Ehrlosen, der Freien und Hörigen, der Adligen und Handwerker. Die ersten Nachrichten aber, die wir von den Wandschen aus dem 13. Jahrhundert haben, ihre spätere Geschichte, die auffallende Aehnlichkeit in ihrer Lebensweise, Sitte und religiösen Anschauung mit Germanen, die Uebereinstimmung mit ihnen in Charakter, Intelligenz und Körperbildung, ihr unverkennbar germanisches Staats- und Rechtswesen, endlich die Ergebnisse, welche die sprachliche Forschung liefert, das Vorkommen berberischer Ortsnamen, das Wortgemenge im täglichen Leben, das Germanische in Laut und Sinn religiöser Ausdrücke, sein offenbares Vorwiegen in den Namen für Personen und Stände und Beamten — alles dies steht in einem inneren Zusammenhang, und wenn man das eine Stück gegeben annimmt, so entspricht alles Andere dem natürlichen Laufe der Dinge. Es bleibt daher gar nichts, als entweder die Wandschen für Germanen zu nehmen oder an die Atlantis zu glauben und daß Jene der Rest eines großen, den Germanen verwandten Volkes waren, welches ehemals den untergegangenen Welttheil bewohnte."

Im Verlaufe seiner Untersuchungen kommt Löher zu dem anscheinend sicheren Ergebniß, daß diese nach den canarischen Inseln verschlagenen Germanen carthagenische Vandalen sind, die von Marocco aus dorthin gelangt waren. Es liegt in der Natur der Dinge, wie auch in den geschichtlichen Nachrichten nicht das Mindeste, was der Angabe des Ravennater Geographen widerspräche: es habe sich das von Belisar besiegte Vandalenvolk nach Marocco gerettet. Wohl aber weisen einzelne Notizen auf jene Gegend als den Sammelplatz der flüchtenden Vandalen hin. Aus einer Stelle im Lobgedichte des gelehrten Bischofs Sidonius Apollinaris auf Kaiser Majorian erfahren wir, daß der Vandalenkönig Geiserich auch die Autololen beherrschte; diese aber wohnten im tingitanischen Mauritanien, das ist Marocco. Ihr Land war also bei den Vandalen bekannt. Andere Notizen finden wir im Prokop. Das Aureß-Gebirge, wohin sich Gelimer geflüchtet hatte, lag nach seiner Angabe dreizehn Tagereisen westlich von Carthago, und die Gegend weiter westlich gehörte den Mauren, welche den Vandalen das Gebiet von Aureß entrissen, und noch über diese hinaus wohnten andere maurische Völkerschaften, welche Orthaias beherrschte. „Von diesem Manne," berichtet Prokop, „habe ich selbst erzählen hören, daß über das Land hinaus, welches er selbst beherrschte, gar keine Leute wohnen, sondern eine wüste Gegend weit sich ausdehnt, und daß jenseit derselben Menschen leben, die nicht, wie die Mauren, eine bräunliche Haut, sondern sehr weiße Körper und blondes Haar haben." Jene vierhundert Vandalen aber, die bei Lesbos sich zu Herren der Schiffe machten, auf denen man sie nach Syrien bringen wollte, segelten zuerst zum Peloponnes und von da bis zu einer wüsten Gegend in Libyen. Dort ließen sie die Schiffe stehen, packten ihre Habe zusammen und zogen nach dem Aureß-Gebirge und weiter nach Marocco hin. Sie wußten also, wo sie Landsleute trafen. Sotzas aber zog sich, als er den größten Theil seines Heeres in der Schlacht bei Scalä veteres eingebüßt, mit seinen treuen Vandalen ebenfalls nach Marocco zurück, und als er von dort zu neuem Kampfe gegen die byzantinischen Feldherren noch im Jahre 543 wieder vorrückte, hatte er noch fast ein halbes Tausend vandalischer Krieger bei sich. Das sind die letzten Nachrichten, die uns von Geschichtsschreibern über die Vandalen überliefert sind, und damit verschwindet dieses Volk aus der Geschichte. Durchaus fehlt eine fernere Erwähnung bezüglich des Verbleibens der Vandalen. Löher ist nun der Meinung, daß dieser Rest der Vandalen sich nach Zerstörung ihres Reiches durch Belisar nach Marocco wandte, wo er einige Zeit lebte. Wahrscheinlich wohnten die Vandalen zuerst längere Zeit im nordwestlichen Marocco, wo Rohlfs offenbare germanische Grabhügel sah, sodann in dem wohl gleichfalls germanischen Burgenlande gegenüber den canarischen Inseln. „Gewiß aber kamen diese Vandalen nach den canarischen Inseln und brachten entweder in ihrer Sprache mancherlei Berberisches mit, das sie inzwischen angenommen; oder, was viel wahrscheinlicher, sie fanden die Inseln von Berbern bewohnt, die jedoch nicht stark und zahlreich, eroberten das Land, verschmolzen sich mit einem Theil der Berbern und machten die übrigen zu ihren Hörigen. Diese Wanderungen geschahen vor oder bei dem Eindringen der Araber in Marocco, ohne daß eine Berührung oder gar Verschmelzung der Vandalen mit Arabern statt hatte. Seit der Besitzergreifung der canarischen Inseln durch die Germanen sind dieselben bis zur spanischen Eroberung vollständig abgeschlossen geblieben, aber auch in der Cultur zurückgegangen. Sie verloren fast gänzlich den Gebrauch des Eisens, verlernten das Bauen und Lenken von Seeschiffen, ihre Sprache verknöcherte sich, und ihr Christenthum, soviel sie davon mitgebracht hatten, wurde gänzlich verunstaltet." Zum Schluß führen wir noch Löher's Ehrenrettung der Vandalen an: „Würde es wohl einem Menschen einfallen, vandalische Rohheit und vandalische Verheerungen in den Mund zu nehmen, wenn er in ‚Vandalen' die zweite Silbe kurz aussprechen müßte? Das aber wäre allein richtig gesprochen. Jener germanische Volksstamm, der im Sturmlauf den ganzen Nordwesten von Afrika eroberte und dreißig Jahre lang der Schrecken von Rom und Byzanz gewesen, nannte sich niemals Vandälen, sondern Wandilen, Wandiln, oder Wandälen, Wandeln. Und ebenso hieß er bei allen seinen Zeitgenossen. Der Name, worin jetzt das zweite a sich so breit und hallend macht, „Vandälen" — dieser Name ist ein erfundener und noch nicht zweihundert Jahre alt. Diese Sprachweise ist gerade so unsinnig, als wollte man den lateinischen Ausdruck, der in alten Urkunden und Chroniken sich für Wenden — Venëdi, Veneti — findet, in Venēdi verkehren. Doch es hängt nun den Vandalen der schlimme Ruf einmal an, und

Digitized by Google

er wird noch lange Zeit nicht abgeschüttelt werden, so viel thut die Betonung zur Sache. Und doch ist das ganze Geschrei vom Vandalismus noch viel jünger als die Verkehrung dieses Namens. All' die Gelehrten früherer Jahrhunderte wissen nichts von Vandalismus, und die Geschichte weiß auch nichts davon. Was hat denn der große Geiserich in Rom verbrochen? Nicht mehr, als was die Griechen einst an allen Küsten und die Römer gründlich in allen Ländern thaten, und was Mode geblieben bis auf den heutigen Tag. Geiserich holte seine Kriegskosten und vielleicht etwas mehr. Von einer Zerstörungswuth aber, welche die Vandalen besessen, von einer Wuth, die sich bei ihnen besonders gegen Kunstwerke, gegen schöne Gemälde, Bildsäulen und Bauten gerichtet hätte, findet sich in den geschichtlichen Quellenschriften keine Spur."

So weit Löher's noch sehr der weiteren Untersuchung bedürftige Hypothese. Jedenfalls eröffnet sich hier ein neues kleines Gebiet für germanische Sprachforschung, — noch mehr für germanische Alterthümer, insbesondere was das Rechts-, Staats- und Religionswesen betrifft, — aber auch die Culturgeschichte und Anthropologie erhält einen höchst anziehenden Stoff. Außer den Norwegern, die in altersgrauen Zeiten sich auf Grönland ansiedelten und nach und nach unter den Eskimos aufgingen, kennen wir keinen germanischen Volksstamm, welcher Jahrhunderte lang vom Weltverkehr völlig abgeschlossen lebte. Gleichwie canarische Namen wie Amalwig und Imobach, Wahre und Harimagadas nur germanisch sein können, ebenso unfehlbar geben die gesellschaftlichen und staatlichen Gewohnheiten der Wandschen die Erläuterung zu den knappen Schilderungen des Tacitus in seiner Germania. Noch mehr aber, als Sprach- und Culturforscher, sind die Poeten zu beneiden, denn sie erhalten in der Eroberungsgeschichte der canarischen Eilande, die Franz v. Löher ausführlich erzählt, die herrlichsten Stoffe.

Nöthig aber ist zuerst, daß für die Forschung eine festere Grundlage als die Löher'sche gewonnen wird. Es müssen alle Quellenschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden. Dann muß dort in Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven, nach den ältesten Nachrichten über die Canarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden; — endlich muß ein Culturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsalterthümern der Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die Löher nicht mehr möglich waren. Gewiß, die Finderfreude wird reichlich lohnen.

Literatur und Kunst.

Goethe als Erzieher.

Von Professor Wilhelm Rein (Jena).*)

Schon der jugendliche Goethe ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das „Räthsel des Menschenlebens" betrachtet werden kann. Je mehr er in dieses Räthsel eindringt, um so eher tritt er von der Ansicht zurück, daß diejenigen glücklich zu preisen seien, deren sich das Schicksal annehme, weil es jeden nach seiner Weise erziehe. Vielmehr festigt sich die Ueberzeugung in ihm, die der Unbekannte in Wilhelm Meister ausspricht: „Das Schicksal ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte." Dem Schicksal mit seinen Zufälligkeiten setzt er also die Planmäßigkeit der vernünftigen Erziehung gegenüber. Charakteristisch für diese ist, daß die Ziele genau bestimmt und die Mittel und Wege gut abgewogen sind, die die zu jenen deutlich gedachten Zielen hinführen. Nicht mit einem Mal steht dem Dichter diese Planmäßigkeit vor Augen; langsam, allmälig reift sie, bis sie endlich in einer originellen Schöpfung zusammengefaßt erscheint.

Nach der stürmischen Jugendepoche klärt sich während des ersten 10jährigen Aufenthaltes in Weimar das erste harmonisch-einheitliche Bild in ihm ab. Der läuternde Einfluß, welchen die Freundschaft mit Charlotte von Stein ausübte, führte den Dichter zu klarer und fester Auffassung seiner Lebensaufgabe. Spinoza war ihr gemeinsamer Heiliger; wie eine Andacht erscheint das tägliche Lesen der Ethik. Was für Gedankenreihen sich hieran geknüpft, wußte Goethe später nicht mehr anzugeben. Aber der seelischen Wirkung war er sich wohl bewußt: Er fand hierbei eine Beruhigung seiner Leidenschaften; auch schien sich ihm eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Spinoza bot ihm ein Doppeltes: Die große Uneigennützigkeit, die aus jedem seiner Sätze hervorleuchtet, und die weite Auffassung der Natur, die der des Dichters verwandt, ein unzertrennlicher Bestandtheil seines pädagogischen Denkens und Fühlens wurde. Das Ideal der grenzenlosen Uneigennützigkeit wurde in ihm entwickelt durch die Ausübung seiner Berufsthätigkeit im Verkehr mit dem Herzog. Indem er dabei Wilhelm Meister langsam in sich reifen läßt, tritt immer deutlicher der Gedanke hervor, daß die eigenartige Ausbildung der Persönlichkeit und die Ausführung der ihr zugewiesenen Lebensaufgabe das höchste Ziel alles Menschenlebens sei.

Nun, nachdem der Charakter des Dichters in sich einen festen Halt gewonnen und in den Tiefen der eignen Seele ein unerschütterliches Schwergewicht fühlte, das sein Weiterschreiten sicherte, kam die Zeit, wo solch gewaltig aufstrebendes Selbstbewußtsein Befreiung aus einer Bahn verlangen mußte, die doch im besten Fall nur als Erziehung, als indirecter Weg zum Ziele gelten konnte. Daher der plötzliche Aufbruch nach Italien, wo ein neues künstlerisches Ideal reift, eine Weltbetrachtung, in der naturwissenschaftliche und künstlerische Interessen sich durchdringen, Momente, die in seinen Erziehungsplänen später eine bedeutende Rolle spielen sollten.

Nach der Rückkehr aus Italien zog dann mit Kant eine neue geistige Macht in den Kreis seines Denkens ein, die hier um so mehr zu betonen ist, als die ethischen Betrachtungen, zu denen Kant ihn anregte, die erzieherischen unmittelbar beeinflußten. Hatte sich in ihm das Gefühl der Abhängigkeit des Einzelnen vom Allgemeinen schon so weit zugespitzt, daß die Selbstständigkeit des Individuums dadurch aufgehoben schien, so wurde er durch Kant wiederum zur Schätzung des intellectuellen und sittlichen Einzelwillens gebracht, der das Recht und die Pflicht hat, die Welt nach seinem Sinn und seinem inneren Gesetz zu erfassen und zu behandeln.

Die Vertiefung aber in die Werke des Königsberger Philosophen ward ihm durch seinen neugewonnenen Freund Schiller erleichtert. Dieser hatte es bekanntlich unternommen, die strengen Imperative der kantischen Moral gefälliger zu machen, indem er sie neben die ästhetischen Forderungen setzte.

*) Unser verehrter Mitarbeiter giebt seit dem vorigen Jahre unter Mitwirkung bewährter Schulmänner und Schulfreunde im Verlage von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza ein groß angelegtes „Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik" heraus. Wir entnehmen der zunächst erscheinenden 2. Hälfte des 2. Bandes den obigen Artikel des Herausgebers selbst, soweit seine Ausführungen ein größeres Publicum interessiren, und empfehlen zugleich das ganze verdienstvolle Unternehmen.
Die Red.

Digitized by Google

Die nahe Verwandtschaft des Schönen und Guten legte er in den Briefen über ästhetische Erziehung dar. Diesen Gedanken stimmte Goethe zu, wenn er auch der herben Unbedingtheit der Kant'schen Pflichtforderungen näher stand, als der Anschauung der Briefe. Deßhalb gab er in dieser Zeit den „Lehrjahren" jenen Abschluß, der den Helden von seiner ästhetischen Laufbahn auf die nüchterne eines praktisch-sittlichen Handelns weist und ihn so zu einem rücksichtslosen Bruch mit seiner Natur und ihren Neigungen zwingt. In ähnlichem Sinne erfolgte die endliche Fassung der Faustidee, kraft welcher das hohe Glück des schönsten Augenblicks in die aufopferungsvolle praktische Thätigkeit für das Gemeinwohl gesetzt wird. Immer tiefer war sein Blick eingedrungen in die Bedingungen, denen Natur- und Menschenleben unterworfen sind. Daher ist es nicht wunderbar, daß wir ihm so reiche Offenbarungen für Erziehung des Einzelnen wie der Gesammtheit zu danken haben.

Allerdings hat Goethe wohl nie daran gedacht, ein System der Erziehung aufstellen zu wollen, durch folgerechte Anwendung logischer Operationen ein Lehrgebäude aufzuführen, das auf bestimmten Principien ruhend, durch die Geschlossenheit der Gedanken wirke. Was aber diesen an systematischem Zusammenhang etwa abgeht, das gewinnen sie durch ihre Unmittelbarkeit. Denn was der Dichter giebt, ist aus dem Leben gegriffen, durch besondere Ereignisse veranlaßt, durch langjährige Erfahrung abgeklärt, in eine durchsichtige Form gebracht und dadurch zu der Wirkung eines allgemeinen Gesetzes erhoben. Hier und da treffen wir auf widersprechende Aussprüche, weil der besondere Augenblick einmal dies, das andere Mal jenes hervorruft. Doch zeigt sich in Allem eine einheitliche Richtung des Denkens und Strebens. Grundlegend bleibt immer die Richtung auf Bildung der Persönlichkeit zu einem Ganzen, zu einem in sich harmonisch gestimmten Charakter, der dauernd die gleichen Ziele verfolgt, getragen von derselben Gesinnung, die stets darauf ausgeht, den wechselnden Bedingungen der Außenwelt gegenüber dem Menschen eine würdige Gestaltung seines Lebens und ein vollkommenes Ebenmaß zur Pflicht zu machen.

Aufgabe der Erziehung ist nach Goethe die Ausbildung des Individuums zu einer geschlossenen, im Dienste des Ganzen thätigen Persönlichkeit. Die Verwirklichung dieser Aufgabe in größerem Stil soll dann zur Gründung eines allgemeinen sittlichen Weltbundes führen, in dem die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, Verstand und Liebe vereinigen. Darum soll auch die Ausbildung des Einzelwesens, wenn sie sich auch an die individuelle Naturbeschaffenheit anzuschließen hat, doch immer im Einklang stehen mit der Beschaffenheit des Naturganzen, dem es angehört. Der Einzelne soll immer als Theil des Ganzen sich betrachten und über sein Verhältniß zu der Gesammtheit sich Klarheit verschaffen. Denn unser wahres Leben finden wir nur in dem Aufgeben einer Beschränktheit, die das Glück allein in dem eigenen persönlichen Wohlergehen sucht. Nur auf diese Weise kann jener allgemeine sittliche Weltbund entstehen, der in den Wanderjahren in dichterischer Vorahnung dargestellt wird.

Das sittliche Streben ist dem Menschen aber nicht leicht gemacht, da in ihm entschiedene Triebe vorhanden sind, die seiner Thätigkeit eine andere, als die sittlich geforderte Richtung geben wollen. Der Streit der verschiedenen entgegengesetzten Triebe wirft den Menschen in jene Verworrenheit, die Goethe als das eigenste Kennzeichen eines unheilvollen Zustandes empfindet:

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos;
Der Tag wie lieblich! so die Nacht, wie groß.
Und wir, gepflanzt in dieses Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst, und bald mit der Umgebung.

Wie aber kommen wir aus dieser Verworrenheit heraus? In uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Deßhalb müssen wir in aufrichtigem Streben nach Selbsterkenntniß die prüfenden Blicke in's eigene Innere lenken. Hier finden wir den Richter, der allein für uns maßgebend sein kann: das Gewissen. Das Gewissen irrt nicht; es bedarf keines Ahnherrn; mit ihm ist Alles gegeben; es hat nur mit der inneren eigenen Welt zu thun. Der Wille muß lernen, um vollkommen zu werden, dem Gewissen sich zu fügen, auf den inneren Richterspruch zu hören, wie es der Held der Wanderjahre thut, von dem es heißt:

Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten,
Doch wendet er, sobald der Weg verfänglich,
Den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben.

In den Wanderjahren Wilhelm Meister's ist der Grundsatz der selbstbewußten thatkräftigen freien Sittlichkeit zu vollem Ausdruck gekommen, wie Goethe sie in jedem Werdenden verwirklicht sehen wollte. Sie stützt sich vor Allem auf die Beständigkeit der Gesinnung; sie allein kann uns aus den Schwankungen befreien. Sie verbürgt dem Menschen die sittlich zweckvolle Ausübung seiner Thätigkeit; hier liegt für ihn die einzig giltige Wahrheit, das Ziel seines Strebens. Im Christenthum aber sind ihm die werthvollsten Hülfen gegeben. Denn, so sagt Goethe, „die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums wird er nicht hinauskommen."

Das Mittel aber, um zu der obersten Stufe menschlicher Entwickelung zu gelangen, ist, wie Goethe schlicht sich ausdrückt, die Frömmigkeit. Ein merkwürdiges Wort in seinem Mund; und von besonderem Sinn bei ihm, so daß wir wohl begreifen können, wie seine Freundschaft mit Herder auf die Dauer nicht bestehen konnte. Die Frömmigkeit ist Goethe nicht Zweck, sondern nur der Weg, auf dem man durch die reinste Gemüthsruhe hindurch zur höchsten Cultur gelangen kann. Diese Gemüthsruhe wird von ihm bezeichnet als Friede Gottes, der den schärfsten Gegensatz bildet zu jeder Verworrenheit und kräftig genug ist, uns mit uns selbst und der Welt in's Gleiche zu setzen — eine ähnliche Stimmung, wie sie hervorleuchtet aus den Versen:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruhn im Frieden seiner Hände.

Fragen wir aber näher nach dem Gottesbegriff Goethe's, so fällt vor Allem auf, daß er auch hier den rein individuellen Charakter einer solchen Vorstellung scharf betont. Unumwunden gesteht er: „Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist — Pantheist hingegen als Naturforscher, und Eines so entschieden als das Andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt." Dies Letztere hat offenbar mit der pantheistischen Vorstellung nichts zu thun. Auch ist die pantheistische Denkweise bei Goethe nicht eine derartige, daß sie zu den Aufgaben des sittlichen Menschen in Widerspruch träte. Die von Gott erfüllte Natur wird in ihrer Gesammtheit aufgefaßt als bestimmt, der sittlichen Entwickelung der Menschheit zu dienen.

Diese Gottesvorstellung erweckt nun das Vertrauen, daß das sittliche Streben mit den Bedingungen der empirischen Welt im Einklange stehe. Trotzdem führt diese Vorstellungsweise den Menschen nur in die Vorhöfe der Religion. Die

Digitized by Google

Enträthselung des ewig Ungenannten bleibt dem Einzelnen und seinem innersten Seelenleben vorbehalten, indem er jene höchste Macht auch als Leiterin seiner persönlichen Geschicke anzuerkennen sich gedrungen fühlt. Von seinem Wilhelm Meister äußert Goethe: Er scheine nichts Anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, dennoch zum glücklichen Ziele gelange. Und ebenso im Faust eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis an's Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Mit dem ethischen Moment, das in der Ausgestaltung der Persönlichkeit hervortritt, verbindet sich das religiöse, insofern das Schicksal mit seinen Zufälligkeiten nun unter den Gesichtspunkt einer höheren Leitung gerückt wird, der das Menschenleben unterworfen ist, vor der sich jeder in Ehrfurcht beugen soll.

Damit fühlen wir uns mitten hineinversetzt in die pädagogische Provinz der Wanderjahre. Auf das Princip der Ehrfurcht gründen die Sachverständigen der Provinz ihr Erziehungssystem. Das Werthvolle, das geheimnißvolle Etwas, worauf Alles hinausläuft, ist die Ehrfurcht. Sie richtet sich auf das, was über uns, neben uns und unter uns ist: Auf Gott, Menschen und Natur. Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst, die ihn zum Höchsten gelangen und auf dieser Höhe verweilen läßt, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden.

Aber nicht nur theoretisch ist Goethe seiner pädagogischen Neigung nachgegangen — er hat dieselbe auch praktisch bethätigt. Auch in diesem Betracht können wir von ihm als „Erzieher" reden. Schon als Student übt er sich, wie es Brüder zu thun pflegen, in der Bildung der Schwester. Was er in Leipzig in den Moralvorlesungen des Hofmeisters von ganz Deutschland empfing, suchte er sofort praktisch zu verwerthen. Nach der eben aufgenommenen Lehre hofmeisterte er seine Schwester Cornelia. Später hat er dann seine Erziehungsweise nicht seinem Sohn gegenüber, wohl aber an Friedrich von Stein bewährt. Er hatte den Knaben in sein Haus aufgenommen, ihn ganz in seinem Sinn zu erziehen. Wie ihm dies gelungen, dafür besitzen wir vollgiltige Zeugnisse. Als Körner den zum Mann Erwachsenen kennen lernte, hebt er die angenehme Empfindung hervor, welche das Ebenmaß Stein's auf ihn ausübe. Er betrachtet ihn als ein pädagogisches Kunstwerk. Und Schiller bestätigt dies Urtheil, indem er an Körner schreibt: „Goethe hat Friedrich von Stein eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn ganz objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen." —

Die Liebe zu den Kindern ist überhaupt ein ausgeprägter Zug in Goethe's Wesen. Sie begleitet ihn durch alle Entwickelungsstufen seines wechselreichen Lebens von der Wertherperiode an bis zu den Tagen des Altmeisters. So belauscht Eckermann eine anmuthige Scene zwischen dem 81jährigen Dichter und seinem 10jährigen Enkel, der auf Goethe herumkletternd dem Greis viel zu schaffen machte, ohne daß dieser ein Zeichen der Ungeduld von sich gegeben hätte; nur die Worte hinwerfend, daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur sei. Dem eigenen Verkehr mit Kindern entstammen ohne Zweifel nicht nur eine Reihe kleinerer Gedichte, Sentenzen und Denkverschen, sondern auch die Schilderung pädagogischer Situationen, Verhältnisse und Figuren, von Götzen's Karl an bis zu dem Schenkenknaben des Divan. Auch die pädagogischen Bemühungen Wilhelm Meister's um Felix und Mignon sind nur poetische Niederschläge der eigenen Neigungen des Dichters, der ja sogar seine Freundschaften zu Bündnissen stempelte, die auf gegenseitiger Vervollkommnung beruhten. Jeden wollte er aus seinen Fähigkeiten heraus zum Bürger des unsichtbaren Reiches derer machen, die sich selbst beobachtend sich und das Ganze zu reineren Gedanken und Gesinnungen zu erheben suchen. Auch auf seine Frau Christiane erstreckten sich seine erzieherischen Bemühungen. Aus den Briefen an sie geht ein dauerndes, rührendes Bestreben hervor, sie zum Verständniß dessen heraufzuziehen, was er selbst betrieb. Und zwar sucht er sie in echt pädagogischer Weise nicht in erster Linie für das Literarische, sondern für die Natur zu interessiren. Dies können wir vom allerersten Beginn des Verhältnisses an verfolgen.

Daß alle seine Erzieher-Bemühungen aber von bestem Erfolg gekrönt sind, ist leicht erklärlich. Wer eine so überwältigende Individualität besitzt, daß jede fremde davor förmlich erlischt, dem kann es nicht schwer werden, die Seele des anderen in seine Gewalt zu bekommen, vor Allem eine jugendlich unselbstständige, allen Eindrücken offene Seele. Die Züge, welche Goethe uns in seiner Eigenschaft als praktischer Erzieher und als Theoretiker enthüllt, zeigen sein Bild uns im Lichte edler, reiner Menschlichkeit, das ein Beispiel gewährt, nachahmenswerth für alle Zeiten — nicht am wenigsten für unsere.

Wenn schon sein Entwickelungsgang ihn zu dichterischer Darstellung der großen Erziehungsprobleme antrieb; wenn seine eigene Natur und seine Stellung ihn beständig in erzieherischen Verkehr mit der Welt der Kinder und der Erwachsenen hineinführten — so wurde er endlich auch durch äußere Einflüsse auf diese Bethätigung seiner geistigen Gaben hingewiesen. So hoch er über seiner Zeit stand, so daß von ihm ab eine neue geistige Entwickelungsperiode für unser Volk gerechnet werden kann, so war er doch wiederum ein Kind seiner Zeit. Ihren Einflüssen war er so gut unterworfen, wie andere Sterbliche. Und um so mehr konnte er sich ihnen hingeben, je mehr sie den eigenen Neigungen und Strebungen entsprachen.

Die Zeit seiner Entwickelung, seines Werdens stand noch ganz unter dem Einfluß Rousseau'scher Ideen. Wohl niemals ist das Problem der Erziehung mit mehr Eifer und größerer allgemeiner Theilnahme theoretisch und praktisch in Angriff genommen worden, als in dem Zeitalter der Aufklärung. Die Erziehungsgedanken lagen gleichsam in der Luft; alle Welt war von pädagogischen Gelüsten angewandelt und auf Erziehung Alles zugeschnitten. In welch gesteigerter, ja fast ausschließlicher Weise die pädagogische Idee alle Anschauungen, gerade der besten Männer beherrschte, wird sofort erkennbar, wenn wir nur drei Werke nennen, deren jedes den Bestrebungen einer Periode deutscher Geistesentwickelung seinen Stempel aufgedrückt hat: Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, Fichte's Reden an die deutsche Nation. Fügen wir noch hinzu, daß Wieland's Goldener Spiegel, Basedow's Elementarwerk unseren Dichter lebhaft beschäftigten, daß er das bekannte Philanthropin zu Dessau mehrfach besuchte — Anklänge daran finden sich genug in der pädagogischen Provinz der „Wanderjahre" — so wird es nicht unerklärlich scheinen, daß Goethe solchen Einflüssen sich nicht entziehen konnte. Die Wirkung war, daß er selbst im Wilhelm Meister sich den Verfassern von Erziehungsromanen anreihte, die weit über Rousseau zurück auf arabische und antike Vorbilder weisen.

Verschiedene Momente trafen also in der glücklichsten Weise zusammen, um dem großen Dichter die Bethätigung auf einem Gebiet nahe zu legen, auf welchem sich die ersten Geister der Nation fanden. Unter ihnen ragt er hervor durch den Reichthum der Gedanken und durch die Wucht des Eindruckes, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, dem auch wir uns nicht entziehen können.

Unser Jahrhundert und unsere Pädagogik weiß viel zu schreiben über harmonische Bildung. Denkt sie daran, daß dieses Ideal in Goethe verwirklicht uns entgegentritt, in ihm, der einen freien offenen Blick für alles Menschliche verband mit tiefgehendem Eifer, das Leben in der Natur zu erfassen? Wie niedrig erscheint dem gegenüber der Streit der Huma-

Digitized by Google

nisten und Realisten, der sich in unsere Tage fortpflanzt, Zeugniß gebend von der Zerrissenheit und Einseitigkeit moderner Bildung. Allerdings scheint es jetzt ungleich schwerer als sonst, die Forderungen eines schönen Ebenmaßes in Einklang zu setzen mit den Zudringlichkeiten, einer hoch gesteigerten Gegenwart. Aber erscheinen darum die Forderungen selbst hinfällig? Gewiß nicht. Je mehr unserer Zeit das Ideal freier, schöner Menschlichkeit verloren zu gehen droht, um so mehr sollte sie sich der befreienden Wirkung hingeben, die von einer Persönlichkeit ausströmt, welche die Forderungen reinen Menschenthums in sich in so hohem Grade verwirklicht hatte.

Hans v. Bülow in seinen Briefen.

Frau Marie v. Bülow geb. Schanzer, die Wittwe des großen Pianisten und Dirigenten, verdient den Dank aller Musikfreunde, daß sie die schwere Aufgabe unternommen hat, das Charakterbild ihres Gatten nachzuzeichnen, wie es aus dem Mosaik seiner Briefe sich gestaltet. In den unlängst erschienenen ersten zwei Bänden von „Hans v. Bülow, Briefe und Schriften" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) bietet sie aus Bülow's Briefen an seinen Lehrer Liszt, an einige Freunde und Mitstrebende, besonders aber an seine Eltern und seine Schwester, eine reiche Auswahl in geradezu mustergiltiger Form mit erklärenden Einleitungen und Anmerkungen. In diesen immer nervös hingeworfenen, rückhaltlosen, leidenschaftlichen Briefen, die leider nur den jungen Musiker betreffen und schon im Mai 1855 abbrechen, lebt der ganze Bülow wieder auf, der unabläßig ringende und strebende Künstler mit seinem immer glühenden, begeisterungsfähigen Herzen, seinem unerbittlichen kritischen Verstand, der wilde Mitkämpfer von Wagner, Liszt und Berlioz, mit allen Widersprüchen und Ecken seines eigenartigen Wesens. Wenn wir nun hier an der Hand dieser Schriftstücke die mancherlei äußeren, seine Seele tief verstimmenden Jugendeindrücke, seine enttäuschungsreichen Kämpfe um seine und seiner Freunde Anerkennung miterleben, so erklären sich leicht alle die schroffen Seiten seiner im Grunde doch stets gütigen und ritterlichen Individualität, und wir lernen den genialen Musiker auch als Menschen so lieb gewinnen, wie er es seinen näheren Freunden war.

Unerfreulich sind ja schon die Verhältnisse, die seine Jugend umgeben. Sein Vater, der Novellist Eduard v. Bülow, dessen schwächliche schriftstellerische Leistungen heute mit Recht vergessen sind und dessen bleibendes Verdienst nur in seiner Eigenschaft als der erste Biograph Heinrich v. Kleist's liegt, war ein wunderlicher pedantischer und doch exaltirter Choleriker, von dem Hans das Ungestüm seines Wesens geerbt haben mag. Als Hans neunzehn Jahre alt war, ließ sich sein Vater von der Mutter, einer geborenen Stoll aus Leipzig, scheiden, um eine Verwandte zu heirathen. Der Mutter musikalisches Talent ging auf Hans über, dennoch kämpfte sie bis zuletzt dagegen an, daß er die Laufbahn eines Musikers von Beruf einschlug, um so mehr als die kraft-genialisch sich über manche Sitte hinwegsetzenden Wagner und Liszt ihrem gut bürgerlichen Sinne zuwider waren. Als Dilettant übte also Hans seine Kunst, aber schon mit neun Jahren wurde er Clavierschüler von Fr. Wieck, Schumann's Schwiegervater, und Harmonieschüler von Eberwein in Dresden, und auch als Leipziger Student durfte er unter Hauptmann Contrapunkt studiren. Wie konnten also die Eltern jemals im Ernste annehmen, daß ihr reichbegabter Sohn die Musik nur als Salonamateur üben und dabei in erster Linie dem Rechtsstudium obliegen würde! Auch die hier mitgetheilten Briefe aus jenen Jahren zeigen uns, wie der Student nur für seine Kunst lebt und webt. Schon frühzeitig versucht er sich im Componiren, worin er es freilich niemals zur Meisterschaft gebracht hat, und mit klopfendem Herzen und drei Ausrufungszeichen berichtet er 1847 der Mutter von einem aufmunternden Schreiben seines schon damaligen Abgottes, des Capellmeisters Wagner, an ihn. „Ihre Arbeiten, lieber Herr von Bülow, haben mir viel Freude gemacht; ich wollte sie ihrem Freunde Ritter*) nicht zurückgeben, ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren, und ich fühle mich um so weniger geneigt, Schwächen und Dinge, die mir nicht gefallen haben, aufzuzählen, als ich aus allem Uebrigen ersehe, daß Sie schon bald vollkommen im Stande sein werden, Ihre früheren Versuche selbst zu kritisiren. Fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen!" „Ich glaube," schreibt Hans weiter, „jedes Wort, was ich hinzufügen möchte, wäre mehr als überflüssig. Als Ritter zum Capellmeister, der gerade Besuch hatte, kam, sagte dieser, auf meine Arbeiten deutend, leise zu Ritter: ein unverkennbares Talent." Bald darauf erzürnt der junge Wagnerschwärmer den Vater, dessen literarisches Orakel sein Freund und Lehrer Ludwig Tieck war, mit einer sehr respectwidrigen Mittheilung: „Tieck verwirft den Text zu Lohengrin ganz. Das erregt mir erstens nur das achselzuckende Gefühl ‚Schuster, bleib' doch bei Deinem Leisten' und zweitens das schmerzliche über die Hartnäckigkeit und Trägheit gegen alles Neue, was die Menschen nicht sogleich verstehen und deßhalb geringschätzen. Doppelt traurig ist mir das, wenn ich daran denke, daß ich einmal später nicht besser sein werde, in anderer Hinsicht vielleicht. Doch ich will weder in Gedanken noch Worten mich über das Urtheil (?) dieser Art ästhetischer ‚Kenner ärgern; es ist das nicht werth, und Wagner's Heiligkeit bleibt unangetastet." Ein andermal schreibt er schwärmerisch an die Mutter: „Am Donnerstag war ja in Dresden „Tannhäuser"! Ein starkes Wonne- und Wehgefühl ergriff mich. Was hätte ich gegeben, um da anwesend zu sein! Ich wäre zu Fuß hingegangen, wenn die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, und wäre, wie Tannhäuser selbst nach Rom, in's Theater gewallfahrtet, um mich auf lange Zeit zu erquicken und zu erheben! — Ich muß oft sagen: ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Jene (d. h. nicht die Zöllner, sondern die Pharisäer); daß ich im Stande bin, die ganze Heiligkeit und Göttlichkeit der Musik, die dieses Werk zur inneren Anschauung bringt, zu erfassen und die Sendung des Apostels Wagner zu verstehen. Deßhalb verachte ich nicht die Feinde Wagner's, wenn nicht ein persönliches Vorurtheil sie gegen ihn einnimmt; aber ich bedauere sie, daß sie unfähig sind, sich aus dem Staube zu erheben! Entschuldige diese Episode, die Dich keinesfalls interessiren wird, da Du die Wagner'sche Musik nicht kennst; aber ich lasse mich immer durch Deine Aufforderung verleiten, zu schreiben, wie mir um's Herz ist."

Aber der nachmalige Freund Lassalle's hat auch eine politische Ader, und mit dem ganzen Feuer seines Wesens steht er auf demokratischer Seite, um so eher als ja auch Wagner nicht bloß die Musik revolutioniren will. Fiebernd schreibt er der Mutter im Mai 1849: „Wenn Ihr nur nicht in Dresden leidet! Ich bin so besorgt um Euch, obgleich Ihr vom Blutschauplatze doch so ziemlich entfernt seid; wenn ich doch hinüber könnte, um ein freundliches, tolerantes Wort zu vernehmen! Wenn nur nicht Wagner erschossen ist! Ich kann nicht ohne die heftigsten Thränen daran denken; er steht, glaube ich, in dem vierten Bataillon der Communalgarde und er versäumt seine Pflicht nicht, auch wenn diese zum Tode ruft!" Zum Glück reist Papa Bülow gerade durch Leipzig, beruhigt den

*) Alexander Ritter, der jüngst verstorbene Componist der Opern: „Wem die Krone" ꝛc.

Digitized by Google

erregten Sohn und nimmt ihm das Versprechen ab, sich in keiner Weise in irgend eine politische Demonstration einzulassen. Aber die Leipziger und Dresdener Revolutionstage zittern noch lange in seinem Herzen nach.

Im Herbst geht der Student nach Berlin. In den darauf folgenden Winter fällt der Beginn seiner journalistischen Thätigkeit. Er schließt sich als Mitarbeiter der „Abendpost" den Ideen Wagner's an, dessen Schrift: „Die Kunst und die Revolution" damals erschien. Im September 1850 reist er nach Weimar, um dort den „Lohengrin" aufführen zu sehen. Er sendet der Mutter eine hübsche Schilderung von des Meisters Liszt und seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, Hofstaat auf der Altenburg.

„Am folgenden Mittag speiste ich bei Liszt und hatte Gelegenheit, die Fürstin näher kennen zu lernen, nämlich sie sprechen zu hören, denn während sie Stunden lang spricht, gönnt sie ihrem interlocuteur kaum eine halbe Minute zu einer Replique. Wir stritten über Wagner; Raff behauptete, W. befolge ein System, und Lohengrin sei die Consequenz davon; die Fürstin fand, daß Lohengrin durchaus lyrisch und undramatisch sei und unter dem Tannhäuser stehe. Ich war in dem Hauptpunkte mit Raff einverstanden, der der Fürstin immer deutsch antwortete; stritt aber, so viel man mir Worte gönnte, und sie konnten gezählt werden, diese Worte, gegen Beide, wobei zuweilen die Fürstin auch meiner Meinung war, namentlich als ich Raff widersprach, der einen griechischen Fatalismus annehmen wollte, der in dem Libretto herrsche, indem ich sagte: La volonté de chaque charactère dans le Lohengrin est tout à fait identique avec son sort; Lohengrin n'est pas forcé de retourner dans le temple du Gral; sa volonté seule le pousse au retour. S'il ne faisait pas cela, il ne serait pas Lohengrin. — Als ich jedoch — ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam — auf Wagner's, in seinen Broschüren ausgesprochene, Ideen verwies, rief sie sehr lebhaft aus: Ah, monsieur, ne me parlez pas de ces grosses bêtises. Liszt war nicht gegenwärtig bei dieser Unterhaltung, die die Fürstin mit einer bewunderungswürdigen Schärfe, mit stets neuen, nie oberflächlichen Behauptungen fortführte, indem sie die schwersten Pflanzercigarren dabei rauchte und einen fürchterlichen Qualm verursachte." —

Diese Weimarer Tage sind von bleibender Bedeutung in Bülow's Leben. Die Aufführung des „Lohengrin" bringt seinen Entschluß zur Reife, sich ganz der Musik zu widmen, und als er bald darauf in die Schweiz reist, um seinen Vater zu besuchen, der sich und seiner zweiten Gattin, einer Nichte des Feldmarschalls v. Bülow-Dennewitz, im Kanton Thurgau eine Besitzung gekauft hatte, verschwindet er eines Morgens von dort spurlos — nach Zürich, zu dem im Exil lebenden Meister. Seine Stiefmutter erzählt aus jenen Tagen: „Hans schien in guter Laune und das Gespräch wollte nie abbrechen; wir gingen oft in der schönen Gegend spazieren. Ganz besonders beschäftigte damals den Studenten Proudhon's ‚La Propriété, c'est le Vol' — — — Die angenehme Zeit in Oetlishausen sollte nicht gar lange dauern. Eines Morgens war Hans verschwunden. Er fehlte zum Frühstück, zu Tische, zum Abendessen. Alle Nachfragen blieben ohne Erfolg. Bülow sagte sehr bald: „Hans ist zu Wagner nach Zürich gegangen". Solcher Vermuthung konnte ich nur beipflichten. Bülow nahm in nächster Station, Rorschach, die Post, da die Eisenbahn jener Gegend noch nicht fertig war, und fuhr nach Zürich. Anderen Tags kam er zurück, sehr ergriffen, sehr aufgeregt. Hans war dem Vater zu Füßen gefallen und hatte gebeten, ihn Musiker werden zu lassen. Der Vater hatte dann nachgegeben unter dem Vorbehalte des mütterlichen Einverständnisses. Ich that mein Möglichstes, Bülow zu besänftigen, und meine Bemühungen waren nicht fruchtlos. Nach und nach beruhigte er sich über des Sohnes raschen und kühnen Entschluß — mit der Mutter mußte sich Hans selbst verständigen." Dies war freilich ein schwieriges Werk, und Wagner und Liszt wurden dafür zu Hülfe gerufen. Aus den beiden langen Schreiben Wagner's an Eduard und Franziska v. Bülow — es sind die einzigen Wagner-Briefe, deren Abdruck vom Hause Wahnfried gestattet wurde — ist das Folgende charakteristisch genug, um hier angeführt zu werden.

„Sie hielten es für gut, Ihrem Sohne bei seinem Aufenthalte in der Schweiz selbst einen Besuch bei mir in Zürich zu verwehren. Ich nehme an, daß Sie dies aus denselben Gründen thaten, die Sie überhaupt in dieser Angelegenheit bestimmten, und nichts Feindseliges gegen mich enthielten, — nur in dieser Annahme kann ich Ihnen überhaupt schreiben. Bloß dies Eine hatte ich zu ersehen, daß es Ihnen — ich gebe zu, aus Rücksicht auf Hansens Mutter allein — darauf ankam, Ihren Sohn nicht mit mir in Zürich, wo ihm gerade die Gelegenheit zum schnellen und bestimmten Antritt des künstlerischen Berufes offenstand, zusammenkommen zu lassen. Gerade hieraus glaube ich aber mit ersichtlicher Deutlichkeit sehen zu müssen, daß es Hansens Eltern — selbst abgesehen von ihrer Stimmung gegen mich — überhaupt auch darauf ankam, Ihren Sohn doch noch von der wirklichen Wahl des musikalischen Berufes abzubringen; seine Neigung dafür schien Ihnen vielleicht so stark auf seiner persönlichen Neigung zu mir begründet, daß Sie annehmen durften, jene würde sich mit der Zeit schwächen, wenn dieser die Nahrung benommen wäre. Ich gestehe, daß der hierauf begründete Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Eltern Hansens in Bezug auf ihre Zustimmung zu seiner Berufswahl, in mir stark ist, und daß er, da er weniger mich, als das künstlerische Lebensglück Ihres Sohnes berührt, mir die Kraft gegeben hat, es auf mich zu nehmen, Ihre Beschlüsse auf einen Augenblick zu durchkreuzen. Ich hatte mir zu sagen, daß ich in der schwebenden Angelegenheit Ihren Sohn, seine Fähigkeiten und das zu ihrer vollen Entwickelung Nöthige richtiger zu beurtheilen im Stande sei, als seine eigenen Eltern, die hierin ohne wirkliche Sympathie für ihn blieben.

Jedenfalls muß ich es dahingestellt sein lassen, ob es Sie erfreut, wenn Sie jetzt durch mich erfahren, daß Ihr Sohn mich durch die Stufe, auf die er bereits als Künstler gelangt ist, wahrhaft überrascht hat, daß ich in ihm einen ganz außerordentlich befähigten und schnell entwickelten Künstler erkannt habe, und so große Hoffnungen auf ihn setze, daß ich — verzeihen Sie mir! — Ihre mir etwa zugezogene Ungeneigtheit für jetzt gegen den Gewinn dieser Hoffnung mit in den Kauf nehme, da ich weiß, daß auch diese Ungeneigtheit durch Gewährung des Erfolges sich gewiß verlieren wird. Ja, ich weiß, Sie danken mir einst eben so sehr, als Sie Ihren Sohn lieben!"

Eduard v. Bülow erklärt sich bald für überzeugt, nur die Mutter, der Wagner nie sympathisch war, und die allerlei Klatschgeschichten aus Zürich vernommen haben mochte, grollte ihrem unfolgsamen Sohne noch viele Monate. Aber der Schritt war nun einmal geschehen, und so blieb denn Hans als zweiter Capellmeister am Züricher Actien-Theater unter Wagner's Führung. „Die Sänger," berichtet er dem Vater, „welche wunderbarer Weise alle ganz trefflich sind, intriguirten nebst dem Orchester zuerst etwas gegen mich, weil ich noch so jung und ungeübt, noch nicht den gehörigen Respect mir verschafft hatte. Wagner, der mit mir vollkommen zufrieden ist, hielt sie jedoch im Zaume und drohte auch mit seinem Rücktritt, d. h. mit der Entziehung seiner Theilnahme, seiner Oberaufsicht und Oberleitung, wenn man sich nicht gegen mich benähme, wie es sich gebührt. Die Leute haben hier ungeheuere Verehrung und Achtung vor ihm, und auf seine Schüler wird nun davon auch ein kleiner Theil übertragen. Ich habe mir schon jetzt Freunde unter den Künstlern verschafft und bald hoffe ich sie alle in meiner Hand zu haben. Mit dem monatlichen Gehalt von 50 Gulden müssen wir bis Neujahr beide, Ritter und ich, auskommen. Der Kaffee des Morgens ist eingestellt, es wird selbstzubereitete Wassersuppe genossen, woran ich mich sehr leicht gewöhnt

Digitized by Google

habe. Zu Mittag essen wir bei Wagner, wo sehr gut gekocht wird, was seine Frau gründlich versteht, die sehr freundlich und zuvorkommend ist, so z. B. neulich Nachmittags plötzlich meinen, wollte sagen Deinen (ich bin durch den Züricher Communismus so über Mein und Dein in's Unklare gerathen) Regenschirm, den mitgenommen zu haben mir recht leid thut, ohne ein Wort zu sagen, flickte." Aber schon nach zwei Monaten nimmt die Sache plötzlich ein Ende. „Ich kam heute nach der Probe nach Haus," berichtet Hans dem Vater, „und da hat sich denn Etwas zugetragen, was gebieterisch unseren, Wagner's und meinen, Rücktritt vom Theater heischt. Heute dirigire ich zum letzten Mal in der Stummen von Portici. Für meine Zukunft, für die nächste, wird Wagner schon sorgen; vielleicht ist bei meiner Mutter durch das Abbrechen des Theaterverhältnisses auch Etwas gewonnen. Genug, es ist rein unmöglich, die Sache in der bisherigen Weise fortzuführen. Die Personen und Umstände sind zu ekelhaft; die Reibungen hören nicht auf. Ich habe die zwei Monate hier wenigstens nicht verloren, sondern etwas gelernt, was mir viel nützen kann. Ich kann Dir nicht Alles weitläufig auseinandersetzen, nur wisse so viel, daß der Hauptgrund, daß wir noch heute aufkündigen werden — eine Eventualität, die schon längst vorhergesehen und reiflich überlegt war — in einem Streite mit dem Mann der ersten Sängerin liegt, die gekündigt hat, da sie nicht mehr unter meiner Leitung singen will. Sie ist so beliebt, daß der Director ruinirt ist, wenn sie fortgeht. Ich muß mich also entschließen, das Opfer zu werden. An eine Vermittelung ist nicht mehr zu denken. Und brächte man auch — was nur durch Demüthigungen meiner und Wagner's zu erwirken wäre — die Sache jetzt wieder in's Geleise, es könnte nicht fortdauern, mit erster Gelegenheit würde wieder Scandal werden und die Sache zu dem nämlichen Ende kommen. Darum lieber heute, wo wir einen sehr ehrenvollen Rückzug haben, als morgen."

Glücklicher Weise erhält der blutjunge Capellmeister fast gleichzeitig einen Ruf an das Theater in — — St. Gallen, dem er auf Wagner's Rath sogleich Folge leistet. Das hat den Vortheil, daß Hans hier in der Nähe des Vaters ist, der ihn häufig besucht und ihm auch sonst unter die Arme greift. Er schreibt darüber an seinen Bruder: „Hans ist also jetzt, wie Du weißt, in St. Gallen. Er hat dort fast aus Nichts eine Oper geschaffen. Ich war vor acht Tagen bei ihm. Er führte den Freischütz auf, den er allein einstudirt hatte. Das Haus war übervoll, der Beifall außerordentlich, die Aufführung vortrefflich. Hans dirigirte, ohne die Partitur anzusehen, in jeder Beziehung als Meister. Die circa 60 Mitglieder des Orchesters folgen dem 20jährigen Jünglinge auf's Wort und mit Freuden. Die angesehensten Männer der Stadt, reiche Kaufleute, Professoren, Aerzte, spielen zum Theil nur um Hansens willen, und damit das Unternehmen gelinge, im Orchester mit. Hans arbeitet fast Tag und Nacht. Ich habe von mehreren Seiten heimlich Nachrichten von ihm eingezogen; die ganze Stadt will ihm wegen seiner Bescheidenheit, Wunterkeit, Begabung und seines ruhigen Betragens wohl und ehrt ihn. Die ersten Häuser laden ihn zu sich ein. Mein Bankier hatte ihn, ehe er wußte, er sei mein Sohn, drei Mal bitten lassen, zu ihm zu kommen. In einem Concerte für die Armen, das Hans gegeben, war eben so wohl sein Spiel als seine Compositionen mit ungeheurem Beifall anerkannt worden. Noch einen Irrthum laß Dir benehmen: Als guter Preuße wirst Du natürlich auch für Hans mit besorgen, er werde von Wagner durch und durch republikanisirt und zum Hochverräther auferzogen werden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß die praktische Politik Hans nur so lange inficirt hat, als er zwischen zwei Berufsstühlen saß, wie in Berlin. Einmal so wie jetzt in seinem Berufe, denkt und sinnt er nichts Anderes mehr als Musik." Hans aber, dem der Gedanke, von seiner Mutter verstoßen zu sein, unleidlich ist, macht seinem gepreßten Herzen in einer seiner Schwester abgelegten Beichte Luft. Es ist ein künstlerisches Glaubensbekenntniß, ein Programm.

„Die Verehrung und Liebe, welche ich für Wagner seit langer Zeit hege, kennst auch Du. Ich weiß nicht, ob Du sie verstehst, aber durch diese Verehrung, die auch ein Verständniß seiner Werke bedingt, bin ich erst recht zu mir selber gekommen. Es ist mir nach und nach immer mehr bewußt geworden, daß diese Verehrung, dieses Verständniß der beste Keim in mir sei, das, wodurch ich, wenn ich ihn gut pflegte, zu einem Menschen werden könnte, der einen bestimmten Zweck in der Welt, in der Menschheit erfüllte. Denn unter Tausenden, die gleiche und nach meinen Begriffen nicht bloß unnütze, sondern sogar verwerfliche Thätigkeit ausüben, als Compagnon nebenher zu laufen, z. B. als Jurist oder Salonmusiker, dieser Gedanke konnte mich nicht begeistern, mir keine Lust, keinen Eifer zu einem Berufe einflößen. Dazu war und bin ich zu aristokratisch, zu exclusiv. Nach meiner Ansicht muß sich jeder Mensch seine Existenz verdienen, seinen Nebenmenschen zeigen, daß er ein Recht hat zu sein und nicht risirt, Würdigeren den Genuß der Erde wegzustehlen. Daß ich die größte künstlerische Erscheinung unseres Jahrhunderts und vielleicht noch von hoher welthistorischer Bedeutung erkannt habe, wie es bis jetzt nur Wenigen zu Theil wurde, hat in mir Ambition, Selbstgefühl, Lebenstrieb geweckt. Es wurde mir klar, daß ich ein Geisteigner dieses Mannes sein könnte, sein Schüler, sein Apostel zu werden vermöchte, und mit einem solchen Streben, einem solchen Ziele schien mir das Leben lebenswerth. Für ihn empfand ich wahrhaften Enthusiasmus wie sonst für nichts; das musikalische Talent, dessen Feinheit wie Schwäche — ich mache mir keine Illusionen — ich vielleicht meiner Mutter verdanke, hatte mich fähig gemacht, ihn zu lieben und zu verehren. Von jeher hatte ich den Wunsch, Musiker zu werden; krankhafter Mangel an Selbstvertrauen hinderte mich, den Zweifeln und Gegenwünschen meiner Mutter ernst zu widersprechen. Ich glaubte mein Leben verpfuscht; ich empfand tiefe Unzufriedenheit mit mir selbst und vegetirte fort au jour le jour. Nun kam auch die unselige Politik hinein; als Mensch von Herz und Verstand kam ich aus der inneren Empörung nicht heraus, und jener Tag, an dem ich nicht mit nach Dresden zog, erscheint mir noch heute als der schmachvollste meines Lebens. O, ich denke oft, wie viel besser es gewesen wäre, ich wäre einem geringeren, aber in jenem Augenblicke edlen und zweckgewissen Berufe als Kanonenfutter gefolgt!"

Natürlich konnte St. Gallen, wo Bülow es zum guten Theil nur mit Dilettanten und Amateuren zu thun hatte und doch das Unglaubliche leistete, ihn nicht länger fesseln. Er entflieht den seiner unwürdigen Verhältnissen und begiebt sich nach Weimar zu Liszt, der seiner schon weit vorgeschrittenen pianistischen Meisterschaft die letzte Weihe giebt. Die Mutter, die ihn häufig besucht, scheint versöhnt, und Hans schwelgt im Glück. Liszt mit seiner berückenden Liebenswürdigkeit liebt ihn wie seinen Sohn und nennt ihn — da er selbst die Virtuosenbahn aufgiebt — seinen Nachfolger. Dafür erweist sich ihm Hans als Secretär und journalistischer Leibknappe gefällig, und lachend theilt er der Mutter mit, er sei bei den Weimarer Spießbürgern gerade so unbeliebt wie Liszt, und daß ein Witzblatt diesen als Don Quijote und ihn selbst als Sancho Pansa carikirt habe.

1853 macht Hans v. Bülow seine erste Concertreise. Verzweiflungsvolle Briefe aus Wien constatiren den vollen Mißerfolg; erst in Pest geht es ihm besser. Die zweite Tour folgt 1855 und endet mit seiner Anstellung als Clavierlehrer am Stern'schen Conservatorium in Berlin. Nicht besser wird das Bild der Jugend Bülow's abgeschlossen, als durch seiner Mutter eigene Worte. Keine der bisherigen Errungenschaften ist dem jungen Künstler so schwer geworden, keine war so wichtig für seine innere Harmonie wie für die fernere Entwickelung seiner Gaben und seines Charakters, als der vollständige Sieg über das bisherige, in tiefster Besorgniß wurzelnde mütterliche Vorurtheil gegen die

Digitized by Google

erwählte künstlerische Laufbahn. Während Frau v. Bülow noch vor einem Jahre aus Dresden an ihre Tochter geschrieben: „ich begreife immer weniger, wie ihm dies Künstlerleben genügen kann und wird“ — faßt sie jetzt ihre Eindrücke in folgendem Bericht zusammen: „Hans hat vollendet gespielt, ganz unirdisch schwebt der Ton in der Luft und seine Auffassung und Ausführung giebt ein Drama. Mit Blick und Ton weiß er das Publicum zu bannen, daß es nicht zu athmen wagt, bis es am Ende in einen Beifallssturm ausbricht. In dieser Herrschaft, die er über die Hörer ausübt, liegt für ihn der Reiz des öffentlichen Spielens. Der leiseste sterbende Hauch im Chopin'schen Notturno war bis im entferntesten Winkel des überfüllten Saales gleich vernehmbar. Mit ruhigem vornehmen Anstand, der entschiedensten Gleichgiltigkeit verbeugt er sich langsam, legt dann nachlässig erst eine, dann die andere Hand auf die Tasten und beginnt. Ob die Töne nun im wildesten Sturme dahin brausen, daß man ein ganzes Orchester zu vernehmen glaubt, ob in den perlendsten Läufen, oder im transparentesten Licht den schönsten Menschenstimmen verklingend gleichen, immer die gleiche Ruhe, die vollendetste Schönheit, die Herrschaft des Gedankens manifestirend — da lernt man verstehen, was Klangfarben bedeuten. Es ist in der That ein eminentes Talent! Etwas Dämonisches! Möge ihm endlich Anerkennung und die Stellung werden, die ihm gebührt.“ —

Der mütterliche Wunsch ist glänzend in Erfüllung gegangen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kinderseele.

Von Louis Couperus.

(Schluß.)

Onkel Frank war wieder abgereist. Karlchen hatte nicht geweint. Er hatte nur das gleiche Gefühl gehabt, wie damals als er ihn hochgehoben und beinahe wieder fallen gelassen hatte. Jetzt war es ihm auch, als sei er hoch emporgehoben, und als falle er nun wieder tiefer und tiefer. So groß und tief er sich nur denken konnte, so groß war jetzt seine Verlassenheit. Und so wurde er immer stiller und mehr in sich gekehrt, als je zuvor. Durch den Verkehr mit dem Onkel war allmälig seine Scheu gewichen. Ermuthigt durch ihn, der sich darüber amüsirte, war er öfter gegen Mama und Schwestern unartig gewesen, einmal sogar zu seinem Papa. Wenn er nun auch gar nicht mehr scheu war, so war er doch auch nicht mehr so artig wie früher, und Mama behauptete, daran sei nur der Onkel Schuld. Karlchen aber meinte, der Onkel sei doch nur dann und wann mit ihm freundlich gewesen, und hätte sich nicht mehr mit ihm abgegeben, als jeder erwachsene Herr mit einem Kind. Ja, Onkel war doch so oft ausgegangen und auch drüben im Salon gewesen.

Ach, und Karlchen hätte ihn immer gern um sich gehabt! Und sein Hirn gaukelte ihm jeden Tag vor, daß er mit Onkel zusammen wohnte, mit ihm aß, spazieren ging, immer nur mit dem Onkel! Aber ach, es waren ja nur Träume, und allein in seinem Bett weinte er bitterlich darüber, daß es nur Träume waren.

Einmal mußte Karl sehr früh aufstehen. Alle waren schon fix und fertig. Die Dienerschaft schleppte die Koffer herbei, und Lina zog ihn flink an. In seinen Grübeleien hatte er all' die Tage vorher nicht gehört, daß man auf das Land gehen wollte, zu Freunden, die ein schönes Landgut hatten. Das fiel ihm nun ein. Ach, so ein Landgut, wie schön und herrlich! Er hatte auch schon in seinen Büchern von Landgütern gelesen, voller fröhlicher Kinder, Pferde und immerwährender Freiheit in der Natur. Und strahlenden Auges faßte er seine Mama am Kleid. „Mama, Mama!“ — „Was denn, Kind?“ — „Sind auch Kinder dort?“ — Mama lachte herzlich: „Nein, Karlchen, die Leute sind alt, die Kinder verheirathet und fort.“

Er wurde still, seine Illusion war zerstört. „Muß ich denn auch mit?“

„Aber gewiß, oder willst Du lieber hier allein bleiben?!“

Aber als er dort war, fand er es ganz schön. In einem weiten Park, überall von Wasser umgeben, lag das Schlößchen und davor ein herrlicher Garten mit schön geformten bunten Beeten und grünsammtnen Grasflächen. In den dunkeln Zimmern hingen Familienporträts, gepuderte ehrwürdige Herren und Damen mit Reifröcken, schlanken Taillen und schwarzen Flecken im Gesicht. Und der Herr und die Frau des Hauses glichen diesen steifen Bildnissen, wenngleich sie ihm modern gekleidet schienen. Später fand er den Herrn ganz nett, weil er ihn mit zu den Pfirsichen nahm, wunderbaren Früchten mit rothen Bäckchen. Doch der Herr hatte sie alle gezählt, und nun sagte er: „Nie einen nehmen, nie naschen, hörst Du, Karlchen?“

„Nein, gewiß, nie!“ Und voll Ehrfurcht blickte Karl zu den gezählten Früchten empor und war froh, wenn er für seine Artigkeit eine ganz kleine Frucht geschenkt bekam. Auch die Dame gefiel ihm so ziemlich, denn sie schenkte ihm manchmal Confect aus einer herrlichen silbernen Dose. Doch war es Karl gar nicht recht, daß sie immer zu ihm sprachen, als sei er ein kleines artiges Kind, das gar nichts von dem verstand, was ältere Leute sprachen. Es waren immer dieselben beiden ernsten Stimmen: „Artig, Karlchen! Nicht wahr, Karlchen?“ Ach, was für eine Sehnsucht hatte er nach Onkel Frank's heller, rauher Stimme. Seine Schwestern trieben den ganzen Tag Dummheiten mit zwei Neffen, die zum Besuch waren, und seine Brüder ritten und schwammen, aber nur ihm war nichts erlaubt. Mama meinte, er sei noch zu klein und könnte sich nur erkälten. So schlich er denn einsam umher, langweilte sich zuerst, dann aber kam er sich vor wie ein melancholischer Ritter, der unter den hohen, alten Bäumen umherirrte. Dann empfand er an der Einsamkeit eine seltsame Freude, die bei einem Kinde krankhaft erscheinen mußte. Was fragte er nach all' den Menschen, wo Onkel Frank fehlte! Sie behandelten ihn doch nur wie ein Kind, das nie so nett sein konnte, wie andere Kinder, wie einen verweichlichten „dummen Jungen“, wie ihn seine Schwestern einmal genannt hatten. Ach, Alle konnten sie ihn nicht leiden, doch er wollte nicht allzu traurig darüber sein ... Und doch bereitete es ihm Kummer, und sein Kummer fiel dem siebenjährigen Seelchen gerade so schwer, wie Anderen ihr großer Kummer. Er vergaß ihn ja wohl, wenn man ihm Pfirsiche oder Kuchen gab, aber nachher kam dieses Gefühl doppelt wieder zurück. Einmal las er in einem Buche eine Geschichte von Zigeunern und einem Findling, und er hatte den merkwürdigen Einfall, auch er sei gewiß so ein Findling. Der Gedanke verließ ihn nicht wieder, und eines Abends im Park flüsterte er: „Mama, hör' mal, Mama!“ — „Was denn, Kind?“ — „Mama, bin ich ein Findling?“

Er sah bei der Frage nicht traurig aus, er lächelte sogar, er fand sich sogar sehr tapfer bei dieser Frage. Die Mutter aber sah ihn so erstaunt an, als sei er plötzlich wahnsinnig geworden. Und sonderbar mußte sie auch diese Frage berühren auf den lächelnden Lippen eines vornehmen Kindes, dieses blassen, schmächtigen Wesens, das doch das Ebenbild seiner noch immer jugendlichen Mutter war. Sie schaute in das zarte Gesicht mit dem blonden Haar, den blauen Augen, auf die Tuchkleidung mit den Goldknöpfen besetzt, und schüttelte den Kopf. Kein Zweifel, es war Mutter und Kind, und doch war die Kinderseele dessen nicht sicher, und es frug darum noch einmal und dieses Mal dringender: „Bitte, Mama, sag' es mir doch ... bin ich ein Findling?“

Ach, hätte ihn doch die Mutter bei Seite genommen, ihn an ihr Herz gedrückt und ihn gefragt, woraus er denn auf so etwas schließe! Vielleicht hatte sich auch einen Augenblick dieser Gedanke in ihr geregt, aber jetzt war keine Zeit dazu hier in dem Park, mitten unter all' den

Digitized by Google

fröhlichen Menschen, und so suchte sie denn diese Absonderlichkeit zu vergessen. War doch Karlchen immer etwas seltsam gewesen!

Und das merkwürdige Kind wuchs und ging zur Schule. Er fürchtete sich nicht mehr vor dem Unterricht und ging sogar gern hin, kam er doch dann von Hause fort. Dort war es jetzt sehr still geworden. Die Schwestern hatten geheirathet, Papa war nicht mehr Minister und alt und kränklich geworden. Bloß Mama war dieselbe geblieben, immer noch jugendlich, gleich lebhaft und auch gleich schön gekleidet. Etwas mehr kümmerte sie sich ja wohl um Karl, wie es schien aus Langeweile, denn sie gähnte oft, wenn sie so die langen Abende mit einem Buch auf dem Sopha zubrachte.

„Karl, hast Du viel zu arbeiten aufbekommen?“ — „Es geht.“ — „Und was hast Du denn eigentlich Alles zu thun?“ — „Mama, das kann Dir doch im Grunde gleich sein!“

Seine sonst nur schmollende Stimme klang gereizt, denn das waren doch recht unnütze Fragen. Aber seine Mama schien es darauf abgesehen zu haben, gerade heute recht lieb zu sein, sie, die sich doch sonst nie um ihn gekümmert hatte!

„Weißt Du auch schon, Karl, daß Onkel Frank kommt?“

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es den Knaben. Sein ganzes Gesicht verklärte sich, seine Augen glänzten, und in seinem Herzen lebten alle Kindererinnerungen wieder auf. Onkel Frank kommt! ... An diesem Abend konnte er kaum arbeiten, in der Nacht kaum schlafen. In ihm lebte und brauste Alles vor Erwartung.

Und dann kam Onkel Frank wirklich! ... Doch es war der alte Onkel Frank nicht mehr. Kaum daß er sich ein einziges Mal um den Jungen kümmerte. Mit seiner gesunden Kraft empfand er wenig Sympathie für den schwächlichen, stillen, mürrischen Knaben, den er früher nur aus Mitleid unterhalten hatte. Er hatte geglaubt, in dem nun dreizehnjährigen Karl einen strammen, aufgeweckten Burschen zu finden, mit dem es in der Schule keiner so leicht aufnähme.

„Hast Du Dich schon oft gekeilt?“ — „Nein, Onkel!“

Ach, wie viel hätte er darum gegeben, wenn er hätte mit Ja antworten können! Er hatte sich ja ein einziges Mal geschlagen, hatte aber den Kürzern ziehen müssen und das wollte er nicht eingestehen. „Sag' einmal, Onkel!“

„Was denn?“ — „Liebst Du mich nicht mehr so wie früher?“

Flüchtig sah ihn Onkel Frank an. O, jetzt gab er seiner Schwester Recht; der Junge war sonderbar.

„Ja gewiß, Karlchen, doch Du mußt nicht mehr so sentimental sein, sondern ein tüchtiger, strammer Bursche werden.“

Ein Etwas in dem Tone des Onkels erinnerte ihn an frühere Zeiten.

„Sieh, Onkel, wenn ich immer um Dich sein dürfte, so wäre ich anders geworden und gar nicht sentimental.“

Und immer mehr reifte der Wunsch in ihm, Onkel Frank zu bitten, ihn mit in's Ausland zu nehmen, aber auszusprechen wagte er es nie. Onkel Frank hatte sich zu sehr geändert, er war Onkel Frank nicht mehr.

Der Onkel hatte viele Marmorstatuen aus Italien mitgebracht, die alle in seinem Zimmer aufgestellt waren. Schon oft hatte Karl sie bewundert und nachgezeichnet, denn er hatte Talent dazu. Nun lag eine von den Göttinnen zerbrochen am Boden. Der Onkel kochte vor Wuth.

„Hast Du sie zerbrochen?“

„Nein, Onkel, gewiß nicht?“

„Wer denn sonst? Es kommt doch kein Mensch hier herein außer Dir.“

„Ich war es gewiß nicht. Vielleicht ist Anna das Unglück geschehen, aber ich weiß es nicht ...“

„Du bist es doch gewesen! Du lügst, sage ich Dir!“

Der schwache Junge bebte, schon ballte er seine mageren Fäuste, um sich auf den Onkel zu stürzen. Doch er hielt zurück, mit dem ganzen Stolze seines beleidigten Gerechtigkeitsgefühles. In seinem Inneren aber war ihm, als ob etwas zerbräche, und über seine dünnen Lippen kamen zischend die Worte: „Onkel, Du lügst selbst, wenn Du so etwas sagst!“

Nun aber fühlte er sich tief unglücklich. Mit einem Male waren die heiligsten und süßesten Erinnerungen seiner Kindheit dahin. Mit der gewohnten Uebertreibung seiner Gefühle überspannte er nun auch seinen Schmerz. Sein Herz verzweifelte, weil er die Liebe seines Abgottes, die Liebe seines Onkels verloren hatte. Was war ihm nun noch die Welt?! ... Nicht einmal darüber dachte er nach, daß er noch Jahre leben, den Menschen nützlich werden könnte, daß auch er noch glücklich werden konnte, er fühlte sich nur noch als armes verlassenes Kind.

Und nun reifte in seiner Kinderseele ein Entschluß, groß und tragisch. Es erscheint wohl älteren Menschen schier unmöglich, daß ein solcher Plan in dem Kopf eines Kindes reifen kann, weil sie vergessen haben, daß auch sie in ihren Kinderjahren so krankhaft, so tief empfunden haben, weil mit der Zeit ihre Ansichten andere werden und sie zuletzt glauben, in dem Hirn eines Kindes sei nichts weiter zu finden als Kindlichkeit.

Ein paar Tage ließ Karl vorübergehen. Es mußte wie ein Zufall erscheinen, denn Onkel Frank durfte niemals ahnen, daß es um seinetwillen geschah, einer verlorenen Illusion, einer enttäuschten Anbetung wegen.

Und nach den paar Tagen, eines Abends, nachdem er — warum, das wußte er selber nicht — alle seine Aufgaben mit der größten Pünktlichkeit gemacht, ging er in den Garten und lief gerade Wegs hinein in den grünen, stinkenden Teich.

Aus der Hauptstadt.

Chicago und Treptow.

Zur Naturgeschichte der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Von Zeit zu Zeit kann man in einer geschmeidigen Tagespresse, die bekanntlich aus nicht zu fernliegenden Gründen nach keiner Seite hin Anstoß erregen will und die sich drückt und bückt, wie es das liebe Publicum gerade verlangt, ein großes Geschrei vernehmen über die Herrlichkeiten unserer Ausstellung im Treptower Park. Andere Blätter dagegen sind fast täglich von allerhand kleinen Bosheiten gespickt, deren Spitze sich meistens gegen die Unternehmer der Ausstellung richtet, wenig aber die eigentliche Ausstellung berühren. Aus diesen zweifelhaften Belehrungen und Gebrauchsanweisungen der Presse eine Schlußfolgerung über die geschäftliche Bedeutung und den ideellen Werth des Privatunternehmens am grünen Strande der Spree sich zu bilden, wäre daher ein recht fragwürdiges Beginnen.

Um uns auch nur ein einigermaßen objectives Urtheil über die Berliner Gewerbe-Ausstellung gestatten zu dürfen, dazu gehört in erster Linie, daß man auch das Urtheil der ausländischen Gäste berücksichtigt und selbst andere Ausstellungen gesehen hat. Mit Chicago hatte, wie die Amerikaner mit nicht unberechtigtem Stolz behaupten, die ganze Reihe der großen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte ihren Höhepunkt erreicht. Dort hatten sich sämmtliche Culturvölker mit seltener Einmüthigkeit ein Rendezvous gegeben. Von den Hauptgebäuden bis zu den kleinsten Etablissements der Midway Plaisance trug die Ausstellung einen vornehmen internationalen Charakter, nichts Marktschreierisches oder eine aufdringliche Reclame störte das harmonische von einem künstlerischen Geschmack zeugende Bild der Weltausstellung. Mit feinem Tact hatten die Amerikaner Alles vermieden, was bei den fremden Gästen Anstoß erregen konnte; sie traten dem Auslande nicht nur als vornehme Geschäftsleute gegenüber, sondern auch als vollendete Gentlemen. Könnte man dies doch auch von den Unternehmern der Berliner Gewerbe-Ausstellung behaupten? — Freilich, könnte man vielleicht einwenden, daß es sich in Berlin nur um eine größere locale Ausstellung handele und daher ein Gegenüberstellen beider Unternehmen ein Streit um des Kaisers Bart wäre. Um diesen Vergleich soll es sich nun hier aber gar nicht

Digitized by Google

handeln, sondern wir wollen nur durch das Gegenüberstellen von Chicago und Berlin die Geschäftspraktiken der Berliner Entrepreneurs einer gebührenden Kritik unterziehen, sowie die Physiognomie der Berliner Gewerbe-Ausstellung in die entsprechende Beleuchtung rücken.

Schon die Vorgeschichte der Berliner Ausstellung mit ihren langathmigen Debatten am grünen Tisch und den bureaukratischen Verhandlungen, dann weiter die heftigen Fehden zwischen Arbeitern und Unternehmern, die eine fortwährende Arbeitseinstellung im Gefolge hatten, war schon kein gutes Omen für eine gesunde Entwickelung des Unternehmens. Dann folgte der Einweihungstag, an welchem es jeder gute Deutsche weithin aus dem Munde der Kühnemann, Goldberger und Genossen vernehmen konnte, wie herrlich weit wir es gebracht haben. An Selbstberäucherungen war schon das Vorjahr nicht arm, aber die festlich befrackten oder uniformirten Herren stellten in diesem Punkte alle Jubiläumsredner in den Schatten. Nun ist das große Werk vollendet, verkündete man mit feierlichem Pathos, für Berlin bricht das Morgengrauen einer neuen Epoche, eines nie geahnten Aufschwungs der Industrie an. Mit den Lobeshymnen, die die „Ehrengäste" am Eröffnungstage unisono angestimmt haben, stand aber trotz des folgenden opulenten Festmahls, wo die Wogen der Begeisterung noch weiter stiegen — mit der entsprechenden Ebbe in den Weinflaschen natürlich — das Gesammtbild der Ausstellung recht wenig im Einklang. Dies war ein zweites böses Omen: halbvollendete Gebäude, unfertige, schlecht beleuchtete Wege und Anlagen und eine höchst provisorische Anordnung der Ausstellungsgegenstände. Mit der den Berlinern eigenen Langmuth hatte man auch diese Mängel mit in den Kauf genommen und sich mit den philosophischen Worten getröstet: Es wird schon noch kommen! Und es kam. Nach drei Monaten waren auch diese Klippen zum großen Theil überwunden, sogar das Riesenfernrohr wurde in diesen Tagen fertig gestellt, und wenn nicht Alles täuscht, wird die Ausstellung auch bis zum feierlichen Schlußakt nicht aus den Fugen gehen. An interessanten Zwischenfällen fehlt es ebenfalls nicht im Treptower Park. Dort vollzieht sich ein Krach — das Theater Alt-Berlin mit seinen talentlosen patriotischen Festspielen schloß bald seine ehrwürdigen Pforten, das American-Theater gleichfalls, die vierspännigen Mail coaches, die den berechtigten Neid aller anderen Großstädter erregen könnten, rasselten nicht mehr durch die Straßen der Reichshauptstadt, hier streiken die Angestellten, auf der anderen Seite die Aussteller, überall hört man von fehlgeschlagenen Unternehmen, Einschränkungen und Zwangsverkäufen. Man hat es meisterhaft verstanden, diese typischen Erscheinungen unserer Zeit auf die Berliner Gewerbe-Ausstellung zu verpflanzen — gewissermaßen prächtige Ausstellungsobjecte aus dem Gebiet der socialen Kämpfe.

Dieses Alles würde den Besucher aber wenig berühren, wenn er nicht selbst die die Ausstellung beherrschende Tendenz am eigenen Leibe verspüren müßte. Nur selten gelingt es Jemand, sich durch Gefährdung seiner Casse durch alle Bierdörfer, Tingeltangel und sonstige Vergnügungslocale bis zum Hauptgebäude durchzuschlagen, und ist er auch hier den abscheulichen Anzapfungen am goldenen Buch der Stadt Berlin und denen der herumlungernden Rosenjungfern, Lotteriedamen und Liqueurheben glücklich entwischt, kann er sich endlich in das Studium der Berliner Industrieerzeugnisse vertiefen, die allerdings auch von weiter stammen. Ein echter rechter Jahrmarkt die Berliner Gewerbe-Ausstellung mit allen seinen charakteristischen Typen, als: Budenbesitzer, fliegende Boutiquen und last not least als neueste Acquisition, die Automaten! — Ja, Berlin hat Amerika in den Schatten gestellt. Niemand zweifelt noch daran, daß Alles, was die Amerikaner in Chicago an wüsten Tingeltangeln und aufdringlicher Reclame abgestreift hatten, in Berlin eine sorgsame Reincultur gefunden hat. Die Reclame hat hier ihre intensivste Ausbreitung erfahren, überall begegnen wir im Treptower Park dies ungezügelte Kind der freien Concurrenz, sogar auf dem Fesselballon. Auch die Einfriedigung der Ausstellung ist ein langer Reclamezettel, dann als neueste Errungenschaft für Berlin die beleuchteten Placatsäulen und weiter das widerlich marktschreierische Treiben aller kleinen Krämer im ehrwürdigen Alt-Berlin oder im modernen Cairo, es fehlt nur noch der fliegende Wursthändler, diesen macht ja Herr Abraham durch seine Volksmassenabfütterung überflüssig — und die Hasenhaide oder der Gesundbrunnen feiert eine herrliche Wiedergeburt.

Und unvergleichlich ist das architektonische Bild der Ausstellung. Wo hätte man schon ein Gemisch so verschiedenartiger Anlagen gesehen, solches Haschen und Streben nach sensationellen Formen und theatralischen Effecten beobachtet! Man hat sich in Berlin zum Aerger aller Localpatrioten schon lange genug mit althergebrachten architektonischen Formen begnügen müssen, nun ist der freischaffenden Phantasie des Architekten endlich das geeignete Probirfeld geboten. Diese Gelegenheit durfte man sich nicht entgehen lassen. Und wie hat man sie benutzt! Was ist die vornehme weiße Stadt im Michigansee mit ihren gewaltigen Renaissancefaçaden und ihrer künstlerischen Decoration gewesen im Vergleich mit Berlins urfideler Vogelwiese! Es wird Niemand den Berliner Ausstellungsbauern den Vorwurf machen können, daß sie nichts auf anderen Ausstellungen gelernt hätten, sondern im Gegentheil muß man anerkennen, daß in Berlin alles Mögliche zusammengetragen ist: Auf der einen Seite eines Gebäudes hat man die Empfindung, als wandle man an einer russischen Capelle vorüber, auf der anderen, als befände man sich in der Vorhalle eines amerikanischen Kaufhauses. Wenn ein Conglomerat von vielen Stilarten einen neuen ergeben soll, so wird für Berlin bald eine hervorragende Bauepoche anbrechen. Hier eine byzantinische Kuppel, dort ein romanischer Thurmbau oder ein türkischer Kiosk in engster Nachbarschaft mit altbayrischen und schwedischen Bauernhäusern, Alles umrahmt von bunten Fähnchen, Gypsobelisken, primitiven Oellämpchen und elektrischen Flammen. Niemand wird das Architekturbild der Ausstellung auch als künstlerisch schön preisen können. Und solches wäre gewiß nicht nach dem Geschmack der Gründer, denn eine Ausstellung ist wohl an sich ein nettes Unternehmen, aber eine buntscheckige Vogelwiese ist einträglicher. Die Rahel hat Recht: in Berlin würde sogar der Papst ruppig werden!

Jedenfalls können wir froh sein, daß die Berliner Ausstellungsgründer es bei einer localen Ausstellung bewendet haben. Das Eine geht nur: entweder Tingeltangel oder eine ernste Ausstellung. Und wenn man in Zukunft — hoffentlich in einer sehr fernen — sich in Berlin zu einer deutsch-nationalen oder gar Weltausstellung rüsten sollte, natürlich nicht ohne die Oberleitung der Staatsbehörden und des künstlerisch schaffenden Berlin, dann möge man die bitteren Treptower Erfahrungen beherzigen, sonst wird sich der große Triumph der deutschen Industrie in Chicago hier zu einer ungeheuren Blamage umwandeln. Viel Rühmliches (bis auf den Vorwurf der Zulassung gewöhnlicher Marktwaaren) läßt sich von den wunderbar vielseitigen Industrieerzeugnissen auf der Ausstellung sagen; um so mehr müssen wir daher bedauern, daß das Gewerbe seinen alten ehrlichen Namen als Aushängeschild eines Riesentingeltangels hergeben muß, welches Unternehmen mehr darauf gerichtet ist, die Börse des Besuchers zu erleichtern, als seine Kenntnisse zu bereichern.

J. Gaulke.

Notizen.

Vom Weibe. Charakterzeichnungen von Marie Janitschek (Berlin, S. Hirzel). Die Verfasserin ist die Gattin des Straßburger Professors und Kunstschriftstellers Hubert Janitschek und selbst eine begabte Dichterin und Novellistin von der symbolistischen Richtung eines Dehmel und Przybyszewski. Aber das apokalyptische Wesen scheint bei ihr nicht so tief zu sitzen, denn nun versucht sie es plötzlich mit dem literarischen Wiener Gigerlthum. Daß von dessen Realistik bis zur Pornographie nur ein schwer zu vermeidender Schritt ist, haben uns schon Schnitzler und Bahr gezeigt und lehrt uns hier leider auch Frau Janitschek. In ihrem anerkennenswerthen Streben, recht tief in die weibliche Seele zu leuchten, führt sie geradenwegs in den Sumpf, wo die Literatur aufhört und die unzüchtige Schreiberei anfängt. Ihren hysterischen Heldinnen gegenüber, deren geheime Unarten und öffentliche Laster sie liebevoll schildert, hat man auch ohne Prüderie und Heuchelei das Recht, gesittet Pfui zu sagen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben erschien:

„Brennende Tagesfragen."

I.

Für oder wider das Duell?

Von

Arnold Fischer.

Preis 75 Pfg.

C. J. E. Volckmann, Verlag. Rostock.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.

Von

D. Norden.

Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Von Julius Patzelt (Wien). — Freibüchereien. Von Franz Kauffmann. — Literatur und Kunst. Ernst Curtius. Von Reinhard Kekule von Stradonitz. — Die neue Frau in der Literatur. Von Lector. — Feuilleton. Das Gemeindekind. Von Alfred von Hedenstjerna. — Aus der Hauptstadt. Könige unterwegs. Von Caliban. — Die Internationale Kunstausstellung. 8. Dänemark und Norwegen. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.

Von Julius Patzelt (Wien).

Mit dem Ende des Jahres 1897 laufen die periodischen Verträge ab, die gemäß des 1867er Ausgleichs-Gesetzes die wirthschaftlichen Beziehungen der beiden Reichshälften zu einander regeln. Gemeinhin bezeichnet man den Complex dieser Verträge als den wirthschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, der nach einer Abmachung aus dem Jahre 1867 von zehn zu zehn Jahren erneuert wird. Intensiver als bisher beschäftigt sich die österreichische Bevölkerung dies Mal mit dem Ausgleichs-Probleme. Die Klage über die Ausbeutung Oesterreichs durch Ungarn ist allgemein. Man fordert nachdrücklich eine Revision der Verträge im Sinne einer gerechten Vertheilung der gemeinsamen Lasten und entsprechenden Berücksichtigung der österreichischen Interessen auf wirthschafts-politischem Gebiete überhaupt. Die Reform-Programme, die in dieser Beziehung in der unabhängigen Presse, sowie von einer Reihe öffentlicher Körperschaften Oesterreichs entworfen worden sind, sollen nicht unterschätzt werden, allein man giebt sich einer Täuschung hin, wenn man glaubt, daß durch eine wenn auch noch so radicale Revision des wirthschaftlichen Ausgleiches die Präpotenz Ungarns beseitigt werden könne. Abgeordneter Lienbacher ist dem Sitze des Uebels viel näher gekommen, als er auf dem VI. österreichischen Agrartage darauf hinwies, daß die schönsten paritätischen Bestimmungen im Ausgleichs-Gesetze nichts nützen, wenn nicht eine Instanz vorhanden sei, welche die Einhaltung dieser Bestimmungen strenge überwache. Es dürfte seine Schwierigkeiten haben, eine solche Instanz zu schaffen, ganz abgesehen davon, daß sie ein rein mechanisches Werkzeug wäre und deßhalb in den meisten Fällen versagen würde. Abg. Lienbacher hatte vollständig Recht, als er auf die Nothwendigkeit einer Controle über die Handhabung der Bestimmungen des wirthschaftlichen Ausgleiches zwischen beiden Reichshälften hinwies, ebenso zweifellos ist es aber, daß diese Controle nur von der cisleithanischen Volksvertretung selbst wirksam ausgeübt werden kann. Daraus geht hervor, daß die unerläßliche Voraussetzung der wirthschaftlichen Parität die politische ist; von einer solchen kann aber zwischen Oesterreich und Ungarn derzeit nicht die Rede sein.

Auf jedem Blatte der Geschichte der Monarchie seit 1867 häuft sich Beweis auf Beweis dafür, daß die politische Stellung des Magyarenthums in Oesterreich-Ungarn präpotent ist und der vorherrschende magyarische Einfluß es zu verhindern wußte, daß der wirthschaftliche Ausgleich auf der Basis der thatsächlich in den beiden Reichshälften bestehenden ökonomischen Verhältnisse abgeschlossen wurde. Ja, nicht genug daran, selbst in den wenigen Punkten, wo die Parität der beiden Reichshälften berücksichtigt war, hat Ungarn sie durch eine illoyale Durchführung des Gesetzes, oft sogar durch offene Verletzung zu beseitigen gewußt.

Nachdem die Zolleinnahmen als gemeinsame Einnahmen erkärt worden waren, beeilten sich die Magyaren sowohl in fiscalischer wie auch volkswirthschaftlicher Richtung die Zollpolitik der Monarchie zu ihren Gunsten zu beeinflussen und so in doppelter Beziehung ihren Vortheil auf Kosten Oesterreichs zu wahren. Als in den siebziger und achtziger Jahren das gemeinsame Budget rapid anschwoll, wären bei einem gleichbleibenden Zollerträgnisse auch die Quotenbeiträge der beiden Reichshälften entsprechend gewachsen. Ungarn wäre bei dem Verhältnisse von 70:30 noch immer im Vortheile geblieben, allein in Pest war man weit davon entfernt, die Mehranforderungen nach dem Quotenverhältnisse zu tragen, sondern ging sofort auf den, allerdings auch vom fiscalischen Standpunkte bequemeren Plan einer Erhöhung der Finanzzölle ein. Selbstverständlich erhöhte man die Einfuhrzölle jener Artikel, die, wie Kaffee, Thee u. s. w. weit weniger auf den Pußten Ungarns und in den Einöden Galiziens als in den westlichen Kronländern consumirt werden. Die Polen assistirten ja bei diesem Geschäfte auf Kosten Westösterreichs den Magyaren, und darum war es billig, daß auch sie ihren Antheil daran bekamen. Mit der Erhöhung der Finanzzölle wuchs nämlich unverhältnißmäßig die Summe, die die westlichen Kronländer in der Gestalt von Zöllen zur Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben beisteuerten, und um dieses Mehr wurde wiederum die Bevölkerung Ungarns und Galiziens hinsichtlich der gemeinsamen Ausgaben entlastet. Wenn man bedenkt, daß die Steigerung der Zölle von 1868 bis 1896 von 12 Millionen Gulden auf 49 Millionen Gulden, also um 37 Millionen Gulden hauptsächlich durch die Erhöhung der vorzugsweise Westösterreich belastenden Finanzzölle herbeigeführt worden ist, dann bekommt man ungefähr einen Begriff davon, in welchem Maaße Oesterreich durch die magyarisch-polnische Zollpolitik geschädigt worden ist. Von dem Kaffeezoll allein entfällt heute auf Ungarn ein Antheil von 5·3 Millionen Gulden, während es thatsächlich an Kaffeezoll nur 3·3 Millionen Gulden zahlt. Sein jährlicher Zollgewinn

Digitized by Google

aus diesem einzigen Einfuhrartikel beträgt also jährlich nicht weniger als 2 Millionen Gulden!

Eine Compensation für diese Verluste lag für Oesterreich ursprünglich in der Bestimmung, daß die Ausfuhrvergütung für Bier, Branntwein und Zucker, also hauptsächlich österreichischer Exportartikel, aus dem Ertrage der gemeinsamen Zölle zu bestreiten sei, was während der Zeit von 1867 bis 1877 für Ungarn eine Mehrbelastung von jährlich durchschnittlich 1·16 Millionen Gulden involvirte. Allein, schon bei der ersten Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleichs 1877 forderte Ungarn, daß diese Steuerrestitutionen nicht mehr aus den Zolleinnahmen, d. h. also nicht mehr nach dem Verhältnisse von 70:30 bestritten, sondern von den beiden Reichshälften nach Maßgabe der Production in Oesterreich und Ungarn geleistet werden sollen. Das österreichische Parlament — den deutschliberalen Fabrikanten, die anfänglich opponirten, hatte man durch eine Erhöhung einiger Industriezölle rasch den Mund gestopft — unterwarf sich natürlich dem Dictate der Pester Machthaber, und die Begünstigung, die Oesterreich im Jahre 1867 mit Rücksicht auf die es benachtheiligende Bestimmung, daß die Zolleinnahmen zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben verwendet werden, zugestanden worden war, wurde beseitigt, während der Modus der Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben durch die Zolleinnahmen und die Beitragsquoten von 70 zu 30 bestehen blieb. Die ungarische Quote wurde allerdings um 1·4 Procent erhöht, allein im Vergleiche zu 1867 war diese Erhöhung irrelevant, weil mittlerweile die Militärgrenze Ungarn einverleibt worden war, und diese 1·4 Procent für diesen Gebietszuwachs entrichtet wurden.

Vom fiscalischen Standpunkte aus betrachtet hat also die Entwickelung unserer Zollpolitik Ungarn einen nach vielen Millionen zählenden Vortheil gebracht. Ebenso entschieden wußte es aber auch in wirthschaftlicher Beziehung die Handelspolitik der Monarchie in seinem Sinne zu beeinflussen. Die Handelsbeziehungen der Monarchie zu den unteren Donauländern sind seit 1867 ausschließlich durch das wirthschaftliche Interesse Ungarns bestimmt worden. Ohne Rücksicht darauf, daß diese Staaten das natürliche und wichtigste Absatzgebiet für die österreichische Industrie sind, wurde unser Verkehr mit diesen Ländern zeitweise ganz unterbrochen, da Ungarn in ihnen Concurrenten seiner agrarischen Producte bekämpfte.

Noch zahlreicher und vielleicht auch noch schwerwiegender sind die Maßnahmen, durch die Ungarn in völlig illegaler Weise sich wirthschaftliche Vortheile zu sichern suchte. Die Frage des Mahlverkehrs ist oft genug in den öffentlichen Blättern besprochen worden. Es handelt sich dabei um einen ganz gewöhnlichen Zollbetrug der ungarischen Exportmühlen, durch den nach ungarischen Quellen die gemeinsamen Zolleinnahmen jährlich bis zu 5 Millionen Gulden geschädigt und die österreichische Mühlenindustrie ruinirt wurde. Handelte es sich da um Gesetzwidrigkeiten Einzelner, die man Seitens der ungarischen Regierung duldete, so verging andererseits diese selbst auf dem Gebiete der Tarifpolitik und der einseitigen Industriebegünstigungen sich wiederholt gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes. Trotzdem das Zoll- und Handelsbündniß bestimmt, daß die Eisenbahnen in beiden Reichshälften nach gleichartigen Grundsätzen verwaltet werden sollen, hat sich Ungarn an diese Bestimmung niemals gehalten, sondern eine Tarifpolitik gemacht, die ausschließlich die ungarische Production begünstigte. Doch nicht genug daran, auch in die österreichische Tarifpolitik griff Ungarn ein und wußte sie, Dank der Schwäche der österreichischen Regierungen, im ungarischen Interesse zu beeinflussen. Durch den sogenannten Czedik'schen Tarif vom Juli 1891 wurde — um nur ein Beispiel anzuführen — die Fracht für Getreide von Wien nach Prag um 43 Kr. herabgesetzt. Dementsprechend sank natürlich der Getreidepreis auf den österreichischen Märkten. Unsere Landwirthschaft und unsere Mühlen wurden auf's Empfindlichste geschädigt, und zu alledem mußte der österreichische Steuerträger auch noch den Ausfall decken, der durch diesen ausschließlich im ungarischen Interesse verfügten Frachtnachlaß in den Einnahmen der betreffenden verstaatlichten Bahnen entstand!

Trotz der großartigen Entwickelung der finanziellen und wirthschaftlichen Kräfte des Landes blieb aber das Quotenverhältniß unverändert bestehen, und selbst heute stellt man sich in Pest officiell immer noch auf den Standpunkt, daß von einer Erhöhung der ungarischen Quote nicht die Rede sein könne, da die Bevölkerung Ungarns ohnehin schon mit Steuern überlastet sei.

Oesterreich, beziehungsweise seine westlichen Kronländer werden, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, auch bei der diesmaligen Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn die Zeche bezahlen müssen, weil die in der gegenwärtigen staatsrechtlichen Construction der beiden Reichshälften und der Monarchie begründete politische Präponderanz des Magyarenthums, die wirthschaftliche Ausbeutung Cisleithaniens nothwendig zur Folge hat. Bei dieser Gelegenheit sei des von sonst sehr gemäßigter Seite in Oesterreich ausgehenden Vorschlages gedacht, daß das Zoll- und Handelsbündniß mit Ungarn gelöst werden solle, sobald die Wünsche der österreichischen Bevölkerung, betreffend die Abänderung des Quotenverhältnisses, der Regelung des Tarifwesens, der Veterinärpolizei u. s. w. Seitens Ungarns nicht ausreichend berücksichtigt würden. Die meisten Interessenvertretungen Oesterreichs haben sich dieser Anschauung angeschlossen und in der That wird damit eine Operation vorgeschlagen, die Oesterreich mehr Vortheile als Nachtheile bringen würde. An ihre Durchführung ist indessen nicht zu denken. So rasch die Magyaren sonst mit der Drohung der Personalunion bei der Hand sind, in Wirklichkeit werden sie Alles aufbieten, um selbst die Lösung des Zoll- und Handelsbündnisses zu verhindern, da es ihnen unter den bestehenden Verhältnissen eine Reihe von Vortheilen auf Kosten Cisleithaniens bietet. Es wird ihnen das um so leichter gelingen, und zwar ohne Preisgebung dieser Vortheile, als in Wiener maßgebenden Kreisen die Trennung der Monarchie in zwei Zollgebiete als eine weitere Lockerung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen den beiden Reichshälften betrachtet und perhorrescirt wird. Vom gesammtstaatlichen Standpunkte aus betrachtet ist diese Erwägung ohne Zweifel berechtigt. Allein es ist mehr als fraglich, ob dem, was man befürchtet: die Lockerung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen beiden Reichshälften, durch fortgesetzte Concessionen an Ungarn auf Kosten Oesterreichs vorgebeugt werde. Die Entwickelung der Dinge jenseits der Leitha wenigstens lehrt das Gegentheil. Der Leitstern der magyarischen Politik ist die völlige Unabhängigkeit Ungarns, und Tisza selbst hat ja den 1867er Ausgleich immer nur als ein temporäres Abkommen aufgefaßt, an dem Ungarn nur so lange festhält, als es ihm specielle Vortheile bietet. Je mehr man Ungarn mästet, desto früher wird der Zeitpunkt eintreten, wo es im Stande sein wird, wirthschaftliche Institutionen, die es heute noch als gemeinsam betrachtet, weil es noch nicht im Stande ist, sie aus Eigenem sich zu schaffen, selbst in's Leben zu rufen und dadurch ein Band um das andere zu lösen, das es heute noch an Oesterreich knüpft. Leider verschließt man sich an maßgebender Stelle in Oesterreich dieser Erkenntniß und bringt Opfer um Opfer für die Erhaltung eines Zustandes, den die Magyaren, mit wenigen Ausnahmen, niemals aufrichtigen Herzens acceptirt haben. Diese Politik der unbeschränkten Nachgiebigkeit gegenüber Ungarn, wird dieses nicht an uns fesseln, Cisleithanien aber wirthschaftlich und politisch ruiniren. Und doch gilt diese Politik in weiten Kreisen Oesterreichs heute noch als eine Forderung der „Staatsnothwendigkeit", oder wird wenigstens dafür ausgegeben. Nicht Einzelne, nein,

Digitized by Google

ganze große Parteien haben diese Politik der „Staatsnothwendigkeit“ in Entreprise, in deren Namen man 1867 Oesterreich den Ausgleich mit Ungarn octroyirte, und die allmälig zur vollständigen Unterjochung Oesterreichs durch die Magyaren unter Assistenz der Polen geführt hat.

Die parlamentarische Situation in Oesterreich an der Schwelle des neuen wirthschaftlichen Ausgleiches ist unsäglich traurig. Die Selbstsucht und der schroffe Fractionsgeist der großen Parteien, die in ihnen jede Empfindung für die Interessen des Staates und der Monarchie ertödtet haben, liefert uns wehrlos der Tyrannei der Magyaren aus. Sie verdienen die schärfste Verurtheilung; allein das Uebel sitzt tiefer als in den Parteien, es sitzt in der Verfassung Oesterreichs und der Monarchie. Der Wechselbalg der December-Verfassung hat jede Entfaltung der nationalen und politischen Kräfte Oesterreichs zum Wohle des Staates unmöglich gemacht, weil sie weder die Vorbedingungen zu einem straffen centralistischen Systeme enthielt, noch den Ausgangspunkt für eine föderalistische Ausgestaltung der Monarchie zu einem kraftvollen Organismus bildete. Der 1867er Dualismus mußte deßhalb folgerichtig zur Hegemonie der politisch und national besser organisirten Reichshälfte, also Ungarns, führen. Einen ungefähren Begriff von der Ohnmacht Oesterreichs in der Monarchie erhält man, wenn man die Taktik beachtet, die die österreichische Regierung in der Ausgleichsfrage befolgt. Daß das gegenwärtige österreichische Abgeordnetenhaus in seiner Mehrheit nichts weniger als eine zielbewußt energische Vertretung der österreichischen Interessen bei der Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn repräsentirt, ist öfter nachgewiesen worden. Gerade damit begründet aber die Regierung ihre Absicht, die Erneuerung des Ausgleiches noch mit dem alten Hause zu bewerkstelligen, denn in einem neuen Hause, so argumentirt sie, könnten die kleinen oppositionellen Fractionen, die heute allein die Interessen Oesterreichs in der Ausgleichsfrage energisch vertheidigen, vielleicht die Mehrheit bilden. — Läßt sich ein seltsamerer Widerspruch denken? Und doch liegt die Erklärung dafür, daß die österreichische Regierung lieber mit einem Parlamente arbeitet, das die Parität Oesterreichs weniger nachdrücklich vertritt, als mit einem solchen, das entschieden auf dem Rechte Cisleithaniens beharren würde, nahe. Eine österreichische Parlamentsmehrheit, die ihre Aufgabe in der Ausgleichsfrage vom rein österreichischen Standpunkte aus mit allem Nachdrucke anfassen würde, sähe sich sehr bald vor das Problem einer durchgreifenden staatsrechtlichen Reconstruction Oesterreichs und der Monarchie gestellt, weil die Parität Cisleithaniens sich auf Grund der gegenwärtigen Verfassung Oesterreichs und im Rahmen des 1867er Ausgleiches in Wirklichkeit überhaupt nicht herstellen läßt.

Was den Grafen Badeni anbelangt, so hat er sicherlich nicht die mindeste Lust, den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand zu beseitigen, weil gerade er es den Polen ermöglicht, das divide et impera in den Grenzen Oesterreichs mit ebensolchem Glück und Erfolge zu prakticiren, wie die Magyaren denselben Grundsatz im Reiche. Allein auch die maßgebenden Wiener Kreise schrecken vor einer Verfassungsreform noch zurück, weil sie fürchten, daß die Magyaren jeden derartigen Versuch zum Anlasse einer weiteren Lockerung des staatsrechtlichen Verhältnisses nehmen werden. Für den Politiker wirft sich nun die Frage auf, ob sich die dualistische Verfassung und die österreichische Verfassung überhaupt aufrecht erhalten lassen. Ohne daß man den Wunsch zum Vater des Gedankens macht, kann man diese Frage guten Gewissens mit Nein beantworten. Der Dualismus ist unhaltbar; einerseits wird die in seinem Namen betriebene wirthschaftliche Ausbeutung Oesterreichs in absehbarer Zeit zu einer Krise führen, die das ganze Beust'sche Kunstwerk in Trümmer legen wird; andererseits entspricht seine Aufrechterhaltung auch gar nicht den Intentionen der Magyaren, die nur so lange an ihm festhalten, bis sie auch in wirthschaftlicher und militärischer Beziehung ganz auf eigenen Füßen stehen. Die österreichische Verfassung ist ebenso unhaltbar. Die alten deutschliberalen Centralisten sind bis auf wenige lediglich antiquarischen Werth besitzende Exemplare ausgestorben. Die Wirklichkeit hat sich auch in diesem Falle stärker erwiesen, als die Doctrin. Es giebt heute keinen zurechnungsfähigen Politiker in Oesterreich mehr, der die föderalistische Reorganisation des Staates nicht als die einzig mögliche Entwickelung ansähe, und selbst die Deutschliberalen Böhmens, die am hartnäckigsten an der centralistischen Lehre festgehalten hatten, beginnen neuestens in's föderalistische Lager einzuschwenken. Diese Frage ist heute nicht mehr controvers und je eher sie gelöst wird, desto besser wird es für Oesterreich und seine Völker sein und desto weniger Schwierigkeiten wird die dann unvermeidliche Revision des 1867er Ausgleiches machen. Den Dualismus sich ausleben lassen, wäre ein schwerer Fehler, weil sein Zusammenbruch mit einer in ihren Folgen gar nicht abzuschätzenden Erschütterung der Machtstellung der Monarchie verbunden wäre. Die Aufgabe der österreichischen Staatsmänner ist es deßhalb, mit aller Beschleunigung die Reform der Reichsverfassung durch die staatsrechtliche Reorganisation Cisleithaniens vorzubereiten, aus der sich die Revision des 1867er Ausgleiches dann von selbst ergeben wird.

Die politische Geschichte Oesterreichs in den letzten dreißig Jahren beweist mit überzeugender Klarheit, daß die seiner historischen und nationalen Gestaltung entsprechende Verfassung nur eine föderalistische sein kann, und daß nur durch die Umgestaltung in diesem Sinne der nationale und staatsrechtliche Kampf, in dem die politischen Kräfte des Staates sich seit 1867 nutzlos zersplittern und der Oesterreich zu einer von Polen verwalteten Satrapie Ungarns herabgedrückt hat, in einen gesunden, die einzelnen Volksstämme und den Staat fördernden Wettstreit aufgelöst werden kann. Daß dies keine vorgefaßte Meinung, keine unbegründete Erwartung ist, beweist vor Allem die Furcht der Magyaren vor dieser Entwickelung der Dinge in Oesterreich und die lächerliche Auslegung, die sie dem § 25 des ungarischen Ausgleichsgesetzes vom Jahre 1867 geben. Der gedachte Paragraph setzt als Bedingung des Ausgleiches den vollen Constitutionalismus in Cisleithanien voraus. Die Magyaren leiten nun aus diesem Paragraphen für sich das Recht ab, gegen jede Aenderung der staatsrechtlichen Construction Oesterreichs ein Veto einzulegen, auch wenn diese sich in völlig constitutioneller Form vollzöge. Das Gewaltsame und Sinnwidrige der magyarischen Auslegung liegt auf der Hand, sie beweist aber, daß die Magyaren glauben, ihre Hegemonie in der Monarchie nur aufrecht erhalten zu können, so lange Oesterreich in dem Zustande politischer Ohnmacht verbleibt, in den es die December-Verfassung versetzt hat.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Magyaren alle Hebel in Bewegung setzen werden, um die Befreiung der österreichischen Volksstämme von der sie einschnürenden December-Verfassung zu verhindern. Der § 25 des ungarischen Ausgleichsgesetzes vom Jahre 1867 wird dabei eine große Rolle spielen und in allen möglichen Variationen auch die alte Fabel aufgetischt werden, wonach der Dualismus, also die Unterdrückung Oesterreichs durch die Magyaren und Polen die Grundlage der äußeren Machtstellung der Monarchie und ihrer Bündnisse bilden soll. Die von Pest mit Vorliebe verbreitete Fabel, daß durch jede Erschütterung des Dualismus, d. h. der magyarischen Vorherrschaft die Machtstellung der Monarchie gefährdet werde, beweist nichts Anderes, als daß durch die Abänderung des 1867er Ausgleiches im Sinne der von österreichischer Seite geforderten föderalistischen Organisation der Monarchie, die politische Präponderanz der Magyaren gefährdet würde, und sie deßhalb von ihnen bekämpft wird.

Die festeste, verläßlichste Stütze der Dynastie und des Reiches waren jeder Zeit die Erblande. Hält man sie an

Digitized by Google

maßgebender Stelle nun wirklich für so schwach, daß sie, wenn ihnen durch eine entsprechende Verfassung Raum und Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Kraft geboten würde, die Magyaren nicht zur Anerkennung einer Reichsverfassung zwingen könnten, die allein den Bestand und die Machtstellung des Reiches nach Innen und Außen garantirt? Wenn dem so wäre, dann gäbe man sich einem unbegründeten Pessimismus hin. Auch die Bevölkerung Oesterreichs ist in den letzten dreißig Jahren constitutionellen Lebens mannbar geworden und wer für die Strömungen, die sich in den breiten Schichten der cisleithanischen Bevölkerung heute bemerkbar machen, Verständniß besitzt, der kann ruhig prophezeien, daß die österreichischen Völker reif geworden sind, um schließlich selbst die Zwangsjacke der December-Verfassung zu sprengen, wenn man sie ihnen nicht auszieht und damit die Möglichkeit einer freieren, den eigenartigen ethnographischen Verhältnissen Oesterreich-Ungarns entsprechenden Entwickelung giebt.*)

Freibüchereien.

Von Franz Kauffmann.

In letzter Zeit ist in Deutschland unverkennbar eine starke Bewegung für Reformen auf dem Gebiete des Bibliothekswesens hervorgetreten. Diese Bewegung stützt sich auf die unbestreitbare Thatsache, daß Deutschland, welches früher wegen seiner zahlreichen wissenschaftlichen Bibliotheken mit ihren großen Bücherschätzen die Bewunderung und den Neid des Auslandes erregt hatte, heute den Bedürfnissen der veränderten Zeitverhältnisse in seinen Bibliothekseinrichtungen nicht mehr gerecht wird. Und während Deutschland hier zurückgeblieben ist, haben andere Culturstaaten so enorme Fortschritte gemacht, daß es nunmehr Deutschland ist, welches mit Bewunderung und auch mit Neid auf die Einrichtungen des Auslandes blickt. Die Bewegung knüpft denn auch überall an Vorbilder des Auslandes an, sowohl was die Vorschläge bezüglich der wissenschaftlichen Bibliotheken — die Errichtung einer Reichsbibliothek resp. die Erweiterung der Königlichen Bibliothek zu Berlin zu einer Reichsbibliothek, die Schaffung einer Centralstelle für Pflichtexemplare aus dem ganzen Deutschen Reiche, die Errichtung einer großen Präsenzbibliothek nach dem Muster des British Museum, die Herstellung eines Gesammtkatalogs aller Bibliotheken Deutschlands ꝛc. — betrifft, wie bezüglich der zu schaffenden Einrichtungen zur Befriedigung des Lesebedürfnisses der großen Masse des Volkes. Lediglich mit diesen letzteren Bestrebungen befaßt sich eine verdienstvolle Schrift des Berliner Landrichters P. F. Aschrott, „Volksbibliothek und Volkslesehalle als communale Veranstaltung!“ (Berlin, O. Liebmann), auf deren leitende Gesichtspunkte wir hiermit verweisen.

Die grundlegende Idee der englischen und amerikanischen Public Libraries ist die, daß den Volksschulen Bibliotheken ergänzend an die Seite treten müssen, in denen den breiten Massen des Volkes die Möglichkeit geboten ist, ihre Schulbildung durch Lectüre zu vertiefen und so ihre Mußestunden, welche ihnen die Tagesarbeit, der Beruf, läßt, zu ihrer Fortbildung zu benutzen. Die Public Library**) ist in erster Linie eine Bildungsanstalt des Volkes im umfassenden Sinne des Wortes, wo Jedermann Gelegenheit gegeben ist, seine Kenntnisse zu erweitern und zu fördern. Man hat deßhalb die Public Library anknüpfend an ein Wort Carlyle's „the true university of these days is a collection of books“, auch als Volksuniversität bezeichnet. Sie soll eine wirkliche Bildungsanstalt des Volkes sein, zu deren Benutzung Niemand gezwungen ist, in der aber Jeder, der Bildung sucht, die Mittel dazu findet. Dieser erzieherische Zweck bedingt dabei keineswegs, daß die Public Library nur Bücher und Schriften enthält, welche der eigentlichen Belehrung, der Mehrung nützlicher Kenntnisse dienen; sie muß vielmehr auch Bücher und Schriften rein unterhaltenden Charakters umfassen. Man soll dem Volke zu lesen geben, was es gerne liest, es wird sich von leichterer zu ernsterer Lectüre hinauflesen. Die Public Library muß in ihrem Bücherbestande wirklich volksthümlich sein, und ihre Benutzung muß nicht nur eine unentgeltliche sein, sondern sie muß auch leicht zugänglich sein. Es muß dem Volke, wenn anders der erzieherische Zweck erreicht werden soll, leicht gemacht werden, die Public Library zu benutzen, was voraussetzt, daß dieselbe nicht zu entfernt gelegen und gerade in Stunden geöffnet ist, wo die breiten Schichten des Volkes Muße zum Lesen haben; ein behaglicher, im Winter geheizter, Abends erleuchteter Raum muß das Volk zur Benutzung einladen. Das sind die Gesichtspunkte, denen die englischen Freibüchereien ihre Entstehung und Ausbreitung verdanken! Und diese Gesichtspunkte sind auch für Deutschland in gleicher Weise zutreffend.

Die zur Zeit in Deutschland bestehende Bewegung auf Gründung von Volksbibliotheken und Volkslesehallen*) ist in erster Linie auf die „Deutsche Gesellschaft für Ethische Cultur“ zurückzuführen. Neben dieser Gesellschaft kommt dann vor Allem noch die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ in Betracht, welche sich seit einer längeren Reihe von Jahren die Gründung von Volksbibliotheken angelegen sein läßt. Während aber die letztere Gesellschaft ihre Thätigkeit bisher ausschließlich auf die Gründung von Volksbibliotheken im Sinne von unentgeltlichen Ausleiheanstalten beschränkt hat, hat die „Deutsche Gesellschaft für Ethische Cultur“ von vornherein ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Errichtung von öffentlichen Lesehallen gerichtet. Es ist ihr gelungen, je eine derartige Lesehalle in Berlin, Frankfurt a. M. und Freiburg i. Br. zu errichten, und nach Zeitungsnachrichten steht demnächst die Eröffnung je einer Lesehalle in Jena und Breslau in Aussicht. Beide Gesellschaften erlangen die Mittel für die von ihnen in's Leben gerufenen Anstalten lediglich aus freiwilligen Gaben in Geld- oder Bücherspenden. Und beide Gesellschaften erlassen fortgesetzt Aufrufe, in denen unter Hinweis darauf, daß sie mit den bisher eingegangenen Gaben nicht im Stande sind, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, und unter fernerem Hinweis auf die „fabelhaften Summen, welche im Auslande, insbesondere in England und Amerika, den Public Libraries von Seiten reicher Privatleute zugewendet werden“, die Reichen „zur Erfüllung der Ehrenpflicht, durch große Zuwendungen diese Anstalten zu fördern“, auffordern. Wie es in der That mit den Finanzen der Anstalten bestellt ist, das zeigt der Jahresbericht der von der Gesellschaft für Ethische Cultur in Berlin errichteten öffentlichen Lesehalle für das Jahr 1895. Es wird zunächst berichtet, daß man von der in dem früheren Aufrufe in Aussicht genommenen Verbindung einer unentgeltlichen Leihbibliothek mit der Lesehalle habe Abstand nehmen müssen, daß der Bücherbestand, abgesehen von der Abtheilung Belletristik, „den buntscheckigen Charakter, den durch Geschenke

*) Ausführlicheres in der interessanten neuen Broschüre des Verfassers: „Der österreich-ungarische Ausgleich“ (Wien, Hrch. Kirsch), die eine ebenso ausführliche als scharfsinnige historisch-volkswirthschaftliche Erörterung der streitigen Frage enthält. D. Red.

**) Der Verfasser übersetzt den englischen Begriff etwas weitläufig mit „Volksbibliothek und Volkslesehalle“. Wir schlagen das neue Wort „Freibücherei“ vor.

*) An literarischen Erscheinungen aus dieser Bewegung seien hier erwähnt: Reyer, Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken, Leipzig 1893; Tews, Volksbibliotheken, Langensalza, Beyer & Söhne. Nörrenberg, Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und ihre Reform, Kiel 1896; Reyer, Handbuch des Volksbildungswesens, Stuttgart 1896 ꝛc.

Digitized by Google

entstandene Büchersammlungen in der Regel aufweisen", trage und daß deßhalb an die Herstellung eines Kataloges nicht gedacht werden könnte. Als Vermögensbestand wird dann die Summe von 3610 Mark, als gezeichnete Jahresbeiträge die Summe von 740 Mark angeführt, während die jährlichen Betriebskosten (Miethe, Beleuchtung, Heizung, Reinigung, Gehälter ꝛc.) auf fast 4700 Mark angegeben werden, so daß die einzige für das große Berlin errichtete öffentliche Lesehalle, auch ohne die sehr nothwendigen Neuanschaffungen von Büchern in Berücksichtigung zu ziehen, bereits im zweiten Jahre ihres Bestehens vor einem Deficit steht. Man kann also kaum erwarten, auf dem bisherigen Wege der großen Aufgabe gerecht zu werden, über Deutschland ein Netz von Freibüchereien, ähnlich wie in England und Amerika auszubreiten.

Es ist aber in der That schwer verständlich, daß die Befürworter von Freibüchereien in Deutschland, wenn sie auf die englischen und amerikanischen Einrichtungen hinweisen, dabei unerwähnt lassen oder doch nur ganz nebenbei bemerken, daß die Public Libraries in diesen Ländern communale Anstalten sind. Gerade das aber ist das Charakteristische derselben, daß sie aus öffentlichen Mitteln errichtet und erhalten werden. Und man legt besonders in England großes Gewicht darauf, immerfort zu betonen, daß die Public Library keine Wohlthätigkeitsanstalt, sondern der gemeinsame Besitz aller Einwohner ist, jeder Benutzer der Public Library soll das Gefühl haben, daß er aus seinen Mitteln die Anstalt mitgeschaffen hat, daß er zu seinem Theil Eigenthümer derselben ist. Und wer die Anschauungen unserer Arbeiterbevölkerung, der breiten Masse unseres Volkes, unbefangen auf sich wirken läßt, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß auch bei uns das Volk den Bibliotheken ein viel lebhafteres Interesse entgegenbringen wird, wenn dieselben communale Anstalten sind, auf deren Benutzung jeder Bürger einen berechtigten Anspruch hat. Wie sie eine Ergänzung der Volksschule sein soll, so müssen auch die Kosten für sie, entsprechend den Volksschulkosten, aus öffentlichen Mitteln getragen werden. Das Princip: Volksbibliothek und Volkslesehalle eine communale Veranstaltung schließt dabei eben so wenig eine Unterstützung des Staates wie eine Unterstützung durch Privatwohlthätigkeit aus.

Volksbibliothek und Volkslesehalle als communale Veranstaltung in möglichster Anknüpfung an bereits bestehende Einrichtungen, jedenfalls unter ausgiebigster Ausnutzung der bereits vorhandenen Bücherschätze: das sollte das Leitmotiv für die Bewegung in Deutschland sein. Es ist natürlich leichter, aus dem Vollen heraus Neues zu schaffen, allein dazu werden die erforderlichen Mittel in Deutschland nicht zu erhalten sein. Will man es bei uns nicht nur an vereinzelten Punkten, sondern allgemein weiter bringen, so muß man mit bescheidenen Mitteln rechnen und insbesondere durch Nutzbarmachung alles bereits Vorhandenen nach Möglichkeit zu sparen suchen. Das aber bringt es mit sich, daß die Wege zum Ziele nicht überall in Deutschland dieselben sein können. Man wird an jedem einzelnen Orte zunächst zu untersuchen haben, was an einschlägigen Einrichtungen bereits vorhanden ist, und man wird je nachdem die Sache zu gestalten haben. Aschrott exemplificirt zumal auf Berlin.

Dem Kenner der englischen Public Libraries wird zunächst der geringe Bücherbestand der Berliner Volksbibliotheken auffallen; man vergleiche den in den Berliner Anstalten vorhandenen Bücherschatz von durchschnittlich 3500 Bänden mit dem in England durchgeführten Grundsatze, daß auf jeden Einwohner mindestens ein Buch entfällt. Nun wird sich kein Verständiger der Hoffnung hingeben, daß es in absehbarer Zeit gelingen wird, den Bücherbestand der Berliner Volksbibliotheken dieser Idealforderung entsprechend zu vermehren. Aber England zeigt uns gleichzeitig — insbesondere in seinen Bibliothekseinrichtungen von Leeds —, wie man hierfür einen Ersatz schaffen kann. Die kleinen, über das ganze Stadtgebiet zerstreuten Anstalten müssen mit einer großen Centralbibliothek in Verbindung gebracht werden, deren Bücherschätze für die kleinen Anstalten derartig nutzbar gemacht werden, daß sie letzteren als Ausgabestationen der Centralbibliothek erscheinen. Was also zur Ergänzung der Berliner Volksbibliotheken zunächst erforderlich ist, damit dieselben wirkliche Bildungsanstalten für alle Theile des Volkes werden, ist eine große Centralbibliothek. Und die Forderung einer solchen erscheint, wenn man die reichen, bereits jetzt im städtischen Besitze befindlichen Bücherschätze überblickt, durchaus nicht utopistisch.

Würde man alle bereits vorhandenen Bücherschätze in einem Bibliotheksgebäude centralisiren, so wäre damit schon ein recht ansehnlicher Grundstock für eine Centralbibliothek gegeben, und schon mit den jetzt von der Stadt zu Bibliothekszwecken alljährlich ausgeworfenen Summen würde ein verständiger Bibliothekar in nicht langer Zeit die dann noch vorhandenen Lücken ausfüllen können. Die Behörden und Anstalten, denen jetzt diese Summen zufließen, brauchen dabei keinen Nachtheil zu erleiden. Man müßte ihnen selbstverständlich die für den dienstlichen Gebrauch erforderlichen Nachschlagebücher belassen, und man könnte in der Centralbibliothek zu ihren Gunsten leicht besondere Einrichtungen, z. B. durch separate Aufstellung der übernommenen Bücherbestände, durch Einräumung von Benutzungserleichterungen ꝛc. treffen. Die bisher zersplitterten Bücherschätze, welche jetzt nur Wenigen und nur während weniger Stunden in der Woche zugänglich sind, würden durch die Einreihung in die jederzeit geöffnete Centralbibliothek zum Besten der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden, und würden erst dadurch ihren eigentlichen Zweck, gelesen zu werden, erfüllen. Bestände eine Centralbibliothek, so würden derselben auch unzweifelhaft von wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, welche jetzt vielfach gar nicht wissen, wo sie mit ihren Bibliotheken hin sollen, werthvolle Bücherschätze zufließen. In dem Heranziehen bereits vorhandenen Materials liegt eine rationelle Sparsamkeit. Es würde Verschwendung sein, ohne Rücksicht auf das bereits Vorhandene und recht wohl Verfügbare neue Bücherschätze anzusammeln. Bücher, die ungelesen irgendwo vergraben sind, bilden einen Verlust am Nationalvermögen!

In den Berliner Gemeindeschulhäusern werden die Räume nur während einer Anzahl Stunden für Schulzwecke benutzt, für die übrige Zeit stehen sie frei, und durch ihre Verwendung zu Bibliothekszwecken werden die sonst in großen Städten recht erheblichen Miethskosten gespart. Da ferner Volksschulen sich in allen Theilen der Stadt zerstreut befinden, so ist die Möglichkeit gegeben, die Bibliotheken in gewünschter Weise zu decentralisiren und es dadurch zu erreichen, daß keine allzuweiten Wege für ihre Benutzung zurückgelegt zu werden brauchen. Was sodann die Volksschullehrer betrifft, so eignen sich dieselben sehr gut zu Bibliotheksverwaltern. Es werden sich unter ihnen immer Persönlichkeiten finden lassen, die wirkliches Interesse für Bücher besitzen und welche die für einen Bibliotheksverwalter sehr wesentliche Eigenschaft großer Ordnungsliebe haben. Die Volksschullehrer sind ferner schon durch ihren Beruf mit der in ihrem Bezirke wohnenden Bevölkerung mehr oder weniger bekannt und können deßhalb derselben in geeigneter und ungezwungener Weise bei der Auswahl der Lectüre mit Rath und That beistehen. Bei ihrer geringen Besoldung endlich bildet selbst eine mäßig bemessene Gratification für sie einen willkommenen Nebenverdienst.

Es muß geradezu als eine sinnlose Verschwendung bezeichnet werden, daß die Berliner Volksbibliotheken während der Schulferien geschlossen sind und daß dadurch die Bücherschätze Monate lang völlig unbenutzt dastehen. Den einzelnen Bibliotheksverwaltern mag man die Ferien recht sehr gönnen, aber das rechtfertigt in keinerlei Weise, das Publicum, für

Digitized by Google

welches die Anstalten doch da sind, Monate lang von der Benutzung dieser Volksbildungsanstalten auszuschließen. Es muß vielmehr auch während der Ferienzeit für Bibliothekspersonal gesorgt sein. Aber auch sonst darf die Bücherausgabe nicht, wie es jetzt bei den Berliner Volksbibliotheken der Fall ist, auf wöchentlich sechs Stunden beschränkt sein. Bei der Centralbibliothek ist es selbstverständlich, daß sie, wie die englischen Public Libraries, täglich von 9 oder 10 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr Abends geöffnet ist. Die jetzigen Volksbibliotheksanstalten müßten ebenfalls täglich geöffnet sein, doch dürfte es genügen, sie drei bis vier Stunden im Tage — etwa eine Stunde Mittags und im Winter von 6 bis 9, im Sommer von 6 bis 8 Uhr Abends — offen zu halten. Bei Festsetzung der Benutzungsstunden würde insbesondere darauf zu achten sein, daß der größere Theil der in dem Bezirke wohnenden Bevölkerung zu diesen Stunden wirklich in der Lage ist, die Anstalt zu benutzen. Es mag deßhalb angebracht sein, die Benutzungsstunden nicht für alle Anstalten gleichmäßig festzusetzen, sondern sie je nach der arbeitsfreien Zeit der Hauptschichte der Bevölkerung des Bezirkes zu bestimmen.

Das Fehlen von Lesezimmern hält Aschrott für die Hauptlücke der Berliner Volksbibliotheken. Gerade bei den Berliner Wohnungsverhältnissen, wo ein großer Theil der Arbeiterclasse, falls sie nicht überhaupt nur als Schlafleute oder Aftermiether wohnen, eines wirklich behaglichen Heimes entbehrt, ist es eine Nothwendigkeit, den Leuten einen Raum zum Lesen an Ort und Stelle zu gewähren. Wer es weiß, wie viele Leute lediglich durch die elenden Wohnungsverhältnisse in Berlin in die Wirthschaften getrieben werden, der wird solche Abends erleuchtete und im Winter geheizte Räume zugleich als ein ungemein werthvolles Mittel im Kampfe gegen die Trunksucht schätzen. Allerdings setzt dies voraus, daß hier Jedermann ganz nach seinem Geschmacke sein Lesebedürfniß befriedigen kann. Es genügt deßhalb nicht, daß Bücher aus der Volksbibliothek in das Lesezimmer verabfolgt werden, dasselbe muß vielmehr — entsprechend der englischen Reference Library — Nachschlagebücher und ferner, wie der englische News Reading Room, Zeitungen und Zeitschriften enthalten. Das Letztere ist besonders wichtig; gerade um eine Zeitung zu lesen, geht heutigen Tages Mancher in das Wirthshaus; wenn man in den Lesezimmern der Volksbibliotheken die Möglichkeit gewährt, Zeitungen zu lesen, ohne etwas verzehren zu brauchen, so wird man Viele eben hierdurch zur Benutzung der ganzen Einrichtung veranlassen. Und wie es in England die Erfahrung gelehrt hat, so wird es sich auch bei uns zeigen, daß in einem Manne, der das Lesezimmer zunächst nur betreten hat, um „seine Zeitung" zu lesen, allmälig eine Lust am Lesen überhaupt sich herausbildet: er wird neben seiner Zeitung noch andere der freiliegenden Blätter oder der Nachschlagebücher zur Hand nehmen, dabei von Einem zum Anderen kommen und so zur Benutzung der Bibliothek nach und nach erzogen werden. Nur dadurch, daß man jedem Geschmacke etwas bietet, wird man auch bei uns einen so allgemeinen Gebrauch der Anstalten herbeiführen können, wie er in England bereits besteht. Gegen die Aufstellung von Nachschlagebüchern in den Lesezimmern wird wohl kaum von irgend einer Seite Widerspruch erhoben werden. Dagegen stößt Aschrott auf recht erheblichen Widerspruch gegen den Vorschlag der Auslegung von Zeitungen, sogar socialdemokratischen. Recht geschickt vertheidigt er sich in seiner Schrift. „Wir wissen doch recht gut, daß der größere Theil der Arbeiterclasse heute eine socialdemokratische Zeitung liest, daß er sie als seine Zeitung betrachtet und, wenn er etwas zu lesen wünscht, zunächst nach ihr verlangt. Aber während er bisher nur die socialdemokratische Zeitung gelesen hat, wird er in dem Lesezimmer dazu kommen, einen Blick in andere Zeitungen zu werfen. Schon wenn seine Zeitung gerade von einem Anderen gelesen wird, wird er bis zu ihrem Freiwerden zu einer anderen Zeitung greifen, und er lernt auf diese Weise eine ihm bisher fremde Anschauung kennen. Vorausgesetzt, daß ihm diese andere Zeitung etwas von Interesse bietet, veranlaßt er dann wohl auch einen Bekannten, sich dieselbe anzusehen. Gerade die öffentliche Lesehalle bietet so ein wirksames Heilmittel gegen die bei uns in allen Schichten der Bevölkerung, nicht nur bei der Arbeiterclasse, bestehende Einseitigkeit der politischen Anschauungen. Man halte einmal in seinem Bekanntenkreise Nachfrage, wie viele mehr als eine Zeitung lesen! Und bei wie vielen beruht die ganze politische Weisheit auf den knapp verdauten Leitartikeln der betreffenden Zeitung! Dieser gefährlichen Einseitigkeit wirkt die öffentliche Lesehalle entgegen."

Ist durch Concentration der vorhandenen Bücherschätze und durch die Verwendung aller verfügbaren Mittel ein einigermaßen ausreichender Bücherbestand gewonnen, so gilt es, aus den todten Büchermassen Werkstätten des Geistes, wirkliche Bildungsanstalten des Volkes, zu machen. Dazu ist es erforderlich, daß die Bibliotheken leicht zugänglich gemacht werden: sie müssen an Stunden geöffnet sein, wo die große Masse des Volkes sie wirklich benutzen kann, und ihre Benutzung darf nicht durch unnütze erschwerende Bedingungen — wie Geldcautionen, Bürgschaften — behindert sein. Zur Erleichterung der Benutzung sind zu billigem Preise verkäufliche Kataloge herzustellen. Es sind Lesezimmer einzurichten, um eine Benutzung an Ort und Stelle möglich zu machen. Wo die Entfernungen größere sind, müssen unter Benutzung der Gemeindeschulhäuser und unter Heranziehung der Volksschullehrer Filialen, Bücherausgabestellen, in den einzelnen Stadttheilen errichtet werden.

Ausgaben, welche durch all' diese Maßregeln veranlaßt werden, sind als unumgänglich nothwendige zu betrachten, wenn anders die Freibücherei ihren Zweck erfüllen soll, eine der Volksschule ebenbürtige und dieselbe ergänzende Bildungsanstalt zu werden. Dies gilt insbesondere von Ausgaben für die sicher nothwendige Vermehrung des Beamtenpersonals an den Bibliotheken. Es würde Sparsamkeit am unrechten Orte sein, wenn man hier an Beamten sparen wollte; denn dadurch würde man die ausgiebige Verwerthung, die volle Nutzbarmachung des erheblichen, in den Bibliotheken steckenden Capitals behindern. Es ist wiederum Sache der öffentlichen Meinung, der Stadtverwaltung ihre Verpflichtung, für diese nothwendigen Einrichtungen der Freibüchereien zu sorgen, erforderlichen Falls deutlich zum Bewußtsein zu bringen.

Für die Bethätigung der Privatwohlthätigkeit ist, wie die Public Libraries in England und Amerika zeigen, auch beim Bestehen der Bibliotheken als communale Veranstaltungen ausreichender Spielraum gelassen. Ja, noch mehr, wenn die Freibüchereien bei uns zu einer so großartigen Entfaltung kommen sollen, wie in diesen Ländern, so wird dies nur geschehen können, wenn reiche Leute durch Schenkungen und Stiftungen die Mittel an die Hand geben, die Einrichtung der Anstalten über das Maaß des unbedingt Nothwendigen hinauszuheben, da von der Mehrzahl der Communen nicht zu erwarten ist, daß sie selbst Mittel über dies Mindestmaaß hinaus bewilligen werden. Aber auch die Gesellschaften, welche sich bisher die Errichtung von Volksbibliotheken und Volkslesehallen haben angelegen sein lassen, werden bei dem von Aschrott vertretenen Principe der Zuweisung dieser Anstalten an die Communen in ihrer Thätigkeit in keinerlei Weise behindert. Sie mögen — wie es bisher schon der Verein zur Verbreitung von Volksbildung in so segensreicher Weise gethan hat — diejenigen Orte, wo noch gar keine Bibliothekseinrichtungen bestehen, mit Büchersammlungen versehen; es giebt in Deutschland kleine Gemeinden genug, die kaum im Stande und jedenfalls nicht geneigt sind, Freibüchereien auf Gemeindekosten zu errichten. Hier werden von Vereinen begründete Bibliotheken einen sehr erwünschten Anfang darstellen. Nur sollte man auch hier von den Ge-

Digitized by Google

meinden gleich bei der Begründung unbedingt verlangen, daß sie Local, Heizung und Beleuchtung unentgeltlich hergeben und auch die Bestellung und Besoldung des Bibliothekverwalters übernehmen. Diese Ausgaben kann jede Gemeinde tragen, und nur wenn sie auf den Gemeindeetat übernommen werden, kann die Anstalt als eine wirklich dauernd lebensfähige erachtet werden.

Auch die Begründung von Wanderbibliotheken, insbesondere für die ländliche Bevölkerung, bietet für die Vereine noch ein großes Arbeitsfeld. Auch in dieser Beziehung hat der Verein zur Verbreitung von Volksbildung bereits recht Beachtenswerthes geleistet. Ferner ist in dem hannöverschen Kreise Neuhaus a. d. Oste durch den dortigen Landrath eine Wanderbibliothek als Kreisbibliothek in das Leben gerufen worden; unseres Wissens ist jedoch dieser bemerkenswerthe Vorgang bisher ohne Nachahmung in anderen Kreisen geblieben. Jedenfalls bleibt bei uns noch recht viel zur Lösung der Aufgabe, die ländliche Bevölkerung mit gesundem Lesestoff zu versehen, zu thun. Also für die Vereine wird es an Bethätigung auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens nicht fehlen, auch wenn sie von einer Thätigkeit in den größeren Städten absehen und diese für sich selbst sorgen lassen. Die größeren städtischen Gemeinwesen sind wahrlich reich genug, um zur Erfüllung ihrer kommenden Verpflichtungen nicht auf mühsam von der Privatwohlthätigkeit zusammengebettelte Gaben angewiesen zu sein.

Literatur und Kunst.

Ernst Curtius.

Von Reinhard Kekule von Stradonitz.*)

Vor wenigen Wochen wurde Heinrich von Treitschke zu Grabe getragen. Heute gilt es das Andenken von Ernst Curtius zu ehren. So bald ist dem Geschichtschreiber des deutschen Volkes der Geschichtschreiber der Hellenen im Tode nachgefolgt, der milde abgeklärte Greis, der nach keinem neuen Kranze mehr rang, dem kampfesmuthigen jüngeren Freunde und Genossen. Heinrich von Treitschke wollte nicht glauben, daß Gott ihn abberufen könne, ehe er seine „Deutsche Geschichte" zu Ende geführt habe. Ernst Curtius hat wenige Tage vor seinem Tode die letzten Sätze seiner „Geschichte von Olympia" geschrieben, die er als den Abschluß seines Lebenswerkes betrachtete. Wir klagen in wehmüthiger Trauer, daß diese vornehme, edle und große Persönlichkeit uns genommen ist. Aber wir dürfen sein Leben glücklich preisen, wie er es selbst glücklich gepriesen hat. Die Erfahrung des Schmerzes, ohne die sich kein menschliches Leben vollendet, ist auch Curtius nicht erspart geblieben. Aber seine irdische Laufbahn war eine ununterbrochene Kette von beglückenden inneren und äußeren Erfolgen, die er, fromm und bescheiden, voll freudigen Dankes, als eine göttliche Fürsorge und Führung an sich erlebt und empfunden hat.

In der alten Hansastadt Lübeck, deren abgeschlossene Stille durch den Glanz einer großen geschichtlichen Vergangenheit Bedeutung erhielt, unter dem Schatten der ehrwürdigen und schönen Marienkirche ist er aufgewachsen, als Kind einer Familie, in der einfache Frömmigkeit, vaterländische Gesinnung, geistige Regsamkeit und Arbeit selbstverständlich waren. Sein Bonner Lehrer, Professor Brandis, hatte sich dazu bestimmen lassen, nach Athen überzusiedeln, um dem jungen König Otto wissenschaftliche Vorträge zu halten. Er forderte seinerseits Curtius auf, ihn nach Athen zu begleiten und den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. So ist Curtius im Frühjahr 1837, 22jährig, nach Athen gewandert und hat mehr als vier Jahre der empfänglichsten Jugendzeit in Griechenland verbracht.

Im December 1841 erwarb sich Curtius den Doctorhut in Halle — es versteht sich fast von selbst, daß er dies that auf Grund einer Abhandlung über eine Frage der attischen Topographie; er dachte sich in Halle zu habilitiren, aber Meineke zog ihn an das Joachimsthal'sche Gymnasium. Noch als Lehrer dieses Gymnasiums hielt er am 10. Februar 1844 im Wissenschaftlichen Verein einen Vortrag, der die zweite entscheidende Wendung in Curtius' Leben bezeichnet — wie noch einmal, acht Jahre später, ein solcher Vortrag, der über Olympia, für Curtius selbst und für die Geschichte der Wissenschaft bedeutsam wurde.

Der Vortrag am 10. Februar 1844 hatte die Akropolis von Athen zum Gegenstand. Aus frischer eigener Anschauung, mit plastischer Kraft, mit feurigem Schwung schilderte der jugendliche Redner die Lage Athens und seiner Burg, ihre Bauten und Statuen, ihre Schicksale, ihre Zerstörung in alter und neuer Zeit. Unter den Zuhörern befand sich die Enkelin Karl August's von Weimar, die Gemahlin des Kaisers Wilhelm, damals Prinzessin von Preußen. An diesem Abend hatte sie den Erzieher gefunden, den sie für ihren Sohn, den damals 12jährigen Kaiser Friedrich suchte. Wir können uns denken, mit welch flammender Begeisterung er sich der Aufgabe hingab, dem Erben des preußischen Thrones alle Elemente der edelsten Geistesbildung zuzuführen — in heiligem Ernste, aber ohne jede Pedanterei. Curtius führte den Prinzen Friedrich Wilhelm noch in die rheinische Universität ein. Dann widmete er sich wieder ausschließlich seiner Lehrthätigkeit an der Universität Berlin und seinen Forschungen. Aber er konnte bei der Arbeit am Schreibtisch, in den Bibliotheken, in den Museen allein sein Genügen nicht finden. Er wußte, welche Schätze classischer Kunst, welche Denkmale alter Geschichte unter dem Boden Griechenlands ruhend ihrer Auferstehung harrten.

Den berühmten Vortrag über Olympia, dem eine große und auserlesene Zuhörerschaft aus allen Kreisen lauschte, hielt Curtius am 10. Januar 1852. Er sprach von den athletischen Wettkämpfen als Theilen der griechischen Götterfeste; er erzählte von der Geschichte Olympias und seiner Bedeutung für die Gesammtheit des weit zerstreuten Griechenvolkes; er schilderte die Bauten und Heiligthümer, den Zeustempel mit seinem reichen statuarischen Schmuck, die glänzenden Siegesdenkmäler und Weihgeschenke, die Zerstörung und Verschüttung, und er fuhr fort: „Von Neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schooß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern? Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude." Diese Mahnung machte den tiefsten Eindruck auf alle Zuhörer, auch auf König Friedrich Wilhelm IV. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, daß sich Preußen und Deutschland an dem Wettkampf der Nationen um die Wiederaufdeckung des griechischen Alterthums betheiligen konnten.

Curtius ist nicht müde geworden, seine Mahnung zu wiederholen. Immer wieder wies er darauf hin, daß die

*) Am 26. Juli veranstaltete die Berliner Studentenschaft eine erhebende Trauerfeier zu Ehren von Ernst Curtius. Sein College, Professor Kekule von Stradonitz, hielt dabei eine weihevolle Gedächtnißrede, der wir die obige Würdigung entnehmen dürfen. Die Veröffentlichung der Rede erfolgt in diesen Tagen durch den Verlag von W. Spemann in Berlin.

Digitized by Google

Fortschritte der Alterthumswissenschaft abhängig sind von den Forschungen und Entdeckungen an den Stätten der alten Cultur selbst. Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte seien nur wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgebung Athens entbehrten wir noch einer genügenden Aufnahme. „Die Zeit ist kostbar" — so rief er aus —, „denn die Zerstörung der edelsten Ueberreste schreitet unaufhaltsam fort, und die in immer größerer Fülle zu Tage kommenden Alterthümer werden in Folge der Gesetze des griechischen Königreichs, die jede Ausfuhr verpönen, versteckt gehalten, unter der Hand verhandelt und heimlich in alle Welt zerstreut. Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für die Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des classischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmälig fortschreitend in's Werk setzt und dabei an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird; ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche, wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmälig das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntniß der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, soweit derselbe ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist."

Nachdem der Prinz von Preußen die Regentschaft übernommen, erfolgte die Entsendung von Curtius, Strack und Böttticher nach Athen, zu Studien über die Topographie und die Denkmäler. Am 2. März 1871, am Tage nach dem Abschluß des großen Krieges, hat Kaiser Wilhelm I. die Anerkennung des archäologischen Instituts in Rom als preußische Staatsanstalt vollzogen. Im Herbste desselben Jahres machte Curtius gemeinsam mit einigen wissenschaftlichen Freunden eine Recognoscirungsreise in Kleinasien, welcher Kaiser Wilhelm einen Generalstabs-Officier zur Anfertigung genauer Terrainaufnahmen beigegeben hatte. Am 16. Mai 1874 wurde das Archäologische Institut in eine Reichsanstalt verwandelt und gleichzeitig die Zweiganstalt in Athen gegründet, die schon im Herbst desselben Jahres eröffnet werden konnte. Zu gleicher Zeit wurde die große Unternehmung der Ausgrabung von Olympia in's Werk gesetzt. Wie dies geschah, das hat Curtius selbst bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages in kurzen, schwerwiegenden Sätzen zusammengefaßt: „Als nach dem blutigen Völkerkampfe der edle Wunsch sich regte, nun auch ein echtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, da erwachte in dem Kronprinzen der Eindruck eines Vortrages über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie; der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler beauftragte den Professor mit Abschluß eines Vertrages mit der Krone Griechenland, und der junge Reichstag bewilligte, ohne daß eine Stimme des Widerspruchs laut wurde, hunderttausende von Thalern für eine nationale Unternehmung, bei welcher nach den Staatsgesetzen von Hellas nichts zu erwerben war, als der Ruhm, zum ersten Male einen der an Denkmälern reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig frei zu legen."

Im April 1874 schloß Curtius den Vertrag mit der griechischen Regierung in Athen ab. Am 4. October 1875 geschah der erste Spatenstich auf dem Boden der Altis. Vier Jahre darauf, als die Arbeiten in Olympia noch in vollem Gange waren, schloß sich an diese Unternehmung des Deutschen Reiches die preußische der glänzenden Ausgrabungen in Pergamon, mit denen der Name Carl Humann's unvergänglich verbunden ist, wie der von Curtius mit Olympia, auch diese Unternehmung ermöglicht und getragen durch den mächtigen Schutz und die persönlichste Förderung, die ihr der große Kaiser und sein hochgesinnter Sohn zuwendeten.

Nach sechs Arbeitsjahren waren die Ausgrabungen in Olympia 1881 zum Abschluß gelangt — an Ergebnissen so reich, daß sie alles Hoffen überstiegen. Um Curtius' 80. Geburtstag würdig zu begehen, wurde sein marmornes Bildniß an der Stätte seines Ruhmes, in Olympia, aufgestellt. Bei der Enthüllung wetteiferten die griechischen und die in Griechenland weilenden deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Gelehrten in Lobpreisungen und Huldigungen. Aber alle Festfeiern und alle Liebe und Treue konnten das Alter und die Gebrechen, die es mit sich führt, nicht verscheuchen. Mit der bewunderungswürdig zähen geistigen und körperlichen Energie, die diesem Greise mit dem jugendfrischen Herzen eigen war, hat er immer wieder jede äußere Störung der Gesundheit überwunden, und er blieb wissenschaftlich thätig, solange er athmete.

In dem langen und reichen Leben, das Curtius beschieden war, hat er eine überaus große Zahl von Schriften veröffentlicht, die nach allen Seiten der Alterthumsforschung weit ausgreifen. Wer je auch nur die ersten Blätter seines Werkes über den Peloponnes gelesen, wo er die in das Mittelmeer hineinragenden Halbinseln Spanien, Italien und Griechenland in ihrer Gleichartigkeit und in ihren Unterschieden der Gestaltung vorführt, kann sich über die ganz persönliche Eigenart und über den gewaltigen Fortschritt, den sie gegen alles Frühere bezeichnet, nicht täuschen. Aus diesen natürlichen Bedingungen pflegt Curtius die Folgen für das Menschenschicksal herauszulesen, am liebsten bei den großen Verhältnissen des Weltverkehrs mit den hin und her fluthenden Völkerwanderungen und bei ihrem Gegenbild, dem reichen Sonderleben einzelner Städte und Landschaften verweilend. Auf einem fest gegebenen Boden, vor einem landschaftlichen Hintergrunde vollziehen sich ihm alle religiösen Wandelungen, alle literarischen und künstlerischen Leistungen. Als Zeugen der Totalität des griechischen Lebens gelten ihm Literatur und Kunst, nicht als Einzelerscheinungen und er ist niemals darauf ausgegangen, die griechische Kunst in eine andere Totalität, die der allgemein menschlichen Kunstgeschichte, einzuordnen. Eben so wenig hat er die griechische Kunst nur als einen Gegenstand ästhetischen Genusses angesehen. Er jubelte auf bei den herrlichen Funden der Nike des Päonios und des praxitelischen Hermes. Aber er erklärte: wir haben den Boden der Altis nicht in der Absicht geöffnet, um lauter mustergiltige Kunstwerke zu heben, sondern um ein Archiv der Geschichte aufzuschließen. Ueberall suchte Curtius den griechischen Sinn auf in jeder geschichtlich erreichbaren Erscheinungsform nnd er fand diesen selben Sinn wieder in jeder Art politischer, kriegerischer, religiöser, literarischer oder künstlerischer Thätigkeit, in dem Wegebau der Griechen so gut wie in den Münzen, in der Anlage der Städte und ihrer Märkte, in den gewaltigen Tempeln und ihren Bildwerken wie in jedem Dreifuß, in jeder Inschrift, in jedem Grabstein. Er suchte nach den Aeußerungen jenes Geistes am Beginn wie am Ende der Entwicklung in den rohen kunstlosen Idolen, wie in dem letzten Aufflackern der entarteten indo-griechischen Kunst. Er schrieb seine „Griechische Geschichte" nicht zu politischer Belehrung, sondern um die Schicksale und die unvergleichlichen Leistungen dieses Volksstammes vor unseren bewundernden Augen vorüberziehen zu lassen. Alle politischen, literarischen, künstlerischen Gegensätze innerhalb des Griechenthums schienen ihm unwichtig gegenüber dem lichtumflossenen Gesammtbild der griechischen Cultur. Denn er lebte des festen Glaubens, daß das von den edelsten Geistern Griechenlands Errungene ein für alle Zukunft unverlierbarer Besitz menschlicher Gesittung sei.

Curtius war durch seine in sich vollendete vornehme Persönlichkeit der lebendige Beweis für den Werth der am griechischen Alterthum genährten Bildung. Ohne diese Verkörperung des edelsten classischen Geistes würden Kaiser Wilhelm der Große und Kaiser Friedrich weder für Olympia

Digitized by Google

noch für Pergamon die Hand gerührt haben. Darum wird sein Name in der allgemeinen Geschichte der Wissenschaft aufbewahrt bleiben, so lange noch an irgend einer Stelle der Erde das griechische Alterthum und die griechische Kunst als ein würdiger Gegenstand des Studiums gelten wird.

Die neue Frau in der Literatur.

Im classischen Lande der Frauenbewegung, in England, ging mit unvergleichlichem Erfolg ein Schauspiel: The new Woman über die Bretter. In der Gesellschaft emancipirter Frauen finden wir den Helden, einen jungen Gelehrten, der uns deßhalb besonders bedauernswerth erscheinen soll, weil seine Freundinnen ihm alle Tage angebrannten Kalbsbraten vorsetzen. Die Schmeicheleien, mit denen sie ihn sonst von früh bis spät füttern, vermögen ihn natürlich auf die Dauer nicht satt zu machen. Er giebt sämmtlichen neuen Frauen den Abschied, um von nun ab an der Seite seines Kammermädchens bei gutem, abwechslungsreichem Dinner Hymnen auf das Ewig-Weibliche zu singen. Und alle Ehemänner, die unter den zahllosen Meetings seufzten, bei denen ihre redegewandten besseren Hälften nie fehlten, und alle jungen Männer, denen die weiblichen Commilitonen mehr und mehr den Rang streitig zu machen drohten, applaudirten dem Helden und erklärten das naive, von keinem Wissenskram beladene rothwangige Landkind für das Ideal der Frau, ja für die eigentliche „neue Frau" selbst. Von den Rednertribünen und aus den Spalten der Presse ertönte nun wieder der Streit um die neue Frau. Daß sie selbst in ihren verschiedenen Variationen schon seit Jahren der Gegenstand eifrigen Studiums aller derer ist, die uns mit ihren Novellen, Romanen und Dramen überschütten, beachteten die um das neue Schlagwort Kämpfenden kaum. Frau Lily v. Gizycki, die Wittwe des „ethischen" Professors und bekannte deutsche Frauenrechtlerin, die mit ihrer interessanten Broschüre: „Die neue Frau in der Dichtung" (Stuttgart, Dietz) ihren Uebergang in's socialdemokratische Lager markirt, weist darauf hin, daß gerade die englische Literatur eine besondere Art Romane gezeitigt hat, die man füglich die Frauenbewegungs-Romane nennen kann, und deren Heldinnen Typen „neuer Frauen" sind. Der künstlerische Werth der großen Masse dieser Werke ist meist gleich Null, wie Frau v. Gizycki in ihrer Broschüre, der wir hier folgen, auseinandersetzt.

Alle diese streitbaren Verfasserinnen haben ihre Ansichten über Welt und Menschen im Allgemeinen, die sociale und die Frauenfrage im Besonderen dem Publicum durch die bequeme Form der Erzählung mundgerecht zu machen gesucht, aber ihre Heldinnen sind Automaten, die es vermöge der großen auf sie verwendeten Kunstfertigkeit zuweilen bis zu einem spukhaften Leben bringen. Aus der Masse der neuen Frauen in der modernen englischen Dichtung treten nur drei besonders hervor: Mrs. Ward's Marzella, Sarah Grant's Evadne in den „Heavenly Twins" und Grant Allen's Herminia in „The woman who did". Sie sind zwar auch nur verkörperte Tendenz, aber als solche von großem Interesse, da sie die Urbilder zahlloser mehr oder weniger gelungenen Frauengestalten sind, die uns in Büchern und Journalen begegnen. Da ist zunächst Marzella, eine revolted daughter, die ihre Selbstständigkeit erkämpft und dann in die Welt hinauszieht, um etwas zu leisten. Sie versucht auf alle Weise ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen, aber — und das ist charakteristisch für die Auffassung der Verfasserin und der Kreise, für die sie schreibt — sie thut es nicht mit der vollen Hingabe ihrer ganzen Person. Die Marzella-Naturen suchen inmitten ihrer verschiedenartigen, rastlosen Thätigkeit eigentlich nur sich selbst; sie halten sich, unbewußt vielleicht, immer ein Hinterthürchen offen, durch das sie, wenn sie sich einmal zu weit in's feindliche Leben hinausgewagt haben, den Weg au sein de la famille zurückfinden. „Mrs. Humphry Ward's Heldin ist ein Ideal, aber nicht das der ‚neuen Frau', sondern das all' der vielen revoltirenden Töchter, die sich aus ihrem öden, zwecklosen Dasein hinaussehnen und irgendwie und irgendwo Befriedigung suchen. Sie sind unzufrieden mit sich und der Welt, denn man kann ihnen die Augen nicht mehr ganz vor Allem verschließen, was um sie her verkehrt und schlecht ist, aber sie sind geistig zu ungeschult und unfrei, um zu wissen, was sie mit dieser Unzufriedenheit anfangen sollen. Sinken sie schließlich, wie Marzella, dem geliebten Manne in die Arme, so vergessen sie meist nach und nach inmitten einer Schaar von Kindern ihre unklaren Welterlösungsträume."

Sarah Grant's Evadne ist zweifellos von demselben Stamme, wie Björnson's Svava, die ihrem geliebten Bräutigam den Handschuh in's Gesicht wirft, als sie erfährt, daß er nicht rein wie sie in die Ehe tritt. Evadne hört erst nach der Trauung von ihres Gatten Vorleben. Die erste Schwärmerei eines jungen Mädchens pflegt an der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit fast immer Schiffbruch zu leiden, um so mehr, wenn ihr Gegenstand ein wirklich unwürdiger ist; daher erscheint Evadne's Ernüchterung und schneller Entschluß, sich von dem angetrauten Manne zu trennen, psychologisch wahrscheinlich. Sie vermag ihn freilich den Vorwürfen ihrer Familie gegenüber nicht aufrecht zu erhalten und findet schließlich den Ausweg in einer Schein-Ehe, in der sie fast zu Grunde geht, und die wir bis in's kleinste Detail kennen lernen. Aber diese langathmige Erzählung und die Schilderung der Schicksale ihrer Freunde bilden nur den Rahmen für den eigentlichen Inhalt: den Kampf für die Gleichberechtigung der Geschlechter auf sittlichem Gebiet. Das Aufsehen, das Marzella machte, wurde von Sarah Grant's „Himmlischen Zwillingen" noch übertroffen, es war aber doch mit dem Sturme nicht zu vergleichen, den Grant Allen's „Woman who did" hervorrief. Herminia ist auch eine revolted daughter, die ihrem Vater, einem hochstehenden Kirchenfürsten, schwere Sorgen macht, aber sie redet nicht nur über ihre radicalen Ansichten, sie zieht ihre äußersten Consequenzen und handelt darnach. Die Befreiung ihres Geschlechts, seine Erhebung zu einem freien Menschenthum ist das Ziel, dem sie zustrebt. Auf dem Wege dahin hat sie alle Stadien der Frauenbewegung kennen gelernt und daraus schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß weder eine den Geschlechtern gemeinsame intellectuelle Bildung, noch eine rechtliche und politische Gleichstellung mit dem Manne zu der ersehnten Befreiung führt, wenn sie nicht mit der socialen und moralischen Emancipation der Frau Hand in Hand geht. So philosophirt Herminia, und als sie den Mann findet, zu dem ihr Herz sie hinzieht, weigert sie sich, getreu ihren Grundsätzen, nach altem Brauch sein Weib zu werden. Nach langem Kampfe, den sie mit allen Waffen ihres glänzenden Geistes gegen die Vernunftgründe ihres Geliebten führt, ergiebt sich dieser und willigt ein, in freier Ehe mit ihr zu leben. Aber nach wenigen Monaten stirbt er, und nun beginnt ein jahrelanges Martyrium für Herminia und ihr Kind. Trotz Allem aber, was sie erfährt, hält sie an ihrer Ueberzeugung fest. Sie kommt in die größte Noth; da erbietet sich der Vater ihres verstorbenen Gatten, ihre Tochter zu adoptiren und ihr dadurch nicht nur den Namen des Vaters, sondern auch dessen Erbe zu sichern. Auch hier, wo es sich um die Zukunft ihres Kindes handelt, beharrt sie auf ihrer Weigerung. Je älter ihre Tochter wird, desto mehr empfindet diese, daß ihre Mutter ihr eine schiefe Stellung im Leben geschaffen hat. Sie entfremdet sich ihr mehr und mehr, und als ihre außereheliche Geburt ihr bekannt wird und sich zwischen sie und ihr Lebensglück wie eine unübersteigbare Scheidewand

Digitized by Google

aufbaut, da verläßt sie die Mutter. Für Herminia ist das der Todesstoß: ihr Kind schämt sich ihrer, ihr Kind verleugnet sie und wird unglücklich durch sie — was bleibt ihr Anderes übrig, als freiwillig in den Tod zu gehen? „Der Verfasser hat einen Tendenzroman für die freie Ehe schreiben wollen, da er ihn aber in die Gegenwart verlegte, schrieb er wider Willen schließlich gegen sie. Herminia erscheint uns nicht, wie er wünscht, als Märtyrerin einer großen Sache, sondern wir fühlen uns versucht, über ihre Unvernunft zu lächeln, die das Resultat einer Jahrhunderte langen Entwickelung: die legale Ehe, mit einem Streich vernichten will, und sie um ihrer Herzlosigkeit willen zu verurtheilen, die sie ihre Theorie über ihr Kind stellen läßt.“ Grant Allen hat zahllose Vorläufer und Nachfolger und ist ebenso gut im Salon wie in der Presse, von der Rednerbühne wie von der Kanzel aus behandelt worden.

Neben den Engländern haben die anderen Völker germanischer Rasse durch ihre Dichter die „neue Frau“, wie sie sich aus der Frauenbewegung entwickelt, in ihren zahllosen Abarten geschildert. Die „neue Frau“ der romanischen Rasse ist eine so vollständig andere und gehört vorläufig fast ganz der Decadence an, daß Frau v. Gizycki ihr das Prädicat „neu“ kaum zu geben vermag und daher lieber von ihr absieht. Schweden, Norwegen und Dänemark haben uns nicht nur mit den Werken ihrer Dichter, sondern auch mit den Dichtern selbst überschwemmt, und es ist nicht leicht, aus der Masse der Frauengestalten, die sie uns vorführen, die charakteristischsten herauszugreifen. Als Ibsen's „Nora“ ihren Triumphzug durch die Welt hielt, glaubten Hunderte von Frauen, die in athemloser Spannung vor der Bühne saßen, sich selbst in dieser „neuen Frau“ wiederzufinden. Ibsen's neue Frau zieht die Consequenzen dieser Erkenntniß, sie bleibt nicht bei dem „fremden Manne“, sie kann ihr Puppendasein nicht fortsetzen, sie geht aus Pflicht gegen sich selbst und tritt, ohne zu zögern, allein mitten in den Kampf um's Dasein. Ihre That wäre eine sittliche That, des Ideals der „neuen Frau“ würdig, wenn sie nicht durch einen Umstand, der den männlichen Verfasser kennzeichnet, zu einer brutal egoistischen würde: Nora verläßt nicht nur den „fremden Mann“, sondern auch ihre kleinen Kinder. Sie überläßt in vollster Seelenruhe ihre Kinder dem Manne, dessen ganze Erbärmlichkeit sie durchschaut hat. Und von hier geht der schädigende Einfluß dieser Ibsen'schen „neuen Frau“ aus: „Zahllose Talmi-Noras, arm an Geist, kalt am Herzen und nur stark in ihrer Ichsucht laufen durch die Welt. Die echte Nora, zu deren Vollendung dem grübelnden Dichter das tiefe Gefühl gefehlt hat, hätte ihre Erkenntniß zuerst dadurch bethätigt, daß sie ihre Kinder mit sich nimmt, daß sie sie erkämpft, wenn es sein muß, sie herausreißt aus der Atmosphäre, in der sie geistig und sittlich ersticken müssen. Unter Ibsen's Frauengestalten ist nicht eine, welche ganz Weib ist, aber andererseits ist auch nicht eine unter ihnen, die nicht mit der Wahrhaftigkeit einer nicht retouchirten Photographie irgend eine Variation der neuen Frau darstellte: Ellida, die mit ihren romantischen Träumen spielt, aber dann, wenn aus dem Traume Wirklichkeit wird, entsetzt zurückschreckt und „in Freiheit und eigener Verantwortung“ zu ihrem guten, prosaischen Manne zurückkehrt, Lona und Petra, die unter dem Drucke ihres trübseligen Lebens jede Spur blühender Weiblichkeit verloren haben, Frau Alving, die durch die Höllenqual der entsetzlichsten Ehe hindurchging und zum denkenden, starken, furchtlosen Weibe ward — und all die anderen oft episodischen, immer charakteristischen Gestalten, die nur Eins gemeinsam haben: das dumpfe Sehnen hinaus aus der Enge des Heims, des Gesichtskreises, oder der Gesellschaft. Ibsen zerlegte die neue Frau vor uns, wie der Forscher eine Blume zerlegt, aber wie dieser uns selbst durch die schärfste Lupe ihren Duft nicht zeigen kann, so konnte uns Ibsen nichts von dem zeigen, was er selbst nicht sieht: „das Herz, die Weiblichkeit“.

Eine andere neue Frau entstand aus dem Herzen des Volkes und den Büchern der jungen Dichter; sie ist ganz Weib, nur Weib. Ihren reinsten Typus hat Peter Nansen in seiner Maria und seiner Grethe geschaffen. Es ist dem Verfasser darum zu thun gewesen, das Weib als Liebende zu schildern, jede andere Charakteristik fehlt. Die neue Frau aber ist nicht nur Gefühl, nicht nur leidender Theil, sie ist thätig, sie hat selbstständig denken gelernt. Peter Nansen's Frauen geben uns keinen Aufschluß über diese Ausdrucksformen ihres Wesens. Ibsen vergaß das Herz, Nansen, der die Reaction dagegen repräsentirt, vergaß den Geist.

Es fehlt aber auch nicht an einem Dichter, der in wüthendem Zorn gegen die Auswüchse Björnson'scher Prüderie und Ibsen'schen Freiheitsdrangs jenes Zerrbild der neuen Frau schuf, das an Geist und Herz gleich arm ist und nichts hat, als Sinne und abnorme Begierden. Dieser Dichter ist August Strindberg. So viele Frauengestalten er auch geschaffen hat, sie sind alle aus demselben Holze geschnitzt. Es ist das decadente Weib, das den Mann hinabzieht und vernichtet, die verlogene Salondame, die nur Eins gründlich versteht: den Thoren von Mann zuerst zu blenden und dann an ihren Triumphwagen zu spannen, wo er sich an den Riemen und Ketten die Brust und den Kopf zerreibt. „Es wäre thörichter Selbstbetrug, wollten wir solchen Frauen die Existenzmöglichkeit absprechen. Auch sie sind Typen neuer Frauen, aber nicht, wie Strindberg, der fanatische Weiberhasser, uns glauben lassen will, die neue Frau, denn die sociale Entwickelung, die sie hervorrief, wird sie im Weiterschreiten auch vernichten, während der echten neuen Frau die Zukunft gehört.“ So meint wenigstens Frau v. Gizycki.

Wo aber ist die neue Frau? Laura Marholm versuchte darauf zu antworten, als sie in ihrem „Buche der Frauen“ sechs Typen des modernen Weibes festhalten wollte. Aber diese Typen sind unter ihren Händen zu einem Typus zusammengeschrumpft: die Baschkirzew, die Duse, die Edgren-Leffler, die Kowalewska, die Eggerton und die Skram haben keine objective Biographin in ihr gefunden, sondern eine subjective Schriftstellerin, welche das Material so formt, wie sie es braucht, um die Tendenz, die sie verficht, zu stützen. In einer Phantasiegestalt hat sie dann die neue Frau, wie sie sie entdeckt zu haben meint, geschildert. — Karla Bühring, die Heldin ihres Frauendramas, ist eine berühmte Künstlerin, dabei eine selfmade woman, die sich aus eigener Kraft aus der Enge und dem Elend emporgearbeitet hat. Sie kennt die Welt und die Freuden der Welt, sie wird bewundert bis zur Vergötterung, sie vermag durch ihre Kunst zu rühren, zu erheben und auszudrücken, was in ihrem reichen Innern brandet und fluthet. Aber wenn sie allein ist und ehrlich gegen sich selbst, so starrt ihr eigenes Leben sie in trostloser Oede an. Da begegnet ihr ein Mann, dem ihr Herz zufliegt. Es ist nichts Außergewöhnliches an ihm, aber er ist gut und ehrlich und daher außergewöhnlich für sie, die mit so vielen kleinen, schmutzigen Gesellen zusammenkam. Die spät erwachte Leidenschaft des reifen Weibes lodert empor, ohne daß der Geliebte es ahnt. Ein Anderer, ein raffinirter, kaltlüsterner Lebemann, wirft unterdessen seine Fallstricke nach ihr aus, und sie — von ihrer Leidenschaft zum Aeußersten getrieben — wird sein willenloses Opfer. Als dann der Richtige kommt, um sie zu werben, vermag sie aus Achtung vor ihm sein Weib nicht zu werden. Den Vorwurf, daß er „zu langsam“ war, erspart sie ihm freilich nicht. Da er doch nicht von ihr lassen will, sie aber weiß, daß ein Mann wie er nicht vergißt, erschießt sie sich. „Hätte ein Mann diese neue Frau, die doch, nach Laura Marholm's bestimmter Versicherung, typisch sein soll, geschaffen, man könnte sich den Mißgriff erklären; eine Frau jedoch muß sich in ihre Lieblingsidee geradezu verrannt haben, um das zu Stande zu bringen. Sie bringt, wie so manche einseitigen Grübler, alles auf eine Formel, und die lautet: das Weib hat nur

Digitized by Google

einen Trieb, den Geschlechtstrieb, es giebt für sie nur eine Befriedigung, die geschlechtliche, oder, um in ihrer Sprache zu reden: das Weib ist eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen."

Viele deutsche Dichterlinge haben in zahllosen Werken die „neue Frau" à la Strindberg und à la Marholm variirt. Sie haben ihre Studien dazu in den Salons der Börsenfürsten und den Restaurants mit weiblicher Bedienung gemacht, die beide so international sind, daß der Typus einer neuen deutschen Frau nicht darin gefunden werden kann. „Er ist überhaupt schwer zu finden, denn die deutsche Frauenbewegung hat bisher zu wenig in das Volksleben eingegriffen, um den Frauen ein individuelles oder abnormes Gepräge zu geben." Die weiblichen Gestalten der modernen deutschen Dichtung, welche der Frau v. Gizycki am wahrscheinlichsten erscheinen, sind nicht neue Frauen, sondern Opfer des Zwiespalts der alten Zeit mit der neuen. Eine der rührendsten unter ihnen ist Gabriele Reutter's Agathe; „sie hat in dieser Gestalt dem stummen Lebensweh Hunderter verkümmernder Mädchen zum Ausdruck verholfen; sie hat uns in ergreifender Einfachheit vor die Seele geführt, daß es nicht schwerer Schicksale bedarf, um an ihnen zu Grunde zu gehen, ja daß vielleicht etwas wie ein erhebender Trost darin liegt, überhaupt ein Schicksal gehabt zu haben, während die einförmige graue Oede des Lebens ganz trostlos ist." Neben Agathe, das junge Mädchen, läßt sich Elisabeth, die junge Frau aus Carry Brachvogel's „Alltagsmenschen", stellen. Sie ist in Erwartung des ihr bestimmten Gatten aufgewachsen, ohne etwas von der Welt außerhalb ihres Mädchenstübchens und des Ballsaales zu wissen oder irgend welche ernstere Interessen zu haben. Als der Rechte endlich erscheint, überwältigt sie fast das Ungeheure dieses Ereignisses: nun soll das Leben beginnen! Aber es beginnt nicht. Das inhaltslose Einerlei ihrer Mädchenjahre setzt sich fort in dem inhaltslosen Einerlei einer Alltagsehe. Wenn sie nur etwas erleben könnte, das ihrem Dasein Inhalt gäbe! Getrieben von Langeweile, Neugierde und Unbefriedigtsein geräth sie in ein Verhältniß zu einem Salonlöwen, das nicht unentdeckt bleibt. Ihr Gatte, der sich zunächst von ihr trennen will, findet schließlich, daß seinem Kinde die Mutter unentbehrlich ist, und gestattet ihr großmüthig, als eine Fremde neben ihm weiter zu leben.

Typen neuer Frauen haben nur zwei deutsche Dichter uns vorgeführt: Sudermann und Hauptmann. Wer kennt nicht die Magda in Sudermann's „Heimath", das der Enge des Vaterhauses im geistigen Lebensdrang entlaufene Mädchen, und das im Kampfe um's Dasein, im Strome der Welt der Heimath ganz entwachsene Weib? Das Milieu, in dem sie aufwächst, ist ein specifisch deutsches, ähnlich wie das der Agathe, die nicht Magda's Kraft besaß, um sich loszureißen und alle Brücken hinter sich zu verbrennen. In Magda's Auseinandersetzung mit dem Vater steht nicht nur diese eine Frau dem einen Manne gegenüber, sondern das ganze Geschlecht spricht aus ihr und wendet sich gegen die starre, tödtende alte Zeit. Was aber diese Frau über viele andere ihrer Art erhebt, ist die innige, opferfreudige, leidenschaftliche Mutterliebe. All ihr mißhandeltes Gefühl, all ihr stürmisches Liebesbedürfniß concentrirt sich auf ihr Kind, denn so heiß ihre Sinne, so abenteuerreich ihr Leben war, es fehlte darin das große, die Tiefe der Menschenseele aufwühlende Ereigniß: die Liebe. Auf der Suche nach ihr ist sie in die Irre gegangen; wie sie selbst sagt, fand sie nur die „Bestie im Manne" und jenes Surrogat der Liebe, das der an Sinnen und Nerven überreizte, von Jugend an seine besten Gefühle in den Schlamm ziehende Mann dem heiß und tief empfindenden Weibe anzubieten wagt. „Die ‚neue Frau' muß eben auch des neuen Mannes warten, um sich entwickeln zu können," meint Lily v. Gizycki.

Das tritt noch klarer aus Gerhart Hauptmann's „Einsamen Menschen" hervor. Auch hier stößt eine Familie der alten Zeit mit einer Frau der neuen zusammen; die Familie und ihr auf Sand gebautes Glück wird zerstört, die Frau geht wieder einsam in die Welt, in den Kampf hinaus, denn der Mann, den sie liebt, ist ihr nicht ebenbürtig. Die Familie mit den engen Gedanken und Begriffen ist für sie ein Gegenstand liebevollen Mitleids, aber sie bleibt unabhängig von ihr, während Johannes abhängig ist und sie ihn nicht befreien kann, auch wenn sie immer wiederholt, daß ein Mensch, der nicht geistig verkümmern und ein nutzloses Glied der Gesellschaft werden will, die Rücksicht auf Andere nicht über sich herrschen lassen soll. Als sie erkennt, daß er ein Gefangener bleiben wird, reißt sie sich, trotz der aufkeimenden Liebe in ihrem Herzen, gewaltsam los. Sie wird von dem individuellen Schicksal absehen und den Blick wieder in's Allgemeine richten. Sie ist gesund und stark an Geist und Körper, und weich und zärtlich dabei, ein echtes Weib; würde sie den Mann gefunden haben, der stark ist wie sie, mit dem sie jenen Lebensbund hätte eingehen können, wo, wie Johannes sagt, „das Thier nicht mehr das Thier, sondern der Mensch den Menschen ehelichen wird", so hätte sich ihr Herz in Liebe entfaltet; eine Frau wie Anna Mahr wäre die „neue Frau" geworden. Jetzt wird sie vielleicht eine einsame Kämpferin werden, die nach und nach in sich abtödtet, was das Beste war an ihr.

Von den Dichtern der „Heimath" und der „Einsamen Menschen" waren wir vielleicht berechtigt, die Schöpfung einer classischen Gestalt der neuen Frau zu erwarten. Aber die Dichter sind nur selten Propheten; selbst ihre Phantasie wurzelt, wie ihre Gedanken, in der Welt, die sie umgiebt. Trotzdem erwartet Lily v. Gizycki, daß es doch noch ein deutscher Dichter sein wird, der all' die einzelnen Züge der neuen Frau, die Englands und Scandinaviens Schriftsteller geschildert haben, zu einer lebensvollen Gestalt zusammenfaßt. Vielleicht auch kein Dichter, sondern eine Dichterin. „Sie darf", nach der Vorschrift von Frau v. Gizycki, „von den Geist und Herz einschnürenden Fesseln unserer Mädchenerziehung nichts empfunden haben; in einem Beruf, der ihren Fähigkeiten entspricht, wird sie innerlich und äußerlich selbstständig geworden sein. Sie wird von früh an mit Männern ebenso ungehindert und daher ebenso harmlos verkehren, wie mit Frauen. Und aus der Sympathie der Geister, aus der Freundschaft hervor wird die höchste Offenbarung ihres Wesens: ihre Liebe, erwachsen. Ohne nach dem Urtheil der lieben Nachbarn fragen zu brauchen, wird sie dem Manne ihrer Wahl gehören. Denn zu jener Zeit wird man wissen, daß das Heiligste im Leben: die Vereinigung zweier Herzen, des Menschen eigenste Angelegenheit ist, seiner persönlichen Freiheit anheimgegeben, in die kein Anderer wagen darf, einzugreifen. Das freie Weib wird dem Manne als treuer Kamerad zur Seite schreiten, nicht über und nicht unter ihm. Und aus dem Schooße dieser neuen Frau werden die Führer des Volkes, die Träger der Zukunft erwachsen: die neuen Menschen." Wir sind begierig, ob diese etwas kühn überspannte Erwartung der socialdemokratischen Schriftstellerin sich erst im Zukunftsstaat oder — schon etwas vorher erfüllen wird.

Lector.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Gemeindekind.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Da es unser Herrgott nicht so genau nimmt mit der Etikette, so werden wir es wohl begreiflich finden, daß der kleine Peter weder Mutter noch Vater kannte. Bevor noch der kleine Peter seinen ersten Schrei

Digitized by Google

herausbrachte, der der Welt wieder ein armes unehliches Kind offenbarte, hatte sein Vater den kleinen Ort verlassen. Es ist ja in der Regel so, daß man vor einem Gläubiger die Flucht ergreift, und ich kenne keinen strengeren Gläubiger, als so ein harmloses, unschuldiges Kindergesicht. Diese reinen Augen haben trotz ihres milden Blickes etwas so Vorwurfsvolles, daß man es nie wieder vergißt, und diese kleinen stämmigen Aermchen können dem, der vergaß, was er ihnen schuldet, noch im Augenblicke des Todes drohen. Einer armen Mutter aber ist die Flucht nicht gestattet; die Frau ist ja dazu berufen, solche Schulden bei Heller und Pfennig zu bezahlen. Die arme Mutter Peter's war nicht reich an irdischen Gütern, nur ihr armes, arbeitschweres Leben hatte sie zu vergeben, und so zahlte sie denn die Schulden unter Qualen.

Peter war verlassener, als ein junges Kalb, das auf der Wiese herumspringt. Als er zum ersten Male sein Dasein empfand, war er auf dem Felde unter Flachs vergraben, und Mutter Anna beschäftigte sich damit, die Rückseite seiner kleinen Person zu bearbeiten. Hatte er sich doch unterstanden, eine Milchkruke umzustoßen!

Mutter Anna war die Frau des Bauern Masse, und die umgestoßene Milch war dazu bestimmt, ihr und der Magd als Erfrischung bei der Feldarbeit zu dienen. Der arme Peter aber war aus dem Armenhause von der Gemeinde verkauft worden, für 35 Kronen jährlich, und der Bauer hatte den kleinen vierjährigen Peter übernommen. Wie wenig blieb doch für das arme Menschenkind an Liebe und Zärtlichkeit übrig, wenn man bedenkt, daß er für 35 Kronen jährlich Bekleidung, Kost, Wohnung, Beaufsichtigung erhielt! Konnte es da zu verwundern sein, wenn die Ruthe ihre Schuldigkeit that, und man die Schreie des armen Peter's überall hörte? Wie oft in unserem Leben treten uns Bilder vergangener Zeiten vor die Augen, aber dem armen Peter war nichts geblieben, als blauer Flachs und ein wunder Rücken, — vor ihm aber lag Arbeit und Entbehrung.

Dann wurde Peter größer und der Bauer Masse bekam nur noch 15 Kronen von der Gemeinde, dafür aber mußte nun der arme Peter arbeiten. Im Winter jede Nacht punkt 2 Uhr kam der Holzpantoffel des Bauern, der mit Mutter Anna in dem Zimmer schlief, nach der Ofenbank geflogen, wo der arme Peter den Schlaf des Gerechten schlief, unter und über sich ein Bund Stroh und eine armselige Pferdedecke, die ihm als Lagerstätte diente. Dann mußte er aufstehen und dreschen. Der Bauer wollte ja gewiß nichts Böses mit dem Holzpantoffel, aber da es früher weder elektrische Klingeln noch Weckeruhren gab, mußte Peter auf solche Art geweckt werden. Die Hauptsache war, daß der andere Holzpantoffel nicht auch noch geflogen kam.

Peter hatte das häßlichste Gesicht von der Welt und die beste Singstimme in ziemlich weitem Umkreis. Mußte der arme Schlingel Kindsmagd spielen, und schrieen die Kinder aus Furcht vor seinem häßlichen Gesichte, so sagte Mutter Anna: „Du gräulicher Bengel, Du erschreckst die Kinder mit Deiner garstigen Fratze."

Der Küster des Dörfchens meinte, man sollte seine Stimme ausbilden lassen, denn er würde einen herrlichen Tenor abgeben.

Sein Lieblingslied war das vom Bootsmann, der mit der Prinzessin würfelt. Für den armen Burschen lag so etwas Berauschendes in dem Gedanken an den armen verlassenen Bootsmann, der so lange mit der Prinzessin würfelte, bis er Hab und Gut und zuletzt ihr Herz gewonnen hatte. In seiner Einbildung war er der Bootsmann selbst, die Prinzessin war Stina, die Tochter des Bauern, die er ach! so manches liebe Mal sanft in den Schlaf gesungen hatte, und die nun sein armes kleines Herz liebte. Aber wer giebt etwas auf das Herz eines armen verlassenen Menschen!

Der alte, einfache Pfarrer, der ihn confirmirt, hatte ihm viel Lehrreiches von den Pflichten der Armen erzählt, und wie dankbar sie Gott sein müßten, der die Herzen der Reichen für sie erweiche, und daß die Armen sich durch Gehorsam ein Stück Himmelreich erwerben sollten. Dafür hatte aber der arme Peter kein Verständniß; er begriff nur so viel, daß jetzt keine Gemeinde mehr für ihn etwas zahlen müsse, sondern daß er frei und unabhängig sei, und sich verdingen könne, wo es ihm beliebe.

„Und als der goldene Würfel auf die Silbertafel fiel,
Verlor die edle Prinzessin, und der Bootsmann gewann das Spiel,"

so sang Peter und ging und verdingte sich — bei dem Bauer Masse. Natürlich verlangte er dort weniger Lohn, als er sonst von einem Bauer beansprucht hätte. Die Arbeit war jetzt seinen Kräften angemessen, auch brauchte er nicht mehr Wolle zu kämmen und Kindermädchen zu spielen, die Kost war freilich noch gleich mager, aber was schadete es: zwei blaue Augen sahen freundlich beim Essen zu ihm hinüber. Ja, es war ein holdes, gütiges Augenpaar ... Ihr dürft mich aber nicht falsch verstehen. Nicht einmal früher, geschweige denn jetzt, da der Vater Gerichtsbauer war und ihr einmal 30 000 Kronen Mitgift versprochen hatte. Aber sie hatte sich nun einmal an die häßliche Fratze gewöhnt, fuhr also nicht erschreckt vor seinem Gesicht zurück und bewunderte seinen Heldentenor. Sie verehrte ihn so wie ungefähr ihre Hühner, ihre Kuh und ihren Hund. Gab sie ihm nur einmal ein freundliches Wort, wenn sie mit ihren Freundinnen auf dem Felde Garben band, so bewahrte er es in seinem Herzen, und sang lauter denn je:

„Und als der goldene Würfel auf die Silbertafel fiel,
Verlor die edle Prinzessin, der Bootsmann gewann das Spiel."

Dann ließ Stina die Harke liegen und sagte zur Magd: „Hört doch nur, wie fleißig der arme Kerl singt, es rührt einem ordentlich das Herz."

Aber ach! als der Würfel fiel, gewann ein Bauerssohn die Prinzessin. Zu Johanni holte er die Braut heim. Da hieb Peter den Festbaum, schmückte ihn mit bunten Bändern und Grün, grub in der Mitte des Hofes ein Loch und setzte den Baum hinein. Als dann aber die Gäste kamen und die schönen Lieder hören wollten, entschuldigte er sich mit Brustschmerzen. Doch Essen, Trinken und Tanzen, das konnte er, ohne daß sein Herz dabei brach. Das kommt bekanntlich nur in Romanen vor, doch bei einem smaländischen Bauern nicht. Aber wer ihn beobachtete, wie sein Gesicht vor Aufregung glühte, der hätte merken müssen, daß der Bootsmann heute seine Lebensfreude verspielt hatte.

Im Herbste darauf kündigte er dem Bauer. Der wollte noch Gehalt zulegen, aber Peter wollte nicht. Dann versprach er noch ein Paar nägelbeschlagene Schuhe, doch Peter meinte, der Boden sei ihm auch ohne nägelbeschlagene Schuhe schon heiß genug.

In Norrland wurde eine Eisenbahn gebaut, dort wollte er helfen. Im Frühjahr darauf wurde erzählt, daß Peter bei einem Erdrutsch verunglückt sei, dabei sei ihm ein Bein zerquetscht und er arbeitsunfähig geworden. Als Mutter Anna dies erfuhr, sagte sie:

„Warum in aller Welt ging der Bube dahin! Unsere Stina hätte ihn gewiß nicht fort gelassen, sie verstand sich so gut auf ihn." — —

Die Julisonne schien heiß auf den Markt von Vernamo, dorthin fuhr der Bauer mit Stina in einer Kalesche, von zwei stolzen Braunen gezogen. Auf den beiden Gesichtern lagerte jene Zufriedenheit, die üppigen Feldern und einem gedeckten Tische eigen sind. Sie fuhren bis zur Brücke und wollten dort absteigen, als sie einen armen Stelzfuß mit Pockennarben gewahrten. Er spielte auf einer Drehorgel und sang fleißig dazu, nur hin und wieder hielt er ein, um die Silbermünzen in seinen ausgestreckten Hut aufzufangen.

„Schau, da ist ja Schwiegervaters Knecht!" rief der Bauer. Dann suchte er in seinem Beutel nach Münzen, doch die Bäuerin hinderte ihn daran, stieg aus und fragte:

„Du armer Freund, wovon lebst Du?"

„Ich musicire, was sollte ein armer Krüppel sonst thun?"

„Soll ich Dir ein Glas Branntwein und ein Stück Kuchen aus meinem Wagen holen?"

„Gott segne es Euch, Bäurin!"

Digitized by Google

Wie schwer ging dem armen Peter der Schnaps durch die Kehle, und wie lange hatte er am Kuchen zu zehren! Während er aß, ließ die Bäurin unvermerkt ein Geldstück in den Hut gleiten.

Peter spielte und sang, doch er war nicht bei der Sache, manchmal sang er einen falschen Text dazu.

„Na, solch' alte Vogelscheuche sollte sich doch schämen, von einem Schnaps so betrunken zu werden, daß er nicht weiß, was er thut," lästerten die bösen Zungen. Doch Peter sah und hörte nichts.

Der Tag ging zur Neige, der Bauer fuhr wieder nach Hause, und die Münzen im Hute sammelten sich. Aber allen Lärm übertönend klang Peter's Stimme:

„Und als der goldene Würfel auf die Silbertafel fiel,
Verlor die edle Prinzessin, der Bootsmann gewann das Spiel."

Diese Melodie paßte gar nicht für die Drehorgel, aber das macht nichts. Du lieber Gott, auf dieser Welt stimmt es manches Mal nicht!

Aus der Hauptstadt.

Könige unterwegs.

Unter allen Wirthshäusern der Welt frühstücke ich am liebsten in der gemüthlichen Wartburgschenke. Wenn ich das volltönende Wort „Welt" gebrauche, so meine ich damit das bescheidene Stückchen Erde, worauf ich bislang meinen Wanderstab gesetzt habe, und mit Stangen vielgereisten Herrschaften gegenüber, die ein Sect-Frühstück auf Honolulu oder in Tromsö vorziehen, fühle ich mich in der fatalen Lage der alten Hellenen, die unter „Welt" auch nur das verstanden, was sie von ihr gesehen hatten. Da uns aber von hervorragenden Cultusministern die alten Hellenen wiederholt als Muster vor die Augen gestellt worden sind, wird man mir meine poetische Freiheit gütig verzeihen, und ich wiederhole deßhalb, daß ich unter allen Wirthshäusern der Welt am liebsten in dem auf der Wartburg frühstücke. Ein regnerischer Abend muß dem goldenen Morgen vorangegangen sein, daß dichte Dampfschwaden dem Walde entsteigen und die Sonne sich nur mühsam einen Weg in's Buchengebüsch bahnen kann. Auf der Veranda darf noch kein Menschengeist spuken als der des treuen Knechtes, dem es obliegt, die vor'm Regen in Sicherheit gebrachten Stühle wieder in Reih und Glied aufzustellen. Er stört mit keinem unpassenden Worte schwärmerischer Bewunderung die tiefe Stille der Frühstunde, er fühlt sich eins mit der Natur, und sie ist ihm wesentlich gleichgiltiger als die scharfe Fremdencigarre, die er gestern Abend vom letzten Gast im Haus liebevoll gespendet erhielt. Vor ihm genirt sich der alte Bergfried nicht, der sonst tagüber, im Angesichte staunender Baedekerträger, nothgedrungen respectabel und würdevoll dreinschauen muß; er giebt sich, mit dem Knechte allein, recht wie es ihm um's Herz ist und erzählt statt von Bibelübersetzungen und Glaubenskämpfen eitel lustige Schnurren von fidelen Herzögen, fidelen kleinen Weibchen und gefürsteten Sängern, die den Herzögen und den Weibchen klug nach dem Munde redeten. Und man träumt bei der ersten Cigarette, den Morgenbranntwein vor sich, von dem schönen, finsteren Mittelalter, wo die Eulenburge und die Friedmänner ein wenig begabter und ein wenig findiger waren, wo man holden Damen nicht jede Schlittenfahrt verübelte und anonyme Briefe schon deßhalb keinen Schaden anzurichten vermochten, weil die meisten Höflinge gar nicht in der oft unangenehmen Lage waren, schreiben zu können. Der starken Herzöge denkt man, die von hier aus der agrarischen Noth ihres Thüringvolkes mit äußerst einfachen Maßnahmen wehrten, mit Maßnahmen, gegen die der Antrag Kanitz ein Pappenstiel und ein Muster liberaler Gesetzgebung war. Im Schatten des grauen Bergfriedes zieht die Reihe der bauernfreundlichen, kriegerischen und kunstverständigen Herrscher dieses Waldlandes stattlich vorüber, und wer genügend sentimental angelegt ist, dem steht es frei, Balladen auf sie zu dichten und die letzte Strophe in eine Nutzanwendung ausklingen zu lassen. Nur möge er bedenken, daß Nutzanwendungen manchmal mit Gefängniß bis zu zwei Jahren geahndet werden.

Gewöhnlich, wenn man vom Mittelalter redet, artet die Rede in Romantik oder gar in einen Vagantensang mit mehr oder weniger mühsam darum geschriebenem Epos aus, und die klugen, die praktischen Leute haben scheinbar Recht, wenn sie verächtlich auf diese verschollenen Jahrhunderte hinabsehen. Stolz und schön stehen sie an des Jahrhunderts Neige mit ihrem Palmenzweige und weisen darauf hin, daß es in jenen schrecklichen Tagen keine Berliner Gewerbeausstellung gegeben hat und keine Berliner Morgenzeitung, mit einem Worte, keine wirkliche Kunst, keine Industrie, keine Bildung und keine Politik. Die krampfigen Versuche, auf den Werken der alten deutschen Meister weiter zu bauen, belächeln sie, die die Glorie des allermodernsten Impressionismus umstrahlt; und sie belächeln den Anlauf ohnehin schon gestürzter preußischer Minister, durch Handwerksorganisationen an mittelalterliche Volkswirthschaftlehre wieder anzuknüpfen. Sie, die Vertreter der Centralisation, die auch sommerlang nur ungern, nur der Mode wegen, die schimmernde Lichtcentrale Berlin verlassen, die die „Provinz" allein der angeblich guten Luft wegen mit kurzen Ausflügen beehren, sie verneinen die Möglichkeit einer Rückkehr zu den Zeiten, wo man nicht in Riesenstädten erschöpfende Auskunft über den Pulsschlag des Volkes erlangen konnte. Und sie erblicken in den sogenannten Informationsreisen, die Herr v. Hammerstein-Loxten zur Zeit biereifrig unternimmt, etwas wie Atavismus. Der Großstädter, zu welcher Menschenclasse sich zweifelsohne seine Blüthe, die Wilhelmstraße-Excellenzen, getrost zählen dürfen, der Großstädter kennt eo ipso die Zustände drinnen und draußen; Original-Correspondenzen, landräthliche Berichte klären ihn hinreichend auf. Es ist unnöthig und fast eine Beleidigung seiner hochentwickelten Intelligenz, daß er gelegentlich selbst hingeht und sieht. Derlei Uebung war in Schwang, als die Wartburg noch annähernd so frisch war wie die vornehmen Stadttheile der kraftvollen Spreemetropole oder wie die allerneuesten Ansichten des Herrn v. Boetticher über die Zunftfrage. Derlei Uebung liebten sich die märchenhaften Khalifen von Bagdad. In den Jahrhunderten mit den empörend niedrigen Zahlen strolchten die Fürsten wohl einsam, das verschlissene Jagdhabit um die Lenden, durch Wald und Flur, traten in die niedrigsten Bauernhütten, aßen da, was es eben zu essen gab, schwatzten mit den Leutchen was Weniges über ihre Kuh und ihren Gemüsgarten und legten nachher, zu kurzem, erquickendem Schlummer, ihr Haupt dem erstbesten Unterthan in Schooß. Die Minister und Kanzler der Hoheiten thaten für ihr Theil dasselbe, und wenn sie nicht just grausliche Bösewichter oder ungewöhnliche Dummköpfe waren, so lernten sie unterwegs viel und brachten alle Taschen voll von Reformplänen mit nach Hause.

Das Wandern ist aber in Verruf gekommen, weil man dadurch zumeist den Anschluß an die Table d'hôte versäumt. Auf den Brocken führt, zum Heile der Fetten und Faulen, eine Zahnradbahn; die Roßtrappe erhält binnen Kurzem doch ihren von der Bode getriebenen Lift, und die Schneekoppe wird applanirt wie der Schloßberg bei Burg. Und das ist gut, liebt es doch nur noch der gemeine Mann, im Vaterlande umherspazieren. Wer auf der rechten Bildungs- und Steuereinschätzungsstufe steht, für den beginnt Welt und Erholung immer erst jenseits der schwarzweißrothen Grenzpfähle, die meist blauweiß und schwarzweiß aussehen. Deutschland selbst, die Nöthe und Wünsche der darin hausenden Plebs, kennt man zu genau aus den Zeitungen. Freiherr v. Hammerstein-Loxten hat deßhalb falsch gehandelt, als er in Ostelbien agrarische Studien zu machen und Reform-Material aufzustöbern trachtete. Er wäre größerer Theilnahme und größerer Sympathien sicher gewesen, wenn er den Kartoffelbau am Nordcap oder die Vermögenslage der Fellachen untersucht und aus den Ergebnissen die üblichen Consequenzen für unsere Landwirthschaft gezogen hätte. Und

Digitized by Google

in der That — ob er Aegypten bereiste oder ob er in den östlichen Provinzen Preußens grundsätzlich nur zu den sehr wohlbegüterten Latifundienmännern ging, die ihm Tag für Tag mit Prunkdiners von zehn Gängen und acht kostbaren Weinsorten klar bewiesen, daß alles Geschwätz von agrarischer Noth dreiste Lüge sei — das, sollte man meinen, wäre vollkommen gleich. Ein vernünftiger Zweck und Nutzen fehlte beiden Wanderfahrten ganz und gar, auf der in Aegypten hätte sich aber der Herr Minister sicherlich mehr amüsirt und weniger oft den Magen verkoltst.

Die letzte Ursache der kommenden socialen Revolution und der grundlegenden politischen Aenderungen, die sie zur Folge haben wird, ist, daß kein Band mehr besteht zwischen den Regierenden und den Regierten. Ihren Verkehr vermitteln die Polizei und allenfalls der Herr Landrath, wenn er die Gnade hat, zu Gunsten seiner Carrière bei den Reichstagswahlen zu candidiren und nicht, wie dies neuerdings landräthliches Gewohnheitslaster geworden ist, durchzufallen. Daß es eine Regierung giebt, erfährt der Normalbürger nur aus den Fehlern, die in der auswärtigen Politik gemacht werden, und aus den Chicanen und Drangsalirungen, die ihm die örtliche Obrigkeit im dunklen Drange anthut, ihre Existenz beweisen und den Zweck dieser Existenz begründen zu müssen. Manchmal hört der Deutsche auch von heilsamen Gesetzentwürfen, die der Bundesrath in anmuthigem Fangballspiel dem Reichstage erst vorlegt, um ihnen dann drei Monate später die Zustimmung zu versagen. Auch die Verordnungen des Herrn Kriegsministers, der zu den sonstigen heiligen Pflichten des Soldaten noch die antirevolutionäre Anzeige-Pflicht gesellt hat, nimmt der kleine Mann im Vaterlande zur Kenntniß. Und dann geht er hin und bezahlt seine Steuern. Steuern mußte sein mittelalterlicher Vorfahr auch bezahlen, und nicht geringe. Dafür aber bot sich ihm dann und wann Gelegenheit, so bei der Ablieferung des Zehnten, dem hohen Herrn persönlich ein gutes Wort zu sagen. Heute enthebt ihn der Herr Einnehmer und, wenn er's wünscht, auch der Herr Gerichtsvollzieher dieser Mühe. Seinen König oder seinen Herzog kennt er nur von den schlechten Oeldruckbildern patriotischer Verlagsanstalten, die mit siebzig Procent Reingewinn arbeiten und davon ein Viertel Procent dem Invalidenfonds überweisen. Daß es große Hansen giebt, eine oberste Gesellschaftsschicht mit besonderen Pflichten vor Gott und den Menschen, wird ihm klar aus den Prospecten, worin die Berliner Millionenbanken den kleinen Sparer zur Zeichnung portugiesischer und argentinischer Werthe oder auch zur Sanirung der Dortmunder Union auffordern. Es wird ihm daraus klar, daß von Zeit zu Zeit Fürst Fürstenberg Schwarzwald-Bauern legt, Graf Lazy Henckel von Donnersmarck feingepolsterte Eisenbahnwagen für seine Pferdchen bestellt oder hohe schlesische Aristokraten für das prunkhafte Begräbniß einer Breslauer Straßendirne liebreich Sorge tragen. Im Uebrigen weiß er von nichts. Niemand von den Großen kümmert sich um ihn, so kümmert er sich um Niemand von den Großen. Alle fünf Jahre einmal bei der Reichstagswahl giebt er seine Stimme ab, weil das doch immerhin eine kleine Abwechselung ist. Bei hervorragendem, aber gutmüthigem Stumpfsinn legt er den Zettel in die Urne, der den klangvollsten und mit den meisten Aemtern versehen Namen trägt. — Auch freut es ihn dann, daß der Kreisgewaltige vor der Wahl in allen Versammlungen so nett und herablassend zu ihm und seines Gleichen gesprochen hat, und er zeigt sich für solche unverdiente Liebenswürdigkeit am Wahltage erkenntlich. Nachher erträgt er die alte Grobheit und Lieblosigkeit mit freudiger Geduld, ist ihm doch nicht unbekannt, daß in spätestens fünf Jahren wieder gewählt und er dann von Neuem fünf Wochen lang anständig behandelt wird. Artet jedoch sein Stumpfsinn leicht in Bösartigkeit aus, so nimmt er zwar den schneeweißen Zettel der Gutgesinnten heuchlerisch aus der Hand seines zuckersüß lächelnden Tyrannen entgegen, vertauscht ihn aber in der Rocktasche mit einem aus grauerem Papier. Und Volkspsychologen sind wie die Sittenprediger der Ansicht, daß die Bösartigkeit der Menschen immer zunehme . . .

Wenn man den Rhein hinunterbummelt, und auch in anderen minder durstigen Thälern des goldenen Westens, sieht man die Trümmer von Königsstühlen sich erheben, wo zur Zeit des rabenschwarzen Mittelalters die Gekrönten Gericht hielten und Klagen anhörten. Die Fürsten des Mittelalters hatten keine Salonzüge zur Verfügung, die mit unverminderter Schnelligkeit durch die Nebenstationen sausten; sie fuhren auf schlechten Straßen in mitunter federlosen, von vier Ochsen gezogenen Wagen und machten gern allenthalben Rast. Die Minister, die doch nicht so vornehm waren, wie ihre Herren, mußten zu Fuß laufen, nehm' ich an. Und das war gut. Sie konnten dann von ihren Urlauben nicht immer so unheimlich schnell heimkehren und zum Schrecken der arglosen Unterthanen „die Leitung des Ressorts wieder unternehmen". Es ist nirgendwo gesagt, ob sich damals zum Empfang der Monarchen und ihrer verantwortlichen Rathgeber die Spitzen der Behörden, die Notabeln des Kreises, die weißen Jungfrauen und die Blumenguirlanden mit Musik einfanden, aber das ist wiederholt gesagt, daß bald nach dem Einzuge der hohen Herren die Raubburgen in der Umgegend verschwanden und etliche Schnapphähne aufgeknüpft wurden. Im neunzehnten Jahrhundert ist noch keine Fonds- oder Productenbörse zerstört worden, obgleich die Landschaften, darin sie sich erheben, häufig die Ehre fürstlichen Besuches genießen durften. Und wenn Heinrich der Finkler, dessen kräftigen Hieben die festfröhlichen Magyaren ihre Millenniumsfeier und ihre Cultur verdanken, — man verzeihe, daß ich solche Lappalien erwähne — wenn der Vogelsteller nach einer Inspectionsreise durch Deutschland das große Mittel der Städtegründung gottesfürchtig in Angriff nahm, so thut unsere, von modernen Hunnen nicht minder gequälte Bauernschaft gut, nach den Lehr-Reisen der heutigen Regierungsmänner einmal ausnahmsweise die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in die Hand zu nehmen und zu enträthseln. Dort wird sie wissenschaftlich bewiesen finden, daß es eigentlich gar keine Hunnen giebt, daß Städtegründungen höchst ungesund und nur dem Gedeihen der Socialdemokratie förderlich seien. Man versuche es doch statt mit schützenden Mauern, die der arme Staat bauen soll, mit dem eigenen Composthaufen, der, gut angeordnet, einen ganz famosen Wall abgiebt . . .

Der alte Bergfried reckt sich ordentlich im Morgensonnenscheine, selbstzufrieden und fröhlich, als begreife er gar nicht, wie hart er alles moderne Empfinden verletzt. Dies Wahrzeichen mehr altfränkischer denn altthüringischer Regierungskunst, die simpel genug in der Hauptsache darin bestand, daß die Herrschenden immerdar scharf in's Land lugten und, sobald sie Verdächtiges bemerkten, selbst hingingen und dem Fehler abhalfen — paßt dieser runde Thurm in unsere aufgeklärte Zeit des grünen Tuches? Wie komisch nähme sich wohl solch ein Ding in der Wilhelmstraße aus? Man sollte ihn abtragen und aus seinen Steinen ein Canzlei-Archiv bauen. Oder besser noch, durch Demolirung der Innenräume einen hübschen Fabrikschornstein aus ihm machen.

Caliban.

Die Internationale Kunstausstellung.

8. Dänemark und Norwegen.

Wenn die Schweden das aristokratische Element in der scandinavischen Kunst bedeuten, so bezeichnen die Dänen das bürgerliche und die Norweger das bäuerliche, — natürlich cum grano salis verstanden.

Die Dänen sind ein feines und liebenswürdiges Volk, dessen ehemalige Thatkraft durch Skepsis, Melancholie und Ironie langsam ausgehöhlt wurde. Nicht Fortinbras, Hamlet ist dort Sieger geblieben und hat den Volkscharakter umgeprägt. Doch nehmen sie ihr Schicksal nicht mehr so pathetisch wie der sagenhafte Prinz. Sie stehen ihm resignirt, mit feinem Lächeln gegenüber. Und Manche haben bereits erkannt, daß gegenüber der culturellen menschheitlichen Entwickelung die zufällige politische Constellation und Machtvertheilung von höchst nebensächlicher Bedeutung ist.

Es geht daher durch die dänische Kunst ein friedlicher, gedämpfter, zart vibrirender Ton. Das Grelle, Rohe, Herausfordernde meiden sie. Sie spinnen sich ein in die leisen Freuden des Land- und Gesellschafts-

Digitized by Google

lebens, sie folgen den Farbenstimmungen der Natur, sie überlassen sich wehmüthigen, gaukelhaften Träumen. Mit der Kunst nehmen sie es ernst. Das ganze Volk nimmt daran Theil. Es ist Familienangelegenheit, fast mehr als Nationalsache. Denn die Nation scheint sich dort nach und nach in eine einzige große, gemüthlich theilnehmende Familie verwandeln zu wollen, natürlicher Weise mit den obligaten Zänkereien. Auch in der Kunst zankt man sich wie anderwärts, aber man ist sich doch einig in der Werthschätzung der Kunst. Man weiß dort zu Lande, daß die Kunst nicht etwa das Leben „verschönen", sondern daß sie ihm seinen eigenen, einen höheren Werth verleihen soll.

Auf unserer Ausstellung sind die Dänen im Ganzen wohl vertreten. Nicht vollständig — denn gerade von den Jüngeren fehlen Viele — aber doch recht charakteristisch, und vor Allem mit einigen ihrer allerbesten Bilder.

Das Hauptbild sei vorweg genannt. Es ist Kroyer's Darstellung des dänisch-französischen Comités der 1888er Kopenhagener Kunstausstellung. Das Bild hat längst europäischen Ruhm erlangt, doch sehen wir es in Berlin zum ersten Male. Und weil es in seiner Seitenkoje vielleicht nicht die genügende Beachtung findet, so sei um so nachdrücklicher darauf hingewiesen. Leider hat man es nicht für nöthig befunden — was bei der Congreß-Malerei des Herrn von Werner billig erschien — durch untergeschriebene Namen das sachliche Interesse an dem Bilde zu erhöhen. Es sind ja freilich keine Diplomaten, sondern „nur" Maler dort wiedergegeben. Aber die Meisten zählen zu den Führern der europäischen Kunst. Und da es Kroyer so wunderbar verstanden hat, das Individuell-Geistige der Köpfe herauszuarbeiten, so finden sich doch wohl einige Interessenten, die auch hier gerne wissen möchten, wen sie vor sich haben. Sie sind vielleicht Verehrer so mancher der dort dargestellten Künstler, und sie möchten gerne aus den Zügen der Schöpfer für die Schöpfungen ein intimeres Verständniß sich erschließen. Würde es nicht ein wenig zur Pädagogik einer großen Kunstausstellung gehören, hier hülfreich beizuspringen?

Doch mag man auch hier in widerwilliger Unwissenheit verharren müssen, die rein-künstlerischen Qualitäten des Bildes sind so groß, daß es, auch unabhängig von seiner sachlichen Bedeutung, vor schauenskundigen Augen einer tiefen Würdigung sicher bleibt. Es ist vor Allem compositionell ein unvergleichbares Meisterwerk. Kein irgendwie markanter Vorgang ist zur Anspannung des Interesses gewählt worden. Man schüttelt sich weder zum Abschied, noch zum Willkommen die Hände. Man ist in keinerlei hitzige Disputation verwickelt. Man sitzt einfach freundnachbarlich bei einander, in sachliche Berathung vertieft, oder in leichtem Geplauder mit einander verbunden. Eine völlige Ungezwungenheit breitet sich aus, wie sie Künstlern so wohl ansteht und so natürlich ist. Ein anmuthig-freies Sichgehenlassen, eine naive Offenbarung der Persönlichkeiten, ein lauschendes, listiges und doch wieder so argloses Beobachten, hier und da auch ein halbunbewußtes, kokettes Posiren — das Alles giebt die geistige Atmosphäre dieser Gesellschaft überaus treffend wieder. Dabei befindet man sich durchaus unter Gentlemen. Unauffällig und gedämpft geht überall die Unterhaltung vor sich. Die Meisten sitzen an einem langen Tische, den Stuhl vielleicht ein wenig zur Seite geschoben. Andere treten hinzu, beugen sich zur Stuhllehne, oder reichen ein Blatt hinüber, an das sich eine Discussion spinnt. Verschiedene hören andachtsvoll zu. Andere wieder bilden eine Ecke für sich, plaudern über Kopenhagen und Europa, über Kunstziele und Atelierwitze, über Ewiges und Vergängliches. Schräg von der Fensterwand fällt ein bläulich später Schein hinein und umkleidet Alles mit kräftig-milder Dämmerung.

Auf diesem Bilde hat die Feinsinnigkeit und gesellschaftliche Verbindlichkeit des Dänen gleichsam einen welthistorischen Zug bekommen. Ein nationales und ein persönliches Temperament sprechen sich unumwunden darin aus, und doch so leise, so culturell-gebändigt. Etwas von geistiger Zuchtwahl weht uns aus diesem Bilde an. Der Anblick einer Elite-Menschheit thut sich vor uns auf. Und im Künstler sehen wir den Vorläufer einer künftigen ersehnten Cultur vieler Ueberwindungen.

Ich will nach diesem Bilde weiter kein dänisches Bild mehr nennen, gerade, weil so viele es verdienten, wenn auch in gewissem Abstande. Die Liebe zur Einsamkeit der Natur und die Hingabe an's Leben ohne Groll drücken diesen Bildern den so sympathischen Charakter auf, bei dem man sich freundschaftlich wohl fühlen muß.

Was den verfeinerten Dänen an Urwüchsigkeit manchmal fehlt, das haben die vom selben Rassebaum entsprungenen Norweger noch in einer wahren Ueberfülle. Sie sind ein Naturvolk wie die Schweden. Aber während die Schweden etwas Verschlossenes haben, selbst wenn sie orgiastisch werden, sind die Norweger überall von ungekünstelter Offenherzigkeit, selbst wo sie mystisch und dunkel erscheinen.

Ein Bauernvolk und ein Priestervolk, ein Volk der herben phrasenlosen Lebensnoth und der spiritualistisch-jenseitigen Lebensüberwindung! Hellste Aufklärung und krassester Aberglaube dicht bei einander. Ein pietistisch seelenquälerisches Christenthum, allenthalben durchsetzt mit den nicht auszurottenden germanisch-heidnischen Märchenvorstellungen. Ein Hang zum furchtsamen Gruseln und schreckhaften Gespensterseh'n und ein neckisches Kichern dazwischen, das die Gespenster an der Nase packt und im Sonnenlicht zergehen läßt. Blut und Hirn überall miteinander im Widerstreit und doch auch wieder unendlich verträglich beisammen, in gegenseitigem Hänseln und gemeinsamem Fabuliren. Ein einfacher redlicher Sinn und ein einfach-redliches Denken auf's Engste verschwistert mit einem unendlich durcheinandergewirrten, von Räthselwelten umwitterten Fühlen.

Auf der Basis einer solchen Volksseele mußte nothwendiger Weise, sobald sie einmal productiv wurde, eine sehr eigenartige Kunst erstehen. Dazu kommt nun noch der Eintritt Norwegens in die Kunstgeschichte zu einem Zeitpunkt, wo die Technik mächtig emporstieg, der Naturdurst unheimlich angeregt war, neues Blut mehr als je herbeigewünscht wurde. Während man noch im vorigen Jahrhundert diesen nordisch-germanischen Bauernsöhnen die Thür fest vor der Nase zugeworfen hätte, wenn sie sich etwa geregt hätten, riß man sie in unserem Zeitalter weit vor ihnen auf und ließ sie sich in vollem Strome hineinergießen in's Land der neuen Kunst. Zwei Völker vor Allem boten sich dem turbulenten Säuglingsvolk als künstlerische Ammen an: Deutschland und Frankreich. Aber wehe! die Ammentalente der beiden Völker waren sehr verschieden, und zwar hat sich gerade die deutsche als völlig unfähig erwiesen. In Düsseldorf und Berlin suchte man dem nordischen Bären etwas Honigseim aufzuschmieren, um ihn dadurch äußerlich manierlich zu machen, in Paris aber — lehrte man ihn tanzen. Die in Deutschland ausgebildeten Norweger lernten eine leidige Manier, so oder so die Dinge zu sehen und so oder so wiederzugeben; sie brachten etwas mehr Freizügigkeit und Derbheit hinein, aber im Grunde nahmen sie sie an und gingen darin unter. In Frankreich bekümmerte man sich zunächst gar nicht darum, ob sie Norweger waren oder Hindostaner; man verlangte aber von ihnen, daß sie rein-handwerklich etwas Tüchtiges lernen sollten. Was sie später damit anfangen würden, war ihre Sache. Und gerade weil es ihre Sache war, so machten sie etwas daraus. Und nachdem sie empfangen hatten, gaben sie mit Wucherzinsen zurück. Sie wurden nicht etwa Franzosen, sondern Norweger in der Malerei. Aber von den Franzosen hatten sie gelernt, ihrer Eigenart mächtig zu werden.

Man erkennt auch heute noch die beiden Strömungen neben einander, die deutsche und die französische Malschule. Aber letztere ist vollständig Siegerin geblieben. Alle Talente sind dort zu finden. Was mit Deutschland in Verbindung steht, das ist meist nicht mehr als Salon-Norwegerei. Jetzt eben erst fängt es an, besser zu werden. Aber da sind die Norweger nicht mehr die Empfangenden sondern die Gebenden, indem sie uns zeigen, wie wir als Germanen von Frankreich lernen können, ohne Französlinge zu werden.

Was die Norweger zunächst in der französischen Schule entwickeln konnten, das war ihr starkes Naturgefühl. Während unser Berliner Normann sich von der Coulissenlandschaft nie ganz hat loslösen können, brachte es der Pariser Thaulow dazu, die Natur selbst in ihren verborgensten, sprödesten Reizen, in ihren verhülltesten Heimlichkeiten vor uns zu entschleiern. Er ist gerade jetzt mit drei Landschaftsstücken ganz vortrefflich vertreten. Da sind Rausch und Unruhe des Lebens bis in die letzten Poren ergossen. Kein liebloser, mechanischer Pinselstrich erinnert an den kühlen Handwerker und Routinier. So viel stupendes Können sich darin äußert, wir erkennen doch überall den redlichen Künstler, der neu schafft, nicht nachschafft, der keine Clichés und Schablonen benutzt, sondern der sich mit jedem Bilde neue Aufgaben stellt, neue Lösungen unternimmt. Nur dadurch kommt wahre Frische in ein Werk. Denn die Frische ruht nicht im todten Object (etwa in Dahl's lachenden Fischermädchen), sondern sie ruht in der schöpferisch erregten Hand des Künstlers. Nur wer noch Probleme in sich hat, vermag Frische zu erzeugen. Und dabei kommt es zunächst durchaus nicht darauf an, ob diese Probleme inhaltlicher oder technischer, impressionistischer oder transscendentaler Natur sind. Genug wenn die kreisende Erregung da ist, die jedes naiv gestellte, eigengefühlte Problem mit sich bringt.

Das aber gerade ist die Stärke der norwegisch-französischen Schule, weßwegen ihr denn auch der Uebergang in's Nationale so erleichtert wurde. Nachdem man das Leben in seiner Derbheit gepackt hatte: die Mutter, die ihr Kind säugt, die Magd, die ihr Neugeborens in der Verzweiflung tödtet, ging man dazu über, die seelischen Begleittöne zu erfassen, wobei man zunächst bei den dänischen Stammesbrüdern viel Zartes und Richtiges erlauschen konnte. Während aber die Dänen die Poesie der Stube ausspannen, trieb es die Norweger in's Freie hinaus, um dort ähnliche Stimmungen zu erhaschen. So entstand etwa Gudmund Stenersen's Sommernacht auf Jaderen, jene um ein knisterndes Holzfeuer gelagerte Gesellschaft, die den tiefen weichen Tönen eines Cello mit selbstvergessener Versunkenheit sich hingiebt.

Endlich das Zurückgreifen auf altnordische Traditionen. Hier hat Keiner so bahnbrechend gewirkt, ist in dem Maaße radical vorgegangen als Gerhart Munthe. Da ist auch der letzte Rest modern-europäischer Malconvention abgeworfen. Alte Miniaturen, alte Holzschnitzereien werden aufgesucht, die Simplicität ihrer Farben, die Linkischkeit ihrer Linien werden nachgeahmt. Und in das mythische Bewußtsein des Volkes wird zurückgegriffen, um die Fähigkeit, seelische Erlebnisse, auch vagester Natur, durch Umsetzung in phantastische Vorstellungsbilder zu verdichten. Das sieht auf den ersten Blick aus wie alberne Pinseleien und Kritzeleien. Doch lasse man sich nicht abschrecken und forsche tiefer nach, namentlich den decorativen Principien, die dabei maßgebend sein mögen. Man wird bald über den Reichthum der Erfindung und der Formen erstaunen, und noch mehr fast über die Zusammenpressung eines überaus mannigfaltigen Gefühlsinhaltes in diese kindlich unscheinbaren und doch so räthselvollen Formen.

Franz Servaes.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Eine thätige **Verlagsbuchhandlung** vornehmer Richtung, **sucht den Verlag** geeigneter Werke unter günstigen Bedingungen zu übernehmen.

Gefl. Offerten unter **G. 4400** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage
in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Fred Graf Frankenberg
Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71

Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet M. 5. —; elegant gebunden M. 6. —

Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war. Das Buch ist

ein literarisches Ereigniß, das diesseits wie jenseits des Rheins großes Aufsehen erregen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 29. August 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Kleinstes im wirthschaftlichen Leben. Von Paul Ernst. — Der Volkskrieg an der Loire 1870. Von Oberstlieutenant A. D. — **Literatur und Kunst.** Shakespeare's Mutter? Glossen zum „Sommernachtstraum". Von F. P. von Westenholz (Stuttgart). — Neues von der Günderode. Von Professor J. Schulz-Beuthen. — **Feuilleton.** Das Genie. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen von M. Langfeldt. — **Aus der Hauptstadt.** Die Nebenregierung. Von Timon d. J. — Die Internationale Kunstausstellung. 9. Belgien und Holland. Von Franz Servaes. — Anzeigen.

Kleinstes im wirthschaftlichen Leben.

Von Paul Ernst.

Bei volkswirthschaftlichen Betrachtungen pflegt man nur die großen Zahlen und die großen Dinge zu beachten; die sich summirenden Kleinigkeiten werden gewöhnlich übersehen; und doch haben sie oft eine ausschlaggebende Bedeutung.

Man nimmt es als selbstverständlich an, daß die Lebenshaltung des Arbeiters, und damit auch bis zu gewissem Grade die Höhe des Lohnes, von der Bewegung der Weltmarktpreise abhängig ist; man vergißt dabei aber leicht, daß diese Regel nur gelten kann, wenn alles Uebrige gleich bleibt. Außer dem Weltmarktpreis wirken noch eine solche Menge anderer kleiner Factoren mit ein, daß deren Bewegung eine Bewegung sogar paralysiren kann. In den folgenden Zeilen sollen einige Bemerkungen über die wichtigsten dieser kleineren und unscheinbaren Momente gegeben werden, die auf die Lebenshaltung einwirken: Die Wohnungsverhältnisse, die productive oder nur hauswirthschaftliche Thätigkeit der Frau und die Bedeutung der kleinsten Geldmünzen. Es sollen die Verhältnisse einer Kleinstadt mit industrieller Bevölkerung und etwa 10000 Einwohnern mit denen Berlins verglichen werden.

Die am ärmlichsten wohnende Arbeiterfamilie in der Kleinstadt hat eine Stube, eine Bodenkammer, die zum Schlafen benutzt wird, die Nutzung der Küche, die vielleicht mit noch zwei Familien getheilt wird, einen Kellerraum und Stallraum zur Aufbewahrung der Feuerung. Früchte, Gemüse ꝛc. muß Alles eingekauft werden, da des Klimas wegen in dem Hausgarten nichts Nennenswerthes gezogen werden kann. Am Sonnabend ist der Wochenmarkt; zu diesem kommen Kleinbauern aus einer Entfernung bis zu 6 Stunden mit ihren Wagen und bringen Gemüse, Früchte, Geflügel, Kartoffeln ꝛc. Sommer und Herbst über wird von den Arbeiterfrauen für die Woche eingekauft, im Herbst dann für den ganzen Winter; Sauer-Kohl ꝛc. wird im Herbst in Köpfen gekauft, zubereitet und für den Winter eingemacht. Eine derartige Vertheilung der Einkäufe setzt eine sehr umsichtige Wirthschaft der Frau voraus. Der Lohn des Mannes ist immer derselbe, die Ausgaben aber sind in den Jahreszeiten sehr verschieden; mit der zunehmenden Unwirthschaftlichkeit der Frauen macht sich daher die Tendenz bemerkbar, das Kaufen auf Vorrath einzuschränken und immer nur nach Bedarf beim Händler zu kaufen; indessen scheint das doch bis jetzt nur noch Ausnahme zu sein.

Für die Berliner Arbeiterfrau ist eine derartige Wirthschaftsführung unmöglich. Weder für Brennmaterial, noch für Lebensmittel ist ein Raum zur Aufbewahrung vorhanden; sie kann nicht einmal für die Woche, geschweige denn für den Winter im Voraus kaufen, sondern ist darauf angewiesen, den jedesmaligen Bedarf beim Zwischenhändler zu holen.

Die Arbeiterfrau in jener Kleinstadt ist nur in der Hauswirthschaft thätig und beschäftigt sich höchstens in den Pausen der hauswirthschaftlichen Arbeit noch mit Stricken oder Häkeln für einen Verleger. Ein großer Theil der Berliner Arbeiterfrauen, für die ja durch die beschränkten Wohnungen die hauswirthschaftliche Thätigkeit sehr eingeschränkt wird, ist neben dem Mann in der Production thätig. Selbst im günstigsten Fall, bei geringster Arbeitszeit in der Fabrik oder bei hausindustrieller Thätigkeit werden doch ihre Gedanken von dieser Arbeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich nicht mit der Intensivität mit der Hauswirthschaft beschäftigen kann, wie die Frau in der Kleinstadt. Da hier hauptsächlich das Verhältniß dieser Umstände zu den Lebensmittelpreisen betrachtet werden soll, so soll nur nebenbei erinnert werden, daß auch die Kosten für Kleidung sehr alterirt werden, je nachdem die Frau so oder so thätig ist. Wo die Frau die nöthige Zeit hat, kann rechtzeitig durch Ausbessern ein Kleidungsstück derartig erhalten werden, daß es viel länger in Gebrauch bleibt, wie dort, wo die Ausbesserung aufgehoben wird; die Neigung, fertige, billige und wenig haltbare Kleidungsstücke zu kaufen, ist immer größer, wenn die Frau productiv thätig ist und sich ausrechnet, daß sie, falls sie das Betreffende selbst herstellt und dabei ihre Arbeitskraft berechnet, theurer wegkommt, als wenn sie gleich fertig kauft.

Da in der Großstadt viel mehr Einzelkäufe kleinster Waaren stattfinden, wie in der Kleinstadt, so sollte man annehmen, daß die Circulation der kleinsten Münzen, des Kupfergeldes, hier viel größer sein müßte. Aber das Gegentheil ist der Fall. Die Arbeiterfrau in Berlin hat viel weniger Kupfer im Portemonnaie als die Arbeiterfrau der Kleinstadt. Während hier die unterste Grenze der Ausgabe ein oder zwei Pfennige sind, beginnt sie dort mit dem Fünfpfennigstück. Das bedeutet eine ganz exorbitante Vertheuerung, denn es wird nie nach unten abgerundet, sondern stets nach oben.

Wenn man die Dinge nicht beobachtet hat, so nimmt man als selbstverständlich an, daß für den Kleinhandel dieselben ökonomischen Gesetze gelten, wie für den Großhandel.

Digitized by Google

Das ist aber ein großer Irrthum. Für den Großhandel ist es unbedingt richtig, daß die Vermehrung der Geschäfte die Waaren verbilligt; für den Kleinhandel kann man umgekehrt behaupten, daß sie vertheuert. So klein ein solches Geschäft auch sein mag, die Besitzer wollen, wenn auch nicht immer, den ganzen Lebensunterhalt, aber doch einen großen Theil desselben, aus ihm bestreiten, und diese Kosten müssen natürlich auf den Preis aufgeschlagen werden. Zum Theil wird das bereits durch die besprochene Aufrundung der kleinsten Summen ermöglicht, zum Theil aber auch ist die Hochhaltung der Preise nur durch eine Uebereinkunft der Händler zu erklären, die möglich ist, da es sich ja immer nur um die Händler eines kleinen Bezirkes handelt, die in Frage kommen. Ich habe mich nach den Preisen einiger Artikel in der Gegend von Berlin, wo ich wohne, und in der Centralmarkthalle erkundigt. Die Differenzen waren in den meisten Fällen so, daß, was hier 50 Pfg. kostete, in der Markthalle nur 35 Pfg. kam; einmal war die Differenz sogar 70 Pfg. und 45 Pfg. Solche Unterschiede lassen sich doch nur durch Verabredungen erklären, denen ja natürlich die höheren Unkosten des kleinen Hökers zu Grunde liegen. Es wird Niemand leugnen wollen, daß unter solchen Umständen die Weltmarktpreisbewegung wenig Bedeutung hat. Im Mittelalter wurde bekanntlich eine strenge Polizei in Bezug auf die Höker geübt, und bis Beginn der Neuzeit lesen wir sehr starke Klagen über sie, die merkwürdig mit den gleichzeitigen Berichten über die großen Monopolgesellschaften, Corners und Schwänzer contrastiren. Die moderne Betrachtung hat diese Dinge als Kleinigkeiten verachtet. Als man mit ein paar Abstractionen, die man aus der Geschichte der Baumwollindustrie herausgezogen hatte, den gesammten so complicirten Mechanismus der Volkswirthschaft begriff, hatte man natürlich für solche Quisquilien keine Stimmung; und auch noch heute, wo die Wissenschaft, vielleicht wieder zu einseitig, in ganz andere Bahnen eingelenkt ist, besteht doch im Wesentlichen die Anschauung noch, daß zwar die Bank, die Fabrik, der Stapelplatz wissenschaftlicher Untersuchung würdig sind, aber nicht der Grünkramkeller.

In jener Kleinstadt beträgt der durchschnittliche Arbeitslohn 2.40 Mark. Damit kann eine Familie, die nicht zu viel Kinder hat, anständig auskommen, und wenn vielleicht nur ein Kind vorhanden ist, diesem sogar den Aufstieg in eine höhere Classe ermöglichen. In Berlin wird, auch wenn man den Lohn der höheren Miethe entsprechend erhöht, eine Familie mit ihm sehr elend leben und bereits halb und halb eine Hungerexistenz führen. Am deutlichsten kann man die Unterschiede bei den kleineren Beamten sehen. Man vergleiche nur den Briefträger in der Kleinstadt und in Berlin!

Wenn man näher zusieht, findet man, daß der Kleinhandel überhaupt wie ein Bleigewicht an unserer gesammten wirthschaftlichen Entwickelung hängt. In der Production wird von Jahr zu Jahr mehr gespart, immer neue Maschinen werden aufgestellt, die das Werk der Menschen verrichten und den Arbeiter von einem selbstständig denkenden und arbeitenden Künstler zu ihrem unselbstständigen Diener herabdrücken. Aber die Resultate dieser Ersparniß kommen durchaus nicht in dem Maaße, wie die alte Oekonomie sich dachte, dem Consumenten zu gute. Die ungeschickte Organisation des Handels saugt sie auf. Am deutlichsten tritt diese merkwürdige Erscheinung wohl in der Schuhfabrication hervor. Die Fabrik kann unendlich Male billiger und besser arbeiten, als der Handwerker; aber die Verkaufsspesen sind so hoch, daß man trotzdem sich immer noch besser stellt, wenn man bei einem ordentlichen Handwerker arbeiten läßt. Mit der höheren Entwickelung arbeitet die Production immer sparsamer und der Handel immer verschwenderischer. Die Concentration des Handels ist ein Dogma, das sich einestheils auf die Analogie der Verhältnisse im Gebiet der Production stützt, anderntheils auf manche, sehr in die Augen fallende Erscheinungen, wie die großen Modemagazine. Neben ihr geht ganz bestimmt eine starke Decentration, die ganz unberechenbare faux frais für die gesammte nationale Wirthschaft verursacht und eine Menge halb parasitiver Existenzen ermöglicht.

Eine Reform ist in diesen Dingen durchaus nicht unmöglich. Die manchesterlichen Anschauungen wirken auch heute noch so in uns nach, daß wir solche Reformvorschläge gewöhnlich mit einer gewissen Skepsis aufnehmen; wir denken gewöhnlich, daß alle bestehenden Schäden und Nachtheile organisch mit der Gesammtheit der bestehenden Verhältnisse zusammenhängen und erst mit ihr in einer allgemeinen Umwälzung gebessert werden können. Diese allgemeine Umwälzung kann indessen doch nicht über Nacht kommen, sondern sie wird sich zusammensetzen aus einer Reihe von speciellen Reformen. Man braucht doch nicht anzunehmen, daß so unfähige Regierungen, wie wir sie in Deutschland nun schon seit Menschengedenken gehabt haben, immer sein müssen; es ist doch eine Regierung denkbar, die ihre Aufgabe nicht in einer beständigen Hemmung der Fortentwickelung sieht, sondern die Fortentwickelung unterstützt, soweit das möglich ist, ohne daß sie, was man von ihr ja natürlich nicht erwarten darf, sich auf revolutionären Boden begiebt.

Die Ursachen liegen in den bereits angeführten Momenten: erstens der Wohnungsnoth in den größeren Städten und zweitens in dem Mangel an wirthschaftlichem Sinne der Hausfrauen, erzeugt zum großen Theil durch den Umstand, daß sie mit in der Production thätig sind und also keine Zeit und Stimmung für das Andere haben. Ueber die Wohnungsnoth in den großen Städten, die durchaus nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ein immanentes Uebel der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation ist, hat der Verfasser bereits in diesen Blättern das Nöthige ausgeführt; wenn die Selbstverwaltung auf demokratischer Basis statt, wie jetzt auf der widerlichst plutokratischen eingerichtet würde, so würden bei geeigneter Agitation und Belehrung die vorhandenen Uebel bald verschwinden und die Bewohner der Großstädte, statt Vorortbauern und Speculanten zu Millionären zu machen, für den jetzt gezahlten Mietpreis anständige und menschenwürdige Wohnungen erhalten, die eine ordentliche Wirthschaft ermöglichen.

Das zweite Moment erfordert eine eingehendere Betrachtung.

Ob die productive Thätigkeit der Frau wünschenswerth ist oder nicht, mag dahin gestellt bleiben. Die einzige Vertheidigung mit socialen Gründen, welche für sie angeführt werden kann, ist die einestheils der Socialdemokraten, daß sie die Frau wirthschaftlich vom Manne emancipire und auf diese Weise eine neue Eheform ermögliche, die den neuen Verhältnissen, denen wir zuarbeiten, angepaßt sei. Dem Verfasser scheint hier viel Nachwirkung des abstracten radicalen Freiheitsidealismus, idealisirte Auffassung primitiver Gesellschaftsverhältnisse, idealistisches Uebersehen doch nun einmal vorhandener menschlicher Schwächen, unrichtiges, weil gegen die natürlichen Unterschiede gerichtetes, Egalisirungsbestreben, und im Ganzen viel Chiliasmusschwärmerei zu Grunde zu liegen. Indessen ist ja natürlich eine Aenderung hier ausgeschlossen, es handelt sich lediglich darum, die Thatsache anzuerkennen und sich ihr zu fügen.

Es herrscht im wirthschaftlichen Leben die Supposition, daß jeder Käufer auch Waarenkenner ist. Die Annahme ist richtig für den Großhandel, und deßhalb hat dort die Concurrenz überall das Resultat gehabt, daß die Preise sich nach den ökonomischen Gesetzen bilden; es herrscht auch für den Waarenkäufer in der Kleinstadt. Der Preis der Waaren, welche die Hausfrau in der Kleinstadt einkauft, soweit noch nicht moderne Einflüsse sich bemerkbar machen, ist engbegrenzt und durch alte Gewohnheit lange bekannt, und da die preisbildenden Factoren im Wesentlichen stabil sind, so macht sich die Hausfrau einen völligen Ueberblick durch das beständige

Digitized by Google

intensive Interesse, das sie diesen Dingen entgegenbringt. In der Großstadt fehlt außer dem Interesse auch die Stabilität des Consums und der preisbildenden Factoren; die kaufende Hausfrau ist hier ohne Controle dem Händler in die Hände geliefert.

Manches haben hier bereits die Markthallen gebessert, — wenn man indessen die verschiedenen Preise vergleicht, welche in den verschiedenen Hallen gefordert werden, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß auch hier unmöglich die Concurrenz ausgleichend auf möglichste Billigkeit und Güte der Waaren wirken kann, daß vielmehr auch hier überflüssig hohe Verkaufsspesen, vielleicht auch einfach auf Vereinbarung beruhende unverschämte Ueberforderungen vorliegen.

Bis tief in die Neuzeit hinein hat man für den Kleinverkauf bekanntlich obrigkeitliche Preistaxen gehabt, und noch §§ 73—77 R.-G.-O. sind, freilich größtentheils unwirksame, Ueberreste davon. Bei der Aufhebung der Befugniß für die Polizei, Taxen zu bestimmen, ging man von der, wie wir sehen, ganz falschen Anschauung aus, daß für den Kleinhandel dieselben ökonomischen Gesetze gelten, wie für den Großhandel. Das Resultat der Reform ist gewesen, daß sich die Zahl der Kleinhändler stark vermehrte, daß manche der Nahrungsmittelhandwerker, namentlich Bäcker und Fleischer, sich rasch bereicherten, und daß Alles theurer wurde.

Wir haben heute gegen eine Vermehrung der polizeilichen Befugnisse eine sehr starke Antipathie, die zum Theil von den Uebergriffen aus politischen Gründen der Polizei herrührt, zum Theil darin ihren Grund hat, daß das, was früher, bei den einfachen und constanten Verhältnissen sehr leicht zu regeln war, heute nur unter größten Chicanen und Bedrückungen geordnet werden könnte. Die alten Preistaxen bei modernen großstädtischen Verhältnissen wieder einzuführen, ist natürlich unmöglich.

Indessen bietet sich ein anderer Ausweg.

Dr. Rud. Meyer hat in diesen Blättern das Till'sche Brodmonopolproject besprochen und in Anknüpfung daran in einem weiteren Artikel „Selbsthülfe für die Landwirthschaft" über die Errichtung von Verkaufshallen seitens der Landwirthe in den Städten geschrieben. Wenn diese neuen Institutionen von vorn herein rationell und im großen Stil angefangen werden, so bieten sie die beste Lösung.

Die Schließung der Grünkramkeller, der kleinen Fleischerläden, der Bäckereien ꝛc. erscheint bereits aus sanitätspolizeilichen Gründen angezeigt. Wie es bei einem solchen Krämer hergehen mag, kann man schon aus dem bloßen Umstand abnehmen, daß fast überall Waaren als Auslagen vor den Thüren aufgestellt sind, allem Staub und Schmutz der Straße, sowie den Attentaten der Hunde ausgesetzt. Die unglaublichen Zustände in den Bäckereien haben die verschiedenartigsten Enqueten in allen Culturländern enthüllt; sie sind so arg, daß manchem Leser auf immer der Appetit auf eine Frühstückssemmel vergehen würde, wenn er etwas von ihnen erführe. In der Fleischerei wird durch die Schlachthäuser, welche jetzt überall gebaut werden, das Allerärgste verhütet, es mag aber noch genug Bedenkliches übrig bleiben.

An die Stelle aller dieser kleinen Geschäfte würden einheitlich geleitete Verkaufsstellen mit angestellten Verkäufern in großen Hallen treten. Ein bedeutendes Conto in den Verkaufsspesen muß das Verderben der Waaren ausmachen; das Conto ist relativ um so größer, je kleiner das Geschäft ist. In den einheitlich geleiteten Verkaufsstellen würde es ganz fortfallen, denn der durchschnittliche tägliche Bedarf einer Stadt würde sich bald herausstellen; das wechselnde Bedürfniß einer schwankenden Kundschaft hebt sich hier in der größten Zahl auf. Die Arbeitskraft der Verkäufer würde voll ausgenützt, statt daß sie, wie bisher, neun Zehntel ihrer Zeit müßig herumlungern, und damit würde die Zahl dieser Agenten der Vermittlung zwischen Producent und Consument stark vermindert, während man ihnen gleichzeitig ein anständiges Leben geben könnte; die unglaubliche Menge der Zwischenhändler, die jetzt nöthig sind zwischen Producenten und Kleinhändler, würden mit einem Schlage verschwinden. Alles das würde die Lebensmittelpreise sehr verbilligen und doch auch den Producenten zu gute kommen. Der Verfasser kam einmal vom Dorf direct nach Berlin. Auf dem Dorfe, das keine Eisenbahnverbindung hat, wurde die reiche Aepfelernte der besten Sorten theilweise den Schweinen vorgeschüttet, weil kein Abnehmer vorhanden war; in Berlin ist es für ein Arbeitskind ein Fest, wenn es einmal einen Apfel bekommt! Und solche Zustände herrschen in unserem vielgerühmten Zeitalter der Eisenbahnen.

Der Volkskrieg an der Loire 1870.

Von Oberstlieutenant A. D.

Der Krieg an der Loire ist bisher lediglich als ein Ringen zwischen den beiden feindlichen Heeren aufgefaßt und dargestellt worden. Er war aber mehr; denn die französischen republikanischen Armeen wurden unterstützt von der Volkserhebung, der Krieg wurde zum Volkskrieg. Inwiefern die heutige Armeeführung erschwert wird, wenn zum Kriege der Armeen sich der Volkskrieg gesellt und Beide von der Gestaltung des Landes und den reichen Hülfsquellen sowie dem Temperament eines militärisch wohl beanlagten Volkes begünstigt werden, dafür giebt es außer diesem Beispiel kein anderes in der neueren Geschichte, welches für die Kriegskunst die gleiche Bedeutung hätte. Die Volksheere von heute, beseelt von einem mächtigen Nationalgefühl, müssen in Zukunft wieder zum Volkskriege führen, daran wird das Völkerrecht nichts ändern, denn das codificirte Recht ist Volksleidenschaften gegenüber machtlos. Wenn nach menschlicher Voraussicht dies der Lauf der historischen Entwickelung sein wird, dann hat die Geschichtsschreibung die Aufgabe, dem Wesen und den Erscheinungen des modernen Volkskrieges auf den Grund zu gehen, um der Kriegskunst gewissermaßen neue Lehren an die Hand zu geben. Diesen Versuch unternimmt zum ersten Mal der bekannte Militärschriftsteller Hauptmann a. D. Fritz Hoenig; sein im Erscheinen begriffenes monumentales Werk*) ist nicht nur ein Meisterstück militärischer Fachwissenschaft, sondern auch in Darstellung und Form ein zwar für populäre Zwecke etwas zu breit angelegtes, aber überall lebhaft anregendes und ansprechendes Volksbuch, das seinen Ehrenplatz neben dem „Kleinen Moltke" mit Ehren behaupten wird. Wir geben im Folgenden eine Uebersicht der wichtigsten Ergebnisse von Hoenig's tiefbohrender militärkritischer Untersuchung.

Das Bestreben, jede erreichbare Einheit auf das Schlachtfeld zu bringen und auf dem Schlachtfelde in der wirksamsten Richtung den Hauptschlag zu führen, ist an der Strategie Wilhelm's I. nicht neu, wohl aber die Dimensionen beim Erfolge, ob mittelbar oder unmittelbar. Ein flüchtiger Ueberblick über die Kriege Wilhelm's I. zeigt nur ein Beispiel, in welchem diese große Kunst gewissermaßen untreu gegen sich selbst wird, es sind die strategischen Operationen und taktischen Maßnahmen, welche zur zweiten Einnahme von Orleans führten. Daß die beabsichtigte Vernichtung mißglückte, ist, wie man heute die Dinge übersieht, die Hauptursache des zähen Widerstandes der Republik gewesen. Denn wäre uns der vom General Grafen Moltke bei Orleans beabsichtigte Vernichtungsschlag geglückt, so würde sich weder die Armee unter Chanzy noch

*) Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. 2 Bde. — 3. u. 4. Band: Die entscheidenden Tage von Orleans (Maizières bis Loigny-Pourpry). Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Digitized by Google

unter Bourbaki gebildet haben; die Republik hätte ihre besten Armeecorps im freien Felde verloren und sich auf Streitkräfte von zu geringem taktischen Werth und zu ungenügender Zahl beschränkt gesehen, um dann noch einen ernsteren Widerstand in den Provinzen leisten zu können. Daß die Vernichtung bei Orleans nicht eintrat, und die Republik seitdem einen kräftigen Widerstand ausüben konnte, ist ein weiterer Grund, weßhalb jene Ereignisse ganz besonders die Aufmerksamkeit der kritischen Geschichtsschreibung verdienen. Die deutschen Heere kämpften nicht nur gegen eine andere Regierung, sie kämpften vor allen Dingen gegen eine andere Armee. Sie befanden sich in großer Unterlegenheit an Zahl, aber in der Ueberlegenheit an Tüchtigkeit. Wie weit unter solchen Verhältnissen die Operationslinien ausgedehnt werden dürfen und vernichtende Schläge noch möglich sein können, dies ist eine Erwägung, welche sich bei dem heutigen Stande der „Völker in Waffen" Jedem von selbst aufdrängt, und worüber die Kriegführung durchaus mit sich im Klaren sein muß, will sie der Strategie keine Ziele anweisen, die gar nicht oder nicht in dem gewünschten Grade erreicht werden können.

Die deutschen Heere an der Loire hatten im November zwei Gegner: der eine waren die neuen Armeen, der andere war das feindselige und bewaffnete Volk. Beide vereinigten sich darin, der deutschen Heeresleitung jeden Schritt zu erschweren, nämlich durch die Organisation der Zerstörung der Communications- und Verkehrsmittel, die Absicht der mechanischen Abschließung des eigenen Besitzes von Fremden. Ob die Wege zu Nachrichten überhaupt verstopft werden, ob die Patrouille von einem bewaffneten Bauer oder einem Soldaten heruntergeschossen wird, ob Straßen, Wege, Wegweiser und Eisenbahnen von Soldaten oder Freischärlern oder Bauern unbenutzbar gemacht werden, ob die Regierung, die Armee oder das feindselige Volk die Mittel des Unterhaltes für die gegnerische Armee vernichtet, ob ihre rückwärtigen Verbindungen von der Armee oder dem Volke unterbrochen und bedroht werden ꝛc., das ist für die einfache Thatsache nicht von Belang. Die verschiedenen Thatsachen zusammen, besonders wenn, wie es hier der Fall war, System darin liegt, verändern nicht nur den Charakter des Krieges, sondern erschweren die Operationen in einem Grade, der wieder nur dann richtig abgeschätzt werden kann, wenn über die Gestaltung und den Charakter des Kriegsschauplatzes völlig richtige Begriffe vorhanden sind. Hierbei fällt der Charakter des Volkes, sein Temperament, sein nationaler Stolz, das Vertrauen in seine Mittel und die geographische Gestalt sammt den Communicationsmitteln zu Lande und zur See in's Gewicht, und wenn dies zusammen berücksichtigt wurde, so war das Frankreich von 1870 ein Land, dessen fernere Widerstandsfähigkeit seit der Vernichtung des kaiserlichen Heeres schwer genug beurtheilt werden konnte, die aber auch nicht unterschätzt werden durfte.

Der Aufmarsch zweier Heere am Anfange eines Krieges zweier militärisch organisirter Staaten, welche ihre militärische Organisation und Ziele gegenseitig wenigstens bis zu einem Grade hoher Wahrscheinlichkeit voraus veranschlagen können, ist daher eine weit leichtere Sache als ein neuer Aufmarsch in einem neuen Kriege, der nicht nur inzwischen seinen Charakter verändert hat, sondern wobei die feindlichen Streitkräfte tief im Innern eines Landes aufgesucht werden müssen, in welchem der Gegner es vermöge der geographischen Gestaltung desselben und der Communicationsmittel in der Hand hat, den Angreifer lange Zeit zu täuschen und im Ungewissen über seine Stärke, seine Absichten und seinen Versammlungsraum zu halten. Hierzu kommt dann noch, daß thatsächlich ganz bedeutende Massenverschiebungen mittels der Eisenbahn auf französischer Seite von einem Kriegsschauplatz auf den anderen eintraten, daß überhaupt eine neue Armee sich während der deutschen Operationen bildete, über die erst mühsam jede Einzelheit festgestellt werden mußte.

Die deutschen Streitkräfte hätten im letzten Drittel des November ausgereicht, um die Loire-Armee aus dem Wege zu räumen. Wenn trotzdem die Operationen nur schwer in Fluß kamen und dann ein vernichtendes taktisches Ergebniß ausblieb, so beruhten die Ursachen zum Theil in der sich nicht immer ganz deckenden Auffassung beim großen Hauptquartier, bei der III. und II. Armee, worunter die rechtzeitige Fassung eines großen und richtigen Entschlusses zu leiden hatte. Sie lagen aber auch auf anderen Gebieten. Es dürfte recht selten wieder vorkommen, daß eine Armee, wie die II., nur commandirende Generale von ganz hervorragender Tüchtigkeit hat; mit einer solchen Armee konnte man, falls sie zusammengehalten wurde, im damaligen Frankreich schlechterdings jede Aufgabe lösen. Allein diese Summirung überaus tüchtiger Kräfte gelangte nicht so zur Geltung, wie es hätte geschehen können. Dem Prinzen Friedrich Karl fehlte es damals dafür nicht an der Erkenntniß, allein es lastete auf ihm die ihm zugewiesene Verantwortlichkeit, dem zweiten Kriege die entscheidende Wendung zu geben; so neigte er zu vorsichtigen Erwägungen. Auch gestatteten die beiden Armeen gegenüber wechselnden Verhältnissen nicht immer die rechtzeitige Verständigung der Führer untereinander, und wieder hatte man, insoweit die Eigenart beider fürstlichen Heerführer in Betracht kam, in der Wahl ihrer Generalstabschefs keine glückliche Hand gehabt. Der Großherzog von Mecklenburg unterschätzte den Gegner, der Prinz Friedrich Karl überschätzte ihn. Ersterer faßte seine Entschlüsse leichter und schneller als zweckmäßig, Letzterer sehr schwer und sehr langsam. Es ist eine Thatsache, daß erst mit der Absendung der Generale v. Walbersee und v. Stosch ein zielbewußter, praktischer, einheitlicher Geist in unsere Kriegsleitung an der Loire kam.

Hoenig kritisirt sehr scharfsinnig die bedauerliche Thatsache, daß man sich nach v. d. Tann's Fehloperationen auf die Defensive beschränkte. Nicht nur an der Loire, auch in Versailles hatte man sich eben verhängnißvolle Irrthümer zu Schulden kommen lassen. Vor Allem in der Unterschätzung des Gegners. Der König warnte vor dem vorherrschenden Optimismus, allein alles Gewaltsame entsprach nicht der Natur dieses bescheidenen Monarchen, und seine große Empfänglichkeit für treue und erfolgreiche Dienste ließ ihn nicht auf seiner persönlichen Meinung als der unbedingt besseren und richtigeren bestehen, wenn er sie nicht von den hervorragendsten Rathgebern aus seiner Umgebung getheilt sah. Namentlich bestand eine dauernde sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen dem General v. Podbielski und dem Könige. Die feindlichen Neuaufstellungen waren in den Augen v. Podbielski's „Gesindel", welches davon laufen würde, sobald es nur ordentlich angefaßt würde. Vergebens zeigte der König auf den französischen Nationalcharakter, auf die militärische Tüchtigkeit der Franzosen, den Reichthum und die glückliche geographische Lage des Landes, die Vortheile der besseren Bewaffnung der Infanterie; ja selbst die Person Gambetta's wurde damals schon vom Könige gewürdigt, während man fast ausnahmslos sonst die Achseln über den „Advocatengeneral" zuckte. Es half nichts, die zurückhaltende Form, welche der König seinen Darlegungen zu geben sich aus Dankbarkeit verpflichtet fühlte, konnte den damaligen sachlichen Meinungsgegensatz nicht beseitigen. Wenn sich schließlich des Königs in einer Stunde, da das Schicksal des neuen Krieges sich zu entscheiden schien, durch die fast täglichen Einwände seiner sachlichen Gegner eine gewisse Schärfe bemächtigte, so ist das wahrlich begreiflich, und die Worte: „Die Herren wissen das ja Alles immer besser als ich" zielten hauptsächlich auf den General v. Podbielski ab, aber auch auf andere Generale, soweit der General v. d. Tann in Frage kommt. Die Aufstellung desselben in Orleans hatte nicht den Auffassungen des Monarchen entsprochen, er hielt sie für zu weit vorgeschoben und war mehr für eine solche zwischen Toury und Chartres. Der König hatte sich freilich

Digitized by Google

mit der Zurückwerfung der Franzosen hinter die Loire einverstanden erklärt, allein seitdem war die Kriegslage wesentlich anders geworden, und der Gedanke, v. d. Tann näher an Paris heranzuziehen, erschien von dem Zeitpunkt ab, etwa seit dem 20. October, durchaus angemessen. Der bestehende Meinungsgegensatz brachte es nun von selbst mit sich, daß der König vielleicht wähnte, es würde ihm seit Coulmiers nicht mehr in ganzer Ausführlichkeit berichtet, womit um so weniger ein Vorwurf beabsichtigt werden konnte, als thatsächlich recht spärliche Nachrichten seitdem in Versailles einliefen.

Nach Moltke's eigenen Worten liegt der Höhepunkt der strategischen Kunst in der rechtzeitigen Vereinigung getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde. Er hielt zu dem Zweck bewußt und absichtlich die Armeen vor der Schlacht getrennt, um sich der einen je nach den inzwischen bekannt gewordenen Umständen in der wirksamsten Richtung zu bedienen. Wir sehen bei Moltke dieses Princip bei den drei großen Schlachten von Königgrätz, Gravelotte und Sedan, die Art jedoch, wie er es in jedem Falle ausführt, ist eine besondere. Bei Königgrätz wird die II. Armee in Flanke und Rücken des Feindes gelenkt, während die I. mit ihm in der Front kämpft. Bei Gravelotte war die Festung Metz in der Flanke, die breite Mosel vor der Front zu berücksichtigen; beide Armeen waren nach der Ueberschreitung der Mosel zweifellos getrennt; dennoch wurden Beide rechtzeitig unter Vertiefung der Front wieder versammelt. Es beruhte jedoch in den eigenartigen Verhältnissen, daß die I. und II. Armee — ausgenommen das 2. Armeecorps — bereits vor der Schlacht des 18. versammelt waren, weil man sich um Mittag des 17. entschloß, diese Schlacht am 18. statt am 17. zu schlagen. Bei Sedan blieben beide Armeen getrennt und schlossen den Kreis erst während der Schlacht. Das Princip wird also nicht stets auf dieselbe Weise verwirklicht, der Meister findet vielmehr für jeden Fall andere Wege. Zweifellos stand die Anwendung desselben Princips vor Moltke's Geist hinsichtlich der Bekämpfung der Loire-Armee; allein in der strategischen und taktischen Defensive ist die rechtzeitige Vereinigung zweier getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde, wenn auch nicht unmöglich, so doch dann besonders erschwert, sobald die beiden getrennten Armeen sich in einer Cordonstellung statt in zwei Centralstellen befinden. Und die II. Armee hatte bewußt die strategische und taktische Defensive ergriffen. Nun mußte man allerdings noch mit der bedeutenden feindlichen Ueberlegenheit an Zahl rechnen; allein dies wäre erst recht ein Grund gewesen, sich rechtzeitig von der Cordonstellung loszusagen, in die man sich, ohne sich dessen wohl voll bewußt geworden zu sein, durch die Einschließung von Metz hineingewöhnt hatte. In der Moltke'schen Kunst kommt eine strategische und taktische Defensive zweier Armeen überhaupt nicht vor; man steht daher hier vor einem eigenartigen Falle, der insofern nicht befriedigt, als die rechtzeitige Vereinigung der II. Armee nicht einmal glückte, zu schweigen von der rechtzeitigen Vereinigung der II. Armee und der Armee-Abtheilung.

Die feindlichen Neubildungen waren weiter vorgeschritten, als damals in Versailles vermuthet wurde, und so sah sich General v. d. Tann zur Räumung von Orleans und zum Treffen von Coulmiers veranlaßt. Der ungünstige Ausgang desselben zerstörte zum ersten Mal einen operativen Entwurf der deutschen obersten Heeresleitung: Orleans war aufgegeben worden, die Bayern hatten eine wenn auch nicht empfindliche taktische Schlappe erlitten, der Aufmarsch der Armee-Abtheilung mit der Front nach Westen kam nicht mehr zu Stande — kurz alle offensiven Absichten der deutschen Heeresleitung waren mit einem Schlage zunächst vertagt. So unerwartet das Ereigniß von Coulmiers kam, so hatte es für die Deutschen insofern eine gute Seite, als erst dadurch die bisher gewonnenen Nachrichten über die feindlichen Streitkräfte eine Correctur fanden, wie sie auf anderem Wege nicht erzielbar gewesen sein würde; allerdings hätten die Deutschen nicht geschlagen werden und dann vor allen Dingen die Fühlung mit dem Feinde nicht verlieren dürfen. Daß das Letztere eintrat, war nun unter den obwaltenden Umständen schlimmer als der taktische Mißerfolg. Das Treffen von Coulmiers ist merkwürdig, weil es zeigt, wie ein taktischer Erfolg eine in der Ausführung begriffene operativ gut gedachte Absicht zerstören kann, und darf in seiner Art als Typus dafür gelten, was ein Gegner durch die sogenannte „Störung des feindlichen Aufmarsches" — noch dazu im eigenen Lande — erzielen kann, eine Frage, die seit 1870/71 unablässig für etwaige zukünftige Kriege erörtert worden ist.

„Wenn es aber der phänomenalen Kunst eines Moltke nicht gelang, Einheit, Ganzheit und Herzhaftigkeit in die Handlungen der Armee-Abtheilung und der II. Armee zu bringen, dann mögen wir daraus die Lehre ziehen, welcher Werth auf die Besetzung der wichtigsten Stellen hinsichtlich der Personenauswahl gelegt werden muß. Ein Moltke wird so bald nicht wiederkehren; Kriege können aber sehr bald an uns herantreten, in denen unter sich getrennte Armeen von weither durch den Telegraphen im operativen Sinne einheitlich geleitet werden müssen." Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird hinter der rücksichtvoll concilianten Ausdrucksweise Hoenig's eine deutliche Bemängelung der Feldherrntalente des Prinzen und des Großherzogs, zumal aber der beiderseitigen Stabschefs erkennen.

Hauptmann Hoenig arbeitet bei seiner Kritik der strategischen und taktischen Operationen vielfach nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern. Auch für die diplomatischen Vorgänge hat er sich zuverlässige Quellen zu erschließen gewußt. Neues Licht fällt besonders auf die wichtigen Unterhandlungen zwischen Versailles und — gewissermaßen — dem Prinzen Friedrich Karl. Am 30. November erfolgte die wichtige Unterredung der Generale v. Stosch und v. Stiele. Nach Moltke's Urtheil müsse, wie Stosch betonte, das Hauptentsatzheer möglichst bald entscheidend geschlagen werden; darin liege zugleich die Entscheidung des ganzen Feldzuges, und dafür sei jetzt die Zeit gekommen. Paris könne sich nicht selbst retten; seinen Fall dürfe man ruhig abwarten, sobald nur erst Gambetta's Anstrengungen gescheitert seien. Jedenfalls sei die Offensive unter allen Umständen geboten. Uebrigens habe die jetzige Cordonstellung der deutschen Heere schwere Nachtheile zur Folge; denn die Versammlung der zweiten Armee nach dem linken Flügel bedinge eine Lücke von einem Tagemarsch zwischen beiden Armeen und was solle geschehen, wenn der Feind eine andere Angriffsrichtung wähle? Darauf erwiderte Stiehle wörtlich: „So tanzen wir chassé croisé, je nachdem die Franzosen vordringen." Damit schloß die Unterredung der Stabschefs ohne eine Verständigung über die künftige Einheit des Handelns. Die Fehler des Gegners machten es zum Glück wieder gut.

Am Abend desselben Tages fand nämlich zu Saint Jean de la Ruelle ein französischer Kriegsrath statt, dessen Berathung zwar ein greifbares — verhängnißvolles — Ergebniß zeitigte, dafür aber auch mit einem offenen Bruch zwischen den Heerführern und der Delegation in Tours endete. Letztere hatte von Jules Favre am 24. und 26. November zwei Depeschen erhalten, welche den 15. December als die äußerste, vielleicht kaum erreichbare Grenze des Widerstandes der Hauptstadt bezeichneten. Ein Schreiben des Generals Trochu vom 24. theilte der Delegation mit, daß Ducrot am 29. mit der „armée extérieure" die deutschen Stellungen angreifen und in der Richtung auf Gien gegen die Loire vorstoßen werde. Der Ballon, welcher diesen Brief beförderte, ging zufällig in Norwegen nieder, und das aus Christiania nach Tours telegraphirte Schreiben traf hier am 30. um $5^1/_2$ Uhr Morgens ein. Es war also kein Augenblick mehr zu verlieren. Gambetta der von sich selbst sagte: „Ich lasse die Generale marschiren wie die Steine auf dem Schachbrett", wies General

Digitized by Google

d'Aurelle sofort an, sich zu einer Offensive gegen Nord und Nordost (also in divergirenden statt in convergirenden Richtungen) bereit zu halten; und zur näheren Verabredung des „Planes" traf Freycinet um 9 Uhr Abends zu Saint Jean im Kreise der versammelten Truppenbefehlshaber ein. Von lauter trügerischen und schwankenden Voraussetzungen ausgehend, erklärte der herrische, hochmüthige Delegirte, den die französischen Soldaten einen Clown nannten, und der sich auf die Strategie besser als irgend ein Anderer zu verstehen wähnte, eine unverzügliche Offensive für unbedingt geboten. D'Aurelle und Borel machten ihre Bedenken gegen Einzelheiten seines Planes geltend, während Chanzy, „der einzige Feldherr unter allen französischen Generalen des Kaiserreichs und der Republik", seinen grundsätzlichen Widerspruch eingehend und nachdrücklich begründete. Freycinet erklärte indeß, sein Plan sei in Tours gefaßt, und es dürfe daran nichts geändert werden; die Generale hätten nur die Ausführung im Einzelnen zu regeln. Da erhob sich Chanzy und bemerkte mit treffender Ironie: „Alors il n'y avait pas besoin de nous réunir; il suffisait de nous l'envoyer par la poste." Um $10^1/_2$ Uhr reiste Freycinet ab, belastet mit der Verantwortung für den entstandenen Zwiespalt und seine Folgen, die Niederlagen.

Es ist ganz natürlich, daß Hoenig auch der die Operationen an der Loire bedingenden Belagerung von Paris ein sehr langes Zwischencapitel widmet. Darin werden alle militärischen und nichtmilitärischen Gründe, die von den verschiedenen „Parteien" für oder gegen die bloße Einschließung oder das Aushungern, den förmlichen Angriff, die Wahl der Angriffsfront, das Bombardement ꝛc. in's Treffen geführt wurden, dargelegt und kritisch beleuchtet, wie die zahlreichen vermeidbaren und nicht vermeidbaren Hindernisse, welche sich dem Beginn der Belagerung längere Zeit entgegenthürmten. Die „Schießer" fanden ihre Hauptstützen im Kronprinzen von Sachsen, dem Grafen Bismarck und dem Kriegsminister v. Roon, während die „Antibombardeurs" im Generalstab und unter den „Weibern" bei Hofe, wie Roon sich ausdrückte, stark vertreten waren. Wie bekannt, bekamen die „Schießer" schließlich ihren Willen, aber die „Antibombardeurs" behielten Recht: Paris fiel nicht durch die Belagerung, sondern durch Hunger. Trotzdem hätte der Angreifer sechs Wochen früher leichtere Arbeit gehabt, weil dann die Pariser Armee schwerlich die bewiesene Tüchtigkeit erlangt haben würde. Dies bestätigt auch Hoenig.

Höchst lesenswerth und bezeichnend sind ferner die anschaulichen, packenden Charakterbilder, welche Hoenig von den beiderseitigen Streitkräften, von den Generalen Voigts-Rhetz, Alvensleben, Manstein, v. Treskow, v. Kottwitz, v. Wittich, Prinz Albrecht (Vater), Schmidt, v. d. Tann, v. Orff, d'Aurelle, Chanzy, des Pallières und Borel sowie von Gambetta, de Freycinet und de Serres entwirft. Gambetta wird von Hoenig viel wohlwollender als von vielen seiner Landsleute beurtheilt. Er begegnet sich darin mit v. d. Goltz.

Mit dem eben genannten General Schmidt, dem Führer der 6. Cavalleriedivision, hatte General v. Stosch am 1. December eine Unterredung. Unter dem frischen Eindruck der treffenden Urtheile dieses ausgezeichneten Reiterführers entschied sich Stosch, dem Großherzog sogleich die Versammlung der Armeeabtheilung nach vorn (in der günstigen Stellung Loigny-Lumeau) vorzuschlagen. Der Großherzog faßte diesen Gedanken mit wahrer Leidenschaft auf: „So wird's gemacht; wir ergreifen morgen mit allen Kräften die Offensive; fertigen Sie in diesem Sinne das Nöthige aus!" Die Entschlüsse dieser Stunde waren von größter Tragweite; sie gaben die Kriegführung an der Loire nach einer langen Zeit ihrem wahren Wesen zurück: der Offensive in der wirksamsten Richtung; sie waren ebenso entscheidend für den Kampf gegen die Republik, wie die früheren Entschließungen von Bar le Duc für den Krieg gegen das Kaiserreich. Doch nur die eine Armee war für die Ausführung unmittelbar bereit; das einheitliche Handeln beider Armeen konnte nicht mehr rechtzeitig herbeigeführt werden; dem entsprechend mußte sich auch das Ergebniß gestalten. Die schwächere, aber kühnere und von weitblickenden Gesichtspunkten getragene Armee riß die größere und bedächtigere mit sich fort, und es ist dem Großherzog hoch anzurechnen, daß er trotz der Rücksichten, welche sein Verhältniß zum Prinzen Friedrich Karl ihm auferlegte, eine schwere Verantwortung auf sich nahm. Weder der Großherzog noch sein Stabschef ahnten übrigens, daß während ihrer Berathung der vom General Schmidt für die „allernächste Zeit" vorausgesagte Angriff der Franzosen bereits erfolgt war. Er führte zu dem Treffen von Villepion, das in Folge eines sonderbaren taktischen Mißgriffs mit dem vollständigen Durchbrechen der bayerischen Front endete und dem Corps v. d. Tann einen Verlust von 42 Officieren, 894 Mann (davon 201 vermißt) brachte. Trotz des taktischen Mißgeschicks war das Gesammtergebniß des Treffens doch von Werth, als dadurch die Lage rasch und nachdrücklich geklärt wurde, so daß sich die Verluste schon am folgenden Tage reichlich bezahlt machten.

Loigny-Poupry ist die einzige „Schlacht in der Ebene" während dieses Krieges; schon deßhalb gebührt ihr eine besondere Stelle. Allerdings zeigte es sich sehr deutlich, daß die Ebene heute durchaus nicht die einfachste Unterlage für die Taktik der drei Waffen bildet. Dessenungeachtet weisen alle Waffen sehr hohe Leistungen auf; die höchsten kommen der Artillerie zu. Der Lobspruch: „Braver als brav!" den Prinz Albrecht seinen beiden reitenden Batterien zuerkannte, gilt für die gesammte deutsche Artillerie. Es ist die reine Begegnungsschlacht, deren Wesen hauptsächlich durch zwei charakteristische Erscheinungen gekennzeichnet wird. Deutsche und Franzosen hatten in der allgemeinen Offensivbewegung genau dieselben örtlichen Marsch- beziehungsweise Gefechtsziele; aber in Folge der früheren und engeren Vereinigung der Deutschen konnten diese ihre Kraft gegen das 16. französische Corps einsetzen und es überwältigen, dann rechtzeitig Theile gegen das 15. Corps bei Poupry abzweigen und sich auch gegen die eintreffenden Verstärkungen des 17. in den eroberten Stellungen behaupten. Die Schlachtleitung auf deutscher Seite, die ideale Führung der Divisionen und Brigaden, sowie der Artillerie und der Gemeingeist der Generale sind über alles Lob erhaben. Von französischer Seite kann man nicht das Gleiche sagen; Chanzy's Leitung namentlich ist nichts weniger als mustergiltig, und daß er es unterließ, die rechtzeitige Aufklärung gegen Nordost durch Entsendung von Cavallerie schon bei Beginn des Gefechts zu bewirken, bleibt geradezu unverständlich. Bei der deutschen Armeeabtheilung steht die Schlachtleitung unverrückbar fest und ruhig im Mittelpunkt der Handlung; sie verabsäumt nichts, weiß die Verbindung mit Poupry und mit Pithiviers (zweite Armee) aufrecht zu erhalten, ertheilt wenige, aber bestimmte Befehle, vermeidet alle Gegenbefehle, überläßt die Ausführung dem Ermessen der Generale und ist stets über den Stand des Gefechts auf jedem Punkt unterrichtet. General Chanzy's Verhalten dagegen kann lediglich aus seiner Gemüthsart und der Unfertigkeit seines Werkzeugs erklärt werden. Er ist überall; er quält sich mit dem Festhalten der Ausreißer; er sammelt bald hier bald da die zertrümmerten Bataillone. Am Nachmittag, als sein Plan, seine Hoffnungen vernichtet sind, leitet er überhaupt nicht mehr, sondern kämpft und ringt nur noch, wie Mac Mahon bei Wörth, mit dem letzten Mann und um den letzten Mann; als ihm jede Aussicht auf die Möglichkeit einer günstigen Wendung bereits abgeschnitten ist, versäumt er alle Vorbereitungen für einen geordneten Rückzug. Generale und Truppen verlassen zum Theil das Schlachtfeld, ohne zu wissen, wo der Leiter ist, und ohne daß der Leiter weiß, wo die Truppen geblieben sind. Von trügerischen Vorstellungen erfüllt, setzt General Chanzy die

Digitized by Google

Schlacht fort; bis zum letzten Augenblick erlahmt seine Thätigkeit so wenig wie seine Hoffnung. Der General unterlag, aber die Niederlage gebar den Feldherrn!

Loigny war für die Republik nicht nur der härteste und blutigste taktische Schlag, sondern wurde ihr auch in strategischer und politischer Hinsicht verhängnißvoll, weil es den größten Versuch, die Hauptstadt und das Land durch die Loirearmee zu befreien, kläglich zum Scheitern brachte. Allein trotz der Größe des Unglücks hatten die Franzosen doch wieder Glück. Die Erkenntniß, daß Orleans seit Loigny unhaltbar sei, drängte sich den französischen Heerführern schon am folgenden Tage auf, den Deutschen leider noch nicht. Wie nach Beaune la Rolande unterblieb nach Loigny zum zweiten Male jede Verfolgung und Chanzy entkam. Für uns blieb es daher genau wie in Beaune nur bei einem glänzenden taktischen Siege, und durch Chancy's Thatkraft sollte aus den geschlagenen Trümmern bald eine neue Armee entstehen. Die Folgen dieser Erscheinungen bis zur endlichen Vernichtung des Gegners wird Hauptmann Hoenig hoffentlich recht bald in einem Schlußbande aufzeigen können. Ihm gebührt die Ehre, die erste wahrheitgemäße und unparteiische Kriegskritik von Sedan ab geschrieben zu haben, und das ist ein besonderes Verdienst in einer Zeit, wo Moltke's „Feldherren der Schreibstube", die nie Königs Rock trugen und die Schlachten nur aus unverdauter Lectüre und von — Oelgemälden kennen, daß große Wort führen möchten.

Literatur und Kunst.

Shakespeare's Mutter?

Glossen zum „Sommernachtstraum".

Von F. P. von Westenholz (Stuttgart).

Auf „classischem" Boden hat Shakespeare den phantastischen Zauber- und Elfenspuk seines „Sommernachtstraum" localisirt. „Theseus' Stadt" oder doch die nächste Umgebung derselben bildet den Schauplatz dieses graziösesten aller Festspiele, denn ein solches — zur Vermählungsfeier eines der vornehmen Gönner des Dichters entstanden — haben wir in dem Stück offenbar vor uns. Und er selbst, der Minotaurustödter und classische „Galantuomo" (werden ihm doch außer den bekannten Beziehungen zu den beiden Töchtern des Kreterfürsten nicht weniger als drei galante Abenteuer von Shakespeare vorgerechnet, bevor er mit Hippolyta, der streitbaren Amazonenkönigin, den ew'gen Bund zu flechten sich anschickt), Theseus in eigener Person tritt uns als einer der Mitspielenden entgegen.

Dem „athenischen Gewand", an welchem die Helden dieser Komödie der Liebes-Irrungen nach Oberon's Angabe äußerlich erkennbar sind, entsprechen durchaus die vom Dichter gewählten Eigennamen. Wenigstens gilt dies von den in der Umgebung des Theseus auftretenden Personen. Die Angehörigen des Elfenreichs sind natürlich eben so wenig wie ihr Gegenstück die ehrsamen Handwerker, die wie alle Shakespearischen Clowns ein völlig internationales Gepräge tragen, auf eine derartige Beschränkung angewiesen. Neben dem Theseus indeß begegnen wir einem Egeus (vom Vater des Theseus ist der Name hier auf einen Unterthan desselben übergegangen), Lysander, Demetrius; und auch der Ceremonienmeister oder „Aufseher der Lustbarkeiten" Philostratus paßt durchaus in diese „echtgriechische" Umgebung. Auch an den weiblichen Namen Hippolyta, Helena und Hermia ist (außer etwa ihrer „germanischen" Alliteration) in dieser Hinsicht nichts auszusetzen. Und doch begegnet uns auch in dieser Gruppe ein Name, dessen „antiken" Charakter wir bezweifeln müssen.

Zwar nicht unter den auftretenden Personen selbst, aber doch in unmittelbarster Beziehung zu einer derselben stehend. Helena, im Personenverzeichniß lediglich als „in Demetrius verliebt" bezeichnet, wird im Verlauf des Stückes zweimal (Akt I, Scene 1 und IV, 1) „Die Tochter Nedar's", bezw. „Des alten Nedar's Tochter" genannt. Was, so fragen wir, konnte den Dichter, wenn er es überhaupt für nöthig hielt den Vater der Helena ausdrücklich zu nennen, veranlassen, der Reihe bekannter und als „echt beglaubigter" Namen in diesem Nedar ein Product seiner eigenen Erfindung (denn das ist er doch wahrscheinlich) an die Seite zu stellen?

Daß sein „Vorrath" an griechischen Namen, auch kürzeren, zweisilbigen, wenn die Oekonomie des Verses einen solchen hier verlangte, mit den oben angeführten keineswegs erschöpft war, lehren uns Timon und Perikles. Und auch daß Shakespeare bei weiterem Bedarf keinen Anstand nahm, römische Namen promiscue mit griechischen zu verwenden, ersehen wir aus dem Personenverzeichniß des Timon von Athen. Weßhalb also hier die Einführung eines so fremdartig klingenden Namens? — Wie, wenn wir in der Prägung dieses Namens eine bestimmte Absicht zu erkennen, demselben eine persönliche Beziehung zuzuschreiben vermöchten! An persönlichen Anspielungen mannigfacher Art ist ja in Shakespeare's Dichtungen kein Mangel; und sicherlich war in einem zu besonderem festlichen Anlaß entstandenen Gedicht am ehesten für derartige Excurse Platz. In der That bietet ja auch der „Sommernachtstraum" uns mehr als ein derartiges Beispiel.

Am bekanntesten in dieser Hinsicht ist die der Königin Elisabeth nach einer allgemein adoptirten Vermuthung an einer Stelle des zweiten Aktes gewidmete Huldigung:

Zur selben Zeit sah ich (Du konntest nicht)
Cupido zwischen Mond und Erde fliegen
In voller Wehr: er zielt auf eine holde
Vestal', im Westen thronend, scharfen Blicks,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten;
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Monds erlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In seltsamer Betrachtung, liebefrei;
Doch merkt' ich auf den Pfeil, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn wie durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: Lieb' im Müßiggang.

Allerdings darf, um das hier beiläufig zu erwähnen, sofern die Worte Oberon's wirklich in dem angeführten Sinne gedeutet werden sollen, eine gewisse Unklarheit des Bildes — ungeachtet der poetischen Schönheit desselben — nicht völlig geleugnet oder ignorirt werden. Soll unter der „holden Vestalin im Westen thronend" die Königin Elisabeth verstanden werden, und die Bezeichnung „königliche Priesterin" scheint dies zu bestätigen, so ist doch zu beachten, daß keineswegs von ihrem Herzen, wie die Erklärer des Bildes wohl gesagt haben, das „feurige Geschoß abprallt*), sondern daß es „im keuschen Strahl des feuchten Monds" erloschen ist, wodurch allerdings das Verdienst „liebefrei" geblieben zu sein für die „königliche Priesterin" ein ziemlich imaginäres wird. Oder haben wir uns hier, wie dies ja auch von anderen Dichtern ihrer Zeit geschehen, Elisabeth als „Diana"

*) Es ist überraschend, daß ein so besonnener Shakespeare-Forscher wie H. v. Friesen das „Schwankende der Allegorie in Bezug auf die Königin" ausdrücklich anerkennen (Shakespeare-Studien Bd. II. S. 276) und doch wenige Zeilen weiter davon reden kann, wie Cupido's Pfeil an dem keuschen Busen der im Westen thronenden Vestalin abpralle. Davon steht ja gar nichts in dem Bilde. Andere Commentatoren, und unter ihnen gerade die bekannteren und meist gelesenen, wie Gervinus, Kreyßig, Elze u. s. w. übergehen die Unklarheit der Allegorie vollends ganz mit Stillschweigen.

Digitized by Google

gefeiert, also mit dem „keuschen Mond" identificirt zu denken? In dem Falle wäre ja allerdings sie selbst es gewesen, welche die Gluth des Liebespfeils erstickt hätte, andererseits aber wäre sie dann gar nicht das Ziel dieses Pfeils gewesen, den Cupido „zwischen Mond und Erde fliegend" vielmehr auf die „holde Vestalin" gerichtet hatte. In beiden Fällen verbleibt an dem Bilde ein ungedeckter Rest, ganz abgesehen von der immerhin eigenthümlichen Erscheinung, daß das erloschene, unschädlich gemachte Geschoß dann doch noch im Stande war, das zarte Blümchen zu verwunden und purpurn zu färben. Auf die weitere von Halpin versuchte Auslegung dieses Bildes, wonach das Ganze eine Anspielung auf das Fest zu Kenilworth sein, Cupido den Grafen Leicester und die zarte Blume im Westen die Gräfin Essex, die spätere Gattin Leicester's bedeuten sollte, auf diese trotz der warmen Vertheidigung so namhafter Gelehrten, wie Gervinus, Friesen, Elze u. A. psychologisch völlig unhaltbare Hypothese soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Neben jener angeblichen Huldigung für die Königin wäre aus dem Sommernachtstraum etwa noch die vermuthete Bezugnahme auf den im Elend erfolgten Tod Edmund Spenser's*) zu nennen, sowie Titania's bekannter Bericht über Unwetter und Mißwachs als Folgen ihres Zwistes mit Oberon.**) Indessen haben alle diese Anspielungen das Gemeinsame, daß ihr Gegenstand zu Shakespeare's eigener Person und Leben in einem nur losen Zusammenhange steht. Weit mehr als alle diese müßten doch diejenigen Stellen seiner Werke uns interessiren, in denen wir eine Hindeutung auf eigene Erlebnisse oder Familienverhältnisse des Dichters vermuthen dürften. Leider ist ja indeß gerade nach dieser Seite hin die Ausbeute eine äußerst geringfügige. Sind doch, von den immerhin prekären Versuchen abgesehen, den Sonetten autobiographisches Material zu entnehmen, eigentlich kaum mehr als zwei Stellen, bezw. Personen aus Shakespeare's Dichtungen anzuführen, welche uns persönliche Reminiscenzen, gewissermaßen eine Bestätigung anekdotischer Tradition zu bieten scheinen.

Die betreffenden Personen sind bekanntlich erstens der Kesselflicker Christopher Sly im Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung, der Sohn des „alten Sly von Burton-on the Heath", demselben Ort, in welchem auch Edmund und John Lambert, die Proceßgegner des alten John Shakespeare wohnten, und zweitens der Friedensrichter Shallow, dessen Wappenzeichnung allerdings seine nahe Verwandtschaft mit Sir Thomas Lucy, dem „Helden" der bekannten Wilddiebsgeschichte sehr wahrscheinlich macht. Um so mehr, als dieses Abenteuer selbst ja in den „Lustigen Weibern" ebenfalls seine Stelle gefunden hat. Diesen sehr spärlichen Ergebnissen gegenüber darf jeder Versuch eine wenn auch noch so unbedeutende Spur des Dichters, des „Menschen Shakespeare" in seinen Werken aufzudecken, auf einige Antheilnahme hoffen.

Allerdings ist, was ich in dieser Beziehung vorzubringen habe, zunächst nichts weiter als ein Name! Ein Name aber, der, wenn sich die an ihn zu knüpfende Deutung rechtfertigt, eine nähere Betrachtung doch vielleicht verdient.

Jener „Nedar", der in seine „classische" Umgebung so wenig zu passen scheint, und dessen Erwähnung überdies für die Handlung des Stückes absolut bedeutungslos ist, „was ist's mit ihm, was kann er meinen?" Nun denn: um einen Scherz, ein jenem ersten Zuschauerkreise völlig durchsichtiges „Versteckenspielen" handelt es sich hier. Denn dieser Nedar ist, wie mich dünkt, nichts Anderes als — ein Anagramm von „Arden" und dies war bekanntlich der Mädchenname von Shakespeare's Mutter.***)

Die Ardens gehörten der gentry ihres Landes an. Die zwischen ihnen und der gleichfalls in Warwickshire begüterten Familie Dudley damals bestehende heftige Rivalität ist bekannt und spricht deutlich für das hohe Ansehen, dessen die Ardens in ihren Kreisen genossen. Daß Shakespeare persönlich von einem gewissen Familienstolz keineswegs frei war, zeigt sein lebhafter Antheil an den Bemühungen seines Vaters um die Erlangung eines Wappens. Es erscheint demnach recht wohl denkbar, daß der Dichter den vornehmen Zuschauern, vor welchen er sein Stück zur Aufführung bringen wollte, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihresgleichen in dieser versteckten, aber den Zuhörern doch verständlichen Form habe in Erinnerung bringen wollen. Wenn nun schon Angesichts der vollständigen Unkenntniß, in welcher wir, zum aufrichtigen Leidwesen aller Verehrer des Dichters, in Bezug auf Shakespeare's Mutter uns befinden, die bloße Erwähnung ihres Familiennamens an dieser Stelle (den Rufnamen „Mary" hätte der Dichter in dieser „hellenischen" Umgebung allerdings nicht gebrauchen können) nicht ganz reizlos wäre, so würde dieser Umstand ein wesentlich erhöhtes Interesse durch die Annahme gewinnen, daß der Dichter mit dem Namen auch wesentliche Charakterzüge der Mutter auf diese Mädchengestalt seiner Dichtung übertragen haben dürfte! Daß eine solche Vermuthung bei Shakespeare, diesem sorgsamen Menschenbildner, der sicherlich, wo er konnte, das „lebende Modell" zu Hülfe nahm, allzu fern läge, wird kaum Jemand behaupten wollen. Ein Versuch, den Charakter der „Tochter Nedar's" in seinen Hauptzügen uns vor Augen zu führen, wird von diesem Gesichtspunkte aus der Mühe nicht unwerth erscheinen. (Schluß folgt.)

*) „Der Musen Neunzahl, trauernd um den Tod
Der jüngst im Bettelstand verstorbenen Gelahrtheit." (V, 1).

**) II, 1.

***) Die von Elze in seinem „William Shakespeare", S. 14 Anmerkung aufgeworfene Frage, ob Shakespeare durch eben diesen Namen zur Wahl des Schauplatzes von „As you like it", des Ardennerwaldes — engl. Arden forest — sich habe bestimmen lassen, diese Frage ist schon deßhalb hinfällig, weil dieser „Ort der Handlung" schon in der von Shakespeare als Quelle benutzten Novelle von Lodge sich vorfand.

Neues von der Günderode.

Von Professor J. Schulz-Beuthen.

Zu den tragischen Dichtergestalten, die weniger durch ihre Werke, als durch ihr Leben oder ihren Tod in der Literaturgeschichte unsterblich geworden sind, also zu den Chatterton, J. Chr. Günther, Charlotte Stieglitz, gehört auch die Günderode, deren Gedichte längst vergessen sind, deren trauriges Geschick aber in dem merkwürdigen Buch, das Bettina von Arnim über sie schrieb, für immer fortlebt. Bettina hat uns von der Liebe der Günderode zu dem Heidelberger Professor Creuzer Manches erzählt, freilich nicht Alles, sondern auf ihre Weise phantastisch verschnörkelt, mehr geheimnißvoll verdunkelt, als enthüllt, und über deren Briefe und in diese hinein phantasirt, was ihr kraftgenialisch durch den „Kindskopf" ging. Seither ist von Creuzer's und Karolinens Liebe oft erzählt worden, ohne daß das schmerzliche Geheimniß sich ganz gelüftet hätte. Die innere Natur, der äußere Verlauf dieses Verhältnisses wird erst durch die authentischen Aussagen und Mittheilungen, die Professor Erwin Rohde veröffentlicht*), völlig deutlich. Sie sind zum überwiegenden Theile Creuzer's Briefen an die Geliebte entnommen. Was von ihnen erhalten geblieben ist, ist seit 1894 in den Besitz der Universitätsbibliothek zu Heidelberg übergegangen, zugleich mit den Resten eines auf diese Erlebnisse bezüglichen Briefwechsels Creuzer's mit einigen Freunden (zumeist mit dem Marburger Professor Leonh. Creuzer) und einer Abschrift der gesammten Correspondenz, in der einige, im Original nicht an die Heidelberger Bibliothek gekommene Stücke allein erhalten, aus den erhaltenen

*) Friedrich Creuzer und Karoline v. Günderode. (Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung.)

Digitized by Google

Originalen aber vielfach Sätze, längere Abschnitte, auch ganze Briefe nicht aufgenommen sind. Diese Abschrift, 407 Folioseiten umfassend, sollte (wie aus einer einleitenden Bemerkung hervorgeht) einer Ausgabe der Briefe durch deren ehemalige Besitzer zur Grundlage dienen. Die Ausgabe ist damals unterblieben.

Karoline von Günderode*) (geb. 11. Februar 1780) lebte (seit 1797) als Stiftsdame in dem für weibliche Mitglieder der adligen Familien aus dem Hause Alt-Limpurg bestimmten von Cronstetten-Hynspergischen evangelischen Damenstift in Frankfurt a. M., getrennt von den Ihrigen (die Mutter wohnte seit dem Tode des Vaters [1786] in Hanau), als völlig freie Herrin ihrer Zeit und Muße. Nach Heidelberg scheint sie zum Besuch der Frau des Professors Daub (geb. Blum aus Hanau), einer Freundin ihrer Familie, gekommen zu sein. Sie begegnete im Frühjahr 1804 den kurz zuvor nach Heidelberg berufenen Creuzer — worauf in dessen Briefen mehrfach angespielt wird — zum ersten Mal auf der Altane des Schlosses. Möglich, daß Clemens Brentano, der Bruder ihrer Freundin Bettina, die Bekanntschaft vermittelte. Wie tief und nachhaltig die Berührung mit dem Geist und dem Liebreiz des schönen Mädchens das Gleichmaß seiner Stimmung erschütterte, lassen schon Creuzer's erste Briefe an den Vetter und an Karoline erkennen. Er ist wie umgetauscht, aber auch schmerzlich betroffen, denn er ist ja nicht frei, sondern schon seit fünf Jahren mit der Wittwe eines Professors Leske (Sophie Müller, geb. 1758) in kinderloser Ehe verbunden. Nach einer heimlichen Zusammenkunft mit der Geliebten in Frankfurt, enthüllt er sich seiner Frau, nach seinem eigenen Bericht an Karoline. „Sehr bewegt in meinem Gemüthe kam ich gestern Abend an. Unfähig einer großen, bei Savigny**) versammelten Gesellschaft beizuwohnen, gehe ich in meine Einsamkeit. Meine Frau nähert sich mir nach einiger Zeit mit einer Theilnahme verrathenden Frage: „wie es mir gehe?" — Ein Strom von Thränen, der meine Zunge bindet (bei mir eine unerhörte Erscheinung), macht meinem gepreßten Herzen Luft. Ich fasse Muth und, wahrer gegen sie als jemals, erkläre ich ihr fest, doch mild, „wie ich sie nicht mehr als mein Weib ansehen könne, wie ich sie im Herzen nie so angesehen habe — wie ich ihr aber dennoch ewig dankbar bleiben werde". Dies erhebt sie über sich selbst. Mit einer Stärke, die ich ihr nie zugetraut, mit Billigung meiner Liebe, mit Lobpreisung Ihres Werthes — erklärt sie sich wörtlich und ernst: „sie wolle mir entsagen und von jetzt an sich als meine ältere Freundin betrachten". Du siehst, ich bin freigelassen und früher und edler, als ich je dachte. Ich ergreife sie dankbar, diese Freiheit, die mich zur Liebe führt. Jetzt ist es an Dir zu wollen. Siehe, bisher verstandest Du nicht zu wollen; dies machte Dein Unglück. Nun kann ich ungestört meinen Tag mit Briefen an Dich beschließen. Mein Lager ist seit meiner Rückkehr in einem von meiner Frau entfernten Theil des Hauses. Ich fühle mich erst recht glücklich in dieser Priesterschaft — ich bin rein im Dienst einer Reinen, aber auch stolz und gebietend — und wie der rechte Priester im Vertrauen auf die Kraft seines Gebets seinen Gott zwingt Wunder zu thun, so will ich Dich auch zwingen, Deine Wunder an mir offenbarend, Dich und mich zu verherrlichen."

Er ist wie umgetauscht. Sein ganzes Dasein dreht sich nur noch um die Geliebte, deren „Gedichte und Phantasien" damals unter dem Pseudonym „Tian" erschienen waren. „Wie sehr ich schon gewohnt bin, Deine Herrlichkeit mir anzueignen, schließe aus der Art, wie ich heute beflissen war, das Goethe'sche Urtheil über Dich zu verbreiten. Ich hatte nicht eher Ruhe, bis es Savigny und Clemens wußten, wie wenn ich Antheil an Deiner Glorie hätte. Beide nahmen es auf ihre Weise auf. Savigny klar und freundlich: „das werde Dich ja recht freuen" — Clemens: „das habe Goethe nur ironisch meinen können". Da er es nachher der Mereau (seiner Frau) erzählte, meinte diese: „das sei eine Artigkeit von Goethe, die er z. B. auch gegen die Imhoff gemacht habe". Dies führte zu einer Erörterung über den Werth Deiner Poesie. Die Mereau meinte, Du seiest zwar nicht fähig, Originales hervorzubringen, wohl aber die großen Ideen unserer Zeit, die Dich begeistert, gebildet auszusprechen. — Darauf kam man auf Deine Eigenthümlichkeit zu reden, wo sich Clemens viele Mühe gab mir zu zeigen, warum er Dich nie lieben könne. Clemens kommt übrigens nächstens nach Frankfurt, um von da nach Berlin zu gehen. Du siehst daraus, daß ich nicht ohne Absicht bemüht bin, ihn aufzuklären. — Ach nein! jetzt fürcht' ich nichts mehr von Clemens — Du bleibst mir. Du bist stolzer geworden durch Goethe's Urtheil. Das ist recht! — —" Der Liebende ist also schon eifersüchtig, und mit Fug, denn auch Clemens, obwohl ebenfalls verheirathet, gehörte zu Karolinens Verehrern.

Aber bald verdüstert sich der Liebeshimmel wieder, denn Frau Creuzer nimmt ihre hochherzige Freigabe wieder zurück. „Wie ganz anders ist es heute, als es gestern war! — Es war abermals Täuschung, was mir den Glauben der Freiheit gab. Eine neue Erklärung meiner Frau entreißt mich diesem Wahn. Frei lassen kann sie mich nicht — Verlassen will sie mich — aber wie? wie man in den Tod geht! — Nun höre ich auf zu glauben, aber auch zu hoffen. Ich bin nicht hart genug tödten zu können — sterben kann ich. Dieser Rückfall entscheidet mein Schicksal. Ich muß Ihnen Alles sagen. In Ihrem Besitz kannte ich keine Grenze. Sie sollten, so hoffte ich, noch mein Weib werden. Meine Frau sollte bei uns zu bleiben wünschen — als Mutter, als Führerin unseres Hauswesens. — Frei und poetisch sollte Ihr Leben sein. Und Savigny schien diese Idee mit Liebe auszubilden (wenngleich nicht ohne Besorgniß wegen Ihrer Narcißnatur)." Dies ist eine Anspielung auf Karolinens Gedicht „Wandel und Treue", in dem sie Narciß, der ihr eigenes Gemüth personificirt, seine Unfähigkeit, für alle Zeit seine Neigung einem einzigen Gegenstande ausschließlich zuzuwenden, in merkwürdigstem Selbstbekenntniß aussprechen läßt.

„Mir ist nicht Treue, was ihr also nennet,
Mir ist nicht treulos, was euch treulos ist".
„Die Liebe will nur wandeln, nicht vergehen";
„Ich liebe Menschen nicht und nicht die Dinge,
Ihr Schönes nur, und bin mir so getreu,
Ja, Untreu' an mir selbst wär' andre Treue" ꝛc.

Hatte Karoline, bei dieser Selbstschilderung ihrer Weise der Liebesempfindung, eine Vergleichung mit diesem Narkissos ernstlich im Sinne? Sicher ist, daß sie etwas kokett war, und ihre Freunde und Verwandten an ihrem Talent zur Ehe zweifelten. Ihre Freundin Lisette Nees von Esenbeck meinte geradezu, sie handle ohne Leidenschaft und habe sich bloß selbst eingeredet, „ihr einziger Zweck sei, Creuzer glücklich zu machen". Inzwischen schreibt Karoline selbst an Sophie Creuzer, um sie zu beruhigen, und dadurch complicirt sich unerwarteter Weise die Sachlage noch mehr, wie Creuzer dem Vetter schreibt: „Jetzt ist's so weit, daß Sophie einen liebevollen und entschiedenen Brief in Händen hält — von Karolinen: daß kein Plan existire, der irgend eine längst geknüpfte Verbindung zu zerreißen trachte, daß man keine Ansprüche an sie insofern mache. — Den Brief hättest Du lesen sollen — und dennoch ist er kaum im Stande gewesen, die Furcht wegen der Existenz eines Planes, wie der gedachte, nur in etwas zum Schweigen zu bringen. Verstehst Du nun meine Lage? — Siehe, so steht es nun! Ich habe theuer gebüßt eine Sünde gegen die Natur — die in ihren Folgen ein eisernes Schicksal geworden. Ach wäre doch Sophie recht groß — oder recht schlecht.

*) Eigentlich Günderrode, wie sich die Familie noch heute schreibt, was allen Biographen entgangen ist.

**) Der berühmte Rechtslehrer, ein Schwager Bettina's.

Digitized by Google

Aber bei dieser tödtenden Güte! — Diese Zeilen — hätte Karoline nicht lesen dürfen. Ich soll, sie will die Verhältnisse heilig halten. Du siehst, daß hier zwei Personen aufgeopfert werden, weil sie eine dritte nicht aufopfern können. Wenn Du nun einmal der Sophie schriebest wahr, warm und nachdrücklich. Wenn Du das kinderlose 47 gegenüberstelltest dem sehnenden 34, ohne jedoch der Günderode zu gedenken — das rath' ich, Karolinen wenigstens nicht lobend." Hier haben wir den tragischen Conflict deutlich ausgesprochen. Alle drei Mitspieler, Gatte, Gattin, Geliebte, sind edle Menschen, zu gut für eine brutale Lösung. Man lese nur Creuzer's ergreifende Monologe:

„Wie schön wird es erst im Tode sein, oder vielmehr im großen All, wo das Einzelne aufgehoben sein wird und man also auch nichts mehr fordern wird von dem Einzelnen, wo der Unterschied aufhört zwischen Staat und Bürger, Herr und Knecht, Lehrer und Schüler. Wo das Liebende aufgelöset in Liebe sich frei suchen kann ohne Furcht noch Zagen, ohne Besorgniß, wieder getrennt zu werden, weil ja die Trennung selber nicht mehr ist. — Du fürchtest von mir eine rasche That. Fürchte sie nicht. Es ist besser sterben, denn tödten. Siehe, dieser Grundsatz ruht tief und fest in meinem Gemüthe und in ihrem. Ich würde ganz ruhig sein und ganz resignirend, wenn ich nicht dort sehen müßte Rosen sterben; wenn ich nicht ihre unbefriedigte Sehnsucht sähe, die sie groß trägt, mich immer ermahnend zur Freundlichkeit gegen meine Frau, zum Dulden, und verabscheuend Alles, was gewaltsames Mittel heißt: so denkt sie; und nun denke meine Stimmung, wenn ich Töne höre wie folgende in diesem Sonett, das sie mir vor acht Tagen schickte:

Kann ich im Busen heiße Wünsche tragen,
Kann ich des Lebens Blüthenkränze sehn,
Und unbekränzt daran vorübergehn,
Und trauernd so nicht in mir selbst verzagen?

Soll frevelnd ich dem liebsten Wunsch entsagen?
Soll muthig ich zum Schattenreiche gehn?
Um andre Freuden andre Götter flehn,
Nach neuen Wonnen bei den Todten fragen?

Ich stieg hinab; doch auch in Pluton's Reichen,
In Orcus' Dunkel brennt der Liebe Gluth,
Daß sehnend Schatten sich zu Schatten neigen.

Verloren ist, wen Liebe nicht beglücket;
Er wallt umsonst hinab zur styg'schen Fluth,
Im Glanz der Himmel bleibt er unentzücket.

Aber es ist nun zu spät. Der andere Theil wird seinen Vortheil nicht lassen. Ich darf nicht fort, die Gesellschaft versteht sich — der Eingang ist verschlossen — ich hätte nicht hereingehen sollen. Ist es recht, oder ist es grausam, daß eine Frau, die ihre Geschichte naturgemäß durchlebt hat in Liebe mit einem ersten Mann von gleichem Alter, in Kindern, die sie auf den Händen tragen, in Enkeln, denen sie entgegensieht, daß diese begehrt und nicht davon abläßt: ein junger Mann solle den Sinn seines Lebens darin finden, den späten Herbst, den nahenden Winter als ihre Wintersonne noch ein wenig warm und hell zu machen? — Es ist recht! Letzterer konnte das ja voraus wissen. Ja, es ist recht! — „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier — aber Menschenopfer unerhört." Stille, meine Seele, stille. Es ist recht!"

Was diese Wendung herbeigeführt hat, ist nicht mehr voll erkennbar. Die Briefe, die es aufklären müßten, sind vernichtet. Einigen Ersatz gewährt aber ein rückblickender Bericht, der sich in dem Briefe vom 4. November 1805 findet. „Im August", heißt es da, „folgten die heftigsten Stürme. Die Gutmüthige wollte durch Sturm erzwingen, was die Natur versagte." Als der Gatte standhaft blieb, verließ sie das Haus und ließ den ohne ihre Hülfe ganz Rathlosen allein darin zurück. So sollte, nach seinem Willen, die Trennung nicht geschehen, eine neue Verbindung auch nur mit Willen der „Gutmüthigen" geschlossen werden. Er schrieb ihr in diesem Sinne. „Darauf antwortete sie, sie habe gegen eine andere Verbindung nichts, sie wolle Alles, was ihn beglücke — und kehrte zu ihm zurück (bis zur neuen Verbindung, wie sie selbst schrieb), und dabei ist Alles bis auf diese Stunde geblieben." —

Und nun der einzig erhaltene Brief Karolinens an Creuzer, ergreifend wahr und echt, ohne Bettina's gewohnte Ausschmückungen und Fälschungen:

„Mein ganzes Leben bleibt Dir gewidmet, geliebter, süßer Freund. In solcher Ergebung, in so anspruchsloser Liebe werd' ich immer Dir angehören, Dir leben und Dir sterben. Liebe mich auch immer, Geliebter. Laß keine Zeit, kein Verhältniß zwischen uns treten. Den Verlust Deiner Liebe könnte ich nicht ertragen. Versprich mir, mich nimmer zu verlassen. O, Du Leben meines Lebens, verlasse meine Seele nicht. Siehe, es ist mir freier und reiner geworden, seit ich allem irdischen Hoffen entsagte. In heilige Wehmuth hat sich der ungestüme Schmerz aufgelöst. Das Schicksal ist besiegt. Du bist mein über allem Schicksal. Es kann Dich mir nichts mehr entreißen, da ich Dich auf solche Weise gewonnen habe. — — Such' doch Sophiens Vertrauen zu gewinnen. Sage ihr, wir hätten entsagt. Wenn Du erlaubst, will ich es ihr auch schreiben, damit Dir wieder Friede wird in Deinem Hause, und sie unser Verhältniß, das ihr ferner keine Gefahr bringt, nicht störe.

O wandle über meinem Leben
Ein Morgenstern der Heimath mir,
Und führe mich den Weg zum Frieden,
Denn Gottes Friede ist in Dir.

Laß nichts die heil'ge Andacht stören,
Die fromme Liebe, die Dich meint,
Die, ob auch Zeit und Welt uns trennen,
Doch ewig mich mit Dir vereint.

Da Du erbarmend mich erkoren,
Verlasse meine Seele nicht!
O Trost und Freude! Quell des Heiles!
Laß mich nicht einsam, liebes Licht!"

Nun geht es auf und nieder mit Hoffen und Fürchten. Frau Sophie ihrerseits erklärt sich immer noch zur Scheidung bereit, wenn nur Savigny ihr bei Creuzer Sicherstellung eines Ersatzes für die bei Eingehung ihrer zweiten Ehe verlorene Pension und Zusicherung der Wittwenpension, im Falle eines früheren Todes Creuzer's, auswirke. „Es schmerzt mich tief, solche Dinge berühren zu müssen. Gott weiß es, wie gern und willig ich die Hülle, die diese Sorgen nothwendig macht, ablegte, wenn ich dadurch für Creuzer und die Meinigen den Frieden gewinnen könnte," schreibt sie. Dann wurde wieder der Scheidungsplan aufgegeben; nicht, weil die äußeren Verhältnisse ihn nicht zugelassen hätten; auch nicht eigentlich in der Befürchtung abgeneigter Meinung der Verwandten Karolinens. Die Günderode mag zu der Aussicht, nach erreichter Scheidung Creuzern als Gattin anzugehören, niemals rechtes Zutrauen gefaßt haben. Sie bildete bei sich den Plan aus, nach der Scheidung dem Geliebten nach Rußland zu folgen, um dort als Mann verkleidet, als Freund in seiner Nähe zu leben. Das Undurchführbare solcher Pläne hält die Freundin Lisette Nees von Esenbeck ihr vor. Als dann der Mann ihres Vertrauens, Savigny, sie auf das Unrecht hinweist, das mit der Scheidung Creuzer's Gattin (die doch scheinbar fester sogar als alle Anderen an dem Scheidungsplan hielt) geschehe, läßt sie Alle auf die Scheidung und ihr eigenes Zusammenleben mit dem Geliebten gerichteten Absichten ohne Widerstand fallen. Auch Creuzer scheint (wenigstens für den Augenblick) zu entsagen.

— „Aber wir wollen die Blumen unseres Lebens, jeden süßesten Moment wenigstens zu verewigen suchen. — Ein

Digitized by Google

solcher Lebensgipfel ist für mich der erste Morgen unseres Zusammenseins auf dem Altan des Schlosses — wo Du, Liebe, so gut gegen mich warest, obschon Du mich nicht kanntest. Seitdem ist mir, wie ich Dir schon mehr sagte — jene Stelle heilig und ich betrete sie nie, ohne eine tiefe Bewegung meines innersten Gemüthes. Sonntags war ich in Mannheim, um einer elenden Visite willen, die ich einem dortigen Präsidenten zu machen genöthigt war. Wie froh war ich, als das abgethan, und nun eilte ich hinaus. Ein Bekannter führte mich auf den Punkt, wo der Neckar in den Rhein fällt. Es ist ein schöner Platz und ich sah gedankenvoll, wie sich die beiden Flüsse umarmen. Die Sehnsucht, womit sie einander zueilen, war mir ein Bild unseres Lebens. Ach, die Glücklichen, dachte ich, die gelangen doch an's Ziel ihrer Wünsche. Ich ging traurig von dannen." — Darauf antwortet ihm Karoline:

„Ich liebe Dich bis zum Tod, süßer, lieber Freund, Du mein Leben. Ich wünsche mit Dir zu leben oder zu sterben. Unser Schicksal ist traurig; ich beneide mit Dir die Flüsse, die sich vereinigen. Der Tod ist besser, als so leben. Eine Hoffnung erhält mich, aber diese ist Thorheit."

Die letzten Briefe lassen erkennen, daß Karoline, in einem erneuten Aufwallen der Leidenschaft, die kühner Fordernde geworden war, Creuzer der ängstlicher Zurückhaltende. Wie sich in der nun erfolgenden letzten Zusammenkunft in Frankfurt der Widerstreit ihrer Stimmungen und Bestrebungen ausgeglichen oder verschärft haben mag, läßt sich nicht errathen. Ein Zeichen giebt aber der Umstand, daß der Briefwechsel stockte; der Brief vom 27. Juni 1805 ist der letzte der gesammten Correspondenz. In der Mitte des Juli verfiel Creuzer in eine schwere Krankheit. Triumphirend berichtet sein College Schwarz dem Vetter nach Marburg:

„Unser Creuzer ist tödtlich krank. Aber freue Dich, es ist nicht eine Krankheit zum Tode, sondern zum Leben. Ich habe das feste Zutrauen, er wird auch leiblich genesen; geistig ist er es schon. Es mußte zu dieser Krise kommen. Sein Körper war schon lange her geschwächt. Die fatale Geschichte setzte ihm immer mehr zu, und besonders nun nach seiner letzten Reise nach Frankfurt war wieder alle errungene Ruhe dahin. Was nun längst in seiner Seele sich immer erheben und siegen wollte, sein unzerstörbar Gutes — das hat sich nun erhoben und gesiegt. Er hat gesiegt. Er ist, der er sonst war, er ist sich selbst und seinen Freunden wiedergegeben. Laßt uns ein Freudenfest feiern, sobald er nun auch wird leiblich genesen sein. Sein besseres Sein wird neu und herrlicher beginnen. Er entsagte feierlich seinen bisherigen Verhältnissen, und Daub mußte es übernehmen, dieses alsobald der Günderode zu schreiben. Seine Seele war vor Gott, sie ist es noch, und wird göttlich zu leben zurückkehren. Er ist zu sterben ergeben und freut sich seiner Euthanasie. Wir haben ihm Muth gemacht, und mit Grund." — —

Der unselige Absagebrief des Professors Daub wurde einem Briefe an Karolinens Freundin Charlotte Servière beigeschlossen, die damals mit ihr in Winkel am Rhein wohnte und Karolinen schonend vorbereiten sollte. Aber die Vorsichtsmaßregeln wurden vereitelt, und das Verhängniß ging seinen Lauf. Karoline, „die seit langer Zeit auf Briefe gewartet hatte", eilte dem Boten entgegen, nahm ihm den an Charlotte adressirten Brief ab, erbrach ihn auf ihrem Zimmer und las ihr Todesurtheil. Sie kam bald wieder aus ihrem Zimmer heraus, nahm scheinbar ganz heiter von der Freundin Abschied zu einem kurzen einsamen Abendspaziergang, dergleichen sie am Rhein zu machen pflegte, kam aber nicht wieder. Man suchte sie auf ihrem Zimmer, fand dort den verhängnißvollen Brief erbrochen, suchte nun angstvoll nach der Vermißten, und fand erst am Morgen ihre Leiche am Ufer des Rheins, von dem Dolch, den sie seit längerer Zeit bei sich zu tragen pflegte, durchbohrt. In Winkel an der Kirchhofsmauer ist noch heute ihr Grab zu sehen; auf dem Steine steht ein Spruch Herder's.

Erwin Rohde urtheilt mit feinem psychologischen Verständniß: „Daß in ihrer letzten und höchsten Liebe, in dem Bündniß mit dem so ungleichen (und doch in gewissem Sinne gemüthsverwandten) Genossen ihre Empfindung wenig von der gewöhnlichen Art liebender Leidenschaft hatte, wußte und bezeugte sie selbst. Und doch beherrschte diese Empfindung übermächtig ihr ganzes Innere. Sie war ganz ein Product ihres Inneren, auch eine der Wirklichkeit zustrebende Poesie. Mehr als an dem äußeren Gegenstande ihrer Liebe, ohne den diese doch nicht sein und bestehen konnte, hing ihr sehnsüchtiger Blick an dem verklärten Gegenbild, das der Zauberspiegel im eigenen Herzen ihr schuf. Es giebt eine Liebe der eigenen Empfindung und ihrer Gebilde, die selbst tiefer erregen kann als die schlichte, unreflectirte Liebe des Gegenstandes. Sie ist schlimmer gefährdet: stürzt sie zusammen, so ist es, als ob das eigene Selbst des Liebenden in Trümmer ginge. So erfuhr es Karoline; sie mochte den Tod ihrer Liebe nicht überleben."

Creuzer genas langsam. Er erträgt es auch, in Heidelberg weiter zu leben; es giebt ihm viele Schmerzen, „indessen doch auch der Freuden manche, denn an Daub, Schwarz u. A. habe ich liebende Freunde, und seitdem ich die Stürme des Lebens und Todesscenen als Studien zur höheren Lebenskunst, die zu Gott führt, betrachten gelernt, verliert, in der Stunde der Geistesfreiheit, auch das Schmerzlichste seinen Stachel. Wenn ich nur meine Sophie noch recht lange behalte!" So klingt diese Liebestragödie recht sonderbar aus. Schon hatte er überwunden. Der Jungfrau versank, als der Stern der Liebe ihr unterging, Welt und Dasein in pfadlose Nacht. Der Mann fand ohne schwereren Kampf seinen Weg wieder in's Helle. Ein langer Arbeitstag wartete seiner. Die Sonne stand ihm erst im Aufgang. War er den Opfertod der schönen, genialen Günderode werth? . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Genie.

Von Selma Lagerlöf.*)

Aus dem Schwedischen von M. Langfeldt.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der gelehrte, kenntnißreiche Kevenhüller als Sohn eines Burggrafen in Deutschland geboren. Er hätte auf seiner Burg sitzen und an der Seite des Kaisers reiten können, wenn er es gewollt hätte. Er hatte aber keine Lust dazu. Er hätte auf dem höchsten Thurme seiner Burg gern Wind-

*) Mit der vorliegenden Erzählung tritt ein neues starkes Talent in die Weltliteratur ein. Selmar Lagerlöf's Novellen-Cyklus „Gösta Berling" hat in Schweden bei Publicum und Presse eine begeisterte Aufnahme gefunden, und gewiß wird die ausgezeichnete Uebersetzung unserer Karlstader Mitarbeiterin dem genialen Buche auch in Deutschland viele Freunde erwerben. „Gösta Berling" erscheint in zwei Bänden im Verlage von H. Haessel in Leipzig. Der treffliche Hermann Haessel, der Entdecker Conrad Ferdinand Meyer's, hebt mit Recht hervor, daß Lagerlöf's Novellen-Cyklus eine uns völlig neue Seite der nordischen Literatur vertritt. Es ist weder der grübelnde Skepticismus eines Ibsen mit seinen künstlich construirten, an den Drähten einer unerbittlichen Logik tanzenden Figuren, es ist weder der kleinbürgerlich-gemüthliche Humor eines Hedenstjerna, noch die wehmüthig-herbe Resignation der finnischen Novellisten, es ist ein Trunk aus dem Borne echter hoher Poesie im Sinne der Romantiker, klar wie das Wasser der nordischen Bergströme und dabei prickelnd und berauschend wie Champagner. Die einzelnen Novellen stehen mit einander in engem Zusammenhange, dieselben Personen kehren wieder, und die Ereignisse wickeln sich auf derselben Scene ab. Es sind die Ufer des märchenhaften Löfvensees mit

Digitized by Google

mühlenflügel angebracht, den Rittersaal in eine Schlosserei und das Frauengemach in eine Uhrmacherwerkstatt verwandelt. Da dies sich jedoch nicht machen ließ, wandte er der ganzen Herrlichkeit den Rücken und wurde Uhrmacherlehrling. Dort lernte er Alles, was sein Meister ihn lehren konnte, über Triebräder, Spiralen und Pendel. Er lernte Sonnen- und Sternuhren machen, Wanduhren mit piependen Canarienvögeln und waldhornblasenden Hirten, Glockenspiele, deren seltsame Maschinerie kaum in einem Kirchthurm Platz hatte, und so kleine Uhrwerke, daß man sie in ein Medaillon einfassen konnte.

Als er den Meisterbrief erhalten hatte, hängte er sein Ränzel auf den Rücken, nahm den Stab in die Hand und begab sich auf die Wanderschaft, um Alles auf Rollen und Rädern Gehende zu studiren. Er war kein gewöhnlicher Uhrmacher, er wollte mit seinen Erfindungen ein Weltverbesserer werden. Als er viele andere Länder durchwandert hatte, begab er sich nach Schweden und kam nach Wermland, um sich das dortige Mühlensystem und den Bergbau anzusehen. An einem schönen Sommertage ging er quer über den Karlstader Markt. Doch an demselben Morgen hatte die Waldfrau es für gut befunden, ihren Spaziergang bis in die Stadt auszudehnen. Die hohe Dame begegnete dem Sohne des deutschen Burggrafen mitten auf dem Markte.

Das war eine Begegnung für einen Uhrmachergesellen! Sie hatte grüne, funkelnde Augen und gelbes, fast bis auf die Erde reichendes Haar und trug ein grünes Seidenkleid. Wohl war sie eine heidnische Hexe, doch keine der christlichen Frauen, die Kevenhüller gesehen, ließ sich an Schönheit mit ihr vergleichen. Er starrte sie an wie ein Mensch, der den Verstand verloren hat. Sie kam gerade Wegs aus dem tiefen Walde, wo baumhohe Farren stehen und die Föhrenriesen das Sonnenlicht ausschließen, so daß es nur wie goldener Sprühregen auf das gelbblühende Moos fallen kann, und wo die Linnea borealis über die mit Flechten bewachsenen Steine kriecht.

Ich hätte wohl an Kevenhüller's Stelle sein mögen, als sie ihm mit einem Farrenkranze im Haar und einer kleinen Kreuzotter um den Hals begegnete. Sie war so geschmeidig wie ein Raubthier und duftete nach Harz, Walderdbeeren, Linnea und Moos. Wie müssen die Leute auf dem Markte sie angestarrt haben! Ihr langes, im Morgenwinde flatterndes Haar hat gewiß die Pferde scheu gemacht. Die Gassenbuben sind ihr natürlich nachgelaufen. Die Verkäufer haben wohl die Waage und das Fleischmesser fallen lassen und sie mit offenem Munde angestarrt, und die Weiber sind selbstverständlich zum Bischof gelaufen, damit er den bösen Geist aus der Stadt vertreibe. Sie schritt in majestätischer Ruhe dahin und lächelte nur über den allgemeinen Aufstand. Dabei sah Kevenhüller ihre kleinen, spitzen Raubthierzähne zwischen den rothen Lippen leuchten. Ueber den Rücken hatte sie einen Mantel geworfen, damit sie Niemand erkenne. Denn der Rücken der Waldfrau gleicht einem hohlen Backtroge. Doch nun wollte es das Unglück, daß sie nicht an ihren Schwanz gedacht hatte, der ihr nun lang nachschleppte.

Auch Kevenhüller sah den Schwanz, und es that ihm Leid, eine so hochgeborene Dame dem Gelächter der Städter preisgegeben zu sehen. Deßhalb verbeugte er sich mit ritterlichem Anstande und sagte: „Wollen Ihro Gnaden nicht die Schleppe ein wenig aufnehmen!“ Seine Artigkeit und sein Wohlwollen rührten die Waldfrau. Sie blieb vor ihm stehen und sah ihm lange in's Auge. Es war ihm, als flögen von ihren grünen Augen Funken in sein Gehirn. „Höre mich, Kevenhüller“, sagte sie, „von nun an werden Deine beiden Hände jedes beliebige Kunstwerk fertig bringen, doch nur eines von jeder Art.“

Sie sagte dies, und sie konnte es auch ausführen. Jedermann weiß, daß die grüne Waldfrau ihren Günstlingen Genie und Wunderkräfte zu verleihen Macht hat. Kevenhüller blieb in Karlstad und miethete sich dort eine Werkstatt. Er hämmerte und arbeitete Tag und Nacht. Nach acht Tagen hatte er ein Kunstwerk, einen selbstgehenden Wagen fertig. Es war ein vorzüglicher Wagen. Er ging bergab und bergauf, schnell und langsam, ließ sich steuern und umwenden, hielt an und setzte sich in Bewegung, ganz wie man es wollte.

Nun wurde Kevenhüller ein berühmter Mann und bekam viele Freunde. Er war so stolz auf seine Erfindung, daß er sie dem König zeigen wollte. Er brauchte nicht auf Vorspann zu warten und sich nicht mit den Postillionen herumzuzanken, sich nicht in der Postkutsche schütteln zu lassen und nicht in der Posthalterei auf einer harten Bank zu schlafen. Er fuhr stolz in eigenem Wagen und war in wenigen Stunden in Stockholm, wo er direct nach dem Schlosse fuhr. Der König und sein Hofstaat sahen ihn fahren und fanden des Lobes kein Ende.

„Den Wagen muß ich haben!“ sagte der König, und obgleich der Erfinder Nein sagte, bestand er doch darauf. Da sah Kevenhüller im Gefolge des Königs eine grüngekleidete Hofdame mit langem, gelbem Haar. Er erkannte sie und merkte, daß sie dem Könige diesen Wunsch eingegeben hatte. Dies brachte ihn zur Verzweiflung. Er wagte nicht, auf seiner Weigerung zu beharren und gönnte seinen Wagen doch keinem Anderen. Deßhalb fuhr er mit einer solchen Gewalt gegen die Schloßmauer, daß der Wagen in tausend Stücke zersprang.

Wieder in Karlstad angekommen, versuchte er einen neuen Wagen zu bauen. Es gelang ihm nicht. Da erschrak er über die ihm von der Waldfrau verliehene Gabe. Er hatte dem Wohlleben in seinem väterlichen Schlosse den Rücken gewandt, um ein Wohlthäter für Viele zu werden, und nicht um Hexenkünste auszuüben, die nur Einem zu Gute kamen. Was nützte es ihm, ein großer Meister, ja der Größte aller Meister zu werden, wenn er seine Kunstwerke nicht zu vervielfältigen im Stande war, so daß sie ein Gemeingut der Menge werden konnten?

Und der gelehrte, kenntnißreiche Mann sehnte sich so nach ruhiger, vernünftiger Arbeit, daß er Steinhauer und Maurer wurde. Da baute er den großen, steinernen Thurm an der Westbrücke nach dem Vorbilde des runden Thurmes seiner väterlichen Burg, und es ist wohl seine Absicht gewesen, dort auch Gebäude, Pforten, Burghöfe, Wälle und Verließe aufzuführen und eine altdeutsche Ritterburg am Ufer der Klaräls entstehen zu lassen. Und drinnen sollte der Traum seiner Kindheit zur Wirklichkeit werden. Alles, was Industrie heißt, sollte in den Sälen des Schlosses heimisch werden. Weiße Müller, schwarze Schmiede, Uhrmacher mit grünen Augenschirmen, Färber mit blauen Händen, Weber, Drechsler, Metalldreher und Feiler sollten in seinem Schlosse ihre Werkstätten haben. Und Alles ging nach Wunsch. Aus den Steinen, die er selbst behauen hatte, erbaute er seinen Thurm. Er brachte Windmühlenflügel daran an — denn der Thurm sollte eine Mühle werden — und machte sich nun an die Schmiede.

Doch als er eines Tages die Flügel sich im Winde drehen sah, kam sein altes Uebel wieder über ihn. Es war ihm, als stände die Waldfrau wieder vor ihm und sendete neue Funken aus ihren blitzenden Augen in sein Gehirn. Er schloß sich in seiner Werkstatt ein, wo er unaufhörlich arbeitete, ohne etwas zu sich zu nehmen oder sich Ruhe zu gönnen. Acht Tage darauf war ein neues Kunstwerk fertig. Er stieg auf die Zinne seines Thurmes und befestigte Flügel an seinen Schultern. Zwei Gassenbuben und ein Gymnasiast, die von der Brücke aus Barsche angelten, erblickten ihn und schrieen so laut auf, daß man es in der ganzen Stadt hörte. Sie ließen ihre Angeln im Stiche, eilten durch alle Straßen und riefen in alle Thüren: „Kevenhüller wird fliegen!“

Dieser war noch mit dem Befestigen seiner Flügel beschäftigt, als sich aus den engen Gassen des alten Karlstad schon eine Volksmenge ergoß. Die Mägde verließen Heerd und Backtrog. Die alten Frauen warfen das Strickzeug hin, setzten die Brille auf und eilten auf die Straße. Die Rathsherren liefen aus der Sitzung fort, und der Bürger-

---

ihrem bunten Wechsel von Cultur und Wildniß, von Ackerland und Tannenwald, von Kirchdörfern und Gütern, von Hammerwerken, Sägemühlen und Herrenschlössern. Hier läßt Selma Lagerlöf das tolle tändelnde Leben der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts wieder auferstehen, ein Leben, so seltsam und eigenartig, wie wir in Deutschland es nie gehabt und gekannt haben, ein Gemisch aus nordischer Barbarei und französischer Genußfreudigkeit. Was aber diesen Erzählungen einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist der leise Anklang an die uralten Sagen und Vorstellungen, die allen Völkern gemeinsam sind.

Digitized by Google

meister machte es ebenso. Der Rector warf die Grammatik in die Ecke, die Schüler machten ohne Weiteres, daß sie fort kamen. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Brücke war schwarz von Menschen. Der Salzmarkt war vollgepackt, und auf dem ganzen Flußufer bis zum Bischofshause wimmelte es von Leuten. Das Gedränge war ärger als bei der Petersmesse; hier gab es noch mehr Zuschauer als beim Einzuge Gustavs des Dritten. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Neben-Regierung.

Erste Scene.

Baron Bärenklau: Excellenz glauben nicht, wie schwer das ist. Ich habe zwei Annoncen in der Vossischen Zeitung aufgegeben; durch die erste suchte ich einen Hausknecht, der die Hunde besorgt und auch den Stall reinigt, mit der anderen eine distinguirte Persönlichkeit, die geneigt ist, ein Portefeuille zu übernehmen. Und was meinen Sie — Hausknechte meldeten sich hundertzweiundachtzig, für den Ministerposten im Ganzen drei, davon waren aber zwei vorbestraft.

Herr v. Lucanus: Sie hätten nicht inseriren sollen, Graf. Der Mißerfolg war vorauszusehen. Heute will ja schon der dümmste Schneiderlehrling nicht mehr Ordre pariren; was Wunder, daß da die Leute immer seltener werden, die sich Alles bieten lassen!

Baron Bärenklau: Ich habe vorher mein Möglichstes gethan. In allen besseren Bierkneipen bin ich herumgelaufen, vor Portal I. der Gewerbeausstellung hab' ich tagtäglich gestanden und Jedem, der ein bischen anständig gekleidet war und stellenlos zu sein schien, das Portefeuille im Vertrauen angeboten. Aber die gemeinsten Grobheiten hab' ich zu hören bekommen. Ein Schuhputzer, an den ich mich zuletzt wandte, sagte, er wäre wohl gewöhnt, den Leuten die Stiefel zu bürsten, doch sie ihnen zu küssen, das ginge gegen seinen Geschmack. Ueberhaupt sei er an gute Behandlung gewöhnt und wechsele nicht gern jede Woche.

Herr v. Lucanus: Wenn es doch eben so leicht wäre, einen passenden Mann für's Ministerium zu finden, wie ihn daraus zu entfernen! Hoffentlich haben die anderen Herren mehr Glück gehabt als Sie!

Graf Dusedan: Man könnte es ja schlimmsten Falles mit einem Säulenanschlag versuchen! „Lieber Bronsart, kehre zurück zu den tiefbetrübten, unverantwortlichen Rathgebern — Dir ist Alles verziehen!" Uebrigens, weßhalb ich Sie längst fragen wollte, Excellenz — ich lese da immer in den Zeitungen von einer Neben-Regierung! Was in aller Welt ist das, Neben-Regierung?

Herr v. Lucanus: Pst — nicht so laut!

Zweite Scene.

Herr v. Wetterhahnke: Heda, meine Herren — haben Sie den glänzenden Aufsatz im Reichsanzeiger gelesen? Von dem Gesundheitszustande Bronsart's, der die Leitung des Kriegsministeriums nicht wieder übernehmen konnte, von der völligen Verkehrtheit und den mannigfachen Mißverständnissen? Prachtvoll, nicht wahr?

Herr v. Lucanus (mit mildem Tadel): Sie sollten den jungen Suahelineger, der bei Ihnen das Bureau aufscheuert, nicht so oft Artikel schreiben lassen, Herr College. Er beherrscht die deutsche Sprache doch noch recht unvollkommen!

Herr v. Wetterhahnke (wechselt die Farbe).

Herr v. Lucanus: Um gleich mit der Hauptsache zu beginnen — hat sich endlich ein Bewerber für den Posten gefunden?

Herr v. Wetterhahnke (lauernd): Wenn sich nicht der liebe Graf Dusedan entschließt, uns zu Liebe in die Bresche zu springen —

Graf Dusedan: Ich weiß ja, meine Herren, Sie halten mich insgeheim Alle für nicht recht klug, aber so dumm bin ich denn doch nicht! Dagegen will ich Ihnen den neuesten Witz erzählen, der auf dem Schloßplatze umläuft: Kennen Sie den Unterschied zwischen den Reisen der Fürsten einst und jetzt?

Baron Bärenklau: Aber natürlich! Die alten Fürsten reisten mit vier Ochsen vorm Wagen, jetzt setzen sich die Ochsen zu ihnen in den Wagen. Das weiß doch jedes Kind.

Graf Dusedan: Nein, Baron, wie erfahren Sie sind! Dann können Sie mir gewiß auch sagen, was das eigentlich ist, Neben-Regierung?

Herr v. Lucanus (hastig): Es wird uns nichts übrig bleiben, als sofort mit Philipp Eulenburg in Verbindung zu treten. Haben Sie eine Ahnung, wo er sich aufhält, College?

Herr v. Wetterhahnke: Er wird doch nicht Frithjof Nansen entgegengefahren sein?

Baron Bärenklau: Manche reden von einer Japanreise —

Herr v. Lucanus: Das glaub' ich kaum. Im Osten giebt es diplomatische Verwicklungen, und bei denen ist unser Botschafter noch nie am Platze gewesen.

Graf Dusedan: Das Einwohner-Meldeamt wird auch keine Auskunft geben können?

Baron Schnappsack (nach langem Sinnen, zögernd): Meinen Sie nicht, daß er unter Umständen — hm, hm — in Wien sein ...

Alle (brechen in schallendes Gelächter aus).

Herr v. Lucanus: Heilige Einfalt!

Dritte Scene.

Fürst Hohenlohe (tritt bescheiden und ängstlich näher): Gott zum Gruß, meine Herren! Sie plaudern sehr lebhaft — darf man hören, ob Sie wegen meiner Gesundheit —

Baron Bärenklau (herablassend): Nur immer heran, liebes Fürstchen! Wir philosophirten eben ein bischen. Wir unterhielten uns über den Unterschied zwischen Geist und Vernunft —

Fürst Hohenlohe: Ich finde es doch nicht schön, daß Sie über Abwesende reden. Das gilt doch eigentlich in unseren Kreisen nicht für gentlemanlike.

Graf Dusedan: „In unseren Kreisen" ist gut.

Baron Bärenklau: In der That, der Graf hat Recht. Was glauben Sie wohl, Fürstlein, würde zum Beispiel Rudolf Mosse sagen, wenn sein Verantwortlicher sich herausnähme, in der Unterhaltung mit ihm von „unseren Kreisen" zu sprechen! Na, und sehen Sie, Sie sind doch auch man bloß der Sitzredacteur, während wir die Sache machen

Fürst Hohenlohe: Ich bitte um Verzeihung! Eigentlich bin ich nämlich hergekommen, um mir von den Herren ein paar Informationen zu holen. Weiß Jemand von Ihnen zufällig, wie ich mich den orientalischen Wirren gegenüber verhalten will?

Baron Schnappsack: Ich war nicht auf der Hohenzollern. Aber ein Vetter von mir kennt den Grafen Dönhoff, der der Hohenzollern immer nachgefahren ist und sich stets so dicht bei ihr befand, daß telephonische Verbindung möglich war. Wenn Sie sich vielleicht an den wenden wollen ...

Fürst Hohenlohe: Und wie hoch sind meine Marineforderungen?

Herr v. Wetterhahnke: Darüber kann ich Ihnen heute wenig sagen. Admiral Tirpitz verlangt jetzt 150 Millionen. Nächstens mehr!

Fürst Hohenlohe: Sehr verbunden wäre ich Ihnen auch für einige Winke über die innere Politik, die ich in der kommenden Saison zu befolgen gedenke.

Baron Bärenklau: Ja, glauben Sie denn, ich sei ein Laubfrosch, daß ich bei dieser veränderlichen Witterung jetzt schon die Herbst-Temperatur prophezeien könnte?

Fürst Hohenlohe: Nach meiner unmaßgeblichen, aber verant-

Digitized by Google

wortlichen Ansicht handelt es sich vor allen Dingen darum, das Vertrauen, die Liebe, die Ergebenheit des Volkes wieder zu gewinnen —

Herr v. Wetterhahnke: Nun, ich sollte doch meinen, in der Beziehung ist Alles beim Alten geblieben!

Fürst Hohenlohe (seufzend): Ja, beim Alten in Friedrichsruh! Aber noch eine Frage, meine Herren: Glauben Sie, daß ich mich mit Rücktrittsgedanken trage?

Baron Bärenklau (nachdenklich): Da müssen Sie sich einmal bei Kiderlen-Wächter erkundigen. Der war auf der Hohenzollern.

Fürst Hohenlohe: Und weil es mir gerade einfällt — am Ende kennen Sie die jetzige Stellung des Ministeriums zur Socialreform?

Herr v. Lucanus (leise, doch bestimmt): Aber Mann, wer regiert denn in Deutschland, Sie oder wir?

Fürst Hohenlohe (stößt abermals einen langen Seufzer aus und verschwindet).

Vierte Scene.

Baron Bärenklau: Er sieht verdammt hinfällig aus, der alte Herr! Sie werden nächstens mit ihm zu thun bekommen, Excellenz!

Herr v. Lucanus: Ich bin ihm ohnehin noch einen Gegenbesuch schuldig. Indessen, den Sommer über trägt er sich noch ganz gut, und schließlich hat er von allen Ministern die meiste Initiative und legt die größte Selbstständigkeit an den Tag. Auch weiß ich keinen Nachfolger für ihn.

Baron Bärenklau: Der Reichskanzler bezieht ein schönes Gehalt.

Herr v. Wetterhahnke: Nicht halb so viel wie der Wiener Botschafter.

Herr v. Lucanus: Aber von Berlin aus hat man überall hin viel bessere, bequemere und schnellere Verbindung als von Wien. Es reist sich hier viel angenehmer.

Baron Schnappsack: Die Salonwagen müßten mehr zum Dichten eingerichtet sein.

Baron Bärenklau: Schreibt Graf Eulenburg momentan wieder etwas?

Herr v. Lucanus: Selbstverständlich. Soviel ich officiell in Erfahrung zu bringen vermocht habe, besingt und becomponirt er eben die Erschaffung der Welt in sieben Tagen. Die ersten sechs Tage des Gedichtes lehnen sich streng an den biblischen Stoff an, am siebenten Tage jedoch wird das Werk —

Baron Bärenklau: Gedruckt und ausgelacht!

Herr v. Lucanus (streng): Baron, ich habe schon wiederholt bemerken zu müssen geglaubt, daß Sie immer noch allem Anscheine nach mit den Englischen kokettiren!

Graf Dusedan: Mir ist nun wieder gestern in Gesellschaft ganz etwas Anderes erzählt worden, und zwar als authentisch verbürgt. Die Direction der Berliner Bockbrauerei, versicherte man mir, hat den Grafen Eulenburg gebeten, ihr die Musik für die nächste Bock-Campagne zu schreiben. Graf Eulenburg, erklärte mein Gewährsmann, hat den ehrenvollen Auftrag sofort angenommen, weil er in Anbetracht der zahlreichen Schnitzer in seinen Compositionen ganz hervorragend befähigt ist für Bock-Musik. Ich habe es, wie gesagt, aus bester Quelle. Ich verstehe nur nicht, was das heißen soll!

Fünfte Scene.

Kammerherr v. Wippdich: Nun, meine Herren, lustig weiter — die Kanzlerkrisis kann ausbrechen — der Ersatz „Bronsart" ist da! Und jetzt, glaub' ich, müssen wir mit Ernst an den Miquel gehen. Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich.

Herr v. Lucanus: Ein paar Wochen Schonzeit würden nichts schaden. Wenn ich daran denke, wie schwer es uns gefallen ist, das Kriegsportefeuille an den Mann zu bringen, überkommt es mich wahrhaftig wie ein moralischer Kater.

Kammerherr v. Wippdich: Bei Hofe ist eben Alles moralisch, elbst die Kater und die Schlittenfahrten. Und den Miquel müssen wir drosseln, je eher, je besser. Ich habe so eine Ahnung, daß er den Widerstand gegen uns organisirt. Morgen soll eine Ministersitzung stattfinden —

Baron Bärenklau: Schön! Gönnen Sie den Herren doch auch einmal ihren harmlosen Kegelabend!

Kammerherr v. Wippdich: Und man beabsichtigt, über die Reform des Militärstrafprocesses zu sprechen!

Herr v. Wetterhahnke: Ja, das können Sie doch keinem Menschen verbieten! Der Schöneberger Bezirksverein hat gestern ebenfalls über diese Frage verhandelt, dito der Debattirclub Stadthagen. So viel Recht wie dem Schöneberger Bezirksvereine und dem Debattirclub müssen wir dem Ministerium schon einräumen; in der Verfassung steht ausdrücklich gleiches Recht für Alle gewährleistet.

Herr v Lucanus: Ich muß doch dem Baron insofern beipflichten, als es mir nicht angebracht erscheint, in der Oeffentlichkeit den Wahn aufkommen zu lassen, das Ministerium könne thun und treiben, was ihm beliebe!

Herr v. Wetterhahnke: Da wäre es vielleicht am Platze, im Reichsanzeiger wieder eine kleine Belehrung über die Competenzen des Ministeriums zu veröffentlichen. Ich kenne Jemanden, der das sehr hübsch aus Handbüchern abschreibt —

Baron Bärenklau: Er macht nur zu viel Druckfehler. Und dann finde ich es grausam, den Witzblättern officiell so scharfe Concurrenz zu machen. Sie müssen doch auch Gewerbesteuer bezahlen.

Graf Dusedan (sinnend): Wenn mir nur Jemand sagen wollte, was das mit der Neben-Regierung auf sich hat!

Sechste Scene.

Herr v. Lucanus: Sie zwingen mich wirklich dazu, Ihnen eine Scene zu machen, Graf! Stellen Sie sich nur nicht immer so schlau an, Sie mit Ihren scheinbar knifflichen Fragen; wir wissen doch, daß Sie der geborene Diplomat sind, uns streuen Sie keinen Sand in die Augen! Neben-Regierung — nun, das ist doch allgemein bekannt, Neben-Regierung nennt man alberner Weise uns Unverantwortliche!

Kammerherr v. Wippdich: Ich möchte sehr bitten, Excellenz — wer uns Neben-Regierung nennt, der muß ja ein vollendeter Trottel sein! Nein, wir sind notorisch die Regierung, wir geben guten Rath und sind dabei, wenn die Entscheidungen getroffen werden! Daß es daneben noch ein Ministerium giebt, du lieber Gott, das ist der Form wegen! Wir müssen eben Commissare haben, die sich mit dem Reichstage herumzanken!

Baron Bärenklau: Und ich füge mit Stolz hinzu: Deutschland hat lange keine so unverantwortlich starke Regierung gehabt wie uns! Wir dürfen uns getrost die Neben-Regierung Hohenlohe gefallen lassen; wir brauchen ihre Ränke und Machenschaften nicht zu fürchten!

Graf Dusedan: Das hab' ich mir doch gleich gedacht!

Timon d. J.

Die Internationale Kunstausstellung.

9. Belgien und Holland.

Die einzige Plastik, die auf der Ausstellung wirklich erwähnenswerth ist, ist die belgische. Wir haben ja vereinzelte gute Bildhauerarbeiten auch aus Schweden und Deutschland und wohl auch noch aus anderen Ländern. Aber das sind seltene Vögel. Die belgische Plastik aber steht durchweg hoch, sie ist der Ausdruck eines achtunggebietenden Gesammtkönnens.

Sie ist ihrem ganzen Wesen nach modern, womit in diesem Falle nur gesagt sein kann: selbstständig gegenüber der Antike. Denn die antike Bildhauerkunst hat auch heute noch eine so suggestive Gewalt, selbst wo man sich ihr entziehen möchte, daß sie immer wieder maßgebend wird. Namentlich bei uns in Deutschland. Die Tuaillon'sche „Amazone", von der jetzt so viel Aufhebens gemacht wird, Klinger's „Kassandra", Stuck's vielbestaunter Athlet und nicht zuletzt fast unsere gesammte Monumentalplastik können und wollen das Muster der Antike nicht verleugnen. Vielleicht ist jeder andere Weg ein Irrweg. Aber warum soll man nicht trotzdem diesen „Irrweg" einmal versuchen. Irren ist nicht bloß menschlich, sondern manchmal auch ehrenvoll.

Digitized by Google

Die belgische Sculptur nun ist ihrem Hauptcharakter nach malerischer Natur, womit für Buch-Aesthetiker natürlich ohne Weiteres der Stab über sie gebrochen ist. „Sie schweift aus über die natürlichen Schranken ihrer Kunst, folglich ist sie verdammenswerth", so lautet das Verdict. Das ist zum Mindesten sehr abstract geurtheilt. Auch wer ein solches principielles Verdict fällt, wird doch im Einzelnen manchmal zugeben müssen, vor einem Werke eminentesten Könnens zu stehen. Aber kann man das Hinübergreifen in's Malerische nicht vielleicht aus besonderen Rassezügen, aus Bedürfnissen der Moderne, und selbst aus vorsichtigen Erwägungen der Technik rechtfertigen?

Ich will zunächst angeben, worauf es bei dem Malerischen in der modern-belgischen Sculptur hauptsächlich hinausläuft. Es ist dieses: die Linien werden nicht in voller Schärfe wiedergegeben, sondern leise verwischt. Es wird dadurch eine gewisse Distanz zu dem Werke erzielt, indem man selbst beim Nahestehen nicht die gewohnte mikroskopische Genauigkeit über alle Einzelheiten genießt. Es werden nicht nur Kleinigkeiten zu Gunsten der Gesammtwirkung unterdrückt, auch Hauptlinien verlaufen unbestimmt, legen gleichsam eine kleine Dunstschicht zwischen sich und das Auge des Beschauers. Das ist, was ich „malerische Wirkung" nenne. Ich betone ausdrücklich: daß nicht etwa damit irgendwelche Flauheit in der Charakterisirung verbunden ist. Denn diese Linien sind nicht aus Schwäche des Anschauungsvermögens trübe gehalten, sondern aus feiner künstlerischer Berechnung. Es ist der Wunsch maßgebend, das Werk der gemeinen Wachsfigurendeutlichkeit und dadurch dem wissenschaftlich-neugierigen Spürsinn des nüchternen Europäers zu entrücken, es als „Eindruck" wirken zu lassen, gewissermaßen als Vision, ihm von der Schwere des Materials möglichst viel zu nehmen, und dadurch in letzter Hinsicht eine mehr poetische Wirkung zu erzielen.

Da ist zum Beispiel eine Ringer-Bronce-Gruppe von Lambeaux. Die ist in dieser verwischenden Manier behandelt. Und ich glaube: Jeder, der darüber nachdenkt, wird dies dankbar hinnehmen müssen. Der Eine von den beiden nackten Ringern hat den Anderen, trotz verzweifelten Sträubens, mit seinen nervigen Armen emporgehoben, und ist im Begriff, ihn in den Abgrund zu schleudern. Das ist mit einer unerhörten Wucht plastischer Anschauung wiedergegeben. Wenn aber der grausame Vorgang, ohne an unbedingt lebenswahrer Bewegung das Mindeste einzubüßen, dennoch nicht abstoßend und künstlerisch-roh wirkt, so führe ich das grundsätzlich auf jene vom Künstler beliebte Behandlungsart zurück. Man stelle sich Alles mit photographischer Schärfe wiedergegeben vor und dadurch in unmittelbarste Erdennähe gerückt — ich fürchte, der Anblick würde unerträglich werden. Der zarte Dunstschleier, der jetzt gleichsam über diesem Akt urweltlicher Rachsucht zu liegen scheint, rückt den ganzen Vorgang für unser unbewußtes Empfinden in's Mythische hinauf, giebt ihm etwas Zeitloses, Sagenhaftes. Wir vergessen unser modern-juristisches Bewußtsein und die Abgeschwächtheit unserer Nerven. Aus grauer Versunkenheit wächst bei uns vielleicht etwas vom Instinct der Urzeit wieder herauf. Wir begreifen diese colossale Eruption feindseligen Vernichtungsdranges aus dem von wilder Eifersucht geschüttelten Geschlechtsempfinden.

Ein zweites hochbedeutsames Werk belgischer Bildhauerkunst ist die (leider nur in Gyps gearbeitete) Gruppe zweier Gefesselter von Lagae. Auch bei dieser Arbeit wird ein rücksichtsloser, fast wilder Naturalismus durch eine ästhetisch-malerische Formenbehandlung zu tiefer künstlerischer Wirkung gebracht. Ich muß, wenn ich vor dieses Werk trete, immer an den Beethoven'schen Gefangenenchor aus dem „Fidelio" denken, und ich denke an Sibirien und an Dostojewski. Wie aus einer dumpfen Höhle eben entlassen, mit abgemergelten Leibern und verwilderten Bärten, durch eine Kette zwischen den Halsringen aneinandergeschmiedet, treten diese beiden Gestalten, mit furchtbarem anklägerischen Ernst, uns entgegen. Der Trotz, der Mensch ist in ihnen gebrochen. Sie stehen demüthig da, wie Gnade heischend. Aber man ahnt, daß in ihnen einst ein Feuer war, das nach Tausenden von Menschenherzen hinüberzüngelte. Jetzt ist der Eine bloß noch eine klägliche Jammergestalt, bloß vom Gefühl seines körperlichen Unbehagens gequält. Der Andere, mit den so edel angelegten Zügen, scheint noch ein Fünkchen in sich zu verspüren, und sei es auch nur ein Fünkchen der Erinnerung. Wie düstere Traumgestalten wirken diese beiden Zertretenen, wie eine Schreckensvision unseres schuldigen Zeitalters. Eine ernste und tiefe Symbolik scheint sich uns zu offenbaren — — Wir schweigen — —.

Wie angenehm wirkt doch dieses Bewußtsein, in den belgischen Sälen, daß man sich in der Gesellschaft von Künstlern befindet. Man hat viel weniger als sonst den Eindruck, daß da unaufhörlich an die großen Ausstellungen gedacht wird. Man will nicht einen billigen Effect haben, man will die Kunst selber fördern. Man hat den Muth, etwas zu versuchen, und es scheint, daß man dabei einer Bevölkerung vertrauen kann, die am Wachsthum der künstlerischen Dinge, auch auf dem Wege des Experiments, verständnißvollen Antheil nimmt. Bei uns in Deutschland sind die Künstler durch allerhand feindselige Einwirkungen so eingeschüchtert, so gereizt ... Das scheint in Belgien ganz und gar nicht der Fall zu sein. Ebensowenig in Holland.

Die belgisch-holländische Malerei ist insofern eine Einheit, als in beiden Bruderländern eine ausgezeichnete Kunsttradition herrscht, die den heutigen Producten den Charakter großer technischer Solidität giebt. Das Handwerkliche ist durchschnittlich über allen Zweifel erhaben. Eine naive starke Anschauung, ein sehr sicheres Sehen auch der feinsten Lichtschwankungen, ein breiter fester Strich, und ein unbedingter Instinct für das Wesen des künstlerischen Farbenauftrags sind dort zu Lande scheinbar Eigenthum eines Jeden. Wer in künstlerischen Dingen unerfahren ist und doch gern ein gutes Bild kaufen möchte, der kann geradezu blindlings das Werk eines belgischen und namentlich holländischen Malers kaufen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn er einen Fehlkauf thäte. Die Holländer sind aber für solche Zwecke deßhalb noch mehr anzurathen als die Belgier, weil sie conservativer und gleichmäßiger sind als diese. Sie werden nicht leicht ein Sujet wählen, das gänzlich ungewohnt oder verletzend wäre. Und sie halten sich auch in handwerklicher Beziehung auf dem Niveau des guten Brauches. Was sicher erprobt ist — aber es muß zum Besten gehören! — das machen sie, und darüber hinaus gestatten sie sich nur selten eine Digression. Wenn man in den holländischen Sälen sich umthut, so mag man fast stehen bleiben vor welchem Bilde man will, vor Bildern von Berühmtheiten oder Unberühmtheiten, und man wird stets seine Freude haben an der Sorgfalt und Delicatesse, mit der da der Pinsel gehandhabt ist, — ob Landschaft oder Interieur (denn etwas Anderes malen sie nicht) ist ganz gleichgiltig. Man findet eine Fülle von Einzelheiten, denen man gerne nachgeht, weil sie Einen intim führen, und was Einen immer wieder wohlthuend berührt, ist die gänzliche Abwesenheit von Windbeutelei. Ganz besonders Gutes leisten aber die Holländer in der Radirung. Darin zeigen sie eine Sensibilität in der Abwägung des Valeurs, eine Ruhe, Sicherheit und Sauberkeit der Arbeit, die sie unerreicht dastehen läßt.

Aber alle diese Vorzüge machen die Holländer sehr wenig geeignet für moderne Ausstellungen. Sie wirken zu eintönig, in ihrer Gleichmäßigkeit und Güte fast beängstigend, — sie enthalten ja gar keinen Paprika oder Hautgoût. Nun, das ist ein letztes Lob, und kein geringes, wie ich meine. Es enthält jedoch auch eine Einschränkung in sich, und das ist diese: daß für die Fortbildung der Kunst die Holländer nicht viel mehr bedeuten. Sie sind nicht in der Stagnation, ganz gewiß nicht. Sie gehen überall mit. Aber wo gehen sie voran?

Darin unterscheiden sich die Belgier von ihnen: die gehen nicht bloß mit, sondern auch voran. Sie sind nicht so phlegmatisch und bedächtig wie die Holländer. Sie haben die gallisch-wallonische Beweglichkeit in sich, die so gebieterisch nach Neuem verlangt. Ohne daß die altgesicherte Technik darüber vernachlässigt würde, gehen so die belgischen Maler auf künstlerische Eroberungen aus. Sie sind nicht von der Nervosität der Franzosen. Sie nehmen eine Mittelstellung ein. Aber gerade weil sie mehr Zähigkeit und Geduld besitzen als ihre pariserischen Vettern, gelangen sie manchmal weiter als diese, nicht bloß mit der Hand sondern auch im Ausbrüten der Gedanken. In Einem nur stehen die Franzosen ewig unerreicht da: im Aufkleben der Stempelmarken! Ob die Waare einheimisch oder fremd ist, ist dabei Nebensache. Mag ein Ding sein, was es will: „fertig gemacht" wird es erst in Paris.

Das können sich nun die Belgier ruhig gefallen lassen. Sie wissen, daß sie reichlich geben, und wohl Keinem mehr, als den Franzosen. Und sie stehen fest und froh auf eigenen Beinen. Dabei zeigen sie viel Physiognomien. Fast für jedes Bild könnte man eine andere „Richtung" erfinden, wenn es darauf ankäme. Manche sind uns seit Jahren vertraut, wie Leempoels und die bei den Leemputten, De Vriendt und van Hove, Courtens, Farasyn, Struys u. A. Wir finden Naturalisten und Archaisten, Impressionisten, Symbolisten und Mystiker, die ganze bunte Reihe, und Manche noch, die der Rubricirung spotten. Wo sollte man etwa einen Mann wie Eugène Laermans unterbringen? Soll man ihn etwa einen naturalistischen Caricaturisten nennen? So viel jedenfalls ist sicher: der Bursche hat Witz. Er weiß nicht bloß die Schwächen, er weiß auch die Tücken der Menschen, ihre heuchlerische Verlogenheit wundervoll zu treffen, benebst all dem holden Wahn, der in der guten Gesellschaft christlicher Staatsbürger darüber verbreitet ist. Er malt z. B. die „Kleinen und Demüthigen" — welch' lieblich klingendes pfäffisches Wort! Aber seht sie Euch nur an, wie sie geduckt dastehen, mit geneigten Köpfen, gespreizten Mündern und blinzelnden Augen! diese stille lauernde Rachsucht in ihnen! aber Gott weiß: ganz lammhaft-„demüthig", von ihrer „Kleinheit" so tief-inniglich überzeugt!

Ganz vortrefflich ist wieder Emile Claus, der auch im vorigen Jahre eine bravourhafte Sonnenlichtstudie ausgestellt hatte. Er weiß auch die winzigsten prismatischen Brechungen noch aufzunehmen und zu reproduciren, sowohl im hellen Licht wie im Dämmer der Schatten. Er ist darin Virtuose im besten Sinne.

Ein ergreifendes Bild, das an tiefer socialer Wirkung wohl den Lagae'schen „Gefangenen" gleichzusetzen ist, ist Henry Luyten's „Sand! Sand!": eine alte Hexe, die mit zwei räudigen Hunden und einem tiefvermummten Bürschlein einem schweren Sandkarren vorgespannt ist, an dem sie alle Vier sauer genug zu ziehen haben. Dabei liegt Abend und Nebel in den Straßen. Trüb schwelen Laternen durch das mürrische Grau, in dem alle Farben wie in Fetzen zerstieben. Und so kommt die unheimliche Sippe wie ein Spuk nächtlicher Larven auf uns zu, verhärmt, zerschunden, hohläugig: eine Gespenstergesellschaft.

Gerne sagte ich noch ein Wort über Fernand Khnopff. Denn Vieles an diesem Künstler weiß ich sehr zu verehren. Sein hier ausgestelltes Bild „Ein blauer Flügel" bleibt mir indeß völlig unverständlich. Das sind abstruse Allegoristereien und Geheimnißkrämereien, in denen vielleicht das Gas der Gestirne aber nicht mehr das Blut des Lebens rinnt.

Franz Servaes.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Eine thätige **Verlagsbuchhandlung** vornehmer Richtung, **sucht den Verlag** geeigneter Werke unter günstigen Bedingungen zu übernehmen.

Gefl. Offerten unter **G. 4400** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Soeben erschien:
Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage
in Deutschland.
gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.
Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Eben erschienen!
Fred Graf Frankenberg
Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71
Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.
Preis geheftet ℳ 5. —; elegant gebunden ℳ 6. —
Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war. Das Buch ist
ein literarisches Anikum, das diesseits wie jenseits des Rheins großes Aufsehen erregen wird.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Kurort.
Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage vom Verlag der **Kieler Neuesten Nachrichten** in Kiel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 5. September 1896. Band L.

LUX ET VERITAS, INDIANA UNIVERSITY.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Erscheinungen der Arbeitslosigkeit in England. Von Professor Julius Wolf (Zürich). — Nischni-Nowgorod und die allrussische Ausstellung. Von Gustav Karpeles. — **Literatur und Kunst.** Ilse Frapan. Von Carl Busse. — Shakespeare's Mutter? Glossen zum „Sommernachtstraum". Von F. P. von Westenholz (Stuttgart). (Schluß.) — **Feuilleton.** Das Genie. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen von M. Langfeldt. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Zar in Breslau. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Erscheinungen der Arbeitslosigkeit in England.

Von Professor Julius Wolf (Zürich).

Unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der gewerblichen Arbeit in England während der letzten fünfzig Jahre" hat der Schweizer Karl Alfred Schmid in den von Professor Elster in Breslau herausgegebenen „Staatswissenschaftlichen Studien" kürzlich bei Gustav Fischer in Jena eine Schrift veröffentlicht, welche zum Zwecke hat die erneute Prüfung des bekannten Satzes „The rich richer, the poor poorer", „die Armen werden ärmer, die Reichen werden reicher", an der Hand des von der großen englischen Labour commission im Laufe der Jahre 1891—94 zusammengetragenen und weiterhin von den Beamten der Commission gesichteten wie von den Mitgliedern der Commission verarbeiteten und beurtheilten Materials. Die Schrift bewegt sich darnach auf dem gleichen Boden wie einzelne Theile des vom Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren veröffentlichten „Systems der Socialpolitik"*), und sie gelangt auf Grund jener neuesten und in gleicher Vollständigkeit und Treue kaum in einem anderen Lande vorhandenen Erhebungen zu ungefähr den gleichen Resultaten, d. h. zu dem Ergebniß, daß jener vorerwähnte Satz die Entwickelung ganz falsch zeichnet, so sehr die öffentliche Meinung in vielen Ländern, darunter vielfach auch in Deutschland, unter dem Einfluß des Socialismus mit ihm sein mag.

Ich beabsichtige im Folgenden jedoch nicht, von den diese Frage behandelnden Theilen jenes Buches zu sprechen, sondern aus demselben eine Anzahl Mittheilungen auszuheben, welche sich mit den Erscheinungen speciell der Arbeitslosigkeit in England befassen. Dieselben sind durchaus nicht vollständig den Acten der „Labour commission" entnommen, sondern es handelt sich bei ihnen, da die Arbeit Schmid's in erster Linie der Frage der socialen Entwickelung bezw. Entwickelungstendenz gilt, mehr um Daten gelegentlicher Natur. Aber trotz dieses ihres Zufallscharakters werfen sie ein Streiflicht auf die Verhältnisse der Arbeitslosigkeit, welches festgehalten und nach seinem Spectrum untersucht zu werden verdient.

Aehnliche Ungeheuerlichkeiten der Statistik, wie sie vom deutschen Socialismus gelegentlich geliefert worden sind und immer noch geliefert werden, trotz der Zurückweisung, welche einzelne beredte Wortführer der Partei in diesem Punkte schon erfahren haben, fehlen auch in England nicht. So perorirt Tom Mann, der Organisator der Dockarbeiter in ihrem Ausstande von 1889, Secretär der „Independent Labour Party", über die Frage der Arbeitslosigkeit wie folgt (Schmid, S. 162): „Circa 10% der männlichen Arbeiter sind entweder ganz arbeitslos oder nur in unterbrochener Beschäftigung. Die Hälfte jener 10% arbeitet unter normalen Verhältnissen circa zwei Tage pro Woche. Dann bleiben 5% = 400 000 auf die Nation, die ganz und gar arbeitslos sind." Woher Tom Mann diese Daten haben mag! Die Unmöglichkeit der Gewinnung und Verwendung solcher Generalziffern haben gerade die Erhebungen der englischen Labour commission dargethan; denn sie haben gezeigt, daß die Verhältnisse der „Arbeitslosigkeit" in jeder Gruppe von Gewerben verschieden sind, derart, daß die Erfahrungen der einen absolut keine Anwendung auf die andere zulassen.

Es ist bekannt, daß die Arbeitslosigkeit unter dem Einfluß insbesondere dreier Factoren steht: sie folgt der Conjunctur, der Jahreszeit, sowie persönlichen Momenten: der Unterwerthigkeit des speciellen Arbeiters.*) Vor Allem der Conjunctur nun unterstehen verschiedene Gewerbe in sehr verschiedenem Grade. Aus den von Schmid mitgetheilten Zeugenaussagen geht hervor, daß der Conjunctur am stärksten unterworfen sind jene Gewerbe, welche nicht direct Gegenstände des Verbrauchs der Bevölkerung schaffen, sondern sogenannte „Güter höherer Ordnung", beispielsweise die Maschinengewerbe, welche bei günstiger Geschäftslage behufs Neu-Errichtung von Maschinen, Neubau von Schiffen 2c. außerordentlich stark in Anspruch genommen, bei ungünstiger Conjunctur aber ganz vernachlässigt werden. Der Maschinenbedarf ist fast immer ein plötzlich hervorbrechender; denn Erneuerungen und Neuanschaffungen finden vorwiegend in Zeiten guten Geschäftsganges statt, während die mit Erzeugung von Gegenständen des Verbrauchs der Bevölkerung beschäftigten Gewerbe durch diesen gleichmäßig in Athem gehalten werden, bei ungünstiger Conjunctur wohl etwas weniger, aber immerhin noch genug, um die Schwankungen des Bedarfs als verhältnißmäßig klein erscheinen zu lassen. Dies ist leicht zu erklären.

Offenbar müssen die Verbrauchsschwankungen am kleinsten

*) I. Bd. Stuttgart 1892.

*) Vgl. die Eintheilungen Böhmert's und des englischen Report on agencies for dealing with the Unemployd in meinem jüngst veröffentlichten Schriftchen „Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung", (Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung), Dresden 1896, S. 31.

Digitized by Google

sein bei allen Gegenständen des sich täglich oder wöchentlich oder sonst in kurzen Zeiträumen erneuernden unumgänglichen Verbrauchs, größer bei jenen Gegenständen, die keine absolute Nothwendigkeit bezeichnen, und größer auch bei allen Artikeln, deren Benutzung nicht ihren vollständigen Verbrauch, ihren eigentlichen Verzehr in sich schließt, so daß ihre Erneuerung nöthigenfalls einige Zeit hinausgeschoben werden kann. Man denke an Kleiderstoffe im Unterschied zu Lebensmitteln. In Zeiten schlechten Verdienstes wird mit der Erneuerung zurückgehalten, um so größer dann die Nachfrage, wenn die Verhältnisse wieder günstiger geworden sind.

Abermals größer nun und unter dem Gesichtspunkte der Conjunctur eine Kategorie für sich darstellend, sind die Schwankungen in allen Gewerben, welche überhaupt nicht Gegenstände des persönlichen Haushaltes liefern, sondern Maschinen (in weitestem Sinne), Capitalsbestandtheile. Denn hier ist Erneuerung — bei schlechtem Geschäftsgang — noch weniger dringend geboten.

Dies die Schwankungen des Absatzes, insofern sie von Seite des Verbrauchs entschieden werden. Als Momente auf Seite des Angebots spielen selbstverständlich mit die Möglichkeit der Ueberproduction, natürlicher — überreiche Ernten u. dgl. —, oder künstlicher, in engerem Sinne sogenannte Ueberproduction.

Auch diese Unregelmäßigkeiten des Angebots bestimmen die „Conjunctur". Sie sind darum nicht zu vernachlässigen, wenn es sich um Analyse der letzteren handelt. Indeß sind sie für die Nachfrage nach Arbeitern nicht gleich bedeutungsvoll wie für die Gestaltung des Preises. Was erstere angeht, so fallen für sie vorzugsweise die Erscheinungen auf Seite der Güternachfrage in's Gewicht. Die Arbeitslosigkeit concentrirt sich, und das stimmt mit der oben entwickelten „Theorie der Conjunctur", zunächst in der Maschinenindustrie (in weitestem Umfange) und in den Docks; weiterhin tritt sie in die Erscheinung in den großen Handwerks- (Sweating)-Industrien.

Der Secretär der Kesselmacher- und Stahlschiffbauer-Union berichtet (a. a. O. S. 47 f): „Die Union wurde gegründet im August 1834. Hauptquartier Newcastle-on-Tyne. Heute 37 000 Mitglieder, 190 000 £ Reservefonds, circa 57 000 £ kommen per Jahr zur Vertheilung als Arbeitslosen-Unterstützung." Weiter heißt es: „Kein Gewerbe ist in Großbritannien solchen Schwankungen unterworfen als der Schiffbau. 1883 war die „Production" 125 Millionen Tons, im Durchschnitt der folgenden fünf Jahre bloß 650 000 Tons. Mehr als die Hälfte der Mitglieder der Union war arbeitslos die ganze Zeit — was 100 000 £ p. a. kostete."

Weniger als der Schiffbau, aber immer noch in hohem Grade ist der Maschinenbau der Conjunctur unterthan, wie aus den Aussagen eines Beamten der „amalgamirten Maschinenbau-Union" hervorgeht.

Von Interesse ist dabei, daß in diesen der Conjunctur am stärksten unterworfenen Gewerben immer, auch in Zeiten des besten Geschäftsganges, ein kleiner Procentsatz der Arbeiter unbeschäftigt bleibt. So meint der Vertreter der Schiffbauer und Kesselmacher: „Sogar in Zeiten blühenden Geschäfts waren durchschnittlich 3 — 6% der Mitglieder ohne Arbeit." Und der Vertreter der Maschinenbauer berichtet: „Die Procentzahl der Mitglieder ohne Arbeit war nie weniger als 1 : 6 (1873). Sogar in guten Zeiten sind die Arbeitslosen nicht sämmtlich eingestellt worden." Dieser zweite Arbeiter-Vertreter sucht die Erscheinung wie folgt zu erklären: „Die Unternehmer arbeiten lieber mit weniger Leuten, die von einer Zahl Arbeitsloser außerhalb der Thore bedroht werden, Ueberzeit, als daß sie ihre freien Plätze ausfüllen." Dieser Hinweis erinnert an die Herleitung des Gesetzes der industriellen Reserve-Armee bei Marx.

Neben den Maschinen- und Schiffbau-Industrien bilden, wie erwähnt, ein zweites Centrum der Arbeitslosigkeit die Docks. Nur ist hier die Erscheinung doch anderen Charakters. Nicht so sehr die weltwirthschaftlichen Conjuncturen entscheiden in den Docks die Masse der Arbeitslosigkeit, sondern in höherem, mindestens in gleich hohem Grade der Zufall des Tages: denn der Schiffsverkehr ist auch bei ungünstiger Conjunctur kein so wesentlich geringerer als in guter Zeit. Die Conjunctur also des Tages statt der Conjunctur des Jahres! Und noch ein Weiteres kommt hinzu, wodurch die Erscheinung der Arbeitslosigkeit in den Docks eine andere wird. In den Docks fließt nahezu die gesammte Reserve des englischen Arbeiterheeres zusammen. Was in anderen Beschäftigungen arbeitslos geworden, wendet sich hierher. In Folge dessen — da die Docks diesen Ueberschüssigen nur eine theilweise Verwendung zu geben vermögen — ist die Arbeitslosigkeit hier nicht vorübergehend, sondern endemisch.

Ueber die Arbeit in den Docks hat Anderen voran der ausgezeichnete Forscher und Statistiker des Elendes in London, Charles Booth, Erhebungen gepflogen. Er schätzt die Zahl der Arbeitsuchenden immerhin auf nicht mehr als 32 000 (a. a. O. S. 106). Aber doch sollen im Maximum bloß 18 000 beschäftigt sein! Von Dockarbeitern wird uns gesagt, so von Thomas Mac Carthy, Beauftragtem der Dock- und Quai-Arbeiter-Union (S. 76): „Dock- und Quai-Arbeit ist eingetheilt in Schiffe-Ausladen und -Einladen. Ersteres besorgen die Dockarbeiter, Letzteres die Güterpacker. Die ganze Zahl derer, die sich um solche Arbeitsgelegenheit bewerben, allgemein in London, macht 45 000 aus. Zum Theil ist die Arbeit gelernte Arbeit, aber im Großen und Ganzen gilt sie als ungelernte." „Die Hauptklage ist die, daß eine ungeheure Zahl an den Thoren der Docks Arbeit sucht; aus allen Gewerben strömen sie hinzu, sei es aus eigenem Verschulden, sei es in Folge von Einführung Arbeit sparender Maschinerie oder Concurrenz (Ueberproduction), und betrachten dies als letztes Mittel. Viele sind untauglich zu der Arbeit — mögen sie immerhin gute Mechaniker sein."

Die Angaben über die Zahl der Arbeitsuchenden schwanken also. Booth spricht von 32 000, Max Carthy von 45 000. Ich halte dafür, daß beide Ziffern richtig sind. Denn die Arbeitsuchenden sind unmöglich alle in Evidenz zu halten. Finden sie die Arbeit nicht, so ziehen sie zum Theil eben wieder ab. Die 32 000 des Mr. Booth bezeichnen wohl nur die zu jeder Zeit an den Docks Arbeit Suchenden, wobei aber die Einen stets durch die Anderen abgelöst werden.

Um nun nach dem Statistiker und dem Arbeiter noch eine dritte Instanz, den Unternehmer, zu hören, so erklärt Mr. William Becket Hille, Theilhaber einer Schraubenschiffer-Firma, mit Bezug auf die Dockarbeit (S. 101): „Es ist schwierig, fleißige Arbeiter in genügender Zahl zu bekommen! Die Arbeiter, die in die Docks kommen, kann man bezeichnen als den „submerged tenth". Es sind in der Regel Leute, die in allen andern Beschäftigungen Mißerfolg gehabt haben, sei es aus Mangel an Charakter, oder wegen Unsolidität (wohl dasselbe?!). Diese sind dann auch hauptsächlich unbeschäftigt. Die soliden Leute bekommen auch in den Docks regelmäßig Arbeit, so gut wie anderswo".

Der letztere Theil dieser Aeußerung ist kaum ganz zutreffend. Denn die Gelegenheit zur Dockarbeit ist wechselnd. Dagegen beruht der erste Theil des Votums wohl auf im Ganzen richtiger Beobachtung. Es sind die insbesondere im Charakter untüchtigen Elemente, welche sich hier zusammenfinden, und die in Folge ihres Charakterdefects, der auch im Mangel an Arbeitsenergie und Arbeitslust bestehen kann, in anderen Beschäftigungen Schiffbruch gelitten haben. Diese Wahrnehmung wird auch von anderer unparteiischer Seite bestätigt. So erklärt Mr. J. W. Lewis, Unterpfarrer im Eastend und zeitweiliger Präsident von localen Zweigvereinen der Dockarbeiter-Union (S. 90): „Der casuelle (d. h. der nicht dauernd angestellte) Arbeiter verläßt das Dock mit 3s 3d in der Tasche und wendet sich einem Wirthshause zu. Er zieht

Digitized by Google

alsdann eine plötzlich sich zeigende Arbeitsgelegenheit von 24—36 Stunden vor, um nachher zu faulenzen. Drei Tage per Woche pflegen diese Leute zu arbeiten. Was sie im Wirthshause ausgeben, ist geradezu unglaublich in Anbetracht ihrer Einnahmen."

Was jener Unterpfarrer hier erzählt, erinnert an einen Menschentypus, der im vorigen Jahrhundert in Europa noch sehr häufig war, und auch an das, was uns mit Bezug auf den Neger-Arbeiter aus den Südstaaten Nordamerikas bekannt ist: Der Arbeiter arbeitet nicht länger, als bis sein nothdürftiger Unterhalt für einige Zeit gedeckt ist. Er findet im zeitweiligen Müßiggang größeren Genuß, als in der durch fortgesetzte und strenge Arbeit ermöglichten höheren Lebenshaltung.

Als ein drittes „Arbeitslosigkeitscentrum" wurden die sogenannten sweating industries genannt. Die Verhältnisse sind hier abermals von anderer Art als im Maschinenbau und an den Docks. Die Sweating-Industrien sind Saisonindustrien. Aber wieder ist die Arbeitslosigkeit hier wie an den Docks nicht so sehr Aeußerung der Conjunctur, wie durch andere Umstände begründet. Uebrigens tritt sie hier auch lange nicht in dem Maaße wie im Maschinenbau und in den Docks hervor. Sie führt sich zurück auf die Zuwanderung von Ausländern nach England, und zwar von Ausländern, welche, da ihr standard of life ein außerordentlich geringerer als der des englischen Durchschnittsarbeiters ist, zu wesentlich geringerem Preis als dieser arbeiten. So berichtet der Secretär der Schuh- und Stiefel-Arbeiter-Union in Leicester (S. 140): „1890 kamen circa 20000 arme Einwanderer nach England, 10000 blieben in London, der Rest zerstreute sich über das Land. In großer Menge kamen sie nach Manchester und Leeds. Diese Arbeiter schaffen in Kellern und schlafen zu 14 in einem Raum. Sie arbeiten zu 10d bis 1s 3d per Dutzend Damenstiefel und zu 1s 2d bis 1s 8d per Dutzend Männerstiefel. Vor der Einführung dieser fremden Arbeiter wurden 3s 9d und 4s 9d per Dutzend bezahlt." Diese fremden Arbeiter — meist russische Juden — haben also den Arbeitslohn in den von ihnen besetzten Industrien bis auf etwa $^1/_3$ seines früheren Standes herabgedrückt! Sie haben in den betreffenden Geschäftszweigen Englands ziemlich das bereits geleistet, was von der durch die Socialisten und Andere seit längerer Zeit vorausgesagten ostasiatischen Einwanderung nach Europa für die Zukunft befürchtet wird. —

Wir haben bisher noch nicht des Zuges vom Lande in die Stadt und der Verdrängung des Arbeiters durch die Maschine, zweier ziemlich gleichwerthiger und von der socialistischen Theorie als Hauptursachen der Arbeitslosigkeit angesprochener Erscheinungen des eingehenderen gedacht. Die Wanderung vom Lande in die Stadt tritt in England in zwei Formen auf: als dauernde Verschiebung und als solche bloß für die Saison. Auch in Deutschland hat man beide Gestalten. Was die sich jährlich wiederholenden Wanderungen angeht, so meint ein Dockarbeiter, Namens Michael Hart, darüber (S. 76): „Landarbeiter kommen im Winter auf den Arbeitsmarkt, so daß zweimal so viel Arbeitsangebot wie Nachfrage existirt. Diese Leute, die zum Fahren geschickt sind, verdrängen (wieder in Folge geringerer Lebensansprüche?) die Fuhrleute, die also Arbeit in den Docks und an den Quais suchen müssen; sie sollten zu Hause bleiben." Auch hier zeigt sich, wie jede Vermehrung des Arbeiterangebots in letzter Linie den Andrang gegen die Docks hin verstärkt. Im Uebrigen spielt aber in den zu Protokoll gegebenen Aussagen der Zug vom Lande in die Städte keine Rolle.

Was dann aber die Außerarbeitsetzung von Arbeitern durch die Maschine angeht, Marx zu Folge der der modernen Arbeitslosigkeit wesentlich zu Grunde liegende Proceß, so kreuzen sich die Aussagen darüber. „Die Löhne sind", erklären Mr. Mullin, Mr. Silk, Mr. Mawdsley, Mr. Holmes, Mr. Book als Vertreter von Arbeitervereinen der Textilindustrie in Lancashire und in den benachbarten Landschaften (S. 131), „die Löhne sind in den letzten paar Jahren gestiegen, direct durch zwei Aufbesserungen von je 5%, und indirect durch die verbesserten Maschinen." Dagegen meinen Mrs. J. W. Downing und Allen Gol aus West-Yorkshire (S. 133): „Seit die Stühle schneller laufen, sind die Löhne um $^1/_8$ gesunken, weil die Stühle mehr produciren." Die Commission schlägt sich auf die Seite des Mr. Mullin und Genossen: „Verbesserte Maschinen — höhere Löhne", darum auch kaum verminderte Arbeitsgelegenheit; denn solche würde wohl schlechtere Löhne nach sich ziehen. Direct über die Frage der Einwirkung verbesserter Maschinen auf die Arbeiter-Nachfrage spricht sich Mr. John Henry Jolley aus (S. 153): „Der Effect der Einführung neuer Maschinen im Druckerei-Gewerbe war höherer Lohn und vermehrte Arbeitsgelegenheit." Und schließlich hören wir von den viel angezogenen Docks, allerdings diesmal einen Unternehmer, Colonel Birt, Director der Millwall Docks (S. 102): „Heutzutage wird in den Docks viel Maschinerie angewendet. Sie hat sicher die Nachfrage nach Arbeit gesteigert, obschon sie eigentlich den entgegengesetzten Effect bezweckte."

Entscheidend sind diese Aeußerungen freilich nicht. Denn nicht unmittelbare Beobachtung, sondern bloß die Daten der Generalstatistik sind im Stande zu zeigen, wie die Vertheilung der Arbeitsgelegenheit heute ist und früher war, wie also die Maschine im Einzelnen und im Ganzen gewirkt hat. Einen Versuch in dieser Richtung habe ich in dem oben erwähnten „System der Socialpolitik" unternommen. An dieser Stelle galt es aber bloß zu zeigen, ein wie differenzirtes Phänomen die Arbeitslosigkeit ist, und wie sie ein geeignetes Feld theoretischer Vertiefung und Bearbeitung darstellt. Es ist in dieser Richtung noch sehr Vieles zu thun.

Nischni-Nowgorod und die allrussische Ausstellung.

Von Gustav Karpeles.

In der weiten Ebene, wo die Oka sich in die Wolga ergießt, herrschte einst der Mordwine Skworez (Staar), ein Freund des Räubers Sslovai (Nachtigall), mit seinen siebzig Söhnen. Der Zauberer Djatel (Specht) hatte ihm prophezeit, daß seine Kinder das väterliche Erbe bewahren würden, wenn sie in Eintracht lebten. Sollten sie jedoch unter einander in Streit gerathen, so würden die Russen sie unterwerfen. Die Nachkommen des Mordwinen Skworez waren aber untereinander uneinig und wurden deßhalb nach langen und heftigen Kämpfen von der Oka-Mündung vertrieben. An der Stelle aber, wo diese den Sieg erfochten, gründeten die Russen Nischni-Nowgorod.

So lautet die Sage über die Entstehung der Stadt, die durch ihre Messe einen Weltruhm erlangt hat, die aber durch ihre geschichtliche Bedeutung jedem Russen noch ganz besonders heilig und theuer ist. Moskau, Nischni und Kiew sind die drei geweihten Stätten des Nationalrussenthums. Wer Nischni nicht von der Oka und Kiew nicht vom Dnieper aus gesehen hat, der kennt Rußland überhaupt nicht, so behauptet wenigstens die Volksmeinung. Und sie mag wohl Recht haben. Nur daß Kiew meiner Meinung nach weit hinter Nischni zurückstehen muß, was Lage und geographische Bedeutung anbelangt. Nischni ist die ethnographische Grenze Europas und Asiens, wenn auch nicht die geographische. Hier fließt der heilige Strom der Russen, die Wolga, und zeigt uns den Weg in das Herz Asiens, die große Wasserstraße in die mongolische Welt. Wie der Deutsche vom

Digitized by Google

Vater Rhein, so spricht der Russe mit inniger Liebe von Mütterchen Wolga. An den Ufern des Riesenstroms sind auch die Russen zum ersten Male als Colonisatoren aufgetreten, als sie im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Nischni-Nowgorod gründeten.

Es war deßhalb ein wohlerwogener Gedanke, hierher, an die Grenze zweier Welten, eine große allrussische Ausstellung zu verlegen. Man wußte wohl, daß man auf den großen Fremdenstrom aus dem „faulen Westen" werde verzichten müssen. Allein man wollte lieber das Thor nach Asien öffnen und den Völkern des anderen Erdtheiles die Größe und Macht, die commercielle und industrielle Bedeutung Rußlands zeigen. Daß darum die reiselustigen Deutschen und Engländer sich nicht vom Besuch der Ausstellung würden zurückschrecken lassen, wußte man ebenfalls. War ja seit Jahresfrist auf allen russischen Bahnen der Zonentarif eingeführt worden, so daß man für fünfzig Rubel von einem Ende des weiten Zarenreiches bis zum anderen erster Classe reisen kann. Mit all diesen Erwägungen hat sich der russische Finanzminister Witte, ein genialer und energischer Mann, nicht verrechnet, wie der thatsächliche Erfolg beweisen kann.

Die große allrussische Ausstellung ist seit drei Monaten eröffnet. Sie lockt Besucher aus allen Ländern des Erdrundes an und sie bietet in Wirklichkeit auch ein treues, in vielen Zügen charakteristisches Bild der Bedeutung Rußlands auf allen Gebieten des Handels, der Industrie, des Kunstgewerbes, der Landwirthschaft ꝛc. Wir Deutsche machen uns gemeinhin kein rechtes Bild von der Arbeit Rußlands auf diesen und verwandten Gebieten, da wir nur zu gern geneigt sind, diese Arbeit zu unterschätzen oder auch nach einzelnen Beispielen und Erfahrungen zu überschätzen. Beides wäre verfehlt und deßhalb ist der Besuch der Ausstellung von Nischni-Nowgorod gerade für uns Deutsche in jeder Beziehung sehr lehrreich.

Die Nischni-Nowgoroder Ausstellung ist in einem Dorfe Gordejewka untergebracht. Indessen ist das Wort „Dorf" nur euphemistisch aufzunehmen. Es war nichts als ein großer Sumpf auf dem Rayon, wo jetzt ein prächtiger, mit Blumen und Squares geschmückter Park steht, zu dem eine Straße führt, die auch jeder Europäer gehen kann. Es ist erstaunlich, was hier geleistet worden — und zwar in sehr kurzer Zeit. Betritt man die Ausstellung durch das geschmackvolle Hauptportal, so präsentirt sich dieselbe uns alsbald von der vortheilhaftesten Seite; ja, sie unterscheidet sich hier wenig von anderen Ausstellungen in Berlin, Wien und Paris. Man muß erst tiefer in den Park hineingehen, um an den verschiedenen, weithin verstreuten Pavillons, deren Zahl 200 übersteigt, den originellen russischen Baustil in seinen krausesten Einfällen zu studiren. Die ganze Ausstellung ist in zwanzig Sectionen untergebracht: Landwirthschaft, Gestütwesen und Pferdezucht, Hausthiere, Garten-, Obst- und Gemüsebau, Jagd und Fischerei, Forstwirthschaft, Bergbau und Metallurgie, Producte der Textilindustrie, Fabrik- und Handwerkerzeugnisse, Kunstgewerbe, Hausindustrie, Maschinen, Apparate und Elektrotechnik, Sibirien und der Handel Rußlands mit China und Japan, Centralasien und der Handel Rußlands mit Persien, Kriegswesen, Flotte, Architektur und Ingenieurwesen, commercielle See- und Flußschifffahrt, Kunst, Volksbildung, der hohe Norden.

Es ist natürlich, daß jeder Besucher aus dieser Fülle sich das heraussucht, was seinem Beruf und seinen Neigungen am meisten entspricht. Im Allgemeinen werden jedoch — namentlich für Fremde — die Abtheilungen, welche den Handel Rußlands mit China, Japan und Persien darstellen, sowie der Pavillon des hohen Nordens, der der Hausindustrie und der Volksbildung unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Der centralasiatische Pavillon ist — sicher nicht ohne bestimmte Absicht — ganz in den Vordergrund gestellt. Er ist in maurischem Stil erbaut und nimmt einen Flächenraum von 500 Quadratfaden ein. Gleich beim Eintritt führt uns die Gesellschaft für Handel und Industrie in Mittelasien die Producte in wohlgeordneter Sammlung vor, mit denen Rußland und Persien sich gegenseitig versorgen. Wir sehen russisches Porzellan, Fayence, Glaswaaren, die hauptsächlich nach Persien importirt werden, daneben aber Teppiche aus Buchara, Seidenzeuge, Wein, Baumwolle, Reis, Samen und die merkwürdigsten Früchte, die aus Persien hierher gebracht werden. Außerordentlich fesselnd ist die Ausstellung von Turkestan; sie bietet uns ein Bild von dem Leben und Weben in diesem Lande, das den Beschauer nicht so leicht losläßt. Der ganze Pavillon ist mit Teppichen und orientalischen Zeugen reich geschmückt; am linken Eingang ist ein orientalisches Zelt geschickt versteckt, wo Thee, Limonade, Kumys ꝛc. verabreicht wird. Gegenüber diesem großen Gebäude ist der Pavillon, der Sibirien und den Handel Rußlands mit China und Japan vorführt, klein und zierlich. Aber er ist doch der wichtigste der ganzen Ausstellung. In der äußeren Ausstattung den sibirischen Bauernhäusern nachgeahmt, ist er höchst eigenartig und geschmackvoll von Prof. Benois ausgeführt. Sibirien wird in fünf verschiedenen Gruppen vorgeführt. Wir lernen den Reichthum des Landes an Gold, Silber, Blei, Kupfer, Pflanzen und Bäumen kennen und haben Gelegenheit, unser Urtheil über dieses Land, bei dessen Namen uns schon eine leichte Gänsehaut überläuft, vielfach zu berichtigen. Bis in die wilde Steppe führt uns die Ausstellung; sie ist das historisch merkwürdige Thor, durch welches die asiatischen Völkerhorten, wenn ihnen die Weideplätze in Innerasien zu eng geworden, in die Länder des Westens drangen. Hier fließen keine Ströme, hier rauschen keine Wälder; wohl aber findet sich hier Gold und Silber, Kupfer und Blei in reicher Fülle. Daß der Handel Rußlands mit den beiden feindlichen Mächten China und Japan gegenwärtig ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, ist begreiflich und ziemlich selbstverständlich. Dieses Interesse wird hier vollauf befriedigt. Kein Zweifel, daß das moderne China am meisten bevorzugt und daß der Hauptimportartikel, der Thee, in all seinen verschiedenen Arten, als Schilf-, Karawanen-, Lederthee ꝛc., den größten Theil dieses Pavillons ausfüllt. Man kann hier bequem die Geschichte des Thees studiren, von dem ersten Theeblatt ab bis zu dem braunen Trank, der in dem mächtigen Samowar brodelt und der nicht nur das Lebenselement Rußlands bildet, sondern auch in unseren Ländern das beliebteste Getränk geworden ist.

Was vermag solchem Reichthum gegenüber der hohe Norden uns zu bieten? Und doch nimmt gerade dieser Pavillon, der an die Factoreien erinnert, welche die Russen am weißen Meere angelegt, deren lothrechte Außenlinien die Vorstellung einer Wiederspiegelung im Wasser erwecken, unser volles Interesse in kräftigsten Anspruch. Zwei Meere zeigen uns hier ihren Reichthum an Fischen; ungeheure Wälder weisen uns auf den Reichthum an Nutzholz hin. Wir sehen hier Bäume, die bei uns als Wunder gezeigt würden, mit mittlerer Größe bezeichnet und wir wundern uns nicht mehr über die reichen Hülfsquellen Rußlands, das allein aus diesem Gebiete im Jahre 1894 15 Millionen Bretter in's Ausland geschickt hat. Außerdem giebt aber der hohe Norden auch noch Naphtha und Steinkohle, blei- und silberhaltiges Erz, ja sogar Alabaster, der dem rosageäderten schlesischen Marmor sehr ähnlich ist. Kein Wunder, daß gerade dieses Gebiet für Rußland von ganz besonderer Bedeutung ist.

Wer aber die eigenartigste russische Industrie kennen lernen will, der muß nun den Pavillon der sogenannten Hausindustrie aufsuchen. Unter Hausindustrie versteht man in Rußland die handwerksmäßigen Beschäftigungen, denen die Bauern in der freien Zeit obliegen, die ihnen namentlich im Winter nach Erledigung ihrer landwirthschaftlichen Arbeit verbleibt. Diese Hausindustrie wird von der Regierung kluger Weise sehr gefördert und gepflegt. Nach officiellen

Digitized by Google

Berichten beläuft sich die Zahl der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen auf mehr als 7 Millionen, denen nur etwa $1^1/_2$ Millionen Fabrikarbeiter gegenüberstehen — das sind Zahlen, die zu denken geben, und die uns zugleich Vieles erklären. Natürlich ist die Hausindustrie am meisten in den Gouvernements entwickelt, wo der Boden die Lebensbedürfnisse der Bauern nicht zu gewähren vermag. Durchwandern wir diesen Pavillon, so staunen wir über die Entwickelung, welche diese Industrie genommen hat, über die Feinheit und Sauberkeit der Arbeit, ja, sehr oft auch über den natürlichen Geschmack, der in den verschiedenen Zweigen zur Erscheinung kommt. Hier sehen wir die berühmten Holzwaaren, dann Stickereien und Webereien, dort Schuhwerk, Schlosserarbeiten, Heiligenbilder, Schnitzereien mannigfacher Art. Und was die Hauptsache ist; Alles ist so billig, daß man hier wirklich etwas kaufen kann, was in den anderen Pavillons der Ausstellung kaum möglich ist. Außer diesen Sectionen, die, wie gesagt, specifisch russischen Charakter tragen, ist natürlich noch vieles zu sehen, was auch das Interesse des fremden Besuchers zu fesseln im Stande ist. Am schwächsten ist die Kunst bedacht worden, da die hervorragendsten russischen Maler nicht ausgestellt haben. Dagegen ist das Kunstgewerbe, namentlich in den berühmten russischen Broncen, ganz außerordentlich entwickelt und trägt zum Theil wirklich originellen Charakter, während auf vielen anderen Gebieten doch nur Nachahmung des faulen Westens, auf den man gleichwohl etwas verächtlich oder spöttisch blickt, zu finden sein dürfte.

Das Gesammtbild der Ausstellung zeigt uns die Culturarbeit Rußlands, den Gang seiner industriellen und commerciellen, wie seiner geistigen und künstlerischen Entwickelung in aufsteigender Linie. Wir bekommen Respect vor dieser Arbeit — und das ist ein Erfolg, wie ihn eine Ausstellung nicht allzu oft erreicht hat. Die Leitung des ganzen Werkes ruht aber auch in sehr geschickten Händen. Das Präsidium bilden die beiden Staatsräthe Timirjaseff und Kovalewski, zwei hochgebildete und kenntnißreiche Männer, denen ein Heer von Commissären und Experten zur Seite steht: Professoren, Schriftsteller, Fabrikanten, reiche Kaufleute, die alle ihr bestes Können, ihre ganze Thätigkeit in den Dienst des großen Nationalwerkes gestellt haben. Und mitten unter diesen auch eine Frau, Pauline v. Couriard, die rühmlichst bekannte Malerin, als weiblicher Commissär für Kunst und Kunstgewerbe. So zeigt uns Rußland auch in diesem Falle, wie man den gordischen Knoten der Frauenfrage ohne große sociologische Erwägungen einfach durchschneiden kann. Der ganze Charakter der Ausstellung ist ein ernster und strenger. Vergnügungen sind fast vollständig ausgeschlossen. Man soll hier lernen, und man kann in der That auch Vieles lernen. Demgemäß ist auch die Zahl der Besucher nicht eine allzugroße. Die höchste Ziffer war bis jetzt an einzelnen Sonntagen etwa 15000. Diejenigen aber, die die Mühen der weiten Reise nicht gescheut, werden es kaum zu bereuen haben. Es ist ein fremdartiges, originelles Bild, das sich da vor uns aufrollt und das wir noch lange in der Erinnerung behalten, wenn wir die Ausstellung längst verlassen haben. Nicht alle Züge in diesem Bilde sind schön, wohl aber sind alle treu und die meisten charakteristisch und originell für den fremden Beschauer. —

Es giebt sehr viele Leute — und diese sind keineswegs die dümmsten — die nach Nischni-Nowgorod zur Ausstellung gekommen sind und sich mit Vorliebe auf dem Jahrmarkt aufhalten. Freimüthig erklären sie, daß ihnen die Messe ungleich interessanter sei als die Ausstellung. Ich gehöre nun allerdings nicht zu diesen Ketzern, muß aber doch auch gestehen, daß für denjenigen, der den Orient kennen lernen will, auf dem Jahrmarkte eine viel größere Ausbeute zu finden ist. Die Messe zu Nischni-Nowgorod ist eine geschichtliche Berühmtheit. Wir kennen sie alle aus der Geographie-Stunde. Sie aber auch wirklich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, ist eines der interessantesten touristischen Ereignisse im Leben eines Culturmenschen. Sie erscheint fast wie ein Anachronismus in der modernen Zeit der Eisenbahnen und Börsen — und doch ist sie ein dringendes Bedürfniß, nicht bloß für den Tauschhandel zwischen Europa und Asien, sondern auch für die jährliche Geschäftsabwickelung des gesammten russischen Großhandels. Es schwindelt einem armen Touristen, wenn er von den Summen hört, die hier genannt werden. Die erste Messe zu Nischni setzte ca. 52 Millionen Rubel um; die des Jahres 1880 aber schon ca. 171 Millionen und die des Jahres 1881 gar 246 Millionen. Dagegen war im Jahre 1882 ein Rückgang auf 240 Millionen zu constatiren und auf diesem Niveau hält sich auch gegenwärtig der Umsatz. Ja, hier rollt der Rubel in schmutziger Wirklichkeit — und es giebt, nicht bloß für den Kaufmann, kaum etwas Interessanteres, als die naive und doch schlaue Art des Handelsverkehrs hier an Ort und Stelle zu beobachten.

Nun giebt es allerdings Schwarzseher, die da behaupten, daß mit der Eröffnung der sibirischen Bahn, welche 1899 schon erfolgen soll, das Todtenglöckchen der Messe werde geläutet werden. Andere behaupten wieder das Gegentheil. Und in den Regierungskreisen macht man sich sogar große Hoffnungen auf neue, ungeahnte Absatzwege, die der Schienenstrang nach Sibirien der Messe eröffnen werde. Es wäre übrigens nicht das erste Mal, daß Nischni-Nowgorod seine commercielle Bedeutung verlieren würde, um sie dann später doch wieder zu erlangen. Die Ausgrabungen, welche in Perekop am schwarzen und in Taganrog am Asow'schen Meere veranstaltet wurden, haben die Vermuthung geweckt, daß es schon in uralter Zeit Handelswege gab, welche von jenen Meeren ausgingen, um sich an der Mündung der Oka in die Wolga zu vereinigen. Indeß, sei dem wie dem wolle, gegenwärtig blüht die Messe, die in dieser Woche feierlich eröffnet wurde, mehr als je. Fast fürchte ich, daß hier zwischen Messe und Ausstellung in nächster Zeit ein Concurrenzkrieg ausbrechen wird, der kaum mit dem Siege der letzteren enden dürfte. Am Ende ist ja jede Ausstellung ein großer Jahrmarkt. Der Jahrmarkt von Nischni aber ist die merkwürdigste Ausstellung, die man sich überhaupt vorstellen kann. Dieser Jahrmarkt bildet eine kleine Stadt für sich, die aus zahlreichen steinernen Budenreihen besteht und in vieler Beziehung an das alte Moskau erinnert. Aber man muß die Erinnerung an orientalische Marktplätze zurückweisen, wenn man von der Nowgoroder Messe spricht. In diesen breiten Straßen herrscht große Ordnung, leuchtet elektrisches Licht, fährt die elektrische Bahn, die Siemens und Halske gebaut haben. Gerade aber der Gegensatz von europäischen Institutionen und asiatischer oder halbasiatischer Bevölkerung ist das ethnographisch interessanteste Moment der Messe! Diese wird an manchen Tagen von 3—400 000 Menschen besucht, und es giebt für das europäische Auge nichts Reizvolleres als die Fülle der Gesichte, die sich ihm hier mühelos aufdrängt, zu beobachten: Hier der bärtige Muschik in seiner grellrothen Blouse neben dem polnischen Juden im langen seidenen Kaftan; dort Tscherkessen in ihrem malerischen Nationalcostüm, Tataren, Kalmücken, Türken und Griechen in rothem Fez, Perser mit hoher, kegelförmiger, schwarzer Schaffellmütze, Chinesen in ihrer uns wohlbekannten Tracht. Dazwischen der altrussische Kaufmann in seiner gravitätischen Würde, Officiere in den kleidsamen weißen Blousen, Popen mit lang herabwallendem Haar, gelegentlich auch ein Bettelmönch mit dünnem Schleier am Hut oder eine Schaar von Nonnen mit schwarzem Kopftuch, die den gleichen Zweck verfolgen — und zur Hebung des Contrastes elegante Touristen, Petersburger Dandys, nach der neuesten Pariser Mode gekleidete und geputzte Damen aus Moskau, deren Costüme in ihrer Buntheit und Farbenzusammenstellung denen der ganz wilden Völker oft nur wenig nachgeben. Mitten durch rasen die

Digitized by Google

Iswoschtschiks mit ihren kleinen Gefährten und ihren behenden Pferdchen und Karawanen von kleinen Landwagen ohne Zahl. Nur der Gorodowoi, d. h. der wachthabende Schutzmann, bildet hier den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Nicht weniger interessant ist aber ein Besuch der Waarenmagazine und der verschiedenen Landungsplätze. Hier sehen wir in riesigen Ballen oder Kisten die Waaren aufgestapelt, welche in jenen Budenreihen zum Verkauf gelangen, also vor Allem Thee, Eisen, Fische, Kaffee, Heiligenbilder (durchschnittlich für 150000 Rubel pro Jahr), Glocken, Tabak, Colonialwaaren, Wein, Schuhwerk, Rohwaaren, Wolle, Kattun, der hier fast der wichtigste Handelsartikel ist, persische Teppiche und chinesische Seidenstoffe, russisches Rauchwerk und noch vieles Andere, was des Menschen Herz erfreut und seine Börse zu erleichtern vermag.

Die Concurrenz zwischen Ausstellung und Messe wird sich, wie ich fürchte, nicht bloß auf das Völkergewühl der Besucher, sondern vor Allem auf das geldkräftige Publicum erstrecken. Man kauft eben auf dem Jahrmarkt billiger, ja sogar oft sehr billig. Hier gelten die vornehmen Geschäftsprincipien, die auf der Ausstellung nicht umgangen werden dürfen, so gut wie gar nichts. Man kann dreist die Hälfte des Preises bieten, den der Verkäufer verlangt, und läßt er die Waare nach langem Feilschen doch nicht für diesen halben Preis, so ruft uns sein Nachbar, vielleicht sonst sein bester Freund, und verkauft uns den gleichen Stoff für den halben Preis, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist nun allerdings nicht Jedermanns Sache — aber wer es versteht, der kann mit Schätzen reichbeladen den Jahrmarkt verlassen. —

Vom Jahrmarkt führt zur Sommerszeit eine lange hölzerne Brücke zur Stadt selbst, die wieder in zwei sehr verschiedene Hälften sich theilt; in einen unteren und oberen Bazar. Der untere Bazar, der Hauptsitz des Nischni-Nowgoroder Handels, ist eine schmutzige, echtrussische Provinzstadt, der obere Bazar eine saubere, zum Theil elegante, modern europäische Stadt mit Asphaltpflaster, elektrischer Beleuchtung, mit Hôtels, Villen, Theater, Gärten und Squares. Auf dem höchsten Punkte der Hügelstadt erhebt sich der mächtige Kreml, ein Complex von öffentlichen Gebäuden und Kirchen, von einer 20 bis 30 m hohen Mauer umgeben, die von elf Thürmen flankirt wird. Weiterhin links der sog. Atkoß, eine künstlich angelegte Terrasse am Abhang nach der Wolga zu mit ausgedehnten Parkanlagen, weiterhin das weltberühmte Petschersky-Kloster, dessen Besuch kein Tourist unterlassen sollte, dann die alte Stroganoff-Kirche, ihrer Bauart und Einrichtung nach die interessanteste von den 42 Kirchen der Stadt Nischni-Nowgorod. Hier ist, wie ich vermuthe, der höchste Punkt, von dem man die Stadt oder vielmehr die vier Städte, aus denen sich Nischni-Nowgorod zusammensetzt, aus der Vogelperspective noch einmal genau betrachten kann. Das Bild ist namentlich bei Sonnenuntergang von bezaubernder Schönheit und erinnert gar sehr an verwandte Bilder von Neapel und Constantinopel. Rechts der weite Complex massiver Bauten, die die Ausstellung bergen, dann ziemlich in der Mitte die Jahrmarktsstadt mit ihren endlosen, monotonen, grünbedachten Budenreihen, in der Mitte die lange Brücke, die die Oka von der Wolga trennt, zu unseren Füßen die Stadt mit ihren Häusern, Kirchen, Gärten, in allen Weiten aber der mächtige Strom, dessen Rücken mit zahllosen Schiffen bedeckt ist. Ein hochrother Streifen am äußersten Ende des Prospects contrastirt wunderbar mit den tiefdunklen Wolken, die sich über die Höhen ausbreiten, — es ist ein Bild, wie ich es ähnlich nur noch in der Campagna in wundervollen italienischen Frühlingsnächten gesehen habe. Allmälig verstummt auch das Lärmen und Toben des Jahrmarkts, der Ausstellung. Eine feierliche Ruhe ist über die Natur ausgegossen. Tausend Lichter aber erleuchten die milde, warme Nacht und spiegeln sich im heiligen Strome wieder. Vom Thurme des Petschersky-Klosters läuten sie zur Abendruhe und vom Minaret der tatarischen Moschee gegenüber in der Meßstadt antwortet ihnen der Ruf zum Gebet an die Gläubigen des Halbmonds, der oben wie ein merkwürdiges Symbol über dem Bilde aufgeht. Dort lichtet ein finnischer Dampfer die Anker, hier rüstet ein chinesisches Kauffahrteischiff sich zur Rückkehr in die Heimath — über die ganze Scenerie ist aber heiliger Frieden ausgegossen. Auch der moderne Tourist kann sich diesem erhabenen Eindrucke nicht entziehen und auch er faltet seine Hände zum Gebet:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!

Literatur und Kunst.

Ilse Frapan.

Von Carl Busse.

Mit jedem jungen Geschlechte, das auf den literarischen Kampfplan tritt und frischen Muthes wieder einmal die alte Welt reformiren will, wird auch die Frage der Frauenemancipation wieder brennend. Die Stürmer wollen Freiheit für alle Creatur. Sie sind streitlustig und empören sich leicht, wie sie sich leicht begeistern. Sie sind mit zwanzig Jahren immer überzeugt, daß eine neue Zeit da ist, sich in ihnen ankündigt, daß es ihnen und ihren nächsten Nachfolgern vorbehalten sei, gutzumachen, was Jahrtausende gesündigt haben. Und sie stellen sich auf die Seite der Unterdrückten und schlagen drein, daß es eine Freude ist. Man sollte wirklich zufrieden damit sein. Auch die alten Herren brauchten sich nicht aufzuregen. Sie sollten es machen wie der prächtige Theodor Fontane. Nämlich die jungen Leute ermuntern und bei sich nach dem englischen Sprichwort denken, Jeder müsse auf eigne Faust irren und die Hörner würden schließlich auch 'mal abfallen. Aber diese heitere Skepsis unseres Balladendichters haben die Wenigsten.

Unsere Modernen hätten sich mit der Frauenfrage gewiß noch mehr abgegeben, wenn nicht Friedrich Nietzsche gewesen wäre. Aber dieser geniale Decadent, dessen überreifer Treibhausstil so viel Unheil anrichtet, blendete durch die funkelnde Fassung seiner halben Wahrheiten die jungen, noch nicht klarblickenden Leute und drängte sie nach einer anderen Richtung. Und der Humor an der Sache war, daß auch die hysterischen Frauenzimmer sich an Nietzsche's Rockschöße klammerten. Man thut Unrecht, wenn man die ganze Geschichte allzu tragisch nimmt. Wir dürfen nie vergessen, daß Berlin gottlob nicht Deutschland ist. Wenn wir eine gesunde Literatur haben, so haben wir sie trotz Berlin. Von den beiden Größen, die in der Reichshauptstadt herrschen, von Nietzsche und Hauptmann, ist in's Land nur wenig gedrungen. Diese Beiden bezeichnen die Irrwege, die uns zu nichts führen. Wir können sie bewundern, aber wir sollen uns nicht von ihrem Geiste befruchten lassen. Beide die größten Gegensätze, durch eine Welt getrennt, und doch wieder mit vielen gemeinsamen Zügen begabt. Beide durchaus unhistorisch, radical mit der Vergangenheit brechend, beide deßhalb umschwärmt von den Gegnern des Nationalismus, von den modernen jungen Juden, die stets radical sind, weil sie Alles von der Zukunft hoffen. Aber unser Volk ist ein historisches, ein conservatives Volk. Und deßhalb lehnt es den „modernen" journalistischen Geist ab. Aus der Provinz kommt unser Heil. Und in der Provinz haben Nietzsche und Hauptmann keinen Boden, noch weniger so sanfte Nachempfinder wie Georg Hirschfeld und

Digitized by Google

die andern Berliner Berühmtheiten, denen alles Großgeistige, Imperatorische abgeht.

Berlin als Stadt ist ein Emporkömmling; es ist charakterlos. Man wohnt dort, aber man hat da nicht seine Heimath. Der Berliner Kunst fehlt der Erdgeruch, den die Kunst Schwabens und der Schweiz, die Holsteins und Mecklenburgs hat. Es heißt den schlechten Einfluß, den die Reichshauptstadt literarisch ausübt, mit allen Mitteln bekämpfen. Nicht centralisiren, sondern decentralisiren muß das Losungswort sein. Man kann deßhalb einen Schriftsteller mit stark ausgeprägtem Stammescharakter nicht froh genug bewillkommnen. Dieses sichere, kräftige Heimathsgefühl hat Ilse Frapan. Sie ist in ihren besten Schöpfungen ganz norddeutsch. Ja man kann einen Kreis schlagen mit fünf Meilen Radius und sagen: in diesem Gebiete wurzelt sie und nirgends anders. Das Gebiet ist jenes um die Elbemündung.

Ilse Frapan verleugnet in ihren Geschichten ihr Geschlecht nicht ganz, wenn sie manchmal auch durchaus der ruhigen Objectivität und ironischen Ueberlegenheit der Ebner-Eschenbach nachzustreben scheint und neben dieser größeren Genossin vielleicht die am wenigsten subjective Schriftstellerin unserer Tage ist. Sie gehört auch zu den wenigen Frauen, die im Liede den Volkston trafen, ohne trivial zu werden. Johanna Ambrosius, die in Mode gekommene ostpreußische Bäuerin, fand ihn nicht, und in ihren Gedichten sucht man vergebens nach dem Heimathsgefühl und Stammescharakter, der ihnen festen Halt gäbe. Der Volkston verlangt vom Dichter ein Objectiviren, ein Aus-sich-selbst-Herausgehen, ein Sich-selbst-Ueberwinden. Es ist außerordentlich selten, daß man ihm in Dichtungen aus weiblicher Feder begegnet. Und noch Eins besitzt Ilse Frapan, was den meisten ihrer Schwestern abgeht: Humor. Zwar einen schüchternen, aber man freut und wundert sich über dies Blümchen doch sehr, weil man es nicht zu finden gehofft hat.

Ilse Frapan (eigentlich Ilse Levien) ist am 3. Februar 1852 in Hamburg geboren. Sie war erst Lehrerin dort, ging dann nach Stuttgart, wo sie viel mit Vischer verkehrte, den sie verschiedentlich angesungen, übersiedelte darauf nach München, wo sie wohl in den Kreis des von ihr hoch verehrten Paul Heyse trat und gab sich schließlich in Zürich mit naturwissenschaftlichen Studien ab. Ihre ersten Bücher sind heute schon halb verschollen; von den neueren sind die „Gedichte", zum Theil mit Unrecht, auch völlig unbekannt geblieben. Ihren Ruf begründete sie mit Novellen. In kluger Erkenntniß der Grenzen ihres Talentes hat sie sich niemals an einen Roman gewagt.

Was diesem Talente das Gepräge giebt, ist das feste Wurzelschlagen in einem bestimmten Boden. Und zwar unterscheidet sie sich darin von einem Keller oder Storm. Diese Beiden waren mit ihrem Ländchen so verwachsen, daß sie unmöglich in die Fremde hätten verpflanzt werden können. Storm im Süden, Keller in Holstein — man könnte es sich nicht vorstellen. Aber ich sagte schon, das Heimathsgefühl der Frau sei schwächer als das des Mannes. Eine Frau assimilirt sich leichter. Und so haben wir bei Ilse Frapan die bemerkenswerthe Thatsache, daß sie, die so fest in dem kleinen Ausschnitt von Norddeutschland zu wurzeln schien, sich auch dem Süden anpaßte und sich auch dort kräftig weiterentwickelte. Ihre Leute haben alle ein Stück Heimathsboden noch an den Stiefeln. Und es ist weiter bezeichnend, daß Ilse Frapan wohl in Großstädten gelebt, aber sich mit gesundem Instinct stets an die unteren Schichten gewandt hat, die, von der Cultur wenig beleckt, noch am meisten ihre Eigenart bewahrten, oder aber daß sie direct in die Provinz ging, in die Umgebung. Man könnte ihre Novellenbücher folgendermaßen rubriciren: I. Hamburger Geschichten; dazu gehören „Zwischen Elbe und Alster", „Bekannte Gesichter", „Zu Wasser und zu Lande" und „Querköpfe". II. Stuttgarter (schwäbische) Novellen: „Enge Welt." III. Münchner Novellen: „Bittersüß". IV. Züricher Novellen: „Flügel auf!" Da kennt man sofort die Hauptstationen ihrer Lebenspilgerschaft. Und insofern schreibt Ilse Frapan erlebte Novellen. Nicht daß sie die Handlung erlebt, aber sie erlebt das Milieu und damit auch theilweise die Charaktere. Der beste Beweis, daß sie ein ursprüngliches Talent ist. Und ferner: je physiognomieloser eine Stadt ist, desto schlechter sind ihre Novellen. In Hamburg und zwar dort, wo die letzten Häuser stehen, bei alten Seebären und echten Kindern der Hansastadt, die noch ein „büschen" und „i gitt" sagen — da ist Ilse Frapan zu Hause; besser fast noch in Blankenese. Auf diesem Boden wuchsen auch ihre reifsten Schöpfungen. Auch für die Schwaben um das freundliche, fast ländliche Stuttgart herum findet sie noch eine Fülle charakteristischer Züge. Es hapert jedoch schon mit München. Vielleicht daß die Dichterin sich dort weniger lange aufhielt. Hier ist nur die Staffage echt, nicht aber sind es die Charaktere. Und am unglücklichsten ging es Ilse Frapan mit Zürich. Die Studenten und Studentinnen sind mit ihrem Bildungsfirniß so wenig greifbar, daß sie ebenso gut Berliner Pflaster treten könnten, und das Land, die Provinz scheint die Dichterin nicht besucht zu haben. Möglicher Weise spielt hier auch ein anderes Moment noch mit. Nur die Jugend ist aufnahmefähig, nur sie assimilirt sich leicht und schnell; Ilse Frapan ist allmälig jedoch gereift und in sich fest geworden, und ob sie jetzt noch mit einem fremden, neuen Boden verwachsen kann, ist fraglich. Deßhalb sind also die Züricher Novellen ihre schwächsten; gleichzeitig ihre letzten und wie die früheren Bände im Gebr. Paetel'schen Verlage in Berlin erschienen.

Nun ist es eine alte Geschichte, daß man einen Autor gerade aus verfehlten Schöpfungen oft besser kennen lernt, als aus seinen guten. Und man braucht sich nur die schwachen Novellen Ilse Frapan's anzusehen und sie mit ihren besseren zu vergleichen, um mit einem Schlage das Hauptkennzeichen ihrer Begabung zu finden. Nämlich der Unterschied zwischen beiden ist der: die guten Novellen sind handlungsarm, die schlechten handlungsreich. Die guten stehen auf einem Charakter, die schlechten auf einer Fabel. Nun sagte ich schon vorhin, daß Ilse Frapan wohl nicht die Handlung, jedoch die Charaktere, das Milieu erlebt. Das ist der Schlüssel zu ihrer dichterischen Wesenheit. Fühlt sie sich nun sicher, steht sie mit beiden Füßen fest auf bekanntem Boden, dann stellen sich ihr tausend neue feine, kräftige Züge ein für ein Gewächs dieses Bodens, dann beleuchtet sie es von allen Seiten, keine Ecke und Kante entgeht ihrem scharfen Blick. Ein Meisterstück in dieser Art ist der Capitän Feddersen, der Titelheld in der ersten Novelle des Buches „Bekannte Gesichter" — eines Buches, das wohl bisher ihr bestes ist. Diese Geschichte vom Capitän Feddersen ist auf 66 Seiten erzählt, und doch würde eine Inhaltsgabe schwer, wenn nicht unmöglich sein. Denn der dünne Handlungsfaden berührt eigentlich den Capitän gar nicht — zwei Nebenfiguren tanzen nur daran und tanzen nicht einmal schön. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie ganz fortgefallen wären. Aber dieser Capitän Feddersen ist ein Cabinetstück der Darstellungskunst; seine Person steht so im Vordergrund, daß alles Andere, eine nur angedeutete, allzu harmlose Liebesgeschichte, völlig zurücktritt.

Fehlt Ilse Frapan nun der bekannte Boden, aus dem sie stets neue Kräfte saugt, wird sie unsicher, zeichnet sie die Personen nur in leisen schwankenden Umrissen, so nimmt sie ihre Zuflucht zur Handlung. Aber ihre erfindende Phantasie ist nicht stark. Auch das ist vielleicht ein specifisch norddeutscher Zug. Norddeutsche Dichter sind nie eigentlich conteurs. Und da kommen dann Novellen zu Stande, die der Dichterin nicht würdig sind. Zunächst ist die Fabel auch dann immer conventionell, ja geradezu trivial manchmal. Unmögliche Entsagungen gehen da vor sich; schreiende Unwahrheiten, geschmacklose Uebertreibungen sind nicht selten. Nach beliebtem Recept flickt Ilse Frapan dann womöglich noch

Digitized by Google

Verse aus ihrem eigenen Gedichtbuch in die Geschichte hinein, die durch ähnliche Füllsel recht lang gedehnt wird. Derartige Novellen sind z. B. „Frauenliebe“ in „Bittersüß“ und „Weiße Flamme“ in dem letzten Buche „Flügel auf!“ Spannend schreibt Ilse Frapan ja nie, aber der Reichthum an Details, die packende Wiedergabe des Beobachteten, die durch die ausschließliche Beleuchtung einer einzigen Person erreichte Concentration bewirken doch, daß sich nie Langeweile in den guten Novellen einstellt, daß man ein wenigstens scheinbar festgefügtes und gut componirtes Kunstwerk vor sich zu haben glaubt. Fehlt aber dieser Mittelpunkt, dieser Charakter, so sieht man erst, wie zerfahren die Novelle ist. Denn auch Ilse Frapan — und das ist wieder geschlechtverrathend — ermangelt der Kraft zur straffen Composition. Ihr fehlt das, was ich den imperatorischen Zug nannte.

Ueber Ilse Frapan ist bisher wenig geschrieben worden. Das hat seinen guten Grund. Ich sagte, sie wäre ein ursprüngliches Talent und sie erlebte ihre besten, ihre Charaktersnovellen. Und ich sagte ferner, sie wäre nach Frau von Ebner-Eschenbach vielleicht die objectivste Schriftstellerin unserer Tage. Der Widerspruch zwischen beiden Sätzen ist nur scheinbar. Denn Ilse Frapan hat eben die männliche Kunst, ihre Erlebnisse zu objectiviren. Wie bei der Ebner-Eschenbach findet man auch bei ihr den feinen Zug der Ironie, und es wäre nicht unmöglich, daß er sich später noch verstärkt und wir direct von ihm ausgehen können, wenn wir die Natur und Art der Dichterin erklären und lösen wollen. Diese Objectivirung ihrer Erlebnisse (ich meine natürlich dichterische Erlebnisse) erschwert dem Kritiker die Aufgabe in einer Weise, daß man Anfangs muthlos vor diesen 32 Novellen sitzt und daran verzweifelt, durch Vergleichung und Analyse etwaige Wiederholungen und gemeinsame Züge zu entdecken, die auf eine Vorliebe Ilse Frapan's hinweisen könnten. Einiges sei hier davon angemerkt.

Ilse Frapan ist eine durchaus norddeutsche Natur. Sie spricht wohl in ihrer Lyrik, die uns am meisten von ihrem Innern verräth und die den Einfluß Storm's nicht verkennen läßt, von ihrem kräftigen Lieben und Hassen, aber sie hat sich stets selbst so im Zügel, daß dieses Lieben und Hassen nie eine bestimmte Grenze überschreitet. Der Verstand regiert, ohne das Herz sehr zu beeinträchtigen. Sie liebt die klaren Empfindungen und die klaren Verhältnisse, selbst wenn sie durch Stürme erkauft werden müssen; sie liebt die klare keusche Frühe des Morgens; sie hat einen Widerwillen gegen die „blumige Heuchelei“. Und ein gut Theil Trotz ist auch dabei, jener herrliche niederdeutsche Trotz, der sich nicht so leicht unterbringen läßt. Viele der Helden in den Novellen sind so steifnackige Bären, die brummen und sich gegen ihr eigenes Herz wehren, weil es ihnen zu weich ist. Charakteristisch ist dafür in der Geschichte „Dat Undeert“ der Seemann Hartig Holert, der Manga Dehn lieb hat, es aber nicht über die Lippen kriegt. Ilse Frapan hat auch diese Natur. Sie flieht vor der heißen Liebe und sehnt sich nach der keuschen Kühle, doch sie ist wiederum auch Weib genug, um ganz Hingabe zu sein; aber, reflectirt sie, die Liebe ist ja sehr süß, nur deckt sie die weite Welt mit Kinderhändchen zu, und das möchte sie anders haben. Und bald preist sie die Freundesliebe, schließlich gar den Einsamen und sagt trotzig: ein Jeder sorge brav für sich. Diese prachtvollen herben Naturen weinen nicht beim schweren Scheiden — Ilse Frapan nennt die Thränen „weichlich“ —, sondern ihr Mund lacht, während das Herz schreit. Die Liebe ist nicht ewig bei ihnen, aber die Treue.

So sind die Mädchen und Frauen, die Ilse Frapan zeichnet, oft derb und hart. Wenn sie sich hingeben, ist es ein königliches Geschenk aus ihrem freien Willen heraus; sie begehren nichts dafür. Und als Beth, die ein unehelich Kind hat, verhöhnt wird, da ruft sie zurück: „'s Büble g'hört mein und sei Vatter isch e Staatskerle! zwei vo' uich Häfegucker schlägt er mit eme ei'zige Puff in'n Grondserdbode nei!“ Und Ilse Frapan faßt die derben Gestalten derb an. Da giebt es keine Sentimentalität. Sie schildert mit einem Realismus, der vor nichts zurückschreckt. In ihrem besten Buch steht eine Novelle „Stilles Wasser“. Mann und Weib kriechen aus dem Bett — es giebt eine Morgenscene. Und wie Ilse Frapan da den Kerl mit drei Strichen auf die Beine stellt! Geringschätzig lachend, seine Frau von oben bis unten betrachtend steht er da, die Hände in die Seitenschlitze seiner grauwollenen Unterhosen gesteckt, breithüftig und altweiberhaft.

Es ist nach alledem klar, daß Ilse Frapan keine Dichterin ist, die uns über das Daimonion der Liebe etwas Neues sagen kann. Ihre Liebesgeschichten sind entweder schwach, oder es ist eben nicht die Liebe, die uns darin interessirt, sondern die Entwickelung eines Charakters. Sehr bezeichnend ist es, daß sie mit sichtlicher Bevorzugung die Geschwisterliebe schildert. Besonders in ihren früheren Büchern fällt es auf, wie zahlreich die mehr oder minder ungleichen Schwestern oder Brüder sind. Im Contrast heben sich die Einzelnen dann um so schärfer ab. Und neben dieser Geschwisterliebe spielt in ihren besten Novellen die ruhige Gewohnheitsliebe alter Leute oder Eltern- und Kindesliebe eine große Rolle. Man könnte zusammenfassend sagen: es sind nicht Liebes-, sondern Pflichtnovellen, die unsere Dichterin giebt. An der Liebe gehen ihre Menschen nicht zu Grunde, doch sie geben sich den Tod, wenn sie ihre Pflicht verletzt haben.

Ilse Frapan ist für selbstständige Mädchen. Aber vielleicht grade, weil die Mädchen dort oben in ihrem niederdeutschen Trotz so selbstständig sind, sich so wenig unterdrücken lassen, ist sie keine unbedingte Anhängerin der Emancipationsbestrebungen. Sie befaßte sich, und das sagt schon viel, überhaupt erst in allerletzter Zeit mit dieser ganzen Frage, seit sie selber in Zürich studirt. Und nach dem dichterischen Niederschlag ihrer Erfahrungen in „Flügel auf!“ zu urteilen, ist sie im Grunde ihrer Seele ein wenig skeptisch. Denn die Studentinnen mit dem verschnittenen Haar kommen nicht grade glänzend fort, und die eine Mädchengestalt, mit der wir sympathisiren, verliebt sich erst, verheirathet sich erst und studirt dann unter Leitung ihres Mannes. Bis auf Weiteres! möchte ich hinzusetzen.

Häufig wiederholen sich auch Mädchengestalten, die überhaupt Liebe nur dem Namen nach kennen, die auf eine Herzensgluth wohl mit kühler Verwunderung und Verständnißlosigkeit blicken. Und wenn man eine Tabelle der Motive zusammenstellte, aus denen die Einzelnen heirathen, so würde man auch finden, daß da Berechnung, Pflichtgefühl, Eigensinn eine große Rolle spielen. Ein kleiner Zug, der sich doch vielleicht passend in die übrigen einreiht, ist auch die Bevorzugung der Kinder und der Hausthiere. Kaum eine Novelle, in der diese oder jene fehlen. Und in ihren Gedichten hat Ilse Frapan die That eines Hundes glorificirt.

Was diese kernige Norddeutsche, die in Vischer und Heyse keine schlechten Taufpathen hatte, uns noch in Zukunft bescheeren wird, ist schwer zu sagen. Ihr letzter Novellenband läßt mich kaum daran glauben, daß ihr jetzt noch eine Erweiterung ihres Gebietes glücken wird. Wer eine so feste und geschlossene Persönlichkeit geworden, hat die Assimilationsfähigkeit wohl auch eingebüßt. Vielleicht beschränkt sich Ilse Frapan auf das Gebiet, in dem sie absolut herrscht. Es ist nur klein, aber es gehört ihr. Und wenn sie uns Charakterbilder aus einem nordischen Schifferdorf und aus Blankenese oder von der rauhen Alb giebt, wird sie stets willkommen sein. Wir brauchen eine so kräftige Provinzkunst, eine so localisirte, erdfrische Dichtung.

Digitized by Google

Shakespeare's Mutter?

Glossen zum „Sommernachtstraum".

Von F. P. von Westenholz (Stuttgart).

(Schluß.)

Bevor wir jedoch in die eigentliche Analyse des Charakters eintreten, sei es gestattet, schon bei dem Namen des Mädchens einen Augenblick Halt zu machen. — Die Wahl der Namen ist bei Shakespeare selten ganz bedeutungslos. Sehr häufig, und zumeist gerade da, wo der Dichter die in seinen Quellen ihm gegebenen Namen durch andere ersetzt, erkennen wir unschwer das Bestreben, den Namen in eine bestimmte Beziehung zu seinem Träger zu bringen. In sehr deutlicher Weise tritt diese Absicht beispielsweise in einem Jugendwerk, dem Lustspiel „Die beiden Veroneser" (in Namen wie Proteus, Valentin, Speed) zu Tage. Allein auch in den Werken der späteren Perioden fehlt es nicht an analogen Beispielen wie „Viola" (in „Was Ihr wollt") und, in ironisirender Weise, „Angelo", der intrigante Statthalter in „Maaß für Maaß". Unter den der letzten Schaffenszeit des Dichters angehörenden Werken bietet namentlich „Das Wintermärchen" in dieser Hinsicht charakteristische Belege. Die durchweg farblosen und recht eigentlich „nichtssagenden" Namen der Greene'schen Novelle „Pandosto" sind von Shakespeare sämmtlich durch andere bedeutungsvollere ersetzt. Ist die Symbolik bei einigen von ihnen wie Polyxenes und Florizel eine mehr äußerliche, an der Oberfläche haftende, so gewinnt die Beziehung zwischen dem Namen und dem Träger desselben in einigen anderen Personen eine tiefer gehende Bedeutung. Dies gilt z. B. von dem Knaben Mamilius, der bei Greene „Garinter" geheißen, durch den ihm von Shakespeare verliehenen Namen sogleich als das gekennzeichnet wird, als was er — im wohlwollenden Sinne des Wortes — sich später zeigt: ein „Muttersöhnchen". Im Verhältniß zutraulicher Anhänglichkeit zur Mutter stehend, während er dem Vater gegenüber mehr Scheu als zärtliche Liebe zu empfinden scheint, wird er durch das unverschuldete Leiden Hermione's in hohem Grade afficirt und von heftiger Krankheit schnell dahingerafft. — Der Name Perdita erklärt sich von selbst, doch scheint mir auch bei seiner Wahl noch eine besondere Rücksicht maßgebend gewesen zu sein. Offenbar war es der Wunsch des Dichters, durch die Bezugnahme auf den zu jener Zeit noch Niemand sonst bekannten Namen des ausgesetzten Kindes dem Wahrspruch des delphischen Priesters („der König wird ohne Erben leben, wenn das Verlorene nicht gefunden wird") einen mehr „orakelhaften" Charakter zu verleihen. — Und der Name des Königs endlich, Leontes, muthet, wenn wir die zeit- und inhaltlich zwischen dem „Wintermärchen" und „Cymbelin" bestehenden nahen Beziehungen berücksichtigen, wie eine absichtliche „Verzerrung" des „Leonatus" (Posthumus) an. Erscheint doch neben des Letzteren wenigstens äußerlich motivirter Eifersucht das völlig grundlose Wüthen dieses Königs in der That nicht viel anders als ein Zerrbild. Eine enge Zusammengehörigkeit der beiden genannten Dramen scheint übrigens rein äußerlich auch der Umstand zu bestätigen, daß wir den Namen der Königin in der Greene'schen Novelle: „Bellaria" (Shakespeare's „Hermione") in männlicher Form, als „Bellarius" im „Cymbelin" wieder antreffen.*)

Vermögen wir so bei einer ganzen Reihe Shakespeare'scher Gestalten die Neubildung der Namen aus dem Bestreben einer Art von äußerlicher Charakteristik zu erklären, so begegnen wir daneben anderen Fällen, wo uns für das Abweichen des Dichters von seiner Vorlage in dieser Hinsicht keine andere Deutung, als etwa eine besondere Vorliebe für diesen oder jenen Namen übrig bleibt. Ein sehr bemerkenswerthes Beispiel dieser Art stellt sich uns in „Ende gut, Alles gut" dar. Während Shakespeare hier für die männliche Hauptfigur (von einem „Charakter" zu sprechen, ist im Hinblick auf diesen Typus der Charakterlosigkeit unmöglich) den Namen Bertram, den ihm seine Quelle*) bot, ohne Weiteres beibehielt, hat er aus Boccaccio's „Gilletta" eine Helena gemacht. Warum, wenn nicht der letztere Name für diese ihm ohne Zweifel sympathische oder doch interessante Frauengestalt dem Dichter angemessener erschien. Dies Beispiel aber führt von unserem Excurs nun unmittelbar zu unserem eigentlichen Thema zurück, denn auch die „Tochter Nedar's" führt den Namen Helena.

Diese Uebereinstimmung legt die Frage nahe, ob nicht auch in Bezug auf Charakter und Handlungsweise eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Frauen bestehe? Offenbar ist dies, und zwar in einem wesentlichen Punkte, der Fall.**)

Beide haben ihr von heißer Liebe übervolles Herz einem dieses Gefühls höchst unwürdigen Gegenstande zugewendet. Der bloße Gedanke an den Geliebten bildet hier wie dort für das von dem Manne ihrer Wahl kaum beachtete oder gar verschmähte Mädchen den Inbegriff ihres ganzen Seins. „Es giebt kein Leben, keins, wenn Bertram fort ist", klagt die Eine, und „Ihr seid ja für mich die ganze Welt" ruft die Andere dem sie zurückweisenden Demetrius voll Schmerz entgegen. In beiden Fällen erscheint die Schwärmerei zur Idolatrie, zum Cultus gesteigert:

> Nun ist er fort, und mein abgöttisch Lieben
> Muß die Reliquien ehren —

erklärt jene***), und:

> Dem Inder gleich,
> Bet' ich in heil'gem Wahn die Sonne an,
> Die auf den Bettler niederblickt, doch sonst
> Nichts von ihm weiß. (I, 3.)

indeß hier Lysander berichtet†):

> Sie
> Schwärmt andachtsvoll, ja mit Abgötterei,
> Für diesen schuld'gen, flatterhaften Mann.

und sie selbst bestätigt diese Auffassung in verzückten Ausrufungen wie dieser:

> Ich folge Dir, und finde Wonn' in Noth,
> Giebt die geliebte Hand mir nur den Tod.
> (I, 1.)

Dennoch sind Beide mit lebhaftem Verstande ausgerüstet, aber während die Tochter Gerhard's von Narbonne, des weltberühmten Arztes, die von diesem erworbenen medicinischen Kenntnisse mit weiblicher List geschickt vereint ihrem Zwecke, der Eroberung Bertram's, dienstbar zu machen weiß, ist die Tochter Nedar's zu solchem zielbewußten Vorgehen nicht geschaffen. Sie ist ganz Weib, und fühlt sich als solches: „ich bin so feig wie irgend nur ein Mädchen."

Bleibt sie an Thatkraft somit und Fähigkeit zu entschlossenem Handeln hinter ihrer Namensschwester offenbar zurück, so übertrifft sie dieselbe ebenso entschieden an weiblichem Tact und Zartgefühl, und insbesondere an Schärfe und Gründlichkeit der Reflexion. So sehen wir sie gleich Anfangs bemüht, eine Erklärung für den Flattersinn des Demetrius zu finden, der, nachdem er früher ihr „sein Herz in tausend Schwüren ergossen", nun plötzlich die Hermia mit schwärmerischer und noch dazu völlig unerwiderter Neigung

*) Daß der Name „Bellarius" auch sonst, z. B. in der von Tieck unter dem Titel „Der Tyrann" in sein „Altenglisches Theater" aufgenommenen und Philipp Massinger zugeschriebenen Tragödie vorkommt, braucht natürlich nicht gegen die obige Vermuthung zu sprechen.

*) Bekanntlich die neunte Novelle des dritten Tages in Boccaccio's Decamerone.

**) Ohne daß deßhalb die thatsächlich vorhandenen Berührungspunkte unserer Helena mit anderen Shakespeare'schen Mädchengestalten, einer Julia („Die beiden Veroneser) und Viola („Was Ihr wollt") geleugnet werden sollen.

***) Ende gut, Alles gut I, 1.

†) Sommernachtstraum I, 1.

Digitized by Google

verfolgt. Sie erkennt in der Liebe, insbesondere in der zur „blinden“ Leidenschaft gesteigerten Verehrung einen pathologischen Zustand, einen „Wahn“:

Dem schlechtsten Ding an Art und an Gehalt,
Leiht Liebe dennoch Ansehn und Gestalt.
Sie sieht mit dem Gemüth, nicht mit den Augen,
Und ihr Gemüth kann nie zum Urtheil taugen. (I, 1.)

Gelingt es ihr vermöge dieses Raisonnements die Schuld des Geliebten in milderem Lichte erscheinen zu lassen, so entnimmt sie derselben zugleich für sich selbst die erwünschte Berechtigung, sich ihrer Verehrung für den Wankelmüthigen rückhaltlos zu überlassen. Befindet sie sich doch in dem gleichen Zustande aufgehobener Willensfreiheit.

Wie Wahn ihn zwingt, an Hermia's Blick zu hangen,
Vergöttr' ich ihn, von gleichem Wahn befangen.

Sie entschließt sich sogar, aus der für sie so schmerzlichen neuen Schwärmerei des Demetrius insofern ihrerseits Nutzen zu ziehen, als sie dem Geliebten die geplante Flucht Hermia's mit Lysander und den Ort des verabredeten Stelldicheins verräth. Ueberzeugt, daß Jener, von Eifersucht geplagt, nicht unterlassen werde, sich gleichfalls an dem bezeichneten Platze einzufinden, darf die arme Verschmähte doch hoffen, den geliebten, unbeständigen Mann so wenigstens zu sehen:

Zwar, wenn er Dank für den Bericht mir weiß,
So kauf' ich ihn um einen theuren Preis;
Doch will ich, mich für meine Müh' zu laben,
Hin und zurück des Holden Anblick haben.

Von der Absicht, sich bei dem Demetrius „einzuschmeicheln“, welche Lewes*) der Helena hierbei andichtet, kann natürlich nicht die Rede sein.

Ihre Erwartung trügt sie nicht. Demetrius erscheint, von dem Wunsche beseelt Hermia zu begegnen.

Mit harten Worten weist er die ihm folgende Helena zurück. Ein schwärmerischer Liebeserguß von ihrer Seite ist die Antwort.

Lock' ich Euch an und thu' ich schön mit Euch?
Sag' ich Euch nicht die Wahrheit rund heraus,
Daß ich Euch nimmer lieb' und lieben kann?

höhnt Demetrius,

Und eben darum**) lieb' ich Euch nur mehr!

tönt es von ihren Lippen zurück. Der brutalen Drohung:

Wo Du mir folgst, so glaube sicherlich,
Ich thue Dir im Walde Leides noch.

begegnet sie mit der schmerzerfüllten Abwehr:

Ach, in der Stadt, im Tempel, auf dem Felde
Thust Du mir Leides.

Obschon von dieser Sanftmuth gerührt, sehen wir am Ende doch mit einer gewissen Befriedigung die von dem fortgesetzten Hohn Gequälte zu einem Wort des Vorwurfs sich aufraffen. Zwar nicht sowohl in ihrer eigenen Person — sie selbst ist nach wie vor jede Demüthigung um ihrer Liebe willen zu tragen bereit — als in ihrem Geschlecht fühlt sie sich beleidigt:

Pfui, Demetrius!
Dein Unglimpf würdigt mein Geschlecht herab.***)

Es ist das gleiche Gefühl, das sie auch später (III, 2) der Hermia gegenüber mit den Worten ausspricht:

Das ist nicht jungfräulich; und mein Geschlecht
Sowohl wie ich darf Euch darüber schelten,
Obwohl die Kränkung mich allein betrifft.

*) Shakespeare's Frauengestalten. S. 169.
**) d. h. um seiner Offenheit willen.
***) II, 1. wie alle unmittelbar vorhergehenden Citate.

Die Erwähnung der Hermia in diesem Zusammenhange mag uns zu einer kurzen Vergleichung der beiden Mädchen führen. Die eben erwähnte Scene — die zweite des dritten Aktes — bietet hierzu den meisten Anlaß. Die dieser Scene zu Grunde liegende Situation ist bekanntlich die folgende: Lysander und Demetrius haben plötzlich (unter dem Einfluß von Oberon's Zauberkraut, dessen Wirkung nur dem Demetrius zugedacht, durch ein Versehen Puck's auch dem Lysander zu Theil geworden ist) ihre schwärmerische Verehrung von der Hermia wetteifernd auf die Helena übertragen. Diese vermag in den ihr so unerwartet dargebrachten Huldigungen nichts Anderes als Hohn, einen grausamen Scherz zu vermuthen, als dessen Mitwisserin sie die arglos herzukommende Hermia betrachtet.

Die Unterhaltung der Mädchen entwickelt sich bald zu einer Art gesprochenen „Zankduetts“, an dem die Mitwirkenden in sehr verschiedener Tonart sich betheiligen. Leidenschaftlich, in hohem, nicht selten schrillen Discant prasseln die Schmähungen der kleinen kampflustigen Hermia auf die unfreiwillige Rivalin hernieder. Ruhiger, wenn auch von bitterem Schmerz erfüllt, und klagend mehr als anklagend, kommen die Worte aus dem Munde Helena's, die, obschon von Hermia sich verhöhnt wähnend, dennoch in der Gegnerin die langjährige Freundin nicht vergessen mag. Charakteristisch in dieser Hinsicht sind die oft citirten Verse, in welchen Helena dieser Freundschaft voll Wehmuth sich erinnert:

Sind alle Heimlichkeiten, die wir theilten,
Der Schwestertreu' Gelübde, jene Stunden,
Wo wir den rohen Tritt der Zeit verwünscht,
Weil sie uns schied! O Alles nun vergessen?
Die Schulgenossenschaft, die Kinderunschuld?
Wie kunstbegabte Götter schufen wir
Mit unsern Nadeln eine Blume Beide;
Nach einem Muster und auf einem Sitz,
Ein Liedchen wirbelnd, Beid' in einem Ton,
Als wären uns're Hände, Stimmen, Herzen
Einander einverleibt. So wuchsen wir
Zusammen, einer Doppelkirsche gleich,
Zum Schein getrennt, doch in der Trennung Eins;
Zwei holde Beeren, einem Stiel entwachsen,
Dem Scheine nach zwei Körper, doch ein Herz;
Zwei Schildern eines Wappens glichen wir,
Die feindlich steh'n, gekrönt von einem Helm.
Und nun zerreißt Ihr so die alte Liebe?*)

Und wo sie einmal durch die „harten Reden“ der Hermia zu einer Erwiderung in gleicher Münze sich hat hinreißen lassen, da lenkt sie gleich darauf mit einer Bitte um Verzeihung wieder ein:

Seid, gute Hermia, nicht so bös auf mich,

Und doch, um wie viel zahmer ist die Erwiderung als der Angriff ausgefallen:

— — Du Gauklerin! Du Blüthenwurm!
Du Liebesdiebin! Was? Du kamst bei Nacht,
Stahlst meines Liebsten Herz?

so läßt sich Hermia vernehmen, und „Du Marionette, pfui! Du Puppe, Du!“ ist Alles, was selbst eine momentane Zornesaufwallung (für die sie sich ausdrücklich entschuldigen zu müssen glaubt) der Helena an Scheltworten zu entlocken vermag. Allerdings hat sie — ob mit oder ohne Absicht mag dahin stehen — in diesen wenigen Worten, und namentlich mit dem Zuruf „Puppe“ eine der empfindlichsten Seiten ihrer ohnehin erbitterten Gegnerin getroffen, die in dieser Bemerkung nichts Anderes als eine höhnende Anspielung auf ihre kleine Gestalt erkennt:

*) Unwillkürlich werden wir an die in ähnlicher Stimmung gesprochenen Worte erinnert, durch welche Wallenstein seinem Schmerze über den Verrath des Octavio Ausdruck verleiht:

In einem Feldbett haben wir geschlafen,
Aus einem Glas getrunken, einen Bissen
Getheilt, u. s. f.

Digitized by Google

Wie? Puppe? Ha, nun wird ihr Spiel mir klar.
Sie hat ihn unseren Wuchs vergleichen lassen —
Ich merke schon — auf ihre Höh' gestützt.
Mit ihrer Figur, mit ihrer langen Figur
Hat sie sich seiner, seht mir doch! bemeistert.
Und stehst Du nun so groß bei ihm in Gunst,
Weil ich so klein, weil ich so zwerghaft bin?
Wie, klein bin ich, du bunte Bohnenstange?
Wie, klein bin ich? Nicht gar so klein, daß nicht
Dir meine Nägel an die Augen reichten.

Ohne daß wir diesem Hinweis auf die große und stattliche Erscheinung der Helena eine besondere Bedeutung beizumessen brauchten*), darf doch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß Shakespeare es liebt, die geistige Prominenz bei Frauen mit einem körperlichen Hervorragen über die Umgebung Hand in Hand gehen zu lassen. Es sei in dieser Beziehung an „Rosalinde" in „Wie es Euch gefällt" erinnert, welche der Höfling Le Beau, indem er sie mit der Celia vergleicht, ausdrücklich als die größere von Beiden (bezw. die andere als die kleinere) bezeichnet, während Rosalinde selbst von sich bemerkt: „Weil ich von mehr doch als gemeinem Wuchs", und an Beatrice in „Viel Lärm um Nichts", welcher ebenso ihre Base Hero als die kleinere gegenübergestellt wird, was in Benedict's Urtheil zugleich einen Tadel für die letztere involvirt.**)

Sehen wir, zu unserer Vergleichung zurückkehrend, Hermia keinen Augenblick zögern, für die plötzliche Sinnesänderung Lysander's die Helena verantwortlich zu machen, so hatte diese in der gleichen Situation, als sich Demetrius von ihr ab- und der Hermia zugewandt hatte, kein Wort des Vorwurfs für die Freundin. Nur die Mittel, durch welche jene sich die Gunst des Demetrius erworben, möchte sie kennen. — Läßt es die kleine Hermia an dem nöthigen Selbstbewußtsein keineswegs fehlen: „ich bin so schön noch wie ich eben war" ruft sie dem Lysander zu, so wiederholt Helena nur das Urtheil Anderer, wenn sie sich eingesteht: „ich werde für so schön wie sie gehalten". Wie wenig sie selbst überdies diesem Wahrspruch beizupflichten sich getraut, zeigt ihr Ausruf schmerzerfüllter Resignation:

Vor welchem Spiegel konnt' ich mich vergessen,
Mit Hermia's Sternenaugen mich zu messen? (II, 2)

Und rührend klingt es, wenn sie im Hinblick auf diese Augen „deren Strahl entzückt" sich die Frage vorlegt:

Wie wurden sie so hell? Durch Thränen? nein!
Sonst müßten meine ja noch heller sein.

Meint Hermia:

Wie? Könnt Ihr mehr mir Leid thun, als mich hassen? (III, 2)

so fragt dagegen die des Hasses, der Geringschätzung gewohnte Helena:

Könnt Ihr mich denn nicht hassen, wie ihr thut,
Wenn Ihr mich nicht verhöhnt in frechem Muth?***)

Bemerkenswerth, weil charakteristisch, sind auch noch die letzten Worte der Helena.†)

Vom Schlafe und der Verzauberung erwacht, vermögen sich die beiden Liebespaare des vorher Erlebten kaum noch zu erinnern.

Mir ist, ich seh' dies mit getheiltem Auge,
Dem Alles doppelt scheint,

erklärt Hermia; und Helena, gleichsam als wage sie, vom Glanz des neuen Glückes geblendet, noch nicht des ungewohnten Besitzes sich rückhaltlos zu freuen:

So ist's auch mir.
Ich fand Demetrius so wie ein Kleinod,
Mein, und auch nicht mein eigen. (IV, 2.)

Mag es bei diesen Andeutungen in Bezug auf die hervortretenden Charakterzüge der Helena sein Bewenden haben. So viel dürfte sich aus dem Gesagten schon ergeben, daß in dem Rahmen dieses zu tieferer Charakteristik verhältnißmäßig wenig Raum bietenden Festspiels der Dichter dem Bilde gerade dieser weiblichen Gestalt (mehr vielleicht als allen übrigen Personen dieses Dramas)*) eine sorgfältige, in lebhaften Farben durchgeführte Ausmalung hat zu Theil werden lassen. — Und darf auch die zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen gemachte Hypothese nicht hoffen, über den Rang einer solchen sich jemals zu erheben, so werden wir doch ohne Widerspruch zu fürchten den Gesammteindruck dieses Frauencharakters als einen so günstigen bezeichnen dürfen, daß uns der Gedanke, in ihm ein poetisches Spiegelbild der Mutter des Dichters erblicken zu sollen, nicht unsympathisch sein kann.

Der von Elze unternommene Versuch in Shakespeare's Mutter eine „Frohnatur" vom Schlage der „Frau Aja" zu erschließen, dieser Versuch würde allerdings durch unsere Hypothese keinerlei Bestätigung erfahren.

Vielmehr würden wir, wenn wirklich die „Tochter Nedar's" die Züge von Mary Arden trägt, im Gegensatz zu unserem größten Dichter, bei Shakespeare „Des Lebens ernstes Führen" als mütterliches Erbtheil anzusprechen haben.

*) Wir sind offenbar nicht berechtigt mit E. W. Sievers („William Shakespeare", S. 277) die Helena lediglich, weil sie größer als ihre Freundin ist, für „ohne Frage schöner als Hermia" im Sinne des Dichters zu erklären.

**) Nun denn, im Ernst: Mir scheint, sie ist zu niedrig für ein hohes Lob, zu dunkel für ein helles Lob, und zu klein für ein großes Lob. — Da ist ihre Muhme — wenn die nicht von einer Furie besessen wäre, an Schönheit übertrifft sie sie so weit, wie der erste Mai den letzten December. I, 1.

***) Der Sinn dieser in der Uebersetzung nicht ganz deutlichen Verse ist natürlich: „Könnt Ihr mich nicht hassen, ohne mich noch dazu zu verhöhnen?" Vgl. das engl. Original.

Can you not hate me, as I know you do,
But you must join in souls to mock me too?

†) Die zwei eigentlich letzten Worte der Helena: „Und Hippolyta" dürfen wir als völlig bedeutungslos hier füglich ignoriren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Genie.

Von Selma Lagerlöf.

Aus dem Schwedischen von M. Langfeldt.

(Schluß.)

Als Kevenhüller fertig war, that er einige Flügelschläge und stieß ab. Er schwamm hoch über der Erde im Luftmeere. Er athmete die reine, stärkende Luft in vollen Zügen ein. Seine Brust dehnte sich aus, und das alte Ritterblut in ihm begann zu sieden. Er tummelte sich wie eine Taube; er kreiste wie ein Habicht; seine Flügel waren so schnell wie die einer Schwalbe, und er steuerte so sicher wie ein Falke. Er blickte auf die an die Erde gefesselte Menge nieder. Hätte er nur Jedem von ihnen ein Paar solcher Flügel machen können! Hätte er ihnen nur die Macht, sich in diese reine Luft aufzuschwingen, verleihen können! Was für Menschen würden dann aus ihnen geworden sein! Nicht einmal in dieser Stunde des Triumphes verließ ihn die Erinnerung an das Elend seines Lebens. Er konnte sich nicht allein des Genusses freuen. O, wenn er doch die Waldfrau vor sich hätte!

Da sah er sie mit seinen von der vibrirenden Luft und dem grellen Lichte halbgeblendeten Augen gerade auf sich zugeflogen kommen. Sie hatte ebensolche Flügel wie er. Das gelbe Haar und das grüne Seidenkleid flatterten im Winde. Die Augen funkelten wild. Da war

*) Was sich schon in formaler Hinsicht durch die der Helena mehrfach zugewiesenen Monologe zu erkennen giebt.

Digitized by Google

sie! Ja, da war sie! Kevenhüller besann sich nicht lange. Er stürmte auf die Hexe zu, um sie zu küssen oder zu schlagen — er wußte selbst nicht, welches von Beiden — und sie zur Zurücknahme des über seinem Leben schwebenden Fluches zu zwingen. Bei dem wilden Anstürmen verlor er jede Ueberlegung. Er sah nur die raubthierartig funkelnden Augen und das flatternde Haar. Schon streckte er die Arme nach ihr aus, da verwickelten sich seine Flügel mit den ihren, und die ihrigen zertrümmerten die seinen. Er wirbelte einen Augenblick in der Luft umher und stürzte dann zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, lag er neben seiner zertrümmerten Flugmaschine auf dem Dache seines eigenen Thurmes. Er war auf seine eigene Mühle losgeflogen, die Flügel hatten ihn ergriffen, ihn einige Male herumgedreht und ihn dann auf das Thurmdach geschleudert. Damit war das Spiel zu Ende.

Kevenhüller war nun wieder ein Raub der Verzweiflung. Die handwerksmäßige Arbeit ekelte ihn an, und die Zauberkunst machte ihn schaudern. Würde ihm noch ein Kunstwerk zerstört, so mußte sein Herz brechen, das fühlte er. Und würde es ihm nicht genommen, so würde der Gedanke, der Menschheit damit nicht nützen zu können, ihn verrückt machen. Er suchte sein Ränzel und seinen Wanderstab wieder hervor, ließ den Thurm stehen und machte sich auf die Suche nach der Waldfrau. Er kaufte sich einen Einspänner, denn er war älter geworden und nicht mehr so gut zu Fuß. Und man erzählt sich, daß er bei jedem Walde ausstieg, hineinging und nach der Waldfrau rief: „Waldfrau! Waldfrau! Ich bin es, Kevenhüller! Komm, o komm!“ Doch sie kam nicht.

Auf diesen Reisen kam er nach Ekeby. Dort wurde er so gut aufgenommen, daß er für immer dablieb. Und die Schaar im Cavalierhause erhielt einen neuen Zuwachs, eine hohe, kräftige Rittergestalt, einen raschen Jäger und einen tüchtigen Trinker. Die Erinnerungen an seine Kindheit erwachten: er ließ sich wieder Graf nennen und erhielt immer mehr das Aussehen eines deutschen Raubritters. Seine große Adlernase, die buschigen Augenbrauen, der spitze Knebelbart und der emporstehende Schnurrbart trugen nicht wenig dazu bei. Sein Haar ergraute, und sein Gehirn wurde ruhig. Er war so alt, daß er selbst nicht mehr an die Thaten seiner Jugend glaubte. Er habe keine wunderbaren Kunstwerke erfunden, erklärte er, und wisse von keinem selbstgehenden Wagen und von keiner Flugmaschine. Das seien nur Ammenmärchen!

Da begann ein Leben, wie man es sich nicht schlimmer denken konnte. Es fuhr ein Sturm über das Land hin; alte Thorheit erwachte, alles Böse trat hervor, alles Gute verzagte — die Menschen kämpften auf Erden und die Geister im Himmel. Vom Dovrefjeld kamen Hexen auf Wölfen geritten, die Naturmächte wurden frei, und nun kam die Waldfrau nach Ekeby. Die Cavaliere kannten sie nicht. Sie hielten sie für ein armes, hülfsbedürftiges, von einer bösen Schwiegermutter zur Verzweiflung getriebenes Weib. Sie gewährten ihr Schutz, huldigten ihr wie einer Königin und liebten sie wie eine Tochter. Kevenhüller allein sah, wer sie war. Im Anfange war er freilich ebenso verblendet wie die Anderen. Doch eines Tages trug sie ein grünes Seidenkleid, und da erkannte er sie.

Doch sowie er die Waldfrau erkannt hatte, erwachte die Arbeitslust wieder in ihm. In seinem Gehirn begann es zu brennen und zu sieden, beim Anblicke einer Feile zuckte es ihm in den Fingern, und zuletzt konnte er nicht mehr widerstehen. Mit bitterem Sinne legte er die Arbeitsblouse an und schloß sich in einer alten Schlosserwerkstatt ein.

Da erscholl ein Ruf von Ekeby aus über ganz Wermland: „Kevenhüller hat wieder angefangen zu arbeiten!“ Und man lauschte athemlos auf die Hammerschläge, das Surren der Feilen und das Keuchen des Blasebalges aus dem verschlossenen Raume. Ein neues Wunderwerk sollte das Tageslicht erblicken. Was konnte es nur sein? Wird er uns auf dem Wasser gehen lehren oder denkt er eine Verbindung mit dem Siebengestirn herzustellen? Einem solchen Manne ist nichts unmöglich. Wir haben ihn mit eigenen Augen in der Luft fliegen sehen. Wir haben seinen Wagen auf den Straßen gesehen. Er hat die Gabe der Waldfrau, ihm ist kein Ding unmöglich.

In der Nacht des ersten Octobers wurde das Kunstwerk fertig. Er kam damit aus der Werkstatt. Es war ein sich unaufhörlich drehendes Rad, die Speichen glänzten wie Feuer und strahlten Licht und Wärme aus. Kevenhüller hatte eine Sonne gemacht. Sowie er aus der Werkstatt trat, wurde es so hell, daß die Sperlinge zu zwitschern und die Wolken sich zu röthen begannen. Das war eine herrliche Erfindung. Von nun an würde es auf Erden keine Kälte und keine Dunkelheit mehr geben. Bei diesem Gedanken schwindelte ihm der Kopf. Wohl würde die Sonne am Himmel auf- und untergehen, doch in der Nacht würden Tausende seiner Feuerräder das Land erhellen und die Luft wie am heißesten Sommertage erwärmen. Dann würde man unter dem winterlichen Sternhimmel ernten können, das ganze Jahr hindurch würde es im Walde Erdbeeren und Preißelbeeren geben, und das Wasser würde nie mehr zu Eis erstarren. Seine Erfindung würde die Welt umgestalten. Sein Feuerrad würde der Pelz des Armen und die Sonne des Bergmannes werden. Es mußte dem Fabrikbetriebe neue Triebkraft, der Natur Leben und der Menschheit ein neues, glücklicheres Dasein schenken. Doch da fiel ihm ein, daß die Waldfrau ihm nicht gestatten würde, sein Feuerrad zu vervielfältigen. Und zu seinem Zorne gesellte sich Rachsucht. Der Beschluß, sie zu tödten, reifte in ihm, und nun wußte er kaum mehr, was er that. Er ging nach dem Herrenhause und legte in der Halle sein Feuerrad dicht unter die Treppe. Er wollte das Haus anzünden, damit die Hexe verbrenne. Dann ging er wieder in seine Werkstatt und lauschte gespannt.

Bald wurde es auf dem Hofe lebendig. Er vernahm Rufe und Geschrei. Ja, lauft und schreit und läutet nur Sturm! Jetzt muß die Waldfrau, die Ihr auf Seide gebettet habt, doch verbrennen. Ob sie sich wohl vor Schmerzen krümmt? Ob sie wohl vor den Flammen von Zimmer zu Zimmer flieht? O, wie hell wird das grüne Seidenkleid brennen, und wie werden die Flammen in dem langen Haare spielen! Frisch auf, Ihr Flammen, frisch auf! Fangt sie und verbrennt sie! Fürchtet Euch nicht vor ihren Zauberrunen! Laßt sie brennen! Es giebt einen Mann, der ihretwegen sein ganzes Leben hat brennen müssen.

Glocken läuteten, Wagen rasselten, Spritzen kamen herbei, Wasser wurde vom See herbeigeholt, und aus allen Dörfern eilten Leute nach Ekeby. Rufe, Klagen und Befehle ertönten von allen Seiten; Dächer stürzten ein; das Feuer knisterte und knatterte. Doch nichts störte Kevenhüller in seiner Ruhe. Er saß auf dem Haublocke und rieb sich vergnügt die Hände. Da hörte er ein Getöse, als fiele der Himmel ein, und er sprang jubelnd auf. „Jetzt kann sie nicht entkommen! Nun haben die Balken sie zerschmettert oder die Gluth sie zu Asche verbrannt. Nun ist es vollbracht!“

Und er gedachte des stolzen Ekeby, das er hatte opfern müssen, um die böse Hexe aus der Welt zu schaffen, der hohen Säle, in denen die Freude geherrscht, der Tische, die sich unter leckeren Gerichten gebogen, der kostbaren Möbel, des werthvollen Silberzeugs und des seltenen Porzellans. Da stieß er plötzlich einen Angstschrei aus. Sein Feuerrad, seine Sonne, sein Modell! Hatte er es nicht unter die Treppe gelegt, um das Haus anzuzünden? Er war wie gelähmt. „Bin ich verrückt?“ fragte er sich. „Wie konnte ich es thun!“ Im selben Augenblick sprang die verschlossene Thür auf. Die Waldfrau stand auf der Schwelle. Ihr grünes Kleid war nicht rußbefleckt, kein Brandgeruch haftete an ihrem gelben Haare. So hatte er sie in seiner Jugend auf dem Karlstader Markte gesehen, der Fuchsschwanz schleppte ihr nach, und sie führte den Duft des Waldes mit sich.

„Jetzt brennt Ekeby!“ sagte sie lachend. Kevenhüller wollte schon den Hammer nach ihr schleudern, als er sein Feuerrad in ihrer Hand sah. „Sieh, was ich für Dich gerettet habe!“ fuhr sie fort.

Er sank auf's Knie. „Du hast meinen Wagen zertrümmert, meine Flügel zerbrochen und mein Leben zerstört. Sei gnädig und habe Erbarmen mit mir!“

Digitized by Google

Sie setzte sich auf die Hobelbank. Sie war noch ebenso jung und schelmisch, wie damals, als er ihr in Karlstad auf dem Markte begegnete. „Ich merke, daß Du weißt, wer ich bin", sagte sie lächelnd.

„Ich kenne Dich und habe Dich immer gekannt!" seufzte er. „Du bist das Genie! Doch gieb mich nun frei! Nimm Deine Gabe wieder von mir! Laß mich wieder ein gewöhnlicher Mensch sein! Weßhalb verfolgst Du mich?"

„Wahnsinniger, ich habe es gut mit Dir gemeint!" sagte sie. „Sagt Dir meine Gabe nicht zu, so nehme ich sie zurück. Ueberlege es Dir wohl! Du wirst es bereuen!"

„Nein, nein!" rief er aus. „Nimm die Wunderkraft von mir!"

„Erst mußt Du dies zerstören!" Damit warf sie ihm das Feuerrad vor die Füße. Er schwang den Hammer und zertrümmerte die Zaubersonne, die ja doch nicht zur Wohlthat für die Menschen werden durfte. Funken sprühten, Scherben flogen umher, Flammen züngelten, und sein letztes Werk war vernichtet.

„Ich nehme nun meine Gabe von Dir!" sagte die Waldfrau feierlich. In der Thür wandte sie sich noch einmal um. Vom Scheine der Feuersbrunst übergossen, schien sie ihm nun, da er sie zum letzten Male sah, schöner als je, wohl stolz und streng, aber nicht mehr boshaft. „Du Thor!" sagte sie. „Habe ich Dir verboten, Andere Deine Wunder nachahmen zu lassen, was wollte ich Anderes, als das Genie vor handwerksmäßiger Arbeit bewahren?"

Sie ging. Kevenhüller raste ein paar Tage im Wahnsinne, dann wurde er wieder wie ein gewöhnlicher Mensch. Doch in seinem Wahnsinne hatte er Ekeby angesteckt. Es ging freilich kein Menschenleben dabei verloren, aber die Cavaliere waren tiefbetrübt, daß das gastfreie Haus, in dem sie so viel Gutes genossen, durch ihre Schuld zerstört worden war.

O, Ihr Kinder der Jetztzeit, wenn doch Einer von uns der Waldfrau in Karlstad auf dem Markte begegnet wäre! Glaubt mir, ich wäre auch in den Wald gegangen und hätte nach ihr gerufen. Doch wer sieht sie heutzutage noch? Wer klagt wohl in unserer Zeit darüber, daß sie ihm zu viel von ihren Gaben verliehen habe?

Aus der Hauptstadt.

Der Zar in Breslau.

Erste Scene.

Berathungszimmer des Magistrates.

Der Oberbürgermeister: Das massenhafte Aufgebot von Berliner Schutzleuten bedroht unsere Breslauer Freiheit. Man liest jetzt tagtäglich von Prügeleien auf den Polizeiwachen; jedes blaue Auge der Hermandad glaubt neue blaue Augen schaffen zu müssen. Diese Thatsache macht uns den Zaren unwillkommen. Wir sind freisinnige Männer, meine Herren, das dürfen wir vor Allem nicht vergessen. Das legt uns zweifellos gewisse Pflichten auf, bedingt vornehme, wenn auch deutliche Zurückhaltung.

Der Kämmerer: Die Finanzen Rußlands befinden sich nicht in einem solchen Zustande, daß wir vor den Einrichtungen dieses halbbankrotten Landes und dem Repräsentanten dieser Einrichtungen besondere Ehrfurcht empfinden könnten.

Der Stadtverordneten-Vorsteher: Wir auf der äußersten Ostmark des Reiches müssen musterhaft national empfinden. Gerade im Hinblick auf den verrückten Taumel der Franzosen, die vor keiner Entwürdigung und keiner Lächerlichkeit zurückscheuen, wie alle Morgenblätter mit Recht betonen, wollen wir doppelt stolz und deutsch sein. Es stünde uns schlecht an, den Gast zu beleidigen, aber noch schlechter, ihm Gefühle zu heucheln, die nun einmal nicht vorhanden sind, nie vorhanden sein können.

Der zweite Bürgermeister: Rußland ist ein Barbarenstaat. Es liegt uns ob, dies dem Zaren klar zu machen, einmal in der Empfangsrede, die mein Herr College oder ich wohl anstandshalber am Bahnhofe halten müssen, wenn uns die Schutzleute überhaupt heranlassen, zweitens jedoch durch das Benehmen der Gesammtbevölkerung. Meine Herren, ein Land, das keine Parlamente kennt, keine Commissionssitzungen freigewählter Männer, aus dem überhaupt noch keine freiheitliche Institution zu uns gekommen ist —

Der Magistratsdirector (begütigend): Dafür aber der Caviar!

Der Kämmerer: Höchst wahrscheinlich folgt dem Besuche des Zaren eine Anleihe. Wir vermögen uns nur dadurch vor ihr zu retten, daß wir Sr. Majestät zeigen, wie fest wir unsere Frack-Taschen zuhalten. Die russische Regierung bleibt ja grundsätzlich immer die Hälfte sofort schuldig, den Rest in Raten.

Der Oberbürgermeister: Demnach ist die Versammlung also übereinstimmend der Meinung, daß der nun leider einmal unumgängliche officiöse Empfang auf ein Minimum beschränkt, öffentliche Mittel dafür aber keineswegs in Anspruch genommen werden sollen.

Der Chor: Bravo! Bravo!

Der Oberbürgermeister: Ich wußte, daß ich mich auf Ihren geläuterten Patriotismus verlassen durfte. Ich danke Ihnen, meine Herren!

Zweite Scene.

Conferenzsaal im Regierungsgebäude.

Assessor Windfang: So mißlaunig, Herr Rath?

Geh. Oberregierungsrath Klebs: Habe Grund dazu. Sie wissen, heut zu Tage kommt man nur durch Dichten vorwärts. Wem anders als der Dichtkunst verdanken Stephan, Boetticher, Kiderlen-Wächter, Hammerstein-Loxten und Phili Eulenburg ihre fabelhafte Carrière? Schön. Setzte ich mich auch hin und dichtete, noch dazu mit fiscalischer Tinte. Heute Morgen kommt Antwort von der Redaction. Wissen Sie, was in dem Briefe steht? „Ihr Zweizeller ist uns zu lang." Und dabei war es gar kein Zweizeiler, sondern eine Eddaballade!

Assessor Windfang: Die hiesigen Redactionen stehen nicht auf der Höhe. Ach, überhaupt Berlin! Und das Klima bekommt mir so schlecht. Es fehlt einem an Bewegung. In Berlin hab' ich aus Gesundheitsrücksichten jeden Tag ein junges Mädchen vom Wedding aus bis zum Belle Alliance-Platz verfolgt — wie mir das gut bekommen ist, davon machen Sie sich keine Vorstellung!

Geh. Oberregierungsrath Klebs (ihm auf die Schulter klopfend): Nun, vielleicht hilft uns Beiden der Zarenbesuch! Ich glaube nämlich, daß gerade Sie mit Ihrer kühl abweisenden Haltung Aussicht haben, zum Empfang an den Bahnhof befohlen zu werden! Excellenz machte wenigstens Andeutungen —

Assessor Windfang: Und wenn Sie das Festgedicht verfassen, kann der Zar über unsere feindselige Gesinnung keine Secunde lang im Zweifel sein!

(Der Regierungspräsident tritt mit Herren seines Gefolges in den Saal.)

Der Regierungspräsident: Ich habe Sie zu einer Besprechung eingeladen, meine Herren, weil uns ein wichtiges Ereigniß von noch nicht abzuschätzender Tragweite bevorsteht. (Leise Unruhe.) In wenigen Wochen begeht ein preußischer Minister sein sechsmonatiges Jubiläum. Meine Herren, in Anbetracht der Seltenheit einer solcher Feier erscheint es mir angemessen, wenn auch die hiesige Regierungsbehörde dem glücklichen Jubilar eine Adresse und vielleicht ein Bild des Herrn von Lucanus in Ebenholzrahmen sendet. (Gemurmel.) Ich höre, daß Sie mir begeistert zustimmen, meine Herren. Ich danke Ihnen!

Geh. Oberregierungsrath Klebs (flüstert ihm zu): Und der Zar?

Der Regierungspräsident: Ah, ganz recht. Das hätt' ich bei-

Digitized by Google

nahe vergessen. Nun also, der Zar wird uns beehren. Das Verhalten der Regierungsbehörden ist meines Erachtens gegeben; die offenbare Stimmung des allerhöchsten Hofes muß dafür maßgebend sein. Wir haben in dem russischen Monarchen den Herrscher einer immerhin befreundeten und unserer erlauchten Dynastie sozusagen verwandten Nation zu begrüßen. Wir werden uns dieser Pflicht nicht entziehen. Ich nehme also an, daß sich außer mir die gerade dienstfreien Herren am Bahnhofe einfinden und in gedämpft freudiger, deutschem Empfinden angemessener Weise der kurzen Ceremonie beiwohnen werden. Nicht zu vergessen ist, daß sich der Zar geradenwegs von hier nach Paris begeben wird, zu den Todfeinden unseres Volkes, die in ihm den Wiedereroberer Elsaß-Lothringens, und nur den, vergöttern. Dadurch giebt er uns selber die nöthigen Directiven. Wir schenken keine Wiegen und Windeln. (Gedämpfte Heiterkeit.) Meine Herren! — (Der Regierungspräsident zieht sich unter discretem Ehrfurchts- und Bewunderungsgeflüster seiner Untergebenen zurück.)

Dritte Scene.

Volksversammlung.

Genosse Meyer: Eben erst, auf dem Londoner Congresse, hat das vereinigte Proletariat aller Länder und Nationen gezeigt, daß es brüderlich zu einander steht, ein Herz ist und ein Schlag! Der classenbewußte deutsche Arbeiter empfindet mit dem drangsalirten und gequälten Bruder in den weiten Ebenen Rußlands so gut wie mit den Redacteuren des „Vorwärts“, und der Zar, der demnächst unsere Stadt zu besuchen wagt, — (Sehr gut, hört, hört! Schmeißt ihn 'raus!) der Zar, Genossen, ist uns die Verkörperung des gewaltthätigen russischen Capitalismusses. Deutschlands Proletariat weiß, wie es den Gewaltherrscher zu empfangen hat. Es verachtet die kriegswüthige französische Bourgeoisie, die die schmierigen Juchtenstiefel des Tyrannen schmatzend küßt, und es lacht der Bourgeoisie im eigenen Lande, die ihrem stillen Hasse gegen den Fremdling nicht Luft zu machen wagt. Genossen, der Arbeiter heuchelt nicht, der vierte Stand sagt seinen Feinden, in- und ausländischen, unter allen Umständen frei heraus, wie er über sie denkt. Und darnach richtet Euch, Genossen! (Minutenlanger Beifall.)

Genosse Schulz XXIV: Ich schlage folgende Resolution vor:

„In Erwägung, daß

1) der angekündigte Besuch des russischen unconstitutionellen, autokratischen und freiheitsfeindlichen Gewaltherrschers in Breslau ein Hieb in's Gesicht der classenbewußten, auf die Errungenschaften des Jahres 1848 stolzen Arbeiterschaft ist,

2) fremde Tyrannen nun schon gar nichts auf deutschem Boden zu suchen, wir vielmehr mit den eigenen genug zu thun haben —“ (Stürmische Unterbrechung. Rufe: Liebknecht darf nicht beleidigt werden! Anhaltende Unruhe.)

Der überwachende Schutzmann: Unter höflicher Bezugnahme auf § 95 des Strafgesetzbuches erkläre ich die Versammlung wegen Majestätsbeleidigung für aufgelöst.

Vierte Scene.

Feste Tembe am Kamerunflusse.

Mwang-Po: Gieb mir auch einmal das Kreisblatt! Man muß sich doch ein bißchen mit auswärtiger Politik befassen.

Po-Mwang: Es steht nichts von Belang drin. Auf Cuba siegen die Spanier noch immer, und die Insurgenten folgen ihnen in eiliger Flucht auf dem Fuße. Die Bevölkerungen Kretas und Armeniens verhalten sich ruhig, weil sie nicht mehr vorhanden sind. Und Frau Ketsche-Wayo erläßt im Inseratentheil einen Aufruf an ihren Sohn: Lieber Nwana! Kehre zurück zu Deiner tiefbetrübten Mutter! Dein Vater ist gestern gefressen worden!

Mwang-Po: Weil ich gerade daran denke: der Winter naht, und wir müssen uns darauf einrichten! Setz' doch eine Annonce auf, daß wir eine junge Dame für alle Hausarbeiten brauchen, die auch Waschen, Plätten und Kochen vertragen kann! — Meldet das Kreisblatt aus dem Mutterlande nichts Neues?

Po-Mwang: Die Minister haben noch sämmtlich Urlaub — da passirt ja nichts, da geht Alles glatt. Und sonst soll nur der Zar von Rußland nach Breslau kommen.

Mwang-Po: Das hat in der That nichts zu bedeuten. Nein, wahrhaftig nicht!

Der weise Urahn (vom Ofen her): Woraus schließest Du das?

Mwang-Po: Nun, die Zeitungen schreiben fast gar nicht über ihn, trotz der Hundstagsstille!

Der weise Urahn: Die Zeitungen schreiben fast gar nichts! O, dann muß es aber eine sehr wichtige Sache sein!

Mwang-Po: Außerdem haben hervorragende Körperschaften erklärt, daß sie es ablehnen, mit Rücksicht auf ihr Nationalgefühl und die Reise des Zaren nach Paris, irgend welche Anstrengungen zu seinem Empfange zu machen. Nach den Zeitungen wird man den Russen in Breslau mit vernichtender Kühle aufnehmen und kaum beachten.

Der weise Urahn: Mwang-Po, packe meinen Reisekoffer! Po-Mwang, hole meine besten Hosen und meinen modernsten Cylinder aus der Speisekammer! Ich bin dreiundneunzig Jahre alt und noch nie auf dem Meere gewesen, aber ich dampfe morgen nach Deutschland ab. Denn so etwas Großartiges von Hingerissenheit, so etwas von echtem Jubel und tollem Enthusiasmus, wie er in Breslau herrschen wird, sieht man nur alle fünf Jahrhunderte einmal!

Mwang-Po: Weiser Urahn, Du bist irre —

Der weise Urahn: Sohn, lehre mich nicht die Deutschen kennen! Hol' mir lieber meine Hosen!

Fünfte Scene.

Der Central-Bahnhof in Breslau.

Der Oberbürgermeister: Er fährt wahrscheinlich nur durch .. Donnerwetter, lassen Sie doch für Ordnung sorgen! Vorn die Schutzleute, hinten das begeisterte Volk — die Menschen quetschen einen ja noch zu Häcksel!

Der Kämmerer: Herr Oberbürgermeister müssen sich ja kennen! Aber was thut es auch! Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen, den erhabenen Beherrscher des innig befreundeten Nachbarlandes von Angesicht zu Angesicht zu schauen und jauchzend zu ehren. Solch' einen spontanen Ausbruch ungekünstelter, herzlich deutscher Gefühle hab' ich all' mein Lebtag noch nicht gesehen. (Hurrahrufe.) Aber wir haben es uns auch etwas kosten lassen — ich meine die Decoration des Bahnhofes und der Stadt!

Ein Opponent: Solche Unsumme! Ich weiß es aus meinem Blatte, die Regierung tadelt das auch; ich werde den Beschwerdeweg bei ihr einschlagen —

Ein Bahnbeamter: Zurück da! Das Betreten dieses Weges ist untersagt!

Genosse Meyer (versteckt einen Blumenstrauß unterm Rocke): Man sollte meinen, Singer zöge ein! Ach, Schulz XXIV, das Volk ist wirklich noch nicht reif! Strömt das in hellen Haufen zum Bahnhof, obgleich sie uns feierlich geschworen haben, zu Hause zu bleiben. Dann hätten wir doch etwas sehen können!

Genosse Schulz XXIV: Ich bin wahrhaftig nur hier, weil ich controlieren wollte, ob die Kerle wohl ihr Wort halten würden. (Zieht einen Rosenstrauß unterm Rock hervor.) Und dann ist der Zar ein so einflußreicher Mann. Wenn er beim Kaiser ein gutes Wort einlegt, werden mir vielleicht meine drei Monate erlassen. Sieh mal, die letzten Begnadigungen, die der Kaiser aussprach —

Genosse Meyer (an einen Signalapparat gelehnt, ängstlich): Pst, pst! Das ist kein Gesprächsgegenstand —

Der Bahnbeamte: Man bittet dringend, den Gegenstand nicht zu berühren!

Digitized by Google

Geh. Oberregierungsrath Klebs: Daß die Ankunft Sr. Majestät des Zaren die Bewohner unseres engeren Vaterlandes in stürmisch freudige Erregung versetzen würde, war ja vorauszusehen; daß aber selbst unsere Colonien an unserm Jubel und an diesem unvergeßlichen Ehrentage lebhaft Antheil nehmen und den ältesten Häuptling nach Breslau entsenden könnten, das ahnt' ich nicht!

Der Regierungspräsident (überlegen): Ja, Sie! Aber ich verstehe die Volksseele! Ich wußte, daß Nord und Süd, Weiß und Schwarz eins sind mit ihren Behörden in der dankbaren Verehrung des erlauchten Russenfürsten und gern ihren letzten Blutstropfen —

Excellenz Brefeld: Sehr wahr! Aber sagen Sie mir — der Salonwagen da, gehört der zum Train des Zaren?

Assessor Windfang (eifrig): Excellenz gestatten — das ist der Salonwagen aus dem Zug, mit dem Herr v. Berlepsch nach seiner Demission in die oberschlesischen Berge fuhr!

Der Bahnbeamte (zur Excellenz Brefeld): Achtung auf den Zug!

Excellenz Goßler (erbleicht).

Betäubender Lärm bricht aus; Hurrahgebrüll, Hüteschwenken, Blumenregen, Fanfaren. Der Zug fährt in das aus Reiterei und Artillerie gebildete Spalier ein.)

Sechste Scene.

Salonwagen des russischen Kaisers.

Graf Kapnist: War das ein Sturm! Ew. Majestät schwebten thatsächlich in Gefahr, von so viel Liebe und Verehrung erdrückt zu werden, wenn nicht jener wackere Negergreis durch seine bescheidene Zurückhaltung den Ueberschwang der obrigkeitlichen und volklichen Gefühle etwas eingedämmt hätte. Es war vielleicht doch eine falsche Maßregel, den Zugang zu Ew. Majestät derart zu erleichtern und den Standespersonen bekannt zu geben, Eintritt sei frei.

Der Zar: Schreiben Sie am nächsten Male, ein Tritt sei frei!

Graf Kapnist: Ich glaube, sie drängen sich dann ebenso begeistert heran! Das war ungefälschte Zuneigung, so aus dem Herzen kommend, wie sie Ew. Majestät in Rußland noch nie zu Theil geworden ist. Man küßte Ew. Majestät Rock, Weste und Beinkleid —

Der Zar: Nur der Umstand, daß ich saß, bewahrte mich vor noch loyaleren Huldigungen! Glauben Sie, daß ich in den mehr westlich gelegenen Departements dieses verrückten Frankreichs ebenso belästigt werde?

Graf Kapnist (sehr verlegen): Ew. Majestät verzeihen — aber wir sind hier nicht in Frankreich — wir sind in Deutschland —

Der Zar (schüttelt den Kopf, sagt aber nichts).

Timon d. J.

Notizen.

Der treffliche Goethe-Kenner und erste objective französische Kriegshistoriograph von 1870/71 Arthur Chuquet, seines Berufes Herausgeber der Pariser Revue critique, hat von Kürschner's „Deutscher National-Literatur" mit Recht behauptet, daß keine Nation eine gleichwerthige Gesammtausgabe ihrer hervorragendsten Geisteserzeugnisse besitze. Es ist traurig, daß ein Ausländer unser Volk erst auf diesen kostbaren literarischen und kritischen Schatz aufmerksam machen muß, aber auch zugleich erfreulich, denn da unser Publicum immer geneigt ist, mehr auf fremde Stimmen zu hören, so darf man vielleicht erwarten, daß das herrliche Sammelwerk endlich wahrhaft populär werde, d. h. aus dem engen Kreise der Literaturkenner auf den großen literarischen Markt des deutschen Volkes trete. Unermüdlich steht Joseph Kürschner seit fünfzehn Jahren seinem sinnvoll angelegten und unbeirrt fortgeführten Riesenwerke vor und versteht es noch immer, neben dem alten Stamme der mitwirkenden Begründer die besten neuen Kräfte als Mitarbeiter heranzuziehen. Und ein volles Lob verdient auch die Deutsche Verlagsgesellschaft Union in Stuttgart, daß sie ohne Ermatten das kostbare Unternehmen mit einer im deutschen Buchhandel fast einzig dastehenden Noblesse und Opferfreudigkeit fortführt. 860 Lieferungen oder 216 Bände liegen bis heute vor, und noch ist kein Ende abzusehen, wie schon ein Blick auf die Goethe-Ausgabe lehrt, die alle Werke des Altmeisters enthalten soll, während die vorliegenden 37 Bände kaum die Hälfte des literarischen Lebenswerkes ausmachen. Vielleicht war es von vornherein ein kühnes Unterfangen, sich nicht bloß auf die poetischen und prosaischen Hauptwerke dieses Dichters zu beschränken, aber wenn dies auch zur Vermeidung einer gewissen Uferlosigkeit erwünscht gewesen wäre, so sind wir doch die Letzten, uns darüber zu beklagen. Wie vortrefflich sind z. B. die neuesten Goethe-Bände, in denen Düntzer die biographischen Ergänzungen der Tag- und Jahreshefte bietet oder die von Witkowski und A. G. Meyer eingeleiteten und commentirten kunsttheoretischen Nachträge mit Winckelmann und Hackert oder die von Rud. Steiner neu herausgegebenen Naturwissenschaftlichen Schriften! Liegt erst dieser „Goethe" vollendet vor, so besitzen wir in ihm eine durchaus nothwendige und verdienstvolle Ergänzung der Weimarer Sophien-Ausgabe, was auch die Scherer-Schüler gegen diese unbequeme Concurrenz vorzubringen belieben. Ueber allen Angriffen stehen die Bände der älteren und ältesten Literatur erhaben da, um die sich zumal Professor Paul Piper verdient macht. Lichtvolle Einleitungen schildern das historische und culturgeschichtliche Milieu, und die philologischen Fußnoten sind so eingehend und sorgfältig, daß der Laie Kudrun und die Heidelberger Liederhandschrift ohne allzugroße Mühe im Urtext verstehen lernt. Ausgezeichnete Leistungen finden sich auch für die neuere Zeit. Der Band Volkslieder des 16. Jahrhunderts von Stiftspropst v. Liliencron ist eine Perle des ganzen Sammelwerks; Fischart, der congeniale Schüler von Rabelais, hat in Adolf Hauffen einen wohlunterrichteten Herausgeber gefunden, und auch Luther und Hans Sachs sind gut redigirt. Eine Meisterleistung ist ferner August Sauer's Göttinger Hainbund mit den erschöpfenden literarhistorischen Einleitungen über Hölty und Miller. Der verstorbene H. Pröhle hat sich in seinem sechsbändigen Wieland selbst ein schönes Denkmal gestiftet, P. Nerrlich's sechsbändige Auswahl aus Jean Paul wird den tiefsinnigen, aber formlosen Humoristen vielleicht wieder in Aufnahme bringen, und zumal die zehnbändige Herder-Auslese von H. Lambel und dem geist- und kenntnißreichen E. Kühnemann, sind wahre Musterleistungen. Von Boxberger's u. A. Schiller liegen sechzehn, von Lessing neunzehn Bände vor; beide sind in der Hauptsache vollständig. Da Goethe ein so großer Raum eingeräumt ist, bis jetzt nahezu ein Viertheil der ganzen National-Literatur, so sind naturgemäß andere Dichter etwas kurz gefahren, doch kann man sich im Allgemeinen mit der getroffenen Auswahl einverstanden erklären. Klopstock, der nur noch ein historisches Interesse besitzt, schneidet mit vier Bänden von R. Hamel allzu gut ab; auch daß Theodor Körner (Stern) drei Bände gewidmet sind, während doch das schmächtige Bändchen Leyer und Schwert und höchstens etwa der stark schillernde Zrinyi noch Bedeutung haben, ist ebenso freigebig, wie je ein Band Jobsiade, Asiatische Banise, Geßner, Salis; besonders wenn daneben E. T. A. Hoffmann mit einem halben Band und Grabbe mit zwölf Bogen abgefunden werden. Die dii minorum gentium Gleim und die Anakreontiker sind mit Recht bloß cursorisch in Anthologien behandelt, ebenso die Lyriker, Epiker und Dramatiker der classischen Periode. Zwei lehrreiche Bände enthalten ferner die Mitarbeiter der Musenalmanache (von Mendheim); auch Chamisso und die Brüder Schlegel (Walzel) sind verdienstvoll. Hauff mit fünf Bänden ist reichlich, Tieck mit drei Bänden richtiger bemessen. Ganz vorzügliche Leistungen sind die Romantiker-Ausgaben von Max Koch, der Fouqué und Eichendorff je einen Band widmet, und sein zweibändiger Lenau und dreibändiger Immermann, die alle bisherigen Ausgaben weit hinter sich lassen und überflüssig machen. Ausgezeichnet sind im Weiteren die drei Bände Stürmer und Dränger und der Band Bürger von Aug. Sauer, denen sich in gleicher Güte ein Band Schicksalsdrama des Wiener Professors Minor gesellt. Kurz, es findet sich in diesen mustergiltigen Dichterausgaben eine solche Fülle deutschen Gelehrtenfleißes, von Kenntnissen und Geschmack, daß sie ein prächtiges Denkmal der Literaturforschung am Ende des 19. Jahrhunderts sind und ihre Bedeutung auf lange hinaus bewahren werden. Es ist ein unvergleichlicher Genuß, unsere Dichter und Denker in schönen und dabei handlichen Ausgaben zu besitzen, correct im Text, gelegentlich mit Bildnissen, Autogrammen und bibliophilen Nachbildungen versehen, erläutert in strengwissenschaftlicher und dennoch allgemein verständlicher Form. Jede gelehrte Bibliothek in ihren Lesesälen, aber auch jede Volksbücherei sollte Kürschner's Deutsche National-Literatur zum allgemeinen Besten besitzen und ihre Schätze verbreiten helfen, und es ist eine Ehrenpflicht unserer Presse, der Fachschriften wie der Tagesblätter, immer und immer wieder unsere Literaturfreunde auf diese unvergleichliche Sammlung hinzuweisen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Eine thätige **Verlagsbuchhandlung** vornehmer Richtung, **sucht den Verlag** geeigneter Werke unter günstigen Bedingungen zu übernehmen.

Gefl. Offerten unter G. 4400 durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, U. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben erschien:
„Brennende Tagesfragen."
I.
Für oder wider das Duell?
Von
Arnold Fischer.
Preis 75 Pfg.
C. J. E. Volckmann, Verlag. Rostock.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Kurort.
Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Eben erschienen!
Fred Graf Frankenberg
Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71
Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.
Preis geheftet ℳ 5. —; elegant gebunden ℳ 6. —
Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war. Das Buch ist
ein literarisches Anikum, das diesseits wie jenseits des Rheins großes Aufsehen erregen wird.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Zukunft des deutschen Liberalismus. Von Archivar Georg Winter. — Die Sittlichkeit auf dem Lande. Von Otto Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Maurice Maeterlinck. Von Arthur Eloesser. — Der Baumeister Bruno Schmitz. Von Karl Scheffler. — **Feuilleton.** Unkraut. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Die Theilung der Türkei. Von Timon d. J. — Die internationale Kunstausstellung. 10. Polen, Russen, Amerikaner. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Zukunft des deutschen Liberalismus.

Von Archivar Georg Winter.

In den Kreisen der Gegner des Liberalismus wird seit Jahren schon mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung die Behauptung immer und immer wieder aufgestellt und laut triumphirend in die Welt hinausgerufen, daß der einst so mächtige und unser nationales und staatliches Leben so bestimmend beeinflussende deutsche Liberalismus todt oder doch auf dem Aussterbeetat sei. Wie verschiedenartig in ihren Bestrebungen und Zielen, in ihren Beweggründen und ihrem ganzen politischen Charakter die mannigfachen Strömungen auch sein mögen, welche die gegenwärtig in unserem Staatsleben nur zu sehr herrschend gewordene Reaction auf politischem und wirthschaftlichem, auf geistigem und culturellem, auf religiösem und pädagogischem Gebiete fördern und unterstützen: einig sind sie nicht nur in ihrem Haß, sondern auch in ihrer Geringschätzung gegen Alles, was sich auf den genannten Gebieten liberal nennt und wirklich liberale Ziele verfolgt. So siegesgewiß sind alle diese reactionären Elemente unseres staatlichen Lebens, daß sie eine „Wiederbelebung" des Liberalismus, ein Wiedererwachen jener mächtigen Geistesströmung, welche dereinst die geistigen Grundlagen für die Begründung des nationalen Staates geschaffen hat, für schlechthin unmöglich erklären. Das wirthschaftliche und politische Losungswort „rückwärts, rückwärts" scheint, wenn man den Rufen der reactionären Presse Glauben schenkt, in der That zum alleinherrschenden in unserem Vaterlande werden zu wollen.

Wir müssen nun zunächst einmal darauf verzichten, auf geschichtliche Analogien hinzuweisen, nach denen in früheren Epochen unseres Verfassungslebens auf mindestens ebenso reactionäre Strömungen, wie wir sie gegenwärtig erleben, nicht minder kräftige Rückschläge nach der liberalen Richtung hin erfolgt sind und sich bei Weitem dauerhafter und lebenskräftiger erwiesen haben, als das vorhergegangene heftige reactionäre Geschrei. Fragen wir uns zunächst einmal, ob wirklich der gegenwärtig herrschende Zustand der Behauptung der reactionären Parteien, daß der Liberalismus todt und dem Untergange geweiht sei, eine Berechtigung verleiht oder nicht. Auf den ersten Blick könnte es in der That so scheinen. Ganz ohne Zweifel ist der Liberalismus in allen wichtigen Lebensfragen des staatlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in die Defensive zurückgeworfen. Woran liegt das, und ist ein zwingender Grund zu der Annahme vorhanden, daß das nicht ein vorübergehender, sondern ein dauernder Zustand sein wird? Zwei Momente, welche mit einander in inniger Wechselwirkung stehen, scheinen mir bei der Beurtheilung dieser Frage von entscheidender Bedeutung zu sein. Einmal hat die mit der vor $1^1/_2$ Jahrzehnten erfolgten wirthschaftlichen Umkehr großgezogene brutale Interessenvertretung der einzelnen einander bekämpfenden wirthschaftlichen Gruppen unseres Volkes in das ganze politische Leben eine Verwirrung und Zerrüttung gebracht, welche auch an den politischen Parteien nicht spurlos vorübergehen konnte, vor Allem aber den Einfluß derjenigen politischen Weltanschauung schwächen mußte, welche im Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Kampfe der Sonderinteressen von Anfang an den Blick auf das Gedeihen des Staatsganzen gerichtet hielt und demgemäß ihre wirthschaftlich-politischen Ideen in dem obersten Grundsatze „Gleiches Recht für Alle" zusammenfaßt. Dann aber ist eben in diesem wüsten Kampfe der Interessen auch dieser liberalen Partei die innere Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Weltanschauung, welche das Meiste zu ihrer früheren Größe beigetragen hat, in vielen ihrer Elemente verloren gegangen. Der Gegensatz und Kampf der Interessen hat auch auf sie eingewirkt und die Anfangs nur geringfügigeren Gegensätze in ihren Reihen zu einer Schärfe heranreifen lassen, die ein gemeinsames Arbeiten der noch immer ihrer Zahl und Bedeutung nach sehr starken verschiedenen Richtungen des Liberalismus immer mehr und mehr erschwerte, ja zeitweise völlig unmöglich machte. Während es aber gleich im Beginne des mit leidenschaftlicher Heftigkeit entbrannten und von vornherein mit zunehmender Schärfe gegen alle liberalen Errungenschaften sich wendenden Interessenkampfes jedem Liberalen hätte klar sein müssen, daß ein erfolgreicher Widerstand gegen die von rechts und links her gegen den Liberalismus anstürmenden feindlichen Mächte nur mit vereinten Kräften möglich sein werde, nahm im Verlaufe des Kampfes nicht die Einigkeit, sondern der Zwiespalt zwischen den verschiedenen liberalen Richtungen unausgesetzt zu. Die Einen begannen, von einer übertriebenen und thörichten Furcht vor der „socialen Revolution" verleitet, mehr und mehr ihren liberalen Grundsätzen untreu zu werden, um im Bunde mit reactionären Elementen den Kampf mit der Socialdemokratie mit Mitteln zu führen, welche der liberalen Weltanschauung schroff entgegengesetzt waren; die Anderen gefielen sich in übertriebenem Pessimismus in einer

Digitized by Google

fast völlig negativen Opposition, welche wieder ein Zusammenarbeiten mit den gemäßigteren, aber immer noch aufrichtig liberal gesinnten Elementen außerordentlich erschwerte. Während die Aufgabe des Liberalismus in jenen leidenschaftlichen Kämpfen der entfesselten Reaction und der socialen Revolution klar vorgezeichnet war und dahin ging, in gemeinsamer ernster, positiver Arbeit den Beweis zu erbringen, daß weder in geistiger und politischer Reaction noch in fanatischen Umsturzbestrebungen das Heil des Vaterlandes erreicht werden, daß diesem vielmehr nur gedient werden könne, wenn man den Staat in den Bahnen erhalte, denen er seine Existenz und seine Größe verdankt, hatten die Liberalen nichts Eiligeres und nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich in einen heftigen Kampf gegeneinander zu stürzen, in dem dann naturgemäß die Momente, welche die einzelnen Richtungen des Liberalismus von einander trennten, gegenüber denen, welche allen liberalen Richtungen gemeinsam waren, immer mehr in den Vordergrund gestellt wurden. Zerfahrenheit und Zerrissenheit, das war ungefähr das Schlimmste, was dem Liberalismus begegnen konnte in einem Augenblick, in welchem eine begehrliche Reaction auf der einen, eine leidenschaftliche Umsturzrichtung auf der anderen Seite einen gemeinsamen, wenn auch in den Zielpunkten diametral entgegengesetzten Sturmlauf gegen Alles begann, was unter hervorragender Theilnahme des Liberalismus in den ersten begeisterungsvollen Jahren des neuen Reiches geschaffen worden war.

So kam es, wie es kommen mußte und wie es warnende und mahnende Stimmen von vornherein vorhergesagt hatten. Heute, da endlich einmal von einem angesehenen Organe meiner eigenen Partei-Richtung, von der „National-Zeitung", mit erfreulicher Entschiedenheit der gleiche Ruf zur Einigung unter den Liberalen ertönt, darf ich wohl mit wehmüthiger Genugthuung darauf hinweisen, daß ich seit nunmehr zwölf Jahren dieselbe Mahnung immer und immer wieder an meine liberalen Gesinnungsgenossen, welcher Schattirung sie auch angehören mögen, gerichtet habe, theils in meiner Eigenschaft als Mitglied nationalliberaler Wahlvereine und Comités, theils auf publicistischem Wege. Schon im Jahre 1884 habe ich vor der in jenem Jahre stattfindenden Reichstagswahl in einem damals vielbesprochenem „Gegenwart"-Aufsatz meine mahnende Stimme erhoben und die Folgen vorhergesagt, welche ein weiterer erbitterter Kampf zwischen den einzelnen liberalen Richtungen für das Schicksal des liberalen Gedankens haben werde und müsse. Leider war und blieb meine Stimme die des Predigers in der Wüste, und so ist Alles genau und wörtlich so gekommen, wie ich es damals*) vorausgesagt habe. Während wir uns mit stets zunehmender Heftigkeit unter einander bekämpften, wurde uns von rechts und von links ein Stück sicheren Bodens nach dem andern entrissen, den wir mühelos hätten behaupten können, wenn wir ihn gemeinsam vertheidigt hätten.

Wir wollen und dürfen jetzt nicht untersuchen, wen an diesem verhängnißvollen Gange der Dinge die Hauptschuld trifft. Die Hauptsache ist, daß wir jetzt endlich einmal uns ernstlich aufraffen, die Fehler der Vergangenheit gut zu machen und dafür zu sorgen, daß der jetzt auf's Neue ergangene Ruf nicht wieder ungehört verhalle. Wohl mag es gegenüber der Entwickelung, welche der Liberalismus in den letzten Jahren genommen hat, und namentlich gegenüber der Aufnahme, welche der Mahnruf der „National-Zeitung" gerade in mehreren angesehenen Organen ihrer eigenen, der nationalliberalen Richtung gefunden hat, manchem pessimistisch gesinnten Liberalen erscheinen, als ergehe der neue Ruf zu spät, als sei eine Wirkung desselben völlig ausgeschlossen. Aber gerade darum handelt es sich, diesen unseligen Pessimismus aufzugeben und endlich einmal den Versuch zu machen, ob es nicht möglich ist, für verschiedene Richtungen, welche in vielen Einzelfragen von einander abweichen, aber doch in den Grundlinien der ganzen Weltanschauung mit einander übereinstimmen, den Punkt der Einigung zu finden, wenn nicht anders unter Ausstoßung derjenigen Elemente, welche, nur dem Namen nach liberal, ihrem Wesen nach aber reactionär gesinnt, jene Einigung dauernd und bewußt verhindern zu wollen scheinen. Darüber kann ja kein Zweifel sein — und gerade weil ich zur nationalliberalen Partei gehöre, halte ich mich für verpflichtet, es offen auszusprechen —, daß diese Einigung nur möglich ist, wenn unsere Partei mit der bisherigen gar zu weitgehenden Toleranz gegen diejenigen Elemente, welche mehr oder minder offen mit der wirthschaftlichen und politischen Reaction Hand in Hand gehen, grundsätzlich bricht und diesen Elementen ihre bisherige herrschende Stellung nimmt, wenn sie sich mit anderen Worten wieder auf ihre Pflichten gegen den Gesammtliberalismus besinnt. Denn so viel auch ohne alle Frage von allen Richtungen des Liberalismus gegen dessen gemeinsame Interessen sachlich und taktisch gesündigt worden ist, so hat doch ebenso ohne allen Zweifel dem Liberalismus in seiner Gesammtheit nichts mehr geschadet, als daß einige der weitestgehenden Gedanken wirthschaftlicher Reaction Unterstützung auch bei einer Anzahl dem Namen nach liberaler Männer gefunden haben. Man wird mit Bestimmtheit sagen dürfen und müssen, daß mehrere der unheilvollen socialpolitischen Maßregeln der jüngsten Zeit auch nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung gehabt hätten, wenn ihre Anhänger nicht auch Zustimmung in einigen liberalen Kreisen gefunden hätten. Daß selbst ein Gedanke, wie der des Antrages Kanitz, der doch auf nichts Anderes hinausläuft, als auf eine sociale Revolution zu Gunsten der Reichen auf Kosten der Armen, vereinzelte Unterstützung auf liberaler Seite gefunden hat, ohne daß von Seiten der Partei ein energischer Protest erfolgt wäre, mußte mit Nothwendigkeit die Wählermassen des Liberalismus an dessen fundamentalsten Grundanschauungen irre werden lassen und die Zerfahrenheit unter denselben in's Ungemessene steigern.

Das hat auch die „National-Zeitung" mit nicht genug zu rühmender Offenheit zugegeben, und dafür gebührt ihr der Dank jedes aufrichtig liberalen Mannes. Diesen Dank findet sie aber nicht nur, wie die Organe der linksstehenden Liberalen annehmen, bei diesen, sondern auch bei vielen meiner nationalliberalen Parteigenossen. Wie viel Unheil ist doch dem liberalen Gedanken schon daraus erwachsen, daß die Anhänger der anderen liberalen Richtungen den Nationalliberalismus stets mit jenen mehr oder weniger reactionär gesinnten Elementen innerhalb desselben identificirt haben. Nein, so ist es, Gott sei Dank, durchaus nicht, daß die Nationalliberalen in ihrer Gesammtheit mit jenen immer weiter nach rechts abschwenkenden Elementen übereinstimmten. Nur das Eine ist wahr, daß sich die energisch liberal gesinnten Elemente der Nationalliberalen, zu deren Sprachrohr sich jetzt die „National-Zeitung" gemacht hat, zu wenig eifrig geregt und nur zu geduldig die Vorherrschaft des agrarischen Flügels ertragen haben. Die Zukunft des Liberalismus wird wenigstens für die nächste Zeit in erster Linie davon abhängen, welche der beiden starke Gegensätze in sich schließenden Richtungen innerhalb der nationalliberalen Partei den Sieg davontragen wird. Es ist im Interesse des großen liberalen Gedankens, der nach meiner innersten Ueberzeugung mit dem nationalen untrennbar ver-

*) Zuerst in Nr. 30 des Jahrganges 1884 der „Gegenwart" in dem mit dem Pseudonym Politicus gezeichneten Artikel „Die bevorstehende Reichstagswahl", dann in einer Reihe weiterer Aufsätze, die theils unter demselben Pseudonym, theils unter meinem vollen Namen in der „Gegenwart" erschienen sind. Damals hoffte ich noch auf die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens des gesammten Liberalismus mit der freiconservativen Partei, welche in jener Periode in vielen entscheidenden Fragen (Landgemeinde-Ordnung, Ackermann'sche Anträge, später Volksschulgesetz) liberale Anschauungen bekundete. Bei dem weiteren Verlauf, welchen die Entwickelung der freiconservativen Partei genommen hat, ist dieser Gedanke natürlich nicht aufrecht zu halten und jetzt nur eine Einigung aller liberalen Richtungen dringend nothwendig.

Digitized by Google

bunden ist, unbedingt nothwendig, es offen auszusprechen: es giebt nur zwei Wege, um für den liberalen Gedanken wieder freie Bahn und freies Feld zur Bethätigung zu schaffen: entweder muß die nationalliberale Partei ihres offen agrarisch gesinnten Flügels Herr werden und ihm die Machtstellung nehmen, die er nur zu lange behauptet hat, oder umgekehrt die aufrichtig liberal gesinnten Elemente der Partei, welche nach meinen Erfahrungen weit zahlreicher sind, als gemeinhin angenommen wird, müssen sich, so schwer ihnen dieser Schritt werden mag, zu einer neuen Secession entschließen und energische Fühlung mit den weiter links stehenden liberalen Fractionen suchen. Das wäre gewiß ein sehr schmerzlicher, aber doch ein nothwendiger und heilsamer Schritt. Denn nicht darauf kann es ankommen, daß im Parlament möglichst viele Männer sitzen, welche sich liberal *nennen*, sondern darauf, daß diejenigen sich zusammenfinden und möglichst gemeinsam miteinander arbeiten, welche wirklich liberal *sind*. Eine in den entscheidenden Grundprincipien einheitlich zusammengesetzte nationalliberale Partei von 40—50 Mann kann für die Verwirklichung des liberalen Gedankens unendlich viel mehr leisten, als eine solche von 60—70 Mann, welche unter ihren Mitgliedern solche zählt, die nur auf den liberalen Parteinamen gewählt sind, in ihrer Wirksamkeit aber im Gegensatz zum gesammten Liberalismus offen mit den Vertretern wirthschaftlicher und politischer Reaction Hand in Hand gehen. Der Liberalismus in seiner Gesammtheit aber kann nur gesunden und wieder erstarken, wenn er sich der festen Grundlagen seiner Kraft wieder bewußt wird und auf jedes Pactiren mit den Mächten der Reaction offen und unzweideutig verzichtet. Nur dann kann er sein altes Ansehen, seine alte Macht wieder gewinnen, nur dann auch den Gegnern und der Regierung das Maaß von Respect und Anerkennung abringen, welches dazu gehört, um einen wirklichen und wahrhaften Einfluß im öffentlichen Leben zu behaupten. Wenn er ihn jetzt nicht besitzt, trotzdem noch immer die Mehrheit des gebildeten und intelligenten Bürgerthums auf seiner Seite steht, so liegt das in erster Linie daran, daß es gegenüber manchen Vorgängen der jüngsten Vergangenheit kaum noch möglich ist, mit Bestimmtheit zu sagen, wer und was denn eigentlich unter „liberal" zu verstehen sei. Und ein so schroffer Gegner öder Principienreiterei ich bin: eines muß von einer politischen Partei doch mit Sicherheit verlangt werden, daß sie nicht Gegensätze in sich vereinige, die einander ausschließen, daß wenigstens in den elementarsten Grundfragen des politischen Lebens Uebereinstimmung zwischen ihren Mitgliedern herrsche. Ein wirklich liberaler Mann kann nun einmal für die Dauer nicht mit einem Anhänger des Antrages Kanitz derselben Partei angehören. Es giebt nur zweierlei: entweder folgen die ausgesprochenen Anhänger einer wirthschaftlich wie politisch reactionären Anschauung dem Beispiele des Herrn Dr. Diederich Hahn und schließen sich der Partei an, welcher sie zwar nicht dem Namen, aber dem Herzen nach angehören, nämlich nicht etwa der freiconservativen, sondern der deutschconservativen, oder die wirklich liberal gesinnten Elemente der Partei kehren dieser den Rücken. Davon, wie zahlreich diese letztere Richtung innerhalb der nationalliberalen Partei ist, wird die nächste Zukunft des Liberalismus abhängen. Denn wie viel die linksstehenden Elemente der Nationalliberalen auch in Einzelfragen und in ihrem taktischen Verhalten von den weiter links stehenden Richtungen trennen mag: ein Gegensatz in den elementaren Grundanschauungen ist nicht vorhanden, und daher würde sich ein Modus vivendi, eine Möglichkeit des Zusammengehens in den entscheidenden Fragen des gegenwärtigen politischen, socialen und wirthschaftlichen Lebens ohne Zweifel finden lassen. Dieser Weg aber muß gefunden werden, soll anders der liberale Gedanke wieder denjenigen Einfluß in unserem staatlichen Leben gewinnen, der ihm nicht bloß der Zahl, sondern auch der geistigen Bedeutung seiner Anhänger nach gebührt. Daß er diesen Einfluß wieder gewinne, ist aber dringend wünschenswerth nicht nur im Interesse des liberalen Gedankens, sondern auch in dem des Vaterlandes, das, wie es unter eifriger und aufopferungsvollster Mitwirkung des Liberalismus begründet worden ist, auch für seine ruhige, gesetzmäßige und besonnene Fortentwickelung der regen Mitarbeit gerade des gebildeten Bürgerthums, welches noch heute den Grundstock des Liberalismus bildet, gar nicht entrathen kann. Denn nur mit denjenigen Kräften, durch die ein Staat begründet worden ist, kann er auch erhalten, kann sein Bestand für die Dauer gesichert werden. Gegen Reaction und Revolution, die beiden Mächte, welche die schönsten Errungenschaften unseres nationalen Staates von entgegengesetzten Seiten her bedrohen, giebt es für die Dauer nur *ein* wirksames Gegenmittel: einen in den Grundlagen einigen, seiner Ziele bewußten und dieselben rücksichtslos gegen rechts und links vertheidigenden Liberalismus. Will dieser den ihm gebührenden Einfluß wieder gewinnen, will er auch auf die Regierung des Staates einen Druck dahin ausüben, daß sie endgiltig aus den Bahnen der Reaction wieder in die der Freiheit einlenke, so muß er sich dieser Sachlage mit voller Klarheit bewußt werden und Freunden wie Gegnern den nachdrücklichen Beweis erbringen, daß er sich seiner Aufgaben und Ziele klar bewußt und unter keinen Umständen geneigt ist, mit den grundsätzlichen Gegnern seiner Weltanschauung zu pactiren. Ohne klare Ziele kein klares und energisches Handeln. Ob sich der Liberalismus dieser Aufgabe gewachsen zeigen wird, dafür wird der bevorstehende nationalliberale Delegirtentag von entscheidender Bedeutung werden. Möge die Entscheidung dort so fallen, daß sie dem Liberalismus und unserem theueren Vaterlande zum Segen gereicht.

Die Sittlichkeit auf dem Lande.

Von Otto Berdrow.

Die Urtheile über die Sittlichkeit auf dem Lande gehen sehr weit auseinander. Lobredner des Landes bezeichnen die ländliche Bevölkerung, besonders den Bauernstand, als die gesunde Wurzel des Volkslebens, als eine Kraftquelle und einen Jungbrunnen für die Nation, als die große Reserve, die stets die körperlich und geistig kranke Bevölkerung der Städte abzulösen bezw. zu erneuern bestimmt sei. Andre Nationalökonomen und Socialpolitiker sind geradezu gegentheiliger Ansicht, indem sie behaupten, man lebe auf dem Lande in geistiger und körperlicher Beziehung wie das liebe Vieh. — Diese außerordentliche Verschiedenheit der Urtheile findet darin ihre Erklärung, daß sich dieselben fast immer auf eine nur geringe Anzahl von eigenen Beobachtungen oder Aufzeichnungen Anderer stützen; da nun die ländlichen Zustände in den verschiedenen Landestheilen häufig große Abweichungen zeigen, so war ein objectives Urtheil fast unmöglich.

Es fehlte bisher an einem umfangreichen, von einer großen Anzahl competenter Beurtheiler sorgfältig zusammengetragenen, möglichst objectiven Beobachtungsmaterial. Diese Lücke hat die Allgemeine Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine nun auszufüllen versucht. Auf der im September 1894 in Colmar i. E. stattgefundenen Conferenz wurde beschlossen, eine allgemeine Umfrage an sämmtliche evangelische Pfarrämter in Deutschland bezüglich der Unkeuschheit auf dem Lande ergehen zu lassen. 14000 von dem bekannten Pastor C. Wagner in Pritzerbe (i. d. Mark) mit großer Sachkenntniß ausgearbeitete Fragebogen wurden versandt; nur ungefähr 1000 kamen beantwortet zurück. Das ist ein Ergebniß, welches die Frage nahelegt: war die evangelische

Digitized by Google

Geistlichkeit die geeignetste Instanz, an die man sich in dieser Sache wenden konnte? Es wäre jedenfalls zu wünschen gewesen, daß die Veranstalter der Enquete sich auch an verständige Besitzer und vor Allem an die Landlehrerschaft gewandt hätten. Namentlich ein großer Theil der letzteren würde sich, das darf mit Bestimmtheit angenommen werden, mit Eifer und Verständniß betheiligt haben; und von dieser Seite würde man Aufschluß erhalten haben über manche Dinge, die den Geistlichen verborgen bleiben, z. B. über das wichtige Capitel der Sittlichkeit unter der ländlichen Arbeiterjugend.

Bisher liegen die Resultate der Umfrage aus Ostdeutschland in einem stattlichen Bande*) vor. „Es ist kein erfreuliches Bild, das vor unsern Augen entstanden ist," sagt der Schlußbericht, „ein Bild, in dem wenig Licht- und viel Schattenpartien sich finden, und der Schatten ist oft so dunkel und schaurig, daß wir unser Auge verhüllen möchten, um nichts davon zu sehen." — Unter sehr beklagenswerthen Verhältnissen wächst schon die ländliche Jugend auf. Hier übt die Unzulänglichkeit und Enge der Wohnräume ihren verderblichen Einfluß aus. In diesen armen Kindern, die von früh auf bis in's reifere Alter mit ihren Eltern, größeren Geschwistern und sogar fremden Leuten (Knechten, Mägden, Hofgängern) in einem Raume, ja oft genug in einem Bette nächtigen müssen — theilen doch zuweilen sogar zwei Familien denselben Raum! —, die fast überall Hülfe leisten bei der Begattung der Thiere, die theilweise schon in zarter Jugend verdienen helfen müssen, wodurch sie häufig der Schule entzogen werden und frühzeitig mit sittlich unzuverlässigen Leuten in Berührung kommen; die beständig das schlechte Beispiel der erwachsenen Jugend und vielleicht der eigenen sittlich indifferenten Eltern vor Augen haben: in diesen Kindern muß ohne Frage das Schamgefühl abgestumpft werden, ja sie müssen sittlich verrohen und verwildern. Das gilt vornehmlich von den Hütekindern, die Monate lang jeder Aufsicht entzogen sind und Nachts ihr Lager oft mit Erwachsenen theilen müssen. Diese Kinder sind ohne Rettung der Verwahrlosung preisgegeben. Verfügungen, wie sie in Schleswig-Holstein bestehen, nach denen sich die Dienstherren verpflichten müssen, den Hütekindern „einen von den Schlafstätten des erwachsenen Gesindes gesonderten Schlafraum anzuweisen, sie als zur engeren Familie gehörig anzusehen und zu behandeln", unter väterliche Obhut zu nehmen und gewissenhaft zu überwachen, sollten überall erlassen werden! —

Natürlich sind in dieser Weise erwachsene und erzogene Kinder früh geneigt zu geschlechtlichem Verkehr. Derselbe pflegt mit sechzehn Jahren zu beginnen und ganz allgemein und intensiv getrieben zu werden. Die Burschen halten sich für berechtigt, jedes Mädchen zu verführen; Mädchen, die ihre Ehre bewahren wollen, werden einfach boycottiert. Die Zahl dieser letzteren aber wird nur klein sein; denn im Allgemeinen stehen die Mädchen in fleischlicher Lüsternheit nicht hinter den Burschen zurück; dazu kommt, daß sehr viele Eltern den geschlechtlichen Verkehr heirathsfähiger Töchter nicht nur billigen, sondern sogar begünstigen. So kommt es häufig vor, daß die Mädchen mit ihren Schätzen in der elterlichen Kammer schlafen. Hat dieser Umgang Folgen, so ist das für den Mann „Pech", für das Mädchen eher Glück; denn in der Regel folgt, wenn erst ein Kind vorhanden ist, die Heirath nach. Vielfach wird bestätigt, daß der zunächst nur aus Sinnenlust gepflogene geschlechtliche Verkehr meist den Grund zu einem andauernden Verhältniß legt, das allerdings von dem männlichen Theile nur zu oft als eine Last empfunden wird. Daß der Mann, welcher ein Mädchen zu Fall gebracht hat, die Verpflichtung habe, es früher oder später zu seiner Frau zu machen, ist so tief in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen, daß die Mädchen darauf bauen und sich preisgeben, um einen Mann zu gewinnen. So kommt es denn, daß das erste Kind in fast jeder Familie vorehelich geboren ist. Hieraus, sowie aus dem im allgemeinen sittlich-guten Verhalten der Eheleute — Ehebruch und Ehescheidungen kommen auf dem Lande verhältnißmäßig selten vor — ergiebt sich, daß die ländliche Unkeuschheit in der Hauptsache in einer Vorwegnahme der ehelichen Rechte besteht und darum eine mildere Beurtheilung verdient.

Wäre es nicht Sitte, den Fall des Mädchens durch folgende Hochzeit zu sühnen, so würde unbedingt der Procentsatz der unehelichen Geburten weit höher sein, als er in der That ist; womit jedoch nicht behauptet werden soll, daß er gering wäre. Nach der Höhe des Procentsatzes reihen sich die in Betracht kommenden Landestheile folgendermaßen an einander: 1. Posen (4,55 %), 2. Schleswig (4,62 %), 3. Preußen (8,1 %), 4. Schlesien (8,8 %), 5. Brandenburg (9,2 %), 6. Sachsen (9,47 %), 7. Pommern (10,7 %), 8. Königreich Sachsen (11,7 %), 9. Anhalt (12,27 %), 10. Mecklenburg (13,8 %). Innerhalb dieser Bezirke finden jedoch bedeutende Abweichungen statt. Z. B. ergeben sich in Schlesien: im Reg.-Bez. Liegnitz 12 % in Breslau 10,8 %, in Oppeln dagegen nur 3,6 % uneheliche Geburten; in Sachsen: Magdeburg 11,77, Merseburg 10,35, Erfurt nur 6,3 %; in Pommern: Stralsund 13, Stettin 10, Cöslin 9,2; im mecklenburgischen Domanium 11,6, in der Ritterschaft 16 % (der höchste Procentsatz überhaupt).

Sucht man nach den Gründen für diese Abweichungen, so fallen zunächst die Bodenbesitzverhältnisse in's Gewicht. „Eine sorgsame Beobachtung stellt es unwiderleglich fest, daß die Sittlichkeit mit dem Besitz abnimmt. Je geringer der Besitz, desto geringer die Widerstandskraft gegen die Unkeuschheit; daher grassirt die Unkeuschheit am ärgsten unter dem besitzlosen Arbeiterproletariat. Die großen Latifundien mit ihren besitzlosen Arbeitermassen sind die Herde nicht bloß der Unkirchlichkeit, sondern auch der Unsittlichkeit, das ist eine Thatsache, welche die Verhältnisse in Neuvorpommern und auf Rügen und in der mecklenburger Ritterschaft mit Händen greifen lassen. Wo die Bodenbesitzverhältnisse besser sind, wo sich ein kräftiger Bauernstand und ein wenn auch nur mit kleinem Besitz begabter Arbeiterstand findet, wie in Schleswig-Holstein, Hinterpommern und in dem mecklenburgischen Domanium: da ist überall die Sittlichkeit eine höhere als in den Bezirken der großen Latifundien." So spricht sich der Schlußbericht des Bandes über diese Frage aus.

In der That scheint, nach den Berichten aus fast allen Landestheilen zu schließen, der Bauernstand auf einer bedeutend höheren Stufe der Sittlichkeit zu stehen, als der Stand der ländlichen Arbeiter. Zwar ist er in seinen männlichen Gliedern nicht unberührt geblieben; über Unkeuschheit der Bauernsöhne wird vielfach Klage geführt. Das erscheint jedoch begreiflich, wenn man bedenkt, daß Bauernsöhne oft über Gebühr lange warten müssen, ehe sie die Wirthschaft übernehmen und einen Hausstand gründen dürfen. Im Großen und Ganzen aber hält der Bauer auf Reputation, und Bauerntöchter sind von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie ihre Ehre bis zum Altar bewahren müssen. —

Unter den Momenten, welche die Unsittlichkeit auf dem Lande fördern, steht der Mangel an Ueberwachung Seitens der Herren und Eltern obenan. Die letzteren sehen in dem ausgedehntesten geschlechtlichen Verkehr, wie sie ihn selbst in ihrer Jugend gepflegt haben, nichts Unrechtes; ja, wie erwähnt wurde, sie begünstigen ihn sogar. Wo, wie in der Provinz Sachsen, die Jugend beiderlei Geschlechts sich in sogenannten „Koppeln" zusammenfindet, da gehen die Eltern

*) Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der Landbewohner im deutschen Reiche dargestellt auf Grund der von der Allgemeinen Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstalteten Umfrage. I. Band: Ostdeutschland. Bearbeitet von Pastor H. Wittenberg in Liegnitz und Pastor Dr. E. Hückstädt in Poseritz a. Rügen. Leipzig, Reinhold Werther. (Vom II. Band, enthaltend Mittel-, West- und Süddeutschland, bearbeitet von C. Wagner, Pastor in Pritzerbe (i. d. Mark) ist die Hälfte (5 Hefte) erschienen.

Digitized by Google

denselben aus dem Wege. — Die Herren sehen in ihren Arbeitern und Dienstboten meist nur Arbeitskräfte; wenn sie für empfangene Arbeit den vereinbarten Lohn bezahlen, meinen sie genug gethan zu haben. Diejenigen aber, welche die Verpflichtung fühlen, das sittliche Verhalten ihrer Leute zu überwachen, sehen sich durch den Mangel an Dienstboten und ländlichen Arbeitern in ihrem Bestreben gehindert. Es scheint wirklich, als ob strenge Ueberwachung der Schlafräume u. s. w. unmittelbar Dienstbotenmangel im Gefolge habe. Ja, die Sitte des geschlechtlichen Verkehrs zwingt die Arbeitgeber geradezu zu Concessionen. Z. B. werden in manchen Gegenden die Schlafräume der Knechte und Mägde so angelegt, daß sie Nachts ganz unbehindert verkehren können. Auf diese Weise hofft man das Gesinde bei guter Laune zu erhalten.

Hier soll nur noch auf eine Hauptquelle der Unsittlichkeit hingewiesen werden: das ist der Tanz, der in manchen Landestheilen, z. B. in Schlesien und im Königreich Sachsen eine unglaubliche Ausdehnung gewonnen hat. In Schlesien tanzt die Jugend sogar auf Leichenbegängnissen: „dabei geht es oft bunt genug zu", heißt es in einem Bericht, „sonst hätte wohl nicht ein ernster, wohlmeinender Mann den Ausspruch gethan, diese Tanzvergnügungen hätten den Zweck, recht bald Ersatz für den, resp. die Verstorbene zu schaffen. Diese Sitte ist so eingebürgert, daß die Obrigkeit sie durch Verordnungen und mit Strafen nicht beseitigen kann." — Was den Tanz zu einer solchen Gefahr für die Sittlichkeit macht, ist nicht so sehr das Vergnügen an sich, als die begleitenden Umstände: der Genuß von Spirituosen, die fehlende oder mangelhafte Ueberwachung, die Umgebung der Locale, vor allem das Nachhausebegleiten. In anderen Landestheilen, z. B. im Reg.-Bez. Stralsund, ist die Gelegenheit zum Tanzen selten; aber die sittlichen Zustände sind darum nicht besser.

Ich muß es tief bedauern, daß die Urtheile über die Spinnstube fast allgemein äußerst abfällig und verwerfend lauten. Fast alle Berichte aus Brandenburg, Anhalt, der Provinz und dem Königreich Sachsen verurtheilen die Spinnstuben; sie werden sogar „Hochschulen der Unzucht" gescholten, und man möchte sie am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten. Solche Urtheile offenbaren einen großen Mangel an Einsicht. Mag sein, daß in den Spinnstuben von heute viel Unfug getrieben wird; aber das ist nur ein Beweis dafür, daß die Gebildeten auf dem Lande dieses vorzügliche Institut zur Pflege einer edlen Geselligkeit unter der heranwachsenden Jugend nicht zu würdigen und verständnißvoll zu pflegen wußten.

Unter den sich so rapid verändernden Verhältnissen der Gegenwart sind einige neue Momente hinzugekommen, welche schädigend auf den Stand der Sittlichkeit einwirken. Wir nennen nur die periodischen Wanderzüge der Arbeiter (Sachsengängerei), die Abwanderung der Burschen und Mädchen in die Städte, die socialdemokratische Agitation und der Einfluß der schlechten Presse und Colportage. Leider ist es nicht möglich, den eminent schädigenden Einfluß dieser Dinge hier ausführlich nachzuweisen. Merkwürdig ist es, wie sehr der corrumpirende Einfluß der schlechten Presse von den Geistlichen unterschätzt wird. Es muthet uns sonderbar an, wenn aus der Mark berichtet wird, das Lesebedürfniß sei sehr gering und werde durch Verbreitung christlicher Sonntagsblätter und Kalender genügend befriedigt. Wenn die Herren sich nur nicht irren! Es steht wohl fest, daß auch auf dem Lande ein starkes Lesebedürfniß sich regt, das durch christliche Sonntagsblätter, Tractätchen und Kalender nicht mehr zu befriedigen ist, sondern, wenn es nicht die rechte Nahrung findet, schädlicher Lectüre (Schundliteratur, Colportageromanen) sich zuwendet. Das muß den betreffenden Kreisen eine Mahnung sein, gute Volksbibliotheken in's Leben zu rufen. Wir halten diese für wichtiger, als Sittlichkeits-Schriften und -Vereine.

Interessant ist ein Vergleich zwischen dem ländlichen und dem industriellen Arbeiter in Bezug auf sittliches Verhalten. Man ist wohl geneigt, dem Wachsen des Fabrikwesens einen entsittlichenden Einfluß zuzuschreiben. Das scheint, wie aus Berichten aus Schlesien, Brandenburg, Sachsen hervorgeht, ein Vorurtheil zu sein. Es ist zwischen den beiden Arbeiterkategorien kein wesentlicher Unterschied zu bemerken. „Es giebt bäuerliche Gemeinden", sagt der zusammenfassende Schlußbericht, „die sich vor Gemeinden mit industrieller Bevölkerung vortheilhaft auszeichnen, es kommt aber auch, besonders in Oberschlesien, der umgekehrte Fall vor, daß industrielle Gemeinden bäuerliche übertreffen in sittlicher Reinheit, im Großen und Ganzen aber wird von den Arbeitern beider Berufsarten gleich stark gesündigt, und haben Abweichungen in örtlichen Verhältnissen und in persönlichen Einflüssen ihre Begründung."

Daß unter den zur Bekämpfung der Unsittlichkeit berufenen Instituten die Kirche nur einen geringen Einfluß auszuüben vermag, ist eine nicht hinwegzuleugnende Thatsache. Mit Ausnahme von Neuvorpommern und Rügen, Mecklenburg, dem nördlichen Theile von Brandenburg und einzelnen anderen Gegenden, sind die Gemeinden im ganzen östlichen Deutschland durchaus als kirchlich, z. T. als gut kirchlich zu bezeichnen. Und trotzdem dieser niedrige Stand der Sittlichkeit! Die Kirchlichkeit ist eben meist eine rein äußerliche, eine bloße Gewohnheit. Wo sie ein Ausfluß echter christlicher Gesinnung ist, wie in den Diaspora-Gemeinden der Provinz Posen und Oberschlesiens, da steht es auch in sittlicher Beziehung bedeutend besser. Diese Erkenntniß, daß die Kirchlichkeit nicht ausschlaggebend für die Sittlichkeit ist und sein kann, ist auch eine nicht zu unterschätzende Frucht der Enquete.

Die Wege zur Bekämpfung der Unzucht, welche von den einzelnen Referenten vorgeschlagen werden, sind zahlreich und z. T. nicht übel. Freilich wird mit Mitteln, wie Hinausschiebung der Confirmation bis zum 16. Jahre, die übrigens von nur wenigen Geistlichen befürwortet wird, Gründung von Jünglingsvereinen, strenger Kirchenzucht u. dergl. m., wenig auszurichten sein. Werthvoller und einer geneigten Berücksichtigung der Behörden zu empfehlen sind folgende Vorschläge: Einrichtung obligatorischer Fortbildungsschulen, wie sie im Königreich Sachsen für Knaben bereits bestehen, — erfreulicher Weise wird ihre Einrichtung von der Mehrzahl der Referenten befürwortet! —; Anstellung von ländlichen Wohnungsinspectoren; schärfere Ueberwachung der Jugend, bei der gemeinsamen Arbeit wie beim Vergnügen, bei Tag und Nacht, durch Eltern, Arbeitgeber und Behörden; Einrichtung von Familien- und Volksunterhaltungsabenden, um das Volk an eine edlere Geselligkeit zu gewöhnen und geistig und sittlich zu heben. Wir möchten hinzufügen: Hebung des Volksschulwesens und Gründung von Volksbibliotheken auch im entlegensten pommerschen und ostpreußischen Dorfe.

Wenn auch der Stand der Sittlichkeit auf dem Lande im Allgemeinen niedrig erscheint, so braucht man sich darum keinen pessimistischen Befürchtungen hinzugeben. Es wird sich kaum feststellen lassen, daß die Sittlichkeit in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist; die Enquete weist nach, daß der sittliche Bestand der ländlichen Bevölkerung Ostdeutschlands im Großen und Ganzen unverändert geblieben ist. Die Unkeuschheit auf dem Lande ist — es wurde schon hierauf hingewiesen — nicht bewußte Unsittlichkeit, sondern in der Hauptsache eine durch Jahrhunderte behauptete Sitte. Trotzdem ist in dieser langen Zeit das Landvolk gesund geblieben; und daß es noch heute gesund ist, beweist u. A. ein Vergleich des Brustumfangs der ländlichen Wehrpflichtigen mit dem der städtischen, beweist der reichliche Kindersegen in der ländlichen Bevölkerung. Es drohen allerdings Gefahren; aber diese sind das Resultat der in der Gegenwart sich vollziehenden Fortentwickelung und Umwandlung der politischen und wirthschaftlichen Zustände und als solche durch irgendwelche kleinen Mittel nicht abzuwenden. Man muß hoffen, daß unser Volk durch diesen Proceß sich hindurcharbeiten wird, und das wird

Digitized by Google

geschehen, wenn es gelingt, den ländlichen Arbeiterstand wirthschaftlich zu kräftigen, social zu heben (vor Allem durch Organisation der Arbeiter) und auf eine höhere geistige und sittliche Stufe zu bringen. Daß dies nur möglich sein wird durch die einmüthige, energische und unermüdliche Zusammenarbeit der geistig und sittlich höherstehenden Kreise, ist keine Frage.

Literatur und Kunst.

Maurice Maeterlinck.

Von Arthur Eloesser.

Als Frau von Stael Deutschland bereiste, um unsere großen Schriftsteller ihren heftigen Interviews zu unterwerfen, bemerkte sie mit Erstaunen, daß man sich noch um französische Literaturerscheinungen kümmerte, die in ihrem Vaterlande keine Feder mehr in Bewegung setzten, daß man in Anekdoten aus der Zeit Ludwig's XIV. und des „ancien régime" mit Behaglichkeit schwelgte, die für die lebende Generation bereits zu der grauesten Vergangenheit gehörten. Wenn die tapfere Verfasserin des Buches „De l'Allemagne" ihre literarische Forschungsreise heute zu unternehmen hätte, so würde sie wahrscheinlich dieselbe Bemerkung gemacht haben.

In Deutschland wird heute noch eifrig gegen Dinge polemisirt, die der Nachwuchs unserer Nachbarn längst zum „vieux jeu" geworfen haben, und mancher wackere Schulmann, mancher wackere Aesthetiker bietet seine ganze moralische Entrüstung, seinen ganzen fadenscheinigen Idealismus gegen den „krassen Materialisten" Zola auf, ohne in seiner Unschuld zu ahnen, daß der große Naturalist von der letzten literarischen Generation nicht einmal wie ein todter Löwe, sondern wie ein todter Hund behandelt wird. Allerdings hat die französische Literatur, den verschiedenartigsten Einwirkungen des Auslandes folgend, in den letzten Jahrzehnten eine so rapide Entwicklung genommen, daß es schwer war, immer die allerletzte Phase festzustellen. Die beherrschenden Schlagworte, Programme und Manifeste haben sich in einer Geschwindigkeit abgelöst, mit der man nur das fast geisterhafte Erscheinen und Verschwinden der Cabinette vergleichen kann. Während sich aber die politischen Mächte noch in der Schwebe halten, tritt aus dem Literaturwust doch ein Bild mit festen Contouren hervor, in dem wir den großen charakteristischen Zug bereits feststellen können.

Der Positivismus Taine's und Renan's, der Naturalismus Zola's ist überwunden worden. Wie sich seine Ueberwinder auch nannten, Decadenten, mystische Symbolisten oder Neu-Idealisten, der gemeinsame Grund ihrer Bestrebungen ist in der Wiedergeburt der religiösen Idee zu finden. Man war des langweiligen Menschen müde, der bis in die feinsten geistigen Regungen hinein aus seinen physiologischen Bedingungen, aus dem allmächtigen Milieu erklärt wurde, man wollte seine individuelle geistige Selbstständigkeit wieder haben, und man sehnte sich nach etwas, das die Wissenschaft genommen hatte, nach seiner unsterblichen Seele. Am letzten Ende dieser Entwicklung steht Maurice Maeterlinck, der entschiedenste und reinste „artiste d'âme" unter den lebenden Schriftstellern. Seine Vorgänger sind Huysmans, Verlaine und Ibsen in seiner spätesten Periode. Die beiden ersten haben den Kampf des Körpers mit der Seele im Roman und in der Lyrik geschildert; sie sind recht eigentlich die Dichter der Buße, der Zerknirschung, die unter einer ungeheuren Sündenlast vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zusammenbrechen. Huysmans' Werke sind eine fortlaufende Beichte, Verlaine's Gedichte sind inbrünstige Gebete. Er seufzt nach kindlicher Reinheit im Pfuhle seiner Sünden, während die Vergehungen Huysmans' mehr geistiger Art sind; er ist der Skeptiker, der seinen Verstand opfern will, um dafür den demüthigen Glauben, der alles prüfungslos hinnimmt, zu erhalten. Beide sind sinnlich — übersinnliche Freier um die himmlische Gnade. Ibsen's Mysticismus ist von dieser Kirchlichkeit weit entfernt. Aber zuweilen erheben sich seine Personen aus der körperlichen Welt in eine höhere von der irdischen Schwerkraft befreite Atmosphäre, in der die Seelen ohne Vermittlung der Sinne in einen directen Zusammenhang treten, Augenblicke, in denen sich über dem gewöhnlichen Zustande ein zweites Leben ahnungsvoll offenbart. Ueber der unwesentlichen körperlichen Handlung spielt das eigentliche seelische Drama.

In diesem Zustande des Doppellebens befinden sich Maeterlinck's dramatische Personen immer. Man hat das Gefühl, daß Alles, was den Menschen hier geschieht, gleichgiltig ist, daß die Seelen noch ganz andere Leiden erdulden, ganz andere Wonnen empfinden. Maeterlinck ist der eigentliche Befreier der Seele, er läßt keine Abhängigkeit vom Körper, nicht einmal einen Zusammenhang zu. Die Prinzeß Maleine sieht das Schloß ihrer Väter verwüstet, Vater und Mutter getödtet; sie wird von der Mutter ihrer Rivalin mit Hülfe des wahnsinnigen Königs Hjalmar erwürgt. Und dennoch erregen diese Dinge kein Entsetzen, sie gehen wie nebensächlich vorüber. Das Leben ist nicht wesenhafter als ein Schattenspiel, „Schattenlebe, Schattenliebe, Schattenküsse, wunderbar!" Aber über dem Ganzen liegt eine Stimmung, eine süße Schwermuth, ein Seufzen und Klagen schwebt in der Luft, als ob die nackten Seelen sich weinend suchten. In dem einförmigen, oft kindlichen Tonfall seines Dialogs scheint immer eine andere geheimnißvolle Sprache mitzuklingen, eine Geistersprache, die wir vielleicht einst verstehen werden. Ueber allem Lebendigen liegt die Macht der Vernichtung, des Todes, als ob diese Welt in Trümmer gehen müßte, damit das Räthsel des Lebens sich erklärt.

Maeterlinck ist kein Zweifelnder, kein Bekehrter, der sich aus der Sündenwelt in den Schooß der Kirche geflüchtet hat. Er kann mit Vater Hilse sagen: „ich hab ne Gewißheet", und diese Gewißheit, die von Asketik und Ekstase gleich weit entfernt ist, ist ihm ein beruhigender, beseligender, ein unverlierbarer Besitz. Zu seiner unkirchlichen, höchst persönlichen Mystik will er Niemand bekehren, aber er sagt mit kindlichem Lächeln: Seht, ich wohne im Reinen, und wenn Ihr es auch thun wollt, so bedarf es nur eines Kleinen, anzuerkennen, daß Ihr eine unsterbliche Seele habt. Dies ist das Thema seines letzten Buches „Le trésor des humbles", in dem er seine mystischen Anschauungen klar und einfach entwickelt hat. Den Verehrern seiner Muse wird diese Gabe sehr willkommen sein; denn sie enthält die ganze Erklärung seines dramatischen Schaffens. Selbst für die eingeweihtesten Adepten des Mysticismus blieb manches Räthsel übrig, das diese Bekenntnisse lösen werden, in denen sich die Kindesseele des Dichters wie in einem Krystalle spiegelt.

Ruysbrock, Novalis, Emerson sind die Lehrer Maeterlinck's, oder vielmehr seine Brüder, mit welchen seine Seele in inniger Verbindung lebt. In Ruysbrock's Werke sah er bläulich schimmernde Höhen der Seele, in dem Emerson's die demüthig niedrigen Hügel des menschlichen Herzens, mit dem deutschen Romantiker schwankt er auf dem schwindelnden Grat des Gedankens, aber die klare Atmosphäre dringt auch in lieblich grünende, schattige Thäler. Diese Geister sind über die engen, sicheren Kreise unseres gewöhnlichen Bewußtseins hinausgegangen. Sie haben sich der verborgenen Wahrheit genähert, „die uns das Leben giebt", die reiner, mystischer ist als die gewöhnliche den Sinnen und dem Verstande zugängliche Wahrheit. Sie sind Pioniere der Seele, die einen Schein des ewigen Lichtes gesehen haben.

Digitized by Google

Nur wenige Bücher, sagt Maeterlinck, haben uns von dem wahren Leben der Seele berichtet. Spinoza, Kant, Schopenhauer gehen kaum bis an die Grenzen des Bewußtseins, sie bilden zwar eine nothwendige, aber untergeordnete Stufe des Denkens. An der Grenze, wo die Sinne, die Erfahrung im Stiche lassen, wo die Seele frei wird, in ihrem eigenen Elemente zu leben, da versagt ihre Logik, sie bleiben die Antwort schuldig. Denn unsere Seele lebt ein eigenes Leben, weit entfernt von unserem täglichen Denken, in einer Atmosphäre selbstverständlicher Schönheit. Sie ist capriciös und verbirgt sich, nur selten fühlen wir ihren Flügelschlag.

Zuweilen blitzt die Erkenntniß wie eine Ahnung aus den Werken der großen Tragiker auf. Auch diese, selbst Shakespeare, bewegen sich in dem ersten Kreise des primitiven Bewußtseins. Man bewundert die Schilderung der Eifersucht im Othello, aber man denkt an andere, tiefere Dinge. Etwas wird in uns erregt, was mit dem Falle selbst nichts zu thun hat, was ihn fühlbar doch unfaßbar umgiebt, etwas anders Geartetes, Unzerstörbares, gegen das die eigentliche Handlung klein und nichtig erscheint. Ob Othello getäuscht wird, oder nicht, „er führt ein anderes Leben", ein Leben, das von seiner wüthenden Eifersucht kaum berührt wird, dessen höhere, unantastbare Schönheit der Dichter ahnt. Daher erklärt Maeterlinck die tiefe Melancholie, in die uns die großen Dichtungen werfen. „Nichts ist trauriger und enttäuschender als ein Meisterwerk, weil nichts besser die Ohnmacht des Menschen zeigt, sich seiner Größe und Würde bewußt zu werden." Die sinnfällige Handlung, das äußere Leben, ist von dem mystischen umwogt; aus der Dunkelheit ertönt es zuweilen wie ein leiser Schrei. In diesen Augenblicken hofft die Menschheit ihr eigenes Angesicht zu sehen, sie erwartet eine überwältigende Ueberraschung, daß das unsichtbare Leben plötzlich sichtbar hervortrete.

Eins der schönsten Capitel des Buches ist „Le Silence" überschrieben. Das Schweigen ist der eigentliche „Trésor des humbles". Wir dürfen die Seele nur gewähren lassen, wenn sie sich zur Schönheit erhebt; wir müssen schweigen und das Schweigen um uns her vernehmen. Die Worte sind keine Verbindungen zwischen den Seelen, sie entstellen nur die reinen Beziehungen. „Wir sprechen nur in den Stunden, in denen wir nicht leben, in den Augenblicken, in denen wir unsere Brüder nicht bemerken wollen, und wo wir uns in weiter Entfernung von der Wirklichkeit befinden. Wir kennen nur die Personen, mit welchen wir einmal geschwiegen haben". Wenn alle Worte sich gleichen, so ist das Schweigen immer verschieden. Die Seelen wägen sich im Schweigen, wie Gold und Silber im reinen Wasser. Auch der geringste Mensch kennt den feierlichen Augenblick, da jede Stimme in ihm und um ihn schweigt; dann richtet sich seine Seele wie aus einem Abgrunde vor ihm auf. Das sind die Augenblicke des wahren Lebens.

Maeterlinck glaubt, daß die Seelen sich einst ohne die Hülfe der Sinne verständigen werden. Schon in unserer Zeit, die des Materialismus beschuldigt wird, will er eine stärkere Seelenhaftigkeit feststellen. „Es ist sicher, daß das Gebiet der Seele sich jeden Tag mehr vor uns ausbreitet". Die Seele scheint ihm an allen Handlungen einen stärkeren Antheil zu nehmen, als vor zwei- oder dreihundert Jahren. Wir nähern uns einer spiritualistischen Periode, in der die Menschheit das schwere Gewicht der Materie etwas lüftet, in der die Menschen sich inniger lieben, sich feiner und tiefer auffassen. Dieses Streben ist nicht nur auf den geistigen Höhen bemerkbar, es ist auch in den Niederungen des Lebens zu suchen, wo wir auch nach intimeren Seelenbeziehungen, nach directen mystischen Rapporten forschen. Mit größerem Ernste folgen wir allen unaufgeklärten Regungen des Geistes, den telepathischen und magnetischen Wechselwirkungen. Alle geheimnißvollen Kräfte erscheinen uns nicht mehr als zufällig auftretend, sondern als zusammenhängend, planvoll wirkend im Sinne einer höheren Auffassung, der wir uns langsam nähern.

Die Seele führt unabhängig vom Körper ihr eigenes Leben. Was würde geschehen, fragt der Dichter, wenn sie plötzlich sichtbar würde, wenn sie ohne Kleider unter ihren Schwestern stände? „Würde sie, wie eine schamhafte Frau, den langen Mantel ihrer Haare über die zahllosen Sünden des Fleisches werfen?" Doch auch der Körper ist unabhängig von der Seele. Darum ist sie ohne Verantwortung und unbefleckt. Unbewußt, fern von ihr geschehen die Sünden des Fleisches, und die Seele des Sodomiters kann ahnungslos, unschuldig sein, wie ein Kind. Sie kann keine Scham empfinden, sie hat nichts verübt, sie blieb rein, und mitten im Verbrechen erhob sie sich vielleicht schluchzend zum ewigen Licht.

Die Seele begehrt nach der Schönheit, sie wird täglich schöner und edler. Schönheit ist ihre einzige Nahrung, die sie auch im niedrigsten Leben findet, so daß sie nicht Hungers stirbt. Die natürlichsten und einfachsten Beziehungen von Seele zu Seele sind Beziehungen der Schönheit. Sie ist die einzige Sprache der Seelen, und diese können nichts Anderes als Schönes hervorbringen. Kein Mensch ist so gemein, daß ihn nicht ein Strahl der Schönheit rührte, wenn er allein und sich selbst überlassen ist. In der Einsamkeit erwacht die Seele, die schlummernden Engel stehen auf. Kostet es nicht eine Anstrengung, Angesichts der Nacht oder des Meeres an niedrige Dinge zu denken? Und die Seele steht immer vor der ewigen Nacht des Unendlichen.

Mag einer als Heroe, oder als gering an Kraft und Geist gelten, wir Menschen unterscheiden uns in Wirklichkeit nur durch die Beziehungen, die wir zum Unendlichen haben. Sie allein entscheiden unseren Werth. In jedem Leben giebt es einen Tag, an dem der Himmel sich zu öffnen scheint, und von diesem Tage an datirt die eigentliche geistige Persönlichkeit unseres Wesens. An diesem Tage bildet sich unsere seelische Physiognomie mit den ewigen Zügen, wie sie den Seelen und den Engeln erscheint, wir werden zum wahren Leben geboren. Diese Erweckung wird häufig durch etwas Unerwartetes, durch eine große Freude oder einen tiefen Schmerz herbeigeführt, aber auch durch ein kaum wahrnehmbares Ereigniß, durch ein Wort, durch eine leise Regung des Herzens. Die spirituelle Geburt kann sich wiederholen, und durch diese Wiedergeburten nähern wir uns dem Göttlichen.

So warten wir, warten ewig, daß das Wunderbare uns überraschen soll. Unser ganzes Leben ist Erwartung. Und doch leben wir fortwährend im Wunderbaren. Gott spricht aus jeder Erscheinung zu uns, aus jeder Handlung. Aber Niemand öffnet die Pforten seines Geistes, weil die Aufmerksamkeit fehlt, die Sammlung, die Trunkenheit der Seele. Und doch ist Alles, was geschieht, göttlich groß, und wir sind immer im Mittelpunkte einer großen Welt. Aber man müßte sich gewöhnen, „zu leben wie ein Engel, der gerade geboren ist, wie eine Frau, die liebt, oder wie ein Mensch, der sterben soll." Der Sterbende sieht die Dinge bereits im höheren Lichte, mit der Liebe, die den Irrthum scheut und Alles zu verzeihen geneigt ist. Die melancholische Wahrheit des Todes führt die Seele zur Klarheit.

Dies sind in Kürze die Grundzüge von Maeterlinck's mystischen Speculationen. Die literarische Entwickelung ist hier an einem Spiritualismus angelangt, über den es nicht mehr hinausgeht. Der französische Naturalismus hatte sich zu dem Satze bekannt, daß das Milieu den Menschen bestimmt, und daß die Literatur die ökonomischen und gesellschaftlichen Zustände wiederspiegelt. Alle die neueren Bestrebungen, die man unter dem Namen Neu-Idealismus zusammenfassen kann, münden in der entgegengesetzten Erkenntniß, die der Literarhistoriker Eduard Schuré in einem kurzen Satze formulirt hat: „Die unsterbliche Seele formt den Körper nach ihrem Bilde; das starke und bewußte Individuum befruchtet und bildet die Gesellschaft; die Kunst

Digitized by Google

ist die Retterin, die das Leben schafft." Maeterlinck ist über diesen Satz noch hinausgegangen. Er leugnet überhaupt ein Abhängigkeitsverhältniß von Körper und Seele, er leugnet sogar den Parallelismus physischen und psychischen Geschehens. Die Welt erscheint den Menschen in unlesbaren Hieroglyphen, aber der vom Körperlichen befreiten Seele offenbart sie sich als das ewige Symbol, das Symbol der allgegenwärtigen göttlichen Liebe.

Der Baumeister Bruno Schmitz.

Von Karl Scheffler.

Die Sonne stand schon hinter den Bergen, der Himmel brannte noch in seinen leuchtendsten Farben, blauer Dunst überdämmerte rings das weite Flachland. Mein Zug eilte durch die goldene Aue. Aus der verschwimmenden Ebene wuchs jäh und kühn die Berglinie des Kyffhäuser empor und über die Gebirgsmasse fort noch schwang sich diese Linie, im scharfen Riß eines trotzigen Thurmbaues. Wie ein Ruf durch die abendmüde Stille, hallte es von dem Berge her. Ich sah hinüber mit der schlaffen Empfänglichkeit, in der die Sinne Alles auffangen, ohne im Augenblick sich Rechenschaft zu geben. Es drang das Bild in's Auge und glitt still hinab in die heimliche Werkstatt des Geistes. Doch oft stieg es dann, ungewollt, dem Erinnern wieder herauf in lebendiger Klarheit: das mächtig in den glühenden Abendhimmel sich reckende Kyffhäuserdenkmal des Bruno Schmitz, das in der Vollendung jetzt seine Weihe empfing. Es war, still wirkend, einem Theil der Empfindungen ein Symbol geworden.

Dort, wo die Weser das westphälische Bergland verläßt, wo die letzten Höhen leise zur niederdeutschen Ebene hinuntergleiten, als Eingang zur heiligen rothen Erde, erhebt sich ein großes vaterländisches Denkmal desselben Künstlers. Am Hügel baut es sich empor; sein Thurmgipfel scheidet und verbindet Hochland und Ebene. Ein Denkmal für den ersten Kaiser des neuen Reiches sollte die porta westphalica werden, aber sie ist nun mehr: ein Denkmal der Einigung stammesfeindlichen Deutschthums.

Ein gleichen Zwecken geweihtes Denkmal baute Schmitz am linken Ufer des Rheines, wo die aus dem sagendunklen Wasgenwald kommenden Wasser der Mosel sich mit dem Mutterstrome vereinigen. Im Angesicht der alten romanischen Kirche, die gegründet ward von Ludwig dem Frommen, der deutsches Land zuerst vom Frankenreich theilend löste, im Angesicht der starren Festungswälle, die gegen das heutige Frankenreich feste Wehr bilden, wachsen, von zwei Grenzflüssen umspült, die Quadern der Bastionen aus dem Wasser. Groß und gewaltig ziehen die Linien der Terrassen auf dem Berge empor, auf mächtigem Sockel überragt das Erzbild des Kaisers Wilhelm: ein Denkmal tausendjähriger Geschichte.

Und zum Letzten. Aus dem Schatten der Baumreihen am neuen See in Treptow hinaustretend, sieht man, überwältigt plötzlich, zu beiden Seiten die Massen der Ausstellungsarchitektur desselben Künstlers liegen. Rechts ein grandioser Kuppelbau mit hohen, scharfen Thürmen und mit weit vorgreifenden Wandelgängen; links, getrennt durch die weite Fläche eines Wassers, weit zurück, nah verbunden, in ganz eigenartig zwingenden Raumverhältnissen, ein hoher Thurm, wuchtig aufgebaut aus Terrassen und luftiger Sommerarchitektur. Es glänzt und leuchtet und schimmert die Farbe, es dehnen, steigen und fallen in bewegter Größe die Linien, wie perlende Tonfolge ziehen die weißen Geländer und Ornamente herüber und hinüber: festliche Gastlichkeit und sonntägliche Freude athmet das ganze Bild.

Monumentale Liniensprache, erhabene Einfachheit, reichste Formenfreude und farbigste Lebendigkeit: alle Elemente einer seltenen Künstlernatur mischen sich in diesen Werken und reden eine vernehmliche Sprache von der großen Kunst des Bruno Schmitz.

Aus dem Lande des Weines stammt er, ein Kind des Rheines und der klingende Rhythmus, die Begeisterung des Weines lebt hell und froh in all seinen Werken. Dort ist seine Heimath, wo auf den Bergen die Ruinenthürme ragen; wo romanische Kuppeln und gothische Spitzthürme im Strome sich spiegeln; wo deutsche Renaissancegiebel in winkligen Gassenreihen baufällig aneinander lehnen; wo frommer italienischer Klingklang, französische Grazie und holländische Altväterlichkeit wie wechselnde Leitmotive auftauchen und schwinden; wo die Architekturen düsterer und erhabener, farbiger und froher, subtiler und colossaler sind, als sonst wo im Reiche. Diese geschichtlich durchreifte Sprache der Form und der Farbe drang in des Künstlers empfängliche Seele und wurde ihm zur natürlichen Sprache seiner eigensten Gedanken, die er als schöne Gedichte uns nun verkündet.

Dem Künstler Schmitz hat sich das Glück geboten, daß er nicht an trivialen Zweckmäßigkeitsbauten seine Kraft zu vergeuden brauchte; er durfte Idealbauten als frei schaffender Künstler gestalten. Er braucht diese Freiheit des Schaffens, denn er hat einen, alle Schranken durchbrechenden Sinn für das Wesentliche. Eine ihm vorschwebende Wirkung erstrebt er mit allen seinen künstlerischen, — zuweilen auch unkünstlerischen —, Mitteln. Noch mehr, seine Kunstmittel ergeben sich erst aus diesem Wollen. Er hat das große Begreifen für das plastische Wesen einer Landschaft und darum bestimmten bei seinen Denkmalbauten die Terrainsilhouetten seine Linienführung, die Bodenplastik seine Formenplastik. Der Zweck allein: das frohe Winken hoher Thürme zu einem reichen Feste, gab jeder Einzelheit seiner Ausstellungsarchitektur das Gepräge. Eine Consequenz einer solchen Art ist, daß viele Stilepochen ihre Formen der erstrebten Wirkung überlassen müssen. Es finden sich byzantinische, spanische, italienische, französische und deutsche Weisen, romanische und gothische Elemente, Renaissance und Barock. Aber nicht unorganisch. Denn der Künstler zwingt mit der Kraft seiner großen Grundanschauung das Widersprechende zum Einklang und weil er, mit feinem stilistischen Spürsinn, nur solche Formen entlehnte, die aus einem sinnverwandten Streben einst hervorgingen, so erhebt er sein Compiliren zu einem ganz neuen Eigenleben.

In den Ausstellungsbauten finden sich: die mit zeltartig gespannten Dächern umgürteten Rechtecke des mexicanischen Haciendenstils als Unterbau byzantinischer Kuppeln; schlanke, mit zierlichen Galerien umsäumte Renaissancethürme, mit morgenländischen Hauben, denen die amerikanische Laterne zugefügt ist; mächtige Loggienwölbungen mit traulichen deutschen Ziegeldächern, deren First, von einer Kette grüner Lorbeerbäume bekränzt, in der Ebene eines italienischen Villendaches liegt; ein deutsches Giebelmotiv, das die Trennung des Kuppelsaales von der Vorhalle bezeichnet; eine völlig originale Verzierungskunst am Hauptportal und daneben die geschwungene Ornamentik italienischer Hochrenaissance und ein schweres französisches Prunkbarok. Alles ist kühn vereint zu einer ganz selbstständigen und natürlich erscheinenden Wirkung. Seine Stillosigkeit ist eine höhere Stileinheit.

Sein Bauen dehnt sich weit und lagert sich breit und fest auf den Grund; aber dann verjüngt es sich plötzlich und schwingt sich anmuthig in die Höhe. Richard Wagner fand einst für Ludwig Bruckner kein bezeichnenderes Wort als: — „Die Trompete!" so ist Bruno Schmitz — der Thurm! Er verkündet, er ruft weit in's Land hinein. Er braucht die Weite, den Raum. Ein Raumgefühl im größten Stil, das Kennzeichen großer Erbauer, ist sein wesentlichster Zug. Er weiß, daß die beherrschenden Linien eines bedeutenden Gegenstandes dem Auge für jede Landschaft erst den Maßstab geben. Damit rechnet er künstlerisch. Er zieht seine großen Linien

Digitized by Google

so, daß das Auge gezwungen wird, sein fein cultivirtes Raumgefühl zu adoptiren. Intim ist diese Art nicht; aber sie ist decorativ im höchsten Sinne.

Nicht kunstgewerblich decorativ, wie die Art der „poetischen" Architekten unserer Zeit, die überkommene Gebäudeformen mit unschöpferischer Linienschönheit umkleiden; jene Copirtalente und Toilettenkünstler einer wechselnden Modenarchitektur.

Schmitz übertrifft zwar diese noch Alle in dem Reichthum einer bis an die Grenzen des Mondainenhaften gehenden Toilettenkunst; aber was er schmückt, ist der athmende Leib einer Göttin. Nie ist man versucht, vor seinen Bauten eine Bewunderung künstlich zu construiren, — wie es so oft vor Werken der Architektur geschieht. Denn wie er uns seine Raumempfindung mittheilt, so erzwingt der große, eigenartige Rhythmus seiner Formen auch in uns einen gleichen Wiederklang. Er empfindet die Form musikalisch. Es geht wie ein großer Herzenszug, wie starke Zärtlichkeit durch sein Schaffen und darum giebt sich seine Kunst so selbstverständlich und mühelos.

Sie ist auch mühelos in ihrem Ursprung. Sein Talent ist keines von denen, die qualvoll sich durchringen, deren Werke hart und ungefüge bleiben, bis der ernste Meister fertig ist. Er hat vielmehr jenes mozartische Wunderknabentalent, nicht frei von Virtuosität, das spielend zu schaffen scheint, das in der Hauptsache intuitiv ist. Und wie diesen Talenten fast allen, so ist auch dem seinen eine feine, die starre Männlichkeit der Baukunst mildernde, Grazie eigen.

Fest und anmuthig streben seine Thürme nach oben. Die Säule, — ein Berufener nannte sie einst: die Dirne der Baukunst, — ist ihm nie ein bequemes Mittel, um Höhen zu erreichen; kaum daß sie angewandt ist. Mit den geringsten Mitteln weiß er den künstlerischen Zwang auf das Auge auszuüben. Keiner verwendet, wie er, die Fläche. Keiner schichtet, wie er, die Quadern; — er thürmt sie.

Aber das ist erst halb seine Kunst; die andere Hälfte macht seine unbändige Farbenfreudigkeit aus. In welcher Stimmung seine Ausstellungsarchitektur gesehen wird, im hellen Morgenlicht, im trüben Tagesschein oder in der warmen Abendgluth; immer ist sie ein Neues, weil sie sich als Kunstwerk erst in der lebendigen Natur vollendet. Die weißen Putzwände, ohne Eigenfarbe, tauchen weich in die dunstigen Atmosphärenschatten oder leuchten hell heraus im Sonnenlicht. Jeder Luftstimmung schmiegen sie sich fügsam an; sie empfangen erst Farbe und Licht, Schatten und Widerschein von der wechselnden Farbe der Luft. Oben stehen all' die Gebäude weich gegen den Himmel mit spiegelnden, blauen und lichtblitzenden Aluminiumkuppeln. Rings um die Flächen windet sich das gesättigte Rothbraun der Ziegeldächer, die eindringliche Färbung des Holzes und die, fein in die Fläche verklingende, Malerei. Ein natürliches Laubgrün und dort, wo man eingeht, breite Flächen und reicher Zierath in Gold.

Und dieses Bild ändert seinen Gesichtsausdruck von Stunde zu Stunde.

Eben noch schoben sich die Gewitterwolken langsam durcheinander; noch verhüllten blaue, rauchrothe, graue und gelbweiße Massen die Sonne, doch war die Luft erfüllt von einem flimmernden Sonnennebel. Ein blauer Regendunst dampfte aus Erde und Busch und vom Maschinenhaus, von der feuchten Luft niedergehalten, zog dichter Rauch über die Gebäude fort. Kein klarer Contour und kaum eine Einzelheit. Oben in den Kuppeln spiegelten glimmende Lichter und feuchte Schatten, doch Alles wechselnd verschleiert von dem wirbelnden Rauch. Zartgraue Töne glitten über die Wände; grau waren die Ziegelflächen, grau das Gold und grau der Kranz der Lorbeerbäume. Die schlanken Thürme standen traumhaft verdämmert, wie in einem Bild von Whistler, in dem farbigen Gewölk.

Dann plötzlich brach die Sonne durch.

Da war es mit einem Mal ein anderes Bild. Die Wände gleißten nun warm aus dem Wolkengrunde heraus, die Kuppeln waren zu großen blitzenden Sonnen geworden, der Zierath leuchtete und funkelte, es glühte das Roth. Große blaue Schattenflächen lagen scharf auf den Dächern und Wänden und die noch eben so verschwommenen Linien dehnten und reckten, hoben und senkten sich nun in zwingendem Eigenleben.

In dieser Weise hat Schmitz gesorgt, daß die Natur selbst die Malerin ist und weil die liebe Natur ihr Werk so ausgezeichnet zu machen versteht, ist das Auge so fröhlich dankbar, daß es unwillkürlich für all' die Schönheit, die es sieht: — für das junge Grün der Bäume und Rasenflächen, den wiedergespiegelten Himmel im See und die Folie der wolkigen Ferne, für das ganze große Gesammtbild, — dem Erbauer dankbar ist.

Dieser Art des Künstlers, farbig zu bauen, liegt dieselbe Größe der Anschauung zu Grunde wie seiner Formengebung. Durch elementare Natürlichkeit berauscht er die Empfindungen des Schauenden. Im großen Schwunge reißt er den Zaghaften über die ästhetische Unsicherheit hinweg, die Bauwerken gegenüber so allgemein ist, und seinen Werken erringt er gewaltsam eine instinctive Bewunderung.

Auch so betrachtet ist seine Kunst mozartisch: — Zauberflöte, Don Juan und im Uebrigen symphonisch. — Ein klares, durchsichtiges Hauptthema zieht sich mit wunderbarer Tragfähigkeit durch seine Bauten, feinsinnig verbunden durch harmonisch fortschreitende Bewegung mit einem zweiten, — dem Thurmmotiv. Die monumentale Gliederung, der unaufhaltsame Fluß seiner musikalischen Architektur; der klingende Rhythmus, die glänzende Durchsichtigkeit: Alles ist mozartisch. Selbst in den italienischen Trivialitäten mancher Einzelheiten erinnert er an den frühen Mozart.

Ein Baumeister im Dienste neuester vaterländischer Geschichte ist Schmitz so geworden. An drei wesentlichen Punkten der deutschen Landschaft, geheiligt durch legendenreiche Ueberlieferung, hat er Denkmale dem ersten Kaiser des neu erstandenen Reiches erbaut. Und die baukünstlerische Vertretung des Reiches, bei der Schaustellung des in fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit errungenen Könnens, ist wiederum ihm übertragen worden; wohl nur erklärlich aus einem instinctiven Gefühl für seine Größe bei den leitenden Männern. Er hat, als der allein fähige, dieser Ausstellung einen baulichen Charakter von adliger Größe gegeben und er hat zugleich in blendendster Weise die Baukunst der letzten Jahrzehnte resumirt. Ueber die Zerrissenheit unserer Architektur, über all ihr irrendes Tasten, hat sich Schmitz' starke Persönlichkeit hinausgereckt. Er hat seine eigene Kunst gefunden durch die Kraft eines temperamentvollen Naturempfindens.

Darum grüße man den großen Künstler mit der ganzen Liebe dankbarer Begeisterung. Seine Denkmalbauten werden später Zeit erzählen von dem ersten Wiedererwachen einer renaissancestarken Baukunst und seine Treptower Architektur wird vom Ausland Achtung für deutsches Können und Vollbringen heischen. Großer Dank sei ihm gesagt, daß er zur rechten Stunde das sonst schamhaft und selbstbewußtlos sich verbergende Schaffen deutscher Kunst mit großem Zug vor Aller Augen stellte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unkraut.

Von E. Würthmann.

Wieder beugte sich Schwester Athanasia über die regungslose Gestalt und lauschte, ob nicht ein stärkerer Athemzug die Rückkehr des Lebens künde. Ihr feines, durch lange Krankenpflege geschärftes Ohr

Digitized by Google

vermochte nicht den leisesten Hauch zu unterscheiden, und doch zeigte das Stückchen Spiegel, wenn sie es an die blassen Lippen hielt, eine schwache feuchte Trübung: ganz erloschen war der letzte Funke nicht, der in der gebrochenen Hülle zögernd erstarb. Der Arzt hatte sich entfernt, nachdem er die Mittel seiner Wissenschaft vergeblich erschöpft, die Schwester allein harrte bei der Abgestürzten aus. Nur um ein Viertelstündchen des Bewußtseins hatte sie gefleht, damit die arme Seele nicht ohne Vorbereitung vor ihren Richter treten müsse, aus einem eitel thörichten Dasein herausgerissen — umsonst, kein Blick des Verständnisses theilte die halbgeschlossenen Lider, einzig die Sterbegebete blieben Schwester Athanasia zu sprechen. Sie kniete nieder und nahm ihr Buch zur Hand.

Eine Rose frisch gepflückt und duftig schön flog auf die aufgeschlagene Seite mit ihren schauerlichen Fürbitten: zwischen den Rebenblättern, die das offene Fenster grün umrankten, blickte aus glänzend großen Augen solch liebliches Köpfchen herein, daß die aufgeschreckte Beterin vermeinte, der kleinen Engel einen zu schauen, welche die Gottesmutter verklärend umschweben, den die Erbarmenvolle herabgesandt, auf seinen weißen Schwingen der scheidenden befleckten Seele erlösende Verzeihung zuzutragen. Nun aber schwang sich der kleine Engel vollends auf den Sims und hüpfte leichten Fußes in die Stube, wo er sich als ein mit armselig bunten Lappen herausgeputztes Menschenkind der Schwester erstauntem Blick darstellte. Sachte zog sie das Geschöpfchen zu sich heran — die Wirthin hatte von einem kleinen Mädchen der verunglückten Seiltänzerin gesprochen. „Wir wollen für Deine arme Mutter beten," sprach sie mit neubelebter Hoffnung. Eines Kindes schwache Stimme im Gebet erhoben dringt bis vor Gottes Thron.

Mit weitgeöffneten trockenen Augen sah die Kleine nach dem Bett hinüber. „Fehlt ihr was?"

„Sie ist schwer krank, willst Du nicht für sie beten, Du hast sie doch so lieb."

Wie ein Kätzchen schmiegte sich die Kleine an die Schwester und drückte die Lippen an ihr rauhwollenes Gewand. „Dich hab' ich lieb," sagte sie, „drum hab' ich Dir die Rose geschenkt."

„Hast Du Dich nicht vor meinem Schleier gefürchtet?" fragte, von der kindlichen Liebkosung seltsam berührt, Schwester Athanasia.

„Ich hab' Dein Gesicht gesehen."

Jetzt beugte sich die Schwester nieder und küßte das kleine Mädchen, dann eilte sie erschrocken zum Lager hin. Ein einziger Blick hatte ihr die Verwandlung kund gethan, die mit der schon vorher anscheinend Leblosen vorgegangen war.

* * *

Bewegungslos in der glühenden Julisonne waren die alten Linden tagüber verharrt, die längs der ungleich erhöhten, den Anschwellungen der dahinter liegenden hügeligen Wiese angepaßten Mauer ausgespart waren, um unberufen vorwitzigem Einblick in des Klosters Gemüsegarten zu wehren: nun in später Nachmittagstunde schien ein erfrischender Lufthauch die blüthenschweren Zweige zu schütteln. Fast ungestüm begann es im Laubwerk zu rascheln, daß die weißlichen Blüthenblätter auf das dunkle Köpfchen niederrieselten, das mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen über ein Buch gebeugt war, dessen Einband keineswegs dem in solcher Umgebung vorauszusetzenden Gebetbuch entsprach. Doch nur in der fernen Ecke, wo sie sich schattig über dem Brunnen wölbten, war es in den Aesten erquicklich aufgerauscht, und auch hier erstarb die Kühlung verheißende Regung, ohne sich nach den Nachbarkronen weiterzupflanzen.

„Bst, bst," ertönte es statt dessen überraschend aus den Lindenblättern herab.

„Evi," klang es darauf wieder schmeichelnd hernieder.

„Ich muß doch das Buch fertig kriegen bis morgen," bequemte sich das Mädchen auf dem Brunnenrande zu erklären.

„Ich habe Krachmandeln in der Tasche."

„Wirf sie herunter." Eine kleine Hand wurde ohne aufzublicken ausgestreckt.

„Fiele mir ein," redete es von oben entrüstet dagegen, „komm nur herauf." Heftiges Kopfschütteln war die einzige Antwort. „Was ist es für ein dummes Buch?"

„Die drei Musketiere," kam es kurz und hastig über die ungern geöffneten Lippen.

„Das ist doch kein Buch für Mädchen, ein Soldatenbuch . . ."

Ein überlegenes Kichern schallte übermüthig zum Lindenast empor. „Es ist ein herrliches Buch," behauptete die daretn Vertiefte, „man kann nicht aufhören damit, Hilbrecht's Käthe sagte es gleich."

„Wenn Du nicht aufhörst, komme ich nie mehr." Ein dräuender Nachdruck lag auf den beiden letzten Worten.

„Ich muß es doch zurückgeben morgen, ich habe es Käthe versprechen müssen."

In den Zweigen hub es wieder an zu rauschen, ein dumpfes Geräusch wie von einem kraftvollen Sprung auf den Wiesenboden hinter der Mauer traf der Achtlosen Ohr, und sie konnte ungehemmt von äußerer Störung dem Genuß der fesselnden Seiten sich überlassen. Nicht allzu lange, denn das warnende Knarren des Eingangpförtchens schreckte sie in Kurzem davon auf. Schwester Athanasia kam leichten Schrittes und mit forschenden Augen die beschattete Seite des Gartens überfliegend den Seitenweg herauf.

„Ich dachte, ich würde Dich hier finden," sagte sie, und ihr blasses Gesicht hellte sich freudig auf. „Was lernst Du, Kind?"

Eine mißachtend auf dem Boden gelegene Grammatik nahm nun den bevorzugten Platz auf des Mädchens Knien ein.

„Französisch," versetzte es mit verdrießlich zusammengezogener Stirne, allein die Schwester deutete sich die sichtbare Uebellaune keineswegs auf die eigene Gegenwart.

„Es ist wohl schwer?" sagte sie bedauernd und mit der achtungsvollen Scheu der in fremden Sprachen Unbewanderten.

„Ach nein, ich bin nur faul, ich bin ein schlechtes Mädchen, Schwester Athanasia, ganz schlecht . . ." Die übrigen Worte blieben unverständlich, da sie in überströmender Zärtlichkeit in der Schwester schleierbedeckte Schulter gemurmelt wurden.

„Komm jetzt herein," sprach diese arglos, weit entfernt in diesem leidenschaftlichen Gebaren einen Ausbruch des Schuldbewußtseins liebevollem Vertrauen gegenüber zu ahnen, „die Frau Oberin hat nach Dir gefragt vorhin . . ."

„Zu gut, allzu gut," kam es nun schluchzend aus den schweren Falten heraus, aber das hielt die erregte kleine Missethäterin nicht ab, Tags darauf mit der so schnöde mißbrauchten Grammatik behenden Fußes durch das Pförtchen zu schlüpfen.

„Wäre es Dir arg gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre?" forschte es heute in den duftenden Lindenzweigen.

„Warum?"

„Dir kann ich sagen, wie ich denke."

„Der Schwester nicht?"

„Sie ist zu fromm."

„Bist Du nicht fromm?" wollte nachdenklich verwundert die Stimme im Lindenschatten wissen.

„Ich bin ein Heidenkind, die Schwester Oberin hat es gesagt."

„War Deine Mutter nicht getauft?"

„O deßhalb nicht," unterbrach den Neugierigen das Mädchen in silberhellen Tönen, „mich reuen meine Sünden nie."

„Eva!"

„Sag Evi, das gefällt mir besser."

Das knarrende Geräusch des Pförtchens ließ die Rechtgläubigkeitsfrage unerledigt. Mißtrauisch sah Schwester Vinzenzia sich in dem weiten gemüsebepflanzten Raum um und bückte sich dann beruhigt zu den Salatstöcken herab. Neben dem Brunnen saß Phylax ehrbar in der Sonne, die große Dogge, die in jeder wohlgemeinten Ansprache oder freundschaftlichen Begrüßung einen sofort zu rächenden beleidigenden Versuch witterte, ihn seiner gewissenhaft aufgefaßten Hüterpflicht ungetreu zu machen. Wahrte dieser grimme Wächter seinen Gleichmuth, meinte Schwester Vinzenzia auch den ihrigen nicht einbüßen zu dürfen.

„Das hast du gut gemacht," flüsterte es lobend unter den Lindenblüthen, als Schwester Vinzenzia mit den abgeschnittenen Salatköpfen hinter der Pforte verschwunden war, „ich dachte nie, daß Mädchen so flink klettern können."

„Dafür bin ich ein Seiltänzerkind. Nesa freilich kann es nicht."

„Bist Du ihr böse?"

„Ich mag nur nicht mit ihr singen, es thut mir weh, sie singt so ganz verkehrt, so ohne Sinn."

„Ohne Sinn?"

„Sie verdirbt die schönsten Lieder.

Und denk an ihn den ganzen Tag;
Wie's keine Rede sagen mag,
Und keiner weiß und sieht,
So habe ich ihn lieb.

Das muß doch innig und warm gesungen werden, nicht?"

Vermuthlich war die verlangte Bestätigung nicht vorenthalten worden, denn um so nachdrucksvoller fuhr die unsichtbare Tadlerin fort.

Wie hat er mich so lieb,
Das fühl' ich innen spät und früh,
Doch Wort und Töne sagen's nie,
Wie's hell im Herzen blüht.

Da soll dann die Stimme anschwellen laut und freudig und jubelnd . . ."

Eine kurze Weile blieb es still in der Linde, nur ein paar Mandelschalen fielen auf den Gartenkies herunter.

„Die Mädchen in der Schule sagen, Du müßtest Nesa heirathen, der alte Freiherr wolle es so haben."

Es war die hellere der beiden Stimmen, welche neckend unter dem Laubwerk hervorklang.

„Vielleicht habe ich auch ein Wörtlein dabei zu sprechen," versetzte die tiefere gekränkt.

„Das ‚Ja' in der Kirche," entgegnete schlagfertig die andere.

„Ich wüßte, wen ich wählen möchte," fuhr mit zärtlicher Betonung die zweite Stimme fort.

„Aber mich nicht getraue," vollendete herausfordernd die erste.

„Das verstehst Du nicht," wurde sie zurechtgewiesen. „Ich bin der letzte meines Stammes, natürlich habe ich Verpflichtungen, Du kannst es eben nicht verstehen."

Weit entfernt, in zornige Erwiderung auszubrechen, kicherte die Mädchenstimme fröhlich vor sich hin.

Digitized by Google

„Weißt Du auch, daß es ein schlechtes Buch ist, worin Du gestern gelesen hast?“ fing in gereiztem Ton die Knabenstimme wieder an, „Hilbrecht's Käthe sollte sich schämen.“

„Sie hätte es mir länger lassen können, sie hatte nur so Angst. Da war es noch der Mühe werth zu leben, in dem Buch, damals in Paris. Es soll dort heute noch der Mühe werth zu leben sein. Hilbrecht's Karl ist dort gewesen.“

„Der Ladenbengel? Kennst Du ihn?“

„Er schickt mir Blumen durch Käthe.“

„Und Du nimmst sie?“

„Ich bringe sie Schwester Athanasia, sie schenkt sie der Mutter Gottes.“

„Glaubst Du, daß diese sich darüber freut?“ sprach salbungsvoll die tiefere Stimme, „die Schwester sollte es nicht dulden,“ fügte sie empört hinzu.

„Ich sage doch, Käthe hätte sie mir gegeben,“ lautete des Mädchens Antwort, dessen Aussagen offenbar mehr der Zweckmäßigkeit entsprachen, als einer strengen Wahrheitsliebe.

„Das ist so gut wie gelogen,“ wurde ihm auch sogleich erklärt.

„Dich lüge ich nie an,“ versetzte die Mädchenstimme mit einem Gleichmuth, der es im Zweifel ließ, ob sie den Gefährten auf dem Lindenast damit begütigen wollte oder anzudeuten beabsichtigte, daß jegliche Rücksichtnahme auf ein zartes Gewissen seinen Scrupeln gegenüber für überflüssig erachtet wurde.

„Weßhalb sagst Du, es sei ein schlechtes Buch?“ fiel ihr hierauf zu fragen ein.

„Herr Reichert hat es so genannt.“

„Der Caplan, der mit dem Freiherrn Schach spielt, ach ...“ Der letzte Ausruf gab keine sonderliche Meinung von des Genannten literarischem Urtheil zu erkennen.

„Jetzt haben wir uns gezankt, jetzt gehe ich,“ fuhr die Sprecherin behaglich weiter.

„Erst müssen wir uns versöhnen,“ wurde ihr zu bedenken gegeben.

„Ich bin nicht böse,“ versicherte sie gemächlich.

„Mich mußt Du aber versöhnen.“

Ein scherzhaftes Ringen, dem duftende Blüthen zum Opfer fielen, bewegte die Lindenzweige, worauf eine leichte Mädchengestalt zur Erde hüpfte und singend den Kiesweg entlang tänzelte, in würdevollerer Gangart von Phylax gefolgt. Sie entschwand durch das Pförtchen, nachdem sie mit der schadhaften Grammatik einen letzten Gruß gewinkt. Unter der Linde blieb es ein Weilchen still. Dann schob sich vorsichtig ein dunkler Knabenkopf durch das Gezweige, spähte behutsam nach allen Seiten, ehe der Körper zur Mauer sich hinüberschwang und von dieser in gewandtem Sprung auf der jenseitigen Wiese landete.

* * *

Agnes v. Rothegg, die Enkelnichte derer v. Beilstein, warf einen letzten bewundernden Blick in den großen Ankleidespiegel: die Tanten mochten sagen, was sie wollten, Rosa kleidete Blondinen besser noch als Blau, vorausgesetzt, daß sie einen Teint besaßen, wie ihn der Krystall in rosiger Reine zurückstrahlte. Der erste Eindruck ist meist der entscheidende, und Lothar hatte sie nicht mehr gesehen, seit sie aus dem gestutzten Backfischröcklein herausgeschlüpft. Er war hübsch geworden, Lothar — sie nahm das Brustbild zur Hand, das in einem eleganten Rahmen auf dem Nipptisch stand — hübscher noch als Marga's Bräutigam, nur die Uniform hatte jener vor ihm voraus. Unbegreiflich, wie man Cousine Marga wählen konnte, wenn man ... doch nein, sie wollte nicht daran denken, sonst zog sich ihre Stirne ärgerlich zusammen.

Im Winter wohnte sie mit Lothar selbstverständlich in der Residenz, den Sommer verbrachten sie auf Reisen und in Bädern, ein paar Wochen dazwischen mußte man den Verwandten schenken. Einen Thurm aber müssen sie anbauen an das Haus, falls Nesa als junge Frau darin herrschen soll ... Die Umwandlung des schlichten Beilstein'schen Wohngebäudes in einen des alten Namens und seines reichen Besitzes würdigen Herrensitz erlitt eine jähe Unterbrechung, denn unten fuhr der Wagen vor, der den von der Universität Zurückkommenden von der Bahn nach Hause brachte. —

„Nun, Nesa, hast Du Deine kleine Freundin von ehedem schon gesehen?“ unterbrach der Heimgekehrte ein paar Stunden später seines blonden Bäschens Schilderung ihres Winters in der Residenz, im Hause der Verwandten ihres Vaters.

„Ich wüßte nicht, von wem Du sprichst,“ versetzte ungnädig die Angeredete — das rosa Kleid hatte nicht die Wirkung gethan, die ihm zugedacht gewesen.

„Ich meine das Klosterkind, die kleine Eva, mit der Du sangst, mit der Du in die Schule gingst.“

„Sie ist fort,“ fiel hastig die älteste der Freiinnen v. Beilstein ein und blinzelte abweisend hinter ihren Brillengläsern hervor.

„Mach' keine lächerlichen Gesichter, Tante Dorothea,“ sprach Nesa übellaunisch, „natürlich ist sie mit einem Liebhaber durchgegangen.“

„Unsere frommen Nachbarinnen thun mir leid,“ nahm jetzt der alte Freiherr das Wort, „obgleich sie nicht völlig freizusprechen sind von aller Schuld. Sie haben mit ihrer Pflegebefohlenen über die Schranken hinausgewollt, die Geburt und Herkommen ihr setzten. Dergleichen rächt sich stets.“ Des Freiherrn hohes Alter entschuldigte die Gedächtnißschwäche, die ihn übersehen ließ, wie gewichtig er vormals, selbst pfarrherrlichen Bedenken gegenüber sein Fürwort in die Wagschale geworfen, als die Schwestern ihren Schützling dem vornehmeren Unterricht der die Kinder der begüterten Bürgerfamilien lehrenden Englischen Fräulein zugewiesen hatten, statt jenem der Volksschule.

„Vielleicht erfahre ich nun, was eigentlich mit Eva war?“ sagte der Neffe mit mühsam verhaltener Ungeduld.

„Sie ist nicht zurückgekommen.“

„Sie ist spurlos verschwunden.“

„Die englischen Fräulein hatten ihr die Stelle bei der Gräfin Leuchtenheim ausgemittelt,“ fuhr der Freiherr fort, „als Vorleserin, Gesellschafterin und dergleichen. Sie hatte eine schöne Stimme, schon als sie noch mit Nesa sang. Nun war sie zur Stadt gefahren ...“

„Allein?“

„Mit der Klosterpförtnerin, die dort Einkäufe machte und Abends allein zurückkehrte, weil ihre Schutzbefohlene nicht, wie verabredet gewesen, an die Bahn gekommen war. Die Person hatte geglaubt, die Gräfin hätte das Mädchen bei sich behalten, und weder gesucht noch nachgefragt. In Wirklichkeit war es entlassen worden mit der Weisung, die Stelle in acht Tagen anzutreten.“

„Es kann ihr etwas zugestoßen sein ...“

Onkel Joseph schüttelte das weiße Haupt. „In Schwester Athanasia's Gebetbuch lag ein Zettel, worauf das eine Wort ‚Verzeih‘ geschrieben stand.“

Das also war die Nachricht, die Lothar begrüßte in der Heimath! War es eine Ahnung gewesen, die beklemmend auf seiner Seele gelegen, weßhalb ihm vor der Rückkehr gebangt? O nein, er hatte nur den Kampf gefürchtet, den schweren, unvermeidlichen Kampf ...

Lothar v. Beilstein lachte grell und bitter auf, indeß er aufgeregt in seinem Zimmer hin- und wiederschritt: der Kampf blieb ihm erspart. So schlecht,. so falsch, und wußte doch, daß er sie liebte seit seiner Knabenzeit! Ach, jene Abende im Lindenschatten — damals war sie doch rein und gut ... Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. War nicht er selber es gewesen, der den Keim des Bösen in ihre junge Seele legte, die schlummernde Lust am Verbotenen weckte, den Reiz sinnlichen Thuns sie kosten lehrte? Er wurde gezüchtigt, wo er gefehlt, sein Vergehen war seine Strafe geworden, aber die Strafe war furchtbar hart. Seine jugendheiße Leidenschaft bäumte sich dagegen auf. Hatte er nicht um jenes Mädchens willen, seinem Großheim, dem Haupte der Familie sich entgegenstellen, den Herzenswunsch der Seinigen vereiteln, das Kind der Gauklerin, dem klösterliche Mildthätigkeit eine Zufluchtsstätte gewährt, zu sich erheben wollen, dem letzten Sprossen aus uralt edlem Stamme? Und sie, so hatte sie es ihm gelohnt! Doch nein, sich selbst mußte er anklagen, sich demüthigen, seine Schuld eingestehen, die Gnade des Herrn bekennen, der jenen liebt, den er züchtigt ... Bis in die Morgenstunden rang er mit sich selbst, ehe frühe Gewöhnung, langjährige Denkweise, frommer Egoismus zuletzt den Sieg errangen. —

* * *

Sie hatten vornehmen Besuch gehabt im Kloster. Die junge Freifrau Nesa v. Beilstein, die seit Kurzem von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, war herablassend herübergekommen, den frommen Schwestern Nachbarschaftsbesuch zu machen. Sie hatte eine reiche Spende zurückgelassen und manche Kunde aus der fernen fremden Welt, eine vor Allem, welche nach ihrem Scheiden die bewegten Hörerinnen in schier untrennbaren Gruppen vereinigt hielt, Schwester Athanasia aber hinaus in den Gemüsegarten trieb, in lindenblüthduftende Einsamkeit. Es lebte noch, das undankbare Kind, es hatte nicht den Untergang gefunden, es wurde bewundert, war gefeiert, es schien glücklich. Eine Verlorene hatte ihre Jugendgefährtin sie genannt, wer aber kann in die Herzen sehen? Wenn es so schlecht war, was es that, das Mädchen der Seiltänzerin, was gingen jene hin, die Reichen, Tugendhaften, an seiner Schaustellung sich zu ergötzen, und wenn es schlechte Lieder sang, dort in der großen Weltstadt, weßhalb dann hörten sie es an? Heiße Thränen füllten der Schwester lichte blaue Augen, Thränen der Erregung, der Empörung, oder waren es sträfliche Freudenthränen, weil er noch lebte, der schöne Liebling? Durfte sie sich freuen, daß hier, im Acker des Herrn, solch üppig blühendes Unkraut aufgewachsen unter ihrer eigenen nachlässig schuldigen Hand? Sie wagte nicht zu beten mit diesem sündigen Jubel im Herzen, so suchte sie nach Art peinvoller Menschenkinder geistige Befreiung bei schwerem körperlichen Thun. Sie nahm die größte der umfangreichen Gießkannen, die beim Brunnen standen, und füllte sie mit einem Eifer, als sei das Kloster von regenloser Dürre bedroht. Ob aber auch die Glieder sie ermüdet schmerzten, in Kopf und Herzen wurde es nicht still, auch dann nicht, als sie erschöpft innehalten mußte mit dem Wasserschleppen und auf den Boden kniete, ein Beet vom Mißwachs zu säubern.

Ein wildes Stiefmütterchen war darin aufgeblüht, in zweckloser Lieblichkeit unter schätzbarem nützlichen Pflanzenwuchs. Die Schwester hielt es sinnend in der Hand, die den sammtblauen Eindringling von ungehöriger Stelle entfernt. Dann stand sie auf und suchte ihm das Fleckchen Erde, das ihm ein unverwehrtes Gedeihen bot, und pflanzte es achtsam ein. Weßhalb ein Unkraut? So hießen es die Menschen. Ein Gewächs war es, das der Herr ersprießen ließ in seiner Eigenart, wer durfte es unnütz, werthlos schelten? Vom Winde hereingeweht in den sorglich gehaltenen Klostergarten gleich dem Kinde, welches vordem das Geschick hinter die gottgeweihten Mauern verschlagen.

Digitized by Google

Ohne Werth und Nutzen das blaue Blümchen?

Schwester Athanasia wußte es besser. Aus seinem zarten Fünfblatt war ihrem zerrissenen Herzen unversehens trostreiche Zuversicht erblüht, die sie vergebens bei den Gefährtinnen, bei frommer Uebung, bei der gewohnten Pflicht gesucht.

„Auch das Unkraut hat seine Bestimmung," sagte sie trostvoll vor sich hin.

Aus der Hauptstadt.

Die Theilung der Türkei.

Erste Scene.

Das Auswärtige Amt in Berlin.

Herr v. Fasangeruch: Diese unnennbaren Greuelthaten regen selbst unsere gleichmüthige Bevölkerung auf. Herr Rickert beabsichtigt, eine Protestversammlung abzuhalten, sobald er zwei Parteifreunde gefunden hat, die daran theilnehmen und ihn reden lassen wollen. Die Gesellschaft für ethische Cultur würde bei Ew. Excellenz sofortige Amtsentsetzung des Sultans beantragen, wenn nicht zufällig eins ihrer Mitglieder den Bosporusorden fünfter Classe besäße und mit Austritt gedroht hätte, falls man den huldvollen Türkensouverän kränke. In hiesigen Bankkreisen wird eine Adresse vorbereitet, die sich scharf gegen die schamlose Ausbeutung und Abwürgung ausspricht —

Der Biebersteiner: Ich verstehe nicht — wozu diese Selbstdenunciation?

Legationsrath v. Kennedy-Kannix: Gemeint ist natürlich die Ausbeutung und Abwürgung der Armenier.

Der Biebersteiner: Ach so. Aber ich bin nicht in der Lage, mich zu äußern oder gar zu helfen. Sie wissen, der Zar war sehr zurückhaltend . . .

Herr v. Fasangeruch: Ew. Excellenz sollten die köstliche Gelegenheit, sich populär zu machen, nicht versäumen. Das deutsche Volk verlangt inbrünstig sofortiges Einschreiten seiner starken Regierung zu Gunsten der geplagten Christen. Rudolf Mosse hat geschworen, Mohammed zum Tort keinen Schweinebraten mehr anzurühren, ehe der Sultan nicht alle Reform-Forderungen seines Special-Correspondenten erfüllt hat. Die Berliner Großconfectionäre leiten eine Sammlung zu Gunsten verhungernder armenischer Frauen in Konstantinopel ein —

Der Biebersteiner: Sie sollen das Porto sparen und die Summe einfach ihren Nähterinnen übergeben — die brauchen's nöthiger!

Herr v. Fasangeruch: Ich wiederhole Ew. Excellenz, daß ein thatkräftiges Vorgehen Sie im ganzen deutschen Volke unbeschreiblich beliebt machen würde —

Der Biebersteiner (faßt ihn scharf in's Auge): Danke — ich habe noch kein Verlangen nach Lucanus. Solche Liebe ist mir zu lebensgefährlich. Und außerdem — solange Frankreich sich zurückhält . . . Sind neue Einläufe da, Herr Rath?

Legationsrath v. Kennedy-Kannix: All right. Hier schreibt das Londoner Foreign Office: (liest) „Die traurige Schwäche der Regierung, die heillose Günstlingswirthschaft, das dreiste Treiben einer in ihren Mitteln nicht wählerischen Camarilla lassen ein sofortiges Eingreifen der Großmächte um so nothwendiger erscheinen, als der ungeheure Ministerverbrauch und der ständige Wechsel in der Besetzung wichtiger Posten jede gedeihliche Entwickelung hindert. Es gehen bestimmte Gerüchte um, daß nun auch der Großvezier —"

Der Biebersteiner (der bleich geworden war): Ach so! Ich dachte wirklich schon . . . (beruhigt): Die Türkei ist gemeint! So, so. Na, schenken wir uns die Litanei! Sonst noch etwas?

Legationsrath v. Kennedy-Kannix: Da las ich einen interessanten Passus in der heutigen Zeitung. „In frechster Weise werden Tag für Tag Eigenthum und Gesetze gerade von denen verletzt, die sich zu ihren Hütern berufen glauben und dies ohne Unterlaß dröhnend ausposaunen. Niemand wagt ihnen entgegenzutreten, da sie sich fortgesetzt ihres Einflusses bei Hofe rühmen. Es ist Thatsache, daß man christlichen Bauern trotz verzweifelten Widerspruches ihr Land fortgenommen und die darauf stehende Ernte vernichtet hat; das Feld wurde durch Bewerfen mit Schlackensteinen —"

Der Biebersteiner (entrüstet): Das sind ja himmelschreiende Zustände! Nein, so darf es wirklich nicht weitergehen! Eine solche Hunnenwirthschaft kann Europa um seiner Ehre Willen nicht länger dulden; die christlichen Bauern müssen geschützt werden. Wenden Sie sich sofort an die hierorts beglaubigten Vertreter der Mächte.

Legationsrath v. Kennedy-Kannix: Excellenz verzeihen — aber eine Einmischung der Mächte in unsere inneren Angelegenheiten sollten wir doch lieber nicht provociren!

Der Biebersteiner (reißt Nase und Mund auf).

Legationsrath v. Kennedy: Das Vorgehen der Gebrüder Stumm'schen Bergverwaltung in Diedenhofen mag ja tadelnswerth sein —

Der Biebersteiner: Ach so. Gebrüder Stumm! Und ich dachte, es wäre in der Türkei passirt. Was ist denn übrigens dabei groß tadelnswerth? Ein ganz unbedeutendes kleines Mißverständniß, wahrscheinlich! Die Bauern sollen sich doch bloß nicht immer gleich so haben!

Herr v. Fasangeruch: Und was die Türkei anbelangt —

Der Biebersteiner (anbetend): Frankreich ist groß, und der Zar ist weit!

Zweite Scene.

Das Hôtel am Quai d'Orsay.

Herr v. Nelidow: Wenn wir Deutschlands ganz sicher wären —

Mr. Hanotaux: Es schloß sich uns schon in der Japanfrage an —

Graf Kapnist: Man sollte es durch kleine Gefälligkeiten bei guter Laune erhalten. Geben Sie ihm, wenn die Theilung vorgenommen wird, ein Stück der lybischen Wüste —

Mr. Hanotaux (sieht im Atlas nach): Gehört die zur Türkei?

Graf Kapnist: Wenn nicht, so muß der Sultan sie kurz vor der Theilung annectiren.

Herr v. Nelidow: Ich glaube, es genügt, wenn der Zar, le fils de son père, nach seiner Pariser Reise noch einmal Berlin besucht. Das würde die Deutschen in einen solchen Rausch des Entzückens versetzen, daß sie uns unbedingt Heerfolge leisten.

Graf Kapnist: Meine Herren, meine Herren — ich traue den Deutschen nicht recht. Wir überschätzen ihre Uneigennützigkeit, wir müssen sie unterschätzen, es ist gar nicht anders möglich.

Mr. Hanotaux: Denken Sie doch an Japan.

Graf Kapnist: Eben deßhalb. Bloße Dummheit kann das nicht gewesen sein; dafür wäre es zu ungeheuerlich. Ich verwette meinen Kopf, dahinter steckt arglistige Bosheit. Die Spreediplomatie will unser Mißtrauen einschläfern, insgeheim ist sie längst mit England einig.

Herr v. Nelidow (sinnend): Die Diagnose meines Collegen hat viel für sich. Es wollte mir auch nie recht in den Kopf, daß die Berliner principiell selbstlos hinter uns einhertappen und sich uns zu Liebe mit England verfeinden. Aber Lobanow wußte es ja immer besser.

Graf Kapnist: Der gute Lobanow war alt und den geriebenen Pfiffici an der Spree nicht gewachsen. Er ließ sich ahnungslos täuschen, obgleich die Herren doch allzu deutlich Komödie spielten und uneigennützige Freundschaft heuchelten.

Mr. Hanotaux (nachdenklich): Ihre Meinung hat in der That viel für sich, meine Herren. Je mehr ich es mir überlege, desto mehr Grund zum Mißtrauen finde ich. All' diese überschwänglichen Höflichkeiten im Laufe der Jahre . . . Wir müssen uns vor Deutschland sehr in Acht nehmen.

Graf Kapnist: Wir sind den erfahrenen alten Berliner Diplomaten und ihren höllischen Winkelzügen nicht gewachsen. Lassen Sie uns sehr vorsichtig zu Werke gehen. Das sind immer die Schlimmsten, die den Muth haben, ungefährlich zu scheinen.

Herr v. Nelidow: Ja, ja — Bismarck's Schule!

Dritte Scene.

Das Londoner Foreign Office.

Lord Salisbury: Die Verschwörung in Macedonien ist ordnungsmäßig angezettelt?

Der Botschafter: Sie bricht sofort nach Eintreffen des Checks aus.

Lord Salisbury: Ist für die Hinschlachtung von hundert Rumelioten Sorge getragen?

Der Botschafter: Damit sie in Europa mehr Mitgefühl erwirkt, habe ich angeordnet, daß diesmal die Kinder nicht nach den Vätern, sondern vor ihren Augen gemordet werden. Ich halte dies für wirksamer, und wenn die Presse uns gehörig unterstützt, muß die Berliner Diplomatie aus Gründen der Menschlichkeit auf unsere Seite treten.

Lord Salisbury: Lieber Freund, die Berliner — die machen mir Kopfschmerzen! . . . Was ich fragen wollte — auf Kreta ist doch hoffentlich nicht so bald Alles ruhig?

Der Botschafter: Die Aufrührer verlangen zu viel. Jetzt wollen sie von mir schon wieder eine neue seidene Freiheitsfahne — so mögen sie doch die alte einlösen, die sie auf das Leihamt gebracht haben! Auch sind die etatmäßig vorgesehenen Summen erschöpft. Für das Mittelmeer brauch' ich mehr Mittel.

Lord Salisbury: Wenden Sie sich an Chamberlain. Jameson's Zug hat nicht halb so viel gekostet, wie wir dafür auswarfen. Wahrhaftig, um die Gelder bangt sich England nicht. Dies Deutschland aber, das verursacht mir Sorgen. Auf Schritt und Tritt kreuzt es unsern Weg und kokettirt mit dem Zweibunde. Ich werde nicht klug aus den Leuten. Warum sind sie nicht ehrlich?

Der Botschafter: Vielleicht übersieht die Berliner Diplomatie, daß England ihr natürlicher Bundesgenosse in der türkischen Frage ist —

Lord Salisbury (überlegen lächelnd): Für so dumm dürfen Sie einen Diplomaten doch nicht halten. Nein, mein Freund — hier lauert irgend eine Tücke. Ich traue den Deutschen nicht mehr, seitdem die Balkanfrage wieder aufgerollt ist. Ein ganz besonders kluger Kopf muß jetzt die Geschäfte in Berlin führen. Offenbar zeigt man sich uns nur

Digitized by Google

deßhalb so feindselig, um im entscheidenden Momente einen höhern Preis für die Freundschaft zu erlangen. Und was das Aergerlichste ist — wir werden ihn trotz alles Sträubens zahlen müssen!

Der Botschafter: Mylords Ausführungen machen mir die Haltung der deutschen Regierung erst verständlich. Alle Nationen entrüsteten sich grausam über die kretischen, die armenischen, die Konstantinopeler Greuel — und wir haben sie ja auch sehr gut arrangirt —, nur Deutschland fiel nicht darauf hinein. Wir werden ihm also wohl entgegenkommen und es bei der Teilung sehr reich bedenken müssen!

Lord Salisbury (seufzend): Gott sei's geklagt! Wenn ich bedenke, wie der alte Bismarck 1878 so selbstlos war, und wenn ich dann seine raffinirt klugen Nachfolger betrachte, die bei jeder Gelegenheit nur Deutschlands Vortheil wahrnehmen —

Der Botschafter: Bismarck ist eben von den Neu-Berlinern glanzvoll überholt worden. Und das hätten wir längst wissen können, wenn wir rechtzeitig Abonnenten der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung geworden wären, die dies Amtsgeheimniß seit 1890 tagtäglich ausplaudert!

Vierte Scene.

Der neue Berliner Congreß zur Lösung der Orientfrage.

Vorsitzender Freiherr v. Marschall: Wir schreiten nunmehr zur Vertheilung der Türkei. Wem wünschen die Herren Kreta zuzusprechen?

Lord Salisbury: } Mir! (Beifall und Widerspruch).
Mr. Hanotaux: }

Lord Salisbury: Ich will auf dieser Insel nicht umsonst mit meinem Pfunde gewuchert haben —

Mr. Hanotaux: Die Abtretung Kretas an England bedeutet den Krieg. Ich hab's schriftlich von der Petersburger Majestät.

Herr v. Nelidow: Die Kreter sind als freche Lügner von Alters her bekannt. Wir geben unter keiner Bedingung zu, daß England sich durch Annexion der Insel eine neue reiche Auswahl begabter Colonialminister sichert.

Lord Salisbury: Die Abtretung Kretas an Frankreich mobilisirt unsere Flotte!

Der Vorsitzende Freiherr v. Marschall: Seien Sie doch gemüthlich, meine Herren! Ich hatte mir eine Vertheilung des Osmanenreiches an die drei Mächte Rußland, Frankreich und England gedacht; auf diese Weise, meint' ich, kämen die armen Besitzer von türkischen Staatsanleihen sicher zu ihrem Gelde, denn Rußland, Frankreich und England sind für jeden Betrag gut. (Bravo!) Um nun allen Zank zu vermeiden, schlage ich vor, daß die Vertreter der drei Mächte die einzelnen Provinzen unten auf der Kegelbahn unter sich ausschieben —

Herr v. Nelidow: Da erscheint es mir doch zur Vermeidung jedes Zwistes das Nichtigste, Kreta einfach Deutschland zu überweisen, dem gerechten, uneigennützigen, hoffentlich dankbaren und von eben so starken wie genialen Händen gesteuerten Deutschland! (Allseitiger Beifall.)

Der Vorsitzende Freiherr von Marschall (bestürzt): Meine Herren — ob ich dies großmüthige, viel zu schöne Geschenk annehmen darf — ich habe gar kein Urtheil —

Lord Salisbury (bewundernd): Welch ein Talent — Sie würden sich also auch als Theaterkritiker Ihr Brod verdienen können!

Der Vorsitzende Freiherr v. Marschall: Lassen wir diese Frage einstweilen unbeantwortet, und vertheilen wir nunmehr Armenien. Wer wünscht es?

Herr v. Nelidow: Ich. Die russische Politik ist dort mit Jubeln aufgenommen worden —

Lord Salisbury: Sie meinen mit Rubeln. England kann aber Armenien unter keiner Bedingung Rußland überlassen. Wir brauchen ein hübsch gelegenes Vicekönigthum für unseren Jameson, wenn er aus dem Gefängnisse kommt, und haben dem Fürsten Nikita von Montenegro bereits eine gut abgelagerte Prinzessin für ihn bestellt, Postsendung unter Nachnahme —

Mr. Hanotaux: Da hier ein unlösbarer Zwist vorzuliegen scheint und Einigung nicht zu erwarten steht, beantrage ich ergebenst, Armenien an Deutschland abzutreten, das die Tugend der Dankbarkeit hoffentlich nicht verlernt hat und mir nachher den Beweis dafür geben wird. (Andauernder Beifall rechts und links.)

Und so weiter.

Ein Lakai (zum Vorsitzenden): Ew. Excellenz, soeben ist dies Packet für Sie abgegeben worden!

Der Vorsitzende Freiherr v. Marschall (öffnet es): Sieh da — eine Nachtmütze, eine Schlummerrolle, ein Schlafrock, ein paar Pantoffeln! Wie reizend! Haben Sie keine Ahnung, von wem das schöne Geschenk kommt, Herr Rath?

Legationsrath von Kennedy-Kannix: Wahrscheinlich haben es die vereinigten Mächte gesandt, um Sie zu bestechen, Excellenz!

Timon d. J.

Die Internationale Kunstausstellung.

10. Polen, Russen, Amerikaner.

Bleich, grau und modrig ist die Luft. Die Gewölbe drücken. Kein Laut . . . Die Todten ruhen still . . . In Stein gehauen, die Gesichter von düsterem Ernst, ruhen der König und die Königin. Spinnen haben ihre Gewebe in hängenden staubigen Schleiern über sie hingezogen. Und schwer hängen graue Gewebe in der schmalen, kaum noch Licht spendenden Fensterluke. In breiten Netzen überspannen sie die finstere Mauerecke, aus der, gleich einer hoffnungslos Gefangenen, die Madonna mit ihrem Sohne blickt, kaum noch sichtbar, in stummer Sehnsucht. Kann es aus diesen starren drückenden Steinmassen jemals eine Auferstehung geben? Aber verzaget nicht! Ein farbiger glanzheller Tag bricht hinten durch bemalte Kirchenscheiben. Sein wirkendes Leuchten fällt auf die zunächst liegenden Sarkophage, überzieht ihre steinerne Ruhe wie mit buntem weckendem Leben. Und die Todten scheinen sich aufzurichten . . . Mit dumpfem Staunen spähen sie empor . . .

Der Pole Leon Wyczotkowski (Krakau) hat uns dieses Bild gemalt. Es wirkt gleichsam wie eine katholische Litanei, aus tiefer seelischer Zerknirschung sich aufrichtend zu mystisch-überirdischen Hoffnungen. Es wirkt als eine Fleischwerdung des specifisch polnischen Katholicismus, wie er aus intimen Rassezügen sich zu seiner sinnlich-übersinnlichen Höhe empor entwickelt hat. Und es hat einen Zug in's Erhabene, in's Symbolische. Es ist ein groß empfundenes Bild, eines das wirklichen Anspruch hat auf den seltenen Namen: Kunstwerk.

Die Polen, mag das auch von competenter Seite (Richard Muther) geleugnet werden, verdienen einen Ehrenrang unter den auf unserer Ausstellung vertretenen Nationen. Sie glänzen vielleicht nicht durch besondere technische Bravouren. Sie haben, seltsam genug, keinen in's Auge fallenden pariserischen Zug. Aber sie wirken dafür um so stärker als Rasse. Im internationalen Concert bedeuten sie eine starke, vernehmliche Note.

Gerade der Katholicismus ist wichtig für sie. Nicht als Dogmenzwang, aber als ein Gewand für die Symbolisirung ihrer Gefühle. Vieles, gewiß, wird durch ihn niedergehalten, verdumpft und verengt, Vieles aber auch in seltsamer Weise freigemacht und gleichsam in glitzernde Prachtgewänder gehüllt. Die sinnliche Vorstellung eines mit verzückten Heiligen und lobsingenden Engeln angefüllten Himmels, der Rest von Heidenthum, der insbesondere im Madonnencultus lebt, die Ausspannung der Hoffnungs- und Sehnsuchtskräfte in's Unendliche, Unerfüllbare — welche Speisung der Phantasie liegt darin, welche Anfüllung mit einem schwankenden, schwebenden Wundergehalt! Der natürliche Enthusiasmus der Rasse, ihr rasches Auflodern können sich mit willkommener Schnelle dort hinein ergießen, und ein letztes Unaussprechbares lockt mit dem Zauber des „Heiligen". Die Welt der Sichtbarkeiten verliert an Werth, aber aus dem Unsichtbaren quillen Gestalten auf, die das Leben mitbestimmen, oft lenken.

Man sehe das Bild von Malczewski „Melancholie", diese Verbildlichung eines in seinem Wesen unfaßbaren Gefühls durch lange Reihen in der Luft schwebender, leidenschaftlich, doch rhythmisch bewegter Gestalten. Ich finde eine große Rassen-Offenbarung in diesem Bilde, und habe mich daher oft und mit staunender Theilnahme hineinversenkt, wenngleich es wohl als Kunstwerk nicht völlig genügt.

Doch nicht bloß die entbundene Vision, auch die unentbundene, wie wir sie abzulesen vermögen von Gesichtern, auf denen eine schweigende Verzücktheit ruht oder eine bange Hoffnung oder eine quälende Plage, auch diese schon führt uns in den geheimnißtiefen Dämmerschacht der ihrer selbst nicht bewußten Rasse. Da sind die Frauenbildnisse der Olga Boznanzka, weich und sensibel gemalt — man liest in diesen Zügen von stummen und kranken Sehnsüchten, von heißen überschäumenden Träumen. Und seht doch vor Allem auch den Bauer im Kornfeld, auf Waclaw Szymanowski's großer, farbenprunkender Tafel! Die erlesene Meisterschaft des Pinsels fesselt die Maler an dieses Bild. Wir aber wollen mehr darin sehen als seine technische Virtuosität, wir wollen vor Allem auch herausfühlen, was das Blut darin spricht und was die Nerven beichten. Seht die stöhnende Bedrücktheit auf diesem in seiner Grobheit so durchgearbeiteten Gesicht, die zusammengekniffenen Augen, den verzerrten Mund, und dann auch die schlaff hängenden, wie von zürnender Ohnmacht geschüttelten Arme, den gebückten, schlotternden Gang. Glaubt Ihr, es sei bloß der Sonnenbrand, die starke physische Erschöpfung, was das Alles bewirkt habe? Ach, dann wißt Ihr wohl nicht, wie durch die körperlichen Leiden und Entbehrungen hier die Seele aus ihrem Fuchsbau herausgepeitscht worden ist, wie sie in weinendem Weh und krummer Verzweiflung sich rettungheischend emporwindet! Vor dem inneren Auge dieses Unglücklichen bebt der ganze Himmel von trüben Hallucinationen, die ungeklärt durcheinanderrinnen, mit Wahnsinnsfratzen und Wunder-Illusionen . . .

Die mystische Seelenstimmung der Polen erscheint noch gesteigert bei ihren russischen Blutsverwandten. Nur sind Grazie und ästhetische Verfeinerung geschwunden, oder doch herabgemindert; eine barbarische, dunkeldrängende Temperamentsentladung tritt an ihre Stelle. Doch sind die Russen künstlerisch ein noch so junges Volk, daß sie für die mächtige, sie beherrschende Seelenstimmung nur schwer und unvollkommen den adäquaten Ausdruck finden.

Rein formell ist ihr vollendetster Meister, ein Bildhauer, der in

Digitized by Google

Paris lebende Antokolsky. Seine kauernde Satansfigur, ein Broncewerk in der „Historischen Abtheilung", überrascht vornehmlich durch die Sicherheit, mit der das Alles gekonnt ist, was gewollt war. Nicht die leiseste Unklarheit stört an diesem Werk. Das Anatomische ist glänzend gelungen, die complicirte Körperhaltung mit durchsichtiger Eleganz gelöst, die Charakteristik auf eine klare sichere Formel gebracht. Es ist kein sonderlich tiefes Werk, aber es wirkt verblüffend durch seine künstlerische Souveränität, durch den starken unbeirrbaren Zug, der ihm innewohnt.

Vollkommen entgegengesetzt wirkt da ein anderer Bildhauer, Beklemischew. Nicht als ob er um seine künstlerischen Tendenzen nicht Bescheid wüßte! Aber jene mehr französische Bestimmtheit des Antokolsky ist einer unendlich russischen Gefühlsdunkelheit gewichen. Er hat den Kopf einer Märtyrerin ausgestellt, oder auch einer Nihilistin, wer kann das wissen? — ein sauber und geistvoll ausgearbeitetes Marmorwerk. Es ist der Kopf einer Enthaupteten, ruhend auf einem Stein, über den ein Tuch gebreitet ist. Indeß sieht man keinerlei Schnittwunde, derlei Naturalismen sind vermieden. Das lange weitfließende Haar verbirgt alles Widerwärtige. Die ganze Kunst hat sich alsdann auf den Gesichtsausdruck concentrirt. Da sieht man in der vorspringenden Nase, in den eingesunkenen Augen den Tod. Und man sieht, daß es ein Tod war nach langem Leiden, in furchtbarer Erschöpfung, aber mit vollkommener innerer Verklärung. Aus tiefen und schmerzlichen Dissonanzen ist eine sanfte friedvolle Harmonie hergestellt. Aber ein Grausen wird man trotzdem nicht los, vor diesem um alle Jugendreize betrogenen Mädchenkopf. Man ahnt etwas von einem furchtbaren Verbrechen an der Natur, das auch durch die asketische Ueberwindung der Natur nie in Vergessenheit gerathen kann.

Die russischen Maler gehen in ihrer großen Mehrheit auf Wiedergabe des Lebens aus. Man kann da manch wichtige und interessevolle Belehrung finden. Besonders Simow und Makowsky verdienen studirt zu werden. Nicht selten aber ist es, daß das Bedürfniß nach Wiedergabe des Seelischen die Formen sprengt und daß dann Unklarheit und Pose sich einstellen. Letzteres bemerke ich namentlich an dem mit einer Medaille gekrönten Liszt-Porträt von Ilias Repin.

Zwei Bilder scheinen mir der Erwähnung besonders werth. Zunächst eine Magdalena von Porfirow, ein großes Gemälde, das ebenso sehr durch die von seltenen Farbenzusammenklängen belebte, Unendlichkeit athmende Landschaft auffällt, wie durch die in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit, ihrer vollen Körperlänge nach hingeworfene Gestalt der biblischen Büßerin, die hier ein russisches Bauernmädchen ist. Vor solch einem Bilde fühlt man die unermeßlichen, unberechenbaren Hintergründe, die in der russischen Natur und russischen Seele leben, das Unausgeschöpfte, den zu Allem fähigen Fanatismus.

Noch stärker aber wirkt der Nachts über Feld schreitende Bauer von Robert Büchtger (München). Diese unendlichen schwarzen Wolkenballen, die da über den Himmel gewälzt sind, die im ersten Anhauch des nahenden Morgens bebende Ebene, die ehrwürdige Figur des alten doch rüstigen Schreiters, das Alles wirkt so symbolisch, daß man darüber in tiefes Sinnen verfallen möchte. Dazu die grandiose Naturpoesie, die in diesem Bilde lebt, das Düster-Volksliedhafte der ganzen Scenerie! Man kann sich kaum davon losreißen, muß immer wieder zurückkehren! —

Ich schließe hier die Pariser Amerikaner an, so wenig sie, kunstgeschichtlich betrachtet, in diesen Zusammenhang hineingehören mögen. Ich meine aber doch, daß sie sich den Russen nicht übel anreihen, als eine Parallele und als ein Contrast. Die Parallele besteht darin, daß auch sie für die Kunst ein junges Naturvolk sind, voll unaufgelöster Barbarismen; der Contrast darin, daß sie mit großer Entschiedenheit vom Mystischen und überhaupt Geistigen in der Kunst nichts wissen wollen, vielmehr überall auf technische Verve, ja Verwegenheit und auf äußerste Klarheit des Sujets dringen. Ein bischen Mode-Mysticismus machen sie natürlich mit. Denn es wäre schrecklich für sie, wenn sie in irgend etwas hinter der Tagesmode zurückständen, wenn sie nicht überall in der vordersten Reihe zu sehen wären. Aber was ist dieser Pariser Import-Mysticismus gegenüber dem russischen, skandinavischen oder deutschen! Er ist ein interessantes Gewand, das interessant getragen sein will; nur sehr selten: mehr! Auch haben insbesondere die Amerikaner, bei der robusten Gier, mit der sie sich auf das Leben stürzen, nur selten Muße und Lust, sich um das zu kümmern, was allenfalls hinter den Erscheinungen stecken mag. Die Erscheinungen selbst in ihrer nervösesten, momentansten, unwahrscheinlichsten Verfassung dem Leben abzulisten und auf die Leinwand werfen, nimmt ihre künstlerische Energie voll in Anspruch.

In Berlin haben wir sie diesmal nicht in ihrer vollen Stärke und Lebendigkeit. Sie sind sogar schon beinahe ein bißchen langweilig. Das macht, weil solch' uniforme Größen, wie Gari Melchers, Mac Ewen, Walter Gay, Sprague Pearce oder Bisbing den Ton angeben. Respect vor Allen! Aber haben sie uns so viel etwa zu sagen? oder auch nur so Merkwürdiges zu zeigen? Bisbing's kämpfende Ochsen etwa sind ja ein prächtiges Bild von großer Vehemenz. Aber diese bloße Darstellung der rohen und plumpen Kraft muß uns künstlerisch unbefriedigt lassen. Von wahrhaften Interesse ist für diesmal bloß Einer für mich, John Alexander. Der scheint sich jetzt zum Rivalen Boldini's auszubilden. Und wirklich giebt er ihm an „verrückten" Körperhaltungen und Bizarrerie der Linien nichts nach. An Wohlabgestimmtheit, Pronoucirtheit und Eleganz der Farben übertrifft er ihn aber ganz entschieden. Diese Dame z. B, die sich über das Sopha lümmelt (jeder andere Ausdruck wäre unzutreffend!) und dabei aus listig zusammengekniffenen Augen, hinter der Schulter her, ein paar übermüthig-verfängliche Blicke schießt — ja, der ehrsame Philister entsetzt sich davor, aber sie ist trotzdem ein ganz herrliches Menschengeschöpf, voll von strotzendem rauschendem Leben bis in den letzten Nerv, von einer jugendlichen Unverwüstlichkeit, in der man etwas Heiliges verehren sollte. Und ich hege Dank gegen den Künstler, der mich Dergleichen mitgenießen läßt!

Franz Servaes.

Notizen.

Nachdem die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin schon mit ihrer in fünf Bänden vorliegenden prachtvollen großen „Geschichte der Deutschen Kunst" von Bode, Dohme, Lützow, Janitschek und Falke, der sogenannten „Geheimraths-Kunstgeschichte", bewiesen hat, daß sie an der Spitze des deutschen Kunstbuchverlags steht, setzt sie ihr anerkennenswerth opferfreudiges Streben nach einer Popularisirung unserer Kunstschätze in der soeben im ersten Bande vollständig gewordenen „Allgemeinen Geschichte der bildenden Künste" von Professor Alwin Schultz fort. Raffael, Correggio, Giorgione, Tizian, Leonardo da Vinci und Michelangelo, die goldene Zeit der italienischen Kunst schildert der Verfasser in ebenso anregender als ansprechender Form. Auf jeder Seite bietet sich uns selbstständige Auffassung, virtuose Beherrschung des Stoffes, Schärfe und Gediegenheit des Urtheils, schöne und doch nicht schönrednerische Darstellung, literarisch-künstlerischer Geschmack und wissenschaftliche Gründlichkeit. In vollendeter Schönheit tritt uns der Bilderreichthum entgegen, in dem die Werke jener Meister zu trefflicher Anschauung kommen; darunter eine wohlgelungene farbige Reproduction eines außerordentlich stimmungsvollen Frescogemäldes von Pietro Perugino. Die altegyptische Kunst zeigt sich in einer völlig neuen, überraschend interessanten illustrativen Darstellung, wodurch das so überaus eigenartige Kunstschaffen des Culturvolkes am Nil in eine für weitere Kreise ganz neue charakteristische Erscheinung tritt. Die Kunst der alten Egypter war polychrom, aber in dieser ihrer Eigenart ist sie für ein größeres Publicum noch niemals genügend dargestellt worden. Weil eine nach den verschiedenen Richtungen hin ausreichend veranschaulichende farbige Darstellung schwierig und kostspielig ist, unterblieb der Versuch polychromer Darstellung in den Werken über allgemeine Kunstgeschichte bisher fast ganz. Auch in dem in neuester Zeit entstandenen und vielgenannten französischen Werke von Perrot und Chipiez „Histoire de l'Art dans l'Antiquité" (bis jetzt sechs Bände à 30 Mark), worin die Schilderung der altegyptischen Kunst einen Band von nahezu 900 Seiten Umfang ausmacht, ist die farbige Wiedergabe auf nur vier Illustrationen beschränkt. Und doch kann die Kunst der alten Egypter, die Totalwirkung ihrer gewaltigen, in ihren Resten noch heute angestaunten Bauwerke nicht ausreichend veranschaulicht und in ihrer Eigenart nicht richtig verstanden werden, wenn die bildliche Darstellung, welche die Vermittelung des Verständnisses unternimmt, es an der Farbe fehlen läßt. Müller-Grote hat nun in der vorliegenden Kunstgeschichte den farbigen Charakter der altegyptischen Kunst in einer größeren Anzahl von farbigen Abbildungen, theils auf Tafeln, theils in Bildern im Text wiedergegeben. Es ist eine technisch hochinteressante Leistung typographischen Farben-Kunstdruckes. Zwei Bogen der letzten Lieferung sind in zehn- und elffarbigem Druck in der Buchdruck-Schnellpresse ausgeführt. Die Art der Zeichnung und des Colorits der farbig dargestellten altegyptischen ornamentalen Malereien bedingt das allergenaueste, minutiöseste An- und Ineinanderpassen der einzelnen Farben. Es ist das erste Mal, daß die Aufgabe des Druckens einer so beträchtlichen Anzahl farbiger Abbildungen auf einem Bogen von so erheblicher Größe und in so vielen verschiedenen Farben mit so äußerst schwierigem „Paßwerk" dem Buchdruck gestellt worden ist. An jedem der beiden Bogen wurde mit zwei und zeitweise auch drei Schnellpressen fünf Wochen lang gedruckt und mit großer Sorgfalt alle Schwierigkeiten der Aufgabe bewältigt. Die hier vorliegende Leistung ist für jeden Freund der Kunst und der graphischen Technik bemerkenswerth. Solche wissenschaftliche und künstlerische Vorzüge erheben die Grote'sche Kunstgeschichte hoch über verwandte Werke und machen sie zu einem Unicum. Die von den verschiedensten Seiten angestrebte, aber immer mißlungene Ueberwindung des populären „Lübke" scheint hier endgiltig Thatsache zu werden.

Lithauische Volkstrachten. Photographien in Mappe von Minzloff in Tilsit. Diese künstlerisch gestellten und ebenso photographisch aufgenommenen Gruppen sind nicht zu verwechseln mit den steifen oder theatralisch aufgedonnerten landläufigen Costümbildern, schon darum nicht, weil diese echten Bauern und Bäuerinnen offenbar keine Maskerade treiben, gar nichts von dem Beschauer zu wissen scheinen, und weil jedes Bild seinen landschaftlich eigenartigen Hintergrund hat und wie ein stimmungsvolles Genrebild anmuthet. Diesen prächtigen Bildern, die wir bestens empfehlen können, liegt ein Textheft bei, leider

Digitized by Google

in altmodischer Dialogform und in etwas polterndem Ton. Es werden darin die Bilder und Costüme erläutert und mit Recht die lithauischen Volkssitten in Costüm, Leben und Sprache der wohlwollenden Fürsorge der deutschen Nation empfohlen. Der Verfasser fragt: Dürfen frische Landkinder der Wenden und der Lithauer, ohne Schaden des großen deutschen Staates, ihre ewig schönen Volkssitten, Volkstrachten, Volkssprache und Volkslieder beibehalten: die Volkslieder, die einst einen Lessing, einen Herder auf das Höchste entzückten? Ist doch das Lithauische eine der edelsten Sprachen Europas, in welcher sich noch heute Sätze bauen lassen, die dem Brahmanen am Gangesstrande verständlich sind. Es ist eine ungemein reiche und präcise Sprache, wie der Verfasser an einigen Beispielen zeigt. Wir sagen im Deutschen: „ich sah sie (Sie)." Wer ist dieses geheimnißvolle Object „sie (Sie)"? Ist es die angeredete Person, so heißt es lithauisch: asz Jûs macziau, oder asz tawę macziau. Ist es eine weibliche Person („die Frau"), so heißt es: asz ję macziau. Sind es mehrere weibliche Personen, so heißt es: asz jès macziau = „ich sah sie (die Frauen)". Sind es mehrere männliche Personen, so heißt es: asz jûs macziau = „ich sah sie (die Männer)". Ein anderes Beispiel: Der Deutsche redet von „Ertrinken", als ob der Tod im Wasser durch das unfreiwillig getrunkene Wasser erfolge. Die wirkliche Todesursache aber ist bekanntlich nicht jenes getrunkene Wasser, sondern die nicht-getrunkene Luft, die Entziehung des Sauerstoffs, das Ersticken. Der Lithauer sagt: nuskęsti, wobei Niemand an geschlucktes Wasser, sondern nur an das Verschwinden, das Versinken im Wasser denkt. Oder etwas Philosophisches. Ein großer Philosoph meint, kein Mittelding zwischen Wissen und Nichtwissen, zwischen Erinnern und Nicht-Erinnern, annehmen zu müssen, aber es giebt ein solches: Das Halbwissen, welches zwischen Wissen und Nichtwissen in der Mitte steht, aber allerdings viel schlimmer ist, als das Nichtwissen. Denjenigen aber, welcher Lithauisch kann, weist schon die tief philosophische Auffassung alles Thuns, die in jedem lithauischen Zeitwort liegt, auf ein Mittelding auch zwischen „Erinnern" und „Nicht-Erinnern" hin. Dem deutschen „Sich erinnern" entspricht das sogenannte resultative Zeitwort atsimenu = „ich erinnere mich". Die einfache Wurzel des Zeitwortes aber: menu (die Wurzel des lateinischen memini) drückt jenen von dem berühmten Philosophen mit Unrecht ignorirten Zustand des Halb-Erinnerns aus. Der Lithauer sagt kurz und philosophisch menu = „ich erinnere", wohl zu unterscheiden, ja, dem einfältigsten Menschen faßbar unterschieden, von dem resultativ-bestimmten „ich erinnere mich". Wie die Sprache, verdient aber auch die lithauische Volkstracht erhalten zu werden. Schon jetzt ist es von Jahr zu Jahr immer schwerer, eine nennenswerthe Anzahl Trachten aufzutreiben, da in den weniger bemittelten Familien die alten Erbstücke immer mehr behufs anderweitiger Verwendung des Zeuges zerschnitten werden, indem die Leute keine Ahnung davon haben, daß ein einziges solches altes Erbstück bald einen Phantasie-Werth erlangen kann, der den wirklichen weit übersteigt. Hierüber kann einen nur die Wahrnehmung trösten, daß andererseits der Geschmack für die alten Muster gerade mit dem Seltenerwerden derselben steigt, und dieselben nachher seit einigen Jahren massenhaft fabrikmäßig nachgemacht zu werden anfangen. Schon in Kaiser Friedrich's Tagebuch wird lebhaft beklagt, wie von gewissen Seiten in Ostpreußen auf die Ausrottung der schönen, altehrwürdigen lithauischen Sprache und der mit ihr unzertrennlich verbundenen, schönen, innigen Volkslieder und guten Charakter-Eigenschaften des Volkes hingearbeitet werde. Und mit Recht, denn, so wenig wie die Wenden im Spreewald, sind die Lithauer in Ostpreußen — schon weil beide Stämme evangelisch — eine Gefahr für das Deutschthum. Wenn die Polen im Reichstag sich darüber beschwerten, daß die Germanisirung nur an ihnen geübt werde, aber die Lithauer schone, so hat das einen sehr guten Grund.

Geographisch-statistischer Taschen-Atlas des Deutschen Reiches von Prof. A. L. Hickmann. I. Teil. (Wien, G. Freytag & Berndt.) Ein genial ersonnenes und geschickt ausgeführtes Büchelchen, dessen Werth nicht in den viel zu klein gerathenen historischen und topographischen Karten liegt, nicht in der werthlosen Bildnißsammlung der deutschen Kaiser, am allerwenigsten aber in den Wappentafeln der Städte und Stammtafeln der Regenten von Preußen und Bayern, vielmehr in seinen statistischen Tafeln. Hier wird uns nämlich die geographische Statistik noch mundgerechter gemacht, indem nicht Zahlen noch Rubriken geboten werden, sondern gleichsam eine Art Anschauungsunterricht. Die vergleichenden Tafeln geben dem rechnenden Geiste, wie zugleich dem Auge deutliche Anhaltspunkte, und an klarer Uebersichtlichkeit lassen sie nichts zu wünschen übrig. Es ist bereits ein ungeheures Material, was in dem ersten Bändchen enthalten, ein Material, das unter Umständen schon eine ganze Bibliothek ersetzt, und wirklich sollte das nützliche, schnell informirende Handbüchelchen auf keinem Schreibtisch fehlen, dessen Besitzer Interesse für das öffentliche Leben und für die socialen, historischen und politischen Verhältnisse seines Vaterlandes hat. Ein besonderes Interesse erwecken die schematischen Darstellungen in dem Buche. Das Haupt-Ernteproduct des Reiches, die Kartoffel, wird mit einem Jahresertrag von 29000000 Tonnen zu je 1000 Kilo hier bildlich untergebracht. Wiesenheu, Zuckerrüben, Roggen, Kleefutter, Hafer, Weizen, Gerste und Spelz folgen in absteigender Linie, und oben auf der Maßpyramide steht als Kleinstes ein Gefäß mit Kleesamen, das immerhin noch die Kleinigkeit von 11700 Tonnen wiegt. Wie die Bodenfläche in den verschiedenen Bundesstaaten vernutzt ist, zeigt eine andere Tafel, wobei sich beiläufig u. A. erweist, daß Baden (mit 37½ % seiner Bodenfläche) den meisten Wald, aber Oldenburg (mit 35 % Bodenfläche) den meisten unproductiven Boden hat, von dem die meisten übrigen Staaten mit je etwa 5 % belastet erscheinen; Preußen hat allerdings auch 10 % davon, dafür aber seinen Acker mit dem höchsten Roggenprocentsatz, 26 %, bestellt. 180 Quatratkilometer dieses Staates bilden Weingärten. — Unter den Bergbauproducten, die uns der Autor vergleichsweise in verschiedenen großen Würfeln darstellt, bilden die Steinkohlen die weitaus größte Masse. Sie sind 1894 ihre 510 Millionen Mark werth gewesen. Dann folgen Braunkohlen, dann Eisenerze (42 Millionen Mark), aus denen sich, wie die Tafel der Hüttenproducte zeigt, ein Roheisenblock im Werthe von 232 Millionen Mark ergiebt, obgleich er 7 Millionen Tonnen leichter ist als der des rohen Eisenerzes. Was nur die Menschheit mit der vielen Schwefelsäure anfängt, die neben dem Roheisen das bedeutendste Hüttenproduct bildet (560000 Tonnen im Werthe von 16 Millionen Mark)? Dagegen verschwinden die Gold- und Silberwürfelchen, die freilich ihre 50 Millionen Mark werth sind, während an rohen Gold- und Silbererzen im Jahre 1894 19100 Tonnen gewonnen wurden im Werthe von 2½ Millionen Mark. Bei der vergleichenden Größe des Flächengehalts und der Bevölkerungszahl hat Preußen natürlich wieder das „Prä". Schaumburg-Lippe hat die wenigsten Staatsbürger (42000) im Reich, Bremen das kleinste Gebiet. Geradezu unbescheiden wirkt auf der Karte der Städtegrößen Berlin mit seinem gewaltigen Kreise schon neben dem nächstgroßen Kreise, dem Hamburgs. Das ist wie Sonne und Mond. Hamburg rächt sich dafür, indem es ihm an evangelischen Christen um 7 % über ist (92 %). Aber die Reichshauptstadt hat 8,6 % Katholiken und 5 % Juden; der letztere Procentsatz wird bei den größeren Städten noch etwas übertroffen von Breslau und Mannheim, sehr bedeutend aber von Frankfurt mit seinen 10 % Israeliten. Wenden wir uns von der Bevölkerungsstatistik nun den Staatseinnahmen zu, so belehrt uns eine übersichtliche Tafel, daß diese Einnahmen von 572 Millionen im Jahre 1875 auf 1224 Millionen Mark in 1895/96 gestiegen sind. Daß sich seither der Volkswohlstand um mehr als das Doppelte gehoben, dürfte wohl zu bezweifeln sein. In der gleichen Zeit stiegen die jährlichen Matrikularbeiträge von 67 auf 397 Millionen Mark. Die Reichseinnahmen auf den Kopf der Bevölkerung stiegen in dieser Zeit von 8,1 Mark auf 21,1 Mark, d. h. das bedeutet pro Kopf eine mehr als 2½ Mal größere Ausgabe gegen 1875, wobei sich die Biersteuer-Einnahme von 1,8 Mark pro Kopf auf rund 3 Mark erhöhte, was von verstärktem Durst oder auch von erhöhter Steuer spricht. Wie stellen sich nun die Ausgaben gegen die Einnahmen? Sie stiegen von 634 Millionen im Jahre 1875 auf 1239 Millionen im Jahre 1895/96, erreichten übrigens im Jahre 1891/92 ihren höchsten Stand mit 1375 Millionen. Die Tabellen ergeben, daß das Reich in vielen Jahren mit seinen Einnahmen nicht auskam, daher die Reichsanleihen. Betrugen die Ausgaben 1875 pro Kopf der Bevölkerung 15 Mark, so gab es im letzten Etatsjahr, wo die Einnahmen pro Kopf 21,1 Mark betrugen, 24 Mark Kosten auf jeden Staatsbürger, wobei zu vermelden, daß Heer und Marine 65 % der Ausgaben in 1875 (= 9,8 Mark auf jeden Kopf der Bevölkerung) beanspruchten, dagegen nur 51 % in 1895/96, aber 12,2 Mark pro Kopf. Während all der Zeit können Heer und Marine den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, stets bedeutend mehr gekostet zu haben, als alle übrigen Reichsinstitutionen zusammen, von denen einige, wie Post und Eisenbahn, ja sogar noch als productiv sich erweisen. Für die großen Ausgaben haben wir denn aber auch eine stattliche Macht, wie uns eine andere Karte genau detaillirt. Wir sehen daraus, daß das deutsche Heer im Frieden 585000 Mann mit 97000 Pferden und 2342 bespannten Geschützen zählt, im Krieg aber an Feld- und Ersatztruppen die Kleinigkeit von 2560000 Mann mit 3560 bespannten Geschützen; werden hierzu noch die ausgebildeten Mannschaften des Landsturms und der Ersatzreserve gerechnet, so kommen gar gegen 5 Millionen Soldaten zusammen. Eine sehr übersichtliche Tafel unterrichtet uns über die Organisation des Reichsheeres. Endlich werden uns noch die Größen-, Tiefen- und Höhenlage-Verhältnisse von über 30 Seen klar gemacht, von denen der Walchensee mit 790 m am höchsten liegt, der auch eine stattliche Tiefe (196 m) hat, während der größte deutsche See, der Bodensee, bei 395 m Höhenlage und 539 qkm Flächeninhalt eine Tiefe von 276 m besitzt. Schließlich entnehmen wir einer Höhenprofilkarte noch die Thatsache, daß der höchste deutsche Berg die 2960 m hohe Zugspitze ist, gegen welche die 1603 m hohe Schneekoppe des Riesengebirges, als der höchste nichtalpine Berg des Reiches, als ein Zwerg erscheinen muß.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Eine thätige **Verlagsbuchhandlung** vornehmer Richtung, **sucht den Verlag** geeigneter Werke unter günstigen Bedingungen zu übernehmen.

Gefl. Offerten unter G. 4400 durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, H. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Rubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.
Von
D. Norden.
Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bismarcks Nachfolger
Roman von **Theophil Zolling.**
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Kurort.
Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1896. Band L.

OCT 5

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die neueste englische Handelspolitik. Von Philipp Arnstein (London). — Der Mittellandcanal. Von Hellmut Thüring. — Die Abänderung der Arbeiterversicherungsgesetze. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — **Literatur und Kunst.** Zwei ungedruckte Briefe Lenau's. Mitgetheilt von Ad. Wilh. Ernst (Hamburg). — Alberta von Puttkamer. Von Karl Bienenstein. — **Feuilleton.** Der Lumpensammler. Von Alberta von Puttkamer. — **Aus der Hauptstadt.** Nikolaus als Erzieher. Eine Revue der Presse. Von Timon d. J. — Die internationale Kunstausstellung. 11. Süd-Europa und Oesterreich. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die neueste englische Handelspolitik.

Von Philipp Arnstein (London).

Gegenwärtig findet in London eine ganz eigenthümliche Colonialausstellung statt. Sie geht von dem Colonialminister Chamberlain aus und enthält nicht etwa Producte und Fabrikate der Colonien, sondern vielmehr solche des englischen Auslandes, die dort die des Mutterlandes verdrängt haben. Sie soll die Gründe dieser Thatsache zur Anschauung bringen und den englischen Fabrikanten Gelegenheit geben, sich für die Zukunft vorzusehen.

Die ganze Ausstellung erscheint wie eine Satire auf das mit so verhaltenem Jubel vor einigen Monaten gefeierte Jubiläum des Freihandels. Wie thöricht, als welch ein Verstoß gegen das ABC der Volkswirthschaft würde es Cobden und Bright erschienen sein, daß der Staat sich in das freie Spiel von Angebot und Nachfrage mit plumper Hand hineinmischt und dem Handel eine Richtung zu geben sucht! Und noch dazu ist der Urheber jener Maßregel ein Schüler und als Parlamentsmitglied der Nachfolger John Bright's, aus jener Stadt hervorgegangen, der nächst Manchester der Ruhm gebührt, das Freihandelsprincip zum Siege geführt zu haben, der Hauptstadt des „schwarzen Landes", Birmingham. Da muß doch wohl die Autorität der Schule von Manchester in England mächtig erschüttert worden sein. So ist es in der That! Der Enthusiasmus, der sie zum Siege geführt hat, ist verschwunden, und ernüchtert reibt man sich die Augen. Es gilt heute in England nicht mehr als ein Zeichen von Beschränktheit, an den Segnungen des Freihandels und des Laisser faire-Princips zu zweifeln. Die Lehren von Adam Smith, Bentham, Ricardo und James Mill, die einst so sicher wie der Satz von der Schwerkraft und das Einmaleins und der einzige unfehlbare Weg zu nationaler Wohlfahrt erschienen, haben heute auch in England nur noch wenige überzeugte Anhänger. Die Fair-trade-Partei gewinnt jährlich an Einfluß, und bedeutende Organe, wie z. B. die Saturday Review verfechten ihre Anschauungen. Man blickt auf den festen Glauben jener Zeit mit der Wehmuth zurück, die den gereiften in Zweifeln erstarkten Mann ergreift, wenn er an den Glauben seiner Kinderjahre zurückdenkt. Es lag doch ein kräftiger Optimismus, ein Sporn und ein Trost in jener Apotheose des Egoismus, dem Glauben an eine Vorsehung, die ohne unser Zuthun unsere selbstsüchtigen Bestrebungen zum allgemeinen Besten ordnet. Und welche Hoffnungen setzte man auf das Evangelium von Manchester! Man glaubte, es würde die Welt erobern und durch die Entfesselung von Handel und Industrie Armuth und Elend auf immer von den Ländern bannen, in denen es herrschend würde.

Die Prophezeiungen haben sich nicht erfüllt. Die Welt ist nicht freihändlerisch geworden, nicht einmal die angelsächsische der Vereinigten Staaten und der englischen Colonien. Industrie und Handel haben in der That in England einen gewaltigen Aufschwung genommen, aber dies ist, wie aus dem gleichzeitigen Aufschwunge anderer schutzzöllnerischer Staaten hervorgeht, nicht sowohl eine Folge des Freihandels, sondern vielmehr anderer allen Völkern gemeinsamer Ursachen, besonders der Erleichterung des Verkehrs und der großen Erfindungen. Ja, man hat zu seinem Schrecken gefunden, daß England heute nicht mehr so unbeschränkt die Vorherrschaft in Handel und Industrie hat, wie vor einem Menschenalter, daß Deutschland besonders ihm sehr stark auf den Fersen ist. Ein kürzlich erschienenes Buch von Williams mit dem bezeichnenden Titel „Made in Germany" hat durch geschickte Handhabung der Statistik, mit der man bekanntlich Alles beweisen kann, den Rückgang der englischen und das Vordringen der deutschen Industrie zu beweisen versucht und legt diese Entwicklung großen Theils dem Freihandel zur Last.

Wenn so die Lehre, auf dem billigsten Markte zu kaufen und auf dem theuersten zu verkaufen, heute keineswegs mehr als das Alpha und Omega menschlicher Weisheit erscheint, so gilt dies noch in höherem Grade von den socialen und politischen Ansichten des Manchesterthums. In socialer Beziehung war das Manchesterthum von jeher durchaus negativ. Es erkannte kein anderes Band zwischen den Menschen an als das der Baarzahlung und huldigte keinen anderen Göttern als den Götzen Selbst und Mammon. Die ganze Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die Fabrikgesetzgebung, die Geschichte der Gewerkvereine ist eine Widerlegung jener „Philosophie des Schweinetrogs", wie sie Carlyle einmal in bitterem Hohne nannte. Heute ist gerade die liberale Partei in England vorzugsweise die Trägerin der antiindividualistischen Weltanschauung, während der Individualismus naturgemäß in den Kreisen der Großindustrie und des Großhandels, die zu den Conservativen halten, und deren Sprecherin die Times ist, seine gläubigsten Vertreter findet.

Fast noch mehr aber sind die Lehren des Manchesterthums in politischer Hinsicht discreditirt, besonders was das Verhältniß Englands zu seinen Colonien angeht. In jener

Digitized by Google

Theorie, die den Menschen im Grunde als ein zweibeiniges ungefiedertes Säugethier, bestehend aus Gehirn, Magen und Tasche, betrachtete, war für nationale Gesichtspunkte, Patriotismus, Stammesgefühl u. dergl. kein Platz. Das waren der erleuchteten Selbstsucht überwundene Schwächen, Sentimentalitäten, Ueberreste aus barbarischer Zeit. Cobden war der Ansicht, daß das indische Reich nur ein Unglück und ein Fluch für das englische Volk sei, und wünschte den Tag herbei, wo die Bande zwischen den Colonien und dem Mutterlande zerrissen wären. Solange seine Ansichten im englischen Ministerium herrschend waren — und das war besonders in den 60er Jahren der Fall — empfand man die Colonien nur als eine Last und hätte sie am liebsten abgeschüttelt. Einen Krieg um ihretwillen zu führen erschien natürlich als der Gipfel der Thorheit und des Verbrechens, wie überhaupt jeder Krieg als ein Störer des Handels verwerflich erschien. Die Politiker dieser Richtung sahen gleichsam von der Höhe des Comptoirstuhls auf die Welt herab und betrachteten sie nur als ein Absatzgebiet für Unterjacken von Manchester und Messer von Sheffield. Dieser „Krämergeist", antisocial und antinational wie er in seinem übertriebenen Individualismus war, hat nun selbst in den letzten Jahrzehnten sein Gegentheil erzeugt. Der thatkräftigste augenblicklich im Vordergrunde der englischen Politik stehende Vertreter dieses neuen Geistes ist aber der Colonialminister Joseph Chamberlain. Bevor wir auf die Pläne dieses Mannes eingehen, wird es nöthig sein, ihn mit einigen Worten zu charakterisieren.

Chamberlain ist kein Mann von tiefen und weitreichenden Ideen. Er ist weder Theologe noch Philosoph oder Historiker wie Gladstone, Balfour oder Morley, er hat nicht wie jene Männer das Bedürfniß, sich eine abgerundete Weltanschauung zu bilden. Vielmehr ist er durchaus und allein ein Mann des praktischen Handelns. Er hat seine Ansichten über die meisten Fragen oft gewechselt, aber die eine Ansicht hat er niemals verleugnet, daß er, Joseph Chamberlain, ein bedeutender Mann ist, und daß es im Interesse der Welt, Englands und seiner selbst liegt, daß er eine bedeutende Rolle spiele. Nachdem er zunächst seine Fähigkeiten dazu benutzt hat, durch den Erwerb eines großen Vermögens eine gute Grundlage zu legen, hat er sie dann während mehrerer Jahre der Verwaltung seiner Heimathsstadt gewidmet und in dieser Zeit Birmingham aus einem der am schlechtesten verwalteten Gemeinwesen Englands in eine Musterstadt umgewandelt. Als Politiker trat er zunächst als ein entschiedener Radicaler auf und galt lange als der muthmaßliche Nachfolger Gladstone's. Unter seiner Leitung stand besonders die Organisation der Partei im Lande, der sogenannten „caucus". Im Jahre 1886 fiel er bei der Spaltung der liberalen Partei wegen der Homerule-Frage von Gladstone ab, und Birmingham und Umgegend folgten ihm ohne Zaudern. Seitdem hat er sich unter seinen neuen Genossen auch eine der ersten Stellen erkämpft und ist heute vielleicht der populärste einflußreichste Mann in England. Chamberlain's Specialität sind die politischen Programme. Er hat einen feinen Spürsinn für die Bedürfnisse und Wünsche der Massen und versteht, diese in geeignetem Augenblicke, besonders vor den Wahlen, zu formuliren. Solange er noch radical war, befürwortete er agrarische Reformen. Da wollte er den Grundadel aus seinen Schlössern und Parks vertreiben und einen freien Bauernstand schaffen. Diese Bestrebungen, die mit so lauten Trompetenstößen eingeleitet worden sind, haben nur sehr geringe Ergebnisse gehabt. Seit Chamberlain aber mit den Grundbesitzern, den Männern „die nicht arbeiten und spinnen", wie er sie einst in seinem Fabrikantenstolze nannte, verbunden ist, hört man hiervon nichts mehr. Dann wollte er eine Zeit lang die große sociale Arbeiterfrage lösen, Alters- und Unfallversicherungen einrichten, Arbeiterwohnungen schaffen, einen gemäßigten städtischen und staatlichen Socialismus einführen. Bei den Wahlen des Jahres 1895 spielte das sociale Programm von Birmingham eine große Rolle. Aber auch hierin fand er bei seiner neuen Partei wenig Gegenliebe; nach den Wahlen hörte man nichts mehr von den socialen Reformen. So hat sich denn Chamberlain's fieberhafter Ehrgeiz auf ein neues Gebiet geworfen, die Frage der Stellung Englands zu seinen Colonien.

Die Neuorganisation des englischen Weltreiches beschäftigt die Geister seit etwa 10 bis 15 Jahren. Man hat sowohl vom Standpunkte der Vertheidigung als der Handelsinteressen sie eingehend discutirt, Pläne entworfen, große Vereine zu ihrer Durchführung gegründet, aber bis jetzt noch keinen praktischen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Lord Rosebery hat sich eine Zeit lang an die Spitze der Bewegung gestellt. Man hat sich an Lord Salisbury gewandt, aber dieser hat skeptisch geantwortet, man möge erst einen greifbaren Vorschlag machen. Das ist nun zum ersten Male von Chamberlain geschehen. Hier scheint ihm die ersehnte Gelegenheit, sein Ministerium für alle Zeiten denkwürdig zu machen, etwas Großes für sein Vaterland zu schaffen. Und bei seinen hochfliegenden Plänen bleibt er doch in erster Linie Kaufmann und Fabrikant, der die Welt und besonders die englisch sprechende Welt wie Cobden und Bright als Markt für die Fabrikate von Birmingham und Manchester betrachtet. Nur scheint ihm der Freihandel und die Nichtachtung der Colonien nicht als der geeignete Weg, um sie zu erobern. So erstrebt er denn eine Vereinigung Englands und seiner Colonien zu einem großen Zollverein, der innerhalb seiner Grenzen Freihandel haben und nach außen hin Differenzialzölle auf Gebrauchsartikel erheben soll. Er hat diesen Plan im März dieses Jahres im Canada-Club und dann noch einmal am 9. Juni auf dem Congreß der britischen Handelskammer unter allgemeinem Beifall dargelegt. Auch von den Zeitungen ist der Vorschlag Chamberlain's mit Freuden begrüßt und als patriotisch gepriesen worden. Schade nur, daß bei näherer Betrachtung er sich doch wohl als praktisch undurchführbar erwiesen hat. Chamberlain liebt es, die Entstehung des deutschen Zollvereins als Vorbild anzuführen, indem er dabei die spätere Entwicklung des deutschen Zollvereins zum deutschen Reiche im Auge hat. Aber der Vergleich hinkt doch bedenklich. In Deutschland lag ein Zusammenschluß in Aller Interesse und nur thörichter Particularismus hinderte ihn; im britischen Reiche sind bei allem guten Willen die Interessen doch gar zu verschieden, und es wird schwer halten einen alten Industriestaat mit jungen hauptsächlich ackerbautreibenden Gemeinwesen handelspolitisch unter einen Hut zu bringen. Die Colonien würden auf einen großen Theil ihrer Einkünfte, die aus Zöllen und zwar zumeist aus Zöllen auf englische Waaren fließen, zu verzichten haben; sie würden ferner ihre jungen erst aufblühenden Industrien dem ungleichen Wettkampfe mit den unendlich größeren Hülfsquellen Englands preisgeben müssen. England andrerseits kann keine hohe Zölle auf Lebensmittel und Rohstoffe legen, die aus dem Auslande kommen, da seine Industrie einmal auf freie Einfuhr aufgebaut ist und jetzt, wo die auswärtige, besonders die deutsche, Concurrenz sie so ernstlich bedroht, eine Veränderung kaum vertragen könnte. Beträgt doch der Handel Englands mit seinen Colonien nur ein Viertel seines Gesammthandels! Ferner stehen die Handelsverträge mit Belgien und Deutschland aus den Jahren 1862 und 1865 im Wege, die zunächst gekündigt werden müßten. Endlich würde es schwer halten, die Vereinigten Staaten, deren Einfuhr nach England fast so groß ist als die aller Colonien, und deren Handel mit Canada den Englands weit übertrifft, von solch einem Zollvereine auszuschließen.

So zeigen sich, sobald die Frage aus dem Bereiche des Wünschenswerthen in den der praktischen Politik tritt, Schwierigkeiten auf allen Seiten, und eine baldige Lösung wird auch wohl nach dem Vorstoße Chamberlain's kaum zu erwarten sein. Immerhin ist es sein Verdienst, mit den Traditionen des englischen Colonial Office gegenüber den Colonieen, den Traditionen des Laisser faire gebrochen und

Digitized by Google

zum ersten Male durch die vorher erwähnte Colonialausstellung die Staatsgewalt, wenn auch in vorsichtiger Weise, für Zwecke des Handels nutzbar gemacht zu haben. Er hat hierdurch der Politik eine Anregung gegeben, die wohl kaum fruchtlos bleiben wird, und eine Entwicklung eingeleitet, die immer weiter wegführt von den Anschauungen der freihändlerischen Orthodoxie. Gerade in Deutschland aber, welches heute der bedeutendste Concurrent Englands in allen Welttheilen ist, verdient diese Entwicklung ganz besondere Beachtung.

Der Mittellandcanal.

Von Hellmut Thüring.

Der Gedanke, den Osten und Westen Deutschlands mittelst einer künstlichen Wasserstraße zu verbinden, ist nicht neu; schon Leibniz und der Alchymist J. J. Becher, der nebenbei auch sehr vernünftige colonialpolitische Pläne gehabt hat, traten für den Plan im Princip ein. An eine Ausführung war natürlich so lange nicht zu denken, wie Deutschland politisch zersplittert war. Wo die Bedingung politischer Geschlossenheit sich erfüllte, wie in Preußen, gelang es auch verhältnißmäßig früh, west-östliche Binnen-Wasserverbindungen zu schaffen. Anfangs des 19. Jahrhunderts tauchte abermals ein Riesenproject auf, mit dem Napoleon I. das von ihm erstrebte Continentalreich zu stützen gedachte. Für die geplanten Verbindungen: Seine-Ostsee, Seine-Schwarzes Meer, Rhein-Weser-Elbe-Canal lagen sogar schon sorgfältige Ausarbeitungen vor. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Napoleonische Plan vom Standpunkt der Volkswirthschaft großartig und auch heute noch richtig ist. Denken wir, daß seine Ausführung gedacht war im Zusammenhange mit der Continentalsperre, die ein beispielloses Aufblühen der Industrie zur Folge hatte, so erkennen wir erst recht die Größe der hier zu Tage tretenden Anschauung, die in der Praxis zuerst die Befreiung des Verkehrs von den tausend inneren Schranken anbahnte, die beste Maßregel für die Folge, um den Nationalwohlstand zu heben und zur Einheit fortzuschreiten. Die von Napoleon gegebenen Anregungen wirkten fort; der preußische Finanzminister von Bülow ließ das Project des Rhein-Weser-Elbe-Canals neu bearbeiten, und Fritz Harkort nahm im Jahre 1840 die Agitation dafür wieder auf. In den sechziger Jahren endlich folgte ein weiterer Entwurf, der auf Veranlassung der preußischen und hannoverischen Regierung entstand und sich nicht nur insofern als ein Fortschritt erwies, als er von den kleinen Abmessungen der vorhergehenden Projecte Abstand nahm und einen Verkehr von Schiffen mit etwa 350 Tonnen Tragfähigkeit vorsah, sondern der Entwurf war als das Glied eines großen Wasserstraßennetzes, das ganz Deutschland umfaßte, gedacht, von dem bisher allerdings nur der Dortmund-Ems-Canal 1886 thatsächlich zur Ausführung gelangte. Anläßlich der diesem Bau vorangegangenen Erörterungen ist in der Frage nach den Canaldimensionen endgiltig für die größten Maaße entschieden worden, die eine Großschifffahrt gestatten. Der Dortmund-Ems-Canal erhält deßhalb vorläufig 2,5 m Tiefe für Schiffe von 6—700 Tonnen Tragfähigkeit; später gedenkt man ihn mit einer Vertiefung auf 3 m auch für Schiffe von 800—1000 Tonnen fahrbar zu machen. — In jüngster Zeit hat man dem Plane eines Rhein-Weser-Elbe-Canalbaues erneute Aufmerksamkeit zugewendet und eine rührige Agitation entfaltet, um das in der preußischen Canalcommission von den Ingenieuren Duis, Prüßmann und Messerschmidt ausgearbeitete Project auszuführen. Danach bewegt sich der Canalzug in folgender Richtung: Er verläßt bei Ruhrort den Rhein und zieht sich im Ruhrthale hin bis Oberhausen, läuft sodann am Nordabhange des Haarstranges, bis er bei Altenessen die Höhe der Wasserscheide zwischen Rhein und Ems erreicht. Von Herne an wird der Canal Dortmund-Emshäfen als Fortsetzung bis Bevegern benutzt, wo er die westlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes trifft. Durch die westphälische Pforte hindurchgeführt, Bückeburg berührend, tritt der Canal in die Nähe der Städte Linden und Hannover. Seine weiteren Leitpunkte sind. in großen Zügen: Misburg, Lehrte, Immensen, Gifhorn. Bei Vorsfelde gelangen wir auf braunschweigisches Gebiet, bei Oebisfelde in den sumpfigen Drömling, und von da läuft der Canal in der Nordecke der Provinz Sachsen an Neuhaldensleben und Wolmirstedt vorüber nach der Elbe, in die er gegenüber der Plauer-Canal-Mündung eintritt.

Zur Ausführung des Canales werden allein 6 Flußüberführungen nothwendig, und die ganze 475 km lange Strecke soll mit nur 8 Kammerschleusen und 3 Schiffshebewerken versehen werden, so daß auch in technischer Hinsicht der Canalbau von großem Interesse ist. Die Wassertiefe ist auf $2^1/_2$ m angenommen, die Breite des Wasserspiegels auf 30 m, die der Canalsohle auf 18 m; die Schleusen werden 8,6 m Thorbreite und 67 m Länge erhalten. Eine ganze Reihe wirthschaftlich bedeutender Orte, die der Canal nicht unmittelbar an den Verkehr anschließt, so Essen, Dortmund, Osnabrück, Minden, Hildesheim, Hannover, Magdeburg, werden durch Stichcanäle mit ihm verbunden. — Die Gesammtkosten des Canalbaus sind auf 222 Millionen Mark veranschlagt. Nach den bisher angestellten Erhebungen wird der Canal einen muthmaßlichen kilometrischen Verkehr von durchschnittlich 3 Millionen t Güter haben, womit nicht nur die dreiprocentigen Zinsen des Anlagecapitales, sondern auch bei Erhebung einer Abgabe von einem halben Pfennig auf die Tonne und den Kilometer die Unterhaltungskosten gedeckt wären. —

Die wichtigste Frage für den Canal ist die der Wasserversorgung. Es erscheint sehr fraglich, ob die Wasservorräthe, die im Bereiche des Canales vorhanden sind, zu seiner Speisung genügen. Schon für die Strecke Rhein-Dortmund ist das Problem nicht leicht zu lösen, da ein Wasserhebewerk, das mit vielen hundert Pferdekräften arbeitet, die erforderlichen Mengen von mindestens 2 cbm in der Secunde dem Canale aus der Lippe zuführen müßte, die in der Regel selbst nicht mehr als 4 cbm in der Secunde thalabwärts gelangen läßt. Selbst wenn sich eine ausgiebigere Wasserentnahme nicht als nothwendig erweisen sollte (was sehr bezweifelt wird), müßte die Lippe stark entwässert werden, und die Anwohner dieses Flusses haben schon jetzt Einspruch gegen die beabsichtigte Entziehung ihrer Kraftquelle erhoben. Die Weser, die für die Zufuhr zum Mittellandcanal sodann in Betracht kommt, führt gewöhnlich genügende Mengen (etwa 38 cbm in der Secunde), jedoch muß auch hier das Wasser in trockenen Jahren künstlich gehoben werden. Schließlich kommt noch die Elbe in Betracht. Alle diese Reservoire sind unbeständig, wie einige Pegelangaben aus Magdeburg erweisen mögen, wo die Elbe im August 1892 auf 0,56 m, am 4. September 1892 auf 0,45 m, am 21. Juli 1893 auf 0,29 m gesunken war. Jedenfalls ist der Mangel eines großen, natürlichen, nie versagenden Sammel- und Speisebeckens für den Mittellandcanal ein bedeutendes Hinderniß, und die Frage, ob und wie die stetige Wasserführung erreicht werden kann, ist noch nicht endgiltig beantwortet.

Auch über die Abmessungen des Canals dürfte noch nicht das letzte Wort gesprochen worden sein. Der Canal wird nach dem Plane auch die kleineren Rheinschiffe, die die Canaltiefe von 2,5 m mit 1,50—1,80 m Tauchung ausnutzen, nicht immer in die seichtere Elbe austreten lassen können. Den Rheinschiffen ist aber doch mehr Rechnung getragen, als den Elbschiffen, deren Verkehr nach dem Rheine hin sich voraussichtlich schwieriger gestalten wird, da sie andere Abmessungen haben, als die Rheinschiffe, indem sie sich der

Digitized by Google

Elbe mit einem zweckmäßig erprobten Tiefgange von 1,45 m gewöhnlich anpassen. Nach einer Berechnung von Bellingrath in Dresden besteht nun folgendes Verhältniß: „Nimmt man den zulässigen Canaltiefgang für Rheinschiffe mit 1,75 m an, den Leertiefgang für beide Schiffsclassen zu 0,85 m, so hat ein Rheinschiff 1,40 m, ein Elbeschiff nur 1,10 m Nutztauchung; die Tragfähigkeit dieses ist demnach nur 78 % von der jenes." Um eben so viel sinkt natürlich auch seine Leistungsfähigkeit, so daß der Schiffseigner die Frachtsätze steigern muß.

Aus den wenigen Bemerkungen zur technischen Ausführung des Canals geht schon hervor, daß es mit seiner Eröffnung nicht so schnell gehen wird. Schon dadurch ist eine bedauerliche Verzögerung eingetreten, daß am 18. Mai 1894 die Regierungsvorlage über den Dortmund-Rhein-Canal mit 186 gegen 116 Stimmen abgelehnt worden ist, was allerdings sicher mit daran gelegen hat, daß man den falschen Versuch machte, die Theilstrecke zur Genehmigung vorzulegen, statt das ganze Project zur Debatte zu stellen. Jedoch die technischen Schwierigkeiten können das Zustandekommen des Canals nicht verhindern, wenn seine wirthschaftliche Nützlichkeit klar nachgewiesen werden kann, und diesem Theile des Problems gilt unsere Hauptaufmerksamkeit.

Die Discussion über den Rhein-Weser-Elbecanal hat den Gegensatz zwischen der westdeutschen Industrie und der ostdeutschen Landwirthschaft, die sich als erbitterte Feinde gebahren, wieder scharf auftreten lassen. Bei richtiger Ausbildung der Verkehrsmittel kann hier gar keine Interessenfeindschaft bestehen, im Gegentheil sind Osten und Westen die natürlichen, gegenseitigen Absatzgebiete, wo Getreide und Industrieproducte ausgetauscht werden. Nur das Verkehrsmittel hat bisher gefehlt, und das ist der Mittellandcanal, mit dem außerdem die bisher noch fehlende, abermals ganz naturgemäß nothwendige Verbindung des süd- und norddeutschen Canalnetzes hergestellt wird. Mit dem Kampfe um den Mittellandcanal ist der alte historische Streit zwischen den beiden Wirthschaftsgebieten zum letzten Male aufgelebt, er muß dann verschwinden, da die Durchführung des Canalprojectes eine homogene wirthschaftliche Cultur über ganz Deutschland ausbreitet; er ist es also, der der nationalen die wirthschaftliche Einheit des Vaterlandes zufügt. Wie wichtig derartige Veranstaltungen für die ganze Nationalwirthschaft werden können, zeigt ein einziges Beispiel, daß nämlich eine Tonne Getreide von Amerika bis Deutschland 4—5 Mk., von der Grenze bis nach Berlin noch 2 Mk. Fracht kostet, dagegen der Frachtsatz für das gleiche Quantum von Marienwerder bis Berlin 11 Mk. beträgt.

Man braucht für die äußersten Gegensätze der beiden Gebiete gar keine zahlenmäßigen Nachweise zu führen, um den ausgleichenden Einfluß des Canales einzusehen, aber auch ganz abgesehen von der Kohlen-Eisenproduction am Niederrheine ist das ganze durchzogene Gebiet des Canales bis an die Elbe reich an gutentwickelten Industrieen; Stöpfl führt deren eine ganze Reihe an: „Es kommt in Betracht die Kohlenindustrie von Osnabrück, Minden und Ibbenbüren, vom Piesberg, Deister und Harz, die Braunkohlenindustrie im Herzogthum Braunschweig und in der Provinz Sachsen, die Eisenindustrie von Osnabrück, Hannover, Magdeburg, Hildesheim und Braunschweig, die Stein- und Cementindustrie, die Zuckerindustrie von Hildesheim, Halberstadt, Braunschweig (Geck zählt 148 Zuckerfabriken in den vom Canal berührten Bezirken), die Kaliindustrie von Staßfurt und Schönebeck. Vom Nord-Osten her sind vor allem Getreide, Rüben, Kartoffeln, Heu, Stroh, Nutzholz zu erwarten, während im Süd-Osten sich das bedeutende schlesische, böhmische und sächsische Industriegebiet hinzieht und schließlich steht als ein Consumtionsplatz ersten Ranges die Stadt Berlin zu dem Mittellandcanal in Beziehung."

Alle diese Industrien sind darauf angewiesen, ihr Absatzgebiet über die nächsten Grenzen so viel als möglich zu erweitern, und da bei dem Massengüter-Transport die Frachtsätze eine wesentliche Rolle zur Entscheidung über die Ausfuhrmöglichkeit spielen, so ist klar, welche Bedeutung das Mittellandcanal-Project für sie haben muß. Man könnte das leicht für jede Industrie erweisen; wir wollen nur ein einziges Beispiel anführen, das zugleich zeigt, wie auch natürlich die Versorgung mit Rohstoffen oder Fabricaten, die Consumtion verbilligt werden kann. Der Wasserverkehr von Hannover nach Linden wird nach den Ermittelungen des „Canalvereins für Niedersachsen" auf dem neuen Canale etwa 600 000 Tonnen betragen, die, wenn man den Weg einrechnet, den diese Güter auf dem Canale zurücklegen, eine Verkehrsleistung von 125 000 000 Tonnenkilometern darstellen. Die Canalfracht wird, hoch gerechnet, etwa 1,1 Pfg. für den Tonnenkilometer betragen, gegen eine Eisenbahnfracht von 2,30 Pfg. Rechnet man nun den Unterschied zwischen der Eisenbahn- und der Canalfracht auch nur mit 1 Pfg. für den Tonnenkilometer, so ergiebt sich für Hannover mit Linden bei jener Verkehrsleistung von 125 Mill. Tonnenkilometer eine jährliche Frachtersparniß von 1,25 Mill. Mk., d. i. die dreiprocentige Verzinsung eines Capitals von 41,5 Mill. Mk.

Gegen den Mittellandcanal treten vor Allem drei Gegner in die Schranken: Die schlesische und sächsische Braunkohlenindustrie und die Landwirthschaft. Die schlesische Braunkohlenindustrie befürchtet eine Verdrängung ihrer Producte an der Elbe und aus Berlin durch die westphälische Steinkohle. Bis an die Elbe können nun allerdings die westphälischen Kohlenschiffe kommen, darüber hinaus müssen sie aber beim Eintritte in die märkischen Wasserstraßen bedeutend leichtern, was dem ganzen Schifffahrtsbetriebe nach nicht rentabel sein würde. Die vermehrte Concurrenz in Berlin wird außerdem zunächst die englische Kohle verdrängen. Dazu kommt noch — und das gilt für die schlesische, wie die sächsische Braunkohle —, daß die für die Verwerthung der Braunkohle besonderen Heizvorrichtungen die Einführung von Steinkohlen aus Westphalen überhaupt nicht so ohne Weiteres gestatten. Es ist sehr wohl möglich, daß sowohl die Steinkohle, wie die Braunkohle ihr Absatzgebiet erweitert, ohne daß die eine der anderen schadet. Indessen ist immerhin die Möglichkeit zuzugeben, daß sowohl die sächsische, wie die schlesische Braunkohlenindustrie durch den Mittellandcanal eine schwerere Position bekommen, als sie heute haben. Das sind aber auch die einzigen Productionszweige, für die das zugestanden werden kann; die Landwirthschaft hat keinen stricten Beweis dafür erbracht, daß sie einer vermehrten ausländischen Concurrenz gegenübergestellt wird, im Gegentheil muß die bedeutende Frachtersparniß, die die Wasserstraße gegenüber der Eisenbahn gewährt, zumal sie in einem von Schutzzöllen umgebenen Gebiete verläuft, zweifellos die Stellung der Landwirthschaft auf dem heimischen Markte, den sie nun unbehindert bis zum äußersten Westen ohne Staffeltarife oder andere künstliche Maßnahmen erreichen kann, stärken.

Wenn wir den bei der Großschifffahrt als Normalsatz anzunehmenden Durchschnittssatz von 0,8 Pfg. per Tonnenkilometer zu Grunde legen und den niedrigsten Specialtarifsatz der Eisenbahn von 2,7 Pfg. per Tonnenkilometer in Gegenrechnung bringen, so ergiebt sich schon auf dieser Basis bei einem Quantum von 600 Ctrn. eine Frachtersparniß von 150—270 Mk. Getreide und Mehl werden aber nach dem Specialtarif der ersten Wagenladungsclasse tarifirt. Bei einer Entfernung von 100 km hätte somit eine Getreideladung von 300 Tonnen = 3000 M.-Ctr. auf dem Bahnwege 1020 Mk. Fracht zu zahlen. Da im Großschifffahrtswege eine erhebliche Verbilligung der Transportkosten zum wenigsten bis auf 0,6 per Tonnenkilometer eintreten würde, so würden hiernach 300 Tonnen Getreide oder Mehl höchstens 150 Mk. an Fracht zu zahlen haben. Zu diesem Satze würde allerdings noch eine Canalgebühr hinzutreten, für die

Digitized by Google

ein Satz von 0,25—0,7 Pfg. anzunehmen ist und die die Fracht um 75—210 Mk. = 225—360 Mk. erhöhen würde. Immerhin bliebe aber zu Gunsten der Wasserverfrachtung ein Vortheil von 775—660 Mk. oder 2,20—2,58 Mk. per Tonne. Mag man mancherseits auch vielleicht nicht geneigt sein, den Einfluß dieser Transportkostenminderung auf die Absatz- und Concurrenzfähigkeit hoch zu veranschlagen, so würde man zum wenigsten mit diesem Einwande den begünstigenden Einfluß der Canalstraße auf die Zufuhr des fremden Getreides nicht begründen können. — Selbst wenn die Braunkohlen-Industrie und die Landwirthschaft keinen erheblichen Nutzen von dem Mittellandcanale hätten, was für den Ackerbau durchaus nicht nachgewiesen ist, kann man den Canalbau im Interesse der Allgemeinheit nicht fallen lassen.

Eine heute ungeahnte Bedeutung würde der Mittellandcanal dann erhalten, wenn die österreichisch-deutschen Canalprojecte verwirklicht werden, deren mehrere auf der Tagesordnung stehen, dann könnte der Canal einen gewaltigen Durchgangsverkehr aufnehmen von der Levante durch die Donau nach der Nord- und Ostsee, je nachdem der Elbe-Donaucanal, der Oder-Donaucanal oder der Main-Donaucanal gebaut wird. Die Perspectiven, die sich uns beim Durchdenken dieser Pläne eröffnen, sind endlos, und die Wirkungen, die ein so ausgiebig durchgeführtes Canalnetz auf den ganzen Verkehr ausüben würde, können von den umfassendsten Eisenbahnbauten auch nicht annähernd erreicht werden.

Die Abänderung der Arbeiterversicherungsgesetze.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht in Nr. 209 vom 2. d. Mts. den Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung der Invaliditäts- und Altersversicherung in einzelnen wesentlichen grundlegenden Bestimmungen. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß die Conferenzen vom 4—9 November v. J. über Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung im Wesentlichen ergebnißlos blieben und zur Zeit davon Abstand genommen wird. Es dürften deßhalb dem Reichstage gleichzeitig mit dieser Vorlage die seit 1894 bei dem Bundesrathe liegenden Entwürfe zur Abänderung der Unfallversicherungsgesetze, zur Erweiterung der Unfallversicherung auf das gesammte Handwerk, zur Ausdehnung der Unfallversicherung auf die im Dienste der Industrie verwendeten Strafgefangenen zugehen, weil es den Anschein gewinnt, als solle mit Beginn des Jahres 1900 auch eine neue Rechtsordnung in Kraft treten. So sehr es zu bedauern ist, daß sich kein Ausweg gefunden hat, die sämmtlichen Versicherungsarten zu verschmelzen, weil wohl wichtige Bedenken gegen den ursprünglichen Plan einer Reichsversicherungsanstalt als Trägerin der Versicherung vorliegen, läßt hiergegen sich doch nicht ankämpfen und es erscheint deßhalb geboten, in gedrängter Uebersicht die unterscheidenden Merkmale der jetzigen zu den neugeplanten Versicherungsgrundsätzen systematisch darzustellen.

Der Schwerpunkt der Vorlage dürfte darin zu finden sein, die wirthschaftlich stärkeren zu Gunsten der in ihrer Leistungsfähigkeit gefährdeten Versicherungsanstalten bei Aufbringen der Mittel für die Rentenansprüche mit heranziehen zu können und dadurch die im Falle einer Vermögensunzulänglichkeit ihrer Versicherungsanstalt zum Eintritte (§ 44) verpflichteten Gemeindeverbände zu entlasten. Denn nach § 65 soll die Versicherungsanstalt oder zugelassene Casseneinrichtung bloß ein Viertel der ihr zufallenden Renten selbst tragen, während die übrigen drei Viertel von der Gesammtheit derselben zu übernehmen sind. Hierin liegt der schwache Anfang einer Reichsversicherungsanstalt. Erfahrungsgemäß sind die Versicherungsanstalten der östlichen Provinzen überlastet und in ihrer Leistungsfähigkeit gefährdet, während z. B. Berlin über zu starke Capitalansammlung verfügt. Durch die in den §§ 97, 98 vorgesehenen Zulänglichkeitsprüfungen durch das Rechnungsbureau des Reichsversicherungsamtes wird ermöglicht, eine richtige Uebersicht zu gewinnen. Die unstreitig sehr hohen angesammelten Capitalien scheinen die Erhöhung des Reservefonds entbehrlich zu machen, worauf der Wegfall des solchen behandelnden § 21 schließen läßt.

Wie bisher werden neben Versicherungsverpflichteten auch Selbstversicherer zugelassen. Durch die veränderte Fassung des § 8 wird die Fortsetzung der Versicherung aus § 117 und das Aufrechterhalten der unterbrochenen aus § 119 entbehrlich, weßhalb diese fortfallen. Während bislang nur zur zweiten Lohnclasse mit Zusatzmarken die freiwillige Versicherung erfolgen kann, wird solche für alle Lohnclassen und zeitlich unbegrenzt zugelassen, weßhalb die für den Reichszuschuß beanspruchte Zusatzmarke aus § 121 in Wegfall kommt. Den Versicherungspflichtigen gesteht § 111b die Befugniß zu, die Versicherungsbeiträge an Stelle der in § 109 verpflichteten Arbeitgeber selbst zu entrichten, während § 113 zuläßt, von den Versicherten deren Antheil selbst beizutreiben, sobald eine gemeinsame Hebestelle auf Grund § 112 Z. 1 für alle Versicherten errichtet wurde. Auch kann § 109a bestimmt werden, daß in größeren Zeitabschnitten und nicht mit den Lohnzahlungsterminen zusammenfallend die Marken zu verwenden sind. Wie dies mit der Einschränkung des Lohnabzuges bezw. der Erstattungsansprüche auf die zweite Lohnzahlungsperiode aus § 109b bezw. § 111 vereinbart wird, bleibt unbegreiflich. Die Nachzahlung der Beitragsmarken ist § 111b für Versicherungspflichtige auf vier Jahre, für Selbstversicherer auf ein Jahr beschränkt. Das Klebesystem bleibt aufrecht erhalten, weil, wie die Begründung ausführt, ein anderer Ausweg nicht gefunden werden konnte, die Versicherten bei Aufbringen der Geldmittel zu betheiligen und die Steigerung der Rente nach Verhältniß der geleisteten Lohnarbeit und verdienten Löhne zu ermöglichen.

An Stelle der bisherigen vier werden im § 22 fünf Lohnclassen eingeführt, deren letzte mit einem Einkommen von 1150 Mk. beginnend eine Marke (§ 96) über 36 Pfg. erfordert. Dementsprechend werden die Steigerungssätze der Rente im § 26 abgestuft. Die Unterscheidung zwischen Alters- und Invalidenrente mit Steigerungssätzen von 4, 6, 8, 10 Pfg. bezw. 2, 6, 9, 13 Pfg. fällt fort und werden zukünftig dem Grundstocke von 60 Mk. gleichmäßig 3, 6, 9, 12, 15 Pfg. für jede eingeklebte Marke, sowie § 28 6 Pfg. für jede Woche bescheinigter, nach § 17 beitragsfreier Krankheit oder Militärdienstzeit hinzugerechnet. Das Beitragsjahr von 47 Wochen fällt fort und es wird die Wartezeit (§ 16) von 235 auf 220 Wochen für die Invaliden-, von 1410 auf 1200 Wochen für die Altersrente ermäßigt. Die gleiche Ermäßigung trifft bei Begründung des Anspruches der weiblichen Versicherten (§ 30) bezw. der Wittwe und Waisen eines Verstorbenen (§ 31) auf Rückerstattung der Hälfte der Beiträge zu. Für Erinnerung eines erloschenen Versicherungsverhältnisses wird die Wartezeit (§ 32) jedoch von 235 auf 250 Wochen erhöht.

Eine eingelegte Revision hat (§ 80) aufschiebende Wirkung nur insoweit, als es sich um Beträge handelt, die für die Zeit vor dem Erlaß der angefochtenen Entscheidung nachträglich gezahlt werden sollen, während (§ 81a) eine Rückforderung vorläufig gezahlter Rentenbeträge ausschließt, wenn nicht durch strafgerichtliches Erkenntniß festgestellt ist, daß der Rentenbetrag erschlichen worden war. Der Rentenanspruch wird (§ 12) verwirkt, wenn der Arbeiterinvalide willkürlich ablehnt, einem angeordneten Heilverfahren sich zu unterwerfen, dagegen sichert § 125 denjenigen Personen einen Anspruch auf Rückerstattung zu, welche aus Rechtsirrthum Beiträge entrichtet haben, zu denen sie nicht verpflichtet waren.

Die Selbstverwaltung wird dadurch wesentlich beein-

Digitized by Google

trächtigt, daß § 63 dem Staatscommissar Sitz und Stimme im Vorstande einräumt, sowie die Befugniß beilegt, ihm rechtsirrthümlich erscheinende Beschlüsse mit aufschiebender Wirkung zu beanstanden, ferner daß die Aufsichtsbehörde nach § 55a gegen den Jahreshaushaltsplan Erinnerungen erheben, ihn sogar denselben entsprechend feststellen darf, auch der Landescentralbehörde nach § 134a ein weites Bestätigungsrecht zugestanden, endlich § 124 der unteren Verwaltungsbehörde die Entscheidungsbefugniß in Streitfällen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer über die Berechnung und Anrechnung der für diese zu entrichtenden oder im Falle der §§ 111, 111a denselben zu erstattenden Beiträge anvertraut wird.

Von Strafbestimmungen bleibt hervorzuheben, daß § 147 zu I den Arbeitgeber, zu III den Versicherten strafbedroht, welcher dem Mitbeitragsverpflichteten höhere als die entrichteten Beiträge in Rechnung stellt, ferner § 149 demjenigen Arbeitgeber, welcher Beiträge vom Lohne kürzt, aber nicht an die Versicherungsanstalt abführt, § 151 die Veränderung des Vordruckes oder der Eintragungen auf den Quittungskarten, endlich § 154 den Vertrieb schon einmal verwendeter Beitragsmarken straffällig erklärt.

Literatur und Kunst.

Zwei ungedruckte Briefe Lenau's.

Mitgetheilt von Ad. Wilh. Ernst (Hamburg).

„Bewahrt euch diese Briefe, Lenau wird einst noch ein berühmter Mann werden", sagte Schleifer schon zu einer Zeit, als seine Freundschaft mit Lenau noch jung war. Dieses Wort kam mir in den Sinn, als ich bei meinen Lenau-Nachforschungen jene Briefe fand, die der große deutsch-österreichische Lyriker an Gustav Schwab gerichtet, jene Briefe, die den Pulsschlag von Lenau's eigenstem Herzen haben. Von diesen Offenbarungen des Lenau'schen Geistes ist bislang fast gar nichts oder höchstens ein verhältnißmäßig recht geringer Theil weiteren Kreisen zugänglich. Anton Schurz hat in seinem bekannten Buche „Lenau's Leben" nur zwei kleinere Bruchstücke aus zwei längeren Briefen mitgetheilt. Damit erschöpft sich bei ihm der Briefwechsel zwischen seinem Schwager und Gustav Schwab. (Band I, S. 143 u. 149.) Dagegen finden sich in dem Buche Karl Klüpfel's: „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken." (Leipzig, Brockhaus) größere Abschnitte aus einzelnen Briefen Lenau's an seinen Freund in Schwaben; aber auch hier war der Verfasser durch mancherlei Rücksichten verhindert, diese schriftlichen Zeugen des Freundschaftsbundes zwischen zwei edlen Menschen vollständig dem Druck zu übergeben. Nun, nachdem mehr als vier Jahrzehnte verrauscht sind, seitdem der unglückliche Niembsch in Oberdöbling sein schmerzbeladenes Haupt für immer zur Ruhe bettete, besteht kein Grund mehr, diese wichtigen Niederschriften Lenau's der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Und so mögen hier zunächst zwei dieser Briefe mitgetheilt werden.

Der erste derselben ist an Gustav Schwab gerichtet. Er trägt an der Spitze die von Lenau herrührenden Worte: „Heidelberg, Samstag", dahinter den von Schwab's Hand stammenden Zusatz „5. November 1831." Der Brief lautet:

Heidelberg, Samstag.

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera. Professor Pucholt, ein ausgezeichneter Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Candidaten der Medicin heut oder morgen requirirt, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen kehren sollen. Der König von Bayern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Noth. Außer dieser Cholera-Vorlesung hab' ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe, sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinhetzen in das Labyrinth der Medicin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegentheil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufener, doch treuer Pudel, immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepirte! aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein; post equitem sedet aspera cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!" wird Deine Frau halb ärgerlich ausrufen, wenn Du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest; Deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja; doch ich muß dies immer wiedersagen. Meine verstorbene Mutter, meine Schwester Therese, Deine Frau und Lentula*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider: unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen und könnte ich alle vier sitzen sehen an Deinem Tische! Die Eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei anderen werden wohl nie zusammenkommen. Sey es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen. —

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden; das laute, bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, ist wie ein literarischer Jahrmarkt. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mir's nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, Euch je zu vergelten, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Ueberwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Worte des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O meine Freunde! ich liebe Euch. Mehr kann ich nicht sagen. —

Gestern Abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethoven'sche Sonaten. Da lag ich auf dem Sopha mit geschlossenen Augen und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was Dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsere Paradiese Nachbarn sind. — Schreibe mir recht bald, lieber Freund. Ich wohne im König von Portugal. Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 fl. monatlich. Da brauch' ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirthshäusern. Da komm' ich mir weniger fixirt vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre! Was macht mein Lajos**)? Deine übrigen lieben Kinder?

Virgo divina? bettle für mich um einige Zeilen von Deiner lieben Frau. Unsere liebe Frau nennen die Oesterreicher die Mutter Gottes. Und nun stell' ich Euch alle im Geiste zusammen, und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

Bis in den Tod Dein Freund Niembsch.

Herzlichen Gruß an Pfizer.

Der zweite Brief, welcher manche werthvolle Einzelheiten für die richtige Erfassung des Lenau'schen Wesens darbietet, umfaßt acht eng beschriebene Quartseiten, auf denen sich

*) Lotte Gmelin (1812—1889). Das Wort Gmelin hängt mit gemächlich, etwas langsam (lentulus, a, um) zusammen. Lentulus war eine römische Familie (der cornelischen gens), auf die die Familie Gmelin scherzweise ihren Ursprung zurückführte.

**) Lajos ist der ungarische Name für Ludwig. Ludwig Schwab, (geb. 1830) ein Sohn G. Schwab's, starb zum großen Schmerze der Eltern bereits im zehnten Jahre in Folge einer typhösen Krankheit.

Digitized by Google

Lenau's Perlenschrift in vollendeter Klarheit und Anmuth abhebt. Auch dieser Brief ist nicht datirt. Er zeigt nur den Ort seiner Herkunft: Heidelberg — an. Gustav Schwab hat den Vermerk hinzugefügt: „angefangen Freitag, den 11. November; geendet Samstag, den 12. Nov. 1831." Der erste längere Theil ist an Sophie Schwab, die Gattin Gustav Schwab's, der letzte kleinere an Sophiens Gatten gerichtet. Das Schriftstück lautet:

Heidelberg.

Heute ist wieder ein trüber Tag und der Regen schlägt an mein einsames Fenster. Ich will Sonnenschein suchen im Umgange mit meinen Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, theure Frau! Ja, Sie haben Recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maaß nicht im Verdienste; wohl mir, daß es so ist. Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten. Groß ist die Liebe Ihres Mannes zu Ihnen, aber gewiß kein Uebermaß, wie Sie sagen. Den Beweis erlaube ich mir nicht zu führen. Sie könnten mich wieder einen Schmeichler nennen. Groß und innig ist die Verehrung, mit der ich Sie im Herzen trage; aber wahrhaftig, Sie haben ein Recht darauf; Sie brauchen sich an Liebe und Freundschaft nichts schenken zu lassen.

Sie halten mir in Ihrem Briefe eine kleine Strafpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gern von Ihnen predigen, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriedenen, Ungläubigen zeigte, bloß um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfochten. An Ihrer Zuversicht suchte ich mein eigenes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: Die Autorität des Herzens. Wovon ein edles Herz durchdrungen ist, das kann kein bloßer Wahn sein. Gerührt hat mich Ihre Aeußerung, daß meine selige Mutter auch in unsern Bund gezogen sei durch unsere Liebe, daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch alle Tode nicht gekränkt werden könne und an der sich Ihre liebe Schwester an ihrem Sterbelager erquickt. Es ist ein großer Gedanke, den Sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O, wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens! Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich möchte das ganze Menschenloos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: Meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen.

Hätt' ich doch den scheußlichen Gedanken nicht aufgeschrieben! Das ist ein Gedanke, auf den, glaub' ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es giebt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke jedoch zeugt von einer Offenbarung des Teufels. Wir sterben nicht ganz; aber — aber — unsere Individualität! wie stehts mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dacht' ich mir: Das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darein zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht; was meinen Sie? Sogar etwas Reizendes, Heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken des Unterganges der Individualität, wenigstens für mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sagen als: Hier fand ich kein Glück — dort find' ich kein's — denn mein Ich begräbt die Scholle —, brauche aber auch kein's; hier nicht und dort nicht. Sie sehen, daß auch mir Resignation nicht ganz fremd ist. Sie sind meine liebe Freundin und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unserer Nachbarschaft aus, als ich eben in der Schule war. Ich hörte; es brenne in unserer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Haus — es war ein gewisses Freudeklopfen — und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Eltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück hab' ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesichte, den Marie Kielmaier*) so wenig getroffen als die zwei Herren, die mich portraitiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen. Daher meine Furcht, jene himmlische Rose**) (an der sich nun Ihre Laren freuen) an mein nächtliches Herz zu heften. Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke. Doch in welches Dickicht finstern Dorngesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder! Ihres lieben Mannes! Ihrer holdseligen Nichte**)! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im Mindesten verletzt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Morgen früh soll es geschehen. Der süße Schlaf, der heimlich stille Freund der Menschen, der den armen Wanderer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leicht und heimlich davonträgt, wird auch mir die Gedanken fortstehlen, die immer lastender auf meine Seele sinken. Verzeihen Sie Ihrem unartigen Freunde. Gute Nacht! liebe, gute Frau! lieber Schwab! Sophie, Milie, Christoph, Gustav, gute Nacht! mein Lajos, ich wünsche Dir ein freudiges Atale in Deinem kleinen Land der Träume. Gute Nacht, liebe L(otte)! — in welchem Zimmer schläft sie denn? — Doch sie ist ja nur Vormittags bei Ihnen; das fällt mir erst jetzt ein. —

Guten Morgen! Ich habe mein gestriges Geschreibsel resumirt und finde, daß ich darin wieder recht auf Ihre Geduld losgesündigt habe. Wozu das schwarzgalligte Gewäsch einer heiteren, guten, glücklichen Frau?? Verzeihung!!!

Also mein Lajos sympathisirt mit mir? Das freut mich, daß der Bursche schon so früh so guten Geschmack verräth. Könnt' ich mich doch auf eine Stunde in den Lajos verwandeln. Grüßen Sie mir meinen wilden Alexander.***) Er soll sich nur parat halten. Wir wollen in Amerika zusammen rauchen, schießen, in den Urwäldern die Affen ausspotten. Ich freu' mich schon recht darauf, mit meinem ungestümen Freunde diese drolligen Bestien zu necken und laut einzufallen in das wilde Affengelächter, das uns von allen Bäumen begrüßen wird. Die grüne Kappe bitte ich bei Gelegenheit gütigst herzusenden. — Die liebe Zumsteeg†) grüß' ich viel Mal. Wenn ich nur auch den Fidelio hören könnte. Es ist schön vom Hochwächter, daß er diese Oper anempfohlen hat und nicht nur dem Unrechte, sondern auch dem schlechten Geschmack opponirt! Ich seh' ordentlich schon, wie Ihnen die Thränen hervorstürzen aus Ihren großen schönen Augen, wie L.††) bei der Ouvertüre die Augen schließt (geben Sie acht, ob's nicht so sein wird) ihr liebliches Antlitz neigt, und mit seliger Ergebung versinkt im Strom der Wonne und Schmerzen. Ich möchte gar zu gerne dabei sein. Das waren die zwei Momente, wo ich L. am schönsten sah: als bei der Zumsteeg's Beethoven's Trauermarsch gespielt wurde und als auf unserer Heimfahrt vom Bergheimer Hof ihr der Mond das schöne Gesicht küßte, dessen Küsse aber so leicht und kalt waren, daß ich das liebe Mädchen in ihren Mantel wickeln mußte. Wär' ich der Mond gewesen! ich hätte L. und das ganze Land so heiß geküßt, hätt' in jener einen Nacht einen solchen Lenz und Sommer hervorgeküßt, daß die Sonne am Morgen erstaunt und beschämt hätte umkehren müssen und L. ihren Mantel zum Wagen hinausgeworfen hätte. Ja, das wäre freilich schön, wenn uns der Verwalter jenseits solche Spazierfahrten veranstaltete. Die Uhr schlägt halb neun; ich soll bald in's Klinikum; aber ich muß doch noch ein paar Zeilen schreiben. Sie kommen in Ihrem Briefe einige Mal auf ein Gespötte zurück, das ich über Frauenbriefe geschrieben haben soll. Ich weiß gar nichts mehr davon und glaube darum, es müsse mir jenes Gespötte nicht von Herzen gegangen sein.

---

*) Eine Verwandte Lotte Gmelin's.
**) Lenau's „Schilflottchen."
***) Alexander, Graf v. Württemberg, (1801—1844) Lenau's „wilder und muthiger, ritterlicher und herzlicher" Freund.
†) Eine aus Schiller's Jugendleben bekannte Familie.
††) Lotte Gmelin.

Digitized by Google

Gott sei Dank, daß Ihre Kränklichkeit schnell vorüberging. Hüten Sie sich aber recht sehr, daß die Veranlassung dazu nicht wieder eintrete. Sie sollen mir nicht krank werden, um das Motiv abzugeben für mein Erscheinen in Stuttgart. Wohl hab' ich oft Heimweh dahin. Für Adelaidengesänge*) hör' ich hier Sterbegeröchel. Der Uebergang war etwas hart. Oft ist mir, als müßt' ich bei Nacht und Nebel davonlaufen nach Stuttgart. Gestern Abend oder vielmehr gegen Mitternacht, — es war beinah 11 Uhr — kam plötzlich ein Herr zu mir mit einem Briefe von meinem Schwab und einem Paket an Köstlin. Ich lag bereits im Bette und hatte das Licht ausgelöscht. Da trat der schwarzhaarige Mensch mit dem geistreichen Gesicht herein, begleitet vom Hausknecht, der ihn beleuchtete. Er grüßte mich sehr angenehm; übergab mir sein Gebrachtes und verschwand wieder sogleich, indem er sagte, er müsse sogleich nach Frankfurt weiterreisen. Da riß ich den Brief auf und las von Seligkeiten, die ich nun nicht mehr habe, von Adelaidengesängen, traulichen Abendvereinen bei Ihnen und kam mir recht verlassen vor in meiner medicinischen Einsamkeit. Nun bedauerte ich erst lebhaft, daß der Fremde davon war. Ich hätte nun so gerne mit ihm geplaudert über Sang und Sängerin. Nun wußt' ich mir einen gewissen feierlichen Eindruck zu deuten, den seine Erscheinung auf mich gemacht hatte Er war vor 24 Stunden in L.'s Zauberkreise gestanden, er hatte sie singen gehört, ja, er hatte sie begleitet und war dadurch geheiligt worden für mein Herz. Wie hätt' ich ihm die Hand gedrückt! ich hätte sie ihm geschüttelt, bis ihm ein paar süße Adelaidentöne entfallen wären, die nothwendig noch an ihm haften mußten. Allein er war auf und davon wie eine Lufterscheinung aus besseren Welten. Ich schlief lange nicht ein, dachte allerlei durcheinander, an meine lieben Stuttgarter, an die festlichen Abende in Ihrem Hause, an diesen meinen Brief, an Moses Mendelssohn und seinen Phädon, den ich einst so gerne gelesen, daß mir der Enkel des großen Mannes gerade am Schluß des Tages vorübergegangen war, an dem ich so viel über Unsterblichkeit gedacht hatte. Und durch all die Gedanken klang mir beständig das süße Lied durch. Endlich entschlief ich und träumte viel und schön. Aber mein Traum ward immer ernster, und plötzlich stand mir L. gegenüber und sah mich so starr an, so fest und streng und strafend, daß ich erschrak und erwachte. Es war Morgen. Nun leben Sie wohl, theure, theure Freundin! Ich umarme Sie und Ihre lieben Kinder

unwandelbar bis zum Tode
Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir bald wieder einen recht langen Brief. Ihre Briefe werden zu meinen liebsten Dingen gelegt, zur Abschrift der Waldcapelle, zum Kamm meiner seligen Mutter ꝛc.

Mein innig geliebter Freund!

Du bist in großer Thätigkeit, wie Du schreibst, und zwar in angenehmer, da Du an lauter Classikern arbeitest. Es ist doch ein schönes Geschäft, das eines Philologen. Ein treuer Wächter stehst Du an den Werken des Alterthums und sorgest, daß der wahre Geist mit den Jahrhunderten nicht daraus fortfliege, die darüber hinfahren, daß die Jahrhunderte keinen fremden Straßenstaub hineintreten. Du bist gewiß sehr heiter in Deiner geistigen Regsamkeit; diese sichert Dir, glaub' ich, eine lange Lebensdauer, und sollte die Cholera nach Stuttgart kommen, laß nicht ab von Deinen Arbeiten. Man führt zwar Ruhe von geistigen Anstrengungen als Präservativ gegen die Pestilenz an; allein ich glaube, man geht darin zu weit. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß nach dem Ausweise der Sterblisten die Mortalität auffallend gering sei unter Gefangenen, die sich in einer Criminaluntersuchung befinden, also in beständiger gespannter Erwartung auf den Ausgang ihres Processes sind. Schwangere Frauen sind weniger empfänglich für Krankheiten, weil bei ihnen die Körperkräfte in erwartungsvoller Spannung sind. Hier wie dort scheint mir die beschäftigte Natur ihre Kräfte eifrig nach einem gewissen Ziele kehrend, nicht Muße zu haben, sich mit Krankheiten abzugeben.

Du schreibst mir, ich habe eine Lücke in Deinem Hause, wie in Deinem Gemüthe zurückgelassen. O mein Freund! wie schmerzlich entbehr' ich Deinen geliebten Umgang! Wenn Du mit mir sprachst, war mir es immer, als hört' ich den reinen vollen Quell reicher Lebensfreude tönen, der mich erfrischte und stärkte. Du hast mir das Sacrament der poetischen Confirmation ertheilt und all mein Glück in Stuttgart, das wohl für immer das schönste meines Lebens bleiben wird, dank' ich Dir. Wie viel bist Du mir, wie wenig kann ich Dir sein! Wie freut es mich, daß in die Lücke, die in Deinem lieben Hause zurückgelassen, Lentula eingetreten ist. Das ist eine so süße Beziehung, in die sie dadurch zu mir getreten ist! Die Versicherung, daß ich wirklich einen Hiatus bei Euch zurückgelassen, thut mir sehr wohl. Es ist doch ein gar zu trauriges Loos, nicht eine Seele sein nennen zu können auf Erden. Recht abgeschmackt und gleichgiltig muß der Tod einem ganz ungeliebten Menschen sein, der sich denken muß: geh' ich aus der Welt, so schließt sie sich heiter hinter mir zu. —

Meine Gedichte werd' ich Dir nächstens schicken. Neues ist nichts hinzugekommen, wird es aber noch, wie ich hoffe. Sei so gut, auf der Post anfragen zu lassen, ob nichts von Briefen an mich angekommen.

O Christus, Christus werde bald geboren! ich will Dich in Stuttgart recht freudig begrüßen.

Leb' wohl, mein Freund, ich bin der Deinige ewig, ewig, und bleibe von mir nichts übrig als (nach Spinoza) die Vorstellung von mir in der Idee Gottes, so soll sich Gott mich nicht anders denken als Deinen Freund

ich kann mich nicht unterschreiben, denn Gott wird sich meinen schlesischen Namen wohl nicht denken.

Grüße mir Pfizer, Paul und Gustav, den württembergischen Plato und Lucrez; auch an Reinbeck's, Rödinger und alle, denen an meinen Grüßen etwas liegt, viele Grüße."

*) Lotte Gmelin sang Lenau ziemlich zu Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Dichter Beethoven's „Adelaide" vor und zwar nach Lenau's eigenen Worten „ganz göttlich".

Alberta von Puttkamer.

Von Karl Bienenstein.

Ist es an und für sich schon unendlich schwer in eine fremde Psyche einzudringen, so steigern sich diese Schwierigkeiten vor der Seele des Weibes zu fast unüberwindlichen Hindernissen. Wer kann sagen, eine Frau ganz begriffen zu haben! Da sind Strömungen in der Tiefe, auf die der Verstand des Mannes nie völlig niedertauchen kann, Strömungen, die überhaupt nicht begriffen, sondern höchstens von der Geschlechtsgenossin geahnt und instinctiv nachgefühlt werden können. Schon das gewöhnliche Weib trägt eine Sphinxnatur in sich herum, es birgt ein Räthsel, das der Mann vergeblich zu lösen sucht und das er, weil es ihm lästig ist, durch seine Brutalität zu beseitigen vermeint. Nur in diesem Sinne ist der bekannte Satz Nietzsche's aufzufassen: „Gehst Du zum Weibe, so vergiß die Peitsche nicht." So spricht der Mann, der von seinem Herrenrecht erfüllt ist. Daß aber Herrenrecht und Menschenrecht fast immer Gegensätze sind, ist eine bekannte Thatsache. Und ich meine: Da wir heutzutage mehr als je im Zeichen der Menschenrechte stehen, und weil Menschenrecht vor Herrenrecht geht, haben wir auch die Pflicht, uns mit dem Räthsel der Frau auf anderem Wege als auf dem der Peitsche abzufinden und dasselbe so weit zu lösen, als es uns möglich ist.

Die moderne Frau macht uns diese Aufgabe noch schwerer, als sie ohnehin ist. Sie ist nämlich ein ungemein complicirter Organismus. Seine Grundlagen bilden wohl auch die un-

Digitized by Google

ausrottbaren natürlichen Triebe, allen voran die Liebe, die zur Erfüllung der weiblichen Bestimmung drängt. Aber wie ist dieser Trieb modificirt! Statt zur Tiefe, zur Allgemeinheit hinunter zu leiten, hat er einen Zug zur Höhe des Ideals angenommen. Und in dieser Höhe entwickeln sich nun alle die seltsamen und verwirrenden Gegensätze: Feinste Geistes- und Gemüthscultur neben zeitweilig nacktem Hervortreten der natürlichen Instincte, Hingabe an das Allgemeine neben schrankenlosem Subjectivismus, mimosenhafte Sensibilität neben energischem gigantischen Wollen. So erscheint dem oberflächlichen Beobachter die Frau im Lichte steten Schwankens; aber es ist kein Schwanken, sondern der Zwiespalt ist die Natur, das Wesen der Frau unserer gährenden Zeit. In Folge dieses Zwiespaltes sind die modernen Frauen auch nicht glücklich, dieses Wort in seinem reinsten Sinne genommen, sie tragen alle den Dornenkranz des Idealisten, den ihm die nüchterne Welt aufsetzt, und wenn sie Dichterinnen sind, dann geht durch ihre Dichtungen stets ein dunkler Klang des Schmerzes.

Auch bei der Dichterin, der diese Zeilen gelten, ist dies der Fall, bei Alberta von Puttkamer. Betrachten wir ihre psychische Entwickelung näher.

Frau Alberta von Puttkamer schildert sich selbst als höchst eigenthümliches Kind. Während ihre Altersgenossinnen das Leben in naiver Freude jubelnd hinnahmen, spann sie sich in eine eigene Traum- und Märchenwelt ein, die sie dann mit sehnsüchtigen Augen vergeblich in der Wirklichkeit suchte. Und was war der Inhalt ihrer Träume? Nichts Klares, nichts Deutliches, nichts, was sich mit Worten gemeinverständlich ausdrücken läßt, sondern etwas, das in sich Alles vereinigte, was eine junge von der grausamen Wirklichkeit noch unberührte Menschenseele im Leben sucht: Größe und Schönheit, Heiligkeit und Wahrheit, das alles zusammengegossen in das Wort: Glück. Von diesen Idealen war und ist auch heute noch ihr Herz erfüllt, ihnen gemäß will sie die ganze Welt eingerichtet sehen, in ihrem Sinne will sie ihr eigenes Leben gestalten Sie fühlt eine Unsumme von Kraft in sich, ein gigantisches Wollen ringt in ihr nach Bethätigung, und alle diese Kraft, all dieses Wollen ist nur auf ihr Ideal gerichtet. Deßhalb hat sie Lust mit allem Niederen zu hadern, sie will die Paradiesesthore der Schönheit entriegeln, Weisheitsbücher entsiegeln, sie will bis zum Urquell der Erkenntniß vordringen, gleichviel, ob ihr dieselbe Glück oder Leid bringt, ja sogar nach Unmöglichem zu greifen, verleitet sie der Ueberschwang ihres Herzens. Diese Freude an ihrer schlummernden Kraft ist jedoch keine ungetrübte. Denn sobald sie aus ihrer Traumwelt zur Wirklichkeit zurückkehrt, sieht sie mit dem durch das fortwährende Schauen nach Innen geschärften Blick, die große Misere des Lebens, die ihrem Streben feindlich gegenüber steht. In dem Elend, das für sie Gemeinheit und Häßlichkeit bedeutet, sieht sie das Schicksal, das ihr mit Vernichtung droht. Das erfüllt sie mit tiefem Schmerz und in dieser schmerzlichen Stimmung greift sie zu den düstergewaltigen Schicksalsdichtungen eines Goethe, Victor Hugo und Musset. Besonders Goethe hat es ihr angethan und der Faust, Werther und die Wahlverwandtschaften können sie zeitweise geradezu in Fesseln schlagen. In den Gestalten dieser Dichtungen findet sie nämlich alles verkörpert, was sie selbst in sich trägt: rastloses Erkenntnißstreben, verbunden mit der unendlichen Sehnsucht, alle Quellen des Lebens auszuschöpfen, und schrankenlose Liebeskraft. Es ist wohl der Gleichschritt der psychischen Entwickelung mit der physischen, der Uebergang vom Mädchen zum Weibe, wenn sich aus den verworrenen Gefühlen allmälig eine bestimmte Idealgestalt heraushob. Wie der werdende Mann alle seine Ideale, seine höchsten Ziele im Weibe verkörpert sieht, so das werdende Weib im Mann. Auch bei Alberta von Puttkamer war es so. Sie erträumte sich eine Heldengestalt, von der sie Alles für sich erhoffte, Erfüllung aller ihrer Sehnsucht, ihres Schicksals, welches Liebe heißt. Diese Liebe ist ihr das Höchste, die Sonne, die alle Blüthen ihres Herzens und Geistes zur vollen Entfaltung bringen soll; es ist eine Liebe, welche die edelste Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bedeutet, indem sie mit vollster gegenseitiger Hingabe freieste Entfaltung der individuellen Eigenschaften jedes Einzelnen verbindet und dadurch alle schlummernden Kräfte auslöst. Daß eine solche Liebe kein holdes Feuer sein kann, sondern den Stempel der Größe an sich tragen muß, mithin Leidenschaft ist, ist natürlich.

Weil sie nun von der Welt stets das Hohe verrathen sieht, so wendet sie sich von derselben ab, sie wird weltflüchtig, menschenscheu, sie spinnt sich wieder in ihre Träume ein, weil sie nur in ihnen Trost findet. Sie giebt sich wieder den Großen hin, und Goethe belehrt sie darüber, daß sie das Schöne nur in der Einsamkeit finden könne, daß sie ihre Pfade in die Höhe und Tiefe lenken solle, aber nur nicht in die Alltäglichkeit. Und wenn der Alltag auch den Born der Poesie versandet hat, die Einsamkeit wird ihn wieder entfesseln. Sie ist darum auch keine Freundin großer Gesellschaft, denn der Mensch, meint sie, gewährt, heerdenweise genossen, kein Vergnügen, wohl deßhalb, weil er sich dann immer oberflächlich und alltäglich giebt. Und nur nichts Alltägliches! Sie haßt dasselbe aus vollem Herzen, wo sie es nur findet, auch in der Dichtung. Der moderne Realismus findet daher an ihr keine Freundin. Er ist ihr zu seicht, zu hohl, er birgt für sie keinerlei Werth. Denn worauf es ihr ankommt, das ist der Inhalt. Große Gedanken in schöner Form, so ist ihr Kunstideal, und Beides hat der Realismus, oder eigentlich der Naturalismus, den sie unter dem Eindringling aus Wälschland meint, nicht. Die dem Alltag entnommenen Stoffe behagen ihr eben so wenig, wie die prosaische Form. Weltumspannende Gedanken in dem Feierkleid des Verses, so soll es sein! Ihre Dichter sind daher ein Goethe, Tasso, Dante, Shakespeare, Byron, Schack; und auch Geibel nennt sie.

Bis hierher könnte man die Dichtungen Alberta von Puttkamer's im Großen und Ganzen Jugendgedichte nennen. Sie finden sich niedergelegt in den beiden Sammlungen: „Dichtungen“ und „Accorde und Gesänge“. Eine junge, feurige Frauenseele, voll von den herrlichsten Idealen, hat aus der Einsamkeit ihrer Träume den Flug in das Leben hinaus gewagt, und ist nun, enttäuscht von der kalten Welt, mit gebrochenen Schwingen wieder zur Einsamkeit zurückgekehrt. Sie hat im Grunde nicht Anderes erlebt, als was jeder ideale Mensch erleiden muß. Wenn ihre Enttäuschung ungeheuer erscheint, so liegt das nur darin, daß sie ihre Erwartungen auf das Höchste gespannt hielt, daß der höchsten Welle auch das tiefste Thal folgen mußte.

Sollte sie sich nun für immer in ihr Traumleben einspinnen, sie, die das Leben genießen und dem Schicksal keine Minute schenken will, sie, die alle Höhen und Tiefen durchmessen will? Sollte es für sie keinen Weg zurück in's Leben geben, sollte sich nicht eine Form finden lassen, in der auch sie ihre reichen Kräfte in den Dienst der Menschheit stellen kann? Mit der idealen Selbstherrlichkeit, der uneingeschränkten Auslebung des Ichs ging es nicht, denn die Welt ist einem Igel vergleichbar, an dessen Stacheln, den tausend und abertausend Ichs jedes Andere sich wund stößt. Also blieb nichts übrig, als sich einzufügen in die große Kette, wenn auch als ein sehr werthvolles und kostbares Glied. Um das aber zu können, mußte sie lernen, ihrem wilden, unbändigen Herzen zu gebieten, sie mußte ihren bäumenden Gefühlen einen Zuchtmeister zur Seite stellen, und das war die Vernunft, die „kühle“ Vernunft, wie man sie nennt. Die Dichterin brauchte eigentlich nichts anderes zu thun, als die Gefühle, die sie schon manchmal der Natur gegenüber empfand, auf die Menschheit zu übertragen. Denn wenn sie sagt, daß es Stunden gebe, in denen Glück und Weh schweige und sie sich ganz in die Natur, die Ewigkeit auflöse, so brauchte sie nur an

Digitized by Google

Stelle der Natur die Ewigkeit der Menschheit zu setzen, und sie konnte, von ihrem eigenen Leid erlöst, in die Welt zurücktreten.

Es ist im Grunde nichts Anderes, als der Socialismus, der als neues Element in das Leben der Dichterin eintrat, auch sie mußte sich mit dieser großen, ja größten Frage der Gegenwart abfinden. Aber ihr Socialismus hat mit dem der Gegenwart weiter gar keine Beziehungen, — und das Gegentheil wäre bei der hohen Stellung Alberta von Puttkamer's*) geradezu unmöglich — er will die Menschheit nicht mit irdischen Gütern beglücken, sondern sie über das Bedürfniß des Tages hinaus in die Sphäre vornehmster Geistigkeit emporleiten. Sie will von nun an ihre unendliche Liebe an die ganze Menschheit hingeben, und mit dieser Liebe will sie in dem Volke die Liebe zu den höchsten Idealen, zu ihren Idealen wecken, zu Schönheit und Wahrheit, die einzig und allein wahrhafte Erlösung von der Qual des Daseins bringen können. Sie will, mit einem Worte, die Menschheit zu ihrer eigenen Geisteshöhe heranziehen.

Alberta von Puttkamer hat sich in ihrer Einsamkeit mit den Großen, die ihre Seele innig liebt, befaßt und wie eine Offenbarung geht ihr nun das tiefste Wesen derselben auf und wird zum Leitstern des Lebens. So sagt ihr Goethe:

„Nur wer die Dinge klärt in's Ideal,
Der schafft den Heiligenschein, den Götterstrahl,
Der wegedeutend über allem Irren
Zur Lösung leuchtet in des Stoffes Wirren."

Aber das Wahrste und Schönste sagt ihr Christus, der ihr in seiner unermeßlichen Liebe zur Menschheit, in seinem reinen Streben zum Vorbild wird. Er sagt ihr, daß man die Dinge nicht bloß mit dem Verstande sehen darf, um sie ganz zu erkennen, sondern daß man mit der Vielkraft der Seele, also auch mit dem Herzen und der Phantasie schauen muß. „Die Menschheit," sagt er, „soll nicht, Gemeines schauend, am Boden kleben, sie soll sich mit Flügeln zum Thron der Wahrheit und Göttlichkeit erheben!" Das ist seine ewige Religion. Und diese macht sie stark, auf's Neue in das Leben hinauszutreten und dasselbe in seinem Sinne zu gestalten. Sie will der Welt die Schönheit und in dieser die Wahrheit bringen.

So hat sich aus den Kämpfen der Jugend der Dichterin groß und leuchtend die Erkenntniß des erhabenen Berufes des Dichters herausgelöst, und wir dürfen mit Recht auf die ferneren Werke der Dichterin gespannt sein, welche uns jedenfalls die volle Erfüllung des Berufes erweisen werden.

So viel über das Stoffliche in den Dichtungen Alberta von Puttkamer's, wie es sich als Ausfluß ihrer Psyche ergiebt. — Nun zum Technischen.

Die technische Entwickelung geht mit der psychologischen Hand in Hand. Stürmisch, leidenschaftlich, voll von Lauten wildester Sehnsucht sind die Strophen der ersten Dichtungen. Alberta von Puttkammer schafft nur aus der Stimmung heraus, sie erklügelt nichts, sie denkt nichts mit dem Verstande vor, sondern schreibt stets ihre Gefühle nieder. Sie hört zuerst ein Geraun von Stimmen, die aus der Welt, der Natur, aus ihrem Innern kommen; sie sieht ein Schimmern und Leuchten um sich und allmälig, erst langsam, löst sich aus diesen wirren Stimmen das klare Wort, taucht aus dem Licht- und Farbengewoge die Gestalt, die sie dann mit wenigen, kräftigen Strichen unserem geistigen Auge vorzeichnet. Dieses successive Hervortreten aus dem Ahnungsvollen drückt sich sehr oft in den von ihr mit Vorliebe gewählten Verbalzusammensetzungen mit der Vorsilbe ent- aus. Gestalten entwandeln, Töne entklingen u. s. w. Hat die Dichterin aber einmal ihr Thema deutlich vor sich, dann führt sie es in durchaus individueller Art durch. Wir haben schon gesehen, daß ihre Natur zum Großen, Gewaltigen hindrängt. Darum liebt sie auch alle diejenigen Worte, in deren Begriff das Starke liegt. Ja, die einzelnen Wörter sind ihr manchmal nicht genug und sie verbindet zwei, um den Begriff zu verstärken. Ihre Farben sind: Gold, Blutroth; sie liebt Ausdrücke, wie: flammend, leuchtend, glühend; sie spricht mit Vorliebe von Glanz, Gluth, Feuer, Funken. Wenn sie Düfte schildert, so sind dieselben stets berauschende, betäubende, ihre Klänge sind rauschend und brausend. Wohl spricht sie auch vom Raunen; aber es ist selten eines von lieben Stimmen, sondern ein solches, welches das ganze All durchzieht und das aufregende Gefühl hervorruft, daß aus ihm ein furchtbarer Ton hervorbrechen müsse. Gerne spricht sie auch von Kronen, Königen und Göttern, und ihre Beiwörter sind gewöhnlich: groß, stolz, königlich, göttlich. Wie diese Worte den Drang zur Herrschaft über das Kleine, Niedrige ausdrücken, der in der Dichterin lebt, so beweist ihn auch die Art und Weise, wie sie sich mit der Natur abfindet. Die meisten Dichter treten naiv an die Natur heran; ihr Gemüth gleicht einem unbeschriebenen Blatte, auf das die Natur erst ihre Schriftzüge drückt. Sie lassen die Stimmung der Außenwelt so lange auf sich wirken, bis in ihrer Seele die gleiche Stimmung ausgelöst wird, aus der dann das Gedicht entspringt. Diese Art der Dichtung, wie sie in Martin Greif ihren hervorragendsten Vertreter hat, ist unserer Dichterin fast ganz unbekannt. Wenn sie in die Natur hinaustritt, so ist sie schon immer ganz voll von Empfindungen und Gedanken; durch die Brille ihrer jeweiligen Stimmung betrachtet sie nun die ganze Natur um sich, und dieselbe erhält deßhalb auch für sie ein ganz anderes Aussehen. Ist sie begeistert, so sieht sie die Welt in den herrlichsten Prunkfarben, ist sie traurig, so scheint ihr jedes Kleinste in der Natur als ein Symbol des Schmerzes.

Bezeichnend für den Charakter der Dichterin ist auch die äußere Form ihrer Gedichte. Das sangbare Lied, das sich zumeist kurze Verse wählt, ist ihrer Begabung fremd. Wohl finden sich in ihrem ersten Gedichtbuche Ansätze dazu, aber immer wieder treten schwere Versfüße, wie: Molosser, Bacchien störend in die für das Lied unerläßliche Leichtflüssigkeit, welche in der regelmäßigen Anwendung einfacher Verse, zumeist der von Jamben und Trochäen liegt. Es ist eben nichts lieblich Harmonisches, nichts Sanftes in der Dichterin. Daher finden wir fremde, kunstvolle Strophen und vor Allem breite Verse, in die sie den Reichthum ihres Empfindens voll ausgießen kann. Aber dabei geschieht es ihr oft, daß sie unachtsam zu verschwenderisch giebt, und das Resultat davon ist, daß förmlich gezwungene Strophen entstehen, Lückenbüßer, über deren innere Leere selbst die glänzendste Diction nicht hinwegzutäuschen vermag. Wo aber dies nicht der Fall ist, und es ist nicht zu oft, möchte man ihre Dichtungen mit gewaltigen Symphonien vergleichen, in denen das Leitmotiv des Schmerzes, unter den jubelnden Tönen der hellsten Freude an den Lichtseiten des Daseins fast verschwindet.

Feiner, abgetönter erscheinen die „Offenbarungen"*), das letzt erschienene Werk Alberta von Puttkammer's, wie überhaupt dieses Buch ihr reifstes und schönstes ist. Wie sich die Dichterin in ihren Ansprüchen an das Leben mehr bescheiden lernte, wie der Schmerz der Jugend klärend, läuternd auf ihre Seele wirkte, wie sie selbst ruhiger wurde, so wurden es auch ihre Dichtungen. Wir finden nichts Himmelstürmendes mehr drinnen. Wirken die ersten Dichtungen wie junger, brausender Most, so die letzten wie goldklarer Wein. Wir begegnen zwar noch auch den hohen, stolzen Worten, den großartigen, farbenprunkenden Schilderungen, Wucht und lebensvoller Plastik, besonders in den erzählenden Dichtungen, aber dazwischen tritt nun auch die Poesie des Gedankens, das

*) Die Dichterin ist die Gemahlin des Staatssecretärs von Elsaß-Lothringen, Excellenz v. Puttkamer.

*) Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

philosophische Gedicht, in dem das Abstractum die Hauptrolle spielt, das einzig und allein im Denken des Lesers seinen Wiederhall findet und von der unbewußten Reconstruction des Gelesenen durch die Sinne des Lesers völlig unabhängig ist.

Was uns die Dichterin in Zukunft bescheren wird? Wir können und wollen nichts Bestimmtes aussprechen, glauben aber, daß es eine Gedankendichtung sein wird. Zugleich wollen wir auch die Hoffnung aussprechen, daß sie ihre Gedanken nicht in der abstracten Form des philosophischen Gedichtes ausdrücke, sondern dieselben in tief poetischen Gestalten verkörpere, so etwa, wie es ihr genialer Freund Prinz Emil Schönaich-Carolath thut. Eine innige Verbindung der philosophischen Vertiefung in den Stoff, welche ihr letztes Buch zeigt mit der sinnlichen Richtung ihrer ersten Dichtungen, Durchdringung des rein Intellectuellen durch die herzenswarme Empfindung, kurzum harmonische Verbindung von Geist und Herz zur schönsten Menschlichkeit, das wollen wir in ihren nächsten Werken sehen, und daß wir es sehen, daran glauben wir.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Lumpensammler.

Von Alberta von Puttkamer.

Vom Hinterhaus der kleinen, uralten Gasse sah man auf einen schmutzigen Hof. Trotzig schauten die unregelmäßig geschnittenen Fenster hinaus, wie mit schielenden Blicken, eins hoch, eins nieder — alle in den trostlosen Erdwinkel gebannt. Grad' ein Ausschnitt des Himmels sah oben hinein. Heut war er seltsam klar, und mit fahrenden Rothwölkchen gedeckt, als ob die hohe Zeit des Vorfrühlings begänne. Unten im Hof stand, wie verirrt, ein Lindenbaum; — er war so eingedrängt in die triefenden Mauern, daß er fast spitz nach oben wuchs, als wollte er sich ängstlich in die Luft recken; denn hier unten war doch Alles nur wie Dampf aus faulendem Moor.

Es war noch erste Morgenfrühe und um das Ende des März. Auf den Dächern flohen zarte Nebel vor dem frischen Wind, und etwas wie Verkündung von Veilchen und knospenden Bäumen schwammen hoch oben in der Luft. Doch das traf nur die glücklicheren windoffenen Gassen und Gärten.

Am Nebelthor droben am Himmel zagte noch der Tag. Die hellen Wolkenflöckchen liefen wie kleine, goldsohlige Engelherolde vorauf. Ein Fenster des uralten Hinterhauses war völlig staubblind. Ein schwebend röthlicher Schimmer drang dahinter hervor, als brenne dort eine unruhige Kerze. Es ist das Kammerfenster des Joseph Herleitner, des verkommenen Lumpensammlers; er wohnt dort mit seinem Weib.

Um die Mitternacht vor diesem Tag ist er trunken nach Haus gekommen. Er bleibt manchmal Tage und Nächte weg, um dann mit vollem Sack heimzukehren, und mit voller Flasche, freilich nachdem er sie schon vorher öfters geleert hat. Und dann machen sich die Lumpensammlersleute einen lachenden Tag in ihrem wüsten elendgrauen Winkel.

Singend stolpert der Sepp die verfallene, finstere Treppe hinauf, den schweren Sack mit Lumpen auf dem gebeugten Rücken. Mit der Rechten tappt er sich an den feuchten Wänden entlang. Er stößt die Thür seiner Kammer auf. Die Liese, sein Weib, hat sie nie geschlossen Nachts. Diebe suchen nichts in dieser nackten Noth, und das alte Weib, mit dem schönen, wie von heimlichen Thränen verlöschten Blick ist matt und krank und kann nicht wachen, bis der Sepp kommt — wenn er kommt . . . Der alte Lumpensammler findet immer noch Lieder und Lust. Nimmt er sie aus dem Herzen? oder aus dem Trotz, der sich aufbäumt gegen das Elend, und der sich, halb unbewußt, Betäubung sucht? Sie nennen ihn draußen den lustigen Lumpen, denn die tollen Scherze sterben ihm nicht einmal auf den Lippen bei seiner trostlosen Arbeit: Fetzen und Knochen aus den Gossen zu fischen.

Der Sepp ist früher ein Stolzer gewesen, ein „Künstler", Einer, der mit der Geige und mit Singen auf allen ländlichen Festen die Musik machte. Und wie Keiner hat er die Lust emporgeschürt mit seinen leidenschaftlich lodernden Weisen. Und wie er so von Fest zu Fest wanderte, ist ihm das Leben selbst wie ein Fest mit Tanz und Wein erschienen. Dem lustigen dunkellockigen Gesellen ist der Becher ja kaum aus der Hand gekommen, wenn die Paare rasteten. Und wie Geige und Gesang ihm Genossen waren, so ward's auch der Becher, bis der wilde, unbändige Gesell, der Wein, die beiden feineren verdrängt hatte . . .

Der Sack des Lumpensammlers ist heut' schwer — der Schweiß trieft dem Tragenden von den wirren grauen Haarsträhnen; zitternd taumelt er in die Kammer. Wie feucht kalter Athem schlägt's ihm entgegen — die Finsterniß lastet wie schwarzes Gestein auf ihm.

„Liesel," ruft er, „wach' nur gut auf! lach'-wieder! wimmere nicht mehr! morgen giebt's Feuer am Herd! Kannst Warmes kochen; ich bring' Geld heim — und n' schweren Sack. Und — da nimm einen Schluck, daß Dir's gleich warm wird in der Seel'!"

Wie's still bleibt, horcht er auf die Athemzüge der Frau. Aber es ist nur wie ein Sausen und Murmeln vor seinem Ohr in der Finsterniß. Ein lähmendes Etwas fühlt er, wie Furcht, sich an ihm emportasten. Er wirft den Sack hin; eine betäubende Moderwolke stäubt auf. Er reißt Zündhölzer aus der Tasche und leuchtet in die dunkle Stille hin. Da liegt die Liese auf dem Bett, ganz ruhig; das Kissen, mit Lumpen gestopft, unter dem Kopf. Sie blickt ihn so seltsam an, — so wie von weit, weit her : . .

„Liesel," ruft der Sepp wieder, „träumst? brauchst ja nit aufstehn — ich mach's Feuer — ich koch' die Supp' — wach' nur, wach'!" — und er tritt hin und faßt sie bei der Hand. Aber die ist kalt, ganz kalt, und der Blick kommt wie aus Fremden her . . . Da weiß er's plötzlich, mitten in seiner Betäubung; sie ist todt — todt — und hat nie geklagt. Sie, die mit ihm gegangen von den blühenden Matten ihrer Heimath, immer weiter ab von Wohlsein und Frieden, durch die sinkenden Gassen der Armuth, bis in das Elend der Lumpen. Immer mit ihm — bis zum Tod . . .

Der lachende Leichtsinn hat ja von Anbeginn bei ihnen regiert. Das Leben ist ihnen wie eitel Tanz und Musik geschienen, als sie noch ein junges, wohlgemuthes Paar auf die Märkte und Feste der Dörfer zogen. Aber mit dem Trunk wurde des Sepp begehrtes Spiel immer mißtönender, und da lachten sie ihn aus und nahmen andere Spielleute, und die beiden Brodlosen suchten ihr Glück in den Städten. Aber die Stadt hatte eine fremde, starr abweisende Grimasse für die Landfremden. Die Fiedel, die unter der Dorflinde lebfroh und hell geklungen hatte, klang spitz und dünn in den vollen, dunstigen Tanzräumen der Stadtwirthschaften . . . Der Sepp ward überall abgewiesen, und am Ende (ernstlich arbeiten hatt' er ja nie gelernt) ging er unter die Lumpensammler; ein leichtes, doch elendes Handwerk. So sind die Beiden halb stumpf geworden gegen den Moder des Lebens und halb haben sie sich mit den alten Genossen: Wein zu betäuben gesucht . . .

Der Sepp zündet zitternd eine Kerze an, die er im Schrank gesucht; er hat sie neulich von einem Lumpenerlös gekauft, um sie im Münster zur Messe zu opfern. Er zagt erst abergläubisch, sie zu entzünden, aber ist dies nicht auch eine Messe? und eine ganz absonders heimliche und feierliche?

Zwei Tage war er fort —, und sie ist eingeschlafen! . . . Die neugierigen Weiber von der Gasse sind wohl herin gewesen, — er merkt ihre Spuren, — aber Keine hat ihr noch die Augen zugedrückt. Und der Lumpensepp setzt sich schwer nieder; die Glieder sind ihm wie Erz. Er starrt in die offenen, klagenden Augen, und ihm ist, als ob der Raum und die Zeit ganz fremde Maße bekämen. Etwas wird so weh in seinem Kopf, so pochend in seinem Herzen, und mit einem wilden Ruck faßt er nach der Flasche mit dem betäubenden — Freund . . . Und wie er einen tiefen Trunk thut, ist's als ob Flammen in sein Blut schlagen. Die Linien der Dinge zeichnen sich ins Ungewisse. Kreise, Farben, Töne, Regung kommen in die modrige Stille. Ihm ist's, als säh' er weit hinten einen Lindenbaum . . . Die Bienen fliegen um die zartduftenden, myrthenähnlichen Blüthen. Das klingt in der stillen Juniluft wie Geistermusik. Und dann kommen die Burschen und Mädel vom Dorf. Kecke braune Gesellen mit dem dröhnenden Schritt, den der Werkgewöhnte hat, und mit dem überlauten Lachen, in das sich alle Lebenslust, von der Arbeitswoche zurückgedämmt, zusammendrängt. Und die lieben, thörichten hübschen Mädel!

Und eine Helle, Frische dabei. Wie ein hüpfender, murmelnder Waldbach, so schreitet und redet sie, grad' mit der Quellschönheit des reichen Bodens. Das ist die Liese von Lindenbauer.

— — — Wieder nimmt der Lumpensammler einen tiefen Schluck. Und ihm wird's licht im Geist. Er reißt die alte Geige von der Wand. Die Saiten schreien wie in krampfigem Weh. Verstimmt und verspannt sind sie vom Staub und von der schimmligen Mauer. Aber er achtet's nicht, und singt mit heiserem Ton das Lied, mit dem er einst die Liese bethört, daß sie vom reichen Bauernhaus mit dem lustigen Geiger entflohen ist. Sie hat ja damals in wildem Liebesstolz nichts als das Leben an seiner Seite gewollt; das tolle leichtsinnige Glück, das nun so früh zum Elend ergraut ist. Und zitternd singt der alte Mann das Lied:

„Wenn die Linden weit blühen,
Ist all selige Zeit.
Wie die Herzen da glühen
In Lachen und Leid . . .

Steh' auf! ich will geigen,
Denn das Leben ist Tanz,
Und du bist mir lieb-eigen,
Du Stolze im Kranz.

Mag die Welt uns verdammen
In höllheiße Pein;
Wir gehn dennoch zusammen
In's Paradies hinein!"

Digitized by Google

Und er fiedelt und fiedelt, daß die verschlafenen Nachbarn aufschrecken.

„Die Lumpensammlersleut' sind wieder verrückt!" sagt Einer und wendet sich um zum Morgenschlaf . . .

Aber dem Sepp ist's, als wandelt er den Hügel hinter der Linde weit hinten in der Heimath herauf, mit dem lachenden, heißathmenden Mädchen. Oben liegt ein flammender Sommertag — der Wald ist voll von Fichtenwürzen. Erika und Moose verweben sich wie zu einer sammtnen Lagerdecke. Da sinken die Beiden nieder. Die Heckenrosen und Schlehen sind wie flatternde Vorhänge für eine glückselige Stunde . . .

Wie der Sepp das denkt, wird's ihm glühlodernd im Kopf. Er stürzt auf das kleine Fenster zu. Da steht der ärmliche Lindenbaum des Hofes so nah, daß er in die Aeste greifen kann, wie im Fieber reißt er ein paar Zweiglein ab und biegt sie wie zum Kranz. Plötzlich sieht er die Frohmiene der schönen, schönen Liese, und sieht ihr goldnes Wildhaar wie damals um die lachende Stirn flattern . . .

Er wendet sich taumelnd. Die todte Frau da drüben scheint ihm wieder wie das begehrte Weib seiner Jugend, aus duftenden Sommerweiten her.

Er reißt sie empor, drückt ihr das kränkliche Lindenlaub auf die grauen, wirren Haare, aber sie fällt, wie mit ehernen Gliedern zurück, halb vom Lager in die Kammer hinein. Das Todtenlicht erlischt mit dem fallenden Schemel und ein fürchterlich fahles Frühlicht greift wie mit blassem, drohenden Arm herein. Aber der Sepp ist schon so trunken, daß er das Gräßliche seiner wirklichen Umgebung nicht fühlt.

Da rüttelt ihn ein hartes Klopfen an der Thür auf. Zwei dunkelgekleidete Männer treten ein; hinter ihnen steht eine rohgezimmerte Tragbahre.

„Hier soll der Joseph Herleitner, Lumpensammler, wohnen. Die Frau ist todt gemeldet. Der Mann kann das Begräbniß nicht zahlen. Das Gemeindespital läßt die Leiche holen." Und damit weist der Eine einen Zettel mit Amtssiegel.

Der Lumpensepp nickt nur mit einer bleiernen Bewegung. Er versteht nichts aus den Worten, als daß man sein Weib holen will. Stumpf sieht er's an, wie sie sie aufladen, aber wie sie polternd die Treppe hinabsteigen, da faßt ihn die Leere und das Grauen. Mechanisch greift er die Flasche und leert sie bis zum Grund.

„Der Kerl ist ja sinnlos betrunken", ruft noch einer der Spitalmänner, „man muß Polizei schicken."

Der Lumpensammler sitzt noch ein paar Minuten wie entrückt, da — seine Blicke bekommen etwas Glimmendes, Wildphantastisches. Eine tolle Wahnvorstellung packt ihn.

„Jesses, ich muß nach!" ruft er wild, „ihr's Geleit geben. Mit sechs schwarzen Rossen holen sie sie drunten — und lauter Lindenblüthen, lauter Erika auf dem Sarge! Singen muß ich zur letzten Ehr', singen — nur fort, fort!"

Und er reißt die Geige an sich und stolpert auf die Gasse. Da hält der schwarze Karren des Spitals. Eben klappt der Deckel zu; die zwei Männer ziehen an, und nun rollt er auch schon in der dämmernden Gasse, weit — immer weiter. Die Blicke des alten Mannes sind wie vom Rausche verklärt.

„Leute!" ruft er zu den Neugierigen, die herumstehen, „seht Ihr's? wie sie mit der stolzen Kutsche mitten in's Paradies fährt? Da, da, 's wird ganz golden — und sie winkt aus der Weite da hinten: ich soll mit in's Paradies!"

Wo die Gasse endet, gegen den Fluß hin, wallen Frühnebel. Die Sonne bricht eben aus den Wolken, und die Dämpfe der Erde liegen wie funkelnde Schleier vor einer verdämmernden Ferne. Dahin war der Karren verschwunden, und das scheint dem Sepp in seinem Rausch wie die Paradiesesthür. Er wirft seine Geige mit einem zitternden Schrei hinter sich und rast taumelnd weiter in den goldenen Morgendampf:

„Wir gehn dennoch zusammen
In's Paradies hinein!"

so lallen seine Lippen noch, und dann stürzt er seithin auf den Steinblock am Gassen-Eck. Mit gebrochenem Genick liegt er da, die Augen zum Sonnenaufgang gewandt.

„Der elendig' Trunkenbold!" kreischen die Weiber, „der höhnt noch die Leich' und dudelt und tanzt sich auf der Gass' zu todt!"

Ein herankommender Polizist wendet den todten Körper des Lumpensammlers mit dem Fuß und macht einige Notizen in sein Dienstbuch. Ein paar Gassenbuben stellen sich glotzend und mit rohen Mäulern lachend vor den todten Mann. Ist das ein rothleuchtender Morgenschein, der ihm über die welken, einst so schönen Züge flammt? oder der Widerstrahl letzter, lichter Gedanken?

Armer, Unseliger, Seliger! Besser täuschen sich selbst die Dichter nicht über das Elend der Welt hinweg, als durch Rausch; nur daß der ihre aus dem edleren Wein: der Phantasie, stammt. Aber deine Liebe und den seligen Wald deiner Jugend hat dir dein Rausch doch heraufgezaubert! Noch einmal hast du das Sommerland des Glückes besessen, und durch deinen wüsten, elendwelken Kopf gingen die blühenden Verse, die du auf der Heimathshaide deiner einst so schönen Liebe gesungen:

„Wenn die Linden weit blühen,
Ist allselige Zeit.
Wie die Herzen da glühen
In Lachen und Leid!

Steh auf! ich will geigen,
Denn das Leben ist Tanz,
Und du bist mir lieb-eigen,
Du Stolze im Kranz!

Mag die Welt uns verdammen
In höllheiße Pein:
Wir gehn dennoch zusammen
In's Paradies hinein!

Aus der Hauptstadt.

Nikolaus als Erzieher.

Eine Revue der Presse.

Der bevorstehende Breslauer Besuch des Zaren verbürgt den Weltfrieden; die Ruhe Europas erscheint für dies Jahr gesichert. Uns kann es gleich bleiben, ob die Pariser Diplomatie vor verbissener Wuth über den feinen Schachzug des hiesigen Auswärtigen Amtes aus dem Häuschen geräth und ob sie insgeheim bereits für den Fortbestand der französisch-russischen Entente besorgt ist. Sie erinnert sich vielleicht nicht mit Unrecht des Schiller'schen Wortes: Das Alte stürzt, die Zeiten ändern sich, aus den Ruinen sprießt ein neues Dasein. Wir für unser Theil sind mit den bisherigen Erfolgen unserer Staatsmänner wohl zufrieden, eine engere Verbindung Deutschlands mit Rußland erwarten und wünschen wir nicht, aber so viel leuchtet auch dem blödesten Kannegießer ein: die Höflichkeit, die der mächtige Zar mit seinem Besuche dem Hohenzollernhause erweist, giebt den Boulevard-Chauvinisten eine derbe Lehre, deutet unverkennbar auf eine totale Frontänderung der russischen Politik hin.

Vossische Zeitung.

Mit der stolzen, selbstbewußten Ruhe des Starken, aber auch mit ungemachter Liebe, die, da sie aus dem Herzen kommt, dem ja alle wahre Höflichkeit entspringt, was wir ganz besonders betonen möchten, den erlauchten Gast unseres Herrscherhauses, das mit der russischen Dynastie immer eng befreundet war, doppelt angenehm berühren wird, begrüßt Deutschland den anderen Starken, den Zaren, in Breslau. Wenn die Blicke des erhabenen Herrschers an über, außer in Breslau selbstverständlichen Menschenmassen, 40000 preußische Soldaten hängen, wird ihm, trotz des Bewußtseins, daß dies waffenstarrende Spalier, das ehrfurchtsvoll ihm den Salut erweist, der einem Monarchen zusteht, dessen Väter oft Seite an Seite — so im großen Befreiungskriege, dessen Andenken niemals in denen erlöschen wird, welche mit Recht Deutschlands Großmachtstellung auf ihn zurückführen — mit unseren fochten, unter Umständen das Vaterland bis zum letzten Manne zu vertheidigen weiß, daraus der lebendige Ausdruck einer, ohne Herausforderung anderer, ihrer selbstgewissen Macht entgegenleuchten. Deutschland ist der Friede, weiß aus eigener Kraft den Frieden zu wahren, sein Willkomm gilt Jedem, der es eben so gut damit meint. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Aus der fast einstündigen Unterhaltung, die einer unserer Mitarbeiter mit dem zur Zeit meistgenannten und einflußreichsten deutschen Staatsmanne hatte — wir verschweigen seinen Namen, bemerken aber, daß er bei der letzten Krisis eine hervorragende Rolle als militärischer Berather Seiner Majestat spielte und daß sein Großvater Pfefferkuchenbäcker zu Thorn war — heben wir folgende, für die Beurtheilung der Wichtigkeit des Zarenbesuches bedeutsame Stellen hervor:

Ich: Excellenz sind demnach der Ansicht, daß der Zar —

Der Staatsmann: Hierüber läßt sich streiten. Der Frieden hängt zum Glück, oder wenigstens nicht in allen Punkten, von der Witterung zur Zeit der Breslauer Feiertage ab. Werthvoll für ihn ist die gegenseitige Aussprache der beiden Monarchen, die stattfinden wird, **über deren Einzelheiten ich Ihnen aber heute noch nichts mittheilen kann.** Benachrichtigen Sie ihre Leser davon. **Unsere Sache ist auch die Ihre.** Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar!

Der Staatsmann erhob sich, nachdem die Unterhaltung 4¾ Minuten gedauert hatte. Er schüttelte mir die Hand, sah mir durchdringend in's Auge und schien sich zurückziehen zu wollen.

Ich: Eine Verschiebung der europäischen politischen Machtverhältnisse durch den Zarenbesuch setzen Ew. Excellenz nicht voraus, wenngleich Sie hoffen, daß wir gut dabei fahren?

Digitized by Google

Der Staatsmann: Ja, Sie, finden Droschken vor der Thür. **Ich danke Ihnen herzlich.**

Damit endigte die Unterhaltung, die nahezu drei Stunden gedauert hatte und deren Einzelheiten scharfe Streiflichter auf die politische Wichtigkeit und auf die erziehliche Wirkung der Breslauer Tage werfen. Nun erst ist es dem deutschen Politiker möglich, sich ein feststehendes Urtheil über sie zu bilden. Berliner Tageblatt.

Wir sind keine Partisane oder Freunde Rußlands. Wir haben mit dieser unserer Ansicht nie zurückgehalten. Aber wir vergessen doch nicht, daß der Vater des jetzigen Zaren mit dem deutschen Reiche die Handelsverträge abgeschlossen und damit eine Verbilligung der Cerealien herbeigeführt hat. Auch für die Continuirlichkeit des Weltfriedens bietet die Visite des Zaren erwünschte Garantie. Seit dem Sturze Bismarck's, dessen desaströse Politik nicht nur Alexander III. mit tiefstem Mißtrauen erfüllte, ist unzweifelhaft eine Annäherung zwischen Deutschland und Rußland zu Stande gekommen, die Breslauer Kaiser-Entrevue wird die Freundschaft beider Länder vertiefen und so eine weitere, unheilvolle Folge der Bismarck'schen Gewaltpolitik voll und ganz eliminiren. Freisinnige Zeitung.

* * *

Handel und Wissenschaft heben mit muth'ger Kraft den Kopf empor! Das freisinnige, gebildete Bürgerthum hat nicht immer mit Rußland und seinen Herrschern sympathisirt, der Spruch: Der Himmel ist blau, und der Zar ist weiß, der die abgöttische Verehrung andeutet, welche der Russenherrscher in seinen weiten Landen genießt, wollte uns nicht immer recht einleuchten. (Wir möchten bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf aufmerksam machen, daß der russische Monarch es sehr übel vermerkt, wenn man ihn „Zar" nennt; er erhebt mit Recht Anspruch auf den Kaisertitel.) Heute aber hört der Kaiser des mächtigen Ostreiches Millionen Jubelrufe an sein Ohr schallen, er bringt uns den Frieden — goldener Friede, süße Freundschaft schwebet huldreich über Stadt und Land! Ja, Schiller hatte Recht, als er dies schrieb. Auch der stumpfsinnigste Kannegießer hat heute nicht mehr den Muth, abzuleugnen, daß die Breslauer Kaisertage machtvollen Einfluß ausüben werden auf die europäische Politik, daß der sonnige Strahl herzlicher Zuneigung, den die Begrüßung beider Herrscher athmet, der Industrie, dem Gewerbfleiße überall einen neuen Anstoß verleihen wird. So rufen wir denn dem Gebieter des befreundeten Nachbarreiches herzlich unseren Gruß entgegen, und es stört uns darin nicht die Gehässigkeit der französischen Presse, die mit komischem Eifer die Bedeutung der Breslauer Tage herabzusetzen versucht. Der „„Zweibund"" wird in Breslau nicht den Todesstoß erhalten, das ist sicher; aber der feste Thurm schwebt in der Luft und wird vielleicht bald in's Meer der Vergangenheit geflossen sein. „Es kann der Bescheidenste nicht in Frieden sein bischen Brod essen, wenn es dem Herrn Nachbar nicht paßt", sagte der Classiker — nun, die Tage von Breslau, die eigenen Worte des Russenkaisers werden es den Franzosen zeigen, daß sie hinfort Ruhe halten müssen, daß Rußland hohen Werth auf unsere Freundschaft legt. Vossische Zeitung.

Aus eigener Kraft, welcher so stolze Männer wie stolze Nationen, die auf ihre Ehre halten, welche ja das höchste und letzte, unverlierbar sein müssende Gut ist, ausschließlich Alles verdanken wollen, ist Deutschland eine Weltmacht geworden. Und im heutigen Trinkspruche unseres Herrn und Kaisers, welcher uns zwar nicht im Wortlaute, der auch vorher, weil Seine Majestät, wie wohl allgemein bekannt, frei zu sprechen liebt, gar nicht mitgetheilt werden kann, vorliegt, wird dieser Empfindung unzweideutig Ausdruck verliehen werden. Wie könnten wir Deutschen um Jemandes Gunst, so hoch wir ihn, dem sich achtzig Millionen Menschen, die in ihm ihren berufenen Führer erblicken, beugen, schätzen, buhlen? Fürst Hohenlohe münzte mit Recht das herrliche Wort: Wir Deutschen fürchten Gott, und sonst nichts auf der Welt. Und der russische Kaiser — denn das ist, da es Zaren seit Peter dem Großen, wie die Berliner Zeitungen, die den albernen Ausdruck, der S. M. den russischen Kaiser sehr verdrießt, gebrauchen, doch wissen könnten, nicht mehr giebt, der ihm rechtmäßig zustehende Titel — wird, wie wir aus bester Quelle erfahren, in seiner Antwort auf den Toast des deutschen Kaisers die Culturmission des deutschen Heeres und die Friedenserhaltungsschaft Wilhelm's II. rückhaltlos begeistert betonen, solchermaßen gewissermaßen gewisse europäische Friedensstörer zu größerer Bescheidenheit erziehend. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Breslau, Morgens 3 Uhr 53 Min. (Original-Telegramm unseres eigens nach Breslau entsandten ☞-Correspondenten). Soeben komme ich von einer Conferenz mit dem Fürsten Lobanow, der sich seit zwölf Uhr Nachts mit mir über die voraussichtlichen Folgen der Kaiser-Zusammenkunft geistvoll unterhielt. Unterm frischen Eindruck seiner epochemachenden Aeußerungen gebe ich jetzt nur die prägnantesten, zu deren Veröffentlichung er mich ausdrücklich autorisirt hat, wieder:

Ich: Excellenz glauben **also auch wie ich**, daß es nach den Breslauer Tagen mit dem sogenannten Zweibund vorbei ist?

Fürst Lobanow (auf seine Uhr sehend): Ja, **Sie haben recht**, es ist zwei Uhr vorbei. Adieu!

Ich: Und ein frischerer Lufthauch wird hinfort durch Europa wehen?

Fürst Lobanow: Außer Frankreich sind uns allerdings alle Staaten Luft gewesen —

Ich: Aber jetzt wünschen Sie einmal Luft-Veränderung?

Fürst Lobanow: Das ist eine famose Bemerkung. Das **Berliner Tageblatt kann stolz auf Sie sein. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie im Berliner Tageblatt diese Ansicht verbreiteten.** Wirken Sie in Deutschland für uns. Unsere Sache ist auch die Ihre. Das deutsche Volk glaubt Ihnen ja unbedingt. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Gute Nacht! Berliner Tageblatt.

Wieder zeigt sich recht deutlich der Segen unserer Nachtausgabe. (Preis 3 Mark vierteljährlich; Abonnements nehmen alle Zeitungsspeditionen entgegen.) Die Meldung der Abendblätter, der russische Kaiser (nicht „Zar", wie man fälschlich überall liest) habe in seinem Toaste die Wendung „pénetré des sentiments traditionnels au même titre que mon père" gebraucht, beruht auf einem unbegreiflichen Irrthum, wie wir von bestunterrichteter Seite telegraphisch erfahren. Der russische Kaiser hat vielmehr deutlich „pénétré" gesagt, also den accent aigu nicht fortgelassen. Freisinnige Zeitung.

* * *

„Der König ist der erste Handlungsdiener seines Staates!" Wahrlich, der große Kurfürst hatte recht, als er diesen Ausspruch that. Nichts als der erste Beamte des Staates ist im modernen Gemeinwesen der Monarch, primus inter pares, wie die bekanntlich sehr gebildeten alten Römer sich lateinisch ausdrückten. Das Geschick eines Landes hängt deßhalb nicht vom Fürsten ab; über Krieg und Frieden entscheidet in letzter Linie nicht er, sondern das Volk. Das lehrt neuerdings der Besuch Nikolaus' II. in Breslau. Darum bleibt es sich auch vor dem Richterstuhle der Vernunft gleich, ob der Zar (so ist der richtige Titel des Russenfürsten, das altehrwürdige „Kaiser" steht ihm nicht zu) begeistert oder kühl gesprochen, ob er votre majesté oder mon père gesagt hat. Nur stumpfsinnige Kannegießer können im Ernst annehmen, das freundliche oder zurückhaltende Wort eines einzelnen Mannes habe auch nur die geringste Bedeutung, könne den Frieden festigen oder erschüttern, zwischen Völkern Bündnisse knüpfen oder zerreißen. Der demokratische Gedanke lacht aus sonnigen Höhen dieser Thoren. Mit gutem Grunde singt Uhland, das einstige Mitglied der süddeutschen Volkspartei: Leider ist uns das Citat im Augenblicke nicht zur Hand, wir bringen es daher in der Morgennummer. Vossische Zeitung.

G. Ein wunderschönes Wort finden wir in der Vossischen Zeitung: „Nichtswürdig ist eine Nation, wenn dieselbe nicht ihr Ein und Alles fröhlich setzt an ihre Ehre!" In der Lage gewesen, früher als irgend ein anderes Blatt die Grundzüge des Breslauer Toastes unseres Kaisers mitzutheilen, haben wir darauf hingewiesen, daß Deutschland mit herzlicher, aber würdiger Freundschaft dem Zaren entgegentreten werde. Allerdings hat der Kaiser deßhalb die Culturmission des russischen Heeres und die Friedensliebe des Zaren Nikolaus betont, wer jedoch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird finden, daß nicht minder kraftvoll auf Deutschlands Stärke und seinen Entschluß, die gewonnene Machtstellung zu wahren, hingewiesen wird. Wenn deßhalb gewisse Zeitungsschreiber sich gemüßigt finden, auf die kühle Antwort des Zaren als auf etwas Seltsames hinzuweisen, so zeigen sie damit nur ihre complete Verständnißlosigkeit; der Zar durfte und konnte seiner allerdings mühsam verhaltenen Begeisterung nicht Ausdruck geben, nachdem der kaiserliche Wirth so zurückhaltend gesprochen hatte, er wurde verlegen, vergaß sogar einzelne Vocabeln und verwechselte z. B. einmal in der Angst „majesté" und „père". Der Zar hat Breslau mit der Empfindung verlassen, daß man Deutschland mit schönen Worten nicht gewinnt, und sein Respect vor unsern Staatsmännern hat sich, wenn dies überhaupt noch möglich war, ganz wesentlich gehoben. Ja, in gewissem Sinne darf man sagen, er hat uns unsere Macht erst richtig kennen gelehrt! Nordd. Allgem. Zeitung.

Ein Theil der Presse hält es für nöthig, uns in unziemlicher Weise darauf aufmerksam zu machen, daß Fürst Lobanow schon todt war, als ihn unser ☞-Specialcorrespondent in Breslau interviewte. Die Herren, die sich so liebevoll um unsere Privatangelegenheiten kümmern, sollten doch etwas vorsichtiger zu Werke gehen und daran denken, daß wir s. Z. Lobanow's Tod zwei Tage früher meldeten, als er überhaupt eingetreten ist. Die Erklärung des Breslauer Interviews, dessen hochinteressanten Inhalt wir voll und ganz aufrecht erhalten, liegt einfach darin, daß unser ☞-Correspondent Spiritist ist und einfach den Geist Lobanow's citirte. Schon aus der Stunde des Interviews (12 bis 1 Uhr Nachts) hat das jeder unserer geehrten Leser sofort ersehen.

Zu der viel besprochenen Frage, ob der Zar in seinem Toaste **„votre majesté"** oder **„mon père"** gesagt habe, wird uns aus der nächsten Umgebung des Kaisers geschrieben: „Der Zar sieht zu unserem Kaiser ungefähr mit denselben Empfindungen empor wie Joseph II. zu Friedrich dem Großen; Herr v. Boetticher ist also

Digitized by Google

nicht der einzige einflußreiche Mann, der auf den Vergleich mit Friedrich dem Großen gekommen ist. Der Zar verehrt unsern Kaiser thatsächlich mit nahezu kindlicher Liebe, achtet ihn, wie der Sohn den geistigen Vater ehrt. Diesem Gefühle wollte er in seinem Toaste dichterischen Ausdruck geben, schätzen lehren wollte er uns, was wir besitzen, und gebrauchte deßhalb statt des steifen, kalten „votre majesté" das überströmend herzliche „mon père". **So erklärt sich einfach, Dank unseren bekannten Verbindungen mit den besten Kreisen, eine Redewendung,** die die Hetzpresse seit acht Tagen rastlos absichtlich mißdeutet und verdreht.

Berliner Tageblatt.

Die auffallende Kühle des Zaren-Toastes hat, wie eine vielgenannte Excellenz gestern im engeren Kreise mittheilte, ihren Grund in der Haltung unserer Regierung gegen den Fürsten Bismarck. Es hat den Zaren auf's Aeußerste verdrossen, daß dieser heimtückische Feind der Handelsverträge von unseren jetzigen Staatsmännern so überschwänglich gefeiert wird, und er hat nicht umhin gekonnt, seiner Erbitterung über die Feigheit der deutschen Regierung der alten Raketenkiste gegenüber unumwunden auszudrücken. So verdanken die Franzosen ihrem Verbündeten, dem Nörgler im Sachsenwalde, abermals einen großen, politischen Erfolg, Deutschland hingegen mag von Nikolaus II. lernen, daß die hündische Kriecherei vor „unserem Otto" ebenso verächtlich wie gefährlich ist.

Freisinnige Zeitung.

Für die Scheerenarbeit verantwortlich. Timon d. J.

Die Internationale Kunstausstellung.

II. Süd-Europa und Oesterreich.

Zwei der besten Porträts auf unserer Ausstellung stammen von einem portugiesischen Maler, B. C. Columbano. Beide stellen Schauspieler dar: markirte bartlose Gesichter, etwas herausfordernde Stellungen. Das ist im Uebrigen Nebensache. Denn das Wichtige ist ja wohl, daß die Bilder Menschen darstellen, und daß die Menschen wirklich da sind. Man kennt diese Menschen jetzt. Man glaubt, daß man so und so oft mit ihnen gesprochen habe. Man kann sie sich jederzeit vor's geistige Auge rufen, und sie kommen willig und momentan. Zumal den Einen sehe ich vor mir, den Rosa, mit dem attisch geschnittenen Mund und dem klugen dunkeln Auge, wie er da steht, gestützt auf den Stock, in der Hand den Cylinder. Auf dem langen, braunen, correct zugeknöpften Gehrock hängt an breitem Bande ein Monokel. Das paßt sehr gut zu diesem Herrn. Es giebt ihm durchaus nicht etwas Stutzerhaftes, eher etwas Seigneurales. Herr Rosa ist ein wohlgebauter Mann in den besten Jahren und mit einem schönen freien Selbstbewußtsein.

Diese Porträts wirken nun hauptsächlich durch die wirklich meisterliche Art, mit der sie gemalt sind. Sie erinnern direct an Velazquez. Es ist eine stille Wollust für's Auge, dem weichen Zuge dieses Pinsels zu folgen. Die Farben blühen uns entgegen wie die Blumen. Sie haben Leben und haben Duft. Und doch sind es nur sehr wenige Farben, fast gar keine Farben. Auf eine Mischung von Grau und Braun ist Alles gestimmt, und nichts fällt lebhafter heraus. Auch ist der Gesammtton dieser Bilder eher dunkel als hell, ein wenig Galerie-Ton. Und dennoch dies blühende Leben! — als seien Grau und Braun die frischesten Farben von der Welt, und als habe vor Herrn Columbano niemals Jemand mit diesen Farben gemalt! Worin diese Wunderwirkung besteht, ist ein künstlerisches Geheimniß. Aber gerade um dieses Geheimnisses willen muß man die Bilder lieben. In wahrer Kunst, wie im wahren Leben, ist Alles geheimnißvoll.

Auch sonst bestehen die Portugiesen mit Ehren. Sie haben in Ricardo de Los Rios einen Radirer, der sich neben die ersten europäischen Meister stellen kann. Seine Nadelführung ist von solch wundervoller Sensibilität, daß die geringsten malerischen Valeurs in Schwarz-Weiß zu durchaus sicherer Geltung kommen. Dazu steht in der Gesammthaltung alles groß und sicher da, die Mannigfaltigkeit des Details verwirrt nicht im mindesten das Auge. Ich wüßte im Augenblick neben ihm bloß unseren Karl Köpping zu nennen.

Natürlich lieben die Portugiesen glühend die Riesen-Leinwände. Darin überbieten sie diesmal selbst die Spanier. Die Königin ist auf einer solchen Riesenleinwand gemalt, eine flotte und doch strenge Dame auf einem edlen Zuchtpferde. Dieses Pferd ist vom Maler, J. V. Salgado, mit großer Hingebung und Sachkenntniß gemalt worden. Es ist schöner selbst als die Königin, auf dem Bilde.

Neben dem kleinen Portugal wirkt das große Spanien, trotz fühlbarer nationaler Verwandtschaft — nun wie soll ich sagen? — ein wenig barbarisch. Ich meine natürlich künstlerisch-barbarisch, was sich schon darin mit anmuthiger Evidenz ausdrückt, daß wohl von allen Nationen die Spanier die meisten Verkäufe gemacht haben. Käufer aber finden sich in der Regel dann ein, wenn sie in geeigneter Weise gelockt worden sind. Und das verstehen die Spanier ausnehmend. Sie sind sensationell, anekdotisch, prachtliebend, imponirend, was man nur haben will. Sie wissen mit seltenem Geschick das vorzuspiegeln, was der große Hause „Kunst" zu nennen beliebt. Sie haben eben diesen künstlerhaften Anstrich. Dadurch unterscheiden sie sich denn immerhin zum Vortheil von denjenigen ihrer deutschen Collegen, die von den gleichen Geschäftsprincipien geleitet werden.

Von den Spaniern zu schreiben, ist im Grunde sehr leicht. Man braucht immer bloß zu erzählen. Und man darf selbst sich etwas überschwenglich dabei ausdrücken. In Verlegenheit geräth man erst, wenn man nach den treibenden Kräften wahrer Kunst sucht. Wo will das Alles hin, außer in Verkaufshallen? Welche Ideale kennt diese Kunstbetriebsamkeit? Es wirkt etwas peinlich, daß man diese Fragen eigentlich gar nicht aufwerfen darf. Gewiß ist es löblich, daß die Spanier ihr Volksleben zu malen lieben. Auch wissen sie regelmäßig etwas daraus zu machen. Aber künstlerisch kann das doch noch nicht genügen. Die alhambrahafte Glitzerpracht der Processionen und Prunkmessen eines Gallegos trägt schon eher einen bestimmten künstlerischen Charakter, nur gerade den entgegengesetzten, den wir suchen. Denn wir glauben, daß das Auge nicht betäubt, sondern erzogen werden soll, daß es durch leise, innerliche, beziehungsreiche Wirkungen unvermerkt in einen ästhetischen Taumel hinübergeführt werden soll. Man darf es nicht anschreien, sonst schließt sich das Auge, das Auge des cultivirten Menschen. Die Spanier aber schreien fast alle miteinander.

Ich nenne als einen der Besten, diesmal unzweifelhaft als den Besten, Joaquin Sorolla-Bastida. Er hat eine Künstlergesellschaft auf Reisen gemalt, vier, fünf junge Mädchen und die Geschäfts- und Ehrendame. Sie fahren wohl vierter Classe, wonach man sich von ihrer Künstlerart einen Begriff bilden mag. Alle sind müde, so todtmüde und abgehetzt, die Köpfe sinken ihnen auf die Brust. Eine liegt platt auf der Bank und schläft wie ein junger Hund, schnarcht wohl gar. Da ist ein fester und strenger Griff in's Leben gelungen, und die Malerei ist dementsprechend charaktervoll und wenig liebreizend. Das Spanische ist unverkennbar an dem Bilde, aber es ist zu seiner Höhe emporgeleitet.

Die Italiener sind gleichfalls in ihrer Mehrzahl Geschäftsmaler. Sie kennen ihr Publicum, besonders das reisende. Aber ich habe sie doch viel lieber als die Spanier. Sie haben nicht dieses Düster-Pathetische, dies Fanfarenhafte, sie bewahren ihre Heiterkeit und Grazie selbst in der Gemeinheit. Auch ist ihr Farbensinn uns Deutschen entgegenkommender. Doch stört uns auch hier noch zuweilen die Buntheit, die nun einmal mit unseren Begriffen von Vornehmheit unvereinbar ist. Auch sind die Italiener weniger uniform als die Spanier, und daher reicher an Individualitäten. Merkwürdig war mir nur von jeher, daß sie so wenig in ihrer nationalen Tradition stehen. Damit haben sie die beste Kraft von sich gegeben. Man erinnere sich, wie die Belgier und Holländer gerade durch bewußte und organische Tradition sich für das moderne Wesen gefestigt haben. Im Einen, wie im Andern sind sie den Italienern weit voran.

Wie es mit der Tradition in Italien steht, zeigt wohl am lehrreichsten ein vereinzelter Fall, wo ein Bildhauer, Filippo Cifariello, einmal daran anzuknüpfen unternimmt. Er thut es nur gelegentlich, in einem von drei ausgestellten Werken. Da greift er auf die florentinischen Büsten des Quattro Cento zurück und arbeitet nun genau in der Weise des Desiderio da Settignano oder Mino da Fiesole. Die Büste ist in diesem Sinne wohlgelungen. Aber was soll sie uns? Eine wirkliche Tradition würde darin bestehen, daß aus der Kunst jener Tage etwas Neues erwachse, das für unsere Zeit charakteristisch wäre, nicht in einer, wenn auch talentvollen Nachäffung.

Doch sind einige schöne Bilder in den italienischen Sälen, und ich bin in der unerwarteten Lage, das mit der großen Medaille ausgezeichnete, von Pietro Fragiacomo, an erster Stelle nennen zu dürfen. Es heißt „Tristitia" und wirkt wie eine Elegie in dunklen schweren Tönen, aber gar nicht wie etwas Antikes, es hat eine sehr moderne Seele. Es ist Abend, und ein gewundener Heckenweg schlingt sich zwischen Almen hinauf zu einem einsamen Gehöft. Das sieht düster und traurig aus, um so mehr als zwei benachbarte Fenster so eigenthümlich hell erleuchtet sind. Auf dem Wege steht, an einen Zaunpfahl hingesunken, ein armes Weib, wie in völliger Trostlosigkeit und Verzagtheit. Sie will hin zu dem Gehöft. Was wird sie dort erwarten? Wundervoll ist, wie der Abend über das Alles hingebreitet ist, in milden, ernsten, schwellenden Lauten. Darin liegt Musik und liegt Poesie. Es ist etwas da, das über die Traurigkeit hinaus ist, das sie linde umhüllt und küßt, das ihr ihr Wesen nicht rauben will, nein, sanft auflöst und im unermeßlichen Aether verfliegen läßt.

Schön sind auch die Bilder von Carcano, so ein Blick in den Mailänder Dom, der das Geheimnißvoll-Grausige gothischer Kathedralen gut empfinden läßt. Schöner fast noch der Anblick einer Höhensicht, im Vordergrunde eine Wiese, mit lauter weißen Blumen im saftig-grünen Grase, und dahinter die Unendlichkeit der Berge, blau verschwimmend gegen den unklaren Horizont. Da weht Alpenduft uns entgegen, und wir bedauern, daß Segantini uns ferne geblieben ist, der Alpensohn und Alpenschilderer, ja Alpensänger, der höchste Ruhm modern-italienischer Malerei.

Von manchen Bildern, die ich noch nennen könnte, greife ich

Digitized by Google

Silvio Rotta's „Hof einer Irrenanstalt" heraus. Das Bild ist natürlich unverkäuflich, denn nicht einmal ein Museum wird es haben wollen. Und doch ist es gar nicht kraß. Es ist lebenswahr und schlicht, voll guter Beobachtung, auch im Psychologischen. Und wie ein Geist der Versöhnung schreitet ein junger Priester durch die Schrecken der Zerrüttung, einen weinenden Burschen leitend und tröstend. Doch auch hierin ist nichts Aufdringliches, und auch die Malerei als solche ist gebildet und vornehm. Ich stehe gern vor diesem Bilde.

Und nun zum Schlusse — denn ich bin am Schlusse — betrete ich abermals deutsche Kunsterde. Aber es schmerzt mich, ja schmerzt mich aufrichtig, daß ich so wenig Rühmliches vermelden kann. Oesterreich, wie es scheint, hat den Ruf der modernen Kunst noch nicht vernommen. Was es hergeschickt hat, macht in seiner Totalität den Eindruck des Hinsiechens. Das ist indeß (vielleicht!) von guter Hoffnung für die Zukunft. Die fruchtlose Betriebsamkeit, z. B. wie sie in Düsseldorf herrscht, wirkt beängstigender auf mich ein, als die modrige Versunkenheit in der Malerei der schönen Donaustadt. Dann ist vielleicht der Zeitpunkt jetzt erreicht, wo aus der Fäulniß, oder sagen wir: Faulheit, ein neues Leben empor kann. In der Poesie fängt es ja seit ein paar Jahren so vielbedeutend sich zu regen an. Und den Hoffmannsthal, Andrian, Altenberg, Schnitzler werden doch wohl auch rasseverwandte Maler allmälig folgen müssen. Der culturelle Hintergrund steht breit aufgerollt da. Die Sensibilität des Empfindens und Genießens ist raffinirter entwickelt als vielleicht im ganzen übrigen Europa. An leisen Anzeichen eines kommenden Werdens fehlt es denn auch in der Malerei nicht ganz. Aber Namen nenne ich für diesmal nicht, heute noch nicht. Was uns erfüllen kann, sind nicht Thaten, ist Erwartung. Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

„Das eigene Blut." Schauspiel in 4 Akten von Fedor von Zobeltitz. — „Halb-Tugend." Schauspiel in 3 Akten von Marcel Prévost. (Lessing-Theater.) — „Bobi." Lustspiel in 3 Akten von Victor Krylow. (Berliner Theater.)

Die dramatische Jagd-Saison ist eröffnet, und die ersten neuen Stücke liegen bereits auf der Strecke: . . . Fedor von Zobeltitz, der einige unterhaltende Familienblattromane geschrieben, hat den unseligen Ehrgeiz, durchaus ein Dramatiker sein zu wollen. Nur Schade, daß ihm Thalia so wenig Gegenliebe schenkt! Seine Specialität sind dialogisirte märkische Dorfgeschichten nicht ohne kräftige Localfarbe, weßhalb ihn denn auch einer unserer lieben Theaterkritiker nach der Aufführung von „Ohne Geläut", hoffentlich ironisch, den norddeutschen Anzengruber nannte. Das klingt nun nach dem „Eigenen Blut" wie grausamer Hohn. Hier ist Alles verlogen und unliterarisch, ohne Leben und Wirkung, öde und auf den Effect geschrieben. Schon an der unmöglichen Handlung scheitert jedes ehrliche Kunstbestreben. Um seiner niedergekommenen Frau das Sterben leicht zu machen, unterschiebt ein markloser Bauer aus der Mark dem todtgeborenen Kinde den aufgelesenen Bankert einer Landstreicherin. Auch nach dem Hinscheiden der Frau hält der Bauer an seiner Lüge fest, läßt den Wechselbalg in's Kirchenbuch eintragen und betrügt dabei seine eigenen Kinder um ihr Erbtheil. Schade ist es darum nicht, denn diese sind ganz aus der Art geschlagene Geschöpfe, während das Kind der schwarzen Jette alle Tugenden in sich vereinigt und also Darwin's Vererbungstheorie siegreich ad absurdum führt! Das Beste am Ganzen sind einige ländliche Episoden und Charaktere: eine Dorfschule und Bauernrathsversammlung, ein Trunkenbold von Musikant und ein curpfuschender Schäfer Thomas. Aber diese Nebensachen verleihen dem Stück noch keine Lebensberechtigung und noch weniger Lebenskraft. Wird es überdies so jammervoll gegeben, wie in dem zum Kunstniveau einer mittelmäßigen Provinzbühne herabgesunkenen Lessingtheater, so wird der mutatis mutandis immerhin noch mögliche Achtungserfolg zum gänzlichen Zusammenbruch.

„Dieses war die erste Leich'
Und die zweite folgt sogleich,"

wie der unfähige Director Blumenthal sagen könnte. Was ihn bewog, die schlechte Dramatisirung des berüchtigten Prévost'schen Romans „Demi-vierges" — Albert Langen in München hat eine deutsche Ausgabe veranstaltet — seinem Publicum vorzusetzen, kann man sich wohl denken. Es ist die gemeine Speculation auf die perversen Instincte der Zuschauer und die Hoffnung auf einen lange nachhallenden Theaterscandal, der sein Theater zwar prostituiren, aber dessen Cassen füllen würde. Glücklicher Weise hat sich aber seine Rechnung als falsch erwiesen. Um nicht mit der Censur in Conflict zu kommen, war er schweren Herzens zu allerlei Milderungen und Retouchen genöthigt, und übrig blieb ein Gemengsel von unverständlichen und allzu verständlichen Anspielungen, von Langerweile und Ekel. Dazu eine Uebersetzung, die mehr französisch als deutsch, aber immer unfein und plump und eine verdächtige Zugabe von ältesten Scherzen, die nach der Werkstatt des dirigirenden Dichters des Mühlendammes dufteten. Berliner Knoblauch und Pariser Ylang-Ylang — „ein seltsam Gfräß", wie der alte Fischart sagen würde. —

Man kennt nur allzu sehr den frechen Roman des begabten Verfassers. Die Nachahmung von Dumas' „Demi-monde" spricht sich schon im Titel aus und wird namentlich aus der Dramatisirung deutlich. Hier wie bei Dumas ein von Tugend und Naivetät triefender Provinziale, der im Begriffe steht, eine lasterhafte Pariserin zu heirathen, und ein Ratsonneur, der die satirischen und moralisirenden Einfälle des Verfassers an den Mann bringt. Natürlich ist bei Prévost im Roman Alles seiner motivirt, raffinirter, voller Halbnüancen. Um was es sich im Grunde bei diesen Halbjungfrauen handelt, die sich ihren Liebhabern hingeben, aber nie ganz, das Wo und Wie sagt uns der Romancier nicht, und daß der Dramatiker schon aus polizeilichen Gründen diesen Kernpunkt noch mehr verschleiern muß, liegt auf der Hand. Dadurch wird das Ganze unverständlich und obendrein untheatralisch, denn das Theater will überall Klarheit. Prévost hilft sich durch den Kunstgriff, daß er seine Heldin sentimentalisch verklärt. Im Roman verspricht sie frech, daß sie nach ihrer Heirath mit dem Landjunker, aber auch erst dann, ihrem Geliebten, dem ruinirten Spieler und Adonis, den bisher versagten ganzen Rest ihrer Gunst gewähren werde. Im Drama jedoch will Maud, dieses ehrsame Opfer ihres Milieus, uns mit Thränen in der Stimme vorschwindeln, daß sie mit dem Ring am Finger die Anständigste aller Frauen sein wird. So ist es dann begreiflich, daß die Strenge des Strafrichters im dritten Akte den Zuschauer verblüfft und verwirrt. Er kann nicht einsehen, warum Maud, die doch hier mehr schlecht erzogen als bewußt lasterhaft erscheint, ihren wackeren Landedelmann nicht heirathen darf. Da war doch der jüngere Dumas ein ganz anderer Kerl. Er nannte seine Berufsdirnen und Ehebrecherinnen beim rechten Namen und entließ uns mit dem befreienden Gefühl, einer verdienten Abstrafung beigewohnt zu haben.

Die dritte Leiche kommt aus Rußland, als ob der kritische Todtenbeschauer nicht schon genug einheimische Unglücksfälle hätte! Eine Nachahmung deutscher Lustspielharmlosigkeiten, mehr Benedix als Schönthan, abgeschmackt und zum Gähnen. Diesen Victor Krylow hätte die betriebsame Bearbeiterin Fräulein v. Schabelsky ruhig in Rußland lassen können. Es ist damit weder Geld noch Staat zu machen.

Notizen.

Der Zeitgeist der modernen Literatur Europas. Einige Capitel zur vergleichenden Literaturgeschichte von Siegmar Schultze. (Halle a. S., Kämmerer & Co.) — Ausgehend von dem Gegensatz der classischen und der modernen Literatur, weist der Verfasser des „Jungen Goethe" nach, daß die philosophische Grundlage der letzteren der moderne Materialismus ist, dessen Boden die in der naturalistischen Poesie immer wiederkehrenden Probleme des Milieu, der Vererbung, der Unfreiheit des Willens, der Thierheit des Menschen entstammen. In dieser Weltanschauung aufgewachsen, stellt die heutige Dichtergeneration mit Vorliebe die Menschheit in ihrer Entartung dar. Durch eine feine Analyse der Hauptwerke der ausländischen Literaturgrößen — besonders werden Frankreich, Scandinavien und Rußland berücksichtigt — wird nachgewiesen, wie die modernen Dichter vornehmlich den Brunsttrieb, den Mordtrieb und die Trunksucht als die geheime Wurzel aller Erscheinungen betrachten; Gewissen, Unsterblichkeit, Gottheit — kurz, alles Transcendentale wird geleugnet. Doch schon macht sich eine Reaction geltend: von Ekel erfaßt vor der von ihnen selbst aufgedeckten Gemeinheit des heutigen Geschlechts, schlagen die bedeutenden modernen Dichter gewisse Heilmittel gegen die Entartung vor, Heilmittel freilich, die dem wahrhaft harmonischen Menschen nimmer genügen können. Die beiden letzten Abschnitte bieten interessante Einblicke in das Wesen der Geistesaristokratie (Flaubert, Nietzsche, Oskar Wilde) und des Mysticismus. Scheint uns auch die Auffassung der modernen Poesie etwas zu pessimistisch zu sein, so sind doch die Ansichten durchaus gegründet und werden mit Ernst und wohlthuender Wärme vorgetragen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

Eine thätige **Verlagsbuchhandlung** vornehmer Richtung, **sucht den Verlag** geeigneter Werke unter günstigen Bedingungen zu übernehmen.

Gefl. Offerten unter G. 4400 durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Rubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.
Von
D. Norden.
Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Kurort.
Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. **Bewährt** gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1896. Band L.

OCT 13

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Frauen und die Reichsgesetzgebung. Von Bianca Bobertag. — Empfinden und Denken. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Philosophische Socialreformer. — **Feuilleton.** Pflicht. Von Leo Hildeck. — **Aus der Hauptstadt.** Die neue Partei. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die Frauen und die Reichsgesetzgebung.

Von Bianca Bobertag.*)

Das neue bürgerliche Gesetzbuch hat der Frau die unfreie Stellung, die sie bisher eingenommen hat, trotz der Proteste, die dagegen erhoben worden sind, wiedergegeben. Woher stammen diese Proteste, welche Berechtigung haben sie und welche Aussicht, in späterer Zeit einmal berücksichtigt zu werden? Eine Antwort auf diese Fragen kann nur die Untersuchung geben, welche Umstände dem Manne seine dominirende Stellung eingeräumt haben, und welches die socialen Veränderungen sind, die diese Stellung heute als eine berechtigte anzweifeln lassen.

Alle Cultur hat sich aus Urzuständen entwickelt, zu denen die der wilden und halbcultivirten Völker unserer Zeit ein Analogon bieten. Das Hauptmoment in diesen Zuständen ist der Kampf. Die Behauptung fester Plätze, das Ziehen bestimmter Grenzen ist die Grundlage aller friedlichen Entwickelung. Hierbei haben seine größere Körperkraft und Beweglichkeit dem Manne von selbst die Waffen in die Hand gegeben und ihn damit zugleich zum Beschützer der Frau gemacht. In wessen Schutz ich aber stehe, in dessen „Mund" stehe ich auch, denn in Zeiten, in denen der Werth der Kraft und Tapferkeit über jeden andern Werth geht, wird der Kampfunfähige ohne Weiteres zum Hörigen seines Schützers. Aber die Zeiten haben sich geändert. Die größere Gesittung der Völker hat den Kampf zum Ausnahmezustand, den Frieden zum Lebenszweck gemacht, und das Princip der Theilung der Arbeit, das sich als das eigentliche Culturprincip erwiesen, hat im modernen Staate zwei besonderen Ständen die Beschützerrolle zuertheilt, nämlich, soweit es sich um Zurückschlagung feindlicher Invasionen handelt, dem Militär, zur Bändigung unbotmäßiger Elemente im Inneren der Polizei.

Gewiß: Die Frau ist auch im modernen Staatsleben beschützt, aber — der Mann auch. Er sondert einen Theil des Volkes aus und überläßt diesem den Schutz. Ein persönliches Schutzverhältniß, das sich etwa in der Ehe von Mann zu Frau wiederholte, giebt es gar nicht mehr. Man muß es schon darauf anlegen, mit seinem oder einem anderen Manne durch einen unsicheren Wald oder eine verrufene Stadtgegend zu gehen, um ihn in die Lage zu bringen, uns seinen Schutz angedeihen zu lassen. Nun bleibt immer unangefochten, daß der „Mann an sich" die „Frau an sich" beschützt. Das Ausschlaggebende bei einem sich aus dem Schutzverhältnisse entwickelnden Vormundschaftsverhältniß aber ist immer das persönliche Moment. Der Richter, Gelehrte, Ackerbauer oder Geistliche, der, kampfunfähig, auf den Schutz eines Kriegers angewiesen wäre, müßte sich ohne Weiteres auch seinen Vorschriften fügen; es fällt dem Nähr- oder Lehrstande als solchem aber gar nicht ein, sich unter die Vormundschaft des Wehrstandes zu stellen, und so hohe Geltung gerade bei uns in Deutschland das Militär hat, denkt doch Niemand daran, es höher zu schätzen als das Volk überhaupt, denn das hieße dem Zaun eine höhere Geltung zuerkennen als dem Garten.

Wenn also Militär und Polizei den Grundbesitz, die Industrie, den Handel, die Wissenschaft, die Religion und die Familie und damit auch die Frau beschützen, so resultirt für die Gesetzgebung daraus so wenig ein Grund, alle diese Factoren unter militärische Vormundschaft als die einzelne Frau unter die ihres Mannes zu stellen. Wäre aber die Frau von so tiefstehendem Intellect und so verkümmerter moralischer Empfindung, daß sie überhaupt ohne Vormundschaft nicht bestehen könnte, so müßte auch jede Unverheirathete bis zu ihrem Tode einen Vormund haben, und außerdem müßten die Anforderungen der Religion und der Criminal-Gesetzgebung an uns geringere sein; diese sind aber dieselben, und eine unverheirathete weibliche Person wird mit 21 Jahren mündig nach dem Gesetz. Die Unmündigkeit der Frau ist also, culturhistorisch, religiös und gesetzgeberisch betrachtet, unlogisch. Und also unvernünftig und unhaltbar.

Dieselbe größere Körperkraft und physische Freiheit des Mannes befähigte ihn gleichzeitig, Wälder auszuroden, den Boden urbar zu machen und die wilden Thiere je nach Bedarf zu erlegen oder zu zähmen. Er war es, der die Bären und Hirsche erlegte, dem Boden Korn und Weizen abzwang und, was er erbeutet, zum häuslichen Heerde, in die selbstgebauten Scheunen brachte. Er wurde der Ernährer der Frau. Und indem er das wurde, d. h. sich dafür hielt, decretirte er ihre wirthschaftliche Abhängigkeit und stellte sie gewissermaßen ein zweites Mal unter seinen „Mund". Diesmal ganz mit Unrecht. Denn wie gesagt: er hielt sich nur

*) Bei Anlaß des gegenwärtig in Berlin abgehaltenen Internationalen Frauencongresses wird es unsere Leser interessiren, die Anschauungen einer unserer hervorragendsten „Frauenrechtlerinnen" kennen zu lernen. Frau Professor Bobertag, die bekannte Romanschriftstellerin, eröffnet damit in unseren Spalten die Discussion, zu der wir auch Andersdenkenden gerne das Wort ertheilen. D. Red.

Digitized by Google

für ihren Ernährer. Es giebt nämlich kein Verhältniß zwischen Personen eines gemeinsamen Haushaltes, das, abgesehen von der moralischen und gemüthlichen Seite, nicht zugleich ein ökonomisches wäre. Erhalten oder ernährt wird, wer nicht selbst arbeitet, sondern von der Arbeit Anderer lebt. Anderen Falles findet ein Austausch von Arbeitsleistungen statt. Ein Verhältniß, das auf einen solchen Austausch basirt ist, ist die Ehe. Um die heimgebrachten Schätze genießbar zu machen, gehörte die Heerd- und Küchenarbeit der Frau. Und dies ist bekanntlich nie ihre einzige Thätigkeit gewesen: das Spinnen, Weben, Nähen, das Reinhalten, Ordnen und Austheilen und die Arbeit an den Kindern sind von jeher das Aequivalent an Mühe gewesen, das die Frau geleistet hat, und wenn man bedenkt, wie groß die Mühsal ist, die diese Summe von Arbeit erfordert, so muß man sagen, daß das, was der Mann, gewissermaßen als Arbeitgeber der Frau, ihr dafür als Gegengabe gewährt, meist eine sehr geringe Belöhnung ist. Daß aber das Verhältniß von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer — wenn wir die Ehe einmal lediglich von ihrer wirthschaftlichen Seite her betrachten wollen — keines ist, das dem von Ernährer und Ernährten entspricht, geht daraus hervor, daß z. B. die Fabrikbesitzer im Gegentheil die sind, die von ihren Arbeitern ernährt oder doch miternährt werden, so reichlich oft, daß sie Schätze sammeln, wo ihre Ernährer darben. Die Behauptung von der Ernährerrolle des Mannes ist also nicht wie die von der Beschützerrolle mit der Zeit zur Phrase geworden, sondern immer eine gewesen. Ihn zum Vormund der Frau daraufhin zu machen, ist also ebenfalls unlogisch.

Eine ganz eigenthümliche Beleuchtung erfährt diese Tradition von der Ernährerschaft durch die vermögensrechtliche Seite der Gesetzgebung.

Eine Frau hat Vermögen oder ist in der Lage selbst zu erwerben. Mit anderen Worten: sie erhält sich selbst, auch wenn sie gar keine Hausarbeit (im weitesten Sinne) verrichtet. Ist aber das Vermögen oder der Verdienst derartig, daß ihre Einnahmen das übersteigen, was sie selbst braucht, so erhält sie noch die Kinder, vielleicht sogar den Mann. Oder eigentlich kurzweg den Mann, denn die Erhaltung der Kinder ist Sache des Mannes, entspricht der häuslichen Arbeit und Mühe der Frau an den Kindern. Wie dankt ihr der Mann für die Hülfe, die seiner Verpflichtung zur Erhaltung der Familie erwächst? Indem er sie für unfähig erklärt, das, was sie besitzt oder erwirbt, zu verwalten oder auszugeben, daraus eine neue Form von Unmündigkeit für sie zurechtlegend. Was das Erwerben anlangt, so ist dieser Punkt sehr rasch zu erledigen. Der schlichteste gesunde Menschenverstand muß sich sagen, daß, wenn Jemand klug genug ist, zu verdienen, er auch klug genug ist, das Verdiente zu verwenden, und daß, Jemand den vollen Ertrag seiner Arbeit wegzunehmen, nichts als Raub ist. Ich sage den vollen. Denn allerdings müßte eine Frau angehalten sein, die Zeit und Kraft, die sie etwa dem Haushalt entzieht, um Arbeiten zu verrichten, die ihr Geld einbringen, so weit zu ersetzen, als die Besorgung des Haushaltes Kosten durch Anstellung irgend eines weiteren Officianten erfordert. Dem Ehemann aber einfach die Verfügung über die Einnahmen der Frau zusprechen, heißt weiter nichts, als den Raub sanctioniren, und ist das verhängnißvollste Zersetzungsprincip, das in die Ehe hineingetragen worden ist. Man erinnere hier nicht, daß, abgesehen von Erworbenem — da das Erwerben heut meist nur Sache besonders tüchtiger und begabter Frauen sein wird — eine Frau, besonders eine junge, unfähig sein wird, ein Vermögen zu verwalten. Oder vielmehr: man erinnere daran, so erinnere ich meinerseits, daß auch die meisten Männer dazu unfähig sind. Die Zinsen einer sicheren Hypothek einzuziehen, ist ein Kunststück, das Jeder und Jede kann. Wo es sich um mehr handelt, muß ein Mann, der nicht gerade Jurist oder Geschäftsmann ist, so gut die Hülfe oder den Rath eines solchen einholen, als es eine Unverheirathete muß oder als es eine verheirathete Frau thun müßte. Ich habe nie zweierlei begriffen: wie Eltern, statt das Geld ihrer Tochter absolut sicher zu legen, es den Händen eines Mannes übergeben können, von dem sie nicht die mindesten Garantien haben, ob er nicht ein Verschwender oder Speculant oder von vollständigster Unkenntniß in Geldsachen ist, und wie ein Mann, irgend ein Mann, zu hochmüthig seine Frau als Gleichgestellte neben sich sehen zu wollen, nicht zu stolz sein mag, sich an ihrem Gelde zu bereichern. Möglich, daß die Frau dieses Geld schlecht anwendet, ich leugne gar nicht, daß es schlechte und gewissenlose Mütter giebt — aber es giebt sehr viel mehr schlechte und gewissenlose Väter.

Ich habe eingeräumt, daß eine Frau bei Anlegung und Verwaltung ihres Vermögens auf den Rath eines Juristen oder Geschäftsmannes angewiesen sein wird, und man kann mir einwerfen: also doch immer auf den Rath eines Mannes. Gewiß. Denn wo ist denn die Juristin — Geschäftsfrauen, die zu diesem Rathe befähigt wären, giebt es am Ende eine ganze Menge — die das könnte? Diese Frage führt uns zu einer interessanten Untersuchung.

Die Männer, gewöhnt, alle öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, ihrer Bevormundungs- und Beschützerrolle gewöhnt, haben von jeher sich ausschließlich alle Bildung zuerkannt, die die jeweilige Cultur gewährte, und den Frauen so viel zurechtgeschnitten, als geeignet war, die Suprematie des Mannes zu sichern, sie haben insbesondere eine scharfe Grenze um alle Fachausbildung gezogen, und das bedeutet gleichzeitig so viel, als alle öffentlichen Aemter für sich behalten. Ich bin nicht fanatisch. Ich weiß sehr wohl, daß Alles, was ich der ausschließlichen Gestaltung der Verhältnisse von Seiten des Mannes etwa zum Vorwurf mache, historisch begründet und die jeweilige Phase einer nothwendigen Entwicklung ist. Ich werfe den Männern gar nicht Uebelwollen, ich werfe ihnen lediglich Kurzsichtigkeit vor. Aber eine Kurzsichtigkeit mag Jahrtausende währen und entschuldbar sein, einmal tritt ein Zeitpunkt ein, wo die Erkenntnisse, der Umschwung der Empfindungen sie als solche erweisen und ein Festhalten daran zum Uebelwollen wird. Die geringere Leistungsfähigkeit der Frau auf physischem Gebiete — daß sie auf anderem physischem Gebiete das sehr viel Größere leistete, rechnete man ihr nicht an zu einer Zeit, wo Waffenfähigkeit Alles galt — ihre größere Milde resp. Geneigtheit sich einschüchtern zu lassen, die die natürliche Folge ihrer geringeren Körperkraft sind, erweckten die Ansicht, daß sie auch intellectuell tiefer stehe. Die größere Freude, die selbst eine Mutter bei Geburt eines Sohnes empfindet, schien das zu bestätigen. Man freute sich, das vom Schicksal bevorzugtere Kind zu haben, und glaubte, ein von der Natur bevorzugtes zu begrüßen. Die Beschränktheit der Interessen, die sich mehr auf die Erscheinungen im Kleinen angewiesen sahen, gab einen weiteren scheinbaren Beweisgrund für die Inferiorität der Frau ab. Die Hochachtung vor der Tradition, vor dem einmal Festgenagelten thaten das Ihre, beschränkte Ansichten als unumstößliche, ja sogar als göttlich sanctionirte zu charakterisiren. Alles Gründe, so zu verfahren, wie man verfuhr. Nämlich wie? Wenn Einer zwei gleich gute Pferde hätte — ein wenig verschieden an Anlage, aber gleichwerthig — davon er dem einen Alles an Bewegung, frischer Luft und kräftigem Futter zukommen ließe, was ihm irgend geleistet werden könnte, während er dem anderen etwa die Hälfte davon gewährte, so würde man den Kopf schütteln, wenn man ihn eines Tages das sehr verschiedene Resultat dieser Behandlungsweise einer Verschiedenheit der Rasse zuschreiben hörte. Und doch ist man bei Ausbildung der männlichen oder weiblichen Intelligenz nie anders verfahren.

Als vor einigen Jahren eine große Umwälzung im Unterrichtswesen der männlichen Jugend vor sich gehen sollte,

Digitized by Google

ist bekanntlich eine Unsumme von Flugschriften und Artikeln über diese Angelegenheit erschienen. Man war sehr verschiedener Meinung, in einem Punkte stimmten Alle überein: daß neben einer specifisch wissenschaftlichen oder Fachbildung oder als Grundlage dazu die Kenntniß des Lateinischen und die Mathematik unerläßlich seien zur Ausbildung des Verstandes. Beim weiblichen Geschlecht blieben hierfür Französisch und Rechnen als genügend erachtet. Gesetzt der Fall, jene Fächer wären zu beregtem Zwecke dienlicher — warum das geringere Futter? eben um eine künstliche Rassenverschiedenheit zu erzeugen, die dem Manne die moralischen Entscheidungen und das Recht der Vermögens- und Erwerbsverwaltung sicherten? Dann mag dieses Verfahren praktisch sein, aber — anständig ist es nicht. Das hieße ja so viel, als bei einem Wettrennen einem Partner, den man für ohnedies schwächer erklärt, eine Kette an ein Bein legen. Aber man erkennt uns nicht bloß eine geringere Möglichkeit, unseren Verstand zu entwickeln, zu, man läßt es sich nicht einmal angelegen sein, das zuerkannte Maaß uns in genügender und würdiger Weise zu reichen. Auf zehn Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, Oberrealschulen kommt etwa eine staatlich oder communal unterhaltene Mädchenschule. Man überläßt der Unfähigkeit, dem Geschäftsbetrieb, was Ehrenpflicht der Behörden sein sollte. Schlechtere Ställe, schlechteres Futter, im großen Ganzen schlechtere Wärter.

Ich habe mir schon herausgenommen, zu sagen, daß dieses Verfahren nicht anständig ist. Ist es vielleicht klug? Nicht alle Frauen haben Vermögen, nicht alle verdienen, nicht alle sind in der Lage, dem Erwerb des Mannes beizusteuern. Bei dem heutigen Aufschwunge, den alles Leben genommen hat, und der in der That die Ansprüche erheblich gesteigert hat — man kann das bedauern, in tausend Beziehungen ist diese Erscheinung eine erfreuliche Thatsache, sofern man unter Ansprüchen nicht unsinnigen Luxus und thörichte Vergnügungssucht versteht — ist eine Anspannung aller Kräfte des Mannes nöthig, um den Unterhalt einer Familie zu bestreiten. Und hat er dies besorgt, sind es diese hundert brennenden Fragen des Tages, die ihn in Anspruch nehmen, diese wissenschaftlichen Errungenschaften, diese national-ökonomischen, politischen und socialen Angelegenheiten, die zu kennen er, seit er zur Mitlenkung der vaterländischen Geschicke berufen ist, verpflichtet ist. Abgehetzt aus Amt oder Geschäft zurückkehrend, findet er bei der Frau nicht immer das Verständniß für seine Interessen, und findet er es, wünscht er doch nicht *mehr* zu finden, als genügt, um ihr gegenüber Autorität sein zu wollen. Es ist ihm um Discussion zu thun, aber nicht um Discussion mit einer unter ihm Stehenden. Man discurirt nur mit Gleichstehenden, Menschen, deren Vormund man ist, belehrt man höchstens einmal rasch aus dem Handgelenk und gebraucht sie, sich als den Kenntnißreichen, Alles Verstehenden darzustellen, der man gar nicht ist. Aber es ist ihm um Discussion zu thun und nach jener die Nerven anregenden, in eine gewisse Ungebundenheit versetzenden Umgebung, in der sich Gleichgestellte, Gleichinteressirte gehen lassen können. Der Mann geht in das Wein-, Bier- oder Schnapshaus. Ich spreche immer nur vom verheiratheten Manne, ich habe gefunden, daß er sich unendlich viel mehr vom unverheiratheten unterscheidet, als die Frau vom Mädchen, und in seiner Art viel weniger als voll genommen werden darf, mag er sonst sein, was er will. Denn die Unverheirathete steht dem Haus- und Familienleben immer noch unendlich näher als der Junggesell Gebliebene, der die Welt meist entweder unter dem Winkel der grauen Theorie (wissenschaftlichen oder religiösen) oder dem des ausschließlichen Wirthshauslebens betrachtet. Die *Folge* der Rückkehr des verheiratheten Mannes zum Club- oder Bierhaus ist, daß nicht nur die körperliche Pflege der Kinder sondern auch alle moralische und intellectuelle Erziehung und Beeinflussung der Mutter anheimfällt. Und das will *sehr viel* sagen in einer Zeit, in der die reichere Gestaltung der Lebensbedingungen eine so feine Nüancirung der moralischen Empfindungen und klaren Erkenntnisse hervorgebracht hat. Es giebt einige moralische Grundbegriffe, die sehr einfach sind und die in den zehn Geboten ihr classisches Gepräge gefunden haben; wie denn aber schon Luther es für nothwendig gefunden hat, in seinen Erklärungen Fingerzeige für die Umsetzung dieser Gebote in Forderungen des praktischen Lebens zu geben, ist bei dem vielgestaltigen Leben der Gegenwart eine Mutter fortwährend in der Lage, diese Grundbegriffe in den Erscheinungen des täglichen Lebens nachzuweisen und ihren Kindern zu rathen, zu helfen, ihnen eine moralische Richtschnur zu geben. Von der Tagelöhnerfrau bis zur Frau des Generals oder Ministers ist *sie es*, die auf Anstand und Ordnung, auf Gesittung, auf Reinheit der Gesinnung zu halten hat, die Pflichtgefühl, Verständniß für tausend Erscheinungen, den Sinn für die idealen Seiten des Daseins in ihren Kindern erweckt, resp. lebendig unterstützt, was die Schule als mehr oder weniger todtes Capital giebt, dieses Capital von Fall zu Fall erst lebendig machend, es umsetzend in die Scheidemünze des Tages.

Ich frage: *Ist es klug, ihr, ihr, die die Macht über die Gemüther in Händen hält, die stärkste Macht, die es giebt*, die geringere Verstandesausbildung zuzuerkennen? Ist es klug, sie, die die höchste Autorität für ihre Kinder, die Autorität des Vertrauens besitzt, zu einer Unmündigen zu machen vor ihnen? Ist es klug, wenn man ihr die „elterliche Gewalt" nimmt (die ihr nach dem Gesetz erst mit der Wittwenschaft zufällt), die Kinder selbst damit unsicher und rathlos machend, wenn man die Kinder, somit dem *Einflusse* der Mutter aber der *Entscheidung* des Vaters unterstellt, der vielleicht nichts als die Autorität der Heftigkeit oder gar der Rohheit geltend zu machen die Zeit oder die Laune hat? Ich habe gefragt: Ist das klug? Meiner Meinung nach ist es unklug. Aber es ist wenigstens menschlich.

Es giebt einen anderen Punkt in der neuesten Gesetzgebung (ich frage nicht, ob sie nur eine Wiederholung alter Gesetzgebung ist, sie giebt sich als neue, und indem sie Altes wiederholt, macht sie es neu), der unklug und unmenschlich zugleich ist: die geringe Verbindlichkeit, die einem Vater für seine unehelichen Kinder auferlegt ist. Dies ist ein Punkt, der zwar die Ehe nicht direct berührt, desto mehr aber die sittliche Auffassung vom Verhältniß der Geschlechter überhaupt. Denn er enthält eine Bestimmung, die die Unsittlichkeit, das mangelnde Verantwortlichkeitsgefühl Seitens des wirthschaftlich oder rechtlich stärkeren Theiles (physisch mag er hier der schwächere sein), geradezu herausfordert, und der der schroffste und nichtswürdigste Ausdruck der Geringschätzung ist, womit der Mann das Weib beglückt, diese Geringschätzung bis zu einer Grausamkeit verschärfend, die keineswegs den Müttern unehelicher Kinder allein fühlbar ist und indirect selbst auf das Verhältniß von Mann und Frau innerhalb der Ehe zurückwirken muß. Denn die Frauenfrage oder richtiger die allgemeine Sache der Frauen ist eine durchaus einheitliche, sie ist wie ein Tuch, das wir nicht an einem Zipfel aufheben können, ohne alle seine Theile in Bewegung zu setzen. Die Arbeiterinnenfrage, die Ehefrage, die Prostitution, die Frage der unehelichen Mutter, die des freien Studiums, die der staatlichen Töchterschule — sie alle hängen zusammen, und wo immer man anpackt, die Stellung der Frau zu bessern, erhöht man die Achtung vor der Frau oder bessert man ihre Lage überhaupt, hebt man die Moralität, die Kraft und die Geltung des ganzen Volkes. Das neue bürgerliche Gesetzbuch hat es verschmäht, die Angelegenheit des Volkes durch eine Aufbesserung der Lage der Frau zu fördern. Indem es uns am Ende des 19. Jahrhunderts von Neuem zu Wesen einer untergeordneten Gattung stempelte, hat es gezeigt, wie deutsche Männer ihren Müttern und Frauen danken, wie sie

Digitized by Google

für ihre Töchter sorgen: mit Gesetzen, die der wirthschaftlichen und moralischen Vergewaltigung, der Unwahrheit, der Raubsucht und der Verführung Thür und Thor öffnen. Und sie wundern sich noch, wenn wir Frauen protestiren!

Jeder Mann zerfällt in zwei scharf gesonderte Persönlichkeiten: der, der er in seinem Berufe und in seinem Verhältniß zu anderen Männern und der, der er im Verhältniß zur Frau ist (zu seiner Frau oder zu jeder anderen). Mann zu Mann, Mann im Beruf ist er ehrenhaft, tapfer, wahrhaft, treu, unbestechlich, gerecht; Mann zu Weib ist er feige, unehrenhaft, käuflich, lügnerisch, perfide und ungerecht; ohne daß er es weiß und will. Alle, fast alle guten Eigenschaften des Mannes machen Kehrt vor der Frau. Ganz unbewußt. Das alte brutale Vorrecht der stärkeren Knochen regt sich oder macht sich geltend in jeder Lösung moralischer Fragen, beherrscht die ganze prachtvolle Culturwelt, soweit der Gegensatz der Geschlechter sich geltend macht. Es lohnt noch heute nicht dem Manne, Achtung vor einem Intellect oder einer Charaktergröße zu haben, hinter der kein Faustrecht steht. Das ist das ganze Geheimniß. Es lohnt ihm nicht, wahrhaft oder uneigennützig zu sein, wo er nicht seines Gleichen vor sich hat, so wie es einem mittelalterlichen Fürsten nicht lohnte, einem Ketzer seinen Schwur zu halten. In einer Zeit, die nicht weiß, wie voll sie den Mund nehmen soll mit schönen Behauptungen von Gerechtigkeit, Volkswohl, Sittlichkeit, Treue, würde es genügen, daß uns die Natur morgen eine Muskelkraft gäbe, die der der Männer so weit überlegen wäre, daß sie noch die Nachtheile der Mutterschaft resp. ihrer Anlage dazu aufwöge, und in ein paar Wochen wäre die Frauenfrage gelöst. Alle Mißachtung, die die Männer uns zu schmecken geben, ist nichts als der Triumph, daß wir sie nicht niederschlagen können. Trotz aller Behauptungen von der höheren Geltung des Geistes vor dem Körper, der Selbstlosigkeit oder Seelengröße vor dem Geiste, so viel unbewußte Heuchelei, um so viel Rohheit zu verdecken! Indeß: they are all honourable men. Unter sich alle Ehrenmänner. Und wenn es unter diesen Ehrenmännern welche giebt, die bestreiten, was ich hier sage, und bestreiten dürfen in dem reinen und klaren Bewußtsein, anders zu denken oder zu empfinden, so sind sie die Ausnahmen, die die Regel bestätigen, und mehr nicht.

Wenn ich aber von einer unbewußten Heuchelei sprach, die beflissen ist, abzuleugnen, daß es so ist, so meine ich nicht, daß dieses Unbewußtsein ein absolutes sei, es ist ein dunkles, das sich bisweilen erhellt und die Heuchelei in ganz besonderer Weise zur Erscheinung bringt.

Wen wir geringer schätzen als uns selbst, für den können wir immerhin noch Mitleid und in diesem Mitleid Gefühle von moralischer Verpflichtung, Dank und leise mahnender Gerechtigkeit, können wir noch etwas wie Scham über unser Verfahren empfinden und folglich eine Nothwendigkeit, über alles das einen Schleier zu decken. Dem Morgenländer ist die Frau ein Lastthier oder eine Sclavin schlechthin, und er steht gar nicht im Mindesten an, das einzuräumen. In der christlich-romanisch-germanischen Cultur aber giebt es Momente, die dieser Auffassung widersprechen. Daher hat sich der Abendländer dahin entschieden, die Frau zwar im „Ernstfalle", wie man jetzt so wunderhübsch sagt, nach barbarischen Principien zu behandeln, ihr aber dafür die Suprematie im geselligen Leben einzuräumen. Man nennt uns gnädige Frau, läßt uns den Vorantritt und bringt Toaste auf uns aus, in denen man uns in blumigen Redensarten wie Krone der Schöpfung, holde Herrscherinnen am häuslichen Heerde und dergl. mehr feiert. Ein Verfahren, das dem Verkehre allerdings die beleidigenden Härten nimmt, die er haben würde, wenn man hier consequent wäre. Denn begegnete man uns an der geselligen Tafel so, wie man uns an der Tafel des Lebens abspeist, dann ließe man zuerst die Schüsseln an uns vorübergehen, ehe wir an die Reste kämen, und statt uns Complimente zu machen, würde man uns in die Ecken drücken. Nein, so unhöflich sind unsere Männer nicht. Aber so thöricht sind auch wir Frauen nicht, daß wir uns über den Werth einer Galanterie täuschen, der es an aller wahren Ritterlichkeit fehlt. Daß es Frauen giebt, die sich täuschen lassen oder den Hohn nicht empfinden, der darin liegt, daß man die Unmündigen als Gnädige anredet, das ist gewiß. Wie ich denn unumwunden einräume, daß es sehr viele thörichte und beschränkte Frauen giebt, nämlich genau so viele als thörichte und beschränkte Männer; ich kenne die Unterhaltungen der Kaffeekränzchen, ich kenne auch die der Biertische. Ich sage nun aber allerdings nicht: wenn man uns im „Ernstfalle" unwürdig behandelt, so sei man doch consequent und behandle uns im Verkehre ebenso; ich sage: weiß man uns im Spiele des Lebens würdig zu begegnen, so sei man consequent und begegne uns auch im Ernste so. Die Komödie der Geselligkeit ist eine lächerliche Farce, uns die Tragödie vergessen zu machen, die unser Leben ist, das Leben der meisten Frauen.

Vor meinen Augen steht ein Bild, das alle Welt kennt: ein bleiches, hageres Weib, in blauen Nessel gekleidet, geht müden Schrittes die Landstraße hinunter, in ihren Augen die Qual eines gedemüthigten, zertretenen, an Leib und Seele vernichteten Lebens; und ich sehe sie wieder im billigen Wollrock, mit altmodischer Mantille, die Hände in baumwollenen Handschuhen als Kleinbeamtenfrau, auf dem Markte um Kartoffeln feilschend; und sehe sie zum dritten Mal mit einer ängstlich gehüteten Spur von Eleganz vom Jahre vorher, mit einem müden, verbindlichen Lächeln um die blassen Lippen: die vermögenslose Officiersgattin, Pastors- oder Oberlehrersfrau, die durch die Straßen nach einer billigen Einkaufsquelle hastet. Und sehe sie alle Drei zum zweiten Male in dem Spiegel, in dem die Dichtung der Zeit in Drama, Roman oder Novelle ihr Bild aufgefangen hat, sehe diese scheuen Mienen, diese furchtsame Haltung wieder und diese Augen, aus denen eine Welt von gemordeter Liebe und getäuschtem Vertrauen uns angähnt: die ewig unter Vormundschaft Gehaltenen, mit Geringschätzung Behandelten, in Unfreiheit Geknechteten, doppelt Verachteten, weil sie ihr Frauenthum nicht mit baarem Gelde bezahlen konnten. Ich sehe sie, und alle Männer sehen sie. Und Keiner, der erröthete, wenn er sie erblickt, Keiner, der ihre traurige Figur als eine persönliche Schmach empfindet? Es war eine Zeit, da sie thatsächlich Keiner sah, da diese Frauen sich selbst noch nicht sahen, so wie sie waren, weil sie noch kein Gefühl hatten für die Verkürzung an Menschenrechten, die sie erduldeten, weil sie nur ihr Unglück, aber nicht die Unwürde ihres Unglückes empfanden. Aber diese Zeit ist vorüber. Und es ist eine neue Zeit da, eine Zeit, da sogar diejenigen, die bisher glücklich oder zufrieden waren in ihrer Unselbstständigkeit und Hörigkeit, aufgehört haben, glücklich zu sein, weil sie begriffen haben, daß Zufriedenheit mit einem Loose dieses Loos darum noch nicht würdiger macht, und die Unzufriedenheit, die sie ihre Stellung begreifen läßt, der höhere Zustand ist oder doch die einzige Möglichkeit, einen höheren Zustand anzustreben und zu erreichen. Und die Zeit ist da, da die Frau sich der ungeheuren Macht bewußt wird, die in ihren Händen liegt.

Als vor etwa zwei Jahren eine Deputation von Frauen dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung darbrachte, sagte er, daß er erst jetzt die Zukunft des Deutschen Reiches für gesichert halte, da er sehe, daß die Frauen den Reichsgedanken zu dem ihren gemacht haben. So ungefähr. Und ich denke, daß der, der diese Worte sprach, zu groß ist, hier eine Salonredensart gebraucht zu haben. Und hätte er es thun wollen, — die Geschichte würde ihn beschämen. Aber er hat es nicht gewollt. Denn es ist in der That so: die Frauen sind zu allen Zeiten die Stützen aller großen Tendenzen gewesen, religiöser, politischer und socialer, und die Religion, die

Digitized by Google

Vaterlandsliebe, die ihre Wurzeln im Familienleben haben, haben sich noch immer als unausrottbar erwiesen. Tausend Ideen können auftauchen und wieder untergehen, eine Idee, die ihren Platz neben uns, zwischen uns hat, die sich mit uns zu Tisch setzt und unsere Bissen theilt, die ist allmächtig. Eine Idee wird lebendig, wenn sie Besitz von der Familie ergreift. Und die Familie — sind wir, die Erziehung der jungen Generation, die Zukunft — steht bei uns. Das ist die große Macht, die wir in Händen haben. Und so behaupte ich denn: es wäre nicht bloß ein Akt der Menschlichkeit, wenn man uns dem Manne wesentlich gleichstellte — diese Forderung nur zu unseren Gunsten würde wirkungslos bleiben — es wäre einer der Klugheit und des Patriotismus.

Wenn wir fortfahren sollen, unser Vaterland zu lieben und seine Zukunft bauen zu helfen, so sei es uns ein Vaterland, sei es mehr als das Land, in dessen Grenzen wir wohnen, dessen Sprache oder Eigenart wir überkommen haben, sei es das Land, das uns die Würde zuerkennt, die uns zusteht, das Land, in dem wir Glück und Befriedigung finden. Zu allen Zeiten haben glühende Patrioten den Wanderstab ergriffen und haben den heimischen Boden blutenden Herzens verlassen, weil die Gesetze des Landes sie in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, ihre religiöse Ueberzeugung verfolgt, ihre persönliche Freiheit unterdrückt haben, denn über Alles, auch über das stärkste Vaterlandsgefühl geht dem Edlen das Gefühl seiner Würde und der Integrität seiner Person. Und dieses Gefühl ist in uns Frauen erwacht und nicht mehr einzuschläfern, wenn man aber fortfährt, uns durch unheilvolle Gesetze herabdrücken zu wollen und dieses Gefühl zu verletzen, so, fürchte ich, werden ganze Schaaren von Frauen hinüberwandeln in jene große Internationale, die unsere Gleichstellung auf ihr Programm gesetzt hat, und werden ihre Töchter und Söhne mit sich nehmen.

Und diese Befürchtung erfüllt mich mit tiefstem Schmerz. Wir Frauen möchten so gern gute Deutsche sein und bleiben, wie wir so gern Vertrauen und Liebe hegen möchten, wo wir sie einmal gefaßt haben, möchten in Vertrauen und Liebe so gern eine große starke Zukunft unseres Reiches bauen helfen, wir möchten nicht Ausgestoßene sein, Rechtlose, wo noch ein paar Millionen Polen, Dänen, Franzosen und Juden freie Deutsche sein dürfen, möchten nicht in Gefahr kommen, die ungeheure Macht, die wir besitzen, gegen unser Vaterland zu kehren!

Wie heißt es doch in der Luther'schen Erklärung der zweiten Bitte? „Gottes Reich kommt auch ohne unser Gebet, aber wir bitten in diesem Gebet, daß es auch zu uns komme."

Wann wird das Deutsche Reich zu der deutschen Frau kommen?

Empfinden und Denken.

Von Professor Ludwig Büchner.

„Das eigentliche Object der Physik heißt Materie, Körper oder Stoff; aber eine Materie als solche giebt es nicht; sie ist eine begriffliche Vorstellung — sie ist ein Product der Vorstellung, der Denkphantasie oder der Denkwillkür ꝛc." „Dem gegenüber müssen wir immer daran festhalten, daß die Kraft nichts weiter bedeutet, als Stoffe oder Stofftheilchen, die in Bewegung begriffen sind und diese Bewegung auf andere Stoffe oder Stofftheilchen zu übertragen vermögen — die Kraft ist demnach für uns immer nur Stoff, der in Bewegung begriffen ist, oder Stofftheile, die in Bewegung begriffen sind. — Wir müssen uns mit aller Schärfe vor Augen halten, daß die Kraft, in concreto betrachtet, nie etwas Anderes darstellt, als eine bewegte Masse oder bewegte Massentheilchen." So heißt es in einer soeben bei Roth in Gießen erschienenen Schrift über „Empfinden und Denken" von A. Rau. Also ein „Product der Denkwillkür", welches aus „bewegten Massentheilchen" besteht. Wer diesen Widerspruch zu reimen im Stande ist, kann mehr als Brod essen. Wenn der Herr Verfasser sich durch Betonung des Zusatzes „als solche" aus diesem Widerspruch zu retten versuchen sollte, so bedenkt er nicht, daß in dem Urweltnebel, aus welchem sich unser Sonnensystem entwickelt hat, die Materie in der That „als solche" vorhanden war. Uebrigens ist auch die obige Definition der physikalischen Wissenschaft falsch oder wenigstens ungenau. Das eigentliche Object der Physik heißt nicht Materie, sondern Kraft. Die Chemie ist die Wissenschaft, welche von den Stoffen, die Physik diejenige, welche von den Kräften handelt. Nur auf Grund der Unterscheidung von Atom und Molekül (zusammengesetztes Atom) kann man die Chemie als die Mechanik der Atome, die Physik als die Mechanik der Moleküle bezeichnen.

Daß der Verfasser auf Grund einer so schiefen Vorstellung von der Materie auch zu eben so schiefen Vorstellungen über den sogenannten „Materialismus" kommt, kann nicht verwunderlich erscheinen. Er wirft demselben vor, daß er stark im Behaupten, aber schwach im Beweisen sei, und daß es ihm an kritischem Scharfblick und logischer Gewandtheit fehle. Auch soll derselbe die Bewegung als das Wesentliche jeder Empfindung oder jedes physikalischen und chemischen Vorgangs „niemals in Erwägung gezogen haben", obgleich der Verfasser dieses Referats der „Bewegung" ein ganzes Capitel seiner bekannten Schrift „Kraft und Stoff" gewidmet hat. Trotzdem steht Herr A. Rau als begeisterter Anhänger und Nachbeter Ludwig Feuerbach's, über den er Mehreres geschrieben hat, im Wesentlichen ganz auf denselben Standpunkten, auf denen sich auch die materialistische, vulgo monistische Philosophie bewegt, und verficht mit Glück und Schärfe den empiristischen Standpunkt in der Philosophie und Psychologie gegenüber dem idealistischen oder spiritualistischen. „Die gesammte speculative Philosophie", so heißt es auf S. 358, „von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart herab wird von der falschen Vorstellung beherrscht, die man sich über die Natur des Denkens gemacht hat, und welche darin besteht, daß das Denken eine primäre, unableitbare, spontane, sich selbst Gesetz seiende Function sei." Damit verbindet sich denn naturgemäß die theologische Vorstellung von der göttlichen Wesenheit oder Herkunft oder von der göttlichen und schöpferischen Kraft des Denkens. Selbst Spinoza konnte sich davon nicht frei machen. Noch weniger konnte es der große Kant, welcher die Existenz der Dinge aus dem Intellect logisch zu erweisen suchte, oder sein Nachfolger Fichte, „dessen Talent darin bestand, einen falschen Grundgedanken logisch so hartnäckig zu bearbeiten, daß daraus ein handgreiflicher Widersinn wurde." „Auch der Halbidealist Schopenhauer ist in einzelnen, sehr wesentlichen Punkten wiederum in den Kant'schen Intellectualismus zurückgefallen." — „Alle die wunderbaren Tiefblicke, die derselbe in das Wesen der Speculation geworfen, bewahrten ihn nicht vor der Illusion, daß er den wirklichen Weltgrund entdeckt habe. Wie alle Philosophen, ‚radotirte' auch er, sowie es sich um sein eigenes Princip handelte; was er sonst dunkel, abgeschmackt, aberwitzig, sinnlos bei Andern fand, das wurde ihm wunderbar klar, sobald es ihm gelang, es mit dem ‚Willen' in irgend welche Beziehung zu setzen." Sehr gut wies er dagegen nach, wie man um so weniger denkt, je mehr man in der Abstraction aufwärts steigt. Die höchsten und allgemeinsten Begriffe, deren sich die speculative Philosophie zu bedienen pflegt, wie Sein, Wesen, Ding, Werden, Seele, Vernunft, Phantasie, Wille u. s. w., sind auch die ausgelecrtesten und ärmsten, leichte Hülsen u. s. w. „Was können", fragt Schopenhauer, „philosophische Systeme leisten, die aus dergleichen Begriffen herausgesponnen sind und zu ihrem Stoff

Digitized by Google

nur solche leichte Hülsen von Gedanken haben?" — „Denn der Verstand", fügt Rau hinzu, „ist bettelarm ohne Sinne, ja er könnte gar nicht entstehen, wenn die Sinne fehlten. Folglich muß der Verstand aus den Sinnen erklärt werden; er kann nichts Anderes sein als universelle, in Zusammenhang gebrachte Sinnlichkeit." — „Wenn die Anschauung", sagt Trendelenburg, „das geliehene Gut zurückfordern würde, käme das reine Denken an den Bettelstab. Das menschliche Denken lebt von der Anschauung und stirbt, wenn es von seinen eigenen Eingeweiden leben soll, den Hungertod."

Somit hatte auch Schopenhauer vollkommen Recht, wenn er Kant gegenüber behauptete, daß die Begriffe alle ihre Bedeutung aus ihrer Beziehung zu anschaulichen Vorstellungen erhielten und ohne diese leer und nichtig seien. Kant hat nach Schopenhauer das Verfahren unseres Erkenntnißvermögens gerade auf den Kopf gestellt und kann somit beschuldigt werden, Anlaß zu der auf ihn gefolgten „philosophischen Charlatanerie", welche die verkehrte Welt als eine „philosophische Hanswurstiade" zu Markte bringt, gegeben zu haben. Seine sog. synthetischen Erkenntnisse a priori sind eitler Dunst. Seine berühmte „Kritik der reinen Vernunft" ist so unverständlich, daß K. E. Reinhold, sein erster Apostel, gesteht, erst nach fünfmaligem angestrengten Studium in den eigentlichen Sinn derselben eingedrungen zu sein. Kant war kein Kritiker, sondern nur „der consequente, verstandesklare Dogmatiker des Idealismus, welcher sich das Denken ganz unabhängig von der Empfindung dachte oder ein Denken ohne jede vorausgegangene Empfindung für möglich hielt." Dieses widerspricht so sehr allen Anschauungen moderner Physiologie und Naturwissenschaft, daß das Bemühen der heutigen speculativen Philosophen, Kant aus den unvollkommenen naturwissenschaftlichen Kenntnissen seiner Zeit oder deren falschen Anschauungen herauszureißen und als lebendes Wesen oder Vorbild in unsere Zeit hineinzustellen, sehr thöricht genannt werden muß. Um so thörichter, als man in den meisten Fällen von Kant gerade dasjenige conservirt oder tradirt, worin er irrte oder in den falschen Anschauungen seiner Zeit befangen blieb. Namentlich hat Lange, der „phantasievolle" Verfasser der Geschichte des Materialismus, geirrt, wenn er annimmt, daß die heutige Physiologie der Sinnesorgane der entwickelte oder berichtigte Kantianismus sei, und daß das Kant'sche System als ein Programm zu den neueren Entdeckungen auf dem Gebiet der Physiologie betrachtet werden dürfe. Im Gegentheil ist die Physiologie, soweit sie auf dem von Kant vorgezeichneten Wege wandelte, zu schweren Irrthümern verleitet worden, wie dieses der Verfasser an den Beispielen von Helmholtz oder Dubois-Reymond im Einzelnen nachweist. Von des Letzteren berühmter Ignorabimus-Rede mit ihren „phraseologischen und rhetorischen Effecten" wird gesagt, daß sie zum „ansehnlichsten Theil auf dialektischem Wege erzeugt worden und demgemäß zu beurtheilen ist". Die bloße Logik hat aber, wenn auch an und für sich noch so correct, keinen Werth, wenn sie auf falsche Voraussetzungen, wie z. B. diejenigen der idealistischen Philosophie, gegründet ist. Sie gleicht einer Mühle, welche zwar Mehl von jedem Grade der Feinheit herzustellen im Stande ist, aber nur dasjenige wiedergeben kann, was in sie hineingeschüttet worden ist, also z. B. kein Weizenmehl aus Erbsen. Wenn die Kant'sche Erkenntnißtheorie lehrt, daß nur der Verstand die Dinge zeigt, wie sie wirklich sind, während die Sinne nur lehren, wie sie erscheinen, d. h. wie sie eigentlich nicht sind, so lehrt im Gegentheil die realistische Erkenntnißtheorie, daß die Sinne die Dinge zeigen, wie sie sind, während der Verstand nur zeigt, inwieweit dieselben untereinander übereinstimmen oder verglichen werden können, oder inwieweit die eine Erscheinung an Stelle der anderen zu treten vermag. Die speculative Erkenntnißtheorie nimmt das Denken für die Ursache der Empfindung und Anschauungsfähigkeit oder macht das Anschauen zu einer rein intellectuellen Function, während die realistische Erkenntnißtheorie das Denken aus der Empfindung, der Anschauung oder aus dem Vergleichen von gegenwärtigen oder früheren Sensationen untereinander herleitet. Das Primäre aller Erkenntniß liegt in den sinnlichen Empfindungen und Gefühlen, und der bekannte Satz: „Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu" wird immer Recht behalten. Nach L. Feuerbach ist das Denken nur ein verallgemeinertes, der Particularität der Sinne entkleidetes Empfinden, und alle Wissenschaft beruht in letzter Linie auf sinnlicher Erkenntniß. Die Verneinung der Sinne ist nach ihm „die Quelle aller Verrücktheit, Bosheit und Krankheit im Menschenleben; die Bejahung derselben die Quelle der physischen, moralischen und theoretischen Gesundheit".

Die Verwerfung der Sinneszeugnisse von Seiten der Metaphysiker ist ein Akt der Willkür, wobei sich der Verstand nicht bloß zum Richter in eigener Sache aufwirft, sondern auch noch die Ungerechtigkeit begeht, die wichtigsten Zeugen des Gegentheils von vornherein mundtodt zu machen. Lange bevor sich der Verstand entwickelt, sagen dem Menschen die Sinne, was er thun und lassen soll; sie sind seine ersten und besten Freunde, während die Aufhebung der Sinnlichkeit den Menschen zu einem unglückseligen Zwittergeschöpf, halb Thier, halb Engel macht und ihn unentschieden zwischen Himmel und Erde hin- und herschwanken läßt. — Das Denken ist kein schöpferischer Akt; es vermag nur, einen Gegenstand künstlerisch oder technisch zu verarbeiten; schaffen oder erschaffen kann es ihn nicht. Der Stoff oder das Sinnliche ist das Erste, der Gedanke oder das auf Grund des Sinnlichen erst sich Vollziehende das Zweite. Der speculative Philosoph kommt daher nie, weil ihm stets der Begriff als das Erste vorschwebt, zur Anschauung der Dinge; die ganze Welt ist für ihn eigentlich nur eine Allegorie seiner Logik, Dogmatik oder Mystik. — Der alte Seelenbegriff ist definitiv aus der Wissenschaft zu entfernen, da in keiner Weise einzusehen ist, wie die Seele auf den Körper und der Körper auf die Seele wirken könne — woraus sich das vollkommen unlösbare Problem der spiritualistischen Metaphysik oder der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Leib und Seele und ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander ergiebt. Die große Popularität oder Anhängerschaft, welche der Spiritualismus von je hatte und immer noch hat, erklärt sich aus bekannten und rein äußerlichen Gründen. Alle ungebildeten oder nicht-denkenden Menschen sind von vornherein Spiritualisten; „denn Jeder möchte das Gut des Lebens für alle Zeiten behalten; Keiner will sterben." Der von Wundt ersonnene psycho-physische Parallelismus ist nur der metaphysische Rest seiner Psychologie, um deren exacte Behandlung er sich sonst so große Verdienste erworben hat, und erklärt sich daraus, daß auch er sich die Philosophie nicht ohne Metaphysik vorstellen kann. Seine Theorie ist „die letzte und schwächlichste Fiction, welche der Spiritualismus noch in der Agonie erzeugt hat".

Was vom Seelenbegriff, gilt auch vom Gottesbegriff. Gott ist eine Sache des Herzens, des Glaubens, des Gemüthes, nicht aber des Verstandes oder der wissenschaftlichen Einsicht. „Wie die Anrufung Gottes in den Nöthen des Lebens nur ein Ausdruck unserer Hülfslosigkeit ist, so ist die Berufung auf Gott in wissenschaftlichen Fragen nur ein Bekenntniß unserer Unwissenheit." Die von dem philosophischen Idealismus provocirte sog. „Gottähnlichkeit des Menschen" erhebt das, was ursprünglich ein Wunsch des Herzens war, zu einer Sache des Verstandes, welche logisch demonstrirt werden soll — womit, wie Feuerbach nachgewiesen hat, die speculative Philosophie zu einer rationalistischen Theologie wird. Es ist eben die alte Geschichte von der ancilla Theologiae, welche das Christenthum in der sog. Scholastik auf seine höchste Spitze getrieben hat. „Ist doch die philosophische Grundlage des Christenthums in der Hauptsache nichts Anderes, als der

Digitized by Google

in der Gluth des Gemüthes geronnene und erstarrte Inhalt griechischer, altindischer und altägyptischer Philosopheme, gepfropft auf die jüdische Messias-Verheißung."

Der Verfasser schließt seine Schrift mit den Worten seines Gewährsmannes L. Feuerbach: „Die neue Philosopie macht den Menschen mit Einschluß der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstand der Philosophie — die Anthropologie also, mit Einschluß der Physiologie, zur Universalwissenschaft. Homo sum, humani nihil a me alienum puto."

Wir können die Lectüre der trefflichen Schrift allen denjenigen, welche sich in den philosophischen Kämpfen und Krämpfen der Gegenwart an der Hand eines kundigen Führers zurechtzufinden wünschen, angelegentlich empfehlen.

Literatur und Kunst.

Philosophische Socialreformer.

Es ist ein unleugbares Verdienst der Socialdemokratie, durch ihre fortwährenden Angriffe auf die bestehende Gesellschaftsordnung die Vertreter der letzteren zu immer tiefer gehenden Forschungen über Wesen und Gestalt der Volkswirthschaft angetrieben zu haben. Nicht nur die berufsmäßigen Lehrer dieser Wissenschaft haben es sich angelegen sein lassen, die bisher aufgestellten Theorien und Gesetze einer kritischen Prüfung zu unterziehen, sondern auch die weiteren Kreise der volkswirthschaftlichen Journalistik, zu denen Vertreter aller höheren Berufsclassen gehören, haben angefangen, der neuen volksthümlichen Strömung insofern Rechnung zu tragen, als sie sich immer mehr den Fesseln der sogenannten classischen Nationalökonomie entraffen und stark individualisirte Darstellungen einzelner Wissenszweige geben, die von systematischer Gebundenheit nichts mehr wissen wollen.

Zu den Männern, deren eigentliches Gebiet die Volkswirthschaft im engeren Sinne nicht ist, gehören die Philosophen, von denen aber von jeher die Bedeutendsten — ich nenne nur Plato, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, — sich auch mit Betrachtungen mehr oder weniger systematischer Art über den Staat beschäftigt haben. Es scheint ja auch das Natürlichste, daß diese Männer, denen die Betrachtung der Welt Berufssache ist, sich nicht, wie so vielfach von Laien angenommen wird, lediglich auf die Erkenntniß des Uebersinnlichen beschränken, sondern bestrebt sein müssen, die Welt des Raumes und der Zeit mit kritischem Blick zu durchmustern, sei es nun, daß sie sie als Basis der Induction betrachten, sei es, daß sie ihnen als Endresultat eines überweltlichen Wirkens erscheint. Immer fällt der Blick des Philosophen auf die umgebende Erde zurück; die irdische Wirklichkeit behauptet neben allen Theorien ihren unanfechtbaren Platz, und selbst der Solipsist hat sich mit ihr abzufinden. Aber der Blick des Betrachters wird ein anderer sein, wenn er gewohnt ist, sich in die reinen Höhen der Speculation zu erheben, als wenn er von dem Staub des Irdischen, Alltäglichen getrübt und beeinflußt wird, und nur demjenigen werden die Gesetze des Daseins offenbar, der die synthetische Function nicht an wenigen Einzelheiten, sondern an großen Gruppen von Erscheinungen bewährt hat. Die Ideen, wenn man darunter nur Abstractionen des reflectirenden Verstandes versteht, sind freilich nicht das Prius der Dinge, und die Socialdemokratie hat Recht, wenn sie gegen eine solche Auffassung der „idealistischen" Geschichtswissenschaft zu Felde zieht, aber die Ideen sind als Inhalt des logischen Formalprincips unbewußter Grund aller Thätigkeit und in diesem Sinne sehr wohl das Prius aller Dinge, ja alles Seins überhaupt. Die Socialdemokratie begeht den Fehler aller naiven Realisten, den Inhalt ihres Bewußtseins dogmatisch zum Daseinsinhalt zu erheben und keinen höheren Inhalt als diesen Bewußtseinsinhalt für möglich zu halten. Nur der reflectirende Verstand, der die Ergebnisse der Sinneswahrnehmungen in der Form des Selbstbewußtseins zu Theorien und Gesetzen verarbeitet, genießt in ihren Augen Ansehen; die speculative Vernunft, welche vermittelst der Kategorie der Causalität den Boden des sinnlich Wahrnehmbaren verläßt und nach Zusammenhängen forscht, die dem auf die unmittelbare Thatsächlichkeit des Wirklichen gerichteten Blick verborgen bleibt, scheint ihr von sehr zweifelhaftem Werth, und dieses Vorurtheil überträgt sich leicht auch auf diejenigen Arbeiten eines Philosophen, die sich ganz oder theilweise mit Gebieten der greifbaren Wirklichkeit beschäftigen. Die metaphysikscheue Gegenwart traut es heut zu Tage keinem Philosophen mehr zu, daß er auf einem abseits liegenden Gebiete, wie die Volkswirthschaft es nach ihrer Ansicht für einen Philosophen ist, etwas Tüchtiges leisten könne. Jeder Nationalökonom von Fach hält es unter seiner Würde, auf solche „dilettantische" Arbeiten überhaupt nur einzugehen, und da die Berufsphilosophen meistens nicht die Kenntnisse und die Lust besitzen, sich mit dem fremden Stoff einzulassen, besonders wenn der Schriftsteller kein ordentlicher Professor ist, so fallen alle diese Veröffentlichungen einer baldigen Vergessenheit anheim, der einige zu entreißen Zweck nachstehender Ausführungen ist.

Eugen Dühring, Albert Lange und Eduard von Hartmann haben schon einmal eine Zusammenstellung erfahren. Professor Vaihinger, der bekannte Kantforscher, hat vor 20 Jahren unter dem Titel „Hartmann, Dühring und Lange" ein Buch geschrieben, um die philosophischen Lehren dieser Männer einem Vergleich zu unterziehen. Damals war Hartmann mit seinen socialen Ansichten noch gar nicht hervorgetreten, und Dühring hatte auch noch nicht sein letztes Wort gesprochen; Vaihinger's Arbeit ließ also die sociale Seite bis auf ein paar Worte über Lange fast ganz bei Seite und widmete sich vorzugsweise dem philosophischen Theile der Ansichten seiner Autoren. Seitdem liegen nun so ausführliche Werke socialpolitischen Inhalts sowohl von Dühring als von Hartmann vor, daß es an der Zeit scheint, dem Vergleich in philosophischer Hinsicht einen in socialpolitischer folgen zu lassen. —

Dühring hat von den Dreien wohl noch die meiste Beachtung gefunden, weil er das Glück hatte, von einem Führer der Socialdemokratie, Friedrich Engels, in einer eigenen Schrift, betitelt „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft" angegriffen zu werden. Er hat seinen Standpunkt, den er den „antikratischen, socialitären" nennt, in den verschiedenen Auflagen seines „Cursus der National- und Socialökonomie" mehrfach modificirt, hauptsächlich in Bezug auf den Zins, den er zuerst ganz verwarf, um ihn zuletzt wieder vollständig zu restituiren. „Antikratisch" nennt er sein System, weil es sich gegen jede Herrschaft auflehnt. Aus diesem Grunde polemisirt er auch auf das Heftigste gegen die Socialdemokratie, deren Zwangsstaat ihm mit Recht nur eine neue Auflage unerhörtester Tyrannei ist. Diese antikratische Richtung hat ihm unter der studirenden oppositionslustigen, zum Theil zur Anarchie neigenden Jugend manchmal Theilnahme verschafft, obgleich die thatsächlich zum Anarchismus führende Consequenz seiner Lehrsätze von ihm wohlweislich nicht gezogen wird. So ist er z. B. von Benedict Friedländer in seiner Schrift „Der freiheitliche Socialismus" für den Anarchismus in Anspruch genommen.*) In der „Wirklichkeitsphilosophie" (Leipzig bei Reisland 1895) verwahrt er sich ausdrücklich gegen die „Anarchelei", die die

*) Berlin. Freie Verlagsanstalt 1892.

Digitized by Google

Verneinung jedes ordnenden Princips und jeder ernstverstandenen Gerechtigkeit sei.

In dem heutigen Staat sieht Dühring eine politische und sociale Mißschöpfung, weil die bestehenden Zustände Folgen der Herrschaft des Gewalteigenthums sind, aber nicht das Capital als solches macht er dafür verantwortlich, sondern die historisch zu betrachtenden Gestaltungen der Politik, welche die Entstehung des Gewalteigenthums begünstigt haben und den Fortbestand desselben garantiren. Jegliche Herrschaft, welcher Art sie auch sein möge, widerstrebt dem socialitären System, das an die Stelle des den Menschen versclavenden Gewalteigenthums zu treten hat, aber Dühring sagt nicht, in welchen Formen sich dieses socialitäre System ausleben wird. Am meisten scheint er sich noch von dem so oft empfohlenen Heilmittel der Genossenschaften zu versprechen. Der einzige Unterschied der Dühring'schen Productiv-Genossenschaften von denen anderer ist darin zu suchen, daß die ersteren gesetzlich verpflichtet sein sollen, Keinem, der eintreten will, den Mitgenuß ihres Capitalbesitzes zu verweigern, wie Hertzka dies des Näheren in „Freiland" geschildert hat. Auch in den Betrachtungen über den Werth der Consumtion, worunter Dühring die Summe aller Bedürfnisse versteht, ist Hertzka von Dühring beeinflußt worden. Es frägt sich nur, was das Prius ist, die Production oder die Consumtion. Letztere kann durch eine zeitweilige Ausdehnung wohl eine Steigerung der ersteren veranlassen, aber doch nur dann, wenn die durch eine gesteigerte Production in Umlauf gekommenen Arbeitslöhne als das Vorangehende die Consumtion ermöglichen. In Einzelfällen, z. B. nach Beendigung eines Krieges, kann ja auch eine reichliche Kriegsentschädigung das siegreiche Volk vorübergehend in den Stand setzen, mehr zu consumiren, aber aus solchen Ausnahmefällen lassen sich keine volkswirthschaftlichen Gesetze ableiten. Nicht bloß darum, dem Arbeiter einen höheren Lohn zu schaffen, sondern darum, ihm überhaupt Arbeit zu schaffen, handelt es sich heut zu Tage in tausenden von Fällen, und immer wieder tauchen die Fragen auf: Ist eine Reservearmee der Arbeit nöthig, wie groß muß sie sein, und wer hat die Unterhaltungskosten für sie zu tragen?

Dühring, der auf alle diese directen Fragen die Antwort schuldig bleibt, hofft eine dauernde Hebung der Volkswohlfahrt von der Verbindung freier Productivgenossenschaften, zu denen sich Jedermann melden kann, und deren Gedeihen allein von Angebot und Nachfrage regulirt werden soll. Die vollkommene socialitäre Freiheit macht die Weigerung einem Aufnahmelustigen gegenüber unmöglich, nur die Abneigung gegen Rasseneigenthümlichkeiten (hier verräth sich der Antisemit) entschuldigt eine Ablehnung neuer Elemente. In der That würde aber jede blühende Association sich weigern, unbesehens jeden Zuzügler aufzunehmen und mit ihm die gemeinschaftlichen Einkünfte theilen zu sollen. Dühring kommt zu diesen Forderungen, weil er der besitzlosen Arbeit, die jetzt vermöge ihrer Besitzlosigkeit von den capitalkräftigen Besitzern ausgebeutet wird, zum Besitz verhelfen will, um so der Gerechtigkeit Genüge zu thun. Wer der Arbeit das Capital — d. h. hier das baare Geld, denn die Immobilien werden als Gesammtbesitz gedacht, von denen Jeder nach Belieben Besitz ergreifen kann — geben soll, wird nicht deutlich gesagt, aber man geht wohl nicht fehl, wenn man Hertzka's Ausführungen über die Functionen einer staatlichen Bank als Dühring's Ansichten entsprechend ansieht.

Daß die Arbeit ohne Capital sich nicht zur selbstständigen Production constituiren kann, giebt Dühring zu. Wenn er also an anderer Stelle meint, die Emancipation von der versclavenden Ablohnungsarbeit würde sofort eintreten, nachdem man den Arbeitern das vollständige Coalitionsrecht eingeräumt habe, so ist wieder darauf hinzuweisen, daß alle politischen Rechte wenig helfen, wenn nicht das nöthige Capital wirthschaftlich befruchtend hinzutritt. Für das mobile Capital ist Dühring bereit, eine Nutzungsabgabe zuzugestehen, aber das Eigenthum an Grund und Boden, den Productionsmitteln und Wohnstätten soll direct in ein publicistisches Recht verwandelt werden, ob mit, ob ohne Nutzungsabgabe, bleibt schwankend.

Es ist bei dem geschraubten, immer um den Kern der Sache herumgehenden Stil Dühring's sehr schwer, ein einfaches klares Programm heraus zu lesen. Der 1892 erschienene „Cursus der Nationalökonomie" 3. Aufl. enthält 586 Seiten, aber das Programmatische darin beschränkt sich auf die oben genannte Forderung, die Emancipation der Arbeit betreffend. Das Privateigenthum soll nicht angetastet werden, aber die Gelegenheit zur Bildung desselben wird nach Dühring's Meinung so verschwindend sein, daß an eine private Capitalisirung kaum noch zu denken ist, und das Eigenthum sich lediglich auf persönlichen Besitz an Mobilien u. s. w. beschränkt. Da jedoch der Zinsbezug für geliehene Capitalien, der ja einer Miethe gleichzusetzen und eben so wenig wie diese verwerflich ist, beibehalten werden soll, eine Arbeit ohne Capitalbefruchtung aber auch Dühring nicht denkbar ist, so muß man dem Staate die Functionen des Capitalbesitzers zuschreiben, wenn der Einzelne weder mobiles noch immobiles Capital besitzen soll. Die Frage, wer Besitzer der auszuleihenden Capitalien sein wird, beantwortet Dühring in den verschiedenen Auflagen seiner Werke sehr verschieden. In der 1895 erschienenen 3. Auflage des Cursus der National- und Socialökonomie tritt er für eine Nutzungsabgabe der mobilen sowie der immobilen Capitalien ein und scheint wenigstens das mobile Capital den bisherigen Besitzern belassen zu wollen, nachdem es seiner ausbeuterischen Gestalt entkleidet worden ist. Wie das geschehen soll, bleibt unklar. Er sagt ausdrücklich, im bewußten Gegensatz zur Socialdemokratie, daß das Capital als solches nicht schädlich sei, sondern nur die jetzige „ausschließende" Benutzung desselben.

Die Umwandlung des Grund und Bodens in „publicistisches Recht" ist und bleibt socialdemokratisch, Dühring mag sich drehen und wenden, soviel er will, und ob es ohne Zwangsmaßregeln bei der Vertheilung oder Herausgabe des für die Production nöthigen Bodens abgehen wird, ist sehr fraglich. Wenn Jedermann berechtigt sein soll, zu irgend einer Gründung den dazu nöthigen Boden vom Staate zu verlangen, so wird der Staat bald seine Ländereien los geworden sein. Ebenso ginge es mit den Capitalien, wenn eine Staatsbank sie zu vergeben hätte. Man denke allein an die Masse der Erfinder, die alle von ihren Erfindungen das Heil der Menschheit abhängig glauben und nun, bei Eröffnung des Dühring'schen Staates, die unsinnigsten Experimente anstellen würden, woran sie bis jetzt glücklicher Weise durch den Mangel an Capital gehindert sind. Räumt Dühring aber dem Staate die Befugniß ein, die Anträge der Capitalsuchenden erst einer technischen Prüfung auf die Brauchbarkeit und Zulässigkeit der geplanten Gründungen zu unterziehen, so ist sofort wieder eine Form der gefürchteten Herrschaft da.

Dühring hat das ganz deutliche Gefühl, daß das Princip der Freiheit nicht bis auf die äußersten Consequenzen gebracht werden darf, daß es nur Grade der Freiheit giebt; aber der Widerwille gegen jede Autorität ist bei ihm doch so groß, daß der Freiheitstaumel, dem er ja auch seine größten Erfolge verdankt, ihn immer wieder erfaßt. Allerdings kommt er über nebelhafte Andeutungen niemals hinaus, die sich unter den stets wiederkehrenden Versicherungen der Großartigkeit seines Systems und höhnischer Geringschätzung der Bestrebungen Andersdenkender so geschickt verstecken, daß es eines eingehenden Studiums bedarf, um diejenigen Punkte herauszufinden, auf die sich eine etwaige Neugestaltung bestehender Zustände zu stützen hätte, denn an einen gewaltsamen Umsturz denkt Dühring nicht. Die „Politik", d. h. die Thätigkeit des Staates, muß antikratisch und socialitär gestaltet werden,

Digitized by Google

dann wird Alles gut, das ist nach jeder Kritik stets Dühring's letztes Wort, etwa wie bei den Theologen die Liebe, ganz allgemein gefaßt, Alles zum Besten lenken soll. „Die Organisation des Politischen und Socialen kann nicht einmal an sich selbst als gut gedacht werden, wenn es an den inneren guten Triebkräften fehlt. Auf diese innersten guten Triebkräfte und deren Herausgestaltung ist alles Menschheitsreformatorische zu richten. Nur wo man dem freien und gerechten Geiste Bahn macht, wird man auch gut fungirende Einrichtungen haben," dieses Schlußwort charakterisirt in seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit die ganze Denkweise des Verfassers. Es könnte eben so gut von einem Theologen gesprochen worden sein, der damit seinem Moralprincip der Liebe hätte das Wort reden wollen, während Dühring, der die Religion am liebsten gleich abschaffen möchte, nur dem Moralprincip der Gerechtigkeit in dem von ihm verstandenen Sinne damit das Geltungsbereich erweitern möchte. Dühring will nicht Anarchist, sondern Antikrat sein, d. h. er lehnt sich nicht gegen eine gerechte und vernünftige Herrschaft, sondern nur gegen eine Gewaltherrschaft auf. Nun haben aber von jeher die Conservativen die herrschende Ordnung für gerecht und vernünftig gehalten, während die Opposition eben dieselbe als ungerecht und unvernünftig angriff, und das wird auch wohl immer so bleiben. Wo die Grenze zwischen Freiheit und Ordnung zu ziehen sei, ist die alte und ewig neue Streitfrage, zu der Dühring nichts Bestimmtes beigebracht hat.

Es ist merkwürdig, daß ein Philosoph, der sich keineswegs in Illusionen über die moralische Beschaffenheit der niederen Stände befindet, von einer rein wirthschaftlichen Befreiung eine solche Veredlung der Menschennatur erhofft, daß dadurch alle Schäden der Cultur beseitigt werden. Allerdings sieht er den Umschwung nicht eher kommen, als bis die leitenden Kreise sich so mit den socialitären Ideen der Gerechtigkeit durchdrungen haben, daß sie von selbst die Formen des Gewalteigenthums aufgeben. So ist sein Wirken und das Ziel desselben letzten Endes als ein ethisches aufzufassen, wie das eines jeden Philosophen, dem es um die Entwicklung zu thun ist, nur daß die von ihm dazu empfohlenen Mittel so unzureichend und die Form, in der er sie vorträgt, in ihrer Unbestimmtheit so unklar ist, daß sich schwerlich Jemand auf die Dauer von einem so der Systematik entbehrenden System angezogen fühlen wird. —

Unser zweiter Philosoph faßt die Sache ganz anders an. Albert Lange ist von dem Gefühl durchdrungen, daß ein Wendepunkt im Kampf um's Dasein nahe herangerückt sei. Seine „Arbeiterfrage" hat vor Kurzem die fünfte Auflage erlebt, ein Beweis für die zunehmende Popularität der darin ausgesprochenen Ansichten. Es sind genau dieselben, denen man so oft im Gespräch mit der heutigen studirenden Jugend begegnet: Entrüstung über den Reichthum weniger Capitalisten und den dadurch erzeugten oft ganz sinnlosen Luxus, Mitleid mit dem elenden Loose der niedersten Schichten, die man ganz unbefangen zu „Arbeitern" verallgemeinert, und der Wunsch, dieser unnatürlichen Vertheilung der Mittel auf irgend eine Art ein Ende zu machen. Zwischen der eigentlichen Socialdemokratie und den unbedingten Vertheidigern der bestehenden volkswirthschaftlichen Ordnung haben sich im Lauf des letzten Menschenalters eine ganze Reihe mehr oder weniger vermittelnder Socialpolitiker eingeschoben, die theils Specialfächer, theils Propaganda für irgend ein augenblicklich zu realisirendes Ideal betreiben, alle aber von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände durchdrungen sind. Wenn ein Philosoph diesen Kampfplatz der Meinungen betritt, so kann man wenigstens sicher sein, daß ein allgemeinerer Gesichtspunkt zur Betrachtung herangezogen und das Specialistenthum thunlichst bei Seite gelassen wird. Schon deßhalb sind solche Arbeiten viel fruchtbringender als die trockenen Erörterungen der Fachleute, die sich damit ja auch an ein ganz bestimmtes Publicum wenden, dessen Beifall sie einbüßen würden, wenn sie die „Wissenschaftlichkeit" zu Gunsten der Popularität aufgäben. Die Philosophen dürfen sich über ein solches Urtheil hinwegsetzen; sie richten ihre Bücher an einen anderen Leserkreis und können die souveräne Geringschätzung der Fachgelehrten ertragen, wenn sie nur Anklang finden bei der großen Zahl derer, denen es um eine allgemeine Uebersicht von einem höheren Gesichtspunkt zu thun ist. Daß sich auch die Philosophen der Behandlung socialer Fragen zuwenden, ist ein gar nicht hoch zu schätzendes Verdienst. Es darf nicht übersehen werden, daß eine neue Generation herangereift ist, die den alten Idealen entwachsen ist. Sehnsüchtig schaut sie nach neuen aus und greift in Ermangelung besserer nach den socialdemokratischen, deren Hohlheit sie nicht gleich durchschaut. Die Kirche der Gegenwart ist sich ihrer eigentlichen Aufgabe, neue Ideale des Uebersinnlichen auszubilden, so wenig bewußt, daß auch sie zur Lösung socialpolitischer Aufgaben beitragen will, um dem Drängen der Zeit entgegen zu kommen. Sie verwickelt sich in ein Thun, das an und für sich nicht ganz verdienstlos ist, aber doch dem innersten Kern ihres Wesens fremd gegenübersteht. Dies gereicht zwar dem fühlenden Herzen ihrer Diener zur Ehre, unterbindet aber die Entwicklungsfähigkeit des geistigen Inhalts der Religion. Da ist nun der Philosoph, der nicht allein die nächste Zukunft vor sich sieht, sondern mit weitem Blick ferne Perspectiven in's Auge faßt, der richtige Führer, um die Entwicklung unklar gährender Gedanken zur Reife zu vollziehen, das Frohlocken des Optimismus, der ein Allheilmittel für jedes Gebrechen gefunden zu haben glaubt, kühl und nüchtern zu dämpfen, der Sehnsucht nach einer Vervollkommnung des irdischen Daseins aber durch den Hinweis auf die Abstellbarkeit manches drückenden Leids gerecht zu werden.

Wir sagten schon früher, daß der Philosoph um so eher dazu geeignet sei, je mehr sein Blick sich in der Behandlung rein metaphysischer Fragen geschärft hat, und dieser Voraussetzung entspricht Albert Lange gerade nicht, denn es gehört zu seinen feststehenden Dogmen, daß die Beschäftigung mit der Metaphysik eine höchst unfruchtbare und überflüssige Bethätigung menschlichen Scharfsinnes sei und nur noch in historischem Sinne als Bericht vergangener Doctrinen eine gewisse Berechtigung habe. Durch das Aussprechen dieser Ansicht sichert sich Lange von vornherein einen großen Kreis gläubiger, weil metaphysikscheuer, Anhänger. Aber es geht mit der Metaphysik wie mit der Religion: der ärgste Spötter kann ihrer, wo es sich um die Lösung der wichtigsten Fragen handelt, nicht entrathen, und durch irgend ein Hinterthürchen schleicht sich die Vielgeschmähte überall wieder ein, um großmüthig ihre Hülfe zu leihen, ohne die der Philosoph doch nichts zu Stande brächte.

So ist es auch Lange gegangen, und wenn auch die Volkswirthschaft gerade kein Gebiet ist, auf dem die metaphysischen Funde direct verwerthet werden können, so fällt doch ein Abglanz davon auch auf die national-ökonomischen Studien, und man fühlt bei der Lectüre, daß man einem gereiften Geiste gegenübersteht. Dennoch ist diese Lectüre für einen großen Theil unserer heutigen Jugend nicht ungefährlich, denn so sehr der Verfasser auch für den Fortschritt schwärmt und sich auf einem weit vorgeschobenen Posten des Denkens fühlt, so sehr ist sein Standpunkt bereits antiquirt. In Bezug auf seine stark betonten socialdemokratischen Gesinnungen ist er von der noch radicaleren Strömung der Anarchisten überholt, in Bezug auf seine Ansichten über Arm und Reich haben die Untersuchungen von Julius Wolf u. A. die Vorurtheile, mit denen Lange an seine Arbeit heranging, zerstreut und einer weniger leidenschaftlichen Auffassung Platz gemacht. Die unkritische Jugend, welche die Arbeiten Wolf's und Hartmann's nicht kennt, wird aber nur zu sehr geneigt sein, Lange als den Apostel der Humanität zu verehren und

Digitized by Google

aus seinen Lehren Consequenzen ziehen, welche Lange selbst am wenigsten gebilligt haben würde. Die Mäßigung des Meisters findet bei den Jüngern bekanntlich die wenigste Nachfolge. Wenn Lange das Erbrecht beschränkt wissen will, so verlangen die Neueren seine Abschaffung, wenn er das Eigenthum an Grund und Boden in gewissen Fällen, z. B. in Deutschland, wo der Einzelne mit Zähigkeit daran festhält, noch beibehalten wissen will, so geht die Jugend summarisch zum Bodencommunismus über; wenn er das Eigenthum als ein Compromiß zwischen der Vernunft und der thierischen Raubsucht der Menschen ansieht, welches indessen doch nur ein kleineres Uebel an die Stelle des größeren setzt und dadurch die Basis der Gesellschaftsordnung vielleicht noch auf lange Zeiten hin schafft, so verlangen Andere heute die Abschaffung jeglichen Eigenthums als unbedingte Grundlage einer dem heutigen Rechtsbewußtsein entsprechenden Volkswirthschaft. Lange sagt: „Daß ein Mensch eine ohne sein Zuthun geschaffene oder gewordene Rechtsordnung anerkennen soll, wenn diese ihn allen und jeden Antheils an den Gütern und Genüssen der Gesellschaft und sogar der Mittel beraubt, sich solche Güter auf einem Stück des Erdbodens durch seine Arbeit zu erwerben, ist eben so wenig zu erwarten oder zu fordern, als daß ein Mann, den man für vogelfrei erklärt, die Glieder der Gesellschaft schone, die ihn ächten und verfolgen." Solche Sätze sind ganz dazu geeignet, die Leser zu verwirren und zu einem Vorgehen zu ermuthigen, welches in seiner Einseitigkeit zu ganz anderen als den von dem Verfasser beabsichtigten Ergebnissen führt.

Lange hat in seiner Schrift eine Art Arbeiterlesebuch wie Lasalle schaffen wollen, aber er hat sich einen intelligenten Leser gedacht, der Gegenwart und Zukunft auseinander zu halten weiß, der zwar selber sich neue Rechtsgrundsätze aneignen soll, dieselben aber zur Zeit noch nicht in Anwendung bringen, sondern geduldig warten soll, bis der von ihm ausgestreute Samen so allgemein Frucht getragen hat, daß sein Ueberwuchern alles andere Wachsthum zerstört und sich so zum Alleinherrscher durchringt. Diese philosophische Mäßigung ist aber von den Arbeitern, wenn man ihnen die revolutionärsten Gesinnungen einprägt, nicht zu verlangen.

Auf der einen Seite ist Lange stark von dem Marx'schen „Capital" beeinflußt, auf der anderen Seite aber zu sehr von dem Werth der Geistes- und Charakterbildung durchdrungen, um nicht einzusehen, daß die große Masse des Volkes in ihrem jetzigen Zustande für die Ideale der Volkswirthschaft noch nicht reif ist. Er wünscht demnach eine Hebung der Volksbildung als Unterlage der beabsichtigten Neuerungen, als deren Spitze er sich eine Reihe „republicanisch" (d. h. wohl communistisch) eingerichteter Fabriken denkt. Am wenigsten deutlich spricht er sich über das Capital aus, obzwar ein ganzer Abschnitt dem Verhältniß zwischen Arbeit und Capital gewidmet ist. Es scheint, als ob er die Marx'sche Ansicht, daß das Capital allein durch Ausbeutung entstanden sei, theilt, wenn er auch dem Proceß der schließlichen Expropriation desselben zu Gunsten der Allgemeinheit in Bezug auf dessen Kürze kritisch gegenübersteht. Der republicanischen Organisation der Fabriken soll eine constitutionelle vorangehen und als Vorbild die englischen Gewerkschaften dienen, denen Lange viel Gutes nachrühmt. Er hat die letzte Entwicklung in England, wo sich in der Gewerkschaftsbewegung deutlich eine doppelte Strömung zeigt, nicht mehr verfolgen können. Ueberall handelt es sich um die Herausbildung einer Arbeiterelite, die sich durch Schranken von den unqualificirten Genossen streng zu scheiden sucht. Das radicalere Element besteht meistens aus den am wenigsten bildungsfähigen und charaktervollen Menschen, das conservative Element aus den zu höherer Bildungsstufe und Erwerb gelangten Bestandtheilen der Arbeiterschaft, die gar keine Lust verspüren, durch blinde Zulassung aller möglichen Schmarotzer die Zahl der Concurrenten zu vergrößern, und sich durch strengen Abschluß nach außen ihre Lohnhöhe zu erhalten wünschen. Der Kampf um's Dasein wüthet eben nicht nur zwischen Unternehmern und Arbeitern, sondern auch zwischen Mitgliedern derselben Volksschicht und es ist eine ganz grundlose Annahme, wenn man sich die Solidarität der Interessen dort größer denkt. Es gehört zu den „Sünden der Armen", daß sie, einmal zu Besitz und Herrschaft gelangt, ihre Macht meistens roher und rücksichtsloser ausüben als die gebildeten Stände, denen von Jugend an die Rücksicht auf die Gefühle Anderer anerzogen worden ist. Die Ausbildung der Gewerkschaften hat ihre einzige segensreiche Wirkung darin, daß sie eine Arbeiterelite heranbildet, die von dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit durchdrungen ist und dadurch eine Verstärkung des Mittelstandes schafft, der sich als Bollwerk der socialen Gleichmacherei entgegenstemmen wird. Dadurch wird freilich das Gegentheil von dem erreicht, was ihren Gründern als Ideal vorschwebte, aber das gehört zu der nicht selten vorkommenden Ironie, mit der der Geist sich in der Geschichte der Menschheit durchzusetzen weiß, und überrascht kaum noch. Alle die friedlichen Mittel, die der Realpolitiker vorschlagen kann, um höhere gesellschaftliche Formen herbeizuführen, verfangen nicht, und an ihre Stelle treten Gewaltsamkeiten, deren Ende dennoch ein harmonischer Ausgleich der vorher miteinander streitenden Gewalten sein kann. Der Organismus der Volkswirthschaft ist ein so complicirter, daß man nie vorhersehen kann, ob bei einer partiellen Genesung nicht ein anderer Theil oder gar die Gesammtheit um so größerem Siechthum verfällt.

Lange schlägt eine ganze Reihe von Reformen vor, alle wurzelnd in der Grundansicht, daß der Arbeiterstand in jeder Beziehung gehoben werden müsse, theils durch Verbesserung der Volksbildung, theils durch gesetzliche Beschränkungen des ausbeuterisch wirkenden Capitals, theils durch Verstaatlichung des Grund und Bodens, hält sich aber mit seinen Vorschlägen ebenso wie Dühring so sehr im Allgemeinen, daß man wohl die arbeiterfreundliche Gesinnung durchmerkt, aber kein genau formulirtes Programm findet, an das man sich streng halten kann. —

In der systematischen Durchbildung der Gedanken zu einem festen Abschluß und in der Präcisirung bestimmter detaillirter Reformvorschläge ist der dritte unserer modernen Philosophen, die sich ernstlich mit der Volkswirthschaft beschäftigt haben, Eduard von Hartmann, seinen Vorgängern überlegen. Schon in seinem zweiten Hauptwerk, dem „Sittlichen Bewußtsein", findet man scharfe Streiflichter auf das Gebiet der socialdemokratischen Bestrebungen fallen, aber erst in den „Socialen Kernfragen" faßt er das Resultat einer mehr als dreißigjährigen Beschäftigung mit der Volkswirthschaft zu einem in sich fest geschlossenen Ganzen zusammen. Wir haben es hier nicht, wie bei Dühring, mit einem schwerfälligen Werk zu thun, sondern mit einem Buche, das sich an die unbefangenen Leser der gebildeten Stände wendet, um den Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen und dadurch einen freieren Blick zu ermöglichen. Dabei ist die Form stets die inductive, vom Nächstliegenden aufsteigende.

Hartmann bildet den Gegenpol zur Socialdemokratie. Allen anticapitalistischen Bestrebungen setzt er die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer steigenden Vermehrung des Capitals entgegen. Jeder Abschnitt schließt mit der Betrachtung, welche Mittel die Socialdemokratie anwenden würde, um ihre Ideen durchzuführen, gesetzt, daß sie im Besitz der dazu nöthigen Macht wäre, und kommt zu dem Resultat, daß die Socialdemokratie entweder genau so verfahren muß, wie der Gang der Thatsachen und Ereignisse es jetzt scheinbar von selbst mit sich bringt, oder daß ein völliger Untergang jeglichen Wohlstandes die unvermeidliche Folge einer anderen Wirthschaftspolitik sein würde. Niemals ist die Socialdemokratie einer schärferen Kritik unterzogen worden und zwar in einer ganz ruhigen und sachlichen Weise. Die

Digitized by Google

Führer der Socialdemokratie haben sich auch wohl gehütet, von dem Buche Notiz zu nehmen, dessen Ton zu ernst ist, um für billigen Spott oder gereiztes Schelten, das sie sonst so gern bereit haben, die Handhabe zu liefern, dessen Inhalt aber auf einer so gründlichen Kenntniß der einschlägigen Literatur fußt, daß eine eben so ruhige sachliche Widerlegung ihnen schwer fallen würde.

Hartmann faßt seine Aufgabe als eine doppelte auf; er will einerseits dem Capital die Präponderanz sichern, um der führenden Minorität die Existenz zu retten, — das ist die Ansicht des Aristokraten, der allen Nivellirungstendenzen mit der größten Energie entgegentritt — er will andererseits den Vorrechten, die der Besitz des Capitals verleiht, eine gleiche Menge von Pflichten entgegenstellen, die aus eben demselben Besitz erwachsen, — das ist das Wirken des Philosophen, der über der Gegenwart nicht die Zukunft vergißt und auch das geringfügigste Thun unter dem Gesichtspunkt des letzten Zweckes ansieht. Kommt er in seinen auf die Wahrung und Festigung einer Aristokratie gerichteten Ansichten den bürgerlichen Parteien entgegen, so berührt er sich in seinen sittlichen Forderungen so wenig mit der jetzt in diesen Kreisen herrschenden Strömung, daß er keineswegs persona grata bei ihnen ist und als Sonderling gern bei Seite geschoben wird. Die Aristokratie ist ihm nicht aus egoistischen Standesinteressen wichtig, sondern als Mittel zu einem Zweck höherer Ordnung, welcher hier die Förderung der Cultur ist, und an diesem Zweck allein werden alle Rechte und Pflichten der Aristokratie gemessen, wobei ersichtlich wird, daß den scheinbar so großen Rechten ein solches Maaß von Pflichten gegenübersteht, daß man kaum noch von einer einseitigen Bevorzugung sprechen kann. Freilich werden diese aristokratischen Pflichten noch durchaus nicht allgemein anerkannt und geübt, und wer von ihnen als von einer Ehrensache spricht, erregt nur Erstaunen.

Vor Allem ist die Opposition gegen den Luxus unpopulär, denn, so verschieden auch sonst die Ansichten zu sein pflegen, in Betreff der größtmöglichen Ausbreitung des Luxus sind sich alle einig, Socialdemokraten und Aristokraten, Arbeiter und Bourgeois, und die Ansicht, daß der Luxus Geld unter die Leute bringt, gehört zu den allerverbreitetsten. Der Unterschied zwischen nützlichem und verwerflichem Luxus, productiver und unproductiver Anlage ist zu fein, als daß man ihn der großen Masse leicht begreiflich machen könnte; die Besitzenden aber wollen in ihren Genüssen nicht gestört werden und hören nicht gern auf den ernsten Mahner, der ihnen Einfachheit vorschreibt, damit die nachfolgenden Generationen durch die Capitalisirung der an Genußmitteln ersparten Arbeit es leichter haben.

Hartmann stellt im Gegensatz zu den beiden anderen Philosophen ganz bestimmte Forderungen auf. Nachdem er nachgewiesen hat, daß der Antheil der Arbeit am Arbeitsertrage durch das Sinken des Zinsfußes und des Unternehmergewinnes seinem zeitweilig erreichbaren Höhepunkte nahe gekommen ist, schlägt er zur Entlastung des Arbeiterstandes eine gleichmäßigere Vertheilung des Arbeitslohnes vor, wonach sich in Zeiten theilweiser Arbeitslosigkeit die Arbeiter in die Arbeit besser theilen sollten als jetzt, wünscht einen Reservefonds für die unverheiratheten Arbeiter zum Zweck der späteren Familiengründung und eine Einschränkung der schädlichen Gewerbsbetriebe. Er sieht in der Steigerung der Production, wie sie neben der durch statistische Berechnungen und theilweise Verstaatlichung abzustellenden Verschwendung von Arbeitskraft ein vermehrtes Capital in der Zukunft bewirken kann, eine bessere Abhülfe des in den jetzigen Uebergangszeiten vielfach bestehenden Elends als in der Tendenz der Socialdemokratie, durch Beseitigung der Capitalrente die Capitalvermehrung zu unterbinden und die Capitalverzehrung zu begünstigen. Im Ganzen ist Hartmann kein Freund von allzu ausgedehntem Staatsbetrieb, weil er die Gefahren des bureaukratischen Schlendrians fürchtet, aber eine allmälige Uebernahme gewisser Betriebe, die für das Allgemeinwohl von Nutzen sind, wie das Forst- und Bergwerkswesen, scheint ihm doch eine Nothwendigkeit zu werden. In Bezug auf den Großbetrieb unterscheidet er zwischen denjenigen Betrieben, die nur durch möglichste Theilung der Arbeit die Production auf die größte Höhe bringen können, und denjenigen, die durch Vereinzelung social und sittlich gewinnen. Nicht immer ist der wirthschaftliche Höchstgewinn zugleich auch der im nationalen Sinne höchststehende. Selbst wenn z. B. in der Landwirthschaft der Großbetrieb am rationellsten wäre, frägt es sich, ob nicht eine Vertheilung des Bodens an kleine Grundbesitzer durch die körperliche Gesundung der Bebauer die Vortheile des Großbetriebes aufwiegt. Da der Grund und Boden nicht wie das mobile Capital beliebig zu vermehren, seine Ausnutzung aber im Interesse des gesammten Volkes von der höchsten Bedeutung ist, so muß man es nur als billig ansehen, daß ein besonderes Agrarrecht geschaffen werde, von dem allein eine Besserung der landwirthschaftlichen Zustände zu hoffen ist. Ein näheres Eingehen auf die Hartmann'schen Vorschläge kann ich mir um so eher versagen, als seine „Socialen Kernfragen" bereits in diesem Blatte von anderer Seite ihre Besprechung gefunden haben.

Zu classificiren sind solche Männer wie E. von Hartmann schlecht. Man kann ihn nicht zu den „Arbeiterfreunden" wie Lange rechnen — wenigstens würden die Socialdemokraten diesen Anspruch mit Hohn zurückweisen — aber auch nicht zu den politisch Conservativen oder den liberalen Parteien. Hartmann beansprucht indeß auch keine directe Gefolgschaft, wie Dühring das thut. Zwischen der Thätigkeit eines Agitators und der eines Philosophen besteht der denkbar größte Gegensatz, eben so wie zwischen den Parteiinteressen der einzelnen wirthschaftlichen Gruppen und der Uninteressirtheit eines über allen Parteien stehenden Denkers, der durch vollständige geistige und wirthschaftliche Unabhängigkeit in der glücklichen Lage ist, seinen Ueberzeugungen überall rücksichtslos Ausdruck zu geben. Trotz der vielgepriesenen Freiheit der Wissenschaft bricht sich in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Unduldsamkeit der staatlich so zu sagen concessionirten Autoritäten gegen Andersdenkende Bahn, und da diese Autoritäten mit großen Machtbefugnissen ausgestattet sind, gelingt es ihnen, manches originelle, aufstrebende Talent zu unterdrücken oder in die ihnen convenirenden Richtungen zu drängen. Soll nun nicht die Socialdemokratie die Zuflucht aller der Geister werden, die sich nicht unterdrücken lassen, so muß es neben der staatlich anerkannten Wissenschaft immer Denker geben, die auf selbstständigen Wegen neue Wahrheiten suchen und ihre oft bahnbrechenden Forschungen dann der Mitwelt, unbekümmert um jegliche Kritik, getrost unterbreiten in der Zuversicht, daß ihre Gedanken sich schon diejenige Geltung verschaffen werden, deren sie ihrer inneren Wahrheit nach fähig sind, während überwindungsbedürftige Momente seiner Zeit schon von jüngeren Kräften bei Seite geschoben werden. Wenn bei den Thathelden Alles auf die Persönlichkeit gestellt ist, so liegt bei den Helden des Gedankens der Schwerpunkt einzig und allein in der in ihren Werken niedergelegten geistigen Arbeit, die man von der Persönlichkeit vollständig loslösen kann.

Wenn man bei der gebildeten Jugend, die sich zu extremen socialen Ansichten bekennt, nach den Anregungen forscht, durch die sie zu solchen hingeleitet sind, so wird man nicht selten auf die Schriften von Dühring und Lange geführt. Vielleicht sind Hartmann's sociale Lehren nicht ungeeignet, der kritischen Besonnenheit unbeschadet des praktischen Idealismus wieder mehr Raum zu verschaffen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Pflicht.

Von Leo Hildeck.

„Lisa — bist Du da?“ fragte der Kranke. „Lisa — —“

Ein hastiges Rauneu, ein Rascheln im Nebenzimmer. Die herabgelassene Portière wurde zur Seite geschlagen, eine blonde junge Frau mit zartem blassen Gesicht und gerötheten Lidern erschien auf der Schwelle.

„Hast Du gerufen, Theodor?“ fragte sie zurück, athemlos, mit unterdrückter Stimme. „Ich dachte, Du schliefest.“

„Ich bin schon wieder wach. Ist die Pflegerin fort?“

„Sie schläft.“

„Willst Du dich nicht ein Bißchen zu mir setzen? Ich glaube, es ist auch Zeit für die Medicin.“

„Erst in einer halben Stunde,“ sagte sie, nach seiner Uhr blickend, die in einem Krystallgehäuse auf dem Nachttischchen stand; dann setzte sie sich zaudernd auf den Stuhl vor dem Bette. Er bemerkte, daß sie nur auf einer Ecke des Stuhles saß und verstohlen und unruhig nach der Portière schaute. Und dann begegneten sich ihre Augen. Sofort rückte sie sich auf ihrem Sitze zurecht und lehnte sich bequem zurück.

„Die Zeitung?“ fragte sie, nach dem Blatte greifend, das ausgebreitet auf seiner Bettdecke lag.

„Ja. Zuerst die Getreidebörse. Hast Du nicht vorhin mit Jemand gesprochen?“

„Mit dem Mädchen.“ Wie von ungefähr war ihr erröthendes Gesicht hinter der Zeitung verschwunden.

„Ich hörte eine Männerstimme.“

„Dein Bruder Max.“

„Warum ist er nicht hereingekommen? Sieh zu, ob er noch da ist.“

Lisa sprang empor und schlüpfte hinter die Portière. Inmitten des kleinen freundlichen Gartenzimmers, in dessen geöffnete Glasthür durch die Bäume draußen ein grünliches Licht hereinfiel, stand ein junger Mann mit einem fast broncefarbenen, energischen Gesicht, von schwarzem Haar und Bart umrahmt.

„Hast Du Dich besonnen?“ flüsterte er, und unter den gerunzelten, lang auslaufenden Brauen blickten die leidenschaftlichen dunklen Augen befehlend auf sie herab.

Sie legte hastig den Finger auf den Mund, hob dann flehend die Hände und wies mit einer Kopfbewegung nach der offenen Thür, die auf die Terrasse hinaus führte.

Er verzog das Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln voll Spott und Eigensinn und schüttelte heftig den Kopf. Sie wiederholte ihre Geberde, und er die seine. Dann schlich er auf den Fußspitzen über den Teppich und setzte sich mit trotziger Miene an den Sophatisch, betrachtete das Muster einer angefangenen Stickerei, die dort lag, nahm sodann das danebenliegende Buch auf und schien sich eifrig in die Lectüre zu vertiefen.

Lisa stand ein Weilchen da, ohne sich zu regen, ohne die flehenden Augen von ihm abzuwenden. Sein schöner Broncekopf war auf das Buch gesenkt, auf dem kurz geschorenen dichten schwarzen Haar lag ein sammtartiger weicher Schimmer.

„Lisa — —“ tönte die schwache heisere Stimme des Kranken aus dem Nebenzimmer.

Der junge Mann blickte mit dem alten spöttischen Lächeln zu Lisa hinüber, die sich sogleich der Portière zuwandte.

„Warum kommst Du nicht zurück?“ fragte der Kranke mit verdrießlichem Klageton. „Max scheint doch fort zu sein — wie?“

„Er ist fort,“ sagte sie ohne ihn anzusehen und griff nach dem Zeitungsblatte, während sie ihren Platz am Bette wieder einnahm. „Also — den Kurszettel?“

„Die Getreidebörse! — hör' doch zu, wenn ich Dir etwas sage!“ rief er unwirsch. Und dann brach ein furchtbarer Hustenanfall los. Lisa beugte sich erschrocken über ihn, schob ihren Arm unter sein Kissen und hob ihn mit großer Anstrengung in eine sitzende Stellung. Aechzend rang er nach Luft, mit den knöchernen Armen um sich schlagend, von denen die Aermel sich zurückschoben. Nach einer Weile ließ ihn die junge Frau sacht nieder. Keuchend lag er da. Dann wies er auf das Zeitungsblatt.

„Pommerscher Hafer loco 112—116,“ las die junge Frau „Weizen still, Roggen matt . . .“

Und der todtkranke Mann warf erregt den Kopf hin und her und murmelte abgerissene Worte. Draußen waren seine Gedanken, auf dem lärmenden Markt, beim nimmer ruhenden Kampf um das Geld. Da wurzelte das einzige Interesse seines Lebens, dieses nun gebrochenen Lebens, das sich nie wieder aufrichten sollte.

Und während Lisa mechanisch das Kauderwelsch des Marktes herunterlas, horchte sie zuweilen nach dem Nebenzimmer. Ob Henry fort war? Sie wünschte es — und zitterte doch davor . . . . . Sie las und las.

„Nordamerikanische Baumwolle, Basis middling, nichts unter low middling . . .“

Sie blickte auf. Theodor lag still mit geschlossenen Augen und offenem Munde, laut und regelmäßig ging sein Athem. Er schlief. Hinter dem herabgelassenen Vorhang summten die Fliegen und stießen leise gegen das Fenster.

Lautlos erhob sie sich und schlich behutsam rückwärts, die Augen auf den Kranken gerichtet, der Portière zu, die sie sacht zurückschlug. Henry saß noch auf derselben Stelle und las.

„Jetzt schläft er wieder,“ flüsterte sie und blieb zögernd in der Thüröffnung stehen.

Henry schloß das Buch und machte eine einladende Geste nach dem nächsten Sessel hin. Gehorsam kam sie herbei und ließ sich nieder.

„Hast Du Dich besonnen?“ wiederholte er eigensinnig ebenfalls im Flüsterton.

„Du weißt doch — daß ich nicht kann“, versetzte sie fast weinend.

Er zog seine Uhr. „In weniger als einer Stunde ist Deine Bedenkzeit abgelaufen. Ich fahre mit dem Nachtzug. Und am Donnerstag fährt mein Schiff von Brindisi ab. — Und wenn Du denkst“, setzte er in etwas stärkerem, leicht drohendem Tone hinzu, „wenn Du Dir einbildest, ich käme in ein paar Jahren wieder, so irrst Du Dich. Ich komme nie wieder. Deine feige Weigerung verzeih' ich Dir niemals. Du kennst mich: mein Wort ist so gut wie ein Schwur.“

„Ich kann nicht,“ wiederholte sie mit zuckendem Munde, und ihre grauen Augen irrten hülflos durch das Zimmer.

„Du hypnotisirst Dich selber mit Deinem ewigen ‚ich kann nicht‘,“ sagte er fast zornig. „Warum kannst Du nicht? Bist Du dem Mann da drinnen Etwas schuldig? Durch Betrug hat er Dich gekapert; er war im Complot, als Deine Eltern, weil sie all' den scandalösen Gerüchten über mich Glauben schenkten, meine Briefe unterschlugen. Er wußte es besser — aber er bestärkte sie in ihrem Glauben, weil er Deine Mitgift für sein Geschäft brauchte.“

„Henry —!“

„Niemand kann Dich tadeln, wenn Du es ihm heimzahlst — wenn Du Dir zurückeroberst, was er Dir hinterlistig genommen hat. Und wenn sie Dich tadeln — was liegt uns daran, wenn wir drüben über Meer glücklich sind?!“

„Ich würde nicht glücklich sein!“ stammelte sie.

„Du würdest nicht? Und das soll ich glauben!“ stieß er hervor. „Ich soll Dich wohl noch fragen, ob Du den elenden Mann da liebst? Als ob ich Dich nicht kennte — als ob ich nicht wüßte, daß Du nie auch nur mit einem Gedanken von mir abgeirrt bist!“

Jetzt warf sie sich in den Sessel zurück und preßte das geballte Taschentuch vor das Gesicht, um nicht laut aufzuschluchzen. Im Nu war er neben ihr, in einer halb sitzenden Stellung beugte er sich über die Seitenlehne des Sessels und versuchte ihren Kopf an sich zu ziehen. Sie wehrte sich.

„Arme Lisa — armes geliebtes Kind!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. „Was für ein jammervolles Sclavenleben Du führst! Komm doch — komm mit! Glaubst Du nicht, daß ich Dich für Alles tausendfach entschädigen kann? Sieh mich an — komm — gieb mir das Tuch her! Kannst Du denn noch wählen zwischen den elenden Resten eines Menschen da drinnen — und mir?“

Es war ihr gelungen sich frei zu machen, sich zu erheben. Eine Secunde lang waren vor ihren Augen die kalten grauen Nebelwolken, in denen sie nun seit Jahren hoffnungslos eingeschlossen lebte, zerrissen; von goldener warmer Lichtfluth überströmt war ihr ein fernes Sonnenland erschienen, und sie hatte ein glückliches treues Paar erblickt, das mit verschlungenen Händen hineinwandelte in die goldene Welt . . . .

Aber die Wolken schlossen sich wieder, das lichte Bild war verschwunden.

„Ich habe nicht zu wählen,“ sagte sie mühsam. „Wärest Du gekommen, als er noch gesund war — wer weiß, ob ich nicht mit Dir gegangen wäre! Aber jetzt, da er hülflos ist, kann ich ihn nicht verlassen.“

„Er ist nicht hülflos!“ rief Henry heftig. „Er hat Geschwister — Pflegerinnen —“

„Ich könnte es nicht ertragen“, fuhr sie kopfschüttelnd fort. „Der Gedanke an den kranken Mann und an seinen Kummer würde mich zur Verzweiflung bringen . . . Ich weiß nicht, ob es recht ist gegen Dich und mich. Ich würde Keine verurtheilen, die das thäte, was ich nicht kann — ich weiß nicht, was mich zurückhält — aber es hält mich etwas, was stärker ist, als ich und Du und — und meine Liebe.“

Die letzten Worte waren fast unverständlich, stockend über ihre Lippen gekommen. Eine dunkle Blutwelle war in ihr zartes Gesicht emporgestiegen; sie stand verschämt und jung wie ein Mädchen vor ihm, auf den feinen Wangen lagen die gesenkten dunkelblonden Wimpern in zwei leichten Bogen. Mitten in seinem Schmerz und Zorn überkam ihn eine heilige Scheu vor dieser Frau, die er seit seiner Jünglingszeit geliebt hatte; etwas Fremdes, Hohes war zwischen sie getreten. Er wagte es nicht, sie ein zweites Mal an sich zu ziehen. Nur ihre Hand nahm er und ließ lange seine Lippen darauf ruhen. Sie fühlte das Brennen dieser Lippen und das Beben, das durch seinen ganzen Körper ging. Aeußerlich ruhig stand sie vor ihm, aber ein ungeheurer Schmerz, der größte ihres schmerzenreichen Lebens, rüttelte an ihrem Herzen.

Und dann — dann war sie allein, und seine Schritte verklangen draußen auf dem Kies des Gartens, auf dessen Laub das letzte Roth der Abendsonne verblaßt war.

Da brachen die Thränen auf's Neue hervor. Schluchzend warf

Digitized by Google

sie sich in ihren Sessel. Was hatte sie gethan! Das Glück selber hatte sie von ihrer Thür gescheucht, das Glück, das sich unverhofft ein letztes Mal eingefunden, um sie zu entschädigen für die qualvollen Jahre einer aufgezwungenen hohlen Ehe. Nein, er würde nie wieder kommen — und drinnen im Krankenzimmer versickerte langsam ein künstlich verlängertes Leben, an dem sie zu Grunde ging ...

Was hatte sie gethan! —

Lange, lange lag sie so und wand sich schluchzend in ihrer Pein. Ihr Herz wanderte mit dem Jugendgeliebten in die Freiheit, in das Glück hinaus, und ihre Hände griffen um sich, wie um ihre Ketten zu schütteln ...

Als sie sich erhob, war die Dämmerung hereingebrochen. Die Büsche im Garten bildeten dunkle compacte Massen, nur der Weg, der auf die Terrasse zuführte, leuchtete noch in bleicher Helle.

Sieh, da kam es heran — — eine hohe dunkle Frauengestalt schien sich von dem Schwarz des Buschwerkes loszulösen und langsam, langsam auf dem hellen Gartenpfad gegen das Haus heranzuschreiten. Mit verwirrten Sinnen schaute Lisa der Gestalt entgegen. So fremd und doch bekannt erschien sie ihr, diese dunkle Silhouette, die schattenhaft mit immer schärferen Contouren aus der Dämmerung heranwuchs. Was war das? War es die Verkörperung jener fremden Gewalt, die ihrem Lebensglück für immer die Thür gewiesen hatte — war es — die Pflicht —?

Lisa war in's Zimmer zurückgewichen und starrte auf die gespenstische Erscheinung, die lautlos die Stufen zur Terrasse emporstieg ...

„Guten Abend, gnädige Frau," klang die milde Stimme der barmherzigen Schwester, „wie geht es unserem Kranken?"

Aus der Hauptstadt.

Die neue Partei.

Personen des Märchenspiels:

Sauerwald, ein kommender Mann.
Der Herr Bürgermeister.
Dr. Lothar Schmidt, M. d. R., ꝛc. ꝛc.
Brutus J. Müller, Reisender in Partei-Programmen.
Meyer, der wie andere Namensvettern seine Zeit nicht begriffen hat.
Dr. Müller, Correspondent diverser Montags-Blätter.
Ein Kellner.

Erste Scene.

Sauerwald: Anhören kann man den Kerl immerhin. Es hat mich schon lange gewurmt, daß ich zeitlebens in diesem abgelegenen Provinznest sitzen und es niemals weiter als bis zum Präsidenten eines Rauchclubs bringen soll. Heutzutage bildet jeder vernünftige Mensch seine eigene Partei ... Und da mir nun eine so günstige und billige Offerte gemacht worden ist —

Meyer: Es war immerhin ein Wagniß von Dir, auf dem Kränzchen den Mund vollzunehmen und von der neuen Partei zu renommiren, die Du bilden willst, ehe Du noch mit dem Kerl verhandelt hast.

Sauerwald: Ich war bekneipt — und in der Begeisterung redet man allerhand zusammen.

Meyer: Und dabei weißt Du doch, daß die Berliner Polizei Dich noch immer steckbrieflich verfolgt. Wenn Du Dich nun auf die Politik wirfst, machst Du sie aufmerksam, und sie wird Dich fassen.

Sauerwald: In dieser Hinsicht erhoffe ich nun das gerade Gegentheil ...

Zweite Scene.

Dr. Müller: Nein, hören Sie, Ihre Rede im Rauchclub war titanisch, Herr Sauerwald. Geradezu riesenhaft. So ein Mann wie Sie hat unserem öffentlichen Leben längst gefehlt. Und hier ist mein erster Artikel über Ihre sensationellen social-politischen Reformbestrebungen. (Er überreicht Sauerwald ein Zeitungsblatt.)

Meyer (erschreckt): Welche sensationellen social-politischen Reformbestrebungen?

Dr. Müller: Es ist seit acht Monaten die erste Correspondenz, die mir die Redaction nicht unfrankirt zurückgeschickt hat. Sie bringen mir Glück, Herr Sauerwald. Der Artikel hat gezündet. Gezündet! Die Hauptstadt interessirt sich ungemein für Ihr Programm, die Regierung wird aufmerksam —

Meyer: Pfui Teufel!

Dr. Müller: Vorhin begegnete ich unserem Bürgermeister, der mir mittheilte, daß er Sie Ihrer neuen Partei wegen noch heute besuchen werde. Auch Dr. Schmidt äußerte die gleiche Absicht —

Meyer (taumelt): Der Bürgermeister, Sauerwald! Dann bist Du verloren!

Dr. Müller: Sie wissen, daß die städtischen Wahlen bevorstehen! Darf man übrigens nicht erfahren, wie Ihre neue Partei heißt?

Meyer: Ach, lächerlich! Unsinn! Das war ja Alles nur Spaß, das mit der Partei! Sagen Sie, bitte, dem Herrn Bürgermeister —

Sauerwald: Ruhig bist Du! Besuchen Sie mich doch heut' Nachmittag, Herr Doctor. Da werde ich Ihnen alles Nähere mittheilen!

Dr. Müller (reibt sich die Hände): Tausend Dank! Die Correspondenzen über Sie bringen mir Glück. Sie sind eine Persönlichkeit, Herr Sauerwald! Tausend Dank! Auf Wiedersehen! (ab).

Dritte Scene.

Meyer (vorwurfsvoll): Siehst Du, das kommt davon, weil Du immer zu viel trinkst und dann die dümmsten Narrenreden hältst! Nun hast Du Dir glücklich die Polizei, die Regierung und sogar den Bürgermeister auf den Hals gehetzt, mit Deiner albernen Politik! (Es klopft. Meyer schrickt zusammen.) Am Ende ist das schon der Gensdarm!

Sauerwald (erblaßt): In Gottes Namen! Laß ihn kommen! Herein!

Vierte Scene.

Brutus J. Müller: Verzeihen Sie — ich erlaubte mir, neulich billigstes Angebot in Parteiprogrammen zu machen. Wer von Ihnen ist Herr Sauerwald, der Gründer der neuen Partei?

Meyer (entrüstet): Wie kamen Sie dazu, uns mit solchen Dummheiten —.

Sauerwald: Ich bin der Gesuchte. Sagen Sie mir doch vor allen Dingen, was für eine Partei hab' ich begründet?

Brutus J. Müller: Die royal-autonomistische Centralisations-Partei!

Sauerwald: Ein so leicht zu behaltender Name! Wie kamen Sie nur darauf?

Brutus J. Müller: Gott, das ist eben Partei-Politik! Man nimmt zwei Worte, die absolut nicht zu einander passen, setzt einen Bindestrich dazwischen, und die neue Partei ist fertig.

Sauerwald: Und können Sie mir vielleicht sagen, was ich mit dieser Partei bezwecke?

Brutus J. Müller: Es soll 'ne Partei der Unparteiischen sein. Sie soll alle Gegensätze ausgleichen, versöhnen, und so weiter — mein Gott, muß denn jede Partei gleich einen Zweck haben? Früher, bei meinen zwanzig ersten Parteigründungen, dachte ich auch so, aber jetzt habe ich eingesehen, daß das Zwecklose besser zieht.

Sauerwald: Ich will's nicht leugnen, der Name meiner Partei gefällt mir. Und es ist in der That wahr, mir liegt daran, rasch bekannt zu werden, in der Oeffentlichkeit rasch eine Position zu erringen —.

Brutus J. Müller: Dafür giebt es nur ein Mittel, das ist eben die Politik. Sehen Sie, ehe so'n genialer Künstler, so'n Gelehrter in der Zeitung genannt wird — Jahre gehen darüber hin, und dann bringt man höchstens seine Todesanzeige. Will er seinen Namen bei Lebzeiten gedruckt sehen, so muß er schon eine Annonce unter den „Kleinen Anzeigen" aufgeben, Verkauf von getragenen Beinkleidern oder dergleichen betreffend. Eines Politikers Name dagegen kommt täglich umsonst in die Blätter und zwar immer auf die erste Seite!

Sauerwald: Aber nehmen Sie nun ein Mal an, ich besäße weder Talent noch Vorbildung.

Brutus J. Müller (bewundernd): Meinen herzlichsten Glückwunsch! Dann wären Sie der geborene Politiker, der prädestinirte Lehrer des Volkes!

Sauerwald (zögernd): Wenn es aber ein Gegner merkt ...

Brutus J. Müller: Ein Gegner! Hahaha! Halten Sie jeden Gegner von vornherein für fünf Mal so dumm wie Sie selbst sind — und Sie werden ihn noch immer um fünfzig Procent überschätzen. In der Politik ist Wissen Ohnmacht; je weniger man weiß, um so populärer kann man sprechen. Verstehen Sie etwas von der Sache, über die Sie reden, so kommen Sie sofort in den Ruf eines pedantischen Doctrinärs und Stubenhockers.

Sauerwald: Aber es kostet doch immerhin viel Arbeit ...

Brutus J. Müller: Wieso? Ueben Sie sich eine Rede ordentlich ein — das genügt!

Sauerwald: Na ja — man kann doch nicht immer dasselbe sagen!

Brutus J. Müller: Warum kann man das nicht? Sie stärken Ihr Gedächtniß dadurch. Eine und dieselbe Rede läßt sich ganz gut zwölf Mal wiederholen — wenn Sie bald mit dem Anfang, bald mit dem Ende, bald mit irgend einem Satze aus der Mitte beginnen. Das merkt Niemand, und wer's merkt, feiert Sie als consequenten Denker.

Sauerwald: Wirklich, die Sache gefällt mir! Wie hieß meine Partei doch gleich?

Brutus J. Müller: Die royal-autonomistische Centralisations-Partei.

Fünfte Scene.

Kellner: Der Herr Bürgermeister wünscht Herrn Sauerwald zu sprechen.

Sauerwald: Der Bürgermeister ... Na, nun kann's gut werden. Ist willkommen! (Zu Müller): Wir sprechen vielleicht nachher noch weiter. Lassen Sie mich jetzt allein! (Meyer, Müller und der Kellner ab.)

Digitized by Google

Sechste Scene.

Der Herr Bürgermeister: Gut geschlafen, Herr Sauerwald?

Sauerwald: Danke! Sie auch, Herr Bürgermeister?

Der Herr Bürgermeister: Vortrefflich! Ich komme eben aus der Magistratssitzung. Wir haben uns auch mit Ihnen beschäftigt, Herr Sauerwald!

Sauerwald (knickt in die Knie).

Der Herr Bürgermeister: Die hauptstädtischen Journale bringen Correspondenzen über Sie —

Sauerwald (mit klappernden Zähnen): Es war ja nur ein verspäteter Aprilscherz! Und wenn der Herr Bürgermeister geruhen, Anstoß daran zu nehmen, so —

Der Herr Bürgermeister: Aber nein! Ich nicht! Ich ganz und gar nicht! Für den Ehrgeiz gewisser anderer Personen freilich werden Sie zu oft genannt. Sie verstehen mich?

Sauerwald: Keine Ahnung!

Der Herr Bürgermeister: Ich sage nur: Hüten Sie sich vor diesem Doctor Schmidt, diesem Krakehler und Umstürzler!

Sauerwald (aufathmend): O, das thu' ich principiell!

Der Herr Bürgermeister: Und Sie schenken den wieder mich und meine Verwaltung gerichteten verleumderischen Ausstreuungen derer um Schmidt keinen Glauben?

Sauerwald: Nicht in die Hand, Herr Bürgermeister!

Der Herr Bürgermeister: Ich bemerke, Sie sind ein loyaler und begabter Mann. Hm . . jä, jä. Sie haben da eine neue Partei begründet, Herr Sauerwald —

Sauerwald: Das ist nur so ein kleiner Privatspaß, bei meiner Ehre —

Der Herr Bürgermeister: Und diese Partei — darf man fragen, wie sie sich zu den bevorstehenden städtischen Wahlen stellen wird?

Sauerwald: Es soll eine Partei der Unparteiischen sein. Sie soll alle Gegensätze ausgleichen, versöhnen und so weiter — mein Gott, muß denn jede Partei gleich einen Zweck haben?

Der Herr Bürgermeister: Das ist ja ein ganz prächtiges Programm, mein lieber Herr Sauerwald. Dann darf ich ja sicher sein, daß Ihre Partei nicht im Fahrwasser derer um Schmidt schwimmt —

Sauerwald: Wo denken Sie nur hin, Herr Bürgermeister!

Der Herr Bürgermeister: Bravissimo! Ihre Partei gefällt mir ganz ausnehmend. Und wenn Sie bei den städtischen Wahlen thatkräftig für uns kämpfen, so darf ich wohl sagen — ich bin autorisirt dazu — daß wir nicht abgeneigt sind, Ihrer Partei unter Umständen eins von unsern beiden Landtags-Mandaten abzutreten —

Sauerwald: Der Landtag zahlt ja wohl seinen Mitgliedern Diäten?

Der Herr Bürgermeister: Fünfzehn Mark täglich.

Sauerwald: Das läßt sich hören!

Der Herr Bürgermeister: Ich habe also Ihr Wort, das Wort eines vollendeten Ehrenmannes und begabten Politikers. Auf gute Freundschaft demnach, mein theurer Herr Sauerwald, zwischen der Stadtverwaltung und der . . der . . wie heißt Ihre Partei doch gleich?

Sauerwald: Die royal-autonomistische Centralisations-Partei.

Der Herr Bürgermeister: Vortrefflich! Es lebe die royal-autonomistische Centralisations-Partei! (Er verabschiedet sich sehr höflich und umständlich.)

Siebente Scene.

Kellner: Herr Doctor Lothar Schmidt, Mitglied des Reichstags und Chefredacteur des „Volksgeheules", bittet um eine Unterredung mit Herrn Sauerwald.

Dr. Lothar Schmidt (streckt Sauerwald burschikos die Hand entgegen): Da bin ich schon selber! Volksfreunde müssen in diesen schweren Zeiten treu zusammenhalten, deßhalb komme ich zu Ihnen. Gute Cigarre gefällig? Ja, ich komme zu Ihnen, obgleich ich geradezu unglaublich in Anspruch genommen bin.

Sauerwald: Meinen herzlichen Dank für dies Opfer, Herr Doctor!

Dr. Lothar Schmidt: Bitte, das macht nichts. Es ist ja wahr, ich bin ein viel beschäftigter Mann; das Vertrauen meiner Mitbürger verfolgt mich so zu sagen auf Schritt und Tritt. Ich bin unbeschreiblich populär. Kein Tag, wo ich nicht mehrere Diners und Bankette mitmachen muß. Siebzehn öffentliche Aemter übe ich bereits neben meinem Reichstagsmandate aus; und um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, denke ich nun auch bei den bevorstehenden, städtischen Wahlen zu candidiren.

Sauerwald: Ja, und?

Dr. Lothar Schmidt: Nun hat die Volkspartei, die ich führe, in unserer Stadt selbst ziemlich wenig Anhänger. Wir sind eben exclusiv; in eine richtige Volkspartei darf doch nicht jeder beliebige Plebejer hinein. Und weil nun die hauptstädtischen Blätter täglich von Ihren sensationellen socialpolitischen Reformbestrebungen berichten, von dem märchenhaften Wachsthum Ihrer neuen Partei — wie heißt sie doch gleich?

Sauerwald: Die royal-autonomistische Centralisations-Partei.

Dr. Lothar Schmidt: Prachtvoll. Das Ei des Columbus! Ich darf wohl annehmen, daß diese volksthümliche Partei bei den bevorstehenden Wahlen nicht der Bürgermeister-Clique Vorspanndienste leisten wird?

Sauerwald: Wie kämen wir dazu?

Dr. Lothar Schmidt: Sehr richtig. Wenn Sie dagegen ein Compromiß mit uns schließen, werden wir Ihnen im Falle des Sieges einen Stadtrathposten oder die Vicebürgermeisterstelle einräumen. Ganz wie Sie wünschen. Die Volkspartei hat streng freiheitliche Grundsätze.

Sauerwald: Sie überzeugen mich! Ich bin der Ihre!

Dr. Lothar Schmidt: Ein Mann, ein Wort! Und nun muß ich Sie leider verlassen. Der Verein zur Ausrottung des Rindviehs — üh, nein — die verbündeten Vorstände der Clubs für Züchtung von Reblausheerden — pardon — kurz und gut, ich habe heut Vormittag noch zwei Festmählern als Ehren-Präsident beizuwohnen! Darum — auf baldiges Wiedersehen, theurer Freund! Wir wissen, was wir von einander zu halten haben!

Achte Scene.

Der Herr Bürgermeister: Da ist mir eben auf der Straße eingefallen — seien Sie doch so freundlich, in den Berliner Blättern Ihrer Partei gelegentlich meine administrativen Verdienste (er bemerkt Dr. Schmidt). Ja, eines wollt' ich Ihnen noch sagen, liebster Herr Sauerwald — gehen Sie auch weiterhin unbarmherzig vor wider Verhetzer und Aufwiegler, wider diese öden Beschmutzer all' und jeder Autorität —

Dr. Lothar Schmidt: Es bleibt also dabei, hochverehrter Herr Sauerwald, Schulter an Schulter kämpfen wir gemeinsam wider die Feinde bürgerlicher Freiheit, wider diese Streber ohne Rückgrat, dies um Fürstengunst buhlende Otterngezücht.

Der Herr Bürgermeister (lacht höhnisch auf): Diese ewig schimpfenden Schmutziane müssen einen Mann von der natürlichen Noblesse meines theuren Freundes Sauerwald ohnehin anekeln!

Dr. Lothar Schmidt: Die Partei meines geliebten Kampfgenossen, ja, ich darf wohl sagen, Bruders Sauerwald ist entschlossen, vor allen Dingen die Hydra der Corruption, die unsere liebe Stadt verwüstet, zu köpfen!

Der Herr Bürgermeister: Schön — und ich werde dankerfüllt Ihrem Sarge folgen!

Dr. Lothar Schmidt: Keine Impertinenzen, mein Herr!

Der Herr Bürgermeister: Sie vergessen meine Stellung, mein Herr!

Sauerwald: Ich bitte Sie, verehrte Anwesende, im Namen meiner Partei, beruhigen Sie sich!

Dr. Lothar Schmidt und Der Herr Bürgermeister (umarmen und küssen ihn): Bravo! Bravo! Es lebe die royal-autonomistische Centralisations-Partei!

Timon d. J.

Notizen.

Das Recht der Schauspieler. Von Max Burckhardt. (Stuttgart, Cotta Nachf.) Ein Bühnenleiter, der öffentlich für das Recht des Schauspielerstandes den Theaterdirectoren gegenüber eintritt, ein solcher seltener Vogel ist der viel angefeindete Leiter des Burgtheaters. Die Schauspieler, erklärt er uns in seinem juristischen Schachtelstil, aber klar und bestimmt, sind mit dem Recht, welches die Rechtsordnung ihnen gewährt, unzufrieden, weil sie mit dem Recht, das die von den Theaterunternehmern formulirten Verträge ihnen gewähren, unzufrieden sind, und gleich ihren Genossen in den industriellen und gewerblichen Betrieben suchen sie Abhülfe einmal auf dem Wege der Coalition und dann auf dem Wege des Appells an die staatliche Gesetzgebung um Schutz gegen Auferlegung harter Vertragsbestimmungen." Fordert man sie nun auf, ihre Beschwerden zu nennen, so behaupten sie, daß die landläufigen Verträge, wie sie zwischen Schauspielunternehmern und Schauspielern geschlossen werden, dem Charakter der schauspielerischen Thätigkeit als einer Kunst nur wenig Rechnung tragen und in ihrem Inhalte ziemlich vom einseitigen Interesse des Schauspielunternehmers beeinflußt sind, weil die Gesetzgebung diesem hinsichtlich dessen, was er fordern darf, nahezu keinerlei Schranken auferlegt. Und der Burgtheatergewaltige erzählt: „Schon die Art, wie die meisten Directoren ihr Personal recrutiren, giebt zu den begründetsten Bedenken Anlaß. Sie haben gewöhnlich nicht Zeit, sich die Leute, die sie engagiren wollen, früher anzusehen, sondern sind auf Empfehlungen der Agenten angewiesen; diese sind aber nicht immer ganz zuverlässig. Was macht also

Digitized by Google

der Mann, wenn er einen Darsteller für ein bestimmtes Fach braucht? Er engagirt zum Beginn der Saison vier oder sechs solche Darsteller und behält sich das Recht vor, jedem binnen vierzehn Tagen oder binnen einem Monate zu kündigen. Dieser Vorgang ist so allgemein, daß der kleine Schauspieler, will er nicht ganz ohne Engagement bleiben, sich dieser Kündigungsclausel unterwerfen muß, auf die Gefahr hin, seine letzten Groschen für die Reise ausgegeben zu haben — um nach vierzehn Tagen, oft ohne daß man ihn auch nur einmal auftreten ließ, ohne Engagement und, da die Theater bereits ihren Bedarf gedeckt haben, ohne Aussicht auf solches dazustehen. Dann kann er seine Garderobe versetzen, wenn er eine hat, um sich wenigstens ein Reisegeld zu verschaffen, falls er es nicht gleich vorzieht, sich mit Schub in die Heimath befördern zu lassen. Aber wenn ihm der Wurf gelungen, wenn sein Engagement perfect geworden ist, dann zeigt sich oft erst recht, wie wenig Schutz ihm der „frei" abgeschlossene Vertrag gewährt. Mannigfach sind die Gründe, aus denen der Unternehmer den Vertrag lösen kann, für den Schauspieler aber giebt es meist nur einen: wenn er seine Gage nicht bezahlt erhält. Ein Unternehmer, der in der glücklichen Lage ist, nicht allzu ängstlich mit dem Gelde rechnen zu müssen, kann ein Mitglied, dem er aus irgend einem Grunde — und es giebt da gelegentlich ganz seltsame Gründe — aussässig ist, geradezu in seiner ganzen künstlerischen Zukunft vernichten. Er braucht dem Schauspieler nur seine Gage zu zahlen. Auftreten braucht er ihn überhaupt nicht zu lassen, davon steht — abgesehen von etwaigen Antritts- oder Beneficerollen — nichts in den Verträgen; und doch muß der Schauspieler, den der Director „kaltgestellt" hat, wie der technische Ausdruck lautet, dem so alle Möglichkeit benommen ist, seine künstlerischen Anlagen zu pflegen, zu entwickeln, ja nur zu erhalten, in dem Engagement ausharren: dem Rechte des Unternehmers, ein Mitglied nicht zu beschäftigen, entspricht kein Recht des Mitgliedes, wegen mangelnder Beschäftigung Auflösung des Vertrages zu verlangen. Und wenn ein Mitglied erkrankt, dann mag es zusehen, wovon es lebt. Sogar in den obligatorischen Verträgen des Bühnenvereins findet sich die Bestimmung, daß nach vierzehntägiger Erkrankung die Gage auf die Hälfte herabgesetzt werden kann und wenn „die wiederkehrenden Krankheitsfälle im Laufe eines Vertragsjahres zusammen länger als 28 Tage dauern", die Gagenzahlung ganz sistiert werden kann. Gut, mag man sagen, der Director muß auch leben, wie kommt er dazu, einem Mitglied, das nicht spielen kann, Gage zu zahlen? Richtig! Aber wie kommt das Mitglied dazu, obwohl er keine Gage erhält, doch an den Vertrag gebunden zu bleiben? Die Erkrankung kann eine solche sein, daß sie das Mitglied nicht hindern würde, in einem anderen Berufe sich die Nothdurft des Lebens zu verdienen; ein anderer Unternehmer wäre vielleicht gern bereit, Monate hindurch dem Erkrankten eine Gage zu zahlen, wenn er ihn hiedurch für die Zeit nach seiner Wiedergenesung seinem Institute gewinnen kann. Nein! darf der Unternehmer sagen: Du bist krank, du bekommst keine Gage, sondern höchstens, was ich dir aus Mitleid schenke; aber fort darfst du auch nicht, und wirst du wieder gesund, so gehörst du mir ... Wir sehen aus den angeführten Beispielen, daß die in den Contracten vorhandenen Härten zumeist nicht so sehr darin bestehen, daß dem Unternehmer zu viel Rechte eingeräumt sind, sondern mehr darin, daß den „Rechten der Unternehmer" keine „Rechte der Mitglieder" entsprechen: Für sie ist der Vertrag eine unabschüttelbare Fessel, der Unternehmer aber kann ihn leicht lösen oder die Lösung indirect erzwingen, oder er kann doch seiner Verpflichtungen, wo sie ihm drückend werden, sich entledigen, den anderen aber trotzdem im Banne des Vertrages festhalten. Aber noch mehr. Die Unternehmer haben sich geradezu eine eigene Theorie von der ganz besonderen Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Engagementsverträge construirt — soweit es sich nämlich um den Schauspieler handelt. Wenn sich ein Maler verpflichtet hat, ein Bild zu malen, ein Schriftsteller ein Buch zu schreiben, und der Maler, der Schriftsteller will aus irgendwelchen Gründen dieses Bild nicht malen, dieses Buch nicht schreiben, dann kann der Besteller auf Erfüllung klagen; und wenn der Maler trotzdem das Bild nicht malt, der Autor das Buch nicht schreibt, wird dem Besteller nicht viel Anderes übrig bleiben, als Ersatz seines Schadens zu fordern. Der Maler darf aber dessenungeachtet weiter Bilder malen, anderen Leuten Bilder verkaufen, der Schriftsteller Bücher schreiben u. s. w. — und wenn der Mann ein künstlerisches Motiv für seine Meinungsäußerung anzuführen vermag, wird man gegen ihn nicht einmal einen moralischen Vorwurf erheben. Aus dem Contractbruch des Schauspielers aber hat man ein Delict gemacht, der contractbrüchige Schauspieler wird boycottirt. Wer seinen Vertrag an einer der Bühnen des Deutschen Bühnenvereins gebrochen hat, darf an keiner dieser Bühnen mehr engagirt werden, er darf keine dieser Bühnen auch nur als Gast betreten: er wird nicht nur zum Schadenersatz verhalten, er wird mit der Vernichtung seiner ganzen wirthschaftlichen und künstlerischen Existenz bestraft." Und der Verfasser kommt zum Schlusse, daß der Schauspielerproletarier schlechter daran ist als der Arbeiterproletarier: denn wir haben Gewerbeordnungen, Fabriksordnungen, Arbeiterschutzgesetze, aber wir haben keine staatliche Theatergesetzgebung, und „was sich etwa gelegentlich so nennt, ist vorne Feuer- und Sicherheitspolizei und hinten Censur". Wir sind nur begierig, ob die Schauspieler ihrem einflußreichen Fürsprecher folgen und ihr gutes Recht, Alle für Einen, endlich ernsthaft gegen die Unternehmer fordern werden.

Nicolaus Lenau's Briefe an Emilie v. Reinbeck und deren Gatten Georg v. Reinbeck 1832—1844. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.). Der Grazer Literarhistoriker Anton Schlossar ist der verdienstvolle Herausgeber dieser vollständigen Actenstücke über des Dichters Verhältniß zu dem Hartmann-Reinbeck'schen Hause in Stuttgart und seine Erkrankung. Es ist ein mildes, warmes, versöhnliches Gegenstück zu dem vom geschwätzigen alten Frankl etwas selbstgefällig herausgegebenen Briefwechsel Lenau's mit seiner unseligen Wiener Geliebten Sophie Löwenthal, die mit ihrem dämonischen Einfluß, den sie auf höchst raffinirte und abscheuliche Weise mißbrauchte, mit dazu beitrug, den allerdings schon krankhaft veranlagten Dichter in den Wahnsinn zu treiben, während sie selbst es bis zum 80. Lebensjahre brachte. Die Stuttgarter Hofräthin, in deren Haus Lenau beinahe alljährlich als Frühlingsgast einzog, war sein guter Genius, die „reichbetheiligte Miteigenthümerin seines Herzens", eine begabte Malerin, der wir ein Bildniß des Dichters verdanken. Lenau hat sie oft besungen, sie hat seine Dichtungen „illustrirt", wie wir heute sagen würden, sie liebte ihn, die selbst Kinderlose, „wie eine Mutter ihr Kind", ohne für seine Schwächen blind zu sein, ihn tröstend, stärkend, erhebend, aber leider doch nicht im Stande, ihn aus den Netzen der coketten Wiener Dame zu befreien. Emilie starb kurz nach dem sie furchtbar aufregenden ersten Wahnsinnsanfalle Lenau's, der sie im Oberdöblinger Irrenhause um vier Jahre überlebte. Leider sind ihre Briefe nur bis auf einen erhalten. Um so schöner und bedeutsamer sind Lenau's Briefe, die dessen Schwager Schurz in seiner stark retouchirenden Biographie nur im Auszug wiedergegeben hat. Hier finden wir sie alle in vorzüglicher Redaction. Besonders fesseln Lenau's anfangs oft heitere Selbstbetrachtungen, seine unwilligen Schilderungen der damaligen österreichischen Literatur- und Censurverhältnisse, seine Bemerkungen über seine eigenen Dichtungen und die Anderer z. B. Grün's und Herwegh's u. s. w. Kein Zweifel, der kranke Dichter hat sein „Milerl" innig geliebt, nicht nur mit der „Kehrseite seines Herzens", wie er der von ihr instinctiv gehaßten Wienerin vorspiegelte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director Jentzen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter durchgesehener Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**
Gesunde Nerven.
Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Einladung zum Abonnement auf die

Münchner illust. Wochenschrift für Kunst und Leben.
— Herausgeber: G. HIRTH. — Redakteur: F. v. OSTINI. —
Preis pro Quartal (13 Nummern) 3 Mk. Einzel-Nummer 30 Pfg.
Jede Nummer mit neuem farbigem Titelblatt.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsagenturen. — Die „Jugend" liegt in allen besseren Hôtels, Restaurants, Cafés etc. zur Lektüre auf; man verlange stets die „Münchner Jugend".
G. HIRTH's Kunstverlag, München und Leipzig.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

OCT 17.

№ 40. Berlin, den 3. October 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Europäische Politik und Weltpolitik. Von Eduard von Hartmann. — Die Heilkunst fin de siècle. Von Dr. med. Albu (Berlin.) — **Literatur und Kunst.** Aus Georg Herwegh's Nachlaß. Mitgetheilt von einem Freunde des Dichters. — Björnson's „Ueber unsere Kraft". Von Walter Paetow. — **Feuilleton.** Die Ausstellungsseuche. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Wenn Excellenzen reisen. Eine Tragödie aus dem politischen Leben der neuesten Neuzeit. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Europäische Politik und Weltpolitik.

Von Eduard von Hartmann.

Von den fünfzig Jahren, die wir nach Moltke's Ausspruch das mit dem Schwert Errungene mit dem Schwert zu schützen haben würden, ist die Hälfte verflossen, und wenn wir unsere heutige Stellung mit der von 1871 vergleichen, so dürfen wir wohl ihre Besserung anerkennen. Damals war die Bevölkerung des Deutschen Reiches derjenigen Frankreichs gleich, heute ist sie ihr um ein Drittel überlegen; unsere Wehrkraft und unser Wohlstand sind Hand in Hand mit der Bevölkerungszunahme gewachsen. Aber das uns damals günstig gesinnte Rußland steht heute im Bunde mit Frankreich, und dieser Wechsel wird dadurch nicht ganz ausgeglichen, daß das damals uns grollende Oesterreich heute unser Verbündeter und Italien diesem Bunde beigetreten ist. Der eigenen Kraft dürfen wir heute mehr vertrauen als damals, aber wir dürfen nicht verkennen, daß die politische Lage Europas sich nicht zu unseren Gunsten verschoben hat. Andererseits dürfen wir hoffen, daß nach abermals 25 Jahren unsere eigene Kraft noch weiter gewachsen sein wird, und daß dann auch Italien nicht bloß an Einwohnerzahl Frankreich nahe gerückt, sondern auch sich wirthschaftlich und militärisch so weit erholt und gekräftigt haben wird, um als wirkliche Großmacht gelten zu können. Es fragt sich also, ob wir hoffen dürfen, daß uns das nächste Vierteljahrhundert noch ebenso wie das letztverflossene als eine Frist zur Stärkung unserer Kraft und zur Besserung unserer Lage vergönnt sein wird.

Diese Frage läßt sich auch so fassen: Werden unsere jetzigen Bündnisse sich dauerhaft genug erweisen, um uns noch ein Vierteljahrhundert des Friedens zu verbürgen? Wird der Zweibund von Frankreich und Rußland früher oder später eine aggressive Spitze gegen uns herauskehren? Liegt die Gefahr vor, daß unsere Bundesgenossen früher oder später sich von uns abwenden, oder wohl gar sich unseren Gegnern anschließen? Giebt es eine Macht, die nicht bloß das Interesse, sondern möglicher Weise auch den Einfluß besitzt, eine Coalition dreier Großmächte gegen Deutschland zu Stande zu bringen? Wird das Deutsche Reich sich im 20. Jahrhundert noch einmal vor eine Constellation gestellt sehen, wie das Preußen Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege? Und wenn es Mächte giebt, deren Tendenz dahin geht, uns in eine solche Lage zu bringen, dürfen wir hoffen, daß geschichtliche Gegenströmungen vorhanden sein werden, die es uns ersparen, den siebenjährigen Krieg noch einmal ohne die Führung Friedrich's des Großen durchzufechten?

Daß Frankreich den Wunsch hegt, so viel Mächte als möglich zu einem Angriffskriege gegen Deutschland zusammenzubringen, ist zweifellos; aber ebenso zweifellos ist, daß ihm der Einfluß fehlt, um auch nur eine einzige Großmacht für diesen Zweck zu gewinnen. Jahrelang hat es um das russische Bündniß geworben, um mit Rußlands Hülfe den Rachekrieg gegen Deutschland zu führen, zu dem es sich allein zu schwach fühlt. Zähneknirschend hat es sich in die Nothwendigkeit gefunden, Rußland die Bestimmung des Zeitpunktes zum Losschlagen zu überlassen. Immer ungeduldiger lauert es auf den erhofften Lohn für die großen finanziellen und politischen Dienste, mit denen sich Rußland die Gewährung seines Bündnisses hat bezahlen lassen, aber bis jetzt vergebens. Das amtliche Rußland beharrt dabei, den Zweibund als einen Friedensbund zu preisen, der Frankreich zwar Schutz gegen eine etwaige Bedrohung von anderer Seite gewähren würde, aber keine Unterstützung zu Angriffskriegen verheißt.

Daß der verstorbene Zar sich überhaupt zu dem Bündniß mit dem republikanischen Frankreich herbeigelassen hat, das hat dieses Letztere nicht etwa seinem eigenen Einflusse zu verdanken, sondern dem des Papstes. Alle die offenkundigen Vortheile, die für Rußland aus diesem Bündniß erwachsen mußten, der Gewinn der wichtigsten Dienstleistungen ohne andere Gegenleistung als das Nichtzerstören unausgesprochener Hoffnungen, alles dies hätte nicht die Abneigung des autokratischen Rußland gegen das revolutionäre Frankreich zu überwinden vermocht, wenn nicht der Vatican seinen Einfluß in's Mittel gelegt und als Kaufpreis für dieses russische Zugeständniß die katholischen Polen in Rußland der russischen Regierung preisgegeben hätte, deren Sache er so lange mit Eifer geführt hatte. Dieses Interesse, die päpstlichen Reclamationen wegen Katholikenbedrückung los zu werden und die lange Zeit hindurch abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zum Papste wieder aufzunehmen, war es erst, was den Widerwillen Alexander's III. gegen die französischen Liebeswerbungen brach und ihn bestimmte, die Revolutionshymne stehend und entblößten Hauptes anzuhören. Hatte doch das Papstthum, die conservativste aller conservativen Mächte, mit der französischen Republik seinen Frieden gemacht, um sich fortan auf sie zu stützen; konnte dieses Vorbild politischer Selbstbeherrschung für den Selbstherrscher aller Reußen ohne moralische Wirkung bleiben?

Digitized by Google

Die Politik der Curie hat niemals Bedenken getragen, ein Glied der katholischen Christenheit schweren Leiden preiszugeben, wenn sie diese Leiden als ein dem Interesse der Kirche gebrachtes Opfer betrachten durfte. So ist es auch kein Wunder, daß sie die treuesten Söhne der Kirche, die Polen, zeitweilig an Rußland ausgeliefert hat, wenn das Interesse des Ganzen es forderte. Aber welches ist dieses Interesse, dem die Polen in Rußland und die Royalisten und Imperialisten in Frankreich geopfert worden sind? Directen Vortheil kann der Papst von Rußland wohl kaum erwarten; beide Schritte können nur als Mittel dazu dienen sollen, die französische Republik, deren Ende nicht abzusehen ist, zum willfährigen und leistungsfähigen Streiter der Kirche zu machen. Lange genug hatte die Curie vergeblich auf eine Restauration oder einen neuen Cäsarismus in Frankreich gelauert; nun aber ein solcher Umschwung sich in immer unabsehbarere Ferne hinauszurücken schien, da mußte sie in den saueren Apfel beißen, die Dienste der Republik, wie sie ist, in Anspruch zu nehmen. In Folge dessen mußte sie auch den französischen Episkopat und Clerus zur Unterstützung der bestehenden republikanischen Regierung anweisen, und gleichzeitig der Republik in der Gewinnung eines Verbündeten Hülfe leisten, ohne den sie actionsunfähig nach außen geblieben wäre.

Wo das Ziel liegt, das die Curie mit Frankreichs Hülfe erreichen will, ist nicht schwer zu sehen; es kann nirgend anders gesucht werden, als da, wo die Curie ihren Sitz und die Wurzeln ihrer Kraft hat, in Italien. Wer da glaubt, daß die conservativste und zäheste Politik der Welt in einem Menschenalter lernen könnte, sich in völlig veränderte Verhältnisse zu gewöhnen, der würde das Wesen dieser Politik völlig verkennen, die zwar unglaubliche Geduld im Warten hat, aber niemals vergessen kann. Die Curie weiß ganz genau, daß das Königthum recht schwache Wurzeln in dem Herzen des italienischen Volkes hat, daß dagegen dieses Volk abergläubisch katholisch ist und sein katholisches Herz mit einem Schlage wieder entdecken würde, sobald die politische Einheit Italiens von der katholischen Kirche nicht mehr bedroht würde. Sie weiß ferner, daß eine starke socialistische und republikanische Partei den Untergrund der royalistischen Parteien durchwühlt, und daß diese plötzlich zur herrschenden werden kann, sobald die Kirche ihr den Segen ertheilt und der italienische Clerus die clericalen Wähler im Interesse der Republik an die Wahlurnen treibt, wie er sie bis jetzt aus Feindschaft für das Königthum von derselben ferngehalten hat. Sie weiß endlich, daß in einer Republik Italien nicht die Radicalen, sondern die Clericalen die parlamentarische Herrschaft behaupten und Regierungen und Präsidenten nach dem Sinne der Kirche bestimmen würden, die Radicalen aber als die geprellte ohnmächtige Opposition dastehen würden.

Schon einmal im Jahre 1848 hat Pius IX. von einem italienischen Bunde unter seinem Präsidium geträumt; was damals bei einer Vielheit von Monarchien unausführbar war, scheint jetzt leicht realisirbar, wenn das einheitliche Königreich in eine einheitliche Republik umgewandelt wird. Und warum sollte der Papst die Republik in Italien verdammen, die er in Frankreich segnet? Ob der Papst Präsident, oder bloß Ehrenpräsident der Republik heißt, oder ob er sich als Protector der Republik damit begnügt, der clericalen Mehrheit der Kammern den ihm genehmen Präsidenten zur Wahl designiren zu lassen, das ist nebensächlich. Die Hauptsache wäre, daß dann in gleichviel welcher Form die clericale Republik Italien der neue vergrößerte Kirchenstaat würde, und der Papst die weltliche Großmachtstellung des künftigen consolidirten Italien mit seiner geistlichen Großmachtstellung thatsächlich in einer Hand vereinigte. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß dabei die Stadt Rom oder auch das Gebiet des früheren Kirchenstaates in eine engere administrative Beziehung zum Papstthum gerückt würden als die übrigen Provinzen, wofern nur bei einer solchen Anordnung jeder Schein vermieden würde, als ob die politische Einheit Italiens, das höchste Gut des italienischen Nationalgefühls, irgend welche Störung oder Trübung erlitte. Das Papstthum kann nicht auf einen Kirchenstaat, das italienische Volk nicht auf seine politische Einheit verzichten; also giebt es nur Eine Lösung, in der beide Interessen sich vereinigen lassen, nämlich wenn das einheitliche Italien Kirchenstaat im weiteren Sinne wird.

Dieses Ziel ist unerreichbar, solange das königliche Heer in Italien steht und jeden Aufstandsversuch niederschlägt. Nur ein Einmarsch der republikanischen Heere Frankreichs kann das Königthum beseitigen und die Republik an seine Stelle setzen. Ein solcher wäre wohl längst erfolgt, wenn nicht Italien durch das Bündniß mit Deutschland gegen Frankreich geschützt wäre. Wenn die italienische Feldarmee ganz in Frankreich eingerückt wäre und dort Schulter an Schulter mit der deutschen kämpfte, so wäre es nicht die Landung einer französischen Flotte für sich allein, die das Königthum zu fürchten hätte, sondern nur sofern die gelandeten Truppen als Stützpunkt für clerical-radicale Erhebungen dienten. Das Papstthum wird ohne Zweifel versuchen, Italien im Rücken seiner ausgezogenen Heere republikanisch zu revolutioniren, um dadurch die Actionskraft des Feldheeres im Feindesland zu lähmen und die Ersatznachschübe zu verhindern. Aber einen dauernden Erfolg könnte unter solchen Umständen selbst eine siegreiche Revolution nur dann haben, wenn das Feldheer geschlagen und von französischen Truppen verfolgt heimkehrte. Wenn es dagegen siegreich zurückkehrte, würde es der Revolution rasch das Schicksal der Pariser Commune von 1871 bereiten.

Darum hängt der dauernde Bestand einer italienischen Umwälzung doch schließlich von dem Siege Frankreichs über Italien und seinen Verbündeten ab, und darum ist dieser Verbündete Italiens das eigentliche und einzige Hinderniß für die Verwirklichung der Ziele des Papstthums durch französische Bajonette. Wäre nur erst Deutschland niedergeworfen und gefesselt, so hätte das Papstthum mit seinen Plänen leichtes Spiel, und darum muß seine ganze Politik darauf gerichtet sein, Deutschland actionsunfähig zu machen. Hierin begegnet sich also das Interesse der französischen Vergeltungs- und Eroberungspolitik und das der päpstlichen Restaurationspolitik in moderner Gestalt. Wenn das Bündniß von Frankreich und Rußland gewöhnlich als Zweibund bezeichnet wird, so vergißt man, daß das Papstthum ihn zum Dreibund vervollständigt, und daß die Seele dieses Dreibundes nicht Frankreich, sondern das Papstthum ist, das allein ihn zu Stande gebracht hat und aufrecht erhält.

Die französische Revanchegluth wird sich wahrscheinlich im Laufe des nächsten Menschenalters ganz von selbst beträchtlich abkühlen, da jede neue Generation es müde wird, die Stichworte und Phrasen, an der die letzte sich berauscht hat, weiter zu dreschen. Aber die Restaurationstendenz des Papstthums wird nach einem Jahrhundert noch gerade so stark und frisch sein wie heute. Frankreich wird sich mit der Zeit darauf besinnen, daß seiner noch ganz andere und wichtigere Aufgaben warten, als die Rückeroberung von $1^1/_2$ Millionen Deutscher; das Papstthum aber wird, solange es überhaupt Politik treibt, keine andere Politik treiben können, als die Wiedergewinnung eines ihm jetzt fehlenden Territorialbesitzes. Frankreich hat am Ende des Mittelalters nach vollzogener staatlicher Einigung der Versuchung nicht widerstehen können, von dem zerstückelt gebliebenen deutschen Nachbarn sich bei Gelegenheit Fetzen anzueignen, und durch diese üble Angewohnheit ist es zum bösen Nachbar geworden. Noch Napoleon III. hat sich nur durch den Glauben zum Kriege gegen Preußen bestimmen lassen, daß die süddeutschen Staaten dem norddeutschen Bunde zum mindesten keine Hülfe leisten würden. Sobald nur erst Frankreich die staatliche Einigung Deutschlands als vollzogene Thatsache anerkennen lernt, fällt

Digitized by Google

die Versuchung fort und ist gar nicht abzusehen, warum es sich nicht schließlich mit Grazie in die ihm unbequeme neue Rolle des friedlichen Nachbarn finden sollte. Sieht man von dem Revancheparoxysmus ab, so lassen sich zwar viele Punkte angeben, wo französische und deutsche Interessen Hand in Hand gehen, aber wenige, wo sie collidiren; ein Gegensatz in Lebensfragen ist nicht vorhanden. Geistig sind Frankreich und Deutschland immer Freunde gewesen und werden es hoffentlich künftig noch mehr werden, wenn der Grund für politische Reibungen hinweggefallen ist. Die künftige allmälige Ueberwindung des Revanchefiebers wird zugleich die Genesung Frankreichs von einer Jahrhunderte langen krankhaften Eroberungssucht sein, die es bei uns in den falschen Ruf des Erbfeindes gebracht hat.

Der Erbfeind Deutschlands ist nicht Frankreich, sondern das Papstthum; denn hier verschmilzt historische Tradition und politischer Antagonismus der vitalsten Interessen mit geistiger Todfeindschaft. Diese Thatsache ist nur dadurch verdunkelt worden, daß katholische Regierungen in der Zeit der Gegenreformation einen erheblichen Theil der fast ganz vom Papstthum abgefallenen deutschen Bevölkerung mit Gewalt und List wieder katholisch gemacht haben, und die Nachkommen dieser Zwangskatholiken nun den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Papstthum und Deutschthum nicht anerkennen mögen, der doch von Seiten der Curie stets ganz offen anerkannt worden ist. Darum konnte die römische Kirche wohl dem Haupte der russisch-orthodoxen Kirche die Hand zum Bunde reichen, die ihr an geistiger Bedeutung unterlegen ist; aber gegen den protestantischen deutschen Geist, dessen ideale Ueberlegenheit sie zähneknirschend fühlt, kehrt sich ihr unversöhnlicher Haß, der zugleich auf das ketzerische deutsche Kaiserthum übergreift. Wie die deutsche Geschichte des Mittelalters sich um den Kampf zwischen Kaiser und Papst, die der Reformationszeit sich um den Kampf des mit den Habsburgern verbündeten Papstthums gegen die protestantischen Fürsten dreht, so die neuere deutsche Geschichte um den Kampf des Papstthums gegen die Hohenzollern, die sich zum Hauptrepräsentanten des protestantischen Staatsbegriffes ausgewachsen haben.

Nun muß aber das Papstthum sich früher oder später davon überzeugen, daß die Verbindung mit Rußland für Frankreich die Aussicht auf einen Angriffskrieg gegen Deutschland nicht näher gerückt hat. Denn Rußland hat das dringende Interesse, die gegenwärtige Lage, in welcher Frankreich ihm jeden gewünschten Dienst bloß auf Hoffnung hin leistet, möglichst lange auszunutzen und ihren Umschlag in die Lage nach dem Revanchekriege zu verhindern, weil ein besiegtes Frankreich ganz außer Stande wäre, ihm noch Dienste zu leisten, ein siegreiches aber hochmüthig auftreten und sich jeden Dienst theurer bezahlen lassen würde. Rußland selbst würde aber bei einem Kriege des Zweibundes gegen den Dreibund für einen geringfügigen Gewinn schwere Gefahr laufen, während ihm eine Menge lohnender Aufgaben und großartiger Gewinne winken, die es weit besser und sicherer ohne solchen Krieg lösen und erringen kann, indem es einfach die wohlwollende Neutralität Deutschlands und die Dienstwilligkeit Frankreichs ausnutzt. Die gegenwärtige Constellation ist so überaus günstig für Rußland, daß die russische Diplomatie ganz verblendet sein müßte, sie aus den Händen zu geben. Eine so kluge und weitblickende Politik wie die des Vaticans kann sich wiederum auf die Dauer der Einsicht in diese offenliegende Sachlage nicht entziehen, wenn sie auch den rascher wechselnden Präsidenten und Ministern der französischen Republik durch die verblendende Gefühlspolitik ihres Rachedurstes noch länger verschleiert werden mag. Der Vatican muß aber aus dieser Einsicht den Schluß ziehen, daß für seine Zwecke Alles darauf ankommt, noch einen anderen Bundesgenossen für Frankreich zu werben.

Als dieser andere Bundesgenosse kann nur die zweite katholische Großmacht, Oesterreich, in Betracht kommen, die schon im 30jährigen, 7jährigen und 1866er Kriege vom Papstthum gegen uns ausgespielt wurde. In der That hat das Papstthum nicht aufgehört, ein Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich gegen Deutschland im Auge zu behalten, seitdem es sich im Jahre 1866 zu seiner Ueberraschung davon hatte überzeugen müssen, daß die Kraft Oesterreichs im Bunde mit den süddeutschen Staaten nicht ausreichte, um Preußen niederzuwerfen. Im Jahre 1870 war ja jenes Bündniß dem Zustandekommen nahe genug, wenn nicht Napoleon III. vorzeitig losgeschlagen hätte, um nicht mit der spanischen Throncandidatur einen ihm geeignet scheinenden Kriegsvorwand einzubüßen, und wenn nicht die Raschheit der deutschen Siege die Neigung Oesterreichs zur späteren Theilnahme am Kriege allzukräftig abgekühlt hätte. Seitdem hat das Zustandekommen des deutsch-österreichischen Bündnisses die Curie genöthigt, ihre Wünsche zu vertagen; aber ihre Arbeit an der Vorbereitung des künftigen französisch-österreichischen Bündnisses hat darum nicht geruht. Sie hätte sich vielleicht nicht so viel Mühe gegeben um die Vermittelung des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland, wenn nicht die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses ihre Geduld auf eine zu harte Probe gestellt hätte. Da nun aber das russische Bündniß allein offenbar nicht zu dem von ihr gewünschten Ziele führt, muß sie mit doppeltem Eifer die Angliederung Oesterreichs an dasselbe vorzubereiten suchen.

Als das deutsch-österreichische Bündniß geschlossen wurde, stand die liberale Partei in Ungarn noch auf dem Gipfel ihrer Macht, und in der westlichen Reichshälfte bildeten noch immer die Deutschen die wichtigste und einflußreichste Partei, wenn sie auch ihre Bedeutung gegen früher durch ihr kurzsichtiges Verhalten in der bosnischen Angelegenheit schwer geschädigt hatten. Die Tschechen und Südslaven waren noch ohne Einfluß, und eine christlich-sociale Partei existirte noch nicht. Das deutschredende Judenthum bildete noch einen starken Kitt des Reiches. Das hat sich Alles sehr geändert. Die liberale Partei in Ungarn ist so zusammengeschrumpft, daß man bei den nächsten oder übernächsten Wahlen den Uebergang der Regierung an eine feudal-clerical-radicale Coalition zu gewärtigen hat. Die nationale Zersetzung hat in beiden Reichshälften rasche Fortschritte gemacht, die Juden verlassen mehr und mehr die Fahne des Deutschthums, um in die nationalen Parteien einzutreten; der Einzige aber, der von der allgemeinen Auflösung Nutzen zieht, ist der Clericalismus in feudaler und radicaler Gestalt.

Der Rachedurst der Ungarn gegen Rußland hat sich mehr und mehr abgekühlt und einer ruhigen Berechnung ihres politischen Vortheils Platz gemacht; ihre Sympathie für Frankreich und alles Französische ist sich gleich geblieben und nur ihr Deutschenhaß und ihre Deutschenverachtung sind mächtig angeschwollen. Die Deutschen in Oesterreich sehen rathlos und hülflos den Boden unter ihren Füßen wanken; mehr und mehr von ihnen gehen zu den Christlich-Socialen oder der Socialdemokratie über und der Rest der deutsch-liberalen Partei wird immer einflußloser, indem die bewährten Führer sich kleinmüthig vom politischen Leben zurückziehen. Die Einheit der Beamtensprache hat längst aufgehört, und schon sieht man den Zeitpunkt heranrücken, wo die Regierung es müde sein wird, die Einheit der Heeressprache zu vertheidigen, die doch nur noch auf dem Papiere besteht.

Das deutsch-österreichische Bündniß steht gegenwärtig auf zwei Augen, auf denen des 66jährigen Kaisers, an dessen Bundestreue Niemand zweifelt. Aber in seinem Lebensalter darf man nur noch mit Jahrfünften rechnen, und was ist ein Jahrfünft in der Geschichte der Völker? Wenn sein Wille dereinst zu greisenhafter Schwäche erlahmen sollte, oder ein Nachfolger seinen Thron besteigt, dann ist Alles in Frage gestellt, dann kann das Papstthum daran denken, die Früchte seiner stillen Minirarbeit zu pflücken. Eine clerical-feudal-

Digitized by Google

radicale Mehrheit in den Parlamenten beider Reichshälften würde dem Anschlusse Oesterreichs an das französisch-russische Bündniß keine Schwierigkeiten bereiten, sobald es dem Papstthum gelungen wäre, eine Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich über die politische Ordnung der Balkanhalbinsel herbeizuführen. Eine solche Verständigung erscheint aber nicht schwer, sobald Rußland es für künftig aufgiebt, in Europa nach Konstantinopel vorzudringen; dieser Verzicht liegt wiederum in seinem wohlverstandenen politischen und strategischen Interesse gleichmäßig begründet und es würde mit ihm nur scheinbar Oesterreich ein Zugeständniß machen, während es thatsächlich sich dadurch nur von einem alten verhängnißvollen Irrthum frei macht.*) Eine solche Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich ist gegenwärtig, wo Rußland fernere und größere Ziele verfolgt, viel näher gerückt als zu der Zeit, wo es zum letzten Mal für seinen verhängnißvollen Irrthum büßen mußte und bitter über die vergeblichen Opfer eines blutigen Krieges grollte.

Wenn ein junger Kaiser die Geschicke Oesterreichs lenkte, dem die lange Erfahrung und Besonnenheit des jetzigen fehlen, der aber in clericalen Traditionen aufgewachsen und erzogen ist, sollte es dann dem Einflusse der Kirche und aller ihrer Hülfstruppen so schwer fallen, ihn davon zu überzeugen, daß das autokratische Rußland und das katholische Frankreich würdigere Bundesgenossen für ihn seien, als das ketzerische Deutschland und das kirchenräuberische Italien? Sollten nicht noch Funken genug unter der Asche glimmen von der alten Eifersucht Oesterreichs gegen das vom Geschicke begünstigte Preußen, die sich von einer geschickten Hand zur Flamme anschüren ließen? Sollte der Besitz Venetiens und der Lombardei dem revolutionären Italien ganz neidlos gegönnt werden? Sollte auch in der jüngeren Generation des katholischsten Herrscherhauses der Welt jede Neigung abgestorben sein, Schlesien und die verlorene Machtstellung in Deutschland wiederzugewinnen und dem Papste zur Rückerlangung seiner weltlichen Herrschaft behülflich zu sein?

(Schluß folgt.)

*) Vgl. den Aufsatz „Rußland“ in meinem Buche „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage“ (Leipzig 1888) Nr. XX, S. 280—328.

Die Heilkunst fin de siècle.

Von Dr. med. Albu (Berlin).

Selbst die heute noch von dem Ideal ihres Berufes tief durchdrungenen Jünger Aesculaps werden, wenn sie, was nicht Viele von sich sagen können, die Geschichte ihrer Wissenschaft kennen, eingestehen müssen, daß sie eine treffende Versinnbildlichung menschlicher Irrungen ist. Kein gerader Weg führt von Hippokrates bis Behring, sondern eine tausendfältig geschlungene Spirale, die oftmals in sich selbst zurückkehrt und an Punkten anlangt, von denen sie vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten ausgegangen ist. Wie die ganze Menschheit, haben auch die Aerzte aus ihrer Geschichte nichts gelernt; jede Generation muß immer wieder erst eigene Erfahrungen machen, ehe sie die Spreu vom Weizen scheiden lernt. Diese Erkenntniß ist in der That nicht leicht. Denn seit zwei Jahrtausend — so alt etwa darf man die Heilkunst als Sonderstudium schätzen — hat die Spreu den Weizen immer so überwuchert, daß es nur kühnen Springern gelingt, über diesen Berg hinwegzukommen. Noch heute verschreiben Aerzte so widersinnige Recepte, wie vor Aeonen, noch heute glauben Aerzte, durch ein „Mittelchen“ eine Krankheit heilen zu können. Die Medicinkunde hat sich auch in unserem vielgepriesenen Jahrhundert der Aufklärung wenig von dem Ballast befreit, der ihr als unveräußerliches Erbtheil anhaftet. Immer wieder werden „neue“ Mittelchen entdeckt und empfohlen, über die bereits die Mönche und Aebte oder noch ältere zünftige Gelehrte ihren Spott ausgeschüttet haben. Am Ende des 19. Jahrhunderts ist diese Thatsache für den philosophirenden Beobachter um so deprimirender, als die moderne Medicin sich als exacte Naturwissenschaft gerirt und die Aerzte auf Grund ihrer wissenschaftlichen Ausbildung eine breite Scheide zwischen sich und den Naturheilkundigen, Curpfuschern und Consorten gezogen sehen wollen. Das Hineintragen naturwissenschaftlicher Auffassungen und Forschungsmethoden in die Medicin hat sie nicht davor bewahrt, auf die alten ausgetretenen Irrwege zu gerathen, welche sie schon mehr als einmal gewandelt ist. Die „Heilkunde“ hat Fortschritte gemacht, aber nicht die Heilkunst. Die Heilkunde giebt sich redlich Mühe, eine Wissenschaft zu werden, sie ist dem Ziele aber noch nicht um einen Schritt näher gekommen, sie bleibt doch ewig eine Kunst, und sie unterliegt darum der Mode wie jede Kunst. Es dürfte uns deßhalb gar nicht wundern, daß diese Kunst wieder einmal altmodisch wird, wenn sie ihre neueste Wandlung nicht unter dem Deckmantel der gestrengen Wissenschaft vollzöge. Die Besten waren gerade im Begriff gewesen, den überkommenen Arzneiglauben über den Haufen zu werfen, ihre Aufgabe hauptsächlich darin zu suchen, der vis medicatrix naturae zu ihrer Geltung zu verhelfen, mehr den Kranken als die Krankheit in den Vordergrund der Betrachtung und Behandlung zu schieben — als die Heilkunst um Jahrhunderte in ihrer Geschichte zurückgeworfen worden ist. In neuer Gestalt geht der Arzneiglaube wieder um. Die moderne Heilkunst ist in's Schlepptau der chemischen Industrie gerathen, und das wird wieder einmal ihr Verderb werden. Kaufmännische Pfiffigkeit hat den medicinischen Zeitgeist geschickt auszunutzen verstanden.

Von anderen tausendfältigen Erscheinungen ganz zu schweigen, sind es hauptsächlich zwei, welche uns diese Gedanken aufgedrängt haben und uns erschauern lassen beim Anblick der Perspective, welche sich der „wissenschaftlichen“ Heilkunst eröffnet. Die neue, therapeutische Aera trägt zwei große Aushängeschilder: Organ- resp. Gewebssafttherapie und Serumtherapie. Beide sind bereits längst vom Boden der Wissenschaft abgeglitten und werden jetzt hauptsächlich durch geschäftige Industrielle gefördert. Das Bedauerliche ist nur, daß sie nicht nur zum Theil bestellte Arbeit liefern, sondern auch mit ihren Producten reichen Absatz finden. Die Kritiklosigkeit unter den Aerzten ist trotz all ihrer Wissenschaftlichkeit so stark wie je. Jedes neu angepriesene Heilmittel findet seine Gläubigen in Schaaren, und durch langathmige Publicationen, Beobachtungen am kranken Menschen und womöglich noch durch Experimente wird die vom Fabrikanten vorausgesetzte oder gewünschte Wirkung dann auch wirklich heraus deducirt. Der Kunst des modernen Arztes werden vom grünen Tisch des Chemikers aus die Wege gewiesen! Sehen wir uns einmal die sogenannte Therapie an, welche durch Organ- und Gewebssäfte dargeboten wird. Der selige Brown-Séquard würde sich vielleicht im Grabe umdrehen, wenn er das Unheil sähe, das sein Suc testiculaire angestiftet hat. Der Ruhmestitel dieses Physiologen ist zu groß, als daß er durch seine letzte „Entdeckung“ geschmälert werden könnte. Hat er doch vergeblich gehofft, die Gebrechen des eigenen Alters durch die Kraft der Rindshoden bannen zu können, und das allen Wüstlingen und Neurasthenikern mit so wüster Reclame angepriesene Verjüngungsmittel wäre längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, wenn es nicht von anderer Stelle her in der reineren Gestalt des „Spermin“ seine Auferstehung wieder gefeiert hätte. Spermin hat eine wunderbare Wirkung: es heilt Nervenschwäche, Rückenmarksschwindsucht, Syphilis, Lungentuberculose, Scorbut,

Digitized by Google

Zuckerharnruhr, Unterleibstyphus, Altersschwäche und noch etwa zwei Dutzend andere Krankheitszustände. In Rußland sollen jährlich einige Centner Spermin verbraucht werden. Welcher Unterschied ist noch zwischen einem Arzt, der Spermin als Panacee verordnet, und dem Curpfuscher, der seine selbst gebrauten Pflanzensäfte an die, welche nicht alle werden, losschlägt? Das Spermin wäre ungefährlich, wenn es vereinzelt geblieben wäre. Es hat aber sehr große Gesellschaft bekommen, die seiner zwar würdig ist, einem empfänglichen Gemüth aber imponiren kann. Die Herstellung solcher Organsäfte ist geradezu überstürzt worden, nachdem in der Schilddrüse ganz unerwartet ein so mächtiges Heilmittel gefunden worden. Das ist aber auch der einzige Stützpunkt in den uferlosen Plänen der Gewebssafttherapie, und wie ist dieser wirksame Stoff schon discreditirt worden! Man hat ihn durchaus zu einem Universalheilmittel machen wollen. Die kritiklosen Enthusiasten, nirgends gefährlicher als in der Heilkunst, sterben nun einmal nicht aus. Das Publicum, von den Aerzten angelernt, verzehrt die allbekannt gewordenen Tabletten schon quasi als Compot nach jeder Mahlzeit, wie manche unserer nervösen Damen die Antipyrinpulver, und wo bisher noch nichts geholfen hat, da wird eben einmal auch die Schilddrüse probirt. — Die Drüsen stehen jetzt überhaupt in großer Gunst bei den Therapeuten. Ein Berliner Professor zog die Zirbeldrüse aus ihrem verborgenen, friedlichen und unschädlichen Dasein in der tiefsten Tiefe des Gehirns hervor, um damit die Möglichkeit ihrer heilsamen Einwirkung auf eine Krankheit, die vielleicht zuweilen ihre Ursachen in Störungen der Zirbeldrüse hat, zu beweisen! *Αἰεν ἀριστεύειν*, dieses ja echt menschliche Streben hat auch der Organsafttherapie sehr die Wege ebnen helfen. Mit der Zirbeldrüse kam auch die Thymusdrüse, die Bauchspeicheldrüse (gegen Zuckerharnruhr), die Mundspeicheldrüse, die Vorsteherdrüse, die Milz und die Nebennieren in den Handel. Ja, bald folgten auch Gehirn-, Leber-, Nieren-, Herz-, Nerven-, Lymphdrüsen-, Gebärmutter-, Eierstoff-Substanz u. a. m. Knochenmark wird bei Blutarmuth empfohlen, bei den meisten anderen weiß man noch nicht recht, wem sie helfen sollen. Es ist aber charakteristisch, daß das Londoner Haus, das mit diesen Mitteln zur Zeit den Weltmarkt beherrscht, seinen neuesten, riesenhaften Annoncen in den medicinischen Zeitungen den Passus hinzufügt: „Eventuellen Wünschen bezüglich Darstellung anderer organischer Heilmittel in Tabloids-Form wird nach Möglichkeit entsprochen!“ Die Möglichkeit ist ja sehr leicht gegeben: man geht auf den Viehhof, läßt sich vom Fleischer das gewünschte Organ von irgend einem Ochsen oder Schwein geben, läßt es dann in einem Mörser zerstampfen und comprimiren — und das Heilmittel ist gefunden. Zu solchem Humbug lassen sich die wissenschaftlich gebildeten Aerzte am Ende des 19. Jahrhunderts mißbrauchen. Es würde uns gar nicht mehr wundern, wenn demnächst Einer Leberwurst gegen Leberkrankheiten oder Kalbsbrägen gegen Hirnerweichung empfehlen würde. Denn Aehnliches ist bereits geleistet. Diese Verirrung der Zunftmedicin ist natürlich Wasser auf die Mühle der Homöopathen. Sie reiben sich vergnügt die Hände über diese wissenschaftliche Anerkennung ihrer Aehnlichkeitslehre und verordnen denn auch bereits wacker zerstoßene Gallensteine in fünfter oder zehnter Verdünnung gegen Gallensteinkrankheit. Man vergleiche mit diesen neuesten Heilmitteln einmal diejenigen des 16. Jahrhunderts! Als Führer kann uns dabei ein kleines Büchlein dienen, das ich meinen fachgenössischen Zeitgenossen recht warm zur Lectüre empfehle, damit sie darin ein Spiegelbild ihres Geistes erkennen: das von dem belesenen Leipziger Zoologen William Marshall herausgegebene „Neueröffnetes, wundersames Arzneikästlein, darin allerlei gründliche Nachrichten, wie es unsere Voreltern mit den Heilkräften der Thiere gehalten haben, zu finden sind.“ Was da aus alten Chroniken über den Gebrauch von Leber und Drüsen, Hirn und Hoden, Herz und Mark der verschiedensten Thiere berichtet wird, könnte ebenso als aus einer der neuesten Nummern einer medicinischen Zeitschrift stammend betrachtet werden. Der wissenschaftliche Aberglaube des 19. Jahrhunderts ist nicht kleiner als der des sechzehnten, heute nennen wir ihn aber „Suggestion“. Je höher die Wellen der „Organsafttherapie“ — wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein — in der nächsten Zukunft noch gehen werden, desto stärker wird der Rückschlag sein, und die Heilkunst wird sich glücklich schätzen können, wenn sie diesen Katzenjammer überstanden haben wird.

Und nun die Serumtherapie! Die Lorbeeren Behring's haben sehr viele Leute nicht schlafen lassen. Indem sie sich sclavisch an seine Schritte heften, entfalten diese betriebsamen Epigonen einen rastlos blinden Eifer, machen in vier bis sechs Wochen ein Serum fertig und lassen es auf die Menschheit los. In Frankreich, in der Schweiz und auch in Deutschland giebt es bereits große Serumfabriken, die auf Wunsch jedes Serum herstellen. Ein erfahrener Bakteriologe pflegt ihnen für diese Zwecke als Berather zur Seite zu stehen. Da werden uns Heilsera gegen Typhus, Cholera, Tuberculose, Streptokokken- und Staphylokokkenerkrankungen, Krebs, Schlangenbißvergiftungen u. dgl. m. empfohlen. Ein paar Hammel, Ziegen oder Pferde, eine Reincultur irgend eines bösen Mikroben, ein Aderlaß — daraus macht man ein „Heilserum“. Die Heilkraft am kranken Menschen herauszufinden, das ist ja Sache der Aerzte! Und die sind Sanguiniker genug, um bei jedem neuen Heilmittel eine günstige Wirkung zu entdecken. Der Wunsch ist des Gedankens Vater. Die „Heilsera“ sind in einer Hinsicht noch viel bedenklicher als die Organsäfte. Diese nützen Nichts, aber sie sind harmlos, man könnte sie als Fleischbeilage zu der täglichen Nahrung gestatten; die Sera aber sind theilweise starke Gifte, die sehr vorsichtig dosirt werden müssen und deren Wirkung auf's Genaueste zu controliren ist. Alle zu übertreffen scheint dem endlich gefundenen „Krebsheilmittel“ vorbehalten. Mit welcher Verachtung blicken unsere wissenschaftlich gebildeten Aerzte auf ihre nicht zünftigen Brüder in Aesculap, wenn von diesen einmal einer mit einem derartigen Mittelchen hervortritt, das dann noch den Vorzug hat, Niemandem zu schaden. Einen Krebskranken mit solchen Heilmitteln zu tractiren, legt dem Arzt die moralische Verantwortung dann auf, wenn die beste Zeit, die Geschwulst noch durch eine Operation beseitigen zu können, verloren ist. So viel geschäftliche Speculation aber auch der heutigen Serumfabrikation anhaftet, so kritiklos die Herstellung immer neuer Sera gegen alle möglichen Krankheiten unternommen, ihre Anwendung empfohlen, ihre Wirksamkeit beurtheilt wird, so darf dieser neuen therapeutischen Aera nicht jede Zukunft abgesprochen werden. Werthlos in der Gestalt, welche die Sera jetzt haben, wird vielleicht eines oder das andere von ihnen in concentrirterer Form noch eine heilsame Wirkung entfalten. Aber die ganze Serumfabrikation muß unter staatliche Controle kommen, und in öffentlichen Krankenhäusern sollen die ersten vorsichtigen Versuche mit jedem derartigen neuen Heilmittel gemacht werden, ehe es an die kritiklose Menge abgegeben wird. Die staatliche Aufsicht wäre ein Novum in der Geschichte der Heilkunst; da sie sich selbst aber noch nie vor Irrwegen und Abgründen hat schützen können, so könnte ihr diese Bevormundung vielleicht wohlthun. Der Staat hält ja die Zügel der Rechtspflege fest in der Hand, um Unrecht und Unheil zu verhüten. Warum sollte er nicht dasselbe in der Heilmittellehre in strengerem Maaße, als es jetzt geschieht, ausüben dürfen?

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus Georg Herwegh's Nachlaß.

Mitgetheilt von einem Freunde des Dichters.

Dichter und Staat.

Besser, daß zehn Studenten sich die Carrière verderben,
Als daß ein einzig Genie unter dem Hofrath erstickt.

Condorcet schreibt in seinem „Leben Voltaire's" von demselben: „Man beschuldigt ihn, er habe es für das Glück eines Volkes hinreichend gehalten, wenn es berühmte Künstler, Redner und Dichter besitze: dies ist ihm niemals eingefallen. Wohl aber glaubte er, daß Kunst und Wissenschaft die Sitten mildern und der Vernunft einen bequemeren, sichereren Weg bahnen; er dachte, der Sinn für Kunst und Wissenschaft stimme die Herzen der Machthaber zu sanfteren Gefühlen und erspare ihnen manche verbrecherische, gewaltthätige Handlungen; er hielt dafür, das geistreichste, aufgeklärteste Volk sei bei Weitem auch immer das am wenigsten unglückliche."

Guter Voltaire! Wie konntest Du Dir solche Wirkungen nach Oben versprechen? Hattest Du vergessen, wie oft Du in der Bastille saßest, hattest Du vergessen das elendigliche Geschick des älteren Racine, als er auf Anrathen der Frau von Maintenon die paar Worte für sein Volk schrieb? Wußtest Du nicht, daß es längst keine Margarethen von Navarra mehr gab? Voltaire war wohl der letzte Schriftsteller, der von einem Einfluß der Literatur auf die Mächtigen dieser Erde geträumt. Schade, daß er nicht selbst die Enttäuschung noch erlebt! Oder waren die tausend goldenen Worte, die Voltaire an Könige und Fürsten, an Prinzen und Prinzessinnen verschwendete, nur eben so viele Bestechungen, seine literarische Contrebande um so ungestrafter unter das Volk zu schmuggeln! Waren sie nur der Zucker um die herben Pillen, die er ihnen zu schlucken geben wollte? Gleichviel. Als die Herren der Welt sahen, welch' geharnischte Kinder aus dem Schild der Pallas Athene, der Literatur, sprangen, als sie sahen, welch' schreckliche Männer die Nachkommen der Racine'schen und Corneille'schen Helden waren, da wurde jedes befreundete Verhältniß mit den Dichtern flugs abgebrochen. Das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur, namentlich gegen die Dichter, schreibt sich von der französischen Revolution her. Man schien die Dichter nur noch einmal gut gebrauchen zu können, nämlich in unseren Kriegen gegen Frankreich. Officiell werden sie jetzt bloß bei Geburtstagsfestlichkeiten in Anspruch genommen.

Daß Goethe an einem fürstlichen Hofe gehegt und gepflegt wurde, ist kein Einwurf gegen meine Behauptung. Goethe war noch vor Ausbruch der französischen Revolution nach Weimar gekommen. Und Schiller? Schiller hatte seine erträgliche Lage mehr seinem Freunde Goethe, als seinem Freund Karl August zu erdanken. Zudem — was hatte es mit dieser erträglichen Lage für eine Bewandtniß? Hatte er mehr, als die Besoldung des gewöhnlichsten Finanz- oder Obersteuer-Raths? Welche Summen hat Lessing aus fürstlichen Beuteln bezogen? Welches freundliche Wort ward ihm von Oben herab zu Theil?

Je größer das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur wurde, desto mehr erstarkte die letztere. Die Literatur ist jetzt die zweite Macht im Staate geworden, und die Regierung darf sich mit ihrem Mißtrauen kecklich auf Plato berufen, dessen Ausspruch um so wahrer ist, als er auf ihn selbst die erste Anwendung gefunden hatte. Wenn ich irgendwo einmal sagte: „Jeder echte Dichter sei eigentlich Demokrat", so muß ich hier diesen Ausdruck als den Begriff nicht ganz erschöpfend zurücknehmen. André Chenier war gewiß Demokrat, und die Republik hat ihn doch auf das Schaffot geschickt. Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem besten. Diese Fassung des Begriffes wird richtiger lauten.

Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate? Und das wagt man zu schreiben und gar zu drucken? Warum nicht? Denke ich doch hierbei an keine offenen Angriffe, keine gewaltsamen Mittel, wie sie in politischer Hinsicht das achtzehnte Jahrhundert an die Hand gab! Denke ich doch nur an die friedliche Opposition des Herzens, dem ehernen Geist der Gesetze und Staatsformen gegenüber! Und daß eine solche wenigstens idealische Ausgleichung politisch oft gerechtfertigter Uebelstände auch von Seite der Regierungen für Bedürfniß erkannt wird, dafür bürgt mir manch' erlauchtes Herz, das schmerzlich bewegt pochte bei Scenen, über die im Staatsrathe die Hand den Stab gebrochen hatte; dafür bürgen mir die Thränen mancher hohen Schönen beim Anblick von Verhältnissen, die sie vielleicht Tags darauf selbst mit kaltem Blute einzugehen hatte. Giebt es doch Staatsmänner, welche in ihren Cabinetten die eifrigsten Leser der Bücher sind, die sie kaum öffentlich so streng verpönt haben. Die Aristokratie Oesterreichs hat ihre innerliche Freude an Anastasius Grün und Nikolaus Lenau und zuckt doch die Achseln über sie, wenn dieselben in ihre Salons treten, weil sie Dichter sind. Dichten aber ist ein höchst unadeliges Geschäft.

Manche haben es tief beklagt, daß die Regierungen der Literatur so wenig Schutz angedeihen lassen. Mit Unrecht, scheint mir. Nur so wird eigentlich der Dichter hingetrieben, wo er hingehört, zum Volke. (1843.)

Spießbürgers Freiheitslieder.

I.

Die Freiheit.

Mel.: „Denkst du daran ꝛc."

Die Freiheit ist das in das Allgemeine
Als Individuum, Aufgenommensein;
Ist das Bewußtsein, groß nur im Vereine
Zu sein und in der Selbstsucht klein, nur klein.
Die Freiheit ist, wenn fern von Unterdrückung
Jedweder ganz und stolz im Staate lebt,
Und wenn auch ohne gnäd'ge Machtbeglückung
Recht und Gesetz in Volkesadern webt.

Die Freiheit ist, wenn, ohne Gottes Gnaden,
Das Volk sich selbst zum Herrn berufen sieht,
Und wenn es ungetrennt und unbeladen
In Einheit groß nicht fremden Götzen kniet.
Wenn ungehemmt der Geist sich darf entfalten,
Kein Scherg' in Fesseln ihn und Ketten legt,
Wenn lebensfroh vernünftig feurig Walten
Auf Jedermann der Gleichheit Siegel prägt.

II.

Mel.: „Bemooster Bursche zieh' ich aus."

Mein Nachbar ißt Braten und ich nur Gemüs',
Schlagt todt!
Mein Salat ist sauer und seiner ist süß,
Schlagt todt!
Soll Freiheit und Gleichheit auf Erden sein,
So trink' er nur Wasser und ich trinke Wein.

Der Mann da ist Hofrath und ich Secretär,
Schlagt todt!
Es wäre nur richtig, wenn's umgekehrt wär'.
Schlagt todt!
Soll Freiheit und Gleichheit auf Erden sein,
Sei Jedermann nur ein Schreiberlein.

Mein Herr Millionen Thaler hat,
Schlagt todt!
Ich ess' mich am trockenen Brode kaum satt,
Schlagt todt!
Soll Freiheit und Gleichheit auf Erden sein,
Kriege Jeder täglich ein Salzküchelein.

Chor.

Schlagt todt! Schlagt todt! Schlagt todt!

Digitized by Google

III.

Der General.

„Getadelt! Vom Feldmarschall getadelt!
Und doch bin ich gleich wie er beadelt!
Doch wart! — Herr Obrist, Ihr führt, ei! ei!
Gar schlecht Eure Schaar! — So bin ich frei.“

Der Obrist.

„Was hör' ich! Verdammte Subordination!
Doch wart! Da seh' ich den Lieutenant schon!
Herr Lieutenant, was ist das? Die Lodderei!
Besser Acht gehalten! — So bin ich frei.“

Der Lieutenant.

„Auf Ehre! Das war ein schlimmes Wort!
Unterofficier! Was loddert Ihr dort?
So führt doch die Kerle schneller herbei!
Hübsch grad' sich gehalten! — So bin ich frei.“

Unterofficier.

„Einen Rüffel erhalten! Potz Element!
Wie das Feuer mir in den Fingern brennt!
Du Kerl da, ich schlag' Dich zu Hirsebrei,
Wenn Du grade nicht stehst! — So bin ich frei!“

Der Gemeine.

„Der Unteroff'cier ist auch gar zu grob!
Ich muß einen Kümmel trinken darob!
Rekrute, hol' mir einen Schnaps herbei
Und trinke mit mir. — So sind wir frei!“

IV.

Der Sclaverei Idylle.

Mel.: „In einem Thal bei armen Hirten.“

O glücklich, wer noch jeden Abend
Sein Gläschen kühles Weißbier hat,
Und wen Kartoffeln, mehlig, labend
Mit Häringsschwanz noch machen satt:
Was kümmert ihn der Völker Streiten
Und was der Fürsten Eifersucht?
Schaut nicht vermessen in die Weiten,
Bleibt in des Hauses stiller Bucht.

Die Politik macht laut und bitter,
Genügsamkeit macht still und mild,
Ein echter biedrer Hauskreuzritter,
Der wird vom Völkerkreuz nicht wild.
Den hehren Fürsten läßt er walten:
Der hat in Allem wohlgethan.
Und bleibt nur Alles schön beim Alten,
Schläft stillbeglückt der Unterthan.

Die Polizei wacht allerwege,
Scheucht Ruhestörer, fängt den Dieb;
Sie giebt uns treue Mutterpflege:
Wie ist die Polizei mir lieb!
Ich kann's nicht seh'n, wenn auf den Gassen
Die Burschen rauchen frank und frei:
Die Polizei, sie weiß zu passen.
Es lebe hoch die Polizei! (1843.)

Notizen aus den Taschenbüchern.

Wer nicht besitzt, ist besessen.

Blut soll fließen, aber in uns.

Auf Koth macht Alles Eindruck.

Rom hat nur Asche, kein Feuer mehr. Es ist die große Urne der Welt, nur berühmt durch seine Todten.

Das Talent schmeichelt und singt, was gefällt; der Genius, was er muß, ist aber dabei doch Repräsentant von Tausenden.

Die Freiheit, die nicht Poesie, mag gleich der Teufel holen.

Wärst du die Freiheit, wenn wir vor dir knieten?

Wir haben die Schneide, ja, aber die Macht hat zur Zeit noch das Heft.

Seid gerecht, kniet ihr vor Thronen nicht, so kniet auch nicht vor Lumpen.

Die Freiheit.

Glückliche, die sie besitzen, und Heilige, die sie verlieren;
Die ein Deutscher verliert, wenn er sie wirklich besitzt.

Die Deutschen wissen um die Freiheit, aber fühlen sie nicht.

Religion und Philosophie
Beschlossen jüngst, man weiß nicht wie,
Eins den Andern zu machen den Hof.
Doch sie haben sich nicht vertragen
Und gar zu oft ward der Philosophie
Von der Religion auf's Maul geschlagen.

Das Christenthum.

Würdig, als Du dereinst die herrschende Kirche bekämpftest,
Selbst zu bekämpfen jedoch, seit Du zur Kirche Dich machst.

Feuerbach.

Göttliches Recht, den Hut zu zieh'n und die Kniee zu beugen,
O unseliges Volk, dem er auch das noch geraubt!
Nicht nur will er die gnädigen Herrn von der Erde vertreiben,
Aus dem Himmel sogar wirft er den Letzten hinaus!

Kritisirt die Lumpen, aber nicht die Bücher.

Politik und Poesie, — politische Poesie. So? Die politische Poesie sei keine Poesie? O ja, sie ist aus einer Sache des Verstandes Herzenssache geworden, und darum Poesie. Ja wohl, die Zeit ist vorbei, da Teufel mit kalter Seele so Land wie Volk verschachert; ein Lied, das das Volk für Freiheit bewaffnet, keine Poesie? Ihr, die ihr die That verlangt! Ja, das ist Poesie. Und wenn über euch die Trümmer eurer Paläste rauchen — bei Gott, das ist doch Poesie.

Der Wein läuft trüb aus der „Presse“.

Wir handeln (schachern), aber wir thun nichts.

Dem Frankfurter Parlament.

Von gestern kannt' ich Euch, Hallunken,
Und Eurer schönen Worte Ziel,
Erst machet Ihr die Völker trunken,
Dann spielt Ihr Euer falsches Spiel.

Ich konnte nicht so lange warten,
Bis Ihr das Vaterland befreit;
Es waren mir in Euren Karten
Zu viel Könige — Verzeiht! (1848.)

Die deutschen Professoren.

Eine zoologische Abhandlung.

Ja, ihr seid die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben. Hiob 12, 2.

Eine zoologische Abhandlung; ich werde sie anders benennen, sobald man mir beweist, daß ein Professor dem Staate je einen Menschen erzogen hat. Ausgenommen sind die Herren Professoren Schelling, Schiller, Fichte, Hegel, überhaupt die jungen und alten Celebritäten unserer Nation, die das Unglück hatten, diesen traurigen Namen als Aushängeschild gebrauchen zu müssen. Es ist das schöne Vorrecht unseres Jahrhunderts, daß es eine Wahrheit nur dann als Wahrheit anzuerkennen hat, wenn sie aus dem Munde eines Patentirten, eines Angestellten kommt. Glaube, Liebe und Hoffnung sind officiell geworden, und Gott selbst existirt nur, solange nicht die Menschheit, sondern ein Professor es behauptet. Mein Charakter als Bürger, als vernünftiger Mann berechtigt mich heut zu Tage nicht mehr, ohne Hindernisse zu meiner Nation zu reden; will ich mir einen Einfluß nicht nur auf die guten, sondern auch auf die bösen Geister erobern, so muß ich mich zur Annahme irgend eines Titels oder Ranges bequemen; ich muß einen Laufpaß vom Staate haben, wenn die liebe Jugend, die Carrière zu machen gedenkt, mir zuhorchen soll.

Digitized by Google

Von zehn Untugenden, die ich besitze, habe ich immer neun einem Professor zu danken. Wenn ich trotz meinen hochverehrten Lehrern ein Mensch geworden bin, so preise ich dafür meinen Genius, der sorgsam über die ihm anvertraute Seele gewacht hat. Mein Feind wird es mir nicht nachsagen können, daß ich einem Professor eine Schuld abzutragen hätte. Ich bin heut auf hundert Sachen stolz, für die ich in der Schule Schläge, auf höheren Anstalten Verweise bekommen habe. Der unvertilgbare Spott der deutschen Jugend, den sie über ihre Lehrer, allerdings oft recht unhöflich, ausgießt, ist wahr, unendlich wahr. Von dreißig Schülern stehen in der Regel zwanzig moralisch hoch über ihrem Professor. Sie besitzen noch, was der Letztere vergeudet und verloren hat, die poetische Mitgift des Lebens ganz und ungeschmälert. Sie haben nicht den Fond von Kenntnissen, wie er, — so unbedeutend diese oft bei den Lehrern sind; sie haben nicht seine Erfahrungen, — sie mögen sich glücklich schätzen; aber sie haben noch Blut im Herzen statt griechischer Partikeln und sind noch naiv genug, bei sich anzufragen, was es sie eigentlich interessiren könne, ob ut den Indicativ oder Conjunctiv regiere. Warum sie die blühende Gegenwart aufgeben sollen, um in eine verwitterte Vergangenheit sich zurück zu versetzen? Warum man ihnen Luft und Sonne stehle, um sie auf die staubigen Bänke der Schule oder des Collegiums zu bannen? Daß sie es den Nachgeborenen einst wieder so machen können? Daß sie ewig nur ein Rad im Kreise drehen? Ist es der Mühe werth, so viel schöne Jahre zu verschleudern, um es endlich nicht weiter zu bringen, als der Herr, der vom Katheder herunter die unfruchtbare Weisheit docirt? Alle Erziehung soll nur darauf hinauslaufen, den Menschen zu einem freien Mann zu bilden, oder vielmehr, da der Mensch so lange frei ist, bis er einem deutschen Professor unter die Hände geräth, die angeborene Freiheit zu erhalten, zu entwickeln, ihr Inhalt und Fülle zu geben. Nicht daß ich mein Brod erwerbe, nicht daß ich Jurist, nicht daß ich Theolog, nicht daß ich Mediciner werde, ist es zunächst, warum ich lerne, warum ich mir Kenntnisse sammle; ich lerne, ich sammle mir Kenntnisse zunächst, um durch diese Bereicherung meines Geistes mich freier und unabhängiger von den Zufälligkeiten des Lebens zu machen. Der Jüngling denkt früher an das Ideal, als an das Brod; der Professor, wie er sein soll, meistens nur noch an das letztere. Er ist der treugehorsame Diener des Staats, seine erste Pflicht, dem Staat eben so treue, gehorsame Diener heranzubilden. Welches bessere Mittel findet er zu Erfüllung dieser seiner Obliegenheit, als seine Unterthanen, die Schüler, recht bald fühlen zu lassen, daß sie zunächst seine, und so gradatim immer wieder die Sclaven eines Höheren sind bis in das religiöse Gebiet, da auch in diesem Gott stets als ein kleiner Tyrann geschildert wird. Das Alterthum ist dem Professor nur vorhanden, um ihm Gelegenheit zu geben, den Kram von Notizen, die er durch Sitzfleisch sich aneignet, vor den erstaunten Zöglingen recht prunkend auszubreiten; die Schlacht von Marathon findet er hübsch, weil er dabei eine geographische Bemerkung machen kann; die Reden des Demosthenes patriotisch, weil sie im reinsten attischen Dialekte geschrieben sind. Am lustigsten benehmen sich diese Pygmäen den Männern der Geschichte gegenüber. Für den Kammerdiener giebt es keinen großen Mann. Da ist kein Held, an dem sie nichts auszusetzen wissen, und jedes Phantom von einem Professor wird die geistreiche Phrase anbringen: „Wäre Hannibal nach der Schlacht bei Cannä nur gegen Rom aufgebrochen!“ Kleiner Hannibal! Großer Professor! Heinrich Heine hat diese Weltverbesserer himmlisch gezeichnet in dem Verse:

Zu fragmentisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammensetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus:
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

Die Däumlingsnatur, wie sie sich spreizt und wichtig thut, kann wahrhaftig nicht besser charakterisirt werden. Ja so sind die Leute, welche das Elend Deutschlands immer groß füttern! — Die Eitelkeit eines Professors ist leider nicht so unschuldig, wie die eines Frauenzimmers, sie ist herrisch, eigensinnig, tyrannisch; sie möchte Alles nach sich ummodeln, Alles in das Prokrustesbett ihrer jeweiligen meist ärmlichen Begriffe spannen. Wie manches Talent ist durch die Schuld dieser Herren schon untergegangen! Wie mancher Keim ward durch ihre sublime Thorheit schon erstickt! Ein Professor muß ein Steckenpferd haben, und wehe dem, der es nicht mit ihm reitet! Der Professor ist ein Phlegma, und wehe dem, der es nicht mit ihm ist! Ein junger Mann ist warm und vollblütig; er liebt es, das Leben im Prisma der Poesie anzuschauen. Zufällig hat er einen Professor der Mathematik, dem seine Erziehung anvertraut ward; er muß ein Stümper in der Mathematik werden, statt daß er es, seiner Anlage nach, vielleicht zum Meister in der Poesie gebracht hätte. Das Talent, Talente zu entdecken, geht einem Professor in der Regel ab. Seine Ruthe ist meistens eine Birken-, selten eine Wünschelruthe. Unsere Jugend wird systematisch zur Lüge erzogen, indem sie das Unglück hat, Köpfen unter die Hände zu fallen, die Alles aus ihr machen, nur nicht, zu was sie von Gottes Gnaden berufen ist. Haß gegen jede schönere, freiere Lebensnatur ist die Mitgift einer echten professorischen Natur. Ich kenne einen Lehrer, der es mir heute noch nicht verzeiht, daß ich in einem Collegium über Geschichte als passendsten Commentar dazu Börne's „Briefe aus Paris“ unter dem Tisch gelesen. Wenn er vollends gewußt hätte, daß die Reden, die beim Hambacher Feste gehalten wurden, in meinem Pulte gewesen wären! Ich schlechter Mensch!

Ein Professor ist ein Allerweltsmann. Er liest mit dem einen Auge den Homer, mit dem andern das Basler Missionsblatt. Unvergeßlicher Mann, mit der flanellenen Halsbinde, der du mir einst die Thränen des Achilleus commentirt! Derselbe Pietist erklärte uns den Sophokles. Durch ihn wäre ich nie zu einer Einsicht in die Oekonomie des griechischen Dramas gelangt; ich hätte von Sophokles nicht mehr erfahren, als von Livius und Tacitus, von denen ich lange Zeit nur wußte, daß jener mit einem halben, dieser mit einem ganzen Hexameter anfange. Ich war gewohnt, bei dem nächtlichen Religionsunterricht mein Licht immer fünf Minuten früher auszulöschen, als mein begeisterter Lehrer das seinige, und so wurde ich bald als ein arger Zweifler bekannt. „Wie steht es mit ihrem Herzen?“ lautete die honigsüße Frage bei der monatlichen Revue. Wie steht es mit Ihrem Herzen? d. h. im pietistischen Jargon: Sind Sie orthodox oder sind Sie vernünftig? O, Deutschland hat noch seine Originale!

Mein Humor verläßt mich, wenn ich an den letzten Theil meiner Abhandlung denke. Zorn, frommer Zorn führt meine Feder. Ein deutscher Professor ist geschworener Feind aller Politik. Er fand das Bestehende vernünftig, noch ehe Schelling und Hegel geboren waren. Unterthänigkeit, Kriecherei, Speichelleckerei — ein Wörterbuch, ein Königreich um ein Wörterbuch, in dem das richtige Prädicat steht! Ich hasse jeden Cultus, zu welchem der Schneider am meisten beiträgt; so habe ich mich denn aus Eigensinn in meiner Jugend nie schwarz getragen. Da wurde eines Tages eine allerhöchste Person erwartet. Ich hatte ein graues Röckchen an, mein Professor verzweifelte. Ich tröstete mich mit Napoleon; die allerhöchste Person kam nicht. Wie glücklich war der gute Mann!

Ich hätte für Polen kein Gefühl, für die Edelsten und Unglücklichsten meines Vaterlandes keine Thränen haben dürfen, hätte ich vorher die Erlaubniß eines deutschen Professors nachsuchen wollen. Bete, arbeite und krieche — es leben die deutschen Professoren! (1839.)

Digitized by Google

Polemik.

Ich geißelt' jüngst im Uebermuth
Ein Paar Hallunken bis auf's Blut;
Doch war mein Zorn ein Dichterzorn
Und meine Waff' ein Rosendorn,
Und mit den Hieben im wilden Streiten
Fielen die Blumen nach allen Seiten.

Das giftige Insectenpack
Will rächen meinen Schabernack,
Doch wird das Völklein gleich infam.
Das Ganze riecht nach einem Aase,
An dem sein Magen sich übernahm,
Und jeder Witz verräth der Nase,
Aus welcher Scheide sein Stachel kam. (1850.)

Das ist der beklagenswerthe, unverzeihliche Fehler unserer demokratischen Partei, daß sie überall sogleich abspricht, wo sie nicht den unmittelbarsten Ausdruck ihrer Sinn- und Denkweise findet, daß sie so blind ist, den Genius der Freiheit zu verkennen, wenn er einmal statt der Jacobinermütze den Lorbeer trägt. Das Auditorium eines Dichters ist immer zahlreicher, als das eines Publicisten; der Demokrat sollte daher mit viel weniger Mißtrauen und weit mehr Liebe an einen Sänger herangehen, der, wenn er auch keine Adressen verfertigt und keine Broschüren über Preßfreiheit verfaßt, doch in seiner Art das Gleiche mit den Edelsten seiner Zeit angestrebt. Auch der beste Staat hat für den Einzelmenschen erdrückende Institutionen, und solange es Dichter giebt, haben sich dieselben in Opposition gestellt mit den Satzungen der Politik. Das harmloseste Lied ist, wenn man Consequenzen daraus ziehen wollte, hochverrätherisch. Eine Seite der Freiheit wird der Welt nie verloren gehen, und das ist die Seite, welche sich in den Sängern der Völker herausgebildet; die Subjectivität wird ewig Protest einlegen gegen jegliche Beengung durch die Objectivität. Mit dem ersten Dichter wurde der erste Protestant geboren; schon Homer war ein Protestant. Der Protestantismus war dem Begriffe nach längst in der Poesie vorhanden, ehe die Religion noch den glücklichen, zutreffenden Ausdruck für denselben gefunden hatte. Glücklicher Ausdruck? Ach! unsere schönsten Gedanken klingen in fremden Lauten an unser Ohr, und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist es, daß das herrliche Wort „Demokrat" das Wort eines untergegangenen Volkes ist! (1840.)

Björnson's „Ueber unsere Kraft".

Von Walter Paetow.

In seiner Heimath ist Björnstjerne Björnson wie ein Wanderprediger durch das Land gezogen, Fragen der Politik, der Gesellschafts- und der Sittenordnung unserer Zeit erörternd. Wenn die Berichte über diese Lehrthätigkeit Björnson's die Wahrheit enthalten, so hat der dichtende Wanderprediger manch' gläubigen Zuhörer gefunden. Dem Deutschen liegt ein solches unmittelbares Hervortreten des Dichters als eines Lehrers zunächst fern; tritt bei uns ein Rhapsode vor das Publicum, so thut er es fast ausschließlich, um eigene Dichtung selbst vorzulesen, um seine Kunst selbst zu bethätigen. Aber das lehrhafte Moment fehlt dabei gänzlich, die Kunst bleibt durchaus im Vordergrund. Was würde man sagen, wenn etwa Gerhart Hauptmann von Stadt zu Stadt reiste und jenen Zukunftstraum deutete, der seine „Einsame Menschen" erfüllt, oder die socialen Elemente aus seinen „Webern" und seinem „Hannele", aus dem „Biberpelz" und aus „Vor Sonnenaufgang" heraushöbe und zu einem Vortrag in einer Versammlung verarbeitete? Der Persönlichkeit unserer Dichter haftet ein Zug von Zurückhaltung an, der eine nationale Eigenthümlichkeit bedeutet und den man um so weniger missen möchte, als er gerade der reinen Kunst modernen Menschheitsempfindens zu schönsten, geheimsten, nachhaltigsten Wirkungen verholfen hat.

Dennoch: es hat einen gewaltigen Reiz, sich das Bild des dichtenden Wanderpredigers Björnstjerne Björnson vorzustellen. Ja, wer sein Schauspiel: „Ueber unsere Kraft", das unlängst in einer deutschen Originalausgabe bei Albert Langen (München) erschienen ist, gelesen hat, der wird sich Björnson ohne diesen Zug des Volksbelehrenden kaum noch denken können. Denn die Zeit der unmittelbaren Dichtung scheint Björnson überwunden zu haben; er ist zu einem unermüdlichen Forscher geworden, der über unsere kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnungen in schwerstem Seelenkampf nachgesonnen und sich über die Grenzen der Welt und des Menschen sein eigenes Dogma gebildet hat, und nun die Kunst anruft, um durch sie sein Evangelium zu verkünden. In gewissem Sinne werden alle Künstler ein Gleiches thun, sofern sie ihrer Kunst den Geist ihrer Zeit zutragen. Aber bei Björnson spielt doch ein besonderes Moment mit; man hat die Empfindung, als habe er in seinem Schauspiel alles das zusammenfassen wollen, was er lange Zeit hindurch einer bunten Menge gepredigt hatte, als habe er seine Lebensanschauung, von der er durch Reden bereits Zeugniß abgelegt hatte, hernach noch einmal durch die Kunst verklären wollen. Kurz: bei ihm hat nicht mehr die künstlerische Anschauung die Priorität sondern die gedankliche.

Wenn man „Ueber unsere Kraft" unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird man es für eines der größten Werke erklären müssen, die nicht nur die norwegische sondern die Weltliteratur überhaupt aufzuweisen hat. In ihm steckt ein Schatz von Weisheit, ein Reichthum an Gedanken, wie sie nur wenige Werke enthalten; weiter aber wird man nicht leicht eine Gedankendichtung finden, in der die künstlerischen, in diesem Falle die dramatischen Wirkungen gleich stark wären. Ein Drama in gewöhnlichem Wortverstande hat Björnson nicht geschrieben; „Ueber unsere Kraft" zerfällt in zwei Theile, deren einer zwei, deren anderer vier Akte umschließt; diese beiden Theile bilden nur durch gedanklichen Zusammenhang ein Ganzes, dem oberflächlichen Leser werden sie jeder für sich als ein abgeschlossenes Ganzes erscheinen. Der zweite Theil führt einige Gestalten des ersten wieder ein; dadurch wird jedoch nur äußerlich eine Verbindung hergestellt, um so mehr als diese Gestalten auf die Ereignisse des ersten Theils nur andeutend Bezug nehmen; ich möchte sagen: durch sie soll der Leser oder Zuschauer auf den inneren Zusammenhang der sechs Akte aufmerksam gemacht werden. Dieser innere Zusammenhang ist der beherrschende Gedanke, daß die Menschheit unterliegen muß, wenn sie über ihre Kraft hinausgeht. So formulirt klingt er mehr denn einfach; aber man erwäge, welche Consequenzen er im Gefolge haben muß: die Fragen, wo die Grenzen der Kraft liegen, wie dann die Kraft der Menschen bethätigt werden soll, vor Allem: wie wir das Maaß unserer Kraft schätzen sollen, soweit unser Glaube in Betracht kommt, der Glaube an göttliche Offenbarung, der Glaube an die Menschheit.

Der Glaube an das göttliche Wunder, ohne den das Christenthum im kirchlichen Sinne nicht denkbar ist, geht über die Kraft des Menschen ... das ist die Lehre des ersten Theils; und mit ihr ist gegeben, daß gerade diejenigen, die in unerschütterlichem Glauben an das Wunder leben und durch ihn ihre Kraft für die Uneigennützigkeit nnd dadurch für völlige Hingabe an die Arbeit für die Menschheit gewinnen, — daß gerade sie ein tragisches Ende finden müssen. Denn ihr Ideal wird sich ihnen als übermenschlich erweisen.

Pfarrer Sang findet dies tragische Ende. Er hat nur seinem Glauben gelebt, nur seiner besten Natur; er ist ein Mensch, der in Allem und Jedem das christliche Ideal zu erreichen sucht. Er entäußert sich seines Guts, er kennt keine egoistischen Triebe, er folgt nur einem Gebot: den Nächsten

Digitized by Google

zu leben. Er gewinnt dadurch eine felsenfeste Ueberzeugung von der Kraft des Glaubens: denn er sieht, wie sein Glaube Gutes schafft; er wird zu einem Heiligen, der Wunder verrichten kann. Kranke vermag er durch die Kraft des Gebets zu heilen, oder er vermeint es wenigstens. Die Menschen blicken zu ihm auf als zu einem Uebermenschen, und er ist ein Einziger unter Tausenden, denn er erhält sich durch den Glauben an die Wahrheit des Christenthums den Glauben an sich selbst und an die Menschheit; er fühlt sich berufen ein Apostel zu sein. „Ist das Christenthum das Unmögliche oder sind es die Menschen, weil sie nicht den Muth haben zu wagen?" so fragt er; und er fährt fort: „Wenn nur Einer es wagte, — würden es dann nicht gleich Tausende wagen? Und da ward es mir klar, daß ich versuchen müßte, dieser Eine zu sein. Und ich meine, das sollte ein Jeder versuchen. Thut er es nicht, so ist er kein Gläubiger, denn glauben, das heißt die Ueberzeugung haben, daß dem Glauben nichts unmöglich ist — und dann diesen Glauben beweisen."

Indem er nach diesem Bekenntniß handelt, handelt er über seine Kraft. Denn er muß erfahren, daß sein Glaube nicht alle Gegner überwindet; seine Kinder, Rahel und Elias, gestehen ihm, daß sie dem alten Glauben in der Ferne abtrünnig geworden sind; er überwindet diesen Schlag; sein Idealismus hat ihn gelehrt, nicht anzuklagen, sondern zu begreifen, zu verzeihen, er heißt ihn, zu versuchen, Glauben neu zu wecken, aber nicht Glauben aufzuzwingen. Einem zweiten Schlag hält er nicht Stand: sein eigener Glaube geräth für einen Augenblick in's Wanken. Er hat ein krankes Weib daheim; sie hat ihm Alles geopfert, sie hat ihn über Alles geliebt, sie sieht in ihm das Ideal des Menschen. Um sein Werk nicht zu stören, hat sie es geschehen lassen, daß er sein Hab und Gut den Menschen zutheilte, daß er an die Andern eher dachte, als an sich und seine Frau. Sie ist eine Dulderin geworden, aber eine Dulderin, die in ihrem Leid das Glück begrüßt; ihr Krankenlager erträgt sie still und geduldig. Sie ist zufrieden, wenn sie „seine" Stimme hört aus der Kirche, deren Hallen in der Nähe ihres Krankenzimmers liegen; sie erkennt diese Stimme aus allen Anderen heraus. Sie empfindet sein Glück mit, wenn er Kranke heilt, Bedürftige labt; für sich selbst will sie keine Genesung, weil auch sie nicht so glaubensstark ist, um ganz inbrünstig beten zu können. Er aber will auch an ihr die Kraft seines Glaubens beweisen: er will beten, für sie, für ihre Genesung; sie soll sich erheben, sie soll ihre Krankheit von sich werfen durch die Kraft seines Gebetes.

Er geht in die Kirche; er verharrt im Gebet; und dann kehrt er zurück: er sieht sein Weib vom Krankenlager auferstanden. Sie naht sich ihm: „Du Leuchtender, — — der du kamst, — — mein Geliebter." Da sinkt ihr Haupt wieder herab, die Arme fallen nieder, der ganze Körper giebt nach; und Sang begreift nicht: „aber das war ja nicht die Absicht —?" ruft er, — „oder —? — — oder? — —"

Der Zweifel ist eingekehrt: die Absicht seines Gebets ist nicht erfüllt, nicht die Kraft seines Glaubens bewährt. Giebt es kein Wunder? Kann auch über den Stärksten der Zweifel kommen? „Oder? — —" Eine Welt umfaßt dies Wort zu dieser Zeit; es zertrümmert sein ganzes Sein, seinen ganzen Glauben. Er stirbt an diesem Zweifel.

Wenn der Glaube, die Menschheit durch das himmlische Wunder zu beglücken, nicht Geltung hat, welcher Glaube soll gelten? Elias Sang, des Pfarrers Sohn, vermeint die Antwort gefunden zu haben: nicht der religiöse Glaube, sondern der Glaube an die Menschheit, der die That weckt, erlöset uns. Aber auch diese Deutung kann nicht Wahrheit sein: wie soll die That des Einzelnen befreien, wenn nicht die Allgemeinheit ist, wie er? Wie soll durch ein Ungeheueres die Alltäglichkeit auf die Dauer gefangen genommen werden? Wer es beginnt, über alle Menschen sich in seinem Idealismus zu erheben, der geht „über die Kraft" hinaus; und er kann nur Wege weisen, aber nicht Gegensätze ausgleichen. Auch er schießt über die Grenzen der Menschheit hinaus; er irrt eben so, wie derjenige, der im religiösen Glauben die Befreiung des Menschen sieht; er verliert den Blick für die Kraft der Allgemeinheit, indem er seine Kraft zu hoch spannt.

An der Geschichte eines Streiks exemplificirt der zweite Theil diese Gedanken. Eine Arbeiterschaar revoltirt; ein Ausgleich mit den Arbeitgebern wird nicht gefunden. Eine That scheint das allein Mögliche, um den Arbeitern im Augenblick Recht zu verschaffen und ihnen für die Zukunft vielleicht Rechte zu geben. Kann solche That die Allgemeinheit leisten?

Nein! Sie ist zu stumpf. Sie kann wüthen, schreien, Forderungen stellen; aber sie kann nicht über sich selbst hinauswachsen, und das muß sie, wenn sie die That nicht aus Egoismus vollbringen will. Nicht um sich selbst zu nützen, muß der Held sein Leben lassen; er muß es um der That willen; die That soll für seine Sache zeugen; was das Wunder dem religiösen Glauben ist, das ist die That dem menschlichen Glauben.

Elias Sang's letzte Weisheit gipfelt in der That. Er hat, wie sein Vater vordem, seinen Mitmenschen Alles hingegeben; er ist entschlossen, auch sein Leben für sie zu opfern, weil er sieht, daß er allein der revoltirenden Bewegung folgt in dem Sinne, den er als den einzig richtigen erkennen kann: nicht für sich selbst Vortheil zu ziehen, sondern für die Andern. Wie kann der Macht der Fabrikherren jedoch Trotz geboten werden? Es muß ein Neues kommen; die Arbeiter können unter gleichen Bedingungen nicht fortleben; eine neue Existenzbasis muß gefunden, Neues geschaffen werden. Und er, der überzeugte Apostel der Lehre von der Gleichheit der Menschen, will nichts unversucht lassen, um die Pfade zu ebnen; der Streik kann nicht fruchten: die That des Einzelnen muß den Erfolg bringen ... Er vollbringt sie; als auf einer Burg, deren Grundfesten unterminirt sind, eine Versammlung der Arbeitgeber stattfindet und ein Fest der Fabrikherren gefeiert wird, da schreitet er zur That. Es ist Dynamit gelegt; an ihm ist es, das Werk zu vollenden, die Burg mitsammt ihren Insassen in die Luft zu sprengen — und das eigene Leben hinzugeben für die Anderen. Er scheut selbst davor nicht zurück; sein Glaube an die That zwingt ihn zu einem Glauben, der über seine Kraft geht: zu dem Glauben, daß durch diese wahnwitzige That der Menschheit der Weg zum Glück geebnet werden könne.

Ohne Hoffnung scheint so das Leben zu bleiben; aber Björnson fügt dem Zusammenbruche der Burg, der einem Zusammenbruche beider Gegner gleich zu setzen ist, noch einen letzten Akt an, ein Nachspiel. In ihm schlagen die Leidenschaften nicht mehr empor, keine Strebungen über die Kraft hinaus gelangen in ihm zum Ausdruck. Er trägt ein versöhnliches Moment in das furchtbare Bild menschlichen Unvermögens, wie es in uns nach den vorangegangenen Katastrophen haften bleibt. Die Ziele weist er, zu denen wir streben sollen: die Einrichtungen unserer Zeit ausbauen, rastlos durch Erfindungen u. s. w. der Allgemeinheit die Welt zugänglicher machen, vor Allem: Verzeihung üben, wo wir können. Hoffnung soll uns beleben; und auch Glaube: der Glaube, daß wir nicht für uns selbst, sondern für die Zukunft schaffen müssen; der Glaube, daß eine Erneuerung nicht ausbleiben kann. „Die Menschen haben stets gewußt, daß, wenn der Mißmuth und die Verzweiflung am größten war, die Erneuerung kam. Dann erhielten wir Kraft dazu. Gerade dann! Vermessen aber ist es, mit Eins unvermittelt, selbst die Erneuerung schaffen zu wollen: das geht über unsere Kraft. —

Sollen diese Gedanken und Erfahrungen, Lehren und Warnungen wirksam werden, so müssen sie durch herbe Dinge erhärtet werden. Es genügt nicht, über die Unhaltbarkeit der Glaubenslehren und der socialen Mißstände zu

Digitized by Google

reden: wir müssen sie empfinden durch Darstellung des Zuständlichen. Hier setzt Björnson's Kunst ein. Er hat wohl nicht ganz die Kluft überbrückt, die stets klafft, wenn eine Dichtung zunächst den Ideen, dann erst geschauten Gestalten entspringt; manche Reden tragen ihren Wanderpredigercharakter deutlich zur Schau. Aber was er erreicht hat, ist noch immer so unendlich viel, daß man nicht müde wird, die poetischen Schönheiten dieses Schauspiels wieder und wieder zu bewundern. Die Gestalten des Pfarrers Sang, seines Weibes, seiner Kinder; die Gestalten eines ideal angelegten, dem Glauben zustrebenden und dann doch abtrünnigen Pfarrers Bratt, eines Fabrikbesitzers, der seinen Standpunkt mit demselben guten Recht vertritt, wie die streikenden Arbeiter; Episodenfiguren wie die eines alten blöden Mannes, eines Zuchthäuslers, eines Schnapsverkäufers — sie sind mit einer Plastik herausgearbeitet, die meisterlich genannt werden darf. Ebenso ist das Zuständliche im zweiten Theile grandios geschildert; eine Versammlung der streikenden Arbeiter, eine dazu im Parallelismus gegebene Versammlung der Arbeitgeber wirken wie Scenen aus Hauptmann's „Webern" in ihrer Gegenständlichkeit und in der geschickten Behandlung der Polyphonie. Björnson ist da durchaus objectiv, wie er sich überhaupt mit aller Entschiedenheit bemüht zeigt, die Für und Wider einer Meinung gleich gerecht zu behandeln, auch wenn er erkennen läßt, wem sein Herz zuschlägt. Er bringt zum Pfarrer Sang eine Reihe von Geistlichen in Gegensatz, die bei allen ihrem Christenthum doch ein beschaulich Leben führen und gar nicht ahnen, welchen Kampf der Glaube an das Wunder in sich schließt. Durch sie erfährt die Frage nach der Möglichkeit des Wunders eine erschöpfende Discussion — aber man wird nicht sagen können, daß diese Durchschnittsmenschen durchaus gerichtet wären; Jeder ist von seinem Standpunkte aus ergriffen und dargestellt worden. Am ergreifendsten offenbart sich diese Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe Björnson's im zweiten Theile, der als Bühnenschauspiel den ersten überhaupt überragt, mag er auch gedanklich jenen nicht erreichen. Die Typen der streikenden Arbeiter, die Typen der Fabrikbesitzer sind unübertrefflich nachgebildet worden. Alles Recht und alles Unrecht auf beiden Seiten gelangt durch sie zum Ausdruck. Die Scenen, in denen diese Durchschnittsmenschen — und das ganze Drama ist erfüllt von dem Gedanken über die Stellung des Ueberragenden zur Menge — mit ihren Meinungen hervortreten, führen zu fortreißenden Bühnenwirkungen; Björnson geht sogar ersichtlich darauf aus, durch Prägnanz oder durch Polyphonie oder durch gewaltige Crescendi Bühnenwirkungen zu erzielen. Er läßt etwa mit wenigen Worten ein Schicksal erzählen, wie vom blinden Anders, der also berichtet:

Das mit Thea wissen Sie nicht; ich hatte eine jüngere Tochter. Sie kam in die Stadt, in ein feines Haus. Da thaten sie ihr Gewalt an.

Falk: Ja, ja, ich entsinne mich. Aber davon sprechen wir jetzt nicht, Anders.

Anders: Aber sie sagten doch, Mord und Gewaltthat. Und dies war eine Gewaltthat, — und sie schämte sich so, daß es auch ein Mord wurde. Gott tröste und helfe uns!

Oder er giebt ein Durcheinander von Stimmen, das dann von einer überragenden schließlich übertönt wird und sich so zu einem mächtigen Vollaccord steigert; oder er weckt die Spannung, indem er eine Gefahr langsam sich nahen läßt und dann die Situation zu einem so entsetzlichen Ende führt, wie beim Zusammensturz der Burg, der sich an einem Aktschlusse ereignet.

Gern nimmt Björnson zu Schwesterkünsten seine Zuflucht. Die Decorationen müssen in diesem Schauspiel einen sehr stimmungsvollen Hintergrund abgeben und die Musik muß mehr denn einmal die Situation helfen poetisch zu verklären. Kirchengesang ertönt, die Glocken läuten, Festmusik erschallt Denen, die dem Untergange geweiht sind, und für den Schluß mit seinen leisen versöhnlichen Tönen hat Björnson sogar Musik vorgeschrieben, die nicht aus der Situation unmittelbar sich ergiebt. Er schaltet frei mit den Künsten, wie er mit der Kunst frei geschaltet hat. Seinem Werke, das den Zug des Menschen in's Grenzenlose, Uebersinnliche, zum Idealen und zur Vorstellung statt zum Reellen und Begrifflichen an tragischen Schicksalen hervorkehrt, konnten die Grenzen des Alltagsdramas nicht genügen. Es ist Feiertagskunst, die auf uns von diesem Menschheitsdrama überströmt; und nur wer sie fort und fort auf ihr eigenstes Wesen prüft, kann ihre Bedeutung und ihren Werth ermessen. Diese Betrachtung wollte nur einen Weg zu ihr weisen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellungsseuche.

Von Gustav Bessmer.

Wenige Erfindungen der Neuzeit haben sich so segensreich erwiesen, wie die des „Comités"; das Wort vom tiefgefühlten Bedürfniß, hier ist es erfüllt; wo irgend in Stadt und Land Außergewöhnliches geplant wird: Vorbedingung des Gelingens ist ein Comité. Wie aber entsteht ein solches? ... Die Wissenschaft setzt an den Beginn alles Bestehenden die Urzelle oder das Protoplasma; deren Weiterbildung ist jedoch zeitraubend. Die Entstehung des Comités ist einfacher: es „constituirt" sich, meist schon aus höherentwickelten Organismen, ja, aus höchstentwickelten; seine Mitglieder nehmen ausnahmslos eine gesellschaftliche Stellung ein, die sie thurmhoch über die Urzelle erhebt. Im Allgemeinen constituirt sich ein Comité erst dann, wenn ein Zweck vorliegt, ein Wohlthätigkeitsbazar oder eine italienische Nacht abzuhalten, ein Landesvater zu begrüßen oder die Geburt eines Thronerben zu erwarten ist. Es giebt aber auch Fälle, in denen Comités entstehen, ohne daß ein augenblickliches Bedürfnis vorhanden ist.

Ein Comité dieser Art hatte sich gebildet in Z. Streng genommen war es eine Vereinigung Arbeitsloser; es setzte sich zusammen aus einem halben Dutzend geheimer und nicht geheimer Hof- und Commerzienräthe, zwei Rechtsanwälten, zwei Stadträthen und einem Bankdirector. Die Sitzungen wurden pünktlich jeden Donnerstag Abend abgehalten; Sache der Mitglieder war, bei dieser Gelegenheit geeignete Vorschläge zu machen und diese Vorschläge zu berathen. Im Stillen hegte man die Hoffnung, daß der Himmel ein Einsehen haben, irgend eine Wassersnoth oder ein Massenunglück schicken und so dem Unternehmen eine gewisse Existenzberechtigung geben werde. Ohne das konnte man auch nicht wohl inseriren; solange man aber seinen Namen nicht gedruckt sah, fehlte dem Ganzen die richtige Weihe.

Wieder einmal hatten die Betheiligten sich eingefunden, einen Abend vereint abzusitzen; Ort der Sitzung war das Rauchzimmer eines Mitgliedes, des Bankdirectors von Hellenbach; Hellenbach war, seiner Verdienste um die Anleihe eines deutschen Kleinstaates wegen, geadelt worden. Der Schriftführer hatte das Protokoll der letzten Versammlung verlesen; der Bankdirector hatte das Wort verlangt.

„Meine Herren," begann er, die Asche seiner Importirten abstreifend, „so fern es mir liegt, den lichtvollen Ausführungen unseres hochgeschätzten Mitarbeiters, des Herrn Hofrath, entgegentreten zu wollen, so glaube ich doch bemerken zu müssen, daß der angeregte ‚Verein zur Bekämpfung der Reblaus' nicht ganz der Zweck ist, den wir bei Gründung des Comités im Auge hatten."

„Zweck?! ... Haben wir denn überhaupt einen Zweck?! ... Ich glaubte, wir seien hier, einen ausfindig zu machen," warf der Vorsitzende, der Geheime Hofrath von Grunow verdrossen ein.

„Ganz richtig," schloß sich der Vater des Reblausantrages an. „Doch vielleicht weiß uns der Herr Director einen passenden Ersatz." Zu Hause war ihm vorgerückt worden, daß sein Name seit einem vollen Vierteljahr in der Presse nicht genannt worden sei. Er war entschlossen, diesem Zustand ein Ende zu machen.

„Zu dienen, meine Herren," sagte Hellenbach, sich langsam wieder erhebend. „Wenn es nicht unbescheiden klänge, möchte ich sagen: mein Vorschlag enthebt uns für ein volles Jahr jeder weiteren Sorge."

„Reden! ... Silentium! ..." ertönte es von beiden Seiten des Tisches; der Schriftführer rückte das Papier zurecht; der Vorsitzende griff nach der Glocke und setzte die entsprechende Amtsmiene auf.

„Mein Vorschlag wird Sie etwas verblüffen;" begann der Aufgeforderte mit leichtem Lächeln, „es wird mit ihm ergehen, wie mit dem Ei des Columbus. Nichts desto weniger werden Sie finden, daß kein

Digitized by Google

Anderer Ihnen so die Gewähr bietet, Ihre organisatorische Befähigung zu documentiren, ja — ich sage nicht zu viel — sogar die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich zu lenken." Wieder hielt er ein; athemloses Schweigen umgab ihn. Der Vorsitzende hatte sich vorgebeugt; er war, seit er das Unglück gehabt hatte, den Pintscher des Landesherrn auf den Schwanz zu treten, nicht mehr zu Hofe befohlen worden. Ein leises Zucken lag um die Mundwinkel des Redners, als er fortfuhr: „Ich weiß, daß diese Aussicht für Sie nicht bestimmend sein kann, mein Vorschlag hat auch noch weitere Vorzüge. Doch zur Sache: meine Idee ist — wir veranstalten eine Ausstellung ... Wohin ich blicke — jede Stadt unseres weiteren Vaterlandes hat ihre Ausstellung. Weßhalb, frage ich Sie, sollten wir zurückbleiben?! ... Doch die Sache scheint nicht ungetheilten Beifall zu finden."

„Herr Commerzienrath Treiber hat das Wort," rief der Vorsitzende. Der genannte, ein kleiner Herr mit glattrasirtem Gesicht und dicken fleischigen Wangen, hatte sich erhoben und blickte den Tisch entlang. Er schien mit seiner Opposition allein bleiben zu sollen, ein Umstand, der ihn jedoch wenig anfocht.

„Lassen Sie mich kurz sein," sagte er. „Erstens bin ich ein Gegner allen und jeden Ausstellens, zweitens haben wir — der Umstand dürfte dem Herrn Director bekannt sein — hier eine Gewerbeausstellung gehabt."

Hellenbach zuckte die Achseln. „Vor drei Jahren ... Hindert uns das eine neue zu veranstalten? ... Handel und Industrie schreiten fort."

„Aber nicht durch Ausstellungen," versetzte der kleine Herr kalt. „Die moderne Ausstellung ist ein Vorwand für eine Reihe von Volksvergnügungen, ein Tingeltangel für die Massen. Nebenbei ziehen Sie die Concurrenz groß. Die Zeche bezahlen die Aussteller."

„Aber mein bester Herr Commerzienrath, das sind doch Erwägungen, die nicht hierher gehören! ..." rief der Vorsitzende dazwischen.

„Wirklich?! ..." gab der Gerügte ironisch zurück. „Wo, in aller Welt, sollen sie dann vorgebracht werden?"

„Wenn Ihre Schilderung zuträfe, würden die Anmeldungen unterbleiben. Die Praxis beweist das Gegentheil."

„Gar nichts beweist sie!" rief der Andere. „Die Leute stellen aus der Concurrenz wegen und weil sie meist bis kurz vor Eröffnung im Unklaren sind, ob und wie diese Concurrenz in's Feld zieht ... Das hindert sie nicht, Aussteller und Veranstalter zu verwünschen."

„Das Einfachste wird sein, wir stimmen ab," mischte sich einer der Stadträthe ein. Er hatte den Satz im Laufe der Jahre auswendig gelernt; er wandte ihn in jeder Magistratssitzung an und verdankte ihm den Ruf eines gewandten Debatters. Lauter Beifall begleitete auch hier seine Rede; der Vorsitzende griff an die Glocke und erhob sich.

„Meine Herrn, ich glaube im Sinne der Mehrheit zu sprechen, wenn ich Herrn von Hellenbach für seine Anregung unseren Dank ausspreche. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß seine Darlegungen mich mehr als überzeugt haben. Auch ich finde, daß Handel und Industrie fortschreiten und daß es unsere Pflicht ist, dieser Thatsache Rechnung zu tragen ... Ich schlage vor, eine Deputation zu wählen und Sr. Majestät, unserem erhabenen Landesherrn, das Protectorat unserer Ausstellung anzubieten. Bei dem offenen Ohr, das Höchstdieselben für alle Anliegen des Volkes haben, werden wir keine Fehlbitte thun. Einmal so weit, ist uns der Erfolg sicher, ja, ich fühle es, er ist schon mit uns ... Und nun lassen Sie uns zur Abstimmung schreiten. Wer für das Project ist, möge sich erheben." Ein Einziger schien sitzen bleiben zu wollen; auch er erhob sich, wenngleich widerstrebend. Er hatte das Seine gethan. Was half's, sich auszuschließen! ... Bei Licht betrachtet, würde es eine Dummheit sein; machte er mit, dann mußte er's, Zehn gegen Eins, zum Geheimen bringen, und von ähnlichen Gesichtspunkten gingen ja auch die Andern aus. Im Grunde konnte man aus der Geschichte noch weitere Vortheile ziehen, und was die Concurrenz betraf, na — den besten Platz und noch Einiges konnte man sich ja reserviren. Wozu saß man an der Klinke! ...

„Einstimmig angenommen," meldete der Vorsitzende. Man schritt zur Wahl der Deputation, wobei das Loos zu entscheiden hatte. Unter den Dreien, die ausgeloost wurden, befand sich auch der kleine Commerzienrath; er hatte den längsten Zettel gezogen. Und er fand, daß das nicht die schlechteste Vorbedeutung sei.

* * *

Eines hatte die Ausstellung vor vielen ähnlichen Unternehmungen voraus: sie war fertig, als der Eröffnungstag anbrach. Der letzte Nagel war eingeschlagen, der letzte Ausstellungsgegenstand war aufgestellt, als die Mitglieder des engeren Comités am Vorabend durch die weiten Räume schritten. Hin und wieder war der eine oder andere Aussteller so glücklich, einen Blick der Herren zu erhaschen oder einen flüchtigen Gruß erwidern zu dürfen, falls ihm nicht das noch größere Glück widerfuhr, daß die ganze Gesellschaft bei ihm Halt machte und seinem Werke einige Secunden der Betrachtung schenkte. Die Abendsonne eines warmen Maitages brach durch das hohe Glasdach der großen Festhalle — man hatte ein vorhandenes Gebäude benutzt — sie durchleuchtete die vielfarbigen Flaggen und Standarten, die von den Eisenträgern des gewölbten Riesendaches herabhingen, und spiegelte sich in den großen Glasscheiben der hohen Ausstellungsschränke. Ein Chaos von Gegenständen, deren der moderne Mensch bedarf, war in den weiten Räumen vereinigt. Hier stieg es in Pyramiden oder triumphbogenähnlichen Bauten empor, dort breitete es sich auf Tischen aus oder grüßte von den Wänden herab; Parterre und Galerie glichen einem einzigen Riesenmarkt. In einem anstoßenden Bau war der großen Menge Gelegenheit geboten, sich einen Begriff zu machen vom häuslichen Leben derer, für die das Bibelwort: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen," keine Geltung besaß. Die Erlegung des Eintrittsgeldes berechtigte den ärmsten Teufel, zu entscheiden, ob er eine „salle à manger" im Stil Louis XIV einem „altdeutschen Eßzimmer" vorziehen würde, falls er das nöthige Kleingeld besäße. In der Eisenbahnabtheilung der Maschinenhalle konnte er Vergleiche anstellen zwischen der Einrichtung eines Salonwagens und eines Wagens vierter Classe; wenige Schritte entfernt arbeiteten elektrisch betriebene Sohlennähmaschinen, Fraismaschinen und Drehbänke; verzweifelte er Angesichts dieser Fortschritte der Technik an der „Zukunft des Handwerkes", dann war ihm nicht weiter zu helfen. Der Kundige aber, der Eingeweihte, der die Hallen durchschritt — er sah, er hörte noch ein Anderes; ihm war die ganze Ausstellung ein großer Concurrenzkampf, ein rasendes Sichanstrengen des Concurrenten gegen den Concurrenten, ein einziges „ôte-toi de là, que je m'y mette" ... „Kaufe!" war die Losung, „Kaufe, damit wir wenigstens einen Theil der aufgewandten Kosten herausschlagen!", „Kaufe, damit die Sorge weicht, die graue Sorge, die uns aus den mageren Colonnen des Hauptbuches entgegengrinst!", „Kaufe, damit wir zu leben haben!". Dazwischen allerdings lagen die Kojen jener Weltfirmen, die an den materiellen Erfolg nicht gedacht hatten, als sie das Anmeldeformular unterzeichneten. Sie waren sich zu gut bewußt, daß das: „Wer da hat, dem wird gegeben werden," des Nazareners seine Geltung beibehalten hatte.

Die Sonne war im Hinabsinken, die Haupthalle hatte sich mehr und mehr geleert; nur wenige Personen des Comités und der Ausstellungsarchitekt waren noch zugegen. Der Architekt hatte sich kurz zuvor sehr anerkennend über die Construction des großen Bauwerkes ausgesprochen; er konnte dies um so leichter, als der Erbauer sein Schwiegervater war.

„Aber die Akustik, mein Verehrtester, die Akustik läßt zu wünschen übrig," sagte der Ausstellungspräsident, Geheimer Hofrath von Grunow.

„Im Allgemeinen, ja," gestand der Architekt. „Doch giebt es Stellen, von denen aus der Ton sich in geradezu großartiger Weise fortpflanzt. Wenn die Herren einen Augenblick opfern wollen, kann ich den Beweis erbringen." Die Herren erklärten sich bereit einen Augenblick zu opfern. „Hier," sagte der Architekt, unter der Rotunde des Südausganges Halt machend. „Was wünschen Sie, daß ich rufen soll?"

„Rufen Sie uns den Portier herbei!" sagte der Geheime Rath nach einigen Augenblicken des Nachsinnens. Der Architekt entsprach. „Kerbel, hierher!" hallte es im nächsten Augenblicke von den Wänden und von dem hohen Glasdache wieder und „Kerbel, hierher!" erstarb es langsam am Nordende des Riesenbaues.

„Vorzüglich!" murmelte der Präsident. „Wie müßte die Wirkung sein, wenn eine größere Menschenmenge —" Er brach ab und warf einen Blick in die Runde. Rechts vom Ausgang befand sich ein Champagnerkiosk für glasweisen Ausschank, links stand die gleichfalls kioskartig aufgebaute Ausstellung einer galvanoplastischen Anstalt. „Vorzüglich!" murmelte er nochmals. „Pardon!" setzte er im nächsten Augenblick hinzu. Er hatte das Gefühl gehabt, als sei er auf etwas Weiches getreten; ein Hund war nicht zugegen, es mußte also ein Menschenfuß gewesen sein. Er hatte sich geirrt; der Zunächststehende, der junge Architekt, befand sich drei Schritte entfernt und selbst wenn er getreten worden wäre — der Fußtritt eines Ausstellungspräsidenten würde ihm keinen Laut entlockt haben. „Seltsam, wie man sich täuschen kann!" sagte der Präsident halblaut.

* * *

So war er denn angebrochen, der große Tag der Eröffnung; er fand eine in Flaggenschmuck prangende Stadt. Die Presse hatte kräftig vorgearbeitet, und das Unternehmen zu einem Werke nationaler Bedeutung hinaufgestempelt; weder die Phrase noch die Druckschwärze waren gespart worden. Wer noch eine Reichsmark über das zum Leben Nöthigste hinaus besaß, nahm sich den Besuch vor. Am Eröffnungstage war nur die Crême der Gesellschaft zugelassen; man hatte durch das fünffache Eintrittsgeld dem Volke einen kleinen Strick vorgezogen. Schon in der Morgenfrühe, vor der officiellen Eröffnung, herrschte in den großen Hallen ein fieberhaftes Treiben; hier war noch ein Stäubchen zu entfernen, dort saß eine Stoffrosette schief oder war eine Draperie höher zu raffen. Die Cassirer saßen in ihren Häuschen und beugten sich über die Eintrittskartenhefte, die mit der Nummer Zweitausend begannen und nach jedem vollen Zehntausend weitere 2000 übersprangen; man hatte sich gesagt, daß Nichts so fördernd auf den Besuch wirke, als hohe Besucherziffern.

Auf zehn Uhr war die Vorfahrt des Landesfürsten festgesetzt; eine Stunde zuvor hatte die festliche Eröffnung zu erfolgen. Sie ging vorüber wie alle derartigen Akte. Der Präsident hielt eine Eröffnungsrede; der den Fürsten vertretende Staatsminister erwiderte; die Vornstehenden langweilten sich, die Hintenstehenden stellten sich auf die Fußspitzen, um womöglich einige Worte aufzufangen; die Musik spielte einen Tusch und die Nationalhymne und — die Feier war beendet. Sie war „in wahrhaft erhebender Weise verlaufen", wie die Zeitungen anderen Tages zu

Digitized by Google

berichten wußten. Pünktlich auf die festgesetzte Minute fuhr der von zwei Rappen gezogene offene Landauer des Fürsten vor. Am Eingang zum Ausstellungspark hatte sich ein Halbkreis schwarzbefrackter Herren aufgestellt, an ihrer Spitze den Minister und den Ausstellungspräsidenten. Ein müdes Lächeln zurückdrängend, ließ sich der hohe Gast durch den Park in die Haupthalle geleiten. Der Rundgang begann; Excellenz, der Herr Minister, machten den Führer. So gut er sich orientirt glaubte — er hatte die Ausstellung nach Eröffnung flüchtig durchschritten — einige kleine Versehen sollten ihm nicht erspart bleiben. Doch im Grunde war es auch gleichgiltig, ob man einen Eiskasten für einen Cassenschrank ausgab und umgekehrt, oder ob man unter einer amerikanischen Buchdruckpressmaschine ein Harmonium vermuthete. Zur Benutzung des Kataloges reichte die knapp bemessene Zeit nicht aus; dem Programm nach durfte die Besichtigung nur eine Stunde in Anspruch nehmen. Der Fürst murmelte meist ein: „Interessant!", „Sehr interessant!", „Schön!", oder „Sehr schön!". Hin und wieder wandte er sich an den Präsidenten oder an einen Herrn des Comités, bevor jedoch der also Ausgezeichnete Zeit fand eine Erwiderung zu stammeln, waren Fürst und Minister um Zimmerlänge voraus. Für die nächsten Stunden waren Audienzen anberaumt, der Nachmittag war einer Truppenrevue gewidmet.

In der Maschinenhalle feierte die Unkenntniß der Excellenz wahre Orgien; sie verwechselte die einfachsten Apparate, hielt einen Viehfutterdämpfer für eine Handfeuerspritze und einen Ventilator für eine Gasuhr. Immer müder wurde das Lächeln des Fürsten; ihm war diese officielle Besichtigung eine einzige Farce. Geistig zu hoch stehend, als daß er den Riesenwerth der geleisteten Arbeit, das aufgewandte Maaß an Intelligenz nicht voll hätte zu würdigen vermocht, hatte er das peinigende Gefühl sich lächerlich zu machen in den Augen solcher, die tiefer zu blicken vermochten. Dann und wann ließ er einen mißtrauischen Blick über die Befrackten und das nachdrängende Publicum schweifen. Aussteller schienen nicht zugegen zu sein; in Wahrheit hatten sie sich auf Anordnung des Comités zurückgezogen.

„Eckert & Klein, Majestät: Dynamos. Die Annäherung ist gefährlich," fuhr der Minister in seinen Erläuterungen fort. Gleichzeitig ließ sich ein summendes Geräusch vernehmen; die Gestalt des Ministers hob sich: hier war er Fachmann. Kurz zuvor war das Elektricitätswerk der Residenz eingeweiht worden und bei dieser Gelegenheit hatte er sich erklären lassen, wie die Geschichte mii dieser Elektricitätserzeugung eigentlich vor sich ging. Die Hauptsache — Zweck und Namen der Maschine — hatte er denn auch fest. Der Fürst war näher getreten. „Hier also wird die Elektricität erzeugt, die —" Er brach ab und blickte auf die Maschinen, deren rotirende Theile in rasender Geschwindigkeit verschwammen.

„Gewiß, Majestät, die Elektricität," wiederholte die Excellenz.

„Die für den Bedarf der Ausstellung nöthige Elektricität," echote der Präsident, sich gleichfalls über eine der Maschinen beugend; die Herren des Comités schienen nicht zurückstehen zu wollen; sie drängten sich gleichfalls an das Schutzgitter und unterhielten sich in Hauchlauten über das Wunderbare des Anblicks. Das Publicum streckte und reckte sich und erhaschte so wenigstens den Anblick der Treibriemen und der Transmission. Mit einem Mal ging eine Bewegung durch die gewählte Versammlung; ein hochgewachsener Herr in dunkler Kleidung war zwischen den Dynamos aufgetaucht und auf den Fürsten zugeschritten.

„Gestatten Majestät, mein Name ist Klein," sagte er, sich verbeugend.

„Sehr angenehm!" versetzte der Fürst, der gegen diese Thatsache nichts einzuwenden wußte.

„Wenn Majestät einen Augenblick verzeihen wollen, wird es mir eine Ehre sein, Vorgang und Construction kurz zu erläutern." Ehe der Fürst etwas erwidern oder das Comité gegen den Aufgetauchten vorgehen konnte, hatte er schon begonnen, dem hohen Schüler die Sache begreiflich zu machen. Er schloß die Lection, indem er, seiner Frechheit die Krone aufsetzend, dem Fürsten die Rechte darbot und mit lauter — unanständig lauter — Stimme sagte: „Meinen Dank, Majestät ... Majestät haben mich beglückt."

Zum allgemeinen Erstaunen drückte der Fürst diese Hand und sagte, fast eben so laut: „Der Dank ist auf meiner Seite, Herr —"

„Klein," ergänzte lächelnd der Riese.

„— Herr Klein ... Sie haben mir eine angenehme Unterbrechung bereitet," sprach's und schritt weiter, gefolgt von der befrackten Leibgarde. Am Ausgang der Haupthalle trat auf ein Zeichen des Präsidenten ein Diener in den Weg, auf silberner Platte eine Sectflasche mit Kelch darbietend. Der Präsident ließ den gelockerten Kork abspringen und füllte den Kelch.

„Majestät, dieser Wein, gepflanzt auf dem Boden des Vaterlandes und gereift in der Sonnengluth eines Weinjahres, ist das Würdigste, das wir zu bieten haben." Während der Ansprache war der Schaum verflogen, was den Präsidenten veranlaßte aus der Flasche nachzugießen.

Der Fürst ergriff das Glas. „Ich trinke auf das Wohl Ihres Unternehmens und auf das Wohl derer, die mitgearbeitet haben." Die Befrackten verbeugten sich und verharrten einige Secunden in dieser Stellung; der Präsident griff sich an die Glatze; an dieser hingen seit fünf Minuten die Blicke einer Anzahl Individuen in gespanntester Aufmerksamkeit. Im nächsten Augenblick entstieg ihren Kehlen ein kräftiges: „Hoch!", das Publicum folgte und brausend pflanzte es sich durch die Halle fort, wiederhallte an der Riesenwölbung des Glasdaches und brach sich am Nordende des Baues. Der Fürst grüßte militärisch; das Spontane der Huldigung hatte ihn sympathisch berührt. Ein letzter Blick über die Versammelten, und er wandte sich zum Gehen. Am Parkthor angelangt, kehrte er sich dem Minister zu.

„Wie war doch die Firma dieses Herrn Klein?"

Die Excellenz blickte auf den Präsidenten, dieser auf das Comité und das Comité auf den nachgefolgten Theil des Publicums. Eckert & Klein," rief eine Stimme aus der hintersten Reihe.

„Eckert & Klein," wiederholten der Minister und der Präsident gleichzeitig.

„Ah ... richtig! ... Also der Aussteller in Person," sagte der Fürst.

„Ja, nur ein Aussteller, Majestät," bestätigte der Präsident, der nicht ganz richtig gehört hatte. Der Fürst war im Einsteigen begriffen gewesen; er trat auf den Fußsteig zurück und vor den Präsidenten; ein Blick aus den verschleierten Augen maß den Ahnungslosen vom Scheitel bis zur Sohle.

„Sehr gut, mein bester Hofrath! ..." sagte er halblaut und wie mit sich selbst sprechend, dann, ihm die Rechte leicht auf die Schulter legend: „Veranstalten Sie doch Ihre nächste Ausstellung unter Ausschluß der Aussteller!"

Ehe der Niedergeschmetterte Zeit zur Entschuldigung fand, saß der Fürst im Wagen, schloß der Diener den Schlag und sprang auf den Vordersitz. Die Pferde zogen an, und, erst langsam, dann rascher und rascher entschwand der Landauer den Blicken der Zurückbleibenden In Gruppen von Zweien und Dreien kehrte das Comité in den Park, und auf den verschlungenen Wegen zur Haupthalle zurück, in dumpfem Brüten der Präsident. Als er an einer Wegbiegung stehen blieb, sah er sich allein. Und er wußte: Zufall war dies nicht.

Wäre ihm in diesem Augenblick ein socialdemokratisches Reichstagsmandat angeboten worden, er hätte angenommen.

Aus der Hauptstadt.

Wenn Excellenzen reisen.

Eine Tragödie aus dem politischen Leben der neuesten Neuzeit.

Personen:

Sauerwald, einzu spät gekommener Mann.
Brutus J. Müller, Chef-Secretär der royal-autonomistischen Centralisations-Partei.
Dr. Müller, verantwortlicher Redacteur des Inserentenfreundes.
Der Herr Bürgermeister.
Dr. Lothar Schmidt, M. d. R.
Signor Carlo Norton-Neumann.

Erste Scene.

Sauerwald (sich im Dictat eines politischen Aufsatzes unterbrechend): Wie viele Beitritts-Erklärungen zu unserer Partei sind heute im Ganzen eingelaufen?

Brutus J. Müller: Etwa zwölfhundert. Es haben sich gestern neunzehn neue Ortsgruppen gebildet.

Sauerwald: Freut mich. Schreiben Sie den Vorständen sofort, daß die im zweiten Artikel des wirthschaftlichen Programms der royal-autonomistischen Centralisations-Partei vorgesehene Partei-Steuer binnen drei Tagen hier eingelaufen sein muß, widrigenfalls die Ortsgruppen aus der Partei erbarmungslos ausgestoßen werden. Auch sähe ich es gern, wenn die Beiträge für den Preßfonds reicher flössen. Wo soll ich denn sonst mein Abendbrod herbekommen?

Brutus J. Müller: Der Partei-Präsident verzeihen — wir haben bisher noch keinen Preßfonds!

Sauerwald: Alle Fonds sind Preßfonds, da unsere Partei die Beitragspflicht ihrer Mitglieder eingeführt hat und mit eherner Strenge aufrecht erhält. — Aber fahren wir fort! (dictirt): „Es werden neuerdings von heimath- und vaterlandslosem Gesindel Verleumdungen über den hochverehrten und genialen Sauerwald verbreitet" — haben Sie, „hochverehrten und genialen Sauerwald"?.

Zweite Scene.

Dr. Müller: Ist der Artikel schon fertig, Herr Sauerwald? Ich drahte ihn dann sofort nach Berlin!

Sauerwald: Gleich, gleich! Wir schmücken ihn nur noch ein Bißchen mit geistvollen Wendungen aus. Doch wonach ich Sie fragen wollte, Doctor — im „Inserentenfreund" finde ich zu meinem frohen Erstaunen die Nachricht, Excellenz der Herr Minister wolle seine Inspectionsreise auch auf unsere Stadt ausdehnen und bei dieser Gelegenheit

Digitized by Google

den Präsidenten der royal-autonomistischen Centralisations-Partei behufs zweistündiger Unterhaltung besuchen. Woher haben Sie diese interessante Meldung?

Dr. Müller (etwas verlegen): Es war gerade Platz in der localen Rubrik — und da Sie mich bei der Begründung meines „Inserentenfreundes" unterstützt haben, so wollte ich mich ein wenig dankbar erweisen . . .

Sauerwald: Also purer Schwindel?

Dr. Müller (verletzt): Wieso purer Schwindel? Reist denn Excellenz nicht etwa in einem fort? Warum sollte er nicht auch 'mal hierher kommen? Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß er einmal hierher kommt. Die übrigen Provinzen hat er doch bereits sämmtlich abgeklappert!

Sauerwald: Sehr wahr! In der That, Ihre Meldung hat Etwas für sich. Ich möchte sie sogar beinahe authentisch nennen. Drahten Sie sie nur sofort nach Berlin Und in einer halben Stunde können Sie dann auch den politischen Artikel abholen. (Dr. Müller ab.)

Dritte Scene.

Sauerwald: Wo blieben wir doch gleich stehen?

Brutus J. Müller: „Hochverehrten und genialen Sauerwald verbreitet."

Sauerwald: Recht gut. Nun wird es sich, glaube ich, empfehlen, ein hübsches Citat in den Text einzuflechten. Am besten ein fremdländisches. Das wirkt immer ganz anders. Wissen Sie vielleicht zufällig eins?

Brutus J. Müller: O ja. Ein sehr schönes. Es ist mir freilich entfallen, wie es auf Deutsch heißt. „Morituri te salutant!" Vielleicht sind Sie im Stande —

Sauerwald (kratzt sich den Kopf): Es klingt wirklich ganz reizend — aber wer kann alle Citate im Kopfe haben? Geben Sie nur her, es wird schon passen; griechische Citate passen immer.

Brutus J. Müller: Eigentlich stammt das Citat nun freilich aus dem Lateinischen —

Sauerwald: Aus dem Munde eines Griechen hat es aber einen ganz besonderen Reiz! A propos, sind meine Photographien nebst Lebensbeschreibungen an alle Leipziger und Stuttgarter Illustrirten Blätter abgesandt?

Brutus J. Müller: Gewiß, Herr Sauerwald. Ebenso hielt ich es für rathsam, sämmtlichen Berliner Zeitungen zu telegraphiren, daß der Zar dem Mr. Faure gegenüber den Wunsch geäußert habe, Sie in Audienz zu empfangen.

Sauerwald: Gut. Dementiren Sie aber die Nachricht morgen per Postkarte, und weisen Sie darauf hin, daß der berühmte Politiker und Führer der royal-autonomistischen Centralisations-Partei, unser genialer Sauerwald, dem ehrenvollen Rufe gegebenen Falls nicht Folge leisten werde, da seine Partei entschieden freiheitlich und streng deutschnational gesinnt sei. Auf die Weise erfreuen wir die liberalen wie die conservativen Zeitungen, und ich werde wieder zwei Mal in der ganzen Presse genannt.

Brutus J. Müller: Eine vortreffliche Idee! Das Publicum darf einen nie vergessen.

Vierte Scene.

Der Herr Bürgermeister: Hm . . jäh, jäh. Haben Sie schon gehört, mein theurer Herr Sauerwald? Excellenz der Herr Minister beabsichtigen, unserer guten Stadt die Ehre von Hochderselben Besuch widerfahren zu lassen —

Sauerwald: Weiß ich, weiß ich längst! Excellenz will die royal-autonomistische Centralisations-Partei und ihren genia — ihren Führer persönlich kennen lernen! Vor wenigen Stunden traf die officielle Meldung bei mir ein.

Der Herr Bürgermeister: M . . . mm . .! Das dacht' ich mir! (Pause.) Sie kennen Excellenz noch nicht, mein verehrter Herr Sauerwald?

Sauerwald: Allerdings — in gewissem Sinne — nein!

Der Herr Bürgermeister: Mir geht es genau wie Ihnen, werther Freund! Ich weiß nur, daß Excellenz ein sehr lebenslustiger Herr ist, vor allen Dingen einen guten Tropfen sehr liebt —

Sauerwald (lachend): Vielleicht zu sehr?

Der Herr Bürgermeister (lacht ebenfalls): Sie sind ein übersprudelnd geistvoller Menschenkenner! Man rühmt in der That der Excellenz eine etwas gluthvolle Nase nach —

Sauerwald: Warum sollen die hohen Herren nicht auch saufen?

Der Herr Bürgermeister (langsam, ein wenig betreten): Sau — fen . . Mm . . mm . . (besinnt sich, lacht wieder laut auf). Wie prächtig Sie doch in jedem Falle das richtige Wort finden! Und nicht wahr, wenn der Herr Director auf meine administrative Thätigkeit zu sprechen kommt —

Sauerwald: Verlassen Sie sich ganz auf mich, Herr Director!

Fünfte Scene.

Dr. Lothar Schmidt (stürmisch eintretend): Gott zum Gruße, Bruder Sauerwald! Wie schaut's? (Er bemerkt den Bürgermeister; verbeugt sich sehr gemessen vor ihm.) Ich wollte nur rasch einmal mit herankommen, Sauerwäldchen — habe noch Kaninchenessen im Stenographen-Verein — Unsinn, stenographische Übung im Kaninchenesser-Verein . . na ja . . Kurz und gut, Du hast wohl eben schon erfahren, daß Excellenz der Herr Minister uns beehren wird?

Sauerwald: Ich erwarte ihn stündlich.

Dr. Lothar Schmidt: Gratulire, alter Bursche! (Mit einem Seitenblick auf den Bürgermeister.) Ich hätte Dir mancherlei über Excellenz zu sagen —

Sauerwald: Du kennst ihn persönlich?

Dr. Lothar Schmidt: N—nein. Man sieht ihn immer nur im Reichstage . . und ich hatte nie recht Zeit, hinzugehen, als ich in Berlin war. Aber ich möchte Dich doch auf eins aufmerksam machen.

Sauerwald: Na?

Dr. Lothar Schmidt (sehr leise): Sorge für einen gehörigen Humpen Wein! Excellenz liebt das. Na, Du wirst ihn schon zu behandeln wissen! Und wenn er auf mich zu sprechen kommt, so vergiß nicht —

Sauerwald: Machen wir! Selbstverständlich! Werde schon für Dich sorgen!

Brutus J. Müller (von seiner Zeitung auffahrend): Donnerwetter — da lese ich eben unter den letzten Nachrichten von gestern, Excellenz sei Nachmittags im tiefsten Incognito von Berlin abgereist, Ziel unbekannt.

Der Herr Bürgermeister (mit Größe): Wir können ihn also sicher heute hier erwarten!

Sauerwald: Ich sagte es ja — stündlich!

Sechste Scene.

Dr. Müller (athemlos in's Zimmer stürzend): Meine Herren, meine Herren! Soeben ist Excellenz eingetroffen, im allertiefsten Incognito, und im Blauen Gorilla abgestiegen! Er hat den Oberkellner in meiner Gegenwart nach dem einflußreichsten Manne der Stadt gefragt — ich trat bescheiden vor und nannte den Namen meines verehrten Gönners Sauerwald. Sofort machte er sich auf die Beine. Ich rannte ihm voraus . . in der nächsten Minute wird er hier sein!

Der Herr Bürgermeister (vor Aufregung zitternd): Wir werden ihn sehen, ihn begrüßen —

Dr. Lothar Schmidt: Ihm zeigen können, wie herzlich die Bevölkerung den berufensten Vertreter unserer geliebten Regierung verehrt!

Sauerwald (zu Brutus J. Müller): Holen Sie sofort ein paar Flaschen Wein herauf — der Minister schafft uns schon neuen Credit!

Siebente Scene.

Signor Carlo Norton-Neumann: Verzeihen Sie, meine Herren — ich komme, in einer wichtigen Angelegenheit Herrn Sauerwald um Rath zu fragen —

Der Herr Bürgermeister: Hurrah hoch Excellenz! Hoch unser Sauerwald!

Dr. Lothar Schmidt: Ihr Incognito kann nicht länger gewahrt bleiben, Excellenz! Ich, der Reichstagsabgeordnete —

Der Herr Bürgermeister (fällt ihm in die Rede): Ich, der Bürgermeister dieser loyalen Stadt, allein berufen, Ew. Excellenz —

Sauerwald: Muß doch sehr bitten — Excellenz sind mein Gast — der Gast der royal-autonomistischen Centralisations-Partei!

Dr. Lothar Schmidt: Sehr richtig! Hoch Sauerwald! Hoch seine Excellenz!

Signor Carlo Norton-Neumann: Das ist ja ungeheuer schmeichelhaft für mich, meine Herren — solch ein warmer Empfang! Ich bin ja in meiner Laufbahn an Erfolge gewöhnt — Prinzen und Fürstlichkeiten ersten Ranges haben mich ausgezeichnet, aber —

Sauerwald: Ew. Excellenz! Das Genie, in Sonderheit das staatsmännische, verräth sich auch im schlichtesten Gewande. Unerkannt wollten sie uns kommen, aber die intelligente Bürgerschaft dieser Stadt, immer bereit, da Ehrung zu spenden, wo Ehrung geboten ist, witterte die Aureole, die Ihr weises Haupt umstrahlt —

Der Herr Bürgermeister: Und wenn ich hier gleich einflechten darf, Ew. Excellenz —

Sauerwald (grob): Sie haben nicht das Wort, Herr Bürgermeister! Ich bin berufen —

Der Herr Bürgermeister (schweigt sehr bestürzt).

Sauerwald (fortfahrend): Erkannte in Ew. Excellenz den überlebensgroßen Politiker! Quousque tandem abutere patientia nostra — diesen Segensruf eines der ersten Politiker der Renaissance rufe ich auch Ihnen zu. Und in der That, solange die vaterländische Politik in Ihren Händen ruht —

Dr. Lothar Schmidt: So lange, Excellenz, erschüttert kein Sturm das Vaterland —

Sauerwald (wüthend): Unterstehen Sie sich nicht noch einmal, mich zu unterbrechen, Herr — sonst —

Dr. Lothar Schmidt (stammelt ein paar unverständliche Worte).

Sauerwald (fortfahrend): So lange darf die wahre Partei des Patriotismus, die von mir geführte royal-autonomistische Centralisations-Partei auch auf Ihre Förderung hoffen. (Brutus J. Müller hat derweil

Digitized by Google

einen mit Wein gefüllten Vierliterstiefel herbeigeschleppt.) Und in diesem Sinne, Ew. Excellenz, im eminent politischen Sinne bietet Ihnen meine Partei einen herzlich gemeinten Ehrentrunk —

Signor Carlo Norton-Neumann (schiebt den Stiefel zurück, schüttelt sich): Danke, danke — pfui Teufel — das darf ich nicht, wegen der Thierchen! Die gehen danach sofort ein. Ueberhaupt — daß ich keinen Alkohol genieße, weiß doch jeder Kunstfreund! Und wissen Sie, Eins muß ich Ihnen außerdem noch gleich sagen — mit Politik befass' ich mich nicht — die verabscheu' ich geradezu, ganz ehrlich gesagt —

Sauerwald (fassungslos): Verabscheuen Sie geradezu .. Nun ja, nun ja — aber . .

Dr. Lothar Schmidt: Vollkommen meine Meinung, vollkommen, Ew. Excellenz!

Der Herr Bürgermeister: Natürlich, selbstverständlich — muß man ja verabscheuen, ist ja einfach ekelhaft! Ich bin immer entschieden dagegen gewesen, Ew. Excellenz —

Sauerwald (findet keine Worte).

Signor Carlo Norton-Neumann: Daß Sie mir Beide beipflichten, meine Herren, giebt mir den Muth, diesem Herrn deutlich meine Meinung zu sagen. Ich merke wohl, daß er mich mit seinem dummen Gerede verhöhnen will .. und ich lasse mir das nicht gefallen, Potz Element! Dafür stehe ich denn doch zu hoch. Mich als Politiker zu feiern! Mir Wein vorzusetzen, wonach die Thierchen doch sofort eingehen, Bomben und Granaten! (erregter werdend) Es ist eine höllische Frechheit, bei meiner Ehre!

Der Herr Bürgermeister (streng zu Sauerwald): Excellenz sind kein Politiker, lassen Sie sich das ein für alle Mal gesagt sein!

Dr. Lothar Schmidt (zornig zu Sauerwald): Excellenz saufen nicht öffentlich, das weiß doch jedes Kind, Sie Idiot!

Brutus J. Müller (übersieht die Situation, weist auf Sauerwald): Schmeißt den Kerl doch raus, den aufdringlichen Schwätzer! Seine Excellenz so zu beleidigen! Es grenzt an allerhöchsten Hochverrath!

Der Herr Bürgermeister: } Raus mit dem Dummkopfe!
Dr. Lothar Schmidt: }

(Sauerwald wird bedroht, verschwindet durch die Mitte.)

Achte Scene.

Signor Carlo Norton-Neumann: Ich danke Ihnen, meine Herren, für die energische Wahrung meiner Ehre. Und da es mir scheint, daß ich Ihre Sympathien im hohen Maaße besitze, Herr Bürgermeister — und auch Ihre, Herr Reichstags-Abgeordneter —

Beide (legen feierlich die Hand auf's Herz).

Signor Carlo Norton-Neumann: So darf ich wohl hoffen, daß Sie gütigst die hiesige Bürgerschaft interessiren für meine sechzehn Gezähmten und die Kunstvorstellungen, die ich zu billigsten Eintrittspreisen mit ihnen geben werde!

Der Herr Bürgermeister (stottert): Sechzehn Gezähmte? Kunstvorstellungen?

Dr. Lothar Schmidt (ebenso): Billigste Eintrittspreise?

Signor Carlo Norton-Neumann (etwas ärgerlich): Nun ja! Ich bin doch der berühmteste Floh-Dresseur Deutschlands!

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Das Einmaleins". Lustspiel in drei Akten von Oskar Blumenthal (Lessingtheater). — „Juana". Schauspiel in 3 Akten und einem Epilog von Alessandro Lanza. (Neues Theater.) — „Die officielle Frau. Schauspiel nach Savage von Hans Olden. (Berliner Theater.)

Oskar Blumenthal ist schon wieder in seinem Theater ausgezischt, angegähnt und verlacht worden. Seine Freunde, wenigstens die ehrlichen unter ihnen, nennen das „unhöflich, aber nicht ungerecht"; seine Feinde heißen es gerecht und natürlich, denn der einst blutige Oskar, der über Andere berufsmäßig gelacht und gespottet hat, ist selber schon längst zur unfreiwillig komischen Figur des durchgefallensten Dramatikers geworden. Im Foyer aber stritt man sich in den Zwischenakten um die Doctorfrage: Wer ist fürchterlicher, der witzige oder der dichtende Oskar?

Ueber das elende, liederliche Machwerk eines ausgeschriebenen Tantièmenspeculanten viele Worte zu verlieren, dafür thut uns der hier zur Verfügung stehende knappe Raum leid. Es ist, wie alle Stücke Blumenthal's, eine einzige Gemüthsrohheit mit den ältesten Witzen ausstaffirt. Oskar schaut um sich und in sich und spiegelt getreulich all' die Thorheit und Frivolität wieder. Da erhandelt ein sonst ganz braver Rittergutsbesitzer eine Frau wie ein Pferd, was zur zotigen Verwechselungsscene wird, weil man, nach dem classischen Vorbilde von „Nachtigall und Nichte", nie weiß, ob von der Frau oder dem Gaul die Rede ist. Ein ander Mal lockt die nicht minder herzensgute Frau des Baumeisters Hubert, die nur leider an der Börse heimlich spielt, einem alten Schwerenöther einige tausend Mark ab, indem sie sich zu diesem schönen Zwecke so dirnenhaft wie möglich benimmt. Wieder ein anderer spaßhaft gemeinter Junggeselle hat den Schnupfen — wer lacht da? —, und Herr Engels muß sich die Nase roth schminken. Ach, es geht doch nichts über witzige und geistreiche Dichter! Die wenigen naiven Gemüther, die noch an Blumenthal's Talent glaubten, werden nun wohl endlich einsehen, daß es nichts damit ist. Es langt höchstens zum Theaterfeuilletonisten, der alle Stücke herunterreißt, an denen er nicht als Mitarbeiter oder als Coupletdichter mitinteressirt ist, und der sich regelmäßig blamirt, sobald es sich um eine wirkliche Dichtung handelt. Kurz, ein moderner Saphir mit all seinen Kalauern und seinem grotesken Dichterehrgeiz. Ganz begreiflich, daß Blumenthal bei jeder Gelegenheit seine kindlichen Epigramme gegen die neuen Dramatiker abschießt, die er eigentlich wegen „unlauteren Wettbewerbs" verklagen sollte. Wir sind keine Freunde der sogenannten neuen Richtung, aber dafür verdient sie doch den Dank aller Literaturfreunde, daß sie dem Publicum das Wohlgefallen an den gespreizten Nichtigkeiten des Mühlendammdichters für immer verekelt hat.

Die jüngste Heldin des Neuen Theaters heißt Juana und ihr Dichter nicht minder echt Alessandro Lanza, aber das Spanische des Stückes scheint uns ebenso fragwürdig, als das Italienerthum des Verfassers. Wahrscheinlich stammen Beide in directer Linie von Linz an der Donau. Jedenfalls ist Signor Lanza ein geistreicher Kopf, der irgend einer Duse oder Sandrock diese romantische Paraderolle zugedacht hat, wenn auch ganz und gar kein Dramatiker. Dazu ist er zu episch breit und vor Allem zu ironisch, während es einem Theatraliker immer unbedingt Ernst sein muß. Die Ironie hebt jedes Drama auf, das wissen wir von den Romantikern her. Sonst fehlt es nicht an grellen Bühnenwirkungen, Knalleffecten und Schlagern. Für Komödiantinnen mit Wolterschrei, Raabethränenlächeln, Duseschnellsprecherei, Bernhardtflötentönen und Sandrockmätzchen ist die Titelrolle unbezahlbar. Man denke nur: eine junge Generalin, eine Erzcokette, die tanzt, singt, lacht und weint, Alles durcheinander, den sämmtlichen Männern die Köpfe verdreht, liebelt und von ganzem Herzen colossalisch liebt, mit bedeutsamen Kunstpausen und erschütternden Wein- und Lachkrämpfen der Hysterie, und die zuletzt gar auf offener Bühne in Wahnsinn verfällt, schauerlich und unheilbar. Freilich ist Frl. Reisenhofer zu norddeutsch verständig und berlinisch kritisch, um mehr als nur Schein und Abglanz einer dämomonischen Natur zu geben. Man glaubt ihrer Schauspielerei eben so wenig, als dem blasirten Verfasser und seinen interessanten Posen.

Von diesem Schauspielerstück zu dem Nihilistendrama des Berliner Theaters ist ein Schritt weiter abwärts, aber kein kleiner. Zahllose Scheeren hat die grobe Colportagenovelle des Mr. Savage aus Engelhorn's Romanbibliothek schon in Bewegung gesetzt, aber ihnen Allen scheint der gewandte Theaterschneider Oppenheim, genannt Hans Olden, den Rang abzulaufen. Es gab eine Zeit, wo dieser ehemalige Schauspieler noch literarische Ansprüche erhob. Nach seiner „Officiellen Frau" zu urtheilen, bescheidet er sich fortan mit der Speculation auf günstige Cassenrapporte. Dazu ist freilich im Berliner Theater, trotz der trefflichen Darstellung und dem Erfolg der Première, nicht viel Hoffnung vorhanden. Das Stück ist auch gar zu roh und unwahr. Was im Halbdunkel und Sensationsstil des Romans noch möglich und spannend, zum Theil auch interessant erscheint, wirkt im unerbittlichen Rampenfeuer unwahrscheinlich, langweilig und einfach absurd. Keinen Augenblick glauben wir an die Daseinsmöglichkeit dieser hochherzigen Helene, die sich von dem naiven Amerikaner auf den Paß seiner Frau über die russische Grenze schmuggeln läßt und vor ihrem Attentat auf den — — Großfürsten durch Morphium unschädlich gemacht und gerettet wird. Statt die Charaktere zu vertiefen, zu vermenschlichen, klappert der Bearbeiter bloß immer mit seiner großen Scheere und nimmt uns noch den letzten Rest von Illusion. Will er das Dramatisirhandwerk besser lernen, so gehe er noch ein wenig bei dem jüngeren Dumas in die Schule, dem ja auch Sudermann sein Bestes abgeguckt hat. Er vergleiche den Roman der Marie Duplessis mit der „Cameliendame" und sehe einmal, wie hier das Bühnenbild herausgeschält und verarbeitet ist und die Figuren zu lebendigen Bühnengestalten, fast zu wirklichen Menschen umgewandelt sind. Dazu bedarf es aber einer ganz kleinen Kleinigkeit: Geist, Bühnenverstand und Weltkenntniß.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Gratis
durch jede Buchhandlung:
Prachtprospekt über
Goethes Gedichte
Illustrirt von **Frank Kirchbach.**
Erste große Prachtausgabe in Folioformat.
In 12 Lieferungen à 3 Mark.
Verlag von **Adolf Titze** in **Leipzig.**

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:
Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.
Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Einladung zum Abonnement auf die
JUGEND
Münchner illust. Wochenschrift für Kunst und Leben.
— Herausgeber: G. HIRTH. — Redakteur: F. v. OSTINI. —
Preis pro Quartal (13 Nummern) 3 Mk. Einzel-Nummer 30 Pfg.
Jede Nummer mit neuem farbigem Titelblatt.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsagenturen. — Die „Jugend" liegt in allen besseren Hôtels, Restaurants, Cafés etc. zur Lektüre auf; man verlange stets die „Münchner Jugend".
G. HIRTH's Kunstverlag, München und Leipzig.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1896.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

OCT 27

№ 41. Berlin, den 10. October 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ergebnisse der diesjährigen Armeemanöver. Von v. G. — Europäische Politik und Weltpolitik. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Deutsche Aufgaben in Siebenbürgen. Von Fr. Guntram Schultheiß. — **Literatur und Kunst.** Kunst und Künste auf der Gewerbe-Ausstellung. Von Franz Servaes. — Einererfolge. Ein Beitrag zur Psychologie des Erfolges. Von Leo Berg. — **Feuilleton.** Die Bucht des Friedens. Aus meinem Reisetagebuch. Von Paul Remer. — **Aus der Hauptstadt.** Gnade für Recht. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten. Ludwig Büchner über sich selbst. Von Professor Dr. Ludwig Büchner. — Anzeigen.

Die Ergebnisse der diesjährigen Armeemanöver.

Die jüngst beendeten Armeemanöver in der Lausitz bildeten die Wiederholung dieser Art von Manövern, welche im Vorjahre, angeregt durch das Beispiel der Nachbarheere, deutscherseits zum ersten Male in Pommern stattgefunden hatten. Der Belehrung und den Anforderungen, die sich aus den mannigfachen Frictionen jener Manöver ergaben, hatte man in diesem Jahre Rechnung getragen und die Oberleitung der Manöver mit Befehlsüberbringungs-Organen und sonstigen Communicationsmitteln reicher ausgestattet, sowie besondere Armee-Obercommandos und Stäbe für beide kämpfenden Parteien gebildet und einige Verbesserungen im Schiedsrichterwesen getroffen. In diesen Beziehungen ist somit ein Fortschritt in den Armee-Manövern zu verzeichnen. Ihr Nachtheil, daß die Schulung der übrigen großen Truppen-Verbände aus ökonomischen Rücksichten bei der Abhaltung von Armee-Manövern abgekürzt werden muß und daß auch die Divisionen und Armeecorps der an den letzteren betheiligten Truppen in Folge des großen Rahmens, in welchem sich ihre Action bewegt, nicht so sorgfältig und gründlich geschult zu werden vermögen, wie bei den sonst üblichen Herbst-Manövern, dieser Nachtheil kam auch in diesem Jahre nicht in Fortfall. Auch diesmal hatte man sich darauf beschränkt, während die Armeen, mit denen in künftigen Kriegen operirt werden wird, 3—4 Armeecorps und eine Anzahl Cavallerie-Divisionen stark sein werden, nur je 2 Armeecorps und 1 Cavallerie-Division einander gegenüber zu stellen, und wir halten es für richtig, daß die Heeresleitung nicht sofort von dem bisher üblichen Truppen-Maximum der Corps-Manöver von einem Armeecorps zur Bildung und Verwendung größerer Armeen gegeneinander geschritten ist, sondern als erste Vorstufe für die Schulung der höheren Führer und der Truppen, die Bildung und das Manövriren zweier Armee-Abtheilungen in der erwähnten Stärke erkannte und wählte. Ueberdies würden Manöver ganzer Armeen gegeneinander in Folge der erforderlichen Truppen-Transporte, Verpflegungs- und Einquartirungs-Kosten u. s. w. dem Lande zu theuer zu stehen kommen, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß nicht irgend ein impulsiver Kopf den erforderlichen Einfluß gewinnt, um dieselben eines Tages auf's Tapet zu bringen.

Die diesjährigen Armee-Manöver gewannen dadurch ein besonderes Interesse, als sich bei ihnen die beiden rangältesten, eines besonderen militärischen Rufes genießenden Truppenführer des deutschen Heeres, der Prinz Georg von Sachsen und der Generaloberst Graf von Waldersee, gegenübertraten, welche beide im Falle eines großen continentalen Krieges, der Erstere auf der Ostfront die Südarmee, der Letztere auf der Westfront eine Armee zu führen bestimmt sind, sowie ferner dadurch, daß das Königl. sächsische Armeecorps Schulter an Schulter mit den preußischen Truppen der 8. Division focht. Ferner war das gewählte von zahlreichen Wasserläufen, Terrainerhebungen und Gehölzen durchschnittene Manövergelände ein weit schwierigeres als die freien übersichtlichen Terrainwellen Pommerns im Vorjahre. Was die Anlage der diesjährigen Manöver betrifft, so haftete denselben, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß sie die beiden Gegner mit Sicherheit frontal gegeneinander brachte, — das Mindeste an Leistung einer Manöveranlage — der Mangel an, daß die etwas später, als die bei Dresden sich sammelnden Streitkräfte der Westarmee bei Guben nur supponirt und nicht durch Truppen oder Flaggen-Detachements markirt waren. Bei dem beiderseitigen Stande des Verkehrs- und Nachrichtenwesens und der Durchsichtigkeit der den großen Manövern zu Grunde liegenden Ideen und Anordnungen überhaupt, konnte es dem Führer der Ostarmee, Grafen v. Waldersee, nicht lange verborgen bleiben, daß er nur in der Idee und nicht in Wirklichkeit von Guben her vom Feinde etwas zu besorgen hatte. Ob daher, wenn thatsächlich markirte oder complete Truppen nach Guben entsandt worden wären, die Aufklärungs- und Sicherheitsmaßregeln der Westarmee gegen diese, gegenüber dem Schleier der Cavallerie des dortigen Gegners, im Ernstfalle nur aus Officier-Patrouillen und den Beobachtungsposten bei Muskau bestanden haben würden, erscheint mehr als fraglich. Ferner fehlte unter diesen Umständen die wichtige intellectuelle und moralische Spannung, in welche die thatsächliche, wenn auch noch entfernte Versammlung und der Anmarsch eines neuen Gegners in der Flanke und fast im Rücken, die Oberleitung einer Armee versetzen müssen, und die auf ihre Entschließungen nicht ohne Einwirkung zu bleiben vermag. In operativer Hinsicht boten die diesjährigen Armee-Manöver somit, da ihre ganze Anlage zu einem rein frontalen Vormarsch und Gegenübertreten führen mußte, nichts nennenswerth Instruktives. Auch diesen Umstand möchten wir als eine Lücke in der Manöveranlage bezeichnen, da man schließlich den erwähnten beiden ältesten Führern des deutschen Heeres mehr operativen Spielraum zur Fassung selbstständiger Ent-

Digitized by Google

schlüsse gewähren konnte. Allein es scheint dies nicht beabsichtigt gewesen zu sein, und man scheint sich einfach damit haben begnügen zu wollen, den Vormarsch und das frontale Gegenübertreten zweier feindlicher Armee-Abtheilungen mit ihren Cavallerie-Divisionen zur Darstellung und Uebung zu bringen. Somit ist die Ausbeute der Manöver an operativer Schulung eine sehr dürftige; denn da die Westarmee das belagerte Breslau, dem die Vorräthe knapp wurden, zu entsetzen, die Ostarmee dagegen diesen Entsatz der Westarmee und eines in Wirklichkeit nicht vorhandenen Nordcorps derselben zu verhindern hatte, so waren beide selbstverständlich auf die energischste Offensive gegeneinander auf dem kürzesten Wege verwiesen. Die „Einfachheit des Krieges" war damit allerdings in vollstem Maaße gewahrt, und die taktischen Verhältnisse traten fast ausschließlich in den Vordergrund. Mit der der Manöver-Idee zu Grunde liegenden Annahme, daß in Breslau eine Ostarmee eingeschlossen, jene Stadt daher befestigt sei, beabsichtigen wir dagegen nicht zu rechten; denn einerseits ist die Befestigung Breslaus der dortigen Gelände-Beschaffenheit nach leicht auszuführen, und andrerseits können Manövern auch ganz willkürliche Suppositionen zu Grunde gelegt werden, um eine bestimmte gewollte Kriegslage herbeizuführen.

Was nun die taktischen Ergebnisse der Manöver betraf, so boten dieselben unbedingt den dabei betheiligten Führern und Truppen die mit ihnen angestrebte Schulung für die Schlacht, sowie für das Zusammenwirken der drei Waffen in großen Verbänden, ferner für das Abmessen von Zeit und Raum zur Entwickelung und zum Gefecht der Truppen, und für die Reiterwaffe zur Uebung im Aufklärungsdienst. Auch hatte die höhere Führung Gelegenheit, auch ohne jedesmaligen besonderen Befehl des Armee-Obercommandos den im Tagesbefehl desselben niedergelegten Absichten entsprechend, selbstständig in den Gefechten einzugreifen und zu handeln. Wenn sich im Verlauf der Manöver an nicht weniger als vier Uebungstagen hintereinander ernste Gefechte der beiderseitigen Armeen abspielten, so entspricht dies zwar keineswegs dem, was im Ernstfalle möglich ist, wo die Kriegsgeschichte eine derartige Hartnäckigkeit zweier kämpfender Parteien nur vor verschanzten Schlachtfeldern aufweist, — ein Fall, der auch bei der 10. Division der Ostarmee am 11. September eintrat; — allein die alljährlichen großen Truppen-Zusammenziehungen erfolgen wesentlich zu Uebungszwecken; sie sind kostspielig und daher muß bei ihnen mit der Zeit sehr gerechnet werden, und es verbietet sich, etwa einen Tag nach stattgefundenem scharfen Gefecht zur Ruhe und zum Retablissement zu verwenden, wie dies mit Rücksicht auf Munitionsersatz, Todte und Verwundete, sowie Lebensmittel-Heranschaffung ꝛc. im Kriege zu geschehen pflegt. Aus demselben Grunde ließ sich ebenso der auch bei den diesjährigen Armee-Manövern in die Erscheinung tretende Fehler des zu raschen Abspielens der einzelnen Gefechtsmomente, namentlich des Feuergefechts der Infanterie, nicht vermeiden, und es muß mit diesen Unvollkommenheiten der Manöver ein für allemal gerechnet werden. Jedenfalls vermochte die erst zum 11. September geschaffene verschanzte Stellung einer Division der Ostarmee die Intensität und Anzahl der in den fünf Manövertagen stattfindenden Kämpfe beider Armeen in deren ganzem Umfange auch nicht annähernd zu rechtfertigen.

Was die Taktik im Großen und Ganzen betrifft, so ist von den Manövern, wie dies erklärlich ist, nichts besonders Neues zu berichten; es sei denn, daß sich die Führung der beiden Cavallerie-Divisionen einer verständigen Enthaltsamkeit in Bezug auf unmotivirte große Attacken, die unter Umständen die Cavallerie der einen Partei für den ganzen Gefechtstag im Ernstfalle aus dem Felde schlagen können, befleißigte. Auf Seiten der Westarmee war namentlich in den ersten Tagen ein geschicktes Vorgehen gegen die Spreeübergänge und das Gewinnen derselben zu bemerken, während ihr Aufklärungsdienst sich, zu viele Ziele verfolgend, zu sehr zersplitterte. Bei der Ostarmee, der die ungleich schwierigere Aufgabe zufiel, glänzte die Oberleitung nicht nur durch einheitliches Handeln und Zusammenfassen aller verfügbaren Kräfte, sondern auch an einem Tage durch eine neue eigenartige Verwendung der disponiblen Cavallerie-Abtheilungen der Corps-Cavallerie nebst Artillerie als selbstständige Cavalleriekörper neben den Cavallerie-Divisionen, so daß der Gegner eine Zeit lang im Unklaren blieb, was er hinter dieser neuen Cavalleriemasse zu erwarten habe. Ferner zeichnete sich der Führer der Ostarmee, wie bereits im Vorjahre, durch geschickte Bildung mächtiger Artillerielinien aus, die den Stützpunkt der Evolutionen der übrigen Truppen seiner Armee bildeten und für dieselben eine gewisse Freiheit der Verwendung gestatteten. Was im Laufe der Manöver improvisirte Feldverschanzungen betrifft, so gelangten dieselben in großem Maßstabe nur am 11. September bei der Ostarmee zur Anwendung, und es kam vor, daß bei einem Regimente, das sich eingegraben hatte, dessen Schützengräben dem Gegner in die Hände fielen und von ihm benutzt zu werden vermochten.

Gegenüber diesen wesentlichen Momenten der Armee-Manöver erscheinen die einzelnen bei ihnen zu erweiterter Verwendung gelangten Neuerungen, wie das vielseitigere Auftreten der Radfahrer und in beträchtlicherer Zahl, ferner dasjenige zweier Fesselballons, die vermehrte Anwendung des Feldtelegraphen und die Verwendung von Kriegshunden bei einem der Jägerbataillone, von nur untergeordneter Bedeutung. Es sind dies kleine Hülfsdienstzweige, deren richtiges Functioniren, namentlich des Telegraphen und der Fesselballons, unter Umständen zwar von großer Wichtigkeit zu werden vermag, die jedoch im Großen und Ganzen nur ein nützliches Beiwerk bilden, von dem die Entscheidung aber nicht abhängt. Bemerkenswerth ist immerhin, daß bei den Manövern diesmal der Feldtelegraph die Obercommandos mit den Generalcommandos und Divisionen, sowie die ersteren mit der Oberleitung, auch während des Gefechts, verband, und mit vielem Nutzen functionirte. Ueber die Ergebnisse der Fesselballon-Beobachtung, die bei dem vielfach regnerischen Wetter keine hervorragende zu sein vermochte, wurde Näheres noch nicht bekannt, dagegen ist man allerseits des Lobes über die Leistungen der Radfahrer voll. Dieselben unterstützten die Aufklärung der Cavallerie nicht unerheblich und wirkten vor Allem erfolgreich zur Verbindung der einzelnen Commandobehörden und Truppentheile untereinander. Sie erfuhren eine gegen die bisherige erweiterte Verwendung und wiesen, stellenweise in größeren Trupps auftretend, unter Gebrauch der Feuerwaffen, in einigen Fällen feindliche Cavallerie an wichtigen Brückenpunkten zurück, und es gelang ihnen u. A. unter dem Schutze der Dämmerung eine marschirende Truppe des Gegners zu überraschen und sie, bevor sie sich zu entwickeln vermochte, unter lebhaftes Feuer zu nehmen und dann rasch wieder zu verschwinden. Auf allen wegsamen oder gut angebauten Kriegsschauplätzen versprechen sie daher von beträchtlichem Nutzen zu werden, in schwierigem, communicationsarmen Terrain jedoch in weit geringerem Maaße. Daß der den Manövern vorausgehende und folgende Massentransport der Truppen per Bahn den betreffenden Organen der Eisenbahn-Verwaltungen und Truppentheilen eine nützliche Uebung bot, bedarf keines besonderen Nachweises. Somit gestalteten sich die diesjährigen Armee-Manöver zu in mehrfachen Richtungen nützlichen Uebungen, die jedoch keineswegs etwa eine alljährliche Wiederholung nothwendig erscheinen lassen, da die Ausbildung der Armee im Uebrigen durch Abkürzung der Manöverperiode unter ihnen leidet.

v. G.

Digitized by Google

Europäische Politik und Weltpolitik.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Wenn es dem Papstthum gelingt, Frankreich, Oesterreich und Rußland zum Angriffskriege gegen Deutschland zu vereinigen, so wird Italien sicherlich nicht den Muth haben, an dem Bündniß mit Deutschland festzuhalten, sondern sich durch Demuth uud Unterwürfigkeit zu retten suchen. Sollte es aber einen unerwarteten Muth beweisen, so würden ein kleines französisches und österreichisches Heer in Verbindung mit den vereinigten Mittelmeerflotten der drei Verbündeten genügen, um der clerical radicalen Revolution in Italien zum Siege zu verhelfen. Deutschland wäre dann der erdrückenden Uebermacht der drei verbündeten Heere preisgegeben. Die Rechnung scheint sehr klar: Frankreich erhält die Rheingrenze, Rußland die Weichselmündung, Oesterreich Schlesien und den Vorsitz des neuen deutschen Bundes, in welchem Preußen durch Vergrößerung Sachsens und Wiederherstellung Hannovers zu einem Kleinstaat herabgedrückt wird. Zwar sind Deutschlands militärische Machtmittel jetzt zwanzig Mal so groß als diejenigen Preußens im siebenjährigen Kriege; aber die seiner drei Gegner sind in demselben Verhältniß gewachsen. Die Verzwanzigfachung der kämpfenden Massen rückt auch die wirthschaftliche Erschöpfung so viel näher, welche für denjenigen Staat am raschesten eintreten muß, der die größten militärischen Anstrengungen zu machen genöthigt ist.

Mit dieser Eventualität haben wir für den Anfang des nächsten Jahrhunderts zu rechnen. Es ist der Krieg auf drei Fronten ohne Bundesgenossen, auf den wir uns vorzubereiten haben, wenn es uns Ernst ist, das Errungene zu behaupten. Daß Frankreich und das Papstthum in diesem Ziele einig sind, daran kann kein Zweifel bestehen. Daß es dem letzteren früher oder später gelingen wird, Oesterreich für eine solche Coalition zu gewinnen, ist eine Wahrscheinlichkeit, die uns sehr unangenehm sein mag, der wir uns aber nicht scheuen dürfen, muthig in's Antlitz zu blicken. Daß auf Italien in solchem Falle kein Verlaß ist, das ist so gut wie sicher. Die Frage ist nur, ob Rußland für ein solches Angriffsbündniß gegen Deutschland zu haben sein wird. Frankreich und das Papstthum geben sich der Hoffnung hin, daß Rußland den offenbaren Gewinn eines solchen Zusammengehens zu schätzen wissen und das Risico eines solchen Krieges für die Verbündeten für eben so gering erachten werde, wie sie selbst. Rußland selbst könnte darin anderer Ansicht sein; d. h. es könnte den Gewinn der Weichselmündung geringer schätzen als den Verlust der deutschen Freundschaft, und die militärische Widerstandsfähigkeit Deutschlands selbst beim Kriege mit drei Fronten richtiger taxiren.

Wenn es dem Papstthum nicht gelingen sollte, Rußland in den Angriffskrieg gegen Deutschland mit hineinzuziehen. dann haben wir das französisch-österreichische Bündniß nicht allzusehr zu fürchten. In diesem Falle würde sogar Italien, wenn es einigermaßen klug ist, seine ganze Kraft als unser Bundesgenosse einsetzen. Deutschland und Italien stehen Frankreich und Oesterreich an Bevölkerung voran, an Heeresmacht quantitativ gleich; aber die qualitative Ueberlegenheit der Deutschen würde das Uebergewicht herstellen. Eine clericale Republik Italien von Frankreichs Gnaden würde im günstigsten Falle auf ihr jetziges Gebiet beschränkt bleiben; ein gegen Frankreich und Oesterreich siegreiches Königreich Italien dagegen würde alle seine berechtigten nationalen Wünsche erfüllt sehen und Nordafrika durch Ueberführung seines Bevölkerungsüberschusses einer neuen großen Blüthenperiode entgegenführen. Das Papstthum hat ja nichts zu riskiren, wenn es ihm gelingt, Oesterreich und Frankreich ohne Rußland gegen Deutschland zu hetzen; aber Oesterreich weiß sehr wohl, daß es in einem solchen Falle seine ganze staatliche Existenz auf's Spiel setzt, und es wird sich doch wohl drei Mal besinnen, ehe es für den Gewinn Schlesiens und des Bundespräsidiums einen solchen Einsatz wagt.

Somit hängt Alles von Rußland ab. Inhaltlich ist zwar die künftige europäische Politik ein Kampf zwischen dem Papstthum und dem neuen deutschen Kaiserthum, formell aber stellt sie sich als ein diplomatisches Schachspiel zwischen dem Papst und dem Zaren dar, in dem jeder den anderen zu überlisten sucht; die übrigen Mächte sind nur die Figuren auf dem Brette, die von diesen beiden Spielern geschoben werden. Der Papst sucht den Zaren für seine Zwecke zu ködern; dieser geht scheinbar darauf ein, aber nur um die ihm aufgedrängten Bündnisse für seine anderweitigen Zwecke zu verwerthen. Da das Papstthum der angreifende Theil ist und Deutschland nur die Aufgabe hat, etwaige Angriffe abzuwehren, so ist letzteres zu einer passiven Rolle verurtheilt, die für active Naturen weder angenehm noch schmeichelhaft sein mag. Wir müssen geduldig abwarten, ob die zähe und ruhige russische Diplomatie sich dem päpstlich-französischen Drängen auf die Dauer überlegen zeigen wird, können aber im Uebrigen herzlich wenig thun, um unsere Aussichten günstiger zu gestalten. Wir können nur wünschen, daß der jetzige Kaiser von Oesterreich noch recht lange in ungeschwächter Kraft regieren und uns die Frist zur Vorbereitung verlängern möge. Wir können uns zu allen Nachbarn freundlich und gefällig zeigen und insbesondere bemüht bleiben, mit Rußland gute Nachbarschaft zu halten, um ihm den Werth unserer Freundschaft gegenwärtig zu halten. Wir müssen endlich hoffen, daß auf diesem Wege für den Frieden so viel Zeit gewonnen wird, daß die französische Revanchelust zurücktritt und wichtigeren Aufgaben Platz macht, in denen wir nicht nur mit ihm, sondern auch mit Rußland Hand in Hand gehen können.

Wenn die Geschichte sich so weiter entwickelt, daß der schon ein Mal in der japanischen Frage vorübergehend aufgetauchte Dreibund Rußland-Deutschland-Frankreich zu einer dauernden Constellation für die Weltpolitik wird, dann dürfen wir die Gefahr des Krieges mit drei Fronten als endgiltig überwunden ansehen. Zu dem Zwecke müßte es Rußland gelingen, Frankreich klar zu machen, daß das franco-russische Bündniß für beide Theile weit vortheilhafter auszunutzen ist, als gegen Deutschland, und daß diese Ausnutzung erst dann den rechten Nachdruck gewinnen kann, wenn Deutschland als Dritter dem Bunde beitritt. Diese Wendung ist nicht eher möglich, als bis die öffentliche Meinung in Frankreich sich durch einen mächtigen Umschwung davon überzeugt, daß nicht Deutschland, sondern ein anderer Staat, der eigentliche Erbfeind und Nebenbuhler Frankreichs ist, und daß dieser Staat zufällig derselbe ist, gegen den das ganze Ringen Rußlands gerichtet ist. Der franco-russische Zweibund würde dann gleichsam die Schulzeit darstellen, in welcher die öffentliche Meinung Frankreichs erzogen, von ihrer fixen Idee geheilt und zur Erkenntniß ihrer eigentlichen staatlichen Aufgabe vorbereitet und angeleitet wird.

Deutschland würde diesem Bunde schon darum beitreten müssen, um Rußland seinen guten Willen und den Werth seiner Dienste zu zeigen, und um Frankreich an ein Zusammengehen mit ihm und womöglich an Waffenbrüderschaft mit ihm zu gewöhnen. Es würde sich aus diesen Gründen selbst dann beiden anschließen müssen, wenn es gar keine eigenen Interessen dabei zu vertreten hätte. Es muß es doppelt, wenn derjenige Staat, gegen den Rußland das französische Bündniß acceptirt hat, und der zugleich der eigentliche Antagonist Frankreichs ist, zugleich ihm selbst das Leben außerhalb Europas zu erschweren und nach Möglichkeit abzuschneiden sucht. Wie Deutschland innerhalb Europas nur Einen Erbfeind hat, das Papstthum, so hat es außerhalb Europas in den vier übrigen Erdtheilen nur Einen Todfeind, das ist der Staat, der die ganze Erde, allen Colonialbesitz

Digitized by Google

und allen Handel für sich allein monopolisiren und keinem Anderen etwas übrig lassen möchte, am wenigsten dem zuletzt hinzugekommenen Concurrenten. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird es wichtiger für Deutschland, daß es Colonialbesitz erwirbt, in dem es seinen wachsenden Bevölkerungsüberschuß ansiedeln kann, ohne ihn an englisch redende Staaten zu verlieren. Gerade das aber sucht uns die englische Weltmachtstellung unmöglich zu machen, um, wie bisher, so auch ferner, sich selbst durch unseren Kraftüberschuß zu stärken. Wie das Papstthum uns die staatliche Existenz überhaupt mißgönnt, so England uns die in den übrigen vier Erdtheilen.

Wenn die europäische Politik letzten Endes eine diplomatische Partie zu Zweien zwischen dem Papst und dem Zaren ist, so ist die außereuropäische Weltpolitik zuletzt ein Kampf Europas gegen England. Je mehr die ganze Erde in den gemeinsamen Lebensstrom der Menschheit hineingezogen wird, desto mehr verliert die innereuropäische Politik relativ an Bedeutung und muß hinter die Weltpolitik zurücktreten. Desto mehr muß aber auch die Schachpartie Papst contra Zar an Wichtigkeit einbüßen gegen das Ringen Europas gegen die englische Weltstellung. England ist zwar in der europäischen Politik eine zu vernachlässigende Größe, machtloser als ein Kleinstaat*), aber in der Weltpolitik der vier übrigen Erdtheile ist es bisher unbestritten die erste Großmacht, die in Australien und Afrika keine ebenbürtigen Concurrenten hat, in Asien aber an Rußland, in Amerika an den Vereinigten Staaten eine weltpolitische Großmacht als Gegner auf dem Plan findet.

Schon um die Wende des vorigen Jahrhunderts ist diese Aufgabe vom französischen Directorium und Napoleon I. deutlich erkannt worden; aber die Zeit war noch nicht reif für die Verbreitung dieser Einsicht über die anderen Staaten. An dem Versuche, Europa mit Gewalt zum Kampfe gegen England zusammenzuschweißen, erlahmte die Kraft des Corsen, und England ging aus diesem gewaltigen Ringen als Sieger hervor. Dieses eine Jahrhundert hat genügt, um die Gedankenkeime des französischen Directoriums und Napoleon's I. sprießen zu lassen. Wir stehen zum zweiten Male vor dem Versuche, die Kraft Europas, oder doch seiner drei maßgebenden Großmächte, gegen England zusammenzufassen, diesmal aber unter Leitung der stärksten europäischen Großmacht, Rußlands, zugleich der einzigen europäischen Großmacht außer England, die auch noch in einem anderen Erdtheil eine Großmacht darstellt.

Noch befindet sich diese Action in ihren ersten Vorstadien. Solange England am Freihandelssystem festhält, ist für Europa die Sache nicht eilig. Aber die Zeit ist nicht mehr ferne, wo England am Freihandel nicht mehr festhalten kann, wenn es nicht von deutscher, russischer und japanischer Concurrenz erdrückt werden will. Dann muß es wohl oder übel im Interesse seiner Selbsterhaltung den Versuch machen, aus dem Mutterlande und seinen Colonien ein nach innen offenes, gegen außen geschlossenes Zollgebiet zu machen. Dann ist aber auch der Zeitpunkt da, wo Europa im Interesse seiner wirthschaftlichen Selbsterhaltung sich gegen England zusammenthun muß, und dann erst wird der neue Dreibund seine Feuerprobe zu bestehen haben. Bis dahin mag er von Fall zu Fall in außereuropäischen Fragen seine Theilnehmer gegen englische Vergewaltigung und Uebervortheilung schützen.

Wenn dieses Ziel der russischen Politik, die Führung Europas im Kampfe gegen England, richtig erkannt ist, dann hat es keine Noth mit den päpstlichen Intriguen zur Gründung des Dreibundes gegen Deutschland. Rußland weiß dann ganz genau, daß die Weltpolitik für seine Zukunft ungleich wichtiger ist als die europäische, und daß es für die erstere Deutschland zum Freunde und nicht zum Feinde braucht. So mögen wir denn ruhig schlafen, ohne Furcht, sobald in einen Krieg mit drei Fronten verwickelt zu werden, wenn nur die hier angenommenen Voraussetzungen: die Interessensolidarität Europas gegen England in der Weltpolitik und die Klarheit der russischen Diplomatie über ihre Führerstellung in der Weltpolitik gegen England, beide richtig sind. Zweierlei aber dürfen wir darum nicht versäumen: in erster Reihe unser Landheer auch für die schlimmste Eventualität in Stand zu halten, damit wir aus ihr, wenn auch geschwächt, so doch mit Ehren und ohne Gebietsverlust hervorgehen, falls sie uns nicht erspart bleibt; in zweiter Reihe unsere Flotte darauf vorzubereiten, daß sie ein geschätzter und gesuchter Bundesgenosse in dem für die künftige Weltpolitik entscheidenden Kampfe Europas gegen England werde.

*) Vgl. meinen Aufsatz: „England" a. a. O. No. XXII, S. 341–401.

Deutsche Aufgaben in Siebenbürgen.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

Wer möchte die Stellung der Deutschen in Oesterreich und Ungarn gegenüber allen nationalen Gegnern zusammen vergleichen mit dem Verhältniß der zersplitterten deutschen Einwanderer zu dem herrschenden Yankeethum, zu der tief eingewurzelten Geltung des Englischen als Staats- und Verkehrssprache der buntgemischten Bevölkerung? Das österreichische Deutschthum genießt ähnliche Ueberlegenheit wie das Yankeethum, nicht rechtlich, aber thatsächlich, es bedarf weit weniger unseres Mitleids oder unseres Almosens, als des Aufrüttelns zu nationaler Geschlossenheit und Rücksichtslosigkeit; das ungarische Deutschthum aber, nur im Nachtheil durch die Zersplitterung in lauter Sprachinseln, kann doch immer noch durch die Einsicht in den höheren Werth deutscher Sprache und Cultur aus seinem behaglichen Duseln im Schatten der magyarisirenden „Staatsidee" geweckt werden. „Wir sehen es alle Tage, wie Ungarn auf allen Gebieten Schritt für Schritt dem deutschen Lehrmeister folgt, nach Deutschland in die Schule geht in Allem und Jedem, aber bei Leibe das nicht zugeben will oder gar betont, daß Deutschlands Culturbestrebungen für jeden Fortschritt in Ungarn das Vorbild sind. Es ist komisch, zu beobachten, wie man ängstlich bemüht ist, magyarische oder meist sogar ‚magyarisirte' Talente zur Höhe hinaufzuschrauben, nur um Deutschen gegenüber mit magyarischen Leistungen prunken zu können. Und merkwürdig, gerade Ungarns tüchtigste Köpfe verdanken zumeist Deutschlands Schulung ihre Tüchtigkeit." (Aus dem Briefe eines Deutsch-Ungarn.) Den Eckpfeiler des ungarischen Deutschthums, das trotz des Druckes der Magyarisirung und zahlreicher Ueberläufer beständig an Zahl wächst, bildet das siebenbürgische Sachsenthum; solange dieses sich aufrecht hält, ist auch für das Ganze nicht mehr verloren, als sich leicht wieder ergänzen läßt. Dieses Sachsenthum hat aber auch für das deutsche Volk, für das deutsche Reich eine ganz besondere Bedeutung.

Siebenbürgen ist ein Land voll ungehobener Reichthümer, ein Land der Zukunft. Auch wer nur flüchtig das Land durchreist, gewahrt allenthalben die gütige Hand der Mutter Natur. Wer aufmerksamer um sich blickt und sich gründlicher zu unterrichten strebt, der gewahrt noch mehr, als die Gaben eines fruchtbaren Bodens und einer reifenden Sonne, Vortheile, wie sie sich in Deutschland nur in den besten Strichen der Rheinebene und in den südlichen Alpenthälern Oesterreichs finden. Liegen doch die südlichen Theile Siebenbürgens schon unter der Breite von Mailand, nur die rauhen Winter sind ihnen eigen als Folge der Gebirgsumrahmung und der östlichen Lage. Da gedeiht Wein und edles Obst in Fülle, herrlicher Weizen, schwerer Hafer und schöner Hanf, mancherlei Vieh in guten Landrassen, die Grundlage für Kreuzungen nach jeder Richtung hin. Allein aus dem Nösener

Digitized by Google

Gau um Bistritz ist im verflossenen Jahre Obst im Werthe von 70 000 Gulden nach Deutschland gesandt worden. Und mindestens die gleiche Menge könnte das übrige sächsische Gebiet abgeben. Für den Weinbau giebt es treffliche Lagen, und wo die nöthige Sorgfalt und Pflege nicht gespart wird, zu der eben der Bauer im Allgemeinen bei seiner extensiven Art zu wirthschaften, bei seinen unzuverlässigen rumänischen Knechten und Mägden weder Zeit, noch Hände genug hat, — da erzielt man Sorten, die dem Tokayer und dem Ruster Ausbruch an Gehalt und Feuer nicht weichen, an Blume ihm vorangehen. Daß alle diese Landeserzeugnisse bisher noch nicht im größeren Umfange Gegenstand des Ausfuhrhandels geworden sind, das erklärt sich aus zweierlei Hauptgründen. Es sind die hohen Zölle und die beträchtlichen Frachten, die bei gedrückten Preisen für die Massenconsumartikel die Concurrenz auf den Weltmärkten Westeuropas nicht gestatten, und dann — was wir nicht behaupten möchten, wenn wir nicht die glaubwürdigsten Zeugen aus sächsischen Kreisen dafür hätten — der so echt bäurische Zug dummer Pfiffigkeit, den die Sachsen nicht etwa nur orientalischer Umgebung oder gar der Abfärbung jüdischer Unsolidität im Handel und Wandel verdanken. Es ist das eher auch ein Stück mittelalterlicher Beschränktheit und Kurzsichtigkeit, die einen kleinen Betrug für erlaubten Gewinn hält, auch für minderwerthige Waare den höheren Preis der tadellosen gar zu gern einstreichen möchte. Es hat sich noch nicht in allen Kreisen der Producenten die Einsicht verbreitet, daß Solidität, unbedingte Zuverlässigkeit die Grundlage des Großhandels, des dauernden Absatzes bilden muß. Aber es giebt selbstverständlich in allen sächsischen Städten und Märkten einzelne durchaus zuverlässige Vertreter des Handels, selbst in Deutschland ist z. B. die große Weinhandlung von Teutsch in Schäßburg rühmlichst bekannt.

Der übrige Ausfuhrhandel bedürfte zu seiner Organisation der Errichtung einer großgedachten siebenbürgisch-sächsischen Handelsgenossenschaft. Sie hätte als Sammelstelle der Ausfuhrgegenstände vor Allem zu sorgen für tadellose unverfälschte Waare, für Gleichartigkeit der Lieferung. Handelt es sich z. B. um Kleesaat, so wäre es die Aufgabe der Gesellschaft, darauf hinzuwirken, daß schon die Kleeäcker sorgfältig frei gehalten würden von der Kleeseide, und die weitere, die eingesammelte Kleesaat aus dem Rohzustande, wie sie von den Bauern geliefert wird, in den Zustand der ausfuhrwürdigen Handelswaare zu bringen. Als Zwischenglieder der Producenten und der Handelsgesellschaft bieten sich von selbst die Raiffeisenvereine dar, zur Zeit schon 165 im Sachsenlande, ein Netz über das weite Gebiet hin, dessen engere Knüpfung durch Bildung neuer Vereine in nächster Zeit zu erwarten ist. Diese Vereine sind durch ihren schon stark bemerkbaren Einfluß sehr wohl im Stande Aufsicht zu führen über die reelle Ablieferung; sie können ebenso Nachbardörfer, die wegen ihrer Kleinheit keinen selbstständigen Verein aufrichten, und auch außerhalb des Vereins stehende Landwirthe zu den Lieferungen heranziehen. Strenge Aufsicht würde nicht nur erziehend wirken auf den sächsischen Bauern, sie würde vor Allem die Handhabe sein zur Veredlung der Landeserzeugnisse. Denn nur die beste Waare hat Aussicht, sich im Welthandel Bahn zu brechen und für diese bietet eben Siebenbürgen die besten Vorbedingungen.

Wir wollen auf den ideellen Gewinn, der eine derartige Handelsgesellschaft der Befestigung der deutschen Art bei den siebenbürger Sachsen bringen könnte und müßte, nicht weiter eingehen — denn der Handel ist eben nur auf materiellen Interessen begründet und nur mit diesen dürfte eine siebenbürgisch-sächsische Handelsgesellschaft rechnen, wenn sie in Deutschland Absatz sucht. Sie müßte deßhalb auch kein kaufmännisch organisirt sein, in der Leitung und im Aufsichtsrathe könnten nur geschulte und weltkundige Kaufleute ersprießlich wirken; das theologische Element, das sonst als die eigentliche und berufene Vertretung sächsischer gemeinnütziger Thätigkeit gilt, würde für dieses Feld der Arbeit gut thun, seine Mitwirkung zu beschränken auf die engeren Kreise der Raiffeisenvereine.

Die skizzirte Aufgabe fällt also den Sachsen zu, sie zu lösen, liegt zunächst in ihrem Interesse. Wie Siebenbürgen im Ganzen noch ein ganz überwiegendes Ackerbauland ist, so beruht auch die Bedeutung des sächsischen Elementes heute, bei dem Hinschwinden des früher blühenden Gewerbes, der Unterbindung seiner Ausfuhr nach Rumänien fast allein auf dem beträchtlichen Grundbesitz, dessen bessere Ausnützung geradezu eine Lebensfrage für die Sachsen bildet.

Aber Siebenbürgen scheint von der gütigen Natur auch alle Bedingungen erhalten zu haben, um ein Industrieland im modernen Sinne zu werden. Es hat bekanntlich bewundernswerth reiche Minerallager, Gold, Silber, Quecksilber, Eisen, Kupfer, Vitriol, Salz u. s. w. Aber wie steht es mit deren Ausbeutung? Einsichtige Sachsen können nur mit trüben Empfindungen auf diese im Boden ruhenden Schätze hinweisen. Es ist Thatsache, daß belgisches, deutsches und englisches Eisen im nahen Rumänien billiger verkauft wird, als das siebenbürgische. Und warum? Doch nur deßhalb, weil die siebenbürgischen Erzgänge nicht mit dem fachmännischen Verständniß, mit den zeitgemäßen Einrichtungen, mit den reichen Mitteln abgebaut werden wie die in Mitteleuropa. Man erklärt, es fehle den Sachsen am nöthigen Capital, an den industriell geschulten Köpfen für große Unternehmungen. Der erste Mangel dürfte nur cum grano salis zu verstehen sein, es giebt unter den Sachsen im Verhältniß zu ihrer gesammten Zahl viele reiche und noch mehr wohlhabende Leute. Aber ihre sog. Intelligenz ist allerdings allzu lange beherrscht worden durch eine einseitige Vorliebe für den juristischen und theologischen Beruf, und so muß sie in der Gegenwart mit Mißvergnügen zusehen, wie sich auswärtige Juden in die Lücken drängen, industrielle Unternehmungen begründen auf dem Boden, auf dem die Sachsen die Vorhand haben müßten. Mit Recht aber darf man fragen, weßhalb das deutsche Capital, die deutsche Unternehmungskraft sich lieber auf die fernsten überseeischen Länder richtet, weßhalb der deutsche Markt für zweifelhafte argentinische und mexikanische Gründungen überschüssige Gelder bietet — während Siebenbürgen unbeachtet bleibt.

Der Praktiker wird zuerst fragen: ist Kohle, die Grundbedingung industriellen Betriebs, im Lande selbst zu haben? Und die Antwort muß lauten, daß allerdings bis heute erst ungenügende Lager für weitaussehende Pläne aufgeschlossen sind. Aber es scheint nach sachverständiger Würdigung der Verhältnisse kein Zweifel zu sein, daß insbesondere im südlichen Siebenbürgen, wo schon mehrere Kohlenlager abgebaut werden, in nächster Zeit neue Flötze aufgeschlossen werden könnten, wenn nur die Schürfberechtigten die nöthigen Mittel hätten ihre Gerechtsame auszuüben. Selbst in nächster Nähe von Hermannstadt, in einer Gegend mit allen Anzeichen von kohlenführenden Schichten, deren Ertragsfähigkeit freilich auch noch nicht genügend untersucht worden ist, giebt es ganze Eisenerzgebirge, die fachmännischer Prüfung harren — also möglicher Weise Kohle und Eisen in bequemster Nachbarschaft. Und so mag überhaupt zwischen Petroszeny und Köpecz noch manch gewaltiges Kohlenflötz der Entdeckung warten.

Als Charles Boner in der Mitte der sechziger Jahre seine Reisebeschreibung über Siebenbürgen veröffentlichte, mit dem ausgesprochenen Zweck, die englischen Capitalisten auf die ungehobenen Schätze des Landes aufmerksam zu machen, da war es noch zu früh, denn die Bedingung der gewinnbringenden Festlegung von Capitalien, ein Verkehrsnetz zur Verbindung mit dem Westen und dem Osten, war noch kaum mehr als ein frommer Wunsch. Noch heute schildern ältere Herren auf den sächsischen Pfarrhöfen gar anschaulich die Zeiten, als man mit dem Postwagen lange Tagereisen zurück-

Digitized by Google

legen mußte, um endlich eine Eisenbahnstation zu erreichen. Das ist nun heute doch schon wesentlich anders geworden, und so wenig der Verkehr und Betrieb auf den Nebenschienenwegen mitteleuropäischen Forderungen zu entsprechen den Anlauf nimmt, so muß doch zugestanden werden, daß die dringendsten Bedürfnisse schon befriedigt sind oder in allernächster Zeit befriedigt werden sollen. Eine klaffende Lücke freilich, die mangelnde Eisenbahnverbindung zwischen Czernowitz in der Bukowina und dem Norden Siebenbürgens, hat noch keine Aussicht ausgefüllt zu werden. Aber Kronstadt, der wichtigste Handelsplatz Siebenbürgens, erfreut sich der Lage an der internationalen Verbindungslinie von Pest nach Bukarest, und auch Hermannstadt wird bald durch eine neue Eisenbahn über den Rothenthurmpaß in den großen Verkehr einbezogen sein.

Zunächst aber lockt der Waldreichthum Siebenbürgens deutsches Capital: die Verwerthung der ausgedehnten Eichenwälder könnte nicht nur Eisenbahnschwellen und Bauholz, sondern auch Faßdauben in fast unerschöpflicher Menge liefern, ein um so wichtigeres Product, als die Wälder Kroatiens und Slavoniens durch allzu rücksichtslose Ausbeutung den Bedarf kaum mehr decken. Es giebt schon mehrere bedeutende Sägewerke in Siebenbürgen, im Tömöscher- und Gyimescher Paß, in den Waldungen bei Kovazna, oberhalb von Waltersdorf bei Bistritz, fast ausschließlich in jüdischem Besitz, und sie arbeiten selbstverständlich mit großem Gewinn.

Deutschem Capital — aber auch nur diesem — würden sich die weitgedehnten Wälder der sächsischen Nationsuniversität erschließen, ihre Nutzbarmachung würde freilich beträchtliche Anlagen erfordern für ein großes Sägewerk, für Fahrwege und Triften, für eine Lastenbahn bis zum Schienenstrang der Staatsbahn ꝛc. Die dort gewonnenen Erfahrungen ließen sich dann später bei andern Wäldern verwerthen, denn es giebt deren auch sonst in Menge, besonders Gemeindewaldungen. Die Ausnutzung des Waldbesitzes der Universität wird aber vor Allem Anstoß und Förderung erhalten durch den genannten Bahnbau im Rothenthurmpaß.

Diese in Kürze entstehende Linie (Alwincz-Mühlbach-Rotherthurm) ist nicht nur für das Gedeihen Hermannstadts von höchster Wichtigkeit, sondern sie scheint auch berufen, für deutsche Handelsinteressen Bedeutung zu gewinnen. Sie erschließt das sächsische Hauptgebiet dem großen Verkehr und kann also auch leichter als bisher den deutschen Unternehmungsgeist nach Siebenbürgen leiten. Nach Ausführung des rumänischen Anschlusses wird die Entfernung von Wien nach Bukarest um rund 150 Kilometer, 6 Stunden Fahrzeit, abgekürzt, damit ist auch eine namhafte Verbilligung für den Personen- und den Frachtenverkehr gegeben. Da die Bahn wie gesagt auch die mächtigen Wälder im sächsischen Besitz und die Steinbrüche in den südlichen Karpathen aufschließt, so wird das stein- und holzarme Rumänien aus diesem Gebiet einen namhaften Theil seines Bedarfes decken — deutsches Capital und deutsche Tüchtigkeit könnte keinen bessern Weg finden, um dem belgischen und englischen Handel in Rumänien und Bulgarien den Wind abzufangen. Siebenbürgen schmachtet schon lange nach dem befruchtenden Strome deutschen Unternehmungsgeistes, und der Reichthum des Westens würde hier ungleich sicherer und gewinnbringender angelegt sein als in exotischen Papieren. Die deutsche Handelspolitik hätte geradezu die Pflicht, Siebenbürgen, diese Festung deutschen Wesens im Osten, diese Berginsel voll ungehobener Reichthümer, durch wirthschaftliche Bande fest an Mitteleuropa heranzuziehen. Aber die Vorbedingung ist, daß deutsche Kaufleute, deutsche Industrielle die ihrem Fleiß, ihrer Thatkraft lockenden Aufgaben in Angriff nehmen. Und damit darf nicht mehr lange gezögert werden, wenn man nicht zu spät kommen will.

Literatur und Kunst.

Kunst und Künste auf der Gewerbe-Ausstellung.

Von Franz Servaes.

Indem jetzt die Thore der Gewerbe-Ausstellung sich schließen, geziemt es sich wohl, einmal zurückzublicken und zu fragen: Was uns die Ausstellung ästhetisch denn wohl werth gewesen sei? Zu hohe Ansprüche darf man ja nicht stellen. Es war nicht beabsichtigt, der Kunst etwas zu geben. Die stellte sich gleichsam erst hinterher ein und bat bescheiden, wie ein an stiefmütterliche Behandlung gewöhntes Kind, daß man sie nicht gänzlich draußen lassen möge. Nun gut, man ließ sie ein. Schon aus Geschäftsrücksichten war das nöthig. Und dann wollte man doch auch einen Strahl von Verklärung über das Ganze haben. Der konnte aber nur von der Kunst kommen. Die Kunst war also nicht Herrin, sondern Dienerin auf dem Ausstellungsgelände. Das heißt: sie befand sich von vornherein in einer unangemessenen, ein wenig blamablen Stellung. Das Dienen fällt ihr so schwer, es widerspricht ihrem innersten Lebensinstinct. Zudem waren die Bedingungen noch besonders harte. Die ganze Anlage der Ausstellung machte unter dem Zwang der individuellen Oertlichkeit eine concentrirte Gesammtwirkung unmöglich. Einen eigentlichen Plan konnte man also nicht entwickeln. Man mußte sich anschmiegen, mußte sich bequemen, mußte die künstlerische Wirkung zerlegen, indem man hier und da ein bischen Kunst zum Anschlag brachte. Das gab andererseits für das Einzelne wieder mehr Freiheit. Man brauchte auf das Ganze wenig Rücksichten zu nehmen. Bald so, bald so, konnte man seine künstlerische Aufgabe anfassen. Buntscheckigkeit war nicht zu vermeiden, sie konnte, systematisch gepflegt, beinahe zum Vorzug werden.

So gab's denn Allerweltskunst auf der Gewerbe-Ausstellung. Keck sprangen die Herren Architekten mit allen alten und neuen Stilen um, nahmen hier ein bischen Europa, dort ein bischen Afrika, wurden griechisch, wurden altdeutsch, wurden nordisch-bizarr, wölbten Kuppeln nach dem Muster von Byzanz oder Florenz, schufen Hallen wie bei modernen Bahnhofsanlagen und, wo es Eckthürmchen zu krönen galt, da stülpten sie mit patriotischer Entschlossenheit die preußische Pickelhaube über. Aber dieser Blocksberg-Charakter hatte sein Belustigendes. Oft war's als schnitten die Häuser bloß eine Fratze, um uns zu fröhlichem Lachen zu verhelfen. Dann wieder benahmen sie sich so würdevoll-steif, als seien sie ergraute Kammerdiener, filzpantoffelbekleidete, eines hochgestrengen und schrullenhaften Herren Reichsgrafen. Andere streckten reclamehaft die Arme aus und posaunten in schmetternden Farben gräßliche Anpreisungen. Einige kicherten wie neugierige Mädchen hinter verschwiegenen Büschen und blinzelten aus verschämten Aeuglein werbend herüber. Ein paar pflanzten sich breit und selbstbewußt hin, wie seidenstarre Ballmütter sieggewohnter Töchter, die bloß zu winken brauchen, auf daß Männiglich in Bücklingen um sie tänzelt. Aber die liebe Sonne schien auf alle herab, und auch der Regen regnete auf Alle hernieder, auf närrische und auf vernünftige, auf würdevolle und auf bescheidene.

Schließlich ist dieser ungefestigte und kunterbunte Stilcharakter auch nicht ohne symbolische Bedeutung. Eben weil er alle Widersprüche grell hervorkehrt, zeigt er auch dem minder Erfahrenen, wo wir in unserer guten Stadt Berlin in baukünstlerischer Hinsicht immer noch stehen. Es ist ja gewiß in den letzten Jahren Manches besser geworden. Besonders der Villenbau hat lustig-feine Blüthen getrieben. Aber von „Stil", im eigentlichen Sinne, sind wir allüberall noch meilenweit entfernt. Es wäre daher die fürchterlichste Stillosigkeit von der Welt gewesen, wenn die Ausstellung nun plötzlich stilvoll hätte sein wollen. Nein, sie

Digitized by Google

war ehrlich genug, dem Bilde der Stadt zu entsprechen, die sie in's Leben gerufen hat.

Jedennoch, was soll, was soll das kritische Geschmäle? Indem wir zum Vollkommeneren hinstreben, wollen wir uns doch die Laune nicht verderben, auch das Unvollkommene noch zu genießen. Für unblasirte Leute, deren Augen noch nicht von allen möglichen Weltausstellungszaubern ermüdet wurden, gab's immer noch manch Liebliches zu schauen. Eine große Ausstellung ist schließlich nichts Anderes, als eine große Illusion. Wer dort dankbar und vergnügt sein will, der muß ein wenig guten Willen zur Illusion mit von Hause bringen. So schlendern wir denn umher, mit dem löblichen Vorsatz, möglichst viel Reizvolles, viel Lohnendes zu finden.

Schon im ersten Näherkommen macht uns das Verwaltungsgebäude vielen Spaß. Mit seinem Hof und doppelten Thorweg, mit seinen Treppen und Balluſtraden, mit dem steilen Dach und den durch muntere Brücken verbundenen Zahnstocherthürmchen macht es durchaus keinen bureaukratischen Eindruck. Die dort Regierenden müssen ein frohes Herz haben (haben sie's?), sie wollen dem Volke wohl, das sie durch diese Einlaßpforte zum Besuche laden. Altdeutsche Gemüthlichkeit wird uns verheißen. Und wenn's nachher ein bischen anders kommt, — die vielen, vielen Bierstuben und der wohlmundende Stoff, der dort verabreicht wird, von zarter Hand aus derbem Krug, dieweil ein grünlich Licht durch glitzernde Butzenfenster äugt, zum Kuckuck noch mal, da fühlt man sich dann doch wieder so urteutonisch-behaglich eingesponnen, daß man Alles vergißt, was etwa „anders" war. Man schlägt mit der Faust auf den Eichentisch, pafft eine Rauchwolke vor sich hin, flucht ein's und spuckt ein's, und — die Illusion des Germanenthums ist vollständig. Ich kenne Leute, die sich auf diese Weise zu helfen wissen. Aber bevor wir uns gar zu festsetzen in den Kneipen, müssen wir weiter, eilends weiter zum officiellen Theil der Ausstellung — sonst könnte es uns am Ende noch gelüsten, den links liegen zu lassen und zu schneiden.

Die Große Industriehalle behält etwas Schmerzliches für mich, selbst jetzt, wo ich in der Erinnerung mir Alles rosig zu färben suche. Wie ein Ungethüm lag sie da, mit zwei mächtig vorgestreckten Saugrüsseln und zwei geil aufgereckten Nasenhörnern. Ich suchte mich immer möglichst rasch daran vorbeizuquetschen, aber bei den colossalen Dimensionen dieses Riesenkrakens war das kein kleines Werk. Am besten: man ließ sich flugs von den Saugrüsseln, alias Wandelhallen, verschlucken und bohrte sich dann mit kühnem Muth in den Bauch des Ungeheuers ein. Da empfingen uns nacheinander erst eine Vorhalle und dann ein Kuppelsaal. Man verspürte die Neigung, blind hindurch zu rennen — so beängstigend gähnte dieser Schlund. Der Kuppel-Raum hatte etwas Dröhnendes, er schlug wie Weltgerichtsposaunen auf die Nerven. Vier edle und nützliche Symbol-Figuren, von „Meisterhand" geknetet, standen in den Zwickelfeldern und starrten uns an mit steinernem Ernst. Weitere belehrsame Symbolik, mit Wappen und Männern, kroch hinter ihnen empor, und stürzte sich alsdann mit farbigem Geheul in die Wölbung der Kuppel, wo sie alsbald mit raschem Knall verpuffte. Inmitten dieser lärmvollen Oede stand nackten Leibes, verlassen und traurig, die Brütt'sche Schwerttänzerin und schwang ihre Waffen. Aber es sah aus, als sei sie bei dem Untergang Gomorrhas zur Salzsäule erstarrt — so lebentödtend wirkte die stimmungslose Umgebung. Dahinter blickte man in den niedrigen Glasdachraum der eigentlichen Halle, dort begann für Kaufleute und Industrielle ein wechselreiches Studium, während in der Ferne Maschinen stampften und bollerten.

Gott sei Dank, dort haben wir nichts zu suchen. Wir wenden uns rechts zur königlichen Porzellan-Manufactur, die pfauenhaft-stolz ihr buntes Rad aufschlägt und uns durch Leistungen verblüfft, die erstaunlich und einzig sind, aber doch jenseit des Porzellanes liegen. Wird Jemand seine Wände mit Porzellan-Gemälden bedecken? Es genügt, wenn Tassen und Teller bemalt sind. Und wird Jemand, auch nur für einen Baldachin, sich gewundene Säulen aus Porzellan wünschen? Jedes andere Material wird zweckentsprechender und sicherer sein. Dahinter, die Wohnungs-Ausstellung zeigt, daß die Berliner noch ganz in der Herrschaft der Tapeziere leben, und daß sie sich nicht bloß Geschmack und Aesthetik, sondern auch Behagen und Bequemlichkeit von diesen Leuten vorschreiben lassen. Selbst das „Individuelle" wird fabrikmäßig hergestellt. Tiefer kann doch wohl der Individualismus in der Kunst des Wohnens nicht mehr sinken.

Wie eine verborgene Oase im Wirrsal des Urwaldes erscheint mir immer wieder der Bauhof. Dort ein Viertelstündchen umherzustrolchen, wie unter wirklich altem Gemäuer in einer wirklich alten Stadt, gehört zu den feinsten und seltensten Genüssen dieser Ausstellung. In der Mitte, von Kakteen umstarrt, ein treuherzig-plumper Brunnen, zu dessen äußerem Rand von vier Seiten vier Treppchen emporführen, auf daß man da stehen und sinnen möge. Oder man kauert sich still dorthin und guckt empor zu der viereckig umrahmten Thurmuhr, um die eine gemalte Sonne zuckt. Darüber dann noch, auf allerlei Fachwerk erbaut, springt eine kleine Plattform empor, überbaldachint von einem taubenhausartigen Tempelchen, auf dessen nadelspitzem Dach ein Wetterrad kreischt. Von den Seiten und Ecken lauern nickende Bäume herein und malen ein wechselndes Schattenspiel über Hof und Wände. Eine gestreckte Vigne grüßt von niederem Dach; Herbstlaub schlingt sich um Lattenstäbe; dunkle Oleander ballen ihre Laubmassen; und hoch schwingt sich eine lustige Guirlande in sanftem Bogen von Pfahl zu Pfahl.

Aus dieser traumhaften Einsamkeit rasch wieder hinausgerissen, sehen wir uns an das Ufer des neuen Sees versetzt. Nacht ist's. Kleine Lampen, rosa und grün am Seerand hinlaufend, spiegeln sich im Wasser. In hoher Luft hängen wie reife Trauben die mit rothen Stoffen umhängten elektrischen Lampen. Nebenan zu beiden Seiten, die Laubgänge durchflirrend, laufen helle Bogenreihen unzähliger Lämpchen, unter denen sich eine bunte Menge drängt. Musikcorps lärmen dazwischen. Elektrische Scheinwerfer blitzen hernieder. In hurtigen Gondeln, von kundigen Venezianern gestoßen, schnellt lustiges Volk auf dem Wasser hin und her. Dort hinten, im Hauptrestaurant, dessen massiver Thurm ein Loch in den Himmel stößt, tafelt ein erlauchter exotischer Gast — ich glaube, Li-Hung-Tschang — und so oft ein witziger Mund dort gesprochen hat, vernimmt man hier unten, wie ein dumpfes rhythmisches Murmeln, die „donnernden Hochs" und die „schmetternden Orchestertusche".

Vorüber, vorüber!

Es ist wieder Tag, und wir schreiten, am keuschen Griechentempel des Local-Anzeigers vorbei, gemächlich und wohlgemuth dem Gebäude der Fischerei-Ausstellung zu. Das hohe grüne Dach, so mannigfach verschachtelt und durchschnitten, von Thürmen überragt, grüßt uns mit nordischem Gruß. Am Giebelfirst ragen Drachenköpfe. Der Eindruck ist phantastisch und würdig zugleich. Auf dem nahen Spreewasser schaukeln Fischerkähne. Fischernetze liegen und hängen umher. Eine leichte Brise weht. Düfte von Fischspeisen schweben her, von der nahen Kosthalle. Die Illusion eines gefahrliebenden Lebens am Meer und auf dem Meer steigt in uns auf. Organischer und einheitlicher componirt ist kaum eine Stelle auf der ganzen Ausstellung.

Wie verloren liegt dagegen das nordische Blockhaus da in einer kahlen, nichtssagenden Umgebung. Schade darum! Das kleine Ding ist das malerischste, das rassigste Bauwerk von allen. Wie gescheit und verständnißvoll da die verschiedenen Holzarten verwendet sind, theils nacktes Holz, theils Rinde! Wie Farbe und Schnitzerei so recht aus dem

Digitized by Google

Holzcharakter heraus empfunden sind, derb und contrastreich! Und wie bizarr, fast chinesisch, der bunte Complex von Balconen, Altanen, Loggien, Dächern, Treppen, Erkern, gezackten Giebeln, Thürmchen und Thürmen sich aufbaut! Wie lustig sich das in die Luft hinaus wagt! so selbstbewußt-keck, so stolz auf seine Eigenart, selbst im Kleinen und Kleinsten!

Ein Zielpunkt zahlreicher Wanderer ist besonders das Alpen-Panorama. Die Bergfexerei ist so recht ein Lieblingskind unserer, in ihrer Nüchternheit, nach Romantik schier verdurstenden Zeit. Und das Hochgebirge ist „romantisch" — darüber sind sich alle Sonntags-Touristen einig. Die Panoramakunst aber ist die bevorzugteste Art von Malerei, weil sie, fern von aller künstlerischen Strenge, mit wahllos combinirten Mitteln eine brutale Wirklichkeitstäuschung anstrebt. Ich verstehe indeß nicht, wie man das Hochgebirge lieben und trotzdem das Panorama eines Hochgebirges noch erträglich finden kann. Und mag auch für das Auge die Täuschung mit absolutester Vollkommenheit erzielt sein, mag selbst das Ohr (durch natürliche Wasserfälle ꝛc.) in einen leichten Taumel eingewiegt werden, wie können sich unsere Nerven, wie unsere Lungen übertölpeln lassen? Muß nicht der abscheuliche Geruch von Oel und Pappe, muß nicht die Ausdünstung so vieler Menschen unsere Sehnsucht nach reiner Bergluft, gerade angesichts dieses Panoramas, in's Unerträgliche steigern? Aber da kenne Einer die Großstadtmenschen! Sie jauchzen vor den gemalten Bergen gerade so wie vor den natürlichen. Für sie brauchten die natürlichen Berge, genau genommen, gar nicht zu existiren.

Schließlich bleibt ein Panorama doch noch auf halbem Wege stehen. Das Noli me tangere hemmt, wenn ich so sagen darf, die Behaglichkeit der Illusion. Ein Schritt weiter — und da wird Alles nicht nur scheinbar, sondern wirklich vor uns hingestellt, natürlich in lauter Surrogaten, jedoch in wahrheitsgetreuen Copien. Häuser und Straßen von Alt-Berlin stehen um uns auf. Man kann in die Häuser eintreten und durch die Straßen wandern. Der Marktplatz wimmelt von bunten Trachten. Gesang aus reinen Kehlen steigt empor: alte Lieder in alten Weisen, unter freiem Himmel. Rottenzüge sammeln sich, und Hanswurstereien werden verübt. Wir werden hineingezogen in den Taumel und achten nicht mehr der falschen Bärte, der aufgelegten Schminke, der unzeitgemäßen Augengläser. Aber ist die Freude echt? Kommen die Leute all, zumal die Weiber, sich nicht gar zu sehr als Maskerade vor? Und stört nicht manchmal ein gemeiner Ton, wie er dem modernsten Berlin, wohlbekannten Gassen, entstammt? Aber das Städtebild als solches ist wohlgelungen. Da sind köstliche Winkelchen, altväterisch verbaut und altväterisch gemüthlich. Da sind ehrenwerthe alte Repräsentationsbauten, wenig phantastisch in ihrer Art — denn es ist ja das alte Berlin, und diese Stadt hatte stets einen Hang zur Nüchternheit. Die Vedute vom Wasser aus, wenn man über die Zugbrücke dem grauen Stadtthor zuschreitet, ist indeß überaus pittoresk, selbst von einer gewissen Anmuth.

Abgerundeter noch und in sich vollendeter, ist Kairo, nicht bloß eine Straße, wie seiner Zeit in Paris, sondern ein ganzer Stadttheil, mit Tempel, Moschee, Minaret, Pyramide, und mit echten Palmen, echten Eseln und Kameelen und echten Menschen. Die echten Menschen, die machen's aus, diese hochgewachsenen dunklen Kerle, mit der ölglatten Haut, den krausen Haaren, den funkelnden Augen und den blitzgeschmeidigen Bewegungen. Hier kann man wirklich träumen, bei einem fremden Volke zu Gast zu sein. Man muß nur warten, bis die Dunkelheit sinkt, damit man die Coulisse nicht mehr merkt. Wenn dann nahe und ferne Lichter, ruhig oder schwankend, das Schwarz der Nacht bekämpfen, die mit langenden Armen immer wieder hindurchgreift, wenn das Halloh der Kameeltreiber und Eseljungen, das klirrende Springen der Schwerttänzer, das eintönige Rasseln der Tambourine, das lallende Singen umherziehender Banden losbricht, wenn die Zuckerwaarenverkäufer einander im Schreien überbieten und verliebte Berlinerinnen hinter weißen Beduinenmänteln herlaufen, dann ist man unversehens aus Europa entrückt. Und sitzt man dann mit einer ägyptischen Cigarette bei griechischem Wein oder in einem türkischen Kaffeehaus, wo jeder Stoff, jedes Möbelstück, jede Tasse echt ist, und sieht all die fremdländischen Gestalten um sich her, so heimathlich ungenirt, so stolz in ihrer Rasse, dann braucht man bloß die Augen halb zu schließen, das Ohr halb zu betäuben, und eine Illusion blüht um uns auf, wie sie kaum der Traum uns vollkommener bescheeren kann.

Freilich, wer das wirkliche Kairo kennt —

Aber zum Teufel auch, was braucht man das zu kennen?! In der Souveränität unserer Laune ist uns das gerade so gleichgiltig, wie den Panorama-Schwärmern das wirkliche Hochgebirge. Illusion, Illusion! Und Wein her, daß sie wachsen kann!

Einererfolge.

Ein Beitrag zur Psychologie des Erfolges.

Von Leo Berg.

Sudermann's fünftes und jüngstes Drama „Glück im Winkel" hat ein milderes Schicksal gehabt, als sein letzter Bruder („Schmetterlingsschlacht"). Aber ein Erfolg war's auch nicht, und es hat auch nicht Aussicht einer zu werden. Sudermann hat, streng genommen, nur einen großen Bühnenerfolg gehabt (mit der „Ehre"), die ein Cassenstück wurde, der Menge imponirte und den Urtheilsfähigen den Eindruck eines starken Könnens, mehr aber noch zunächst eines tüchtigen Wollens machte. „Sodoms Ende", die feinste seiner dramatischen Arbeiten, hat das Thiergartenviertel verstimmt; die Menge hat sie nicht verstanden, und sie hätte sich auch auf der Bühne kaum gehalten, wenn sie nicht einigen Künstlern Gelegenheit zu intimer scenischer Stimmungsmalerei und Charakteristik gegeben hätte. Mit der „Heimath" war es umgekehrt. Aehnlich erging es Fulda. Ein großer Erfolg („Talisman"), alles Andere Durchfälle, abgesehen von ein paar feuilletonistischen Nichtigkeiten, auf die sich ein Dichterruhm nicht begründen läßt.

Unter dem Zeichen des Einererfolges stehen heute die meisten Bühnendichter, denen das Schicksal, die Laune des Publicums oder die Art ihrer Begabung nur einmal die süße Frucht des Erfolges in den Schooß wirft: Fittger („Die Hexe"), Halbe („Jugend"), Ohnet („Hüttenbesitzer"), Brander Thomas („Charley's Tante"), Mascagni („Cavalleria rusticana"), Leoncavallo („Bajazzi"), Sullivan („Micado"), Bizet („Carmen"), Ignaz Brüll („Das goldene Kreuz"). Aus früherer Zeit nenne ich nur: Brachvogel („Narciß"), Mosenthal („Deborah"), Schauffert („Schach dem König"), Adam („Postillon von Lonjumeau"), Nicolai („Die lustigen Weiber"); aus dem vorigen Jahrhundert: Leisewitz („Julius von Tarent"), H. L. Wagner („Die Kindermörderin"); und auf andern Gebieten: Ernst Koch, der nur mit dem humoristischen Roman „Prinz Rosa-Stramin" Erfolg hatte, Herwegh und Dingelstedt, die nur mit ihren ersten Liedersammlungen („Gedichte eines Lebendigen" und „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters") tiefere Wirkungen erzielten, Bodenstedt, von dem im Volke nur der eine „Mirza Schaffy" gekannt ist, Roquette, Redwitz, F. W. Weber, Felix Dahn, die gleichfalls nur je mit einem Werke in's Volk drangen. („Waldmeisters Brautfahrt", „Amaranth", „Dreizehnlinden", „Der Kampf um Rom"). Es ist noch aus der letzten Zeit zu nennen: Frau Harriet Beecher-Stowe und Bellamy, die beide mit je einem Werke („Onkel Tom's Hütte"

Digitized by Google

und „Rückblick aus dem Jahre 2000“) einen so gewaltigen Erfolg hatten, daß sie auch im günstigsten Falle ihren jüngeren Geschwistern im Lichte stehen mußten; ferner Max Stirner, dessen „Einziger“ auch sein Einziger blieb. Aus der jüngsten Zeit führe ich noch an: Arno Holz, der allein mit der Liedersammlung „Buch der Zeit“ Glück hatte, Langbehn, der sich sogar persönlich hinter seinem Erfolge („Rembrandt als Erzieher“) versteckte, und den Prof. Quidde mit seiner „Caligula“-Brochure. Die merkwürdigsten und bekanntesten Beispiele sind die Dichter Rouget de L'Isle, Nicolaus Becker und Schneckenburger, die sogar mit einem einzigen Gedichte (der „Marseillaise“, dem „Rheinliede“ und der „Wacht am Rhein“) ihre Zeit bewegten; ein Schicksal, das freilich in ähnlicher Weise die meisten Dichter von Nationalhymnen charakterisirt. Es giebt auch einen Schauspieler, der nur mit einer einzigen Rolle ein Glücksloos zog, und zwar mit der Rolle eines Stückes, das gleichfalls ein Einererfolg blieb: Carl Pander (Mels' „Heine's junge Leiden“.)

Das ist nun eine sehr merkwürdige Erscheinung. Goethe spricht von den Talenten, die einem Stifte mit goldener Spitze gleichen; ist diese abgeschrieben, dann sind sie fertig. Es giebt eine ganze Menge von Künstlern, denen nur in der Jugend ein paar Werke gelingen, die dann verstummen, wie Grisebach nach seinen „Tanhäuser“-Erfolgen, oder fortgesetzt Niederlagen erleben und dann zu gewaltsamen Maßregeln greifen, um ihren Ruhm wieder aufzufrischen und ihre Taschen zu füllen, wie Alfred Meißner, der Alles, was er konnte in den „Ziska“ und die Gedichte legte und dann ein bedauernswerther Plagiarius wurde. Es giebt auch Schriftsteller, die überhaupt nur ein einziges Werk schrieben.

Die späteren Niederlagen sind indessen nicht immer die Schuld der Dichter. Entweder sie ergreifen den Zeitgeist am Schopfe und werden mit diesem weggespült, dann haben sie ihr Schicksal mit Recht; oder der Zeitgeist bemächtigt sich ihrer, macht sie zu Modedichtern, giebt ihren Werken, meist nur einem oder zweien, seine Signatur und verwirft sie nachher, weil er doch die Congruenz im Denken und Wollen mit sich nicht mehr findet oder sich selbst geändert hat oder nicht leiden kann, daß sie sich von ihm befreien, sich entwickeln und sie selbst werden. In diesem Falle wird der einmalige Erfolg ein Fluch auf das ganze Schaffen der Folgezeit. Für selbstständige Naturen wird ein frühzeitiger, ein plötzlicher und überwältigender Erfolg immer ein Unglück sein. Sie, die Günstlinge der Mode, sind verdammt, mit ihrem eigenen Brodherrn zu kämpfen. Auch begünstigte Sclaven sind immer noch Sclaven, und es ist kein freundlicheres Schicksal, mit Herren zu kämpfen, die Einen lieben.

Dichter und Werk sind doch immer nur Mittel zum Zweck. Und Zweck ist das Geschäft, in dessen Interesse jeder Erfolg ausgenutzt wird, indem man entweder eine so übertriebene Reclame macht, der eine übertriebene Reaction bald folgen muß, oder indem man gewaltsam ein Stück zwei- bis dreihundert Mal über die Bühne zerrt und so das Publicum mit dem Autor übermüdet. Zuerst und zuletzt ist ja doch jedes Werk eine Capitalsanlage, mit der gewuchert werden muß. Jeder Erfolg von heute hat daher etwas Gewaltsames, der finanzielle Charakter jeder Erfolgsanbetung nimmt dem Erfolge den Reiz des Natürlichen und seinem Gegenstande den Nimbus der künstlerischen Wahrheit. Und dazu kommt dann noch der Internationalismus der Mode, der ihn seinem mütterlichen Boden entwurzelt und ihn der Triebkraft beraubt, hinaus in die Zeiten zu wirken.

Mit der Kunst steht es immer schlimm, wenn sie eine Hörige der Mode wird. Der moderne Künstler setzt vielmehr seinen Ehrgeiz darin, eine Individualität zu sein und nicht so sehr durch seine Werke als durch seine Persönlichkeit zu wirken, wessen sich freilich unter den jungen Dichtern kein einziger rühmen darf, eben weil sie, was sie posiren, nicht sind, eben Persönlichkeiten, und weil sie es nicht könnten, auch wenn sie es wären, da noch keiner von ihnen den Grad von Ansehen besitzt, der dazu nöthig wäre. Unsere Dichter, besonders die Dramatiker sind nicht als Persönlichkeiten, sondern als Verfasser der und jener Werke gekannt: Sudermann ist der Dichter der „Ehre“, Fulda des „Talisman“, Hauptmann der „Weber“, Halbe der „Jugend“ u. s. w. Ja, sie sind auch weiter nichts, denn sie gehören in die ganz eigenartige Classe von Dichtern, die nur die Verfasser ihrer Werke oder einzelner ihrer Werke sind und sonst nichts.

Die andere Classe ist ausgezeichnet dadurch, daß sie als ganze Persönlichkeiten wirken. Selbst wenn ein Werk an Bedeutung alle andern überragt, ist doch ihr Name nicht an dieses eine Werk geknüpft, wie der eines Kaufmannes mit vielen Filialen an die glücklichste. Es wäre mindestens abgeschmackt zu sagen: Goethe der Dichter des „Faust“, Ariost der Sänger des „Rasenden Roland“, oder Zola der Verfasser des „Germinal“, weil die Macht ihrer Persönlichkeiten und der Glanz ihres literarischen Namens auch ohne diese Weltdichtungen noch dieselben wären; auch ihre Wirkung wäre dadurch nicht wesentlich beeinflußt. Den Fall freilich bei Seite gesetzt, daß eine Schöpfung so sehr das Haupt- und Lebenswerk wird, daß sich darin allein die ganze Natur des Dichters spiegelt, wie bei Allen, die nur ein großes Werk schufen oder auf eines ihre ganze Kraft setzten; so naturgemäß bei den meisten großen Epikern. Hier ist aber das eine Werk (etwa Die göttliche Komödie, Das befreite Jerusalem, Der Parsifal oder gar der Don Quixotte und das Dekameron), eine ganze Literatur und Epoche für sich und umschließt (meist auch äußerlich) eine ganze Sammlung von Dichtungen und Sagen. Es ist gleichsam eine künstlerisch gegliederte Auto-Anthologie.

Man hat eben zu unterscheiden, zwischen der künstlerischen Erscheinung und der künstlerischen Persönlichkeit; oder es mit dem alten Bilde zu bezeichnen, zwischen dem Meteor und dem Fixsterne, dem Dichter aus Erfolgs und dem aus eigenen Gnaden. Damit soll indeß keinem ungerechten Urtheile der Boden bereitet werden; denn es giebt Fixsterne sehr niedriger Ordnung und Meteore von großen Dimensionen. Geibel ist gewiß kein größerer Dichter als Saint-Pierre, der seinen Ruhm nur einem einzigen Werke verdankt („Paul und Virginie“), einem herrlichen freilich, das aber auch nur ein Einererfolg blieb, und dessen Erscheinung und Wirkung man nur mit der Rousseau'scher Romane zu vergleichen braucht, um zu sehen, worin der Unterschied des einmaligen Aufleuchtens und der immerwährenden aus sich selbst strömenden Quelle des Lichts besteht. Geibel war eben so eine in sich geschlossene literarische Persönlichkeit, die gleichmäßig schuf und einheitlich als sie selbst wirkte, unbeschadet ob der eine Band hundert und der andere kaum drei Auflagen erlebte. Man muß schon Buchhändler sein, um das überhaupt zu wissen oder daran zu denken. Geibel bleibt Geibel in der einen wie in der andern Sammlung; oder, weil die Lyrik vielleicht nicht das beste Beispiel ist, um in andere Gebiete zu streifen, wie Gutzkow, gleichfalls kein Großer, doch überall Gutzkow bleibt, und dessen Wirksamkeit eine Aeußerung seiner Persönlichkeit war und nicht des Erfolges oder der Laune des Zufalls.

Die vielen Dichter der Vergangenheit, die nur mit einem einzigen Werke auf unsere Zeit gekommen sind, oder die man nur noch aus einem Werke kennt, darf man indessen nicht mit denen der Einererfolge verwechseln. Denn das kann die verschiedenartigsten Ursachen haben. Es ist z. B. das eine Werk gerade das vollendetste in der Form (wie Moreto's „Donna Diana“) oder auch das charakteristischste; oder es ist der stärkste Ausdruck ihres Naturells, wie ihrer Zeit; oder es hat seine besondere Geschichte gehabt (wie Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit“); oder es wird Mode einer späteren Zeit (wie Milton's „Verlorenes Paradies“ und Oliver Goldsmith's „Landprediger von Wakefield“); oder es kann sich durch einen Zufall länger auf der Bühne halten (wie

Digitized by Google

Scribe's „Ein Glas Wasser"); oder es dient gar der Folgezeit als historisches, pädagogisches, religiöses Material (wie Defoe's „Robinson Crusoe", Raupach's „Der Müller und sein Kind", einzelne Kirchengesänge u. A.). Gewisse Sachen verdanken ihre Unsterblichkeit überhaupt ja nur den Lese- und Uebungsbüchern; wie des Sokrates Weib seine üble Nachrede dem Mangel der deutschen Sprache an Wörtern, die mit einem X anfangen. Schließlich kann die Nachwelt nicht Alles auch nur von den Berühmtesten lesen und muß sich bei den Meisten mit einer Einzelprobe begnügen, über die man sich zuweilen geeinigt hat. Wer z. B. Gresset kennen lernen will, greift leicht zu dem Gedichte „Vert-Vert", dessen Ruhm eigentlich nur symbolisch zu nehmen ist für den Dichter und sich sehr unterscheidet von dem Ruhme derjenigen Werke, die eine von ihrem Autor getrennte Berühmtheit genießen, wie etwa die Frithjofssage, die berühmter ist als ihr Dichter, wenigstens auf ganz andere Weise berühmt, oder um zwei illustrative Beispiele aus dem Alterthume zu nennen: des Musäus Gedicht von „Hero und Leander" oder des Apulejus „Amor und Psyche", die so sehr den Ruhm ihrer Autoren überflügelt haben, daß diese nur noch ausnahmsweise mitgekannt werden. Der letzte Fall ist um so bemerkenswerther, als es sich bei ihm nur um ein Stück aus einem größeren Ganzen handelt. Doch bietet der Fall, daß einzelne Theile größerer Dichtungen ein Sonderleben führen und einen Sonderruhm genießen in der Literatur, keine Merkwürdigkeit gegenüber dem gewöhnlichen Falle, daß von einem Dichter nur ein Bruchtheil im Volke weiterlebt oder nur eine einzelne Figur Popularität gewinnt. Aus der neueren deutschen Literatur wäre hier Immermann's „Oberhof" zu nennen. Meist ist die Ursache noch die, daß der betreffende Bruchtheil durch andere, jüngere Werke in modernerer Form und Tendenz verbreitet wurde, wie außer den angeführten antiken Beispielen etwa die Erzählung von den drei Ringen aus dem Dekameron.

Man spricht oft von den Künstlern, die von ihrem alten Ruhme zehren. Richtiger müßte gesagt werden, daß sie von ihrem Ruhme aufgezehrt werden. Es gehört Größe und Charakterstärke dazu, sich nicht von ihm verschlingen zu lassen. Der Eine wird Fraß der Zeit und wird berühmt nach dem Namen des Steins, an dem er zermalmt wurde; der Andere steht jenseits von Heute und Gestern und bleibt mit oder ohne Weltruhm intact. Der Eine ist Figurant im Fastnachtsspiele der Zeit, der Andere ist der heimliche Regisseur einer späteren Epoche. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß es Regisseure giebt, die weniger sind, als der Geringste ihrer Statisten.

In den letzten Jahrzehnten ist das häufige Vorkommen der Einerfolge ein ernstes Anzeichen der Auflösung, denn mindestens ist es ein starker Beweis vom Mangel einer constanten literarischen Wirksamkeit, und die ist heute fast Niemand mehr beschieden. Unseren Dichtern fehlt meist schon die Sicherheit einer bestimmten Technik, die die Voraussetzung ist für ein zusammenhängendes Arbeiten und Wirken. Da das Theater immer zuerst und zubest den Thermometerstand der Kunst anzeigt, so wird die Krankheit des Einererfolges auch hier zuerst acut. Erfolge sind Treffer und nicht mehr, was ihr Name sagt: Folgen von Wirkungen. Uns aber ist nicht gedient mit Dichtern und Verfassern von dem und jenem Werke, sondern mit schöpferischen und einflußreichen Geistern, mit Dichtern, welche Werke schaffen, und nicht mit Werken, welche Dichter machen, kurz nicht mit geistigen Fragmenten, sondern literarischen Persönlichkeiten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Bucht des Friedens.

Aus meinem Reisetagebuch.*)

Von Paul Remer.

Sanchez, 26. Juni.

„Cap Samaná in Sicht! Cap Sa — ma — ná!" ruft es heute früh (die Stimme des Stewarts) in unsere Kojen und unsere Morgenträume hinein. Halb angekleidet, in wirrer Schlaftrunkenheit und willenlosem Taumelgang, stürze ich auf Deck. Aus der aschfarbenen Morgendämmerung steigt ein mächtiger Felsvorsprung auf, eine graue finstere Masse, wie ein Sarg geformt. Ganz nahe droht der Sarg, ganz nahe. Ein gewaltiger Schreck fährt mir in die Glieder und macht mich mit einem Male munter. Um Gotteswillen, wir dampfen ja gerade darauf los, wir müssen ja daran zerschellen, zu Grunde gehen, gleich schon im Augenblick! Ich will nach der nächsten Commandobrücke hinüberrufen, doch links zu steuern links, links! Aber da biegt unser Dampfer in leichter sicherer Wendung um die Felsspitze, und wir gleiten durch ein unbewegtes, klares, tiefblaues Wasser.

Im selben Augenblick zertheilt sich der Nebel und die Sonne kommt durch. Eine weite sonnenglitzernde Fläche thut sich vor uns auf, die Bucht von Samaná, die Bucht des Friedens, wie ich sie unwillkürlich in meinem angstbefreiten Herzen nenne. Sie dehnt sich meilenweit, meergroß aus, eine sturmgeschützte Unterkunft für sämmtliche Flotten der Erde. Die fernen Umrisse der Süd- und Westküste sind schwach verhüllt von dem flimmerigen Dunst des aufsteigenden heißen Tropentages. Die Ufer der Nordküste, an der wir entlang fahren, liegen zum Greifen nahe vor uns. Sie steigen sanft hügelig an und sind mit dunklem Grün bekleidet, aus dem hier und da schlanke Palmen aufsteigen und weiße Häuser hervordrängen. Es ist ein überraschend liebliches Bild von ganz idyllischer Stimmung. Die Tropennatur athmet hier Ruhe und Frieden, während sie sonst mit ihrer verwirrenden Fülle von Formen und Farben den Eindruck wilden rücksichtslosesten Kampfes macht. Hinter einem vorspringenden Hügel wird die Stadt Samaná sichtbar, ein Häufchen heller Häuser, das in der Morgensonne glänzt und vorübergleitet wie ein lichter Traum. Gleich einem hellen freudigen Accord wird eine Erinnerung in mir angeschlagen: ich muß an eine Morgenfahrt durch Thüringen denken, die ich einst als Student erlebte, auf meinem ersten Ausflug nach dem Süden. Des Abends war ich aus der Großstadt abgefahren, eine lange dumpfe Nacht im Wagen vierter Classe lag hinter mir, und nun, da der Morgen kam, fuhr ich durch das Thüringer Bergland. Sonnige Höhen, friedliche Thäler und zur Feier des Sonntags festlich gekleidete Menschen! Nach der Hast und Hetze des Großstadtlebens glaubte ich, im schönen Lande des Friedens angekommen zu sein. — Damals und heute, es ist das gleiche Gefühl der Sicherheit, des Geborgenseins, das mein ganzes Wesen erfüllt mit wortlosem Jubel! . . .

Im äußersten Winkel der Bucht, dort, wo West- und Nordküste zusammenstoßen, geht unser Dampfer vor Anker. Uns gegenüber am Lande träumt unter Palmen eine kleine, freundliche Ortschaft, das Städtchen Sanchez. Eine junge Stadt ist Sanchez, und der weiße Anstrich seiner Häuser glänzt neu und frisch. Aber daneben und dazwischen liegt ein älteres Sanchez versteckt, palmstrohgedeckte Lehmhütten, in denen die Mulatten und vereinzelte Neger hausen. Wir befinden uns hier in der Mulattenrepublik von Domingo, die sich mit der Negerrepublik in die Insel Haïti theilt. Häuser und Hütten liegen willkürlich über den hügeligen Boden verstreut, und gerade diese Willkür, diese Freiheit in der Anlage giebt Sanchez seinen besonderen Reiz. Es macht den Eindruck, als habe Jeder sich seinen Lieblingsplatz gewählt, als sei

*) Erscheint in einigen Wochen unter dem Titel: „Unter fremder Sonne" im Verlage von Schuster und Loeffler in Berlin.

Digitized by Google

vor dem Baue jeder Behausung das stolz-freie Wort gesprochen: „Hier ist mir wohl, hier will ich meine Stätte bauen!“ Und die Menschen haben hier nicht die Natur vertrieben, sie haben vielmehr die Stadt wie ein Kind in ihren grünen Schooß gebettet. Bäume, Pflanzen, Blumen wachsen in freier Wildheit zwischen den Hütten und Häusern. Ueberall steigen Palmen auf, adelige Königspalmen, wohl die stolzesten, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe. Zwischen den schlanken Säulenstämmen fliegt der Blick hinaus auf die Bucht, über der glitzernd der heiße Tropentag brütet, und hinaus auf die Rhede, wo unser Dampfer, ganz von Sonnendunst eingehüllt, vor Anker liegt.

Auf einem Hügel, mit Ausblick auf Bucht und Rhede, steht unter einem alten Mangobaum eine kleine lauschige Hütte. Weiße Wäsche weht dort leise im Winde, und ein paar schwarze Mädchen sind vor der Hütte mit Plätten beschäftigt. Unter dem alten Mangobaume habe ich mit den schwarzen Wäscherinnen ein köstliches Plauderstündchen gehalten. In dem dunklen Schatten hingelagert, sehe ich abwechselnd auf die helle sonnige Landschaft zu meinen Füßen und abwechselnd in die schwarzen lachenden Gesichter über mir. Sie sind nicht häßlich, meine Wäscherinnen; sie sind sogar hübsch, soweit es Negerinnen möglich ist, hübsch zu sein. Und es ist so traulich und friedlich hier! Ich sage mir: wenn jetzt dort unten plötzlich der Dampfer davonführe, ohne dich — du würdest ihn ruhig dampfen lassen! Du würdest das eine schwarze Mädchen, die Jüngere mit der helleren Hautfarbe und den räthseldunklen, wie erschrockenen Augen, bei der Hand nehmen und sie fragen, ob sie den weißen Fremdling in ihre Hütte aufnehmen wolle! Und du würdest mit Freuden dein Europäerthum abwerfen, das doch nur eine Last für deine freie Seele ist, und zurückkehren in den Schooß der alleinseligmachenden Natur! — Ja, ich träumte ganz vergnüglich den alten Traum der Menschheit vom verlorenen Paradiese, von Adam und Eva's unschuldiger Seligkeit . . .

27. Juni.

Nach einer Nacht auf Deck, unter einem glitzernden Sternenhimmel in der Hängematte verträumt und verschlafen, bin ich heute früh schon um vier Uhr auf den Beinen. Es ist noch völlig dunkel, aber unser Schiff liegt in lauter Glanz und Licht. Das Meer *leuchtet* und giebt auch den Fischen von seiner Pracht. Zu Tausenden spielen sie um den Rumpf des Schiffes, ein glänzender Lichtklumpen ist jeder Fisch, sinnverwirrend schnellt es durcheinander. Man könnte glauben, alle Sterne vom Himmel seien in's Wasser gefallen und wirbelten dort durcheinander. Plötzlich aber entflieht das ganze Glanzgewimmel, ein großer langgestreckter Lichtklumpen erscheint wie ein allmächtiger Komet und zieht majestätisch einsam seine Lichtbahn. Ein Haifisch, ein leuchtender Haifisch! . . .

Licht- und glanzlos aber schaukelt neben der Schiffstreppe ein dunkler Körper, an dem das Wasser sich mit leisem Glucksen bricht. Es ist unser Schiffsboot; zwei dunkle Gestalten (wohl Matrosen) steigen gerade die Treppe hinab und beginnen unten mit dumpfem Rumor herum zu hantiren. In diesem Augenblick legt sich schwer und wuchtig eine Hand auf meine Schulter. „Guten Morgen, Doctor! Wollen Sie mit Schweine schießen?“ Ich drehe mich jäh um; vor mir steht der erste Schiffsofficier, ein großer Nimrod vor dem Herrn, der mir noch gestern Abend von seinen Känguruhjagden in Australien erzählt hat. Mit Freuden nehme ich seine Einladung an, und eine halbe Stunde später segeln wir bei langsam sich aufhellender Dunkelheit mit der Morgenbrise davon. Bei schwachem Winde machen wir nur langsame Fahrt, doch ein prächtiger Sonnenaufgang entschädigt uns vollauf. Hinter dunklen Hügeln steigt die Helle auf. Fächerförmig entfalten sich große breite Strahlen über den halben Himmel, und dann wird der glänzende Griff des großen Lichtfächers sichtbar — sie selbst, die Sonne! . . . Dazu die köstliche Frische des Morgens, die im Gegensatz zur schwülen Tageshitze doppelt tief von uns empfunden wird, wie ein neues Leben, wie eine Wiedergeburt von Körper und Seele . . .

Die Sonne steht schon einige Handbreiten über den Hügeln, als wir die Küste erreichen. Es ist die Westküste der Bucht, lauter Sumpf und Morast — das Reich der Schweine, die wir heute jagen wollen! Wie ich unterwegs erfahren habe, hat es eine eigentümliche Bewandtniß mit diesen Schweinen. Sie sind wild und doch wieder nicht wild. Vor langen Jahren, wahrscheinlich zur Zeit der Sclavenbefreiung, sollen auf einer Pflanzung im Innern auch die Schweine sich die Freiheit erobert haben. Das edle Rüsselthier hat mit diesem kostbaren Gut keinen Mißbrauch getrieben, es vielmehr dazu benutzt, sich in der Wildniß in's Märchenhafte zu vermehren. Und dabei, obgleich an Zahl stark und furchtbar, ist es doch zahm und milde von Gemüthsart geblieben. Meist läßt es sich ohne Fluchtversuch niederknallen, nur vielleicht mit einem stummen Vorwurf in dem brechenden Auge. So verläuft auch unsere Schweinejagd glatt und schnell, ohne jeden aufregenden Zwischenfall. Wir dringen einige hundert Schritt weit in die morastige Wildniß ein, da erhebt sich auch schon eine Heerde von Schweinen grunzend aus dem Schlamm, und innerhalb weniger Augenblicke haben wir ein fürchterliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Sieben Schweineseelen sind aus ihrem borstigen Gefängniß befreit und fahren in's All. Auf weitere Beute verzichten wir großmüthig; eine geheime Furcht hält uns ab, daß unser Speisezettel an Bord eine allzu große Einförmigkeit annehmen möchte!

Nun aber kommt der gefährliche und reizvollere Theil unseres Abenteuers. Denn gefahrlos ist die Schweinejagd hier zu Lande trotz alledem nicht — und zwar aus staatsrechtlichen Gründen! Die Regierung der Mulattenrepublik von Domingo erkennt nämlich die politische Freiheit der Schweine nicht an. An Stelle des alten Besitzers betrachtet sie sich selbst als Herrn und Gebieter über das Schweinevolk, das in seiner Freiheit und Unschuld nichts von einer solchen Oberhoheit ahnt. Sie erhebt demgemäß von jedem Schweinejäger, der sich ertappen läßt, eine hohe Buß- und Entschädigungssumme, während somit die Jagd hier frei ist. Es handelt sich also jetzt für uns darum, die Beute an Bord zu bringen, ohne abgefaßt zu werden. Das ist nicht so leicht, da Tag und Nacht ein Zollbeamter der Regierung auf dem Schiffe wacht, auf daß nichts Ungesetzliches vorfalle. Aber der erste Officier hat vor seiner Abfahrt den geheimen Befehl zu erlassen: dem „braunen Kerl“ so viel zu saufen zu geben, als er nur mag, vor Allem Schnaps! Unsere ganze Hoffnung ist nun, daß er „steif wie ein Besenstiel“ in irgend einer Koje liegt, ein schweigsames Grab aller schönen Rechte und Gesetze des Staates Domingo. Und hurrah, da wir uns dem Schiffe nähern, weht uns eine weiße Fahne entgegen, das verabredete Zeichen des Friedens: die Luft ist rein! Die Segel fallen und breiten sich wie ein Bahrtuch über die Schweineleichen. Während wir die Schiffstreppe hinaufsteigen, wird schon das Boot mit seinem verdeckten Inhalt heraufgewunden. An Bord empfängt uns hellste Freude und Begeisterung! Groß stehen wir da in der Glorie unseres schweinernen Heldenthums — als vollendete Schmuggler und Wilddiebe! . . .

Stolz stecke ich einen feingeringelten Schweineschwanz als Trophäe in die Tasche und fahre gegen Abend an Land, nach Sanchez hinüber. Es zieht mich wieder zu den schwarzen Wäscherinnen hin, mich ihnen in meinem Heldenthum zu zeigen. Ich finde sie alle unter dem Mangobaum beisammen, nur die Kleine mit den erschrockenen Augen fehlt, man muß sie erst unter Kichern und Lachen aus der Hütte hervorholen. Ich überreiche ihr, wie man wohl im höflichen Europa eine Rose überreicht, den feingeringelten Schweineschwanz. Sie will erst böse werden; aber dann erzähle ich von unserer Jagd, und in lustiger Ausgelassenheit steckt sie sich die Trophäe an den Busen. Und groß wird der Jubel, da ich die Betrunkenheit des Zöllners schildere, den wir wirklich „steif wie einen Besenstiel“ in einer Koje gefunden haben. Sie kennen ihn alle — der verdammte Kerl macht ja der Kleinen da den Hof! Etwas wie Eifersucht regt sich in mir, und ich fühle, daß ich sie dem Andern nicht gönne. Zum Teufel, ich kann ja hier bleiben, Schweinejäger werden und die Kleine mir zum Weibe nehmen! Was will ich auch in dem ruhelosen Europa mit seinem wilden wüsten Menschengedränge? Hier

Digitized by Google

ist Ruhe und Frieden, Glück und Freiheit! So wundersam still breitet sich die Bucht des Friedens zu unseren Füßen, lautlos steigt aus der Tiefe die Nacht herauf, und unter dem Mangobaum sammelt sich das Dunkel. Da fühle ich weiche warme Lippen auf meinem Munde, da drängt sich ein zarter schlanker Körper in meine Arme, da hebt uns die Liebe in einer rosigen Wolke von der Erde ...

Aber als der Morgen aufgraute, habe ich mich doch wieder auf Europens Höflichkeit besonnen und bin an Bord zurückgekehrt! — —

28. Juni.

Unsere Schweinelorbeeren lassen uns nicht schlafen. Wir ziehen heute von Neuem auf Abenteuer aus, der erste Officier und ich. Wir wollen weiße Reiher schießen und zugleich den Yuna-River befahren, der durch die Sumpfwildniß an der Westküste fließt. Die Schiffskarte meldet von ihm, daß er nicht fahrbar ist, und seine tiefmorastigen Ufer sollen auch von der Landseite her unzugänglich sein. Die Unmöglichkeit reizt und lockt uns — und dann werden wir dort unberührte jungfräuliche Natur finden! ...

Wieder zu früher Morgenstunde segeln wir ab, mit uns zwei Matrosen, die uns auch gestern schon begleitet haben. Wir haben Glück und entdecken bereits beim ersten Ansegeln die Flußmündung. Große Schaaren von weißen Reihern, deren lichtes Gefieder in der Morgensonne glänzt, stehen am Ufer und halten Berathung. Als wir uns nähern, fliegen sie auf; Sonnenlicht scheint von ihren weißen Flügeln zu tropfen. Die Reiher im Auge, haben wir unversehens uns festgefahren. Eine breite morastige Barre liegt vor der Flußmündung und hindert jede Weiterfahrt. Wir werfen allen unnöthigen Ballast über Bord — es nützt nichts! Wir steigen einer nach dem andern in's Wasser und versuchen das leere Boot vorwärtszuschieben — es nützt nichts! Schließlich machen wir uns daran, mit unseren Händen einen Canal durch die Barre zu graben. Nach einstündiger Arbeit ist das Werk gethan, und nun („alle Mann ran!") bringen wir das Boot glücklich hinüber. Triumph! wir haben gesiegt: drüben in der Flußmündung ist tiefes fahrbares Wasser!

Nach kurzer Fahrt durch das breitere Wasserbecken der Mündung nimmt uns der Schatten des schmalen, vielleicht anderthalb Bootslängen breiten Flußlaufes auf. Langsam gleiten wir dahin, hin und wieder flüchtig aufgehalten durch entwurzelte Baumstämme, die sich über den Fluß gelegt haben. Das Wasser ist schmutzig trübe, von einer schlammig schwarzen Farbe, und dementsprechend sind die Ufer tiefer Schlamm. Jede Landung wird unmöglich, da wir schon beim ersten Schritt bis über die Knie in dem weichen nachgiebigen Boden versinken. Hohes Mangrovegebüsch und weißstämmige birkenähnliche Wasserbäume säumen die Ufer ein. Auf den Zweigen haben sich in niederer Höhe zahlreiche Orchideen festgenistet und entsenden lange Saugwurzeln bis in's Wasser hinab. Große scheußliche Krabben kribbeln-krabbeln über den Schlamm, zwischen den birkenhellen Stämmen fliegt hie und da ein weißer Reiher auf, in der Höhe nahe über den Baumwipfeln der schnelle Flug wilder Tauben. Von vierbeinigen Quadrupeden (wie wohl unser Capitän sagen würde im Gegensatz zu Vögeln und Menschen, die er „zweibeinige Quadrupeden" nennt!) nirgends eine Spur — selbst dem edlen haïtianischen Schwein scheint dieser Dreck zu tief zu sein! Tiefe unheimliche Stille brütet ringsum, nur selten unterbrochen durch das Gurren einer Taube oder den heiseren Schrei eines Reihers. Man spürt den lebensfeindlichen Athem des Sumpfes, und die kalte Hand des Todes greift nach dem Herzen. —

Im Banne der Stille, des Todes fahren wir schweigend weiter und weiter. Es bleibt immer die gleiche finstere trostlose Sumpfwildniß. Nur der Fluß wird zusehends schmäler, und häufiger liegen entwurzelte Bäume über dem Wasser. Und ein solcher Stamm sperrt schließlich die Fahrt und zwingt uns zur Umkehr. Ich glaube, es wird von uns Allen als eine Erleichterung empfunden. Der Bann ist gebrochen, wir schütteln das Schweigen ab, und triumphirend kracht der erste Schuß durch die Stille. Der Officier hatte geschossen, aus den Baumwipfeln über uns löst sich eine dunkle Masse und klatscht in's Boot. Es ist ein schwarzer rabenähnlicher Vogel, der sich uns nicht weiter vorzustellen vermag. Mehr und mehr kommt bei der Rückfahrt der Jagdeifer über uns! Doch unsere Beute ist nicht groß im Reiche des Todes; einige harmlose Tauben, das ist Alles! Es gelingt uns nicht, einen der weißen Reiher zu Schuß zu bekommen. Wir begnügen uns am Ende damit, auf die scheußlichen Krabben zu schießen, die bei den einschlagenden Kugeln in zahllose Stücke auseinanderspritzen. Wir morden zwecklos, ziellos; wir fühlen es unbewußt, daß wir uns so über den Tod erheben, indem wir selber tödten. Kurz vor der Mündung sehen wir am Ufer im Schlamm einen todten Haifisch liegen. Er muß durch Sturm über die Barre geworfen sein, und dann hat ihm der tödtliche Sumpf den Garaus gemacht. Der ekelhafte Leichnam ist bereits in Verwesung übergegangen; dennoch können es sich unsere Matrosen nicht versagen, ihrem schlimmsten Feind noch eins mit den Rudern zu versetzen. —

Hoch und frei athmen wir auf, da wir die Mündung erreichen. Reine frische Meerluft weht uns entgegen und bläst im Nu aus unseren Lungen den stickigen Sumpfodem fort. Von der offenen See her kommt eine steife Brise und treibt dem Strande größere Wassermengen zu. Wir treffen daher an der Barre ein paar Zoll tieferes Wasser als am Morgen, so daß der Uebergang ziemlich leicht und schnell von Statten geht. Doch dafür erwartet uns ein anderes Abenteuer! Beim Segelklarmachen klettert einer der Matrosen auf den Mast, um dort irgend etwas am Tauwerk in Ordnung zu bringen. Dabei fliegt ihm die Mütze vom Kopf; menschenfreundlich, wie ich bin, will ich sie wieder auffischen und lege mich über Bord. Plötzlich neigt sich das Boot bedenklich auf die Seite — erschreckt auffahrend sehe ich noch, wie die Mastspitze mit dem Matrosen einen Kreis durch die Luft beschreibt — dann wird es kühl und naß — das Boot ist umgeschlagen, und wir paddeln alle im Wasser! Glücklicher Weise ist es nahe am Strande und das Wasser noch nicht allzu tief; außerdem kein Haifisch in Sicht, der uns in die Waden beißen könnte — so kommen wir mit dem nassen Schreck davon! Da auch das Getränk gerettet ist, bringen wir mit dieser erprobten Hülfe unsere erschreckten Lebensgeister bald wieder zur Vernunft, und wir thun das Klügste in unserm Fall: wir lachen über unser Mißgeschick! Und lachend gehen wir an die Arbeit und schöpfen mit Mützen, Hüten, Stiefeln das Wasser aus und machen das Boot wieder klar. Während wir unserm Dampfer zusegeln, sage ich mir mit lächelnder Wehmuth, daß das wohl mein letztes Tropenabenteuer gewesen ist! ...

Am Abend verläßt das Schiff die Rhede von Sanchez, um nun die Reise nach Hause anzutreten. In schöner Abendbeleuchtung sehe ich die Bucht von Samaná zum letzten Mal, ein vielleicht noch friedlicheres Idyll als bei der Ankunft in der Morgenstimmung. Mit einbrechender Nacht liegt die Bucht des Friedens hinter mir, und wir dampfen in die weite dunkle ungewisse See hinaus. Möge der Himmel uns eine glückliche Heimkehr gewähren! ...

Aus der Hauptstadt.

Gnade für Recht.

In der Rominter Haide knallt lustig die Pürschbüchse. Den königlichen Zwanzigender streckt das kaiserliche Blei, und durch die schweigenden Kiefernstände klingt, wenn der graue Abend hereingesunken und der brennende Jagdeifer gezähmt ist, fröhliches Lachen und heller Jubelruf. Es ist ein fesselloses freies, frisches Leben unter den immergrünen Nadeln, die dunstige Enge des Alltags vermag ihren stickigen Hauch nicht in diese wilde, kühle Einsamkeit zu senden. Wenn dann die Siegesbeute im Triumphe zu Hof gebracht worden ist und die staunenden Blicke sich satt an ihr gesehen haben, wenn undurchdringliche Nacht über'm Forste ruht, flammt freundliches Licht auf in den Fenstern des Jagdschlosses. Eine

Digitized by Google

erlesene Gesellschaft schaart sich dort oben um den jungen Monarchen, Männer, die er vor allen Anderen liebt und bevorzugt, Männer, die bewundernd seinen Talenten huldigen und es den platten Preßnärrchen in Berlin gar nicht verübeln, daß sie von ihnen immer wieder unverantwortliche Rathgeber des Herrschers genannt werden. In den schlanken Gläsern perlt der Sect, derselbe Sect, den eben im Waldhause unten schmunzelnd der alte Förster auf seines Königs Wohl trinkt, tropfenweis, bedächtig und dankbar die köstliche Freude jedes Schluckes auskostend. Dort im Waldhause, weiß der Gekrönte, schlagen ihm die Herzen seiner Unterthanen, ein Gebet für ihn auf den Lippen, schlummern sie ein, und morgen wird ihn wieder aus ihren Augen das Licht unwandelbarer Treue, abgöttischer Verehrung grüßen. Hier oben im Schlosse aber neigt sich ihm der Geist Edelgeborener, die Blüthe deutschen Adels; diese Männer blendete nicht der Glanz der Krone und nicht die Machtfülle des Monarchen, aus freier Entschließung, unter'm Banne seiner machtvollen Persönlichkeit allein huldigen ihm diese ... In den schlanken Gläsern perlt der Sect, doch es ist kein Fürstenmahl, und höfische Etikette findet hier keine Statt. Nicht der Kaiser, der im Geiste Vornehmste ist der Oberste dieser Tafelrunde. Hier ist Freiheit, wahrhaftige Gleichheit. Und wenn das Gespräch aus lustigem Lachen, das brillant erzählte Anekdoten belohnt, emporsteigt zu höheren Gipfeln, wenn die großen Fragen der Zeit, ihre gewaltigen Kämpfe den sinnenden Seelen vorbeigleiten und Jeder von den Gefährten unbefangen seine Meinung sagt — welch frohes Gefühl der Befriedigung muß dann die Brust des Herrschers durchziehen! Denn er erkennt mit inniger Genugthuung, daß all' diese Freien und Stolzen denken wie er, daß sie sich zwar bemühen, seine Ideen in andere Worte zu kleiden, gleich als kämpften sie insgeheim gegen ihre zwingende Macht an und fügten sich nur widerwillig, daß sie aber doch von ihnen nicht mehr loskönnen. Und just diese Art der Zustimmung ist die ehrenvollste und, wenn man will, schmeichelhafteste. Sie beweist, daß der Fürst kraftvoll und siegreich den rechten Weg zum Wohle seines Volkes schreitet, daß die Klarsten und dabei Selbstbewußtesten der Nation ihm freudig darauf folgen. Der bedingte und zögernde Beifall eines Freien wiegt zehntausend Mal mehr als das übertriebene Lobgeheul urtheilsloser oder strebsamer Höflinge. Und Freiheit ist im grünen Walde, Freiheit und Redlichkeit.

Die Nacht umzieht dichter den schlanken, schimmernden Schloßbau, und durch die im Schwarz verschwimmenden, unsichtbar werdenden Schirmgipfel der Kiefern rinnt verworrenes Brausen. Als töne aus der weiten, wild bewegten Welt, die vor'm Forste liegt, gedämpftes Stimmengeräusch her, als rede in fremden Zungen ein Geist, den die Freien dort oben nicht verstehen ...

* * *

Unendlicher Lärm hat sich in den Baderstuben der öffentlichen Meinung erhoben. Was sich mit größerem Stolze als Rechte demokratisch nennt, schultert entrüstet das Gewehr, und die hölzernen Ladestöcke klappern. Doch auch die Presse, die den Pöbel und sein Begehren haßt, brummelt zornige Reden in den Bart; weinerliche Warnungen, muckisches Aufbegehren findet sich selbst bei den Braven, die sonst all in ihrem schimmeligen Conservatismus schon jedes leise Kopfschütteln Hochverrath und fluchwürdige Hetzerei nennen. Ein Altdammer Polizeisergeant hat es s. Z. für nöthig erachtet, aus irgend einem armseligen Gefangenen Geständnisse durch ausgiebige Mißhandlungen zu erpressen. Verständige Deutsche, denen Wachstuben-Mysterien keine Mysterien mehr sind, werden sich über den Vorfall kaum sonderlich aufgeregt haben. Die Altdammer Methode gehört zum modernen, deutschen Regierungssystem, und Gott weiß, wo und was die Socialdemokratie heute wäre, wenn sich unsere sozusagen cultivirten Gaue nicht dieses preiswürdigen Systems erfreuten. Häufig genug ist ja in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß sich unser Volk im Grunde den Kuckuck um Politik und dergleichen scheert, daß es geduldig die schwersten Opfer bringt, sich noch unter der miserabelsten Regierung wohl fühlt und jede Regierung a priori für den Inbegriff staatsmännischer Weisheit hält — ausschließlich durch polizeiliche Quälerei wird es der radicalsten, verbissensten Opposition in die Arme getrieben. Der Schutzmann Lorenz that nur, was ungeschriebene Tradition zu gestatten schien; es war sein ganz persönliches Unglück, daß dies Mal die Dinge eine zu klare Sprache redeten und daß die Richter — il y a des juges à Stettin — ihn in's Zuchthaus sperren mußten. So weit giebt das Vorkommniß nicht den geringsten Grund zu irgend welcher Erbitterung; der ruhige Bürger könnte vielmehr hochbefriedigt nach Hause gehen und seiner Eheliebsten melden, daß endlich einmal die Freiheit über einen Polizeisergeanten triumphirt hat. Plötzlich taucht das Gerücht auf, der verurtheilte Beamte sei begnadigt worden. Das Gerücht sagt nicht ganz die Wahrheit, wie der Staatsanwalt umgehend berichtigt; nur die Strafvollstreckung sei bis zur Entscheidung des an den Kaiser eingereichten Gnadengesuches ausgesetzt worden. Gleichviel hebt eine Agitation von erschütternder Wildheit an. Staatsrechtliche Fragen werden aufgerollt, der Justizminister darauf hingewiesen, daß er jede sein Ressort betreffende schriftliche Willensmeinung des Herrschers gegenzuzeichnen habe, so auch die Begnadigungsdecrete. Nach einem Artikel, der irgendwo in der Verfassung stehen soll, trage er der Volksvertretung gegenüber volle Verantwortung für derlei Gnadenhandlungen, und man werde es ihm im Land- oder Reichstage schon zeigen, falls er sich trotz alledem für den Lorenz engagire. Herr Schönstedt liebt so delicate Preßerörterungen nicht und ist kein Meister der schwarzen Kunst. Gerade dieser Mangel bewog ihn, sich ihrer in einem Falle zu bedienen, wo Schweigen das bessere Theil gewesen wäre. Denn mit dem sagenhaften Verfassungs-Artikel ängstigt man keinen unbesoldeten Assessor mehr, um wie viel weniger eine hochmögende Excellenz. Leider ließ der Justizchef es zu, daß die thörichteste und ungeschickteste Ministerpresse der alten Welt der Nation schlichtweg das Recht absprach, Auskunft über die Gründe, Beweggründe gewisser Begnadigungen zu verlangen. Das Recht der Begnadigung stehe allein der Krone zu, sei unveräußerlich und unantastbar. Niemand habe die Befugniß, Einwürfe zu machen oder Wissens Sorge zu tragen, weßhalb wohl dem und jenem das köstliche Geschenk kaiserlicher Gnade zu Theil geworden sei, dem und jenem hingegen nicht.

Herr Schönstedt war nervös, als er dergleichen schreiben ließ. Er dachte im Augenblicke nicht daran, daß neugierigen Fragern die Kammertribüne zur Verfügung stände und daß ihm dann eben nur die Möglichkeit des Sprechens oder des Schweigens bliebe. Schwieg er, so hatte er die Partie verloren, denn schweigsame Minister setzen sich selbst in's Unrecht; redete er und fertigte den Vorlauten schneidig und entschieden ab, so riskirte er sehr unangenehme Abstimmungen und unter Umständen sogar ein Budgetconflictchen. Jemand aus dem Ministerium Hohenlohe einen Conflict riskiren! Tüchtige Leute, denen die Huld des großen Mannes von Neunkirchen lächelt, sagten der Excellenz in loyalen Blättern rund heraus solche und andere häßliche Dinge, ein zorniger Zeitungskrieg hob an, den der hochgradige Stoffmangel täglich schürte, und mit einem Schlag war eine Frage acut geworden, an deren Beantwortung man sich Jahre lang ängstlich, doch gewandt vorbeigedrückt hatte.

Herr Schönstedt fühlt sich als Diener seines Herrn. Mit Recht zuckt er die Achseln über Phantasten, die ihm allen Ernstes zumuthen, gegen eine Begnadigung zu wirken, die der Herrscher auszusprechen wünscht, und unverständig oder heimtückisch wird ihm der Rathschlag sonderbarer Schwärmer erscheinen, sein Amt niederzulegen, wenn der Monarch trotz seines eventuellen Einspruches den Lorenz vor'm Zuchthause bewahrt. In der That, Herr Schönstedt muß die Schwärmer und Phantasten gar nicht für so harmlose Creaturen, sondern für schnöde Heuchler halten. Er kann nicht glauben, daß es noch Menschen, sogenannte Politiker giebt, die die Regierungszügel in der Hand der Minister wähnen, die in den Portefeuilleträgern wirklich mehr als die Vollstrecker kaiserlicher Befehle sehen. Und als Jurist, der ohnehin zum Argwohn neigt, wird er bei den an seine Adresse gerichteten Mahnungen höchstens die Feigheit bewundern, die muthig auf ihm, dem Schwachen, herumhackt, während sie den Starken, eigentlich Gemeinten, nicht zu nennen wagt, die den Diener zur Verantwortung ziehen möchte und vor dem Herrn katzbuckelt. Excellenz Schönstedt wird nach menschlichem Ermessen nicht lange mehr die Bürde seines Amtes tragen und wird sich demnach, wenn es geht, kaum in das schöne Ministerhôtel eingewohnt haben. Aber er wird es dafür als fix und fertiger Menschenverächter verlassen.

Allzu oft ist in den letzten Tagen der freundliche Gemeinplatz wiederholt worden, das Gnadenrecht der Krone habe ausschließlich den Zweck, Härten der blinden Justiz zu mildern und eine höhere Gerechtigkeit zu ermöglichen, als sie der rothe, rächende Richter geben kann. Es bleibe dahingestellt, ob diese ideale Auffassung an sich der Wahrheit entspricht, ob sie wirklich die Ursache dafür war, daß man die Krone mit solcher Prärogative ausstattete, oder ob der liberale Bürger sie nicht allein deßhalb erfand, um in holder Täuschung seinem constitutionellen Gemüthe das nun einmal nicht auszumerzende Herrschervorrecht schmackhaft zu machen. Sollte das Gnadenrecht wirklich kein bloßes Machtmittel in der Hand des Herrschers sein, warum übertrug man es dann nicht lieber einem hohen Richtercollegium, das zu eingehender Prüfung, zur Sichtung der Würdigen von den Unwürdigen doch sicherlich besser befähigt wäre als ein Mann, der sich von Anderen berathen lassen muß, weil er unmöglich die Acten jedes einzelnen Falles selbst studiren kann? Aber wie dem auch sei — der Balsam der Begnadigungen wird heute in ganz bestimmtem Sinne verwandt. Die Krone braucht ihr Recht mit Fug so, daß es — nach ihrer Meinung mindestens — ein Werkzeug zur Festigung der Krone wird. Dem Scharfsinne der liberalen Zeitungschreiber stellt es kein günstiges Zeugniß aus, wenn ihnen jetzt erst diese Erkenntniß aufdämmert. Der Fall Lorenz ist nur einer unter vielen, die eben so hell wie er das System beleuchten. Umsturzlustige Mächte greifen die Monarchie an; die bewaffnete Macht schützt sie vor ihnen, und diese Macht bedarf ihrerseits im Kampfe des Schutzes, bedarf der Zuneigung und Gunst der Krone. Gegen die bestehende Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung richtet sich der Ansturm gewaltiger Heerhaufen, die Autorität ist aller Orten gefährdet, und das um so ärger, als wenigstens in den Regierungsgebäuden die Autoritäten rasch kommen und gehen, so daß es auch dem Normalbürger einigermaßen schwer fällt, sich an sie zu gewöhnen. Desto nachdrücklichere Unterstützung verdienen die Männer, auf deren breiten Schultern Gesellschaft und Autorität zum guten Theile ruht. Die Duellanten, die den ritterlichen Ehrbegriff einer Kaste stolz aufrecht erhalten gegenüber den ordinären, plebejischen Ehr-Anschauungen der Masse; der Schutzmann, der in Ausübung seines Amtes gelegentlich zu weit geht — sie sind der Gnade werther als Verbrecher, die sich gegen die Interessen der Monarchie und der Gesellschaft vergingen. Darum liest man auch nie von Begnadigungen wegen Majestätsbeleidigungen, las davon auch in jener Zeit nicht, als Excellenz Schönstedt dem Reichstage anzeigte, daß zur Feier des Jubeljahres zahlreichen aus § 95 Verurtheilten ihre Strafen erlassen worden wären.

* * *

Digitized by Google

In Königsschlössern und auf den Thronen hört man das verworrene Brausen der bewegten Welt nicht. Dichter, schützender, abwehrender Wald umschließt sie, die Hütten der Treuesten schmiegen sich an ihren Fuß, und drinnen, in den leuchtenden Prunkgemächern, schaaren sich die Freien und Stolzen fröhlich um den Fürsten. Er sucht redlichen Strebens die Wahrheit, er ringt um sie wie um eine geliebte Braut — aber die Pilatusfrage klingt auch an ihn heran, klingt und summt so durch das Geäst der Kiefern wie durch die weiten, weißen, freudevollen Säle. Und es ist genug, daß dem Könige allezeit Männer zur Seite stehen, die den Muth der eigenen Meinung haben und die einer abweichenden Meinung gewiß kühn Ausdruck gäben, wenn ihnen nur einmal eine abweichende Meinung käme ...

Was ist Wahrheit? Der Mann von Nazareth wußte wohl die Antwort, denn seine große Seele umschloß mit gleicher, heiliger Liebe das Kleine und das Gewaltige, das Niedrige und das Höchste. Deßhalb nennen ihn die Frommen Gottes Sohn. Wir Anderen aber sind nur arme Menschen. Aus dem Kreise, darin wir geboren worden sind, der uns Freunde und Erkenntniß schenkte, vermögen wir nimmer hinaus. Solcher Kreise jedoch sind viele, und sie schneiden sich nicht, sie berühren sich nur flüchtig, jeder den anderen in einem Punkte. Es ist genug, wenn wir, auf der Peripherie entlang gehend, diesem Punkte zustreben. Und begnadet ein Volk, dessen Fürsten so hohes Wollen innewohnt. Solchem Volke wird Gnade für Recht. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Tausend und eine Nacht. Märchendichtung in fünf Bildern von Holger Drachmann. (Theater des Westens.) — Morituri von Hermann Sudermann. I. Teja. Drama in einem Akt. II. Fritzchen. Drama in einem Akt. III. Das Ewig-Männliche. Spiel in einem Akt. (Deutsches Theater.)

Der Genius, oder was man so zu nennen liebt, feiert auch im capitalistischen Maschinenzeitalter noch immer seine Triumphe. Aus dem Nichts, dem unbedingten Nichts, stampft er eine prangende Schauburg hervor; dem kalt rechnenden Harpagon luchst er Millionen ab, ohne irgendwie entsprechende Verzinsung gewährleisten zu können; die in den Redactionsstuben eingesperrte öffentliche Meinung zwingt er in seinen Dienst, obgleich er keine Verpflichtung übernimmt, die Stücke ihrer Kerkermeister aufzuführen. Binnen Jahresfrist ward das Haus vollendet, Kunst und Finanzkunst seiner Erbauer sind einander gleichwerthig, und ein phantastischeres Märchen als Holger Drachmann's Belanglosigkeit ist dies Theater in seinem Werden und seiner Vollendung. Dem Hexenmeister, der es eins, zwei, drei in verblüffender Geschwindigkeit entstehen ließ, schaden selbst die blumenreichen Beschwörungen erbitterter und rachsüchtiger Unterzauberer nichts; vor der Wirkung ihrer Flüche schützen ihn die tausend Segenswünsche der Wackeren, die am Eröffnungsabende festlich geschmückt das weite Parkett füllten: die Segenswünsche seiner Lieferanten.

Uebereinstimmend haben die Blätter den durchschlagenden Erfolg des Sehring'schen Spielpalastes gemeldet, und dem Tausendsassa gelingt vielleicht, woran minder Kühne bös gescheitert sind: ohne festes dramaturgisches Programm, ohne gute oder doch interessante Komödien, ganz allein durch äußeren Prunk, in Berlin ein großes Theater zu halten. Zum Mindesten ist sein Bauwerk, dem gegenüber man bei der ersten Besichtigung das erfrischende Gefühl des Aufdenkopfgeschlagenseins hat, wie kein Anderes zu diesem Zwecke geeignet. Was den Schöpfern und Gründern des Lindentheaters nur verworren vorschwebte und was ihnen vor Allem wegen der Ungunst der Zeiten schmählich mißglücken mußte, das packt Sehring mit derberer Faust und besserer Aussicht auf Gelingen an. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist nunmehr künstlerisch so weit, daß sie der Kunst nicht mehr bedarf. Ein ungeheurer, von Gold und üppiger Malerei, von klobigem Schmuck starrender Gesellschaftsraum, in dem nebenbei ein Bißchen gemimt oder auf dem Seile getanzt wird, ein gut geleitetes Restaurant mit lustigen Kneiphallen, feierliche Fräcke und weißschimmernde Fleischmassen — mehr begehrt des Metropolmenschen bescheidenes Herz nicht. Sehring & Co. treffen es gut. Trotz des Terminhandelverbotes regt sich die Burgstraße jugendfrisch und kräftiglich, Bank- und Industrieactien halten in der Aufwärtsbewegung nimmer ein, der polternde Krach der Berliner Gewerbeausstellung ist den ordenslüsternen Goldbergern nur ein Ansporn zur großen Nationalausstellung von 1898. Berlin braucht ein Haus, dessen Dach zwar nicht auf irgend welchen Säulen ruht, darin aber der Saal glänzt und das Gemach schimmert. Und in Charlottenburg scheint ihm dies Haus zu stehen.

Der Anfang wenigstens entsprach ganz und gar den berechtigten Anforderungen. Der Palast schwamm in Licht, daß Einem die Augen weh thaten, von allen Rängen gleißten weiße Glieder und farbenfrohe Gewänder, man konnte schauen, schauen, schauen, ohne daß Drachmann's Märchendichtung oder die Acteurs auf der Bühne so freudiges Sehen und Bewundern gestört hätten. Aller Orten wird behauptet, Holger Drachmann gelte in seiner dänischen Heimat für einen Lyriker erster Güte. Lyriker werden aber heut zu Tage schlecht behandelt, und auch Holger Drachmann mußte im Theater des Westens diese Erfahrung machen. So schlecht wie die Weisen behaupten, ist seine Dichtung aber nicht. Die märchenhafte Handlung gehört zwar weniger dem Dänen als der guten Scheherazade, und Drachmann hat es nicht einmal verstanden, sie dramatisch zu gliedern und auszunutzen. An keiner Stelle des Gedichtes interessirt die Fabel, weil an keiner Stelle die schemenhaften Menschen interessiren; jeder Gelegenheit zu wirklicher, nicht rein spielerischer Charakteristik und zu innerer Motivirung der Vorgänge ist der Däne weislich ausgewichen. Dafür versucht er es, uns humoristisch zu kommen, aber der Versuch ist strafbar. Er macht auch gewaltsam in Empfindelei; allerlei Anläufe, starke Leidenschaften zu schildern, ermatten im Handumdrehen, und sentimentales Gewimmer ist das Ende. Und trotzdem verdient das Stück kein rundweg verdammendes Urtheil. Bessere oder auch nur klügere Schauspieler hätten seine zahlreichen Mängel leicht vertuschen und mildern, seine unverkennbaren Vorzüge leuchtend hervorheben können. Es liegt viel holdselige, im schönen Sinne menschliche Wahrheit in den leider offenbar ganz jammervoll schlecht übersetzten Versen, und Liebesscenen von berückender Zartheit schmücken das Buch. Es ist lange her, daß wir von der Bühne herab so sonnige Dichterworte gehört haben, wie sie Suleima ihrem Osman sagt. Aber im Coulissenradau, zweitausend zerstreuten, unruhigen Menschen gegenüber, unbarmherzig mißhandelt dazu von völlig deplacirten Schauspielern, ging all die süße Poesie verloren. Frau Petri, die Alma von 1890, quälte sich hülflos mit der keuschen Märchenfigur eines Wüstenkindes ab, das über Nacht sturmwindplötzlich lieben lernt und noch im abscheulichen Affen den Abgott seines reinen Herzchens sieht. Solche Empfindungen standen der Dame genau so schlecht wie das Gewand des Beduinenmädchens. Die anderen Mitwirkenden fanden nicht minder schwer den richtigen Ton, hastig und lieblos schien einstudirt, was innigste Vertiefung verlangt hätte. Nicht eine Scene, ja kein Wort vermochte zu erwärmen und zu fesseln.

Schauspieler sprachen hier zu uns, und Schauspieler traten zwei Tage später vor uns hin — und dennoch schienen sie Vertreter zweier einander ganz fremder Künste. Aber was war es auch für eine Truppe, die im Deutschen Theater für Hermann Sudermann in's Feld zog und ihm einen glänzenden Triumph sicherte! Wo so hohes Können des Menschendarstellers die Herzen überwältigt, da hat der Dichter leichtes Spiel. Sudermann legt hohes Gewicht auf die Besetzung seiner Parade-Rollen, und er scheut selbst langwierige Klagen nicht, um störrige Directoren seinen Wünschen gehorsam zu machen. Er schied vom Lessing-Theater, er fürchtete das Odium der Undankbarkeit und selbst die Rache der Großen nicht, weil Blumenthal's Personal seinen Ansprüchen nicht mehr genügte. Wie klug der kluge Poet daran gethan hat, ergab sich messerscharf aus dem Verlauf der Erstaufführung seiner Morituri. In den drei Stückchen liegt so viel Unausgeglichenes, selbst Peinliches und Unwahres, so viel verderbliche Klippen starren aus ihnen auf, daß nur geniale und zugleich raffinirte schauspielerische Kunst das Schiff über sie hinwegtragen konnte. Was im Lessing-Theater besten Falls eine Mittelleiche ergeben hätte, wuchs sich im Deutschen Theater zu einem stürmischen, wuchtigen Erfolge aus, in den sich kaum ein Zeichen des Mißfallens mischte, der ein versteinertes Lächeln selbst auf die erblaßten Lippen der anwesenden „Concurrenz" zwang.

Männer, die in den Tod gehen sollen, sind die Helden der neuen Dichtung Sudermann's. Zunächst der Gothenkönig Teja, dessen ganzes Volk verderben muß, dem keine Hoffnung auf Rettung mehr winkt. Am Tage des Unterganges ward ihm, so verlangten es die andern Führer, noch ein junggholdes Weib angetraut. Er vernachlässigt und brutalisirt das liebe Geschöpf, nichts als der schwarze Gedanke an den Tod beherrscht ihn, aber sie weiß sich dennoch, mit sanfter, milder Fürsorge, mit liebevollem Eingehen auf seine Träume, in das Herz des finsteren Königs einzuschleichen. Und in dem Gezelte, davor das häßliche Gerippe schon Wacht hält, flackert noch einmal süßes, wildes Leben auf. Das Weib siegt über den Tod und seine Schauer. Frauenliebe vergoldet den blutgetränkten Abgrund, erhellt die Sterbenacht. Es ist nun freilich nicht recht abzusehen, weshalb sich Herr Sudermann zur Darstellung dieser ziemlich allgemein anerkannten Wahrheit so eng an Felix Dahn anlehnen und die Erinnerung an den „Kampf um Rom" so zwingend heraufbeschwören mußte. Die gothische Rüstung steht ihm wahrhaftig nicht besonders; man sieht auf den ersten Blick, daß sie in der Filzschmiede hergestellt worden ist und daß der Poet sich arg wattiren mußte, um sie mit einigem Anstand auszufüllen. Das Grauen des nahenden Verderbens zu schildern ist die schwierigste Aufgabe des Historiendichters, sie zu lösen ist Herrn Sudermann nicht gelungen, zu dieser Lösung bedarf es aber auch Kleistischer Kraft, die dem pikanten, tändelnden Thiergartendichter sicherlich nicht eignet. Er hätte sich sollen begnügen und Sudermann bleiben, wie er es im zweiten Stücklein gethan hat. Hier fühlten sich auch die Schauspieler mehr zu Hause, und der rasch zufahrende Herr Kainz, dessen König Teja in Würde und Größe zu wünschen übrig ließ, dem auch der Ton deutscher, männlicher Innigkeit fehlt, bot als Lieutenant Fritzchen eine ausgeglichene Kunstleistung. Das Drama ist echter Sudermann. Virtuose Technik faßt den Stoff an, entwickelt und gipfelt ihn, mit der lückenlosen Regelmäßigkeit einer Präcisionsmaschine rollt sich die Handlung ab, auf knappstem Raume, mit einfachen Mitteln wird gewaltige, nachhaltende Wirkung erzeugt. Einige psychologische Unklarheiten, die man neuerdings bei Sudermann mit in Kauf nehmen zu müssen scheint, fehlen freilich auch hier nicht. Lieutenant Fritzchen hat Unglück in einem verbotenen Liebeshandel; der Gatte des willfährigen

Digitized by Google

Weibchens peitscht den Nackten aus dem Schlafzimmer der Ueberreifen, und da der Ehrenrath in Anbetracht der scandalösen Umstände anfänglich zögert, die Erlaubniß zum Zweikampfe zu ertheilen, verzweifelt der Lieutenant schier. Indeß, die Genehmigung trifft doch ein, Fritzchen gewinnt Haltung und Kraft wieder, und als er in den Tod geht — denn er weiß, daß die Kugel des Gegners ihn treffen wird — scheidet er mit einem spaßigen Worte. Ganz prachtvoll ist in der Arbeit die Stimmung getroffen, die über dem vornehmen Hause liegt, der Militärton zumal, und wenn auch die Charakterbilder nicht alle gleiches Lob verdienen, so geben sie doch bis auf eines trefflichen Schauspielern famose Gelegenheit zu trefflichen Leistungen Wie indeß dem doch so klaren, kühlen Techniker Sudermann von jeher der Fehler anhaftete, daß ihm ein Motiv zu wenig und ein Klang zu einfach war, so konnte er es auch beim „Fritzchen" nicht unterlassen, ein Uebriges zu thun und den reinen Morituri-Grundton mit einem fremden zu mischen. „Fritzchen" will auch zeigen, daß jugendlicher Leichtsinn oft der Superweisheit des Alters entspringt, daß gar oft der Väter Schuld die Söhne in den Tod treibt. Und das wird so gemacht. Der Lieutenant liebt sein frommes Cousinchen, aber sein Papa fordert ihn auf, erst einmal etwas zu erleben, ehe er an's Heirathen denkt. Und wie billig, versteht der Lieutenant galante Abenteuer unter dem Orakelspruche: „etwas erleben". Der frivole alte Knabe hat es also zu verantworten, wenn sein lieber Junge niedergeknallt wird. Weder im Charakter des Titelhelden noch in dem des lebemännischen Vaters liegt es tiefer begründet, daß der eine Theil so abenteuerlich frecher Rathschläge bedarf und der andere sie giebt. Bei alledem, trotz der Ausgeklügeltheit des Conflictes und trotz des häßlichen, neoberlinischen Beigeschmacks, den die unfeine Tendenz dem Werke verleiht, ist „Fritzchen" das beste, weil das sudermännischste Stück der Miniatur-Trilogie. Das Scherzspiel vom Ewig-Männlichen fand wohl lebhafteren Beifall, ist aber so wenig echt und stichhaltig wie die imitirte Gothik der ersten Gabe. So etwas macht der betriebsame Herr Fulda am Ende auch, — die Allongeperücken würden bei ihm freilich gröber und plumper ausfallen — und er sah denn auch ungemein betroffen drein. Die niedliche Spielerei erzählt von einer koketten Königin, die den Maler X. zu ihren Füßen zwingt und ihn dann der Rache seines Nebenbuhlers, des Marschalls Y., überantwortet. Ehe aber die Klinge im Zweikampfe entscheidet, einigen sich Maler und Marschall, beides sehr verständige Herren, dahin, die Königin zu täuschen und zu prüfen. Nach der Verabredung wird der Monarchin die Kunde vom Tode des Marschalls überbracht, ungerührt und lächelnd nimmt sie sie entgegen. Da wenden sich Maler und Marschall von der Herzlosen, und den Platz, den sie Beide nicht auszufüllen vermochten, nimmt der schöne Kammerdiener der Herrin ein. Hübsche Satire, manch hübscher Gedanke und hübsche Verse zeichnen die anmuthige Schelmerei aus; psychologische Begründung und technische Kunst hat sich der Dichter hier erspart. Irgend ein Anlaß, den niedlichen Kostümscherz besonders ernst zu nehmen und für eine bedeutsame literarische That zu erklären, liegt also für den ehrlichen Beurtheiler durchaus nicht vor. Es mag sein, daß den und jenen die gefällige Grazie der hübschen Dichtung und mehr noch die elegante Wiedergabe jeder Pointe durch Kainz, Reicher und die Sorma zu lärmender Begeisterung hinriß. Aber das verzückte Toben war dennoch wenig gerechtfertigt. Nach zwei Seiten hin schadet es dem Verfasser: es ermuntert ihn vielleicht, in der Pflege eines Genres fortzufahren, das seinem Talente allzu niedrige Ziele weist, und es zwingt daneben den Unbefangenen, viel deutlicher auf all die Unmöglichkeiten und Schwächen des dramatischen Späßchens hinzuweisen, als einem solchen Späßchen gut ist.

Offene Briefe und Antworten.

Ludwig Büchner über sich selbst.

Geehrter Herr!

Die auch am Berliner Frauencongreß als Rednerin aufgetretene Schriftstellerin Frl. Dr. Ella Mensch hat mir neulich einen Aufsatz gewidmet, doch kann ich nicht verhehlen, daß die Verfasserin meine schriftstellerische Stellung nicht ganz richtig beurtheilt zu haben scheint. Wenn ich, wie sie anzunehmen scheint, nichts weiter wäre, als ein glücklicher Popularisator der Wissenschaft, der große in kleine Münze umsetzt, so hätte aus Anlaß meines schriftstellerischen Auftretens unmöglich jener erbitterte publicistische Streit entstehen können, der unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat und zum Theil noch setzt, und eine umfangreiche Literatur zur Folge gehabt hat. Ich bilde mir vielmehr ein, der Erste oder einer der Ersten gewesen zu sein, der den Muth gehabt hat, der herrschenden, halb theologischen, halb philosophischen Weltanschauung offen entgegenzutreten und an deren Stelle auf Grund moderner Naturkenntniß eine auf Erfahrung und Wissenschaft gegründete Weltanschauung zu setzen. Daß ich alle die wissenschaftlichen Forschungen, auf denen sich meine Theorie aufbaut, nicht selbst anstellen konnte, sondern sie den Arbeiten anerkannter Forscher und Gelehrten entnehmen mußte, versteht sich wohl von selbst; denn solche Arbeiten können nur das Werk vieler Jahrhunderte und ganzer Generationen von Forschern und Denkern sein. Ob aber eine solche Zusammenfassung und Verwerthung vieler und zum Theil recht entlegener wissenschaftlicher Gebiete zu einem einheitlichen Bau des Geistes nicht zehn Mal schwieriger ist und mehr Anerkennung verdient, als allenfalls die mikroskopische Untersuchung eines Mückenflügels oder die astronomische Entdeckung eines neuen Sterns und Aehnliches, kann ich getrost dem Urtheil Ihrer Leser überlassen.

Weiter darf ich darauf hinweisen, daß ich bereits fünf Jahre vor Darwin die Grundzüge der jetzt die Wissenschaft beherrschenden Entwickelungstheorie, welche die Schöpfungstheorie ein für alle Mal abgelöst hat, mit aller für jene Zeit möglichen Deutlichkeit dargelegt, und daß ich mit Glück versucht habe, die Moral auf von der Religion unabhängigen Grundlagen neu aufzubauen. Endlich habe ich durch zahlreiche kritische Arbeiten und Aufsätze die geistige Welt möglichst von faulen Dünsten zu reinigen und kenntnißloses Philosophiren oder hohles Phrasenthum an den Pranger zu stellen gesucht. Auch muß Frl. Mensch gewiß zugeben, daß meine unabläßige und erfolgreiche Arbeit für wissenschaftliche Aufklärung und freies Denken (letzteres nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch) weit über die Rolle eines bloßen Popularisators der Wissenschaft hinausgeht.

Daß nun die Erfüllung einer so schwierigen und geistig revolutionären Aufgabe, wie ich sie mir und meinem Wirken gesetzt habe, gegenüber den gewaltigen Mächten der Gewohnheit und der Anhänglichkeit an das Bestehende nicht mit einem Male gelingen konnte oder kann, sondern daß noch manches Jahrzehnt in das Meer der Zeit hinabtauchen wird, ehe der gelegte Same in die Halme schießen und seine goldenen Früchte tragen wird, ist selbstverständlich. Zweitausend Jahre geistiger Befangenheit können nicht mit einem Male aus der Geschichte der Menschheit hinweggewischt werden. Die definitive Beurtheilung meiner Wirksamkeit oder Bedeutung als Schriftsteller und Neuerer liegt daher nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft, wenn die Menschen sich gewöhnt haben werden, mit freierem Blick als bisher die Welt und das Leben zu betrachten. Auch habe ich mich für meine Person längst daran gewöhnt, die vielen, gegen mich und meine Richtung gerichteten Angriffe, sowie die vielen ungerechten oder schiefen Beurtheilungen meiner schriftstellerischen Wirksamkeit von dieser höheren Warte der Zukunft aus zu betrachten und die Gegenwart darüber zu vergessen. Freilich ist der Nachruhm ein sehr schlechter Trost für mangelnde Anerkennung in der Gegenwart, und die Monumente, welche man großen Geistern nach ihrem Tode setzt, sind eine tiefe Beschämung für die Gegenwart, welche in der Regel weit mehr Geschmack an dem Schlechten oder Mittelmäßigen findet, als an dem wirklich Großen. Daher die Anerkennung oder das Lob der Gegenwart selten dasjenige der Zukunft ist, und daher ein Mann, welcher seiner Zeit um einige Nasenlängen vorauseilt, bei seinen Mitlebenden weit weniger Sympathie findet, als derjenige, welcher inmitten ihrer Reihen marschirt oder welcher sich zum Sclaven der gerade herrschenden Moderichtung hergiebt. Denn auch in Wissenschaft, Literatur und Kunst giebt es Moden, wie in den Kleidern. Auch die naturalistisch-realistische Richtung, welcher Frl. Mensch zugethan zu sein scheint, ist eine solche Mode und wird als solche vergehen. Wenn ich mich darin täuschen sollte, und wenn die von mir und meinen Geistesverwandten angebahnte Richtung, wie Frl. Mensch anzunehmen scheint, jemals durch die wirren Geistesproducte zweier Modephilosophen, wie Stirner und Nietzsche, in der Werthschätzung der jungen Generation dauernd abgelöst werden könnte, dann blieben allerdings mir und allen denen, welche meiner Richtung folgen, nichts Anderes übrig, als — sich begraben zu lassen und die Welt auch ferner ihrer eigenen Tollheit zu überlassen. Aber die vielen begeisterten Zuschriften, welche mir fortwährend gerade aus den Kreisen der „jungen Generation" zugehen, lassen mich hoffen, daß dies nicht der Fall sein werde, und daß die genannten Philosophen, eben so wie die „Schmetterlingsschlacht" des Herrn Sudermann oder der „Andere" des Herrn Lindau schneller vergessen sein werden, als die von mir angebahnte Reform unserer ganzen Weltanschauung. Mag dieser Versuch gelingen oder nicht, immer wird derselbe eine nicht zu übersehende Phase in der Geschichte der Entwickelung cultureller Geistesarbeit bilden und sich im Denken nachfolgender Generationen noch auf lange Zeit hinaus bemerkbar machen.

„Um Kritik zu üben," sagt der geistvolle Montaigne, „muß man zweierlei besitzen — nämlich Wissen und Gewissen." Aber wie dünn gesäet sind unter heutigen Kritikern diejenigen, welche diesen Forderungen entsprechen! Ihr Losungswort ist in der Regel demüthige Unterwerfung unter den gerade herrschenden Geist der Zeit und der Autoritäten. An der Hand dieses Maßstabs wird beschnitten, was zu groß, und gehoben, was zu klein ist. Bei solchem Zustand der Dinge bleibt bahnbrechenden Geistern oder Pionieren des freien Denkens nur der feste Glaube an sich selbst und die Hoffnung auf Rechtfertigung durch die Zukunft. Namentlich gilt dieses für eine Zeit wie die gegenwärtige, welche ja in so vielen Richtungen des geistigen Lebens entschieden reactionären Tendenzen zustrebt und damit trotz aller Fortschritte der Wissenschaft einen so auffallenden und im Sinne des Fortschrittes wenig tröstlichen Gegensatz zu dem vorhergehenden Jahrhundert bildet.

Indem ich Sie, geehrter Herr Redacteur, ersuche, vorstehende Zeilen als Protest gegen die Ausführungen des Frl. Mensch zur Kenntniß Ihrer geehrten Leser bringen zu wollen, empfiehlt sich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Professor Dr. Ludwig Büchner.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gratis

durch jede Buchhandlung:

Prachtprospekt über

Goethes Gedichte

Illustrirt von **Frank Kirchbach.**

Erste große Prachtausgabe in Folioformat. In 12 Lieferungen à 3 Mark.

Verlag von **Adolf Titze** in **Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Julius Duboc.

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks NachFolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Verlag der **Roßberg'schen** Hof-Buchhandlung in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Montesquieu

als Polyhistor, Philosoph, Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Kultur und als politischer Prophet.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser giebt auch interessante Notizen aus der 1894 erschienenen Voyage en Autriche et en Italie und aus der noch unveröffentlichten Voyage en Allemagne.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

OCT 30

№ 42. Berlin, den 17. October 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Glossen zum Zarenbesuch in Paris. Von F. Schotthoefer (Paris). — Was lehrt die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Ein Epilog. Von Wilhelm Berdrow. — Die Frauen und die Reichsgesetzgebung. Von Amtsgerichtsrath Hermann Jastrow (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Ein Dichtertypus. (Alfred von Hedenstjerna.) Von Ernst Brausewetter. — Ueber philologische und psychologische Kritik. Von Professor J. Niejahr (Halle). — **Feuilleton.** Allsiegerin Liebe. Von Selma Lagerlöf. — **Aus der Hauptstadt.** Der Kronrath. Von Timon d. J. — Aus den Kunstsalons. Von Paul Scheerbart. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Glossen zum Zarenbesuch in Paris.

Von F. Schotthoefer (Paris).

„Un temps viendra, Madame, je le dis toujours où toute la lumière nous viendra du nord", schrieb Voltaire vor mehr als 100 Jahren an die Kaiserin Katharina II. Die Franzosen von heute scheinen die von ihrem schärfsten Geiste prophezeite Zeit für gekommen zu halten. Jedenfalls glauben sie aber viel fester an die aus den russischen Steppen aufgehende Sonne als der große Skeptiker und Ironiker an seine eigenen schmeichelnden Worte zur Kaiserin von Rußland. Die Zarentage in Paris entfesselten eine Volksbegeisterung, wie sie selten gesehen ward. Das Vive l'empereur übte wieder seinen alten Zauber auf die Gemüther aus, wie in den Tagen des von den Siegeszügen heimkehrenden ersten Napoleon. Es waren nicht die Diplomaten im Elysée, es war die ganze französische Nation, welche dem russischen Kaiserpaare diese grandiosen Huldigungen darbrachte. Die kaiserlichen Besucher fühlten, wie das Journal des Débats schrieb, „die Seele eines ganzen Volkes um sich zittern". In der That war es das ganze Frankreich, von den officiellen Vertretern bis herab zu den bonnettragenden Bretagnermädchen, die nach Paris gekommen waren, um einen Blick auf den Zaren und seine Gemahlin zu erhaschen. Die Monarchisten wetteiferten mit den Republikanern, die wilde Sprache der Socialisten selbst verstummte, ihr bedeutendster Führer beklagte sich nur, daß die Volksvertretung zu wenig mitarbeiten durfte an der Feststellung des Programms für die fêtes nationales. Die Auserwählten der Nation, die Akademie, beging in einer Festsitzung im Voraus, wie der Präsident sagte, die Bicentenarfeier der russisch-französischen Freundschaft durch eine Erinnerung an den Besuch Peter's I. in Paris im Jahre 1717. Die katholische Kirche überwand ihren Antagonismus gegen die orientalische Orthodoxie, und in Notredame empfing der Cardinal Richard den Zaren, das Haupt derselben. Draußen in Versailles ließ die Republik Frankreichs glänzende Periode vor den Besuchern erstehen und seinen größten König durch den Mund der Poesie dem jungen Russenherrscher preisen. Das alles geschah mit so viel hinreißender Begeisterung, daß man an der Aufrichtigkeit der Gefühle kaum zweifeln kann.

Die französische Republik hielt es für nöthig, durch einen fabelhaften Empfang dem Autokraten zu beweisen, daß die russische Hymne sich ganz gut ausnimmt in Gesellschaft der Marseillaise. Die gemeinsamen Interessen der beiden Länder versöhnen die gähnende Kluft zwischen ihren Verfassungen, und dem Zaren rechnet man es ungeheuer hoch an, daß er so vorurtheilslos dem Heerde der europäischen Revolutionen nahte. Anatole Leroy-Beaulieu, der Historiker, sagt in der letzten Nummer der Revue des deux Mondes, die Thatsache, daß Frankreich eine Republik ist, machte den Besuch des Zaren viel schmeichelhafter und viel bezeichnender. Er besuche nicht, wie im übrigen Europa, einen Souverän, sondern eine Nation. Der Grundstein der Bismarck'schen Politik, die die republikanische Verfassung in Frankreich erhalten wollte, um die russische Annäherung zu erschweren, sei somit gefallen. So schwer wiegt dieses Argument allerdings nicht, denn die Republik ist ja längst von allen Mächten anerkannt.

Wenn man während der letzten Tage durch die Straßen von Paris ging, konnte man nur annehmen, all' dieses Gepränge gelte einem Friedensfeste. Ueberall leuchtete aus dem Flaggen- und Wappengewimmel in großen Lettern das Wort Pax hervor. An den Straßenecken sammelten sich Gruppen, die andächtig die Friedenshymnen mitsangen, welche eine Minstrelcompagnie intonirte und zum Verkauf anbot. Und selbst die Statue der Stadt Straßburg, wo sonst die Sehnsucht nach Revanche gewaltsam hervorzubrechen pflegt, zeigte nur resignirenden Trauerschmuck. Die Presse enthielt sich aller Anspielungen auf die geheimen Wünsche, welche auf französischer Seite den Grundton bildeten, als die russische Annäherung gesucht wurde, und die officiellen Toaste sprechen nur von den großen Garantien, den die „Union" der beiden Nationen für den Weltfrieden biete, und von den segensreichen Wirkungen, den die Freundschaft eines „mächtigen Reiches mit einer arbeitsamen Republik" auf die Entwicklung der Menschheit ausübe. Da war nur reine Substanzäußerung und keine Spur von dem enlightened self-interest, das die Engländer so fein mit dem Motive of common humanity zu verbinden wissen.

Warum sollen wir nicht an die Ehrlichkeit aller dieser schönen oft wiederholten Worte glauben? Warum soll das französisch-russische Einverständniß nicht ein Bund des Friedens sein, wie die Tripelalliance auch? Heute wenigstens darf man das annehmen. Rußland hat oft genug Winke gegeben, daß es für die aggressiven Tendenzen in Frankreich keine Neigungen hat. Gerade während der letzten Tage vermied der Zar mit einer fast ängstlichen Besorgniß das herausfordernde

Digitized by Google

Wort „Alliance“ auszusprechen, und wenn seine Toaste in Cherbourg und Paris herzlicher klangen als in Wien und Breslau, so war das nur eine Nothwendigkeit. Er konnte die „befreundete Nation, mit der er ein stilles Einverständniß unterhält“, die übrigens für die Aeußerlichkeiten so furchtbar empfindlich ist, doch unmöglich in der gleichen kühlen Form behandeln wie die übrigen Staaten, die sich in einem offen anerkannten Bunde befinden, der auf einer Seite wenigstens seine Spitze gegen das im Balkan vordringende Rußland richtet, sei es auch nur defensiv; für die Aggressive ist aber doch jede Defensive herausfordernd, und Rußland ist aggressiv im Orient, muß es seinen ganzen Lebensbedingungen nach sein.

Die maßlose Hingabe der Franzosen an die Entente, die sich in den letzten Tagen zeigte, und die Reserve, die bei aller Liebenswürdigkeit der Zar bewahrte, zeigen deutlich, wo der Mittelpunkt liegt, um den das Gewicht der Entente sich dreht. Dieser Schwerpunkt liegt in Rußland. Wenn das Bündniß einmal praktisch wirksam wird, dann sind die russischen Interesse die auslösenden Factoren. Für eine Grenzverschiebung im westlichen Europa sind die Russen nicht eingenommen, solange Deutschland sich nicht direct in ihren Weg stellt. Außerhalb der Tripelalliance steht aber noch eine andere Macht, England, das mit seiner alten Balancirungstheorie wiederum die beiden continentalen Alliancen zum Besten hält. Und Frankreichs wie Rußlands Interessen collidiren mit den britischen viel mehr, als mit den Zielen der drei alliirten centraleuropäischen Mächte. Da ist die ewige Türkenfrage, da ist Aegypten, da ist Hinterindien, da ist Afghanistan, China ꝛc. Wie hat doch der britische Löwe den Schwanz eingezogen und schnell mit Frankreich seine Differenzen bereinigt, als das Transvaaltelegramm des deutschen Kaisers ihn etwas beunruhigte, um wieder auf die Seite der russisch-französischen Entente zu balanciren und dadurch die russischen Lüste zu bändigen, die aus seiner prekären Lage den langersehnten Gewinn zu schlagen die Gelegenheit leicht hätten ergreifen können. Je mehr Rußland sich culturell entwickelt, desto schärfer wird sein Gegensatz zu England, das ihm auf seiner ganzen Südflanke die freie Entwicklung unterbindet. Und je mehr die Franzosen sich ihm in überströmender Begeisterung mit Herz und Beutel an den Hals werfen, desto mehr wird das Schwergewicht der Entente den russischen Interessen in Asien dienen, bei denen auch Frankreich nur gewinnen kann, denn der Gegner dort ist ein gemeinsamer. Wo so viel schrankenlose Hingabe sich zeigt, bleibt den Russen die diplomatische Nothwendigkeit, ein gleich großes Gewicht des Vortheils in die Wagschale zu bieten, völlig erspart, und sie können die französische Liebe zu ihren Zwecken benutzen, solange es ihnen gefällt. Diese Zwecke sind aber nicht gegen Deutschland in erster Linie gerichtet. Die Situation ist fast wieder dieselbe wie zur Zeit Voltaire's und Katharina's, und all' die Friedensversicherungen des französischen Präsidenten klingen fast wie die Worte, die damals der französische Philosoph an die Zarin geschrieben: Niemand sei fester davon überzeugt, daß der Friede das köstlichste Gut sei. „Aber erlauben Sie mir, zu wünschen“, fügte er hinzu, „daß dieser Friede von Ihrer Hand in Konstantinopel unterzeichnet sei.“

Was lehrt die Berliner Gewerbe-Ausstellung?

Ein Epilog.

Von Wilhelm Berdrow.

Das verregnete Fest im Treptower Park ist zu Ende, und mit sehr viel Worten und sehr wenig sicheren Unterlagen beginnt nach allen Seiten die Erörterung der Frage, die jeder Ausstellung folgt: Hat das Unternehmen Erfolg gehabt? — Läßt sich der Erfolg einer Ausstellung ziffernmäßig berechnen? Nimmermehr! — das eine kann man lediglich feststellen, ob die durch Garantiefonds aufgebrachten Kosten der Verwaltung, der Gebäude u. dgl. durch die Eintrittsgelder und Miethen gedeckt worden sind, und da könnte sich wohl herausstellen, daß in Folge des, in den ersten Monaten ein wenig hinter der Voraussetzung zurückgebliebenen Besuches ein kleines Deficit entstanden ist, das sich zwischen 10 und 20 Procent des gezeichneten Garantiefonds bewegen mag. Ein etwas günstigeres Wetter hätte vermuthlich die Einnahmen eben so viel über den Voranschlag gesteigert, als sie nun dahinter zurückzubleiben scheinen, — mögen sich also die Garantiezeichner, von denen natürlich keiner sein Geld aus anderen Motiven als aus Patriotismus und Anhänglichkeit an die große Sache geopfert hat, damit trösten, daß diesmal wirklich ein Opfer, nicht nur in Worten, damit verbunden war.

Uebrigens kann man nicht wissen, ob nicht die Mehrzahl der so Geschädigten in anderer Eigenschaft, sei es als Aussteller, als Wohnungsvermiether, als Bodenbesitzer oder Verkehrsunternehmer, weit mehr gewinnt, als sie am Deficit des Garantiefonds verlieren kann. Denn diejenigen Spalten der Ausstellungsbilanz, welche sich nicht mit nackten Ziffern füllen lassen: die Zunahme des Fremdenstromes, die im Verkehr und im Genuß mehr als sonst umgesetzten Summen, die Bestellungen, welche den Ausstellern in Folge ihrer Betheiligung zugehen, die sofort abgeschlossenen Verkäufe, die Millionen, welche dem Ausstellungspark im engeren und der Ausstellungsstadt im weiteren Sinne zugeströmt sind, — Alles das mag die vier Millionen des Garantiefonds um das Zehn- bis Zwanzigfache überwiegen. Es ist dabei belanglos, ob einzelne Unternehmer, sei es unter den Ausstellern, Restaurateuren oder den Schaubudenbesitzern des riesigen Jahrmarktes, der die Industriehallen umgiebt, beweglich klagen, so belanglos wie die Stimmen der Berichterstatter in fast allen Tageszeitungen, die, je nachdem sie einen schmunzelnden oder seufzenden Aussteller gesprochen haben, ihr rasch fertiges Urtheil über Erfolg und Mißerfolg des großen Unternehmens in die Welt setzen. Schwerer wiegt schon die, meist günstige, stets aber der Wichtigkeit der Sache entsprechende Behandlung der Gewerbe-Ausstellung in der Fachpresse des In- und Auslandes. Und Bedeutung hat es auch, wenn ein Fachblatt, wie der Gewerbefreund oder das Polytechnische Centralblatt, nach sorgfältigen Erhebungen und unter enger Fühlung mit bedeutenden Gruppen der Aussteller, über den industriellen Erfolg der Schaustellung das günstigste Urtheil fällen konnte. Es sind in vielen Gruppen nicht allein die ausgestellten Gegenstände, insbesondere Wagen, Maschinen u. dgl., Möbel, elektrische Apparate ꝛc. verkauft worden, sondern auch Bestellungen in so großer Zahl, sowohl aus Deutschland als vom Auslande, gemacht worden, daß der commerzielle Erfolg für die Berliner Industrie unbestreitbar ist.

Damit komme ich auf den Werth der Ausstellungen überhaupt und auf die Lehre, welche die diesjährige Gewerbe-Ausstellung dem deutschen Industriellen für das Jahr 1900 zu ertheilen geeignet ist. Man hat gut sagen, daß die Welt ausstellungsmüde und, daß im Zeitalter der Reclame, der Reisenden und Zweiggeschäfte der festliche Aufbau der vorübergehenden Schauhallen überflüssig geworden sei, — die Wirklichkeit zeigt nichts Anderes als ein immerwährendes Anwachsen der Ausstellungen an Zahl und Umfang. Mag auch das Uebergewicht des Jahrmarktes, mit dem man heute die Weltausstellungen zu umgeben pflegt und auch die Berliner Gewerbe-Ausstellung umgeben hat, sich immer mehr fühlbar machen, ganz kann es den ursprünglichen Kern, aus dem das Ausstellungswesen herausgewachsen ist, doch nicht überwuchern. Die raffinirteste Reclame und der geschickteste

Digitized by Google

Geschäftsreisende vermögen einmal nicht, die Leistungen eines industriellen Hauses so beredt hervorzuheben, wie der geschmackvolle Aufbau in den Hallen einer Ausstellung. Die unmittelbare Anschaulichkeit ausgelegter Producte oder arbeitender Maschinen wirkt, wie es scheint, gerade auf den praktischen Geschäftsmann eindringlicher als Rede und Schrift, und mehr noch, als vom heimischen, gilt das vom ausländischen Besteller, dessen Interesse an neuen gewerblichen Producten vielfach erst mit der näheren Bekanntschaft und nach eigenem Schauen beginnt. Schon der Umstand an sich, daß ein Geschäftshaus die Gelegenheit, sich im Wettbewerb einer Ausstellung hervorzuthun, nicht bequem übergeht, sondern mit Eifer ergreift, nimmt den Besteller günstig für dasselbe ein, und hat nicht der Rückschluß von der, gelegentlich einer Ausstellung bewiesenen Thatkraft auf die Leistungsfähigkeit im Allgemeinen seine Berechtigung?

So kommt es, daß trotz der gerade von den größten Industriellen so ostentativ zur Schau getragenen „Ausstellungsmüdigkeit" doch jede weitere Ausstellung auf frische, fröhliche Betheiligung rechnen darf. Man versichert wieder und wieder, nur aus Patriotismus, aus Noblesse, aus Gewohnheit, Gott weiß, aus welchen Motiven sonst noch, auszustellen, aber die Hauptsache — man stellt eben aus und hat es selten zu bereuen. Chicago war für Deutschland die beste Probe auf's Exempel; tausend Stimmen aus Industriekreisen haben bezeugt, daß die Vertretung unseres Landes in der dort geübten geschlossenen Weise großartig gewirkt hat. Berlin hat in diesem Jahre bewiesen, daß wir noch ungleich mehr leisten können, denn viele Gruppen, die in Chicago nur angedeutet werden konnten, sind hier ungleich großartiger entfaltet worden. Die Lehre der Ausstellung von 1893 war, daß wir uns an dem großen Pariser Wettbewerb betheiligen müssen, und die Regierung hat jenen Erfolg ganz richtig gedeutet, als sie zuerst unter den geladenen Gästen Frankreichs ihre Betheiligung zusagte. Die Ausstellung von 1896 könnte uns nun lehren, wie sich Deutschland 1900 zu betheiligen hat, — oder auch: wie man's nicht machen soll.

Denn nicht durchweg bot das nun abgeschlossene Unternehmen erfreuliche Bilder. Von groben und kleinen Irrthümern und Verstößen hinsichtlich der Leitung, des Planes, der Anlage und Durchführung rede ich hier nicht: sie können auf dem Marsfelde nicht wiederholt werden, weil wir dort lediglich Gast sind, eine Gruppe unter anderen bilden und an der künstlerischen und organisatorischen Gestaltung nur verschwindend Antheil nehmen werden. Nur die Verstöße, die von den Ausstellern selbst gemacht worden sind, verdienen kurze Erwähnung. Daß in mehreren Gruppen, ich nenne nur die Textilindustrie, den Maschinenbau und die Elektrotechnik, einige der größten Firmen sich engherzig zurückgezogen haben oder doch, wenn sie ausstellten, es in einer Weise thaten, der die Nichtbetheiligung vorzuziehen gewesen wäre, ist viel bemerkt worden. Diejenigen unter ihnen, welche in Deutschland ihren Absatz nicht mehr erweitern können und für den Export von einer Berliner Ausstellung sich nichts versprachen, mögen eine Pariser Ausstellung aus eigenem Antrieb besser beschicken, weil sie sie von den Vertretern fremder Länder besser besucht wissen; Andere, denen die Kosten oder die Umstände der Betheiligung gegen den Strich gehen, werden wohl auch dort durch Abwesenheit glänzen, — zum Nutzen der Concurrenz. Wichtiger ist die Frage, welchen Gruppen der deutschen Industrie die Theilnahme am Pariser Völkerfest überhaupt von Nutzen sein kann. Die Ausstellung im Treptower Park als eine solche der specifisch Berlinischen Industrie konnte in erster Linie nur von Bedeutung für den heimischen Markt sein, und wenn trotzdem, wie es der Fall ist, bedeutende Erfolge hinsichtlich des Exports schon jetzt zu verzeichnen sind, so zeugt das um so mehr für die ungeschwächte commerzielle Zugkraft der Ausstellungen. In Paris wird für die deutschen Industrien der Export die Hauptsache sein, und ganze Gruppen, die im Treptower Park zu den umfänglichsten gehörten, werden fortfallen können: unseren chemischen Industrien, dem Textilgewerbe, der Walzwerks- und Maschinentechnik, dem Kunstgewerbe, der Holz-, Galanterie-, Papier- und Glaswaaren-Industrie, die zwei Drittel unserer Ausfuhr umfassen, wird der Hauptantheil der deutschen Betheiligung auf der Pariser Ausstellung zukommen. Unstreitig besteht ein Unterschied zwischen den verschiedenen Gewerben hinsichtlich der Geeignetheit ihrer Producte für Ausstellungszwecke: Man kann, wie in Chicago, ganze Säle mit den Mineralien erzreicher Länder füllen, ohne damit dem Export nennenswerthe Dienste zu leisten, wie werthvoll diese Abtheilungen einer Ausstellung, als naturhistorische Museen betrachtet, immer sein mögen. Man kann riesige Hallen mit Stiefeln und Schuhen, mit Leinen- und Wollproben, Hanf und Leder vollstopfen, und — sie werden leer von Besuchern bleiben. In einer Ausstellung, wo aller Erfolg auf unmittelbare Anschauung sich gründet, müssen dem Auge Zugeständnisse gemacht werden: die erstaunlichsten Anhäufungen bloßer Waarenvorräthe bleiben dem Besucher todter Kram, und immer wieder erfährt man, daß nur feiner Geschmack in der Anordnung und Auswahl, nur strenge Berücksichtigung des Schönen, Interessanten oder wenigstens Auffälligen den Erfolg nach sich ziehen. Manchen Industrien macht ihr Gegenstand es leicht, diese Bedingungen zu erfüllen: die glänzenden Gruppen der Gold- und Kunstschmiede, der Broncegießerei, der Möbeltischlerei, ja selbst der Galanteriewaarenbranche bewiesen im Treptower Parke, wie leicht man die Aufmerksamkeit des Publicums fesseln kann. Sie alle nehmen an unserer Ausfuhr, die meisten mit steigenden Ziffern, Theil, und es wäre wohl zu wünschen, daß ausgewählte Collectionen dieser Fächer in Paris zur Ausstellung kämen, um zu bezeugen, daß wir von jenem Geschmack, der noch vor zehn Jahren den Pariser Broncen und den anderen kunstgewerblichen Producten Frankreichs den Weltmarkt fast unbeschränkt offen hielten, genug gelernt haben, um die Aufmerksamkeit zu verdienen, die neuerdings in England, Amerika, Rußland, ja in Frankreich selbst, unserem Kunstgewerbe zugewendet wird. Freilich wird es schwer halten, das Gute der genannten Industrien zur Anschauung zu bringen, ohne die unvermeidliche Zugabe von Mittelmäßigem und Schlechtem, die es zu umgeben pflegt.

Auch das schlechthin Interessante wird gewissen Industrien, die der ästhetischen Reize entbehren, ihre gewohnte Anziehungskraft verleihen. Deutsche Maschinen und Instrumente werden, vorausgesetzt, daß ihre Ausstellung mit Geschick und Energie erfolgt, in Paris nicht mindere Anerkennung finden als in Chicago. Hier liegt auch ein Mittel, anderen Gewerben, welche an sich nur mehr oder weniger langweilige Rohstoffe und Halbfabricate produciren, erhöhtes Interesse zu verleihen. Wie auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung die chemische Abtheilung eine ungewohnte Bereicherung erfuhr durch die Hinzufügung der lehrreichen Unterabtheilung für chemische Apparate und Instrumente, so könnten viele andere Gewerbe, ich nenne nur die Gewebe-, Papier- und Bekleidungstechnik, ungleich anziehender ausstellen, wenn sie sich einer möglichst genauen Veranschaulichung ihrer Herstellungsmethoden und Apparate befleißigten. Selbst den Fachmann werden die Producte eines Landes mehr anziehen, dessen Maschinen und Verfahren er gleichzeitig beobachten kann und den neuesten Fortschritten entsprechend findet. Freilich ist es bequemer, einen Haufen Stoffe, Papier oder Seifen auszustellen, als ihre Herstellung mittels moderner und kostspieliger Maschinerien zu zeigen, aber letztere erregen Aufmerksamkeit, an ersteren geht man achtlos vorüber.

Auswahl des Besten, um dem im Auslande immer noch recht verbreiteten Urtheil zu entgehen, Deutschlands wachsender Export gründe sich lediglich auf die Billigkeit seiner mittel-

Digitized by Google

mäßigen Producte, — ferner Geschicklichkeit in der Methode des Ausstellens, wobei auf den Umstand, daß gute Fabricate sich überall mit deutschen Maschinen und Apparaten erzielen lassen, besonders Gewicht zu legen wäre —, endlich eine würdige Betheiligung unserer ersten Weltfirmen, um Deutschlands Ebenbürtigkeit selbst gegenüber den besten Leistungen aller anderen Länder immer auf's Neue zu betonen: das Alles wird nöthig sein, um einen annähernd gleichen Erfolg, wie er uns in Chicago zugefallen ist, auch in Paris für 1900 zu erlangen; die Anstrengungen werden hier noch weit größer sein müssen als dort, um dasselbe zu erreichen, denn es ist zu erwarten, daß von allen Seiten mehr Energie aufgewendet werden wird. Aber die Ausstellung des gegenwärtigen Jahres hat auch gezeigt, daß schon die Industrie einer einzigen großen deutschen Stadt größerer Anstrengungen, als sie für Chicago aufgeboten wurden, wohl fähig ist: welche Anerkennung hätte 1893 jene Ausstellung von Goldschmiedearbeiten, von Broncen oder Lampen gefunden, die wir jetzt im Treptower Park gesehen haben! — Wird sich jener erhöhte Wagemuth, jene Geschlossenheit des Vorgehens, jener Geschmack in der Wahl und Anordnung des Besten, wie sie auf der nächsten Welt-Ausstellung allein einen ganzen Erfolg verbürgen können, noch einmal finden? Es wäre schade um das vor drei Jahren erworbene und heuer befestigte Renommée der deutschen Industrie, schade um unseren wachsenden Export und um die ausstellungstechnische Schulung dieses Jahres, wenn es anders wäre.

Die Frauen und die Reichsgesetzgebung.

Von Amtsgerichtsrath Hermann Jastrow (Berlin).

Unter der vorstehenden Ueberschrift hat Frau Bianca Bobertag in No. 39 der „Gegenwart" eine Arbeit voll schwerer Vorwürfe gegen das Männergeschlecht und gegen die Behandlung, die es der Frau im Rechtsleben angedeihen läßt, veröffentlicht. Ich will den leidenschaftlichen Ton dieser Erörterungen nicht fortsetzen. Müßte ich doch dabei unfehlbar den Kürzeren ziehen. Denn Bianca Bobertag ist eine berühmte Romanschriftstellerin und ich bin ein simpler Alltagsjurist. Und da Frau Bobertag uns Männern so häufig zu Gemüthe führt, doch ja nach den Regeln der Klugheit zu handeln, so wird sie es mir nicht verübeln, wenn ich bemüht bin, die Discussion in eine Form zu leiten, in der wir Männer nicht so unbedingt die Ueberlegenheit der Frauen anzuerkennen genöthigt sind, wie auf dem Gebiete des Ueberströmens der Leidenschaften.

Bianca Bobertag findet die vermögensrechtliche Stellung der Ehefrau im Bürgerlichen Gesetzbuch so unerhört, daß sie dafür den Ausdruck einer „Sanctionirung des Raubes" braucht. Ich muß mir gestatten, gegen die Begründung dieser Aeußerung den Einwand zu erheben, daß der Schreiberin die Bestimmungen, welche sie kritisirt, nicht ganz bekannt waren und daß sie deßhalb zu einem wesentlichen Theile gegen ein Phantom kämpft.

Frau Bobertag ist ganz offenbar der Meinung, im Bürgerlichen Gesetzbuch sei es bestimmt, daß, wenn eine verheirathete Frau selbst einen Erwerb übt, der Mann ihr das Erworbene fortnehmen dürfe. Im Bürgerlichen Gesetzbuch ist aber in Wahrheit das gerade Gegentheil vorgeschrieben. Das Vermögen der Frau wird hier eingetheilt in eingebrachtes Gut und in Vorbehaltsgut. Und die wichtigste Vorschrift über den Begriff des Vorbehaltsgutes ist die des § 1367:

„Vorbehaltsgut ist, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbstständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes erwirbt".*)

Ueber das Vorbehaltsgut aber hat der Mann nicht die geringste Verfügung. Die Frau hat die völlig freie Verwaltung desselben genau so, als ob sie unverheirathet wäre. Nur einen einzigen Anspruch hat der Mann hier gegen die Frau — und diesen erkennt im Princip auch Frau Bobertag als berechtigt an —: er kann aus dem Ertrage von der Frau einen „angemessenen Beitrag" zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes verlangen. Was „angemessen" ist, hat das Gesetz nicht näher bestimmt, da die Verhältnisse zu verschieden sind. Bei einem Manne, der selbst einen reichlichen Verdienst hat, mag es genügen, wenn die Frau ihre Garderobe und ähnliche Ausgaben von ihrem Erwerbe bestreitet. Ein kranker Mann, der auf Arbeitserwerb angewiesen ist, wird dagegen, auch wenn er nicht gerade erwerbsunfähig ist, verlangen können, daß die Frau all' ihren Erwerb in die Wirthschaft steuert und seine Arbeitskraft thunlichst schont. Das Uebrige liegt in der Mitte und kann nur nach der individuellen Gestaltung des einzelnen Falles ermessen werden. Mit Unrecht verlangt Frau Bobertag, daß die Frau nur so viel beitragen soll, als ein Officiant kostet, den man deßhalb annehmen muß, weil die Frau ihre Kräfte der Wirthschaft entzieht. Es kann Fälle geben, in denen die Schätzung des Betrages auf dieser Grundlage sachgemäß ist. Aber wenn eine Frau als Sängerin 20000 Mark im Jahr verdient, während ihr Mann ein Einkommen von 6000 Mark hat, dann ist sie der Regel nach die thatsächlich dominirende in der Ehe und die Einrichtung des Hausstandes geschieht auf der Grundlage ihres Einkommens und Berufes und nicht desjenigen des Mannes. Es hieße, allen realen Verhältnissen in's Gesicht schlagen und wäre eine Satzung, die bloß auf dem Papier stände, wenn man hier bestimmen wollte, daß die Frau von ihren Einkünften 1000 Mark abzuliefern habe, weil so viel die Annahme einer Erzieherin für die Kinder kostet.

Jedenfalls ersieht man aus Vorstehendem, daß von einer Unfähigkeit der Frau zur Verwaltung und Verausgabung des von ihr selbst Erworbenen gar keine Rede ist. Im Gegentheil: ob Waschfrau oder Schriftstellerin, ob Clavierlehrerin oder Schauspielerin: was die Frau durch ihre Arbeit erwirbt, über das hat sie nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ganz allein zu verfügen und wenn sie davon etwas zurücklegt, über das Zurückgelegte ganz ebenso. Die Kritik gegen den vermeintlich anderen Zustand ist also ein Kampf gegen ein selbst zurechtgemachtes Phantom.

Anders als mit dem Vorbehaltsgut steht es freilich mit dem „eingebrachten Gut". Nach der — nicht ganz glücklichen — Sprachweise des Gesetzgebers ist hierunter nicht bloß das zu verstehen, was die Frau in die Ehe einbringt, sondern auch der Erwerb in der Ehe, soweit er nicht Vorbehaltsgut ist. Mit anderen Worten: Eingebrachtes Gut ist

*) Die Leserinnen, die sich für die Frauenrechtsbewegung interessiren, werden zu wissen wünschen, was noch sonst Vorbehaltsgut ist. Da ich vielleicht nicht ganz ohne Grund annehme, daß sie auf dem internationalen Frauencongreß mehr Kritik über das Bürgerliche Gesetzbuch als den Inhalt desselben erfahren haben, so seien die Vorschriften hier mitgetheilt.

§ 1366. Vorbehaltsgut sind die ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmten Sachen, insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräthe.

§ 1368. Vorbehaltsgut ist, was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut erklärt ist.

§ 1369. Vorbehaltsgut ist, was die Frau durch Erbfolge, durch Vermächtniß oder als Pflichttheil erwirbt (Erwerb von Todeswegen) oder was ihr unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zuwendung bestimmt hat, daß der Erwerb Vorbehaltsgut sein soll.

§ 1370. Vorbehaltsgut ist, was die Frau auf Grund eines zu ihrem Vorbehaltsgut gehörenden Rechtes oder als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung eines zu dem Vorbehaltsgut gehörenden Gegenstandes oder durch ein Rechtsgeschäft erwirbt, das sich auf das Vorbehaltsgut bezieht.

Digitized by Google

alles dasjenige, was nicht Vorbehaltsgut ist. Da nun aber der Arbeitserwerb der Frau immer Vorbehaltsgut ist, so berührt die Frage nach dem Schicksal des eingebrachten Gutes hauptsächlich nur die — großen oder kleinen — Capitalistinnen; die Frage ist, um im Stile der Frauenrechtlerinnen zu reden, mehr eine „Damenfrage", womit ich indessen bloß klarstellen will, daß sie nur einen kleinen Theil der Frauen betrifft, nicht etwa, daß sie keine Wichtigkeit habe. Ueber das eingebrachte Gut nun hat allerdings der Mann das Verwaltungsrecht. Freilich ist dieses Recht keineswegs so umfassend, wie unsere Frauenrechtlerinnen vielfach verbreiten. Es unterliegt vielmehr zahlreichen Beschränkungen, als deren wichtigste ich nur anführen will, daß der Mann Geld, welches nicht zu Ausgaben erforderlich ist, in mündelsicheren Papieren anlegen muß, daß er — mit alleiniger Ausnahme der zum Verbrauch oder zum Umsatz bestimmten Gegenstände — kein Stück der Frau ohne deren Zustimmung veräußern darf, daß er endlich über den Stand der Verwaltung der Frau auf Verlangen Auskunft ertheilen muß. Immerhin er hat das Verwaltungsrecht. Aber im Gegensatz zu Frau Bobertag führe ich dieses Recht nicht auf eine angenommene Unfähigkeit der Frau zur Vermögensverwaltung zurück, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß derartige Anschauungen früher die herrschenden waren und sich vereinzelt auch heute noch finden. Indessen wenn wir der unverheiratheten Frau das volle Verfügungsrecht über ihr Vermögen zuerkennen, wenn wir die — alte oder junge — Wittwe mit der Verwaltung nicht nur ihres Vermögens, sondern desjenigen ihrer Kinder betrauen und ihr hierbei nicht etwa geringere, sondern sehr viel größere Rechte einräumen, als einem bestellten männlichen Vormunde, wie sollten wir da annehmen, daß die Frau gerade für die Zwischenzeit ihrer Verheirathung die Fähigkeit zur Vermögensverwaltung verloren habe? Dieses kann also der Grund der gesetzlichen Vorschriften nicht sein. Auch in der Auffassung von einer Vormundschaft des Mannes über die Frau erblicke ich diesen Grund nicht. Der Satz im § 1399 des Bürgerlichen Gesetzbuches „Zu Rechtsgeschäften, durch die sich die Frau zu einer Leistung verpflichtet, ist die Zustimmung des Mannes nicht erforderlich" bringt die Selbstständigkeit der Frau zu so klarem Ausdruck, daß die Annahme einer Bevormundung der Frau durch den Mann ganz abzuweisen ist. Ich sehe vielmehr den Grund der gesetzlichen Vorschriften über das Verwaltungsrecht des Mannes einfach in der Natur der ehelichen Verhältnisse, in der Normirung dessen, was thatsächlich geübt werden würde, auch wenn es im Gesetze nicht stände. Zum Zwecke der Erörterung dessen mag mir die freundliche Leserin auf eine kleine Excursion folgen.

Unser Recht und namentlich unser Privatrecht beruht auf zweierlei Arten von Vorschriften: Die eine nennen wir zwingendes, die andere — mit einem fremden Ausdruck, für den ich keinen treffenden deutschen weiß — dispositives Recht. Zwingendes Recht ist dasjenige, welches der Staat so gebietet, daß es die Parteien auch nach ihrem Willen nicht abändern können, wie z. B. der Satz, daß ein Mann nur eine Frau und eine Frau nur einen Mann zu gleicher Zeit haben darf. Selbst die weitherzigste Gattin kann ihrem Manne keinen Dispens von dieser Vorschrift geben. Dispositives Recht dagegen ist dasjenige, welches eigentlich nur als Namens der Parteien disponirend gedacht wird, während diese es beliebig abändern können, so daß das Recht also nur insoweit gilt, als die Parteien in ihren Abmachungen nichts Anderes bestimmt haben. Hierher gehört z. B. der Satz, daß, wer eine Zahlung zu leisten hat, solches in deutschem Gelde thun muß. Selbstredend können dem gegenüber die Parteien verabreden, daß die Zahlung in Rubeln oder in Franken zu leisten ist, so daß also die gesetzliche Norm nur so weit gilt, als die Parteien nichts Anderes verabredet haben. Das eheliche Güterrecht nun gehört durchweg dem dispositiven Recht an. Mann und Frau haben die Befugniß, sowohl vor als während der Ehe durch Vertrag ihr Güterrecht ganz nach Belieben zu ordnen: sie können alles Vermögen der Frau zum Vorbehaltsgut erklären, sie können es zum eingebrachten Gut erklären und dabei doch die Rechte des Mannes nach ihren Wünschen einschränken, genug, sie können die beiderseitigen Rechte ganz nach Belieben abgrenzen. Das sogenannte „gesetzliche Güterrecht" gilt nur so weit, als die Eheleute nicht durch Vertrag anders bestimmt haben.

Wenn nun der Gesetzgeber zu Vorschriften über die sogenannten dispositiven Rechtsnormen schreitet, — welche, beiläufig bemerkt, im Privatrecht den größten Theil des ganzen Rechts bilden — so gilt dabei als Princip, die gesetzliche Norm so zu stellen, daß sie thunlichst in den meisten Fällen dem entspricht, was die Bevölkerung thatsächlich als Rechtssitte übt und in Zukunft üben wird. Diejenigen Fälle, in denen diese Norm als nicht passend empfunden wird und wo also eine Abänderung durch Vertrag nothwendig wird, müssen bei weiser Gesetzgebung die Ausnahme bilden. Ein Gesetzgeber, der umgekehrt verfahren würde, würde entweder die Anwendung des Gesetzes zu einer Ausnahme gestalten, während diese Anwendung die Regel bilden soll, oder er würde einen unerträglichen Zustand schaffen. Ein Beispiel mag dies erläutern: Beim Verkaufe von Sachen wird der Kaufpreis zum Theil sofort, zum Theil erst später, in vier Wochen, drei Monaten, einem Jahre gezahlt. Die Parteien können sich darüber nach Belieben verständigen. Der Gesetzgeber muß nun aber vorschreiben, wie es gehalten werden soll, wenn nichts darüber verabredet ist. Hierbei muß der Gesetzgeber so zu Werke gehen, daß er fragt: wie geschieht es denn gewöhnlich? Und da er findet, daß gewöhnlich jede Sache bei ihrer Entnahme bezahlt wird, so erhebt er diesen Satz zur gesetzlichen Norm und überläßt es denen, die ein Anderes wollen, dieses zu verabreden. Ein Gesetzgeber, der etwa bestimmen wollte, der Kaufpreis für eine Sache sei nach einem Jahr zu zahlen, und derjenige Verkäufer, der damit nicht zufrieden ist, möge sich ein Anderes ausbedingen, würde so verkehrt wie denkbar handeln. Er würde das, was die Ausnahme ist und weiter sein wird, zur Regel erheben, und würde das Gesetz dazu degradiren, den Ausnahmezustand darzustellen, von welchem abzuweichen die stehende Sitte wäre. So verhält es sich auch beim ehelichen Güterrecht. Der Satz, daß der Mann das Vermögen der Frau verwaltet, ist nicht nur bestehendes Recht, sondern er würde die überwiegende Uebung auch dann sein, wenn im Gesetz das Gegentheil stände. Denn daß die Frau ihr Vermögen dem Manne in die Hand giebt, das thut sie nicht, weil es im Gesetz so steht, sondern einerseits, weil es ihrem Empfinden entspricht, andererseits, weil die Nothwendigkeit es mit sich bringt. Man darf dabei nicht lediglich an die reichen Frauen denken, die doch selbst unter den Besitzenden immer noch die verschwindende Minderheit bilden. Daß eine Frau Vermögen einbringt, um es in Staatspapieren oder Hypotheken anzulegen, ist mindestens beim Kleinbesitz nicht die Regel. Regel ist hier vielmehr, daß mit den paar Tausend Mark, welche die Frau einbringt, ein Geschäft begonnen oder erweitert wird, eine Wirthschaft verbessert wird oder dergl. Und dieses Geld kann nach der Natur der Sache nur der Mann in die Hände bekommen; denn dieser muß es im Geschäft verwenden. Würden wir die gesetzliche Regel aufstellen, daß die Frau vollständige Verwalterin ihres Gutes bleibt, so würde die Praxis dieses Satzes spotten und es würde der Zustand eintreten, der, wie gezeigt, nicht eintreten soll, daß die thatsächliche Uebung dem Gesetze widerstreitet. Die paar reichen Leute, welche ihre Töchter mit Renten ausstatten, und allenfalls die Frauen, welche Beamte, Officiere oder studirte Männer heirathen, um ihr mäßiges Capital rein auf Zinsen zu legen, können wir getrost und ohne Verantwortung auf den Weg eines Ehevertrags verweisen, wenn sie solchen für erforderlich halten. Die Masse der Kleinbesitzer können wir hierauf nicht drängen. Dieser Auffassung hat der Gang der Reichstagsberathung

Digitized by Google

beim ehelichen Güterrecht entsprochen. Neben den Socialdemokraten, welche bei diesem Punkte eine reine Principienreiterei treiben, war es der Frhr. v. Stumm, der verkörperte Typus der reichen Leute, welcher bei der Verfechtung voller Gütertrennung die Führung übernahm. Gewiß: für die Töchter reicher Leute paßt das System. Das Bürgerthum aber hat, indem es die Gütertrennung ablehnte, mit ganz richtigem Tacte sich dasjenige als Recht gesetzt, was in der weitaus größten Zahl der Fälle unter allen Umständen thatsächlich geübt würde, es mag im Gesetze stehen, was da wolle. Selbst wenn Frau Bianca Bobertag das Bürgerliche Gesetzbuch selbst zu machen hätte, sie würde nicht verhindern können, daß für die Regel das Vermögen der Frau — nota bene: das Arbeitseinkommen steht, wie dargelegt ganz außer Frage — in die Verwaltung des Mannes übergeht.

Aber — so hört man von den Frauenrechtlerinnen öfter einwenden — die thatsächliche Hingabe des Vermögens Seitens der Frau an den Mann kann man mit dem rechtlichen Zwange dazu nicht vergleichen. Stellt das Gesetz das System der Gütertrennung auf und giebt eine Frau trotzdem und, ohne einen Ehevertrag zu schließen, ihr Vermögen thatsächlich in die Hände des Mannes, dann hat sie — je nach den Umständen — entweder dem Manne das Geld geliehen oder ihn zu ihrem Verwalter freiwillig bestellt. Ein Darlehen aber kann man kündigen und eine Verwaltungsvollmacht kann man widerrufen. Die Frau kann also solchen Falles jeder Zeit wieder zu ihrem Vermögen gelangen, wenn die Verwaltung des Mannes ihr nicht gut scheint oder wenn sie sonst einen Grund dazu hat. Uebersetzen wir diesen Satz in die Praxis. Wie wird sich da die Sache stellen? Die Frau hat 10 000 Mk. in die Ehe gebracht, die im Geschäfte des Mannes, wie man sich ausdrückt, „arbeiten". Eines Tages eröffnet die Frau — womöglich mit eingeschriebenem Briefe — dem Manne, sie wünsche ihr Geld zurück. Glaubt man, der Mann werde einfach, wie an einen Geschäftsfreund, erwiedern: „Ich bestätige ergebenst den Empfang Ihrer Kündigung und habe mir die Zahlung zum ersten k. M. vorgemerkt?" Der Mann wird vielmehr in 99 von 100 Fällen das Geld nicht zahlen und in 90 Fällen von 100 wird er es ohne seinen Ruin vielleicht gar nicht zahlen können. Um zu ihrem Gelde zu gelangen, gäbe es nun für die Frau kein anderes Mittel, als den Mann zu verklagen. Und das soll der normale Weg in der Ehe sein, wie die Frau zu ihrem Rechte kommt? Mit dem Manne soll sie weiter zu Tische und zu Bette gehen, den sie vor den Richter fordert und dem sie den Gerichtsvollzieher auf den Hals schicken will, um ihn auszupfänden? Wohlgemerkt: es wird von den Frauenrechtlerinnen nicht unterstellt, daß es sich hier um eine zerrüttete Ehe handelt; es liegt vielmehr ganz einfach einer der normalen Wege der Verwaltung des Frauenvermögens, die Rückforderung desselben vom Manne, vor. Und wenn die Frau den Mann wirklich verklagt, kann er sich nicht mit Grund dahin vertheidigen: die Hingabe des Geldes in sein Geschäft sei nicht so gemeint gewesen, daß es jeder Zeit zurückgefordert werden könne; er habe das Geld auf Treue hingenommen; in der Meinung, es zu behalten, habe er mit Zustimmung der Frau seine Geschäftseinrichtungen getroffen; treulos handle die Frau, welche jetzt das Geld zurückfordere, in der sicheren Voraussicht von ihres Mannes Ruin? Ist diese Einrede der Treulosigkeit (juristisch: exceptio doli) nicht begründet? Um ihr wirksam zu begegnen, müßte man nothwendig im Gesetze vorschreiben, daß die Frau das Geld nur aus wichtigen Gründen wieder fordern dürfe. Thut man das aber, dann entkleidet man ja die Frau ihrer selbstherrlichen Entschließung. Ja man schafft alsdann annähernd den Zustand, der schon jetzt Rechtens ist. Denn überwiegend werden plausible Gründe für die Frau dann vorliegen, wenn ihr Vermögen beim Manne gefährdet ist. Für solche Fälle giebt ihr aber das Bürgerliche Gesetzbuch einen ausgiebigen Schutz und es ist eitel Unwahrheit, wenn wir in den Versammlungen unserer Frauenrechtlerinnen hören, das Vermögen der Frau sei in der Ehe „preisgegeben". Sofern der Mann in seiner Verwaltung die Rechte der Frau erheblich gefährdet, und auch noch in gewissen anderen Fällen kann die Frau nach ihrer Wahl vom Manne eine Sicherheitsleistung oder die sofortige vollständige Gütertrennung fordern (§§ 1391. 1418. 1426). Ja auch beide Rechte gleichzeitig kann sie ausüben.

Wenn Frauen das Gefühl haben, daß ihre Vermögensrechte in der Ehe eine Verkürzung erfahren, so wird die Ehe, in welcher diese Erfahrung gemacht wird, überwiegend eine solche sein, welcher die innere, sittliche Grundlage, die Harmonie der Gatten, bereits genommen ist: es wird keine sittliche Ehe mehr sein. Die Trennung solcher Ehen, welche in Wahrheit keine mehr sind, zu erleichtern, sollte das Ziel der Gesetzgebung sein. Leider hat das Bürgerliche Gesetzbuch die Ehescheidung gerade erschwert. Eine erleichterte Ehescheidung und mit mehr Antheil am gemeinsamen Erwerb, als er jetzt der geschiedenen Frau zukommt, das wird in Wahrheit dasjenige sein, was dem berechtigten Theile der Beschwerden der Frauen Abhülfe schafft, nicht aber eine Abänderung des bestehenden Güterrechtes der Ehegatten. Im letzteren Punkte hat vielmehr das Bürgerliche Gesetzbuch, zu dessen begeisterten Anhängern ich sonst gewiß nicht gehöre, im Großen und Ganzen — alle Einzelheiten will ich nicht vertheidigen — das Richtige getroffen. Für die selbst erwerbende Frau die eigene Verfügung über das Erworbene, — für die Frau, die den schaffenden Mann heirathet und werbendes Capital mitbringt, die Hingabe des Capitals in diejenige Hand, die damit werben soll unter weitgehender Sicherung der Frau gegen eine Gefährdung ihres Besitzes, — für die Frau endlich, die Rentnerin ist und es in der Ehe für eigene Rechnung bleiben will, der Abschluß des Ehevertrages — das ist in Wahrheit: Suum cuique. Diese Worte heißen zu Deutsch nicht bloß: „Jedem das Seinige", sondern ebenso: „Jeder das Ihrige!"

Literatur und Kunst.

Ein Dichtertypus.

(Alfred von Hedenstjerna.)

Von Ernst Brausewetter.

Neben den wahren, großen Dichtern, die zugleich zu den Geistesreformern der Menschheit gehören, giebt es eine andere — glücklichere Art: gemüthliche, ein wenig skeptische Naturen, die eine gewisse behäbige Ruhe lieben. Meist sind sie in kleinstädtischen oder ländlichen Verhältnissen unter Menschen mit engem Gesichtskreis, aber gutem Herzen herangewachsen. Ein solcher Dichter ist kein Kampfmensch — er wird sich nicht auf die Schanze stellen und die Festung der alten Ideale und alten Glücksvorstellungen mit blanker Geisteswaffe vertheidigen, er verläßt sich auf die Dicke seiner Festungsmauern, auf die Unübersteiglichkeit seiner Wälle, auf die Herzenssympathien seiner Anhängerschaft. Er bleibt in seiner Festung, während draußen die Außenwerke, eines nach dem andern, den kühnen Neuerern zum Opfer fallen. Er bleibt drinnen, und er zieht sich in die wärmsten, gemüthlichsten, mit röthlichem Lampenlichte der Wehmuth überstrahlten Stübchen zurück, er sitzt dort im altvertrauten, gleichgesinnten, wärme- und wohligkeitsbedürftigen Freundeskreise, und er erzählt ihnen von solch' stillen, freundlichen, warmen, rosig überstrahlten Heimen, er erzählt ihnen von Liebe, die ewig währet, wenn sie einmal Wurzel geschlagen, von alter Diener-

Digitized by Google

treue, von Vater- und Mutterlieb', von den Segensfreuden des Glaubens. Er erzählt auch vom Kampfe des Lebens, aber in jener weichen, träumenden, rosig überhauchten Art, wie man von dem Traurigen spricht, das fern hinter Einem liegt, im vergoldenden Schimmer der Erinnerung oder das man nur als gerührter Zuschauer, ohne selbst das verwundende Weh zu fühlen, kennen gelernt hat; und er will sich und seine Zuhörer nicht betrüben, darum darf der Kampf des Lebens nicht mit Untergang endigen, darum denkt er immer an das alte Wort von dem Regen, auf den Sonnenschein folgt.

Aber es giebt doch Trauriges im Leben, auf das kein Sonnenschein folgt, es giebt Leute, die ringend zu Grunde gehen, Treue, die gebrochen wird, Liebe, die dem Gebote der Ewigkeit nicht Folge leisten will, Mißgeschick aller Art. Er würde ja die Augen verschließen müssen, wenn er das Alles nicht sehen wollte, er müßte ja wissentlich sich und Andere betrügen. Doch nein, da kommt ihm ein anderer Umstand zu Hülfe, — ein solcher Dichter ist ein gemüthlicher Herr mit scharfem Blick für alle komischen Einzelzüge, die das Leben darbietet. Und siehe da, wie seltsam es sich trifft, gerade mit der tiefsten Tragik geht die heiterste Komik Hand in Hand, wo der Leichenzug vorbeikommt, spielt der Leiermann: Freut Euch des Lebens. Diese Züge ergreift unser Dichter, sein allem Unangenehmen, allem Erschütternden ausweichender Blick eilt im Anblick des Leides umher, bis er den komischen Nebenzug entdeckt hat, bis er durch Erzeugung des Lachens den peinlichen Eindruck des Ernstes verwischen kann. So wird die Lebenstragödie bei ihm zur Farce mit starken Contrastwirkungen, wobei das Tragische nur noch den sanften Schimmer des Rührenden behält, umleuchtet von kicherndem Lachen. Natürlich ist dies Komische nicht feinster Art, es ist nicht aus den Seelentiefen herausgeholt, es ist im Fluge ergriffen, es ist auf der Suche entdeckt, es ist Aeußerliches, mit dem eigentlichen Problem nicht im intimen Zusammenhang Stehendes — aber was macht das: das Traurige ist heiter gemacht, das Peinliche verschwunden, dem Erschütternden der Stempel der Ruhe aufgedrückt.

Und hier haben wir auch das Mittel, wie dieser Dichter mit den neuen Ideen, mit seinen Gegnern draußen vor den Wällen fertig wird. Durch das Fernglas hat er sie aus seinem molligen Stübchen beobachtet, und ihr Kampfeifer, ihre Siegesfreudigkeit hat manches komische Gebaren erzeugt. Das hat sein für dergleichen geschärfter lächelnder Blick erkannt, nun tischt er dies mit übersprudelnder Laune, mit grotesker Uebertreibung seinen Freunden auf. Und sie sitzen drinnen in dem behaglichen Gemach, und sie schütteln sich vor Lachen über die Narren da draußen, während wieder ein neues Fort von diesen genommen wird.

Groteske Komik — ja, das ist neben rührender Sentimentalität der Grundzug seiner Dichtungen, denn er will ja nicht in die feinen Seelenschwingungen eindringen, er will ja nicht die Herzenstiefen durchforschen — dabei könnte er Dinge entdecken, ihm Gedanken aufkeimen, die die lustige Behaglichkeit zerstören könnten — die groben Außenzüge ergreifen, sie noch durch die Wahl unerwarteter, danebentreffender Ausdrücke vergröbern — das ist seine Technik, dadurch wirkt er, und nach seinem Herzen zu wirken, das ist sein höchstes Ziel. Er hat daher etwas vom Faiseur, obwohl er keiner ist, denn dazu ist er zu naiv, zu wenig geistig berechnend. Weil er selbst so sehr bedürftig solcher Eindrücke ist, darum trifft er so sicher und klar das, was den Andern gefällt.

So wächst sein Freundeskreis. Sie sitzen in der umschlossenen Festung; aber es dauert nicht lange, so sitzt Alles, was sich in derselben befindet, in seinem Hause und lauscht seinem Vortrage. Die Zahl der ihn Umgebenden ist größer, weit größer, als die Zahl der draußen Kämpfenden. Sie zählt nach Zehntausenden, nach Hunderttausenden — sie lauschen, andächtig mit Thränen der Rührung, mit kicherndem Lachen, mit jubelndem Bravoklatschen. Bei ihm ist Lebensschönheit, bei ihm ist Lebensfreude, bei ihm Humor! Draußen Grausen und — blendende Lichtfülle.

Das dichterische Charakterbild, das ich hier skizzirt habe, ist in erster Reihe im Hinblick auf den schwedischen Dichter Hedenstjerna geschrieben. Dieser Autor, der in Schweden unter dem Pseudonym Sigurd schreibt und den die „Gegenwart" bei uns eingeführt, so recht eigentlich für Deutschland entdeckt hat, erfreut sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Während in Schweden Bücher, die Erfolg haben, sonst in Auflagen von 3000 Exemplaren verkauft werden, setzt man von Hedenstjerna's Schriften zehn- und zwölftausend Exemplare ab. Und dabei sind ein Theil dieser Schriften nur kleine Gelegenheitsskizzen, die der Autor in Ausübung seiner journalistischen Thätigkeit für den flüchtigen Moment zu Papier brachte, Arbeiten, wie sie von andern Autoren überhaupt nicht in Buchform herausgegeben werden. Eine kleine Provinzzeitung (Smålandsposten), deren Redaction Hedenstjerna 1879 übernahm, ist heute eins der verbreitetsten Blätter Schwedens und des nunmehr überaus wohlhabenden Verfassers Eigenthum, lediglich dadurch, daß seine Plaudereien und Artikel zuerst in diesem Blatte erscheinen. Auch in Deutschland gehört er jetzt zu den gerngelesensten Autoren des Nordens, und die Redactionen sind sehr begierig, seine Humoresken und Novelletten zu erwerben.

Hedenstjerna ist am 12. März 1852 als Sohn des früheren Rittmeisters, Hofjunkers und Gutsbesitzers Theodor Hedenstjerna geboren. Er hat nie eine Schule besucht, sondern wurde im Elternhause von seinem Vater, der Philosophie studirt hatte und sich mit Aesthetik, Geschichte und classischen Studien befaßte, unterrichtet. Er wuchs also in einem Heim, unter Bedingungen heran, wie ich sie oben voraussetzte. Nachdem er erwachsen war, begann er nach seiner eigenen humoristisch gehaltenen, aber in den Thatsachen der Wahrheit entsprechenden Selbstbiographie mit Pferden zu handeln, aber gleichzeitig pflegte er auch für Zeitungen zu schreiben, und er versichert, daß er im Ganzen an 37 Zeitungen und Zeitschriften mitgearbeitet und jede Woche mindestens einen Artikel oder eine Novelle geschrieben hat. 1879 wurde ihm eine Redacteurstelle bei der Smålandsposten angeboten und er so vor dem Schicksal bewahrt, ein kleiner Grundbesitzer zu bleiben. Die Provinzpresse spielte damals in Schweden eine klägliche Rolle, aber begann sich allmälig zu heben, und Hedenstjerna scheint seinerseits ein erhebliches Verdienst an dieser veränderten Stellung dieser Presse zu haben, gelang es ihm doch z. B. in Weliö als Berichterstatter seines Blattes im Gemeinderath einen Tisch mit Stuhl und Lichtern zu erlangen, während früher die Berichterstatter am Fenster sitzen und auf ihrem Hutboden schreiben mußten. Im Jahre 1885 verheirathete Hedenstjerna sich mit Hilma Johansson, die er als seine treue Gehülfin auch bei seinen literarischen Arbeiten rühmt, so verdanke er ihr namentlich eine Reihe der besseren Motive in seinen Skizzen „In schwedischem Bauernheim". Er veröffentlichte mehrere Sammlungen von Novellen, Skizzen, Humoresken unter den Titeln: „Kaleidoskop", „Reime und Kehrseime", „Im schwedischen Bauernhause", „Am heimischen Herd", „Bilder und Zerrbilder aus Schweden" und später auch die zusammenhängenden Erzählungen: „Der Hülfsprediger von Orislinge", „Frau Westberg's Pensionäre", „Herrn Jönsson's Memoiren" und „Dürmann's Testament", (die Originale sind bei Geber in Stockholm, Uebersetzungen bei Haessel in Leipzig und Hendel in Halle erschienen).

Aber Hedenstjerna und der Erfolg seiner harmlosen, theils humoristischen, theils sentimentalen Schriften ist kein Einzel-, sondern ein typischer Fall. In allen Ländern können wir solche Poeten des Alten, des Vergangenen, solche Humoristen, solche Satyriker des Modernen finden, die vom Publicumerfolg emporgetragen werden. Sie sind nicht immer ganz so productiv, nicht immer so vielseitig, mit einem Worte nicht immer so begabt, wie Hedenstjerna, und ihr Erfolg daher

Digitized by Google

kein so weitverbreiteter — aber diesen Lieblingen gemüthlicher, ihr Groggläschen und eine erheiternde Lectüre liebender alter Herren und gerngerührter Damen verschiedensten Alters begegnen wir auf den Repertoiren der Hofbühnen, in den Spalten der conservativen und orthodoxen Zeitungen und Zeitschriften, in elegantem Einband auf den Salontischen des Landadels, der Beamtenwelt und des behäbigen Bürgerthums, sie sind ein Literaturtypus, dem es schon lohnte einmal ein paar Worte zu widmen.

Ueber philologische und psychologische Kritik.

Von Professor J. Niejahr (Halle).*)

Die Anwendung der philologisch-kritischen Methode auf die Werke unserer nationalen Literatur hat von Anbeginn neben der erklärlichen Abneigung des gebildeten Laienpublicums auch in den Fachkreisen selbst vielfache offene oder versteckte Anfechtung erfahren. Neuerdings ist nun zu den alten Gegnern eine Partei hinzugekommen, die es sich mit großer Wichtigkeit zur Aufgabe macht, die Mängel und die Unzulänglichkeit der philologischen Kritik Werken der Dichtung gegenüber aufzudecken und die Heranziehung der Psychologie als das allein probate Mittel zu empfehlen, Probleme dieser Art zu lösen. Diese Richtung ist um so gefährlicher, da sie mit dem Schein und Anspruch einer überlegenen Wissenschaftlichkeit auftritt und einen Grundsatz vertritt, dessen Berechtigung in seinen Grenzen niemals Jemand bestritten hat oder bestreiten wird. Die Vorschläge, die zu diesem Zwecke diese neuesten Stürmer und Dränger machen, entbehren denn auch der Entschiedenheit eben so wenig wie der Originalität. Die Jünger der Philologie sollen fortan auf der Universität neben der Ausbildung in ihrem Fach vor Allem die Weihen der Psychologie erhalten, und da die Dichter, wie man weiß, selten ganz normale Menschen sind, so müssen sich an die allgemeinen psychologischen, wie sich gebührt, auch specielle psychiatrische Studien anschließen und ein Cursus in der psychiatrischen Klinik wird eine vielleicht nicht nöthige, aber jedenfalls empfehlenswerthe Sache sein. So ausgerüstet wird dann der Adept, sofern er, was Gott verhüte, nicht selbst ein sehr dringendes Object für den Psychiater geworden ist, jedem Räthsel, das die Betrachtung dichterischer Werke bietet, gewachsen sein und es wird für ihn kein Geheimniß und keine Schwierigkeit mehr geben, da ihm in die Geburtsstätte des poetischen Schaffens selbst zu schauen gegönnt ist. Wie beschämt stehen wir Bekenner einer veralteten philologischen Wissenschaft vor solcher magischen Weisheit da, die wir mit unseren altväterlichen krausbärtigen Instrumenten der Kritik, der Quellenanalyse, der Einzelbeobachtung, der sprachlichen und sachlichen Interpretation froh sind, bis an das Thor jener geheimnißvollen Stätte, wo die dichterischen Ideen geboren werden, vorzudringen. Der Psycho-Philologe sagt: Perlippe, Perlappe, und es öffnen sich ihm Schloß und Riegel.

*) Unser Mitarbeiter Professor August Sauer in Prag giebt seit dem vorigen Jahre im Verlage von Carl Fromme in Wien eine wissenschaftliche Zeitschrift für Literaturgeschichte unter dem Titel: „Euphorion" heraus. Das trefflich redigirte Organ hat bisher die Klippe derartiger literarischer Archive, die Kleinkrämerei der Specialforschung mit all' ihrer Tiefe aber auch Langweiligkeit, sehr geschickt vermieden und die Stoff- und Sagenkunde, die deutsche Prosa, das Theater und den Journalismus historisch in seinen Gesichtskreis gezogen, so daß die Zeitschrift auch für ein größeres Publicum von Interesse ist. Den Bürstenabzügen des unter der Presse befindlichen Novemberheftes entnehmen wir die obigen allgemein ansprechenden Ausführungen und empfehlen zugleich das verdienstvolle Fachblatt allen Literaturfreunden.
D. Red.

Die Analyse dichterischer Compositionen nach ihrem chronologischen und inhaltlichen Ursprung gehört überall da zu den wichtigsten Aufgaben der Kritik, wo sachliche oder formale Disharmonien die Einheitlichkeit und Klarheit des Planes beeinträchtigen und wo erst eine genaue Einsicht in das Zustandekommen des Ganzen den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung der vorhandenen einzelnen Schwierigkeiten ergiebt. Als ein Hauptmittel zur Lösung dieser Fragen hat von jeher die Prüfung und Verwerthung der formalen und inhaltlichen Widersprüche, wo solche vorliegen, gegolten. Es sind gleichsam die Sprünge und Risse, wo man das Instrument der Kritik einsetzen kann, um die Zerlegung des Gesammtgefüges zu beginnen. Es ist daher nur natürlich, wenn die Gegner der Kritik gerade diesen Punkt immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe machen.

Doch die Frage muß endlich beantwortet werden, welcher Art die Widersprüche sein müssen, die für die kritische Zerlegung von Literaturwerken als entscheidend gelten können. Der ganze Streit wäre unmöglich gewesen oder hätte wenigstens doch diesen Umfang nicht annehmen können, wenn man sich hierüber nur einigermaßen klar gewesen wäre. Leider sucht man auch in den methodologischen Handbüchern über diese wichtige principielle Frage vergebens Auskunft. In *v—o* der Odyssee ist Odysseus überall verwandelt, in der weiteren Erzählung ist er es nicht; eine Rückverwandlung aber hat nicht stattgefunden. Hier haben wir also für die Handlung zwei gänzlich widerstrebende Voraussetzungen, von denen die eine die andere aufhebt. Wer wird behaupten, daß dies die einheitliche Conception eines Dichters sein könne? In der Ilias giebt Zeus der Thetis das Versprechen, Achill zu rächen und den Troern so lange das Uebergewicht zu verleihen, bis dem Beleidigten Genugthuung widerfahren sei. Wenn nun, bevor Zeus an die Erfüllung seiner Zusage denkt, erst zur friedlichen Schlichtung des Streites ein Zweikampf folgt, darauf ein siegreiches Vordringen der Griechen, durch das die Troer in Angst und Bedrängniß gerathen, dann ein neuer zweckloser Zweikampf und schließlich ein durch nichts motivirter Mauerbau, so würde man sich vergebliche Mühe geben zu beweisen, daß eine solche Composition planlos sei und aus der Idee eines Dichters habe hervorgehen können. In beiden Fällen handelt es sich um Differenzen, welche die ganze Anlage der Handlung berühren und diese in einem der differirenden Theile entweder unmöglich oder bis zum äußersten Grade unwahrscheinlich machen. Es ist ganz gewiß einer der unumstößlichsten Grundsätze der Kritik: überall da, wo vitale Widersprüche zwischen den Grundlagen einer Darstellung und ihrer weiteren Entwickelung vorliegen, oder wo die inhaltliche Einheit auch nur in einzelnen, aber wesentlichen Punkten gestört ist, hat man es mit der Zusammensetzung verschiedenartiger, von Hause aus nicht zusammengehörender Bestandtheile zu thun. Solche tiefgehenden Incongruenzen finden sich überall, nicht nur in Volksdichtungen, sondern auch in der Kunstpoesie zahlreich genug, und Aufgabe einer ernsten Kritik ist es, sie nicht durch allerlei sophistische Künste wegzuinterpretiren, sondern sie anzuerkennen und als geeignete Fingerzeige für die Analyse zu benützen.

Bisweilen geht mit solchen inhaltlichen Widersprüchen Hand in Hand eine Inconsequenz in der Charakterzeichnung einzelner Personen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Folgewidrigkeiten dieser Art objectiv schwerer nachweisbar sind als die vorher erwähnten, zumal hier auch die Fähigkeit des Dichters in Betracht kommt. Indeß giebt es auch hier einen Maßstab, der in dem Schöpfer des Werkes selbst liegt. Auf Goethe's Mephisto brauche ich nur hinzuweisen, dessen allmälige Charakterwandlung allein schon, auch wenn wir sonst nichts darüber wüßten, den langsamen und uneinheitlichen Entstehungsproceß des Faust verbürgen würde. Die Schwierigkeiten in der Auffassung von Shakespeare's Hamlet haben

Digitized by Google

doch wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung. Die schwankende Haltung Posa's in „Don Carlos“ läßt sich nur aus der wiederholten Umarbeitung des Stückes erklären. Auf das widersprechende Verhalten Buttler's im „Wallenstein“, einem oft umgestalteten Werk, hat Otto Ludwig mit Recht hingewiesen. Immerhin wird diese Erscheinung, die in viel höherem Grade als die vorher erwähnte einen künstlerischen Verstoß bedeutet, sehr selten sein und sich wahrscheinlich nie allein, sondern immer als Folge einer anderen tiefgreifenden Umgestaltung finden.

Der Ursprung solcher Widersprüche kann in Volksepen ein verschiedener sein, in Werken der Kunstpoesie hat man aus ihnen auf eine gänzlich oder theilweise durchgeführte Aenderung des ursprünglichen Planes zu schließen. Diese Thatsache der verschiedenen Entwürfe ist so häufig und durch unwiderlegliche, aus Dichtwerken selbst sich ergebende Gründe, vielfach auch durch äußere Zeugnisse so bestimmt erwiesen, daß die Abneigung unserer Modernsten dagegen nicht in Betracht kommen kann. Es ist ein laienhafter Einwand, dem Dichter, der sein eigenes Werk doch am besten gekannt, am gründlichsten durchdacht habe, könnten Mängel nicht entgangen sein, die ein fremdes Auge so scharf wahrzunehmen glaube. Es liegt in der Natur der Sache, daß der mit der künstlerischen Ausgestaltung seines Ideals ringende Dichtergeist bei wiederholtem Umformen und Aendern leichter etwa dabei sich einschleichende Widersprüche übersehen kann als der voraussetzungslos an eine fremde Schöpfung herantretende Forscher, der mit der Lupe peinlichster Aufmerksamkeit Wort für Wort nach seiner Bedeutung prüft und beurtheilt. Gerade die größten und tiefsten Dichter, die, welche es mit ihrer Kunst am ernstesten nehmen, sind es, in deren Werken sich die Spuren der umgestaltenden Hand am häufigsten finden. Will man die Thatsache der verschiedenen Entwürfe im Faust bestreiten? Will man die Zeichen der planmäßigen Umarbeitung von Werken wie Schiller's „Don Carlos“, Kleist's „Schroffensteinern“ und „Käthchen“ leugnen? Muß man noch darauf hinweisen, daß das Umbilden von bereits aufgeführten Stücken in der alten griechischen Komödie geradezu ein sanctionirter Brauch war? Daß Terenz seine Dramen selbst bezeichnet, die durch Contamination verschiedener griechischer Vorlagen entstanden sind? Ganz zu schweigen von den Umgestaltungen und Erweiterungen, welche die Werke der griechischen Tragiker, des Hesiod, Theognis u. A. durch fremde Hand erfahren haben. Solchen Thatsachen gegenüber wird sich die Kritik doch wohl noch bedenken, von ihrer bisherigen Methode abzugehen. Sie wird auch ferner, wo sie auf Widersprüche stößt, die der Vernunft und der Erfahrung entsprechenden Folgerungen daraus ziehen, und es ist jedenfalls auch psychologischer, den Ursprung nicht zusammenstimmender Elemente aus der Annahme zu erklären, der Dichter habe seinen anfänglichen Plan geändert, als beweisen zu wollen, es sei, was aller Welt als Widerspruch erscheinen muß, für ihn ein solcher nicht gewesen.

Wichtiger ist es, sich über die verschiedenen Umstände klar zu werden, unter denen Widersprüche entstehen können. Die Frage läßt sich natürlich nur im Allgemeinen beantworten. Man muß durchaus Volksdichtung und Kunstpoesie auseinanderhalten. Die Stellung des Rhapsoden oder Spielmanns seinem Stoffe gegenüber kann nicht verglichen werden mit der anderer Dichter. Jener wird sich, oder wo er die mündliche oder schriftliche Ueberlieferung einer Sage oder Erzählung selbstständig gestaltet, in der Regel durch diese für gebunden halten, er wird auch die problematischen, widerspruchsvollen Voraussetzungen und Motivirungen, an denen es besonders in der Sage fast nie fehlt, mit übernehmen; im anderen Falle, wo er eine bestimmte Vorlage nach Gutdünken ändert oder durch Interpolation oder Zudichtung erweitert, werden diese Bestandtheile als mehr oder weniger fremde Elemente neben den ursprünglichen Kern treten und den ersten Grund zu einer weiter wirkenden Uneinheitlichkeit legen. Dagegen der Kunstdichter steht seinem Stoffe, mag es ein frei erfundener, ein sagenhafter, historischer oder novellistischer sein, mit voller Unabhängigkeit gegenüber, er wird, soweit er ein wirklicher Dichter ist, mit ihm schalten, wie er will, und ihn so, nur seinen künstlerischen Intentionen folgend, zu einer neuen organischen Einheit umgestalten. Aber auch dabei hat man wieder mit dem Unterschiede der Zeiten zu rechnen. Das abhängigere Verhältniß, in dem die mittelhochdeutschen Dichter im Allgemeinen zu ihren Quellen stehen, muß oft zur Erklärung von Lücken und Mängeln der Motivirung bei ihnen herangezogen werden. Im Parsifal bleibt die Erklärung des Gral unklar offenbar nur deßwegen, weil sie auch in der, resp. den Quellen unklar war. Auch die Individuen sind nicht gleich. Wo ein Aeschylus in seinen Choephoren den naiven Zug ohne Bedenken einführt, wie Elektra aus der Locke und der Fußspur die Anwesenheit ihres Bruders erschließt, da sieht Euripides nur einen absurden Widerspruch. Einem Kleist, einem Cervantes werden eher Fahrlässigkeiten in der äußeren Folgerichtigkeit zustoßen, als einem kühl berechnend arbeitenden Dichter wie Lessing. Auch der bloße Umfang des Werkes spielt eine Rolle. In einer Novelle werden Inconsequenzen seltener vorkommen als in einem mehrbändigen Roman. Die kleineren Erzählungen Kleist's sind von nennenswerthen Widersprüchen frei, nur der längere Kohlhaas zeigt charakteristischer Weise gegen den Schluß eine störende Interpolation.

Besonders wichtig ist die Gattung der Dichtung. In der Lyrik, dem Product des Augenblickes, werden eigentliche Widersprüche sehr selten sein und nur bei nachträglicher Ueberarbeitung oder Zudichtung vorkommen. Ich sehe von der besonderen Natur des Volksliedes ab. Goethe hat durch spätere Zusätze und Aenderungen wiederholt störend in das Gefüge seiner Lieder eingegriffen, so hat er der Wirkung eines seiner tiefsinnigsten Gedichte „Sagt es Niemand, nur den Weisen“ (West-östlicher Divan) empfindlich geschadet durch die letzte Strophe, die dem Gedanken eine ganz neue, widersprechende Wendung giebt; auch die veränderte Versform beweist, daß sie ein späterer Zusatz ist. Schiller hat seine „Künstler“, wenn man sie hierher rechnen will, durch Ueberarbeitung heillos verwirrt. Aus der antiken Lyrik kann das horazische laudabunt alii (Od. I, 7) genannt werden, dessen innere Zusammenhangslosigkeit Kießling zweifelnd, aber wohl mit Recht daraus erklärt, daß es „nicht aus einem Guß“ sei. Doch diese Erscheinungen werden, wie gesagt, in der Lyrik nur selten sein. Anders schon steht es, vom Volksepos abgesehen, mit epischen Dichtungen in poetischer oder prosaischer Form. Diese verlangen einen förmlichen Plan und werden daher, je umfangreicher sie sind, die Gefahr nachträglicher sachlicher Abweichungen schon eher in sich schließen. In der Regel werden sich diese auf Inconsequenzen in der Angabe von Nebenumständen beschränken. Es muß in der größeren Ruhe des Erzählungstons, es muß vor Allem darin liegen, daß wohl der Regel nach die Ausarbeitung nicht sprungweise, sondern hintereinander verlaufend vor sich geht, wenn größere Störungen des Gesammtplans hier seltener beobachtet werden. Eine Ausnahme bilden natürlich auch hier wieder die Dichtungen, die in großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Goethe's „Wilhelm Meister“.

Am häufigsten finden sich schwere Widersprüche in der dramatischen Poesie. Hier verlockt die Natur der Composition, die größere Selbstständigkeit der einzelnen Theile, der Scenen und Akte, zu zerstücktem und oft vorausgreifendem Arbeiten, die Schwierigkeit des organischen Zusammenschließens aber zu oftmaligem Aendern und Umgestalten im Einzelnen wie im Großen. Daß bei solcher Art des Schaffens, wo der Dichter sich nicht genug thun kann, wo er zugleich auf den inneren Gehalt und auf die Bühnenwirkung sehen, wo er bei jeder Scene, um sie zu plastischer Realität herauszuformen,

Digitized by Google

sich ganz in die Situation und in die lebendige Natur der Charaktere versetzen muß, daß, sage ich, bei solchem Arbeiten Widersprüche und selbst solche, die den ganzen Plan berühren, entstehen können, ist leicht begreiflich. Ja, gerade die mit besonders energischer Phantasie ausgerüsteten Naturen werden, je concreter, je körperlicher ihnen jeder dramatische Vorgang in der Seele aufgeht, am meisten in Gefahr sein, darüber das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Heinrich von Kleist steht oft unter dem Zauber einer bestimmten dramatischen Scene, die für sich Gestalt gewonnen hat und die er dann selbst auf Kosten des Zusammenhanges in ein fremdes dramatisches Gefüge einschiebt. Goethe hat die Gretchentragödie für sich gedichtet und sie dann nur in lose Verbindung mit der späteren Grundidee des Faust zu bringen vermocht.

Aber es ist charakteristisch, daß alle diese Angriffe gegen die Kritik sich fast ausschließlich gegen den einen Punkt der Widersprüche richten. Als ob die kritische Thätigkeit darin aufginge, Widersprüche aufzustöbern und allenfalls „formalen Kriterien" nachzujagen. Dieser armselige Standpunkt kennzeichnet deutlicher als alles Andere die Unfähigkeit der Gegner, über eine solche Sache auch nur entfernt mitzureden. Daß Fälle vorkommen, wo die Kritik darauf angewiesen ist, lediglich mit inhaltlichen oder formalen Inconcinnitäten zu operiren, soll natürlich nicht geleugnet werden, aber es stände schlimm, wenn ihre Aufgabe damit erschöpft wäre. Die Lösung der Faustfrage ist vielmehr noch als von der Feststellung widerstrebender Elemente abhängig von der genauen Erforschung der formalen und dichterischen Stilunterschiede, des Wandels der Kunst- und Weltanschauung, der Beziehung auf Zeit, Leben und literarische Vorbilder des Dichters. Wie mannigfache Gesichtspunkte für die kritische Analyse der großen Volksepen in Betracht kommen, brauche ich nicht im Einzelnen darzulegen. Statt an Lachmann's Nibelungenkritik mit dem Tone der Ueberlegenheit herumzumäkeln, sollte man lieber bescheiden an ihr zu lernen suchen, was Kritik ist. Dann würden die Herren erkennen, daß es eine Kunst ist, die alle Seiten der philologischen Thätigkeit umspannt und in Anspruch nimmt und die insofern in der That die Blüthe der philologischen Forschung genannt werden kann.

Zu hoch, als daß sie durch solche ohnmächtigen Verkleinerungsversuche geschmälert werden könnten, stehen die Verdienste der Kritik. Auch sie sind verzeichnet in den Ruhmesblättern der Geschichte des menschlichen Geistesringens. Wichtige, weit über den engen Kreis der philologischen Wissenschaft hinaus fortwirkende Aufschlüsse über die Natur des dichterischen Schaffens, über bedeutende geschichtliche Zeiträume, vor allem die Einsicht in das Werden und Wesen der großen Volksepen verdankt man ihrer unermüdeten, opferreichen Thätigkeit. Die Homerkritik hat nicht nur eine schärfere ästhetische Würdigung der unsterblichen Werke selbst, nicht nur einen genaueren Einblick in die Bildung und Wandlung der ältesten Sprachstufen im Gefolge gehabt, sie ist auch im Stande, ein neues Licht zu verbreiten über die Entwickelung der Sage, der religiösen Vorstellungen, der Sitte und Cultur, kurz der frühesten geschichtlichen Zustände überhaupt. Ebenso ist eine glaubwürdige Reconstruction der israelitischen Geschichte erst möglich gewesen auf dem Grunde der alttestamentlichen Bibelkritik. Und so hat sich die philologische Kritik überall als eine auf die mannigfachsten Gebiete anregend und fördernd, bildend und erleuchtend übergreifende Kunst erwiesen, und es gilt auch insofern das Wort Lachmann's, „die wahre Kritik, welche sich niemals Grenzen setzt, sondern nur die durch den Stoff gegebenen anerkennt, ist eben so wohl auf das Verbinden und Bauen als auf das Trennen und Zerstören aus". Und da kommt ein Geschlecht von Epigonen und will hochmüthig über eine bewährte Forschungsmethode den Stab brechen? das gut thäte, sich still der Ausbildung in der Kritik zu widmen, statt geräuschvoll das Evangelium einer neuen wissenschaftlichen Methode zu verkünden!

Man könnte sich ja mit diesen Erscheinungen eher abfinden, wenn es nicht Symptome einer allgemeinen, die wissenschaftliche Forschung zersetzenden und corrumpirenden Zeitströmung wären. Die Philologie ist allmälig eine scheel angesehene Wissenschaft geworden. Mag man es dem naiven Publicum verzeihen, wenn es in Unklarheit über ihr Wesen und ihre Ziele sie für eine todte unfruchtbare Kunst hält. Aber wenn aus dem eigenen Lager Bestrebungen hervortreten, sie in eine falsche, einer oberflächlichen Anschauung entsprechende Richtung zu drängen, so kann dagegen nicht energisch genug Verwahrung eingelegt werden. Die Philologie duldet jede andere Wissenschaft neben sich. Sie stört den Aesthetiker nicht in seinen Kreisen, wenn er ohne Rücksicht auf das Werden das gewordene Kunstwerk lediglich nach seinem Schönheitsgehalt betrachtet. Es giebt gewiß eine zeit- und bedingungslose Stellung der Dichtung gegenüber, die ihre Berechtigung hat, solange sie sich nicht in Widerspruch setzt mit den Resultaten der philologischen Forschung. Wenn der geistreiche Kunstkenner sich dem Behagen des Feinschmeckers hingiebt, die Ilias als ein einheitliches, nach einem wohlüberlegten Plan componirtes Kunstwerk zu genießen, so kann man selbst das sich gefallen lassen, nur glaube man nicht, damit die Kritik widerlegt zu haben. Literarhistorische Forschung und Aesthetik schließen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich gegenseitig.

Und ähnlich ist ihre Stellung zur Psychologie. Diese beginnt dort, wo die Philologie aufhört. Ihre Sache ist es, über das Wesen des poetischen Genies, über die Natur der Phantasie und des dichterischen Schaffens Beobachtungen anzustellen und die gesetzmäßigen Vorgänge aufzudecken, eine Aufgabe, die besonders Dilthey mit tiefgegründeten, scharfsinnigen Untersuchungen in Angriff genommen hat. Die Psychologie mag, wenn sie es kann, in die geheimnißvolle geistige Werkstatt selbst vordringen, wo die Gestalten und Bilder aus schöpferischen Urkräften sich formen und die ersten erregenden Processe des dichterischen Werdens in ihren typischen Erscheinungen belauschen. Aber unter welchen Antrieben, Combinationen, willkürlichen Mischungen und launischen Sprüngen sich das erste Aufkeimen einer Conception in jedem einzelnen Falle in dem Dichter vollzogen hat, das läßt sich weder mit der Wünschelruthe der psychologischen Analyse beschwören, noch mit der Sonde der Kritik prüfend feststellen. Hier sollen wir bescheiden vor den Thoren Halt machen. Die Frage, warum Kleist seine Penthesilea gerade beißen läßt, warum Goethe's Gretchen gerade so und nicht anders geartet ist, kann weder der Psychologe noch der Philologe lösen. Hier wird immer ein Rest bleiben, der nicht aufgeht.

Die Aufgabe des Philologen beginnt mit dem Moment, wo sich der Dichter anschickt, die Bilder und Gestalten seiner Phantasie zu ordnen, zu verbinden und nach einem einheitlichen Plan zusammenzuschließen. Hier tritt das Bewußte zum Unbewußten, hier erheben sich die Fragen nach Quellen und Vorbildern, nach den äußeren und inneren Entstehungsbedingungen ꝛc., Fragen, bei denen eine allgemeine, wenn auch nicht systematische Vertrautheit mit den Gesetzen des Seelenlebens, insbesondere mit dem Wesen der Dichternatur die selbstverständliche Voraussetzung ist, deren Lösung aber ausschließlich Sache der philologischen Technik ist. Der naive Glaube stellt sich das Genie als ein Wesen vor, das mit göttlicher Urkraft begabt seinen ganzen Reichthum aus sich selbst schöpft. Will auch die Forschung auf diesen kindlichen Standpunkt treten? Mag man sich tausend Mal auf das Zeugniß der Dichter selbst berufen, mag Goethe es „lächerlich" nennen, wenn man die Abhängigkeit des poetischen Producirens von bestimmten Vorbildern consequent auch bis in das Kleine verfolgt. Es beweist nur, wie sehr trotz Allem die dichterische Thätigkeit dem Element des Unbewußten angehört und dem schöpferischen Genius selbst ein Mysterium

Digitized by Google

ist. Thatsachen, unwiderlegliche sprechen gegen eine solche Auffassung. Es hieße jede literarische Entwickelung, jeden historischen Zusammenhang leugnen, wollte man das poetische Kunstwerk als etwas für sich und außer allem Connex Dastehendes betrachten. Nein, es ist und bleibt die Aufgabe einer richtig geleiteten literarischen Forschung, den Dichter aus der Bildung und Cultur seiner Zeit, das Dichtwerk aus der Gesammtheit seiner Bedingungen, aus der Persönlichkeit und dem Leben seines Schöpfers, wie aus den literarischen und allgemein geistigen Einflüssen, unter denen er stand, zu erklären und zu begreifen. Diesen historischen Standpunkt hat Herder der wissenschaftlichen Literaturbetrachtung erobert und von diesem Boden wird sie sich nicht wieder abdrängen lassen. Sie wird ihn ebenso gegen den unkritischen Dogmatismus des Aesthetikers wie gegen die unreife Weisheit neugebackener Psychologiebeflissener zu vertheidigen wissen. Sie wird auch die mechanisirenden Tendenzen Taine's und seiner neuesten Anhänger von sich fernhalten und jedem Versuche einer fälschlichen Scheidung in literar-historische Forschung und Literaturwissenschaft entgegentreten. Es giebt keine besondere technische Unterlage für die eine und für die andere: beide ruhen auf dem gemeinsamen Grunde der philologisch-historischen Methode. Einzelforschung und zusammenfassende Betrachtung muß sich ständig gegenseitig ergänzen und durchdringen, soll nicht banausische Kleinmeisterei auf der einen, dünkelhafter Dilettantismus auf der anderen Seite sich und die Wissenschaft zugleich verderben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Allsiegerin Liebe.

Von Selma Lagerlöf.

Unter der zum Orgelchore führenden Treppe befindet sich in der Svartsjöer Kirche eine Rumpelkammer, in der die unbrauchbaren Spaten des Todtengräbers, zerbrochene Kirchenbänke, ausrangirte Blechnummern und anderes Gerümpel herumliegen. Dort steht eine mit Perlmutter in Mosaikarbeit ausgelegte Kiste, die mit einer dicken Staubschicht bedeckt ist. Entfernt man den Staub, so glänzt sie wie eine Bergwand im Feenmärchen. Die Kiste ist verschlossen, und der Schlüssel wohl verwahrt; er darf nicht angewendet werden. Niemand weiß, was die Kiste enthält. Erst wenn das Jahrhundert zu Ende ist, wird sie geöffnet und die in ihr enthaltenen Schätze herausgeholt werden. So hat der Eigenthümer der Kiste es bestimmt. Auf einer Messingplatte steht die Inschrift „Labor vincit omnia". Doch eigentlich müßte dort „Amor vincit omnia" stehen. Auch die alte Kiste in der Rumpelkammer unter der Orgelchortreppe legt von der Allmacht der Liebe Zeugniß ab.

O Eros, Du Alles beherrschender Gott! Du, o Liebe, währst ewig. Solange das Menschengeschlecht hienieden lebt und webt, bist Du sein treuer Begleiter gewesen. Wo sind die Götter des Orients? Wo sind die Heroen, deren Waffe der Blitz war, wo sind die Gottheiten, denen am Ufer der heiligen Ströme Milch und Honig geopfert wurde? Sie sind todt. Todt ist Baal, der starke Krieger, und Thot mit dem Geierkopfe. Todt sind die Erhabenen, die auf dem wolkenumhüllten Olympos thronten; und die Thatenreichen, die in Walhalla herrschten. Alle alten Götter sind todt, außer Eros, dem Allmächtigen. Alles, was Dein Auge sieht, ist sein Werk. Ihm verdanken Menschen und Thiere ihr Dasein. Ueberall spürst Du ihn! Auf welchem Wege findest Du die Fußspur des nackten Götterknaben nicht? Hat Dein Ohr je eine Melodie vernommen, in der sein Flügelschlag nicht der Grundton war? Er wohnt sowohl im Menschenherzen, wie in dem schlummernden Saatkorne. Beobachte mit stillem Beben, wie er selbst in den leblosen Dingen sein Wesen treibt! Was giebt es wohl auf Erden, das nicht anzuziehen und zu verlocken vermöchte? Was entgeht ihm? Alle Götter der Rache, alle Mächte der rohen Kraft sind gefallen. Du allein, o Liebe, bist ewig! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Der alte Onkel Eberhard sitzt an seinem prächtigen Schreibpulte mit den hundert Auszügen, der Marmorplatte und den Beschlägen von oxydirtem Messing. Er ist der allein mit Fleiß und Eifer Arbeitende im Cavalierhause. O Eberhard, weßhalb schwärmst Du in den letzten Tagen des entschwindenden Sommers nicht wie die Anderen durch Wald und Feld? Weißt Du denn nicht, daß Niemand der Göttin der Weisheit ungestraft huldigt? Du bist kaum sechzig Jahre alt, und doch ist Dein Rücken gebeugt, das Haar, das Deinen Scheitel bedeckt, nicht Dein eigenes und Deine Stirn, die sich über Deinen eingesunkenen Augen wölbt, tief gefurcht. Der mit dem Greisenalter eintretende Verfall zeigt sich deutlich in den tausend Fältchen um Deinen zahnlosen Mund. O Eberhard, weßhalb durchstreifst Du nicht Wald und Feld? Wenn Du Dich nicht durch das Leben vom Schreibpulte fortlocken läßt, so wird der Tod Dich nur um so eher davon abrufen.

Onkel Eberhard zieht einen langen Strich unter der letzten Reihe. Er holt aus den unzähligen Auszügen vergilbte alte Papierbündel hervor, die verschiedenen Theile seines großen Werkes, das Eberhard Berggren's Namen unsterblich machen soll. Doch als er sie gerade Alle aufgestapelt hat und sie in stummem Entzücken anstarrt, öffnet sich die Thür, und die junge Gräfin tritt ein. Sie tritt leise ein und läßt den Blick über die getünchten Wände und die gelbgewürfelten Bettgardinen schweifen und wird verlegen, als sie merkt, daß das Zimmer nicht leer ist. Onkel Eberhard geht ihr feierlich entgegen und führt sie an das Pult.

„Jetzt ist mein Werk fertig, Gräfin," sagt er. „Jetzt soll es in die Welt hinaus. Jetzt werden sich große Dinge ereignen."

„Was soll sich ereignen, Onkel Eberhard?"

„O Gräfin, ein erhellender und tödtender Blitz wird niederfahren. Der alte Jehovah hat ungestört vom Allerheiligsten aus geherrscht, seit Moses ihn auf dem Sinai aus der Donnerwolke hervorgeholt hat, doch nun werden die Menschen sehen, was er ist: Einbildung, Nichtigkeit, Dunst, das todtgeborene Kind unseres eigenen Gehirns. Er wird sich in das absolute Nichts auflösen. Hier steht es geschrieben, und wenn die Menschen dieses lesen, müssen sie glauben. Sie werden auffahren und ihre eigene Dummheit einsehen, sie werden die Kreuze zum Einheizen benutzen, die Kirchen zu Speichern einrichten und die Prediger die Felder pflügen lassen."

O, Onkel Eberhard!" antwortet sie mit einem leichten Schauer, „seid Ihr ein so schrecklicher Mensch? Stehen denn so entsetzliche Dinge darin?"

„Entsetzliche," wiederholt der Alte. „Es handelt sich hier ja um die Wahrheit. Doch wir gleichen kleinen Buben, die sich beim Anblick eines Fremden hinter ihrer Mutter verstecken, wir haben uns gewöhnt, mit der Wahrheit, der uns ewig fremd Gebliebenen, Versteck zu spielen. Doch nun, da sie unter uns wohnen wird, werden Alle sie kennen lernen."

„Alle?"

„Nicht allein die Philosophen, sondern Jedermann, Gräfin."

„Und Jehovah soll sterben?"

„Er und alle Engel, alle Heiligen, alle Teufel und alle Lügen."

„Wer wird dann die Welt regieren?"

„Glaubt Ihr, daß sie bisher Jemand regiert hat? Glaubt Ihr daß es je eine Vorsehung gegeben hat, die jedes Haar auf unserem Haupte und die Sperlinge unter dem Himmel behütet? Niemand regiert die Welt, und Niemand wird sie je regieren."

„Doch was wird dann aus uns Menschen?"

Digitized by Google

„Was immer aus uns geworden ist — Staub. Wer ausgebrannt ist, wird zu Asche — er ist todt. Wir sind Brennholz, das die Flammen des Lebens umflattern. Der Lebensfunke fliegt von Einem zum Anderen. Man wird angezündet, brennt und erlischt. Das ist das Leben."

„Giebt es denn kein geistiges Leben?"

„Nein."

„Kein Leben jenseits des Grabes?"

„Nein."

„Nichts Gutes, nichts Böses, kein Ziel und keine Hoffnung?"

„Nichts."

Die junge Frau tritt an's Fenster. Sie betrachtet das herbstlich-gelbe Laub und die Georginen und Astern, die mit schweren Köpfen an den von den Herbstwinden gebrochenen Stengeln hängen. Sie sieht die dunklen Wogen des Löfven und die schwarzen, vom Sturm gejagten Wolken und fühlt sich einen Augenblick für die Verneinung gestimmt. „Onkel Eberhard," sagt sie, „wie häßlich und grau ist doch die Welt! Wie ist Alles so nutzlos! Ich möchte mich zum Sterben niederlegen." Doch da ist es ihr plötzlich, als hörte sie einen Wehruf in ihrem Innern. Die starke Lebenskraft und die überwallenden Gefühle rufen laut nach dem Glücke, leben zu dürfen. „Giebt es denn nichts, was das Leben verschönern kann, wenn Ihr uns Gott und die Unsterblichkeit genommen habt?"

„Die Arbeit!" antwortet der Greis.

Sie blickt wieder aus dem Fenster, und ein Gefühl der Verachtung für diese arme Weisheit überkommt sie. Das Unerforschliche steigt vor ihr auf; sie fühlt, daß der Geist in Allem lebt, sie vernimmt die Macht, die latent in der scheinbar todten Materie liegt, sich aber zu tausendfach wechselndem Leben entfalten kann. Mit schwindelnden Gedanken sucht sie nach einem Namen für die Gegenwart des göttlichen Geistes in der Natur.

„Was ist die Arbeit?" fragt sie. „Ist sie ein Gott? Besitzt sie in sich selbst einen Zweck? Nennt mir etwas Anderes!"

„Ich weiß nichts Anderes," antwortete der Greis.

Da hat sie den gesuchten Namen gefunden, einen armen, oft besudelten Namen. „Onkel Eberhard, warum nennt Ihr nicht die Liebe?"

Da huscht ein Lächeln über das faltige Gesicht. „Hier," sagt der Philosoph, seine Hand auf die aufgethürmten Manuscripte legend, „hier wird allen Göttern der Todesstoß versetzt, und Eros ist darunter. Was ist die Liebe Anderes als eine fleischliche Begierde Weßhalb soll sie höher stehen als die übrigen körperlichen Bedürfnisse? Macht den Hunger zum Gotte! Betet die Müdigkeit an! Sie verdienen es eben so sehr. Solchen Dummheiten muß ein Ende gemacht werden. Es lebe die Wahrheit."

Da senkt die junge Gräfin das Haupt. Es ist nicht so, das weiß sie, doch sie kann seine Worte nicht widerlegen. „Eure Worte haben mir in der Seele weh gethan," sagt sie, „doch überzeugt haben sie mich nicht. Ihr könnt die Götter der Rache und der Gewalt tödten, aber nicht mehr."

Doch der Greis ergreift ihre Hand, legt sie auf das Buch und antwortet mit dem Fanatismus des Unglaubens: „Wenn Ihr dies leset, müßt Ihr glauben!"

„Möge es dann nie vor meine Augen kommen!" sagt sie. „Mit einem solchen Glauben könnte ich nicht weiter leben!"

Traurig verläßt sie das Gemach. Der Philosoph sitzt noch lange in tiefes Grübeln versunken da.

Die alten mit Ketzerei besudelten Schriften sind noch nicht von der Welt geprüft worden. Noch hat Onkel Eberhard's Name nicht den Gipfel des Ruhmes erreicht. Sein großes Werk liegt in der Kiste, die in der Rumpelkammer unter der Orgelchortreppe in der Svartsjöer Kirche steht; erst beim Anbruche des nächsten Jahrhunderts darf es das Tageslicht erblicken.

Weßhalb hat er dies wohl gethan? Vermeinte er seine Theorie nicht beweisen zu können? Fürchtete er Verfolgung? Da kennt Ihr Onkel Eberhard schlecht! Wisset: er liebte die Wahrheit und nicht den eigenen Ruhm. Deßhalb opferte er seine Ehre, auf daß ein innig geliebtes Kind den Glauben seiner Väter bis an den Tod behalte.

O Liebe, Du bist in Wahrheit ewig!

Aus der Hauptstadt.

Der Kronrath.

I.

Im Berliner Palaste des Grafen Dusedan.

Erste Scene.

Graf Dusedan: Sie wünschten mich zu sprechen. Nun wohl, ich will Ihnen beweisen, daß wir Herren aus der näheren Umgebung Seiner Majestät — äh — der Presse keineswegs so feindlich gegenüberstehen, wie immer ausgesprengt wird — ausgesprengt natürlich im bildlichen Sinne genommen!

Dr. Leberecht Cohn-Neugattersleben: Natürlich, Excellenz!

Graf Dusedan (verschämt lächelnd): Excellenz — äh, nein! Blauerhan und Wippdich sitzen einstweilen noch fest. Aber was ist Ihr Begehr?

Dr. Leberecht Cohn: Unser Blatt weiß, daß auf Ew. Excellenz — verzeihen Sie, wenn ich mit dieser Anrede nahe bevorstehenden Thatsachen vorgreife —

Graf Dusedan: O bitte, bitte, macht nichts!

Dr. Leberecht Cohn: Unser weitverbreitetes Blatt weiß, daß auf Ew. Excellenz die Zukunft des Vaterlandes ruht.

Graf Dusedan (sehr ängstlich): Das ist richtig — aber so etwas darf man nicht verrathen! Sie werden politisch —

Dr. Leberecht Cohn: Ganz und gar nicht. Wir stellen Ihnen deßhalb so viel weißes Papier, wie Sie nur immer verlangen, zur Verfügung.

Graf Dusedan: Ach, was ich so an Papier brauche ... es ist nicht der Rede werth ... Und außerdem muß es ja nicht gerade weiß sein.

Dr. Leberecht Cohn (etwas verzweifelt): Ich meine ... Ich meine, Sie müssen doch Ansichten haben, sozusagen, die Sie in der Presse vertreten möchten — alle Excellenzen thun das. Und da Sie immer in der Nähe Seiner Majestät weilen, so könnten Sie allerhöchsten Anschauungen oft unauffällige Verbreitung geben und sich dadurch maßgebenden Orts unsäglich beliebt machen.

Graf Dusedan: Alle Excellenzen thun das, meinen Sie?

Dr. Leberecht Cohn (aufathmend): Alle. Beispielsweise hat Schönstedt erst gestern eine Notiz in unser Blatt lancirt, worin er sich äußerst anerkennend über seine Begabung und Amtsführung ausspricht. Unserem Blatte darf man eben Vertrauen schenken. Wir bringen so Etwas immer im Sperrdruck. Wir stehen voll und ganz auf dem Boden der Hofpartei —

Graf Dusedan: Das heißt, Sie berücksichtigen unsere gerechten Forderungen?

Dr. Leberecht Cohn: Excellenz, mein Schneider hegt den einen Wunsch, daß ich seine Forderungen nur zum zehnten Theile so berücksichtigen möchte wie die Ihrigen!

Graf Dusedan: Brav, brav. Aber ich habe gar keine eigenen, politischen Anschauungen. Bei Gott nicht! Ich bin auch über die Meinungen Sr. Majestät durchaus nicht unterrichtet —

Dr. Leberecht Cohn (schelmisch lächelnd): Sie sollten nicht wissen, Excellenz, daß Majestät sich z. B. entschieden für die Conversion ausgesprochen hat? Und gegen die Reform des Militärstrafprocesses? Aber für ein neues Vereinsrecht? Und für die Handwerkervorlage in ihrer jetzigen Gestalt?

Graf Dusedan (äußerst verblüfft): Äh ... Sie sehen mich ganz consterniert — (unterbricht sich jäh, faßt sich) Aber natürlich weiß ich das! Selbstverständlich! In dieser Beziehung kann mir Niemand etwas Neues sagen. (Für sich): Ich darf den schafsnasigen Roturier doch nicht merken lassen, daß er klüger ist als ich!

Dr. Leberecht Cohn (reibt sich innerlich die Hände, schmunzelnd für sich): Aha, den hab' ich fein ausgehorcht! Ja, ja, schlau muß man's anfangen! (laut): Ich hoffe also, daß Excellenz sich bei Gelegenheit unseres Blattes erinnern werden?

Graf Dusedan: Sie dürfen hoffen!

II.

Im Jagdschlosse Hubertusstock.

Zweite Scene.

Graf Dusedan: Was Sie sagen, Baron! Davon hab' ich ja keine Ahnung! Ein Kronrath soll hier stattfinden?

Digitized by Google

Baron Bärenklau: Majestät haben ihn plötzlich einberufen. Möglicher Weise stehen Personenwechsel von Bedeutung bevor.

Graf Dusedan (erblassend): Sie glauben doch nicht etwa —

Baron Bärenklau: Ach nein, nein, nein — es betrifft nur Hohenlohe und ein paar andere, kleine Cramboner; höher hinauf sind keine Veränderungen geplant. Aber ich wundere mich, daß Sie das nicht wissen! Sie galten doch bisher als eingeweihte persona grata —

Graf Dusedan (hastig): Und mit Recht. Ah ... Wollte Sie nur auf die Probe stellen! (für sich): Vor Neid platzen soll das Scheusal! Er steht mir schon lange nach dem Leben. (Mit Bedeutung): Ich bin ja erst gestern wieder gründlich in alle Angelegenheiten und Meinungen Sr. Majestät eingeweiht worden — gestern in Berlin!

Baron Bärenklau (verneigt sich): Herzlichen, innigen Glückwunsch, liebster Graf! (Nach einer peinlichen Pause): Wie schaut's eigentlich jetzt in Berlin aus?

Graf Dusedan: Sehr lustig. Habe wieder feudale Eroberung gemacht. Theater-Dame des Westens, reife Schönheit! Sie wissen ja, daß ich draußen Habitué bin. Komme also zufällig in die Garderobe, frage reife Schönheit, ob ihr behülflich sein darf. Jetzt nicht, sagt sie, aber morgen früh, wenn ich zu meiner Schneiderin fahre und die Rechnung bezahlen muß. Auf diese Weise lernten wir uns näher kennen.

Baron Bärenklau (für sich): Alter Esel! (Laut): Was für ein beneidenswerthes Glück Sie doch haben!

Graf Dusedan: Es muß wohl wahr sein. Baron Schnappsack sagte gestern genau dasselbe. Verstehe nur nicht, was Bemerkung bedeuten sollte, die er zum Schluß machte. Erzählte mir, daß neulich in Egypten ältester Liebesbrief der Welt gefunden worden ist, 3500 Jahre alt, auf Ziegelstein geschrieben. Bat mich, der Wissenschaft zu Liebe meine reife Schönheit zu fragen, ob sie schon in Egypten gewesen ist und wirklich eine so feste Hand schreibt. Habe sie aber noch nicht gefragt.

Baron Bärenklau: Thun Sie das ja! Denn dann werden Sie gleich feststellen können, daß die Dame in der That eine feste Hand schreibt!

Dritte Scene.

Lakai: Fürst Hohenlohe bittet den Herrn Baron ergebenst um eine Secunde Gehör! Er wartet im Vorzimmer.

Baron Bärenklau: Sein letzter Wunsch! Nun, der wird ja allen armen Sündern gewährt! (ab.)

Vierte Scene.

Excellenz Brefeld: Gott zum Gruße, mein lieber Herr Graf! Habe Sie ja seit achtundvierzig Stunden, bedeutet für mich eine Ewigkeit, nicht gesehen! (krampfhaft artig) Nein, wie Sie wieder blühen! Sie werden mit jedem Tage jünger. Thatsächlich!

Graf Dusedan: Kurz und gut — was wollen Sie von mir?

Excellenz Brefeld: Hihi — nein, wie klug Sie sind! Sie wissen doch, theuerster Herr Graf, daß heute hier ein Kronrath stattfindet?

Graf Dusedan: Ja. Ich weiß auch, daß Columbus Amerika entdeckt hat!

Excellenz Brefeld: Nein, wie geistreich Sie immer gleich sind! Zum Entzücken! Und (mit Anstrengung) wenn die Frage erlaubt ist — wollen Sie mir nicht unter vier Ohren sagen, wie — hem — wie Majestät zu — zu Berlepsch's Handwerkervorlage steht? Es ist wegen des Kronrathes ... Man weiß doch gern, woran man ist ... Und Sie sind eingeweiht ...

Graf Dusedan: Warum soll ich Ihnen den Gefallen nicht thun? Nach meinen Informationen sind Majestät durchaus für die Berlepsch'sche Vorlage.

Excellenz Brefeld (sehr eifrig): Sie wollen sagen, für meine Vorlage! Nun, ich danke Ihnen! (für sich) Also doch! Da hätt' ich bald einen schönen Schwupper gemacht! Man ist wirklich zu schlecht unterrichtet!

Fünfte Scene.

Excellenz v. Goßler: Ach, unser prächtiger Graf Dusedan! Seien Sie mir tausend Mal gegrüßt!

Excellenz v. d. Recke: Mir gleichfalls, von Herzen, lieber Freund! Sie fühlen sich doch recht wohl? Man merkt es Ihnen sofort an, daß Sie jetzt geistig ungeheuer thätig sind — Sie sehen ein bischen angegriffen aus!

Excellenz v. Goßler: Sie sollten sich mehr schonen, bester Graf! Das Vaterland darf es nicht zugeben, daß eine Kraft wie Sie sich in seinem Dienste völlig aufreibt. Ich verstehe Ihren Arzt nicht! Weiß Gott, ich trüge an seiner Stelle ganz anders Sorge für Ihre uns allen so kostbare Gesundheit!

Excellenz v. d. Recke: Zu vieles Nachdenken macht blaß — das beweist unser lieber Freund. Zum Glück ist er so daran gewöhnt, daß ihm kaum schadet, was jeden Anderen zu Boden würfe!

Graf Dusedan: Es ist wahr — ich habe mich in diesen Tagen vielleicht ein wenig zu viel mit innerer Politik beschäftigt.

Excellenz v. Goßler (lauernd): Das heißt, Sie überdachten die Ihnen mitgetheilten Anschauungen Seiner Majestät?

Graf Dusedan: Sehr richtig.

Excellenz v. Goßler: Zu welchem Ergebnisse gelangten Sie da eigentlich in Bezug auf die Reform des Militärstrafprocesses?

Graf Dusedan: Dagegen, selbstverständlich, entschieden dagegen!

Excellenz v. Goßler (betreten): So, so. Na ja, ist ja völlig klar ... „Selbstverständlich", sagen Sie. Das ist der einzig richtige Ausdruck. Sehr gut, sehr geistreich gewählt. Jeder denkende Mensch muß dagegen sein. (für sich) Ich kann meinem Schöpfer danken! Um ein Haar hätt' ich mich um's Portefeuille gebracht.

Excellenz v. d. Recke: Da wir gerade so gemüthlich miteinander plaudern verehrter Graf — wie denken Sie eigentlich über ein neues Vereinsrecht? Es wird Ihnen ebenfalls zuwider sein, wie?

Graf Dusedan: Aber keineswegs! Wir sind entschieden dafür!

Excellenz v. d. Recke: Entschieden — dafür! Gewiß, kein Zweifel! Sagte ich etwas Anderes? Dann hab' ich mich versprochen. Ein neues Vereinsrecht ist eine historische Nothwendigkeit für Preußen. Ich begreife nicht, daß einzelne meiner Collegen sich immer noch dagegen sperren. Sie verstehen aber die Zeichen der Zeit nicht. (für sich) Uff! Da sind mir noch gerade im letzten Augenblicke die Schuppen vom Kopfe gefallen!

Sechste Scene.

Excellenz Miquel: Na, Graf, nun entscheiden Sie 'mal — ich quäle mich den ganzen Morgen umsonst mit der Frage herum: für die Conversion oder gegen?

Graf Dusedan (mit schlichter Größe): Dafür!

Excellenz Miquel: Sie wissen einem das Alles so klar zu machen — man ist immer gleich überzeugt! Ach, wenn Posadowsky doch nur den vierten Theil von Ihrer Begabung hätte ...

Siebente Scene.

Fürst Hohenlohe (zerzupft eine Marguerite): Er reist — er reist nicht — er reist — er reist nicht — (zerschmettert) Er reist!

Excellenz Miquel: Gestern war er noch in Liebenberg!

Fürst Hohenlohe (sieht ihn ungläubig an): Also nicht unterwegs? Den ganzen Tag an einem bestimmten Orte? Nun, dann werd' ich's doch noch 'mal an den Westenknöpfen versuchen! (Zählt ab.) Er kommt — er kommt nicht — er kommt — er kommt nicht — (zornig) Er kommt! Aber das kommt daher, daß der unterste Knopf an der Weste noch immer fehlt. Vor vierzehn Tagen schon hab' ich es zu Hause gesagt — Niemand hat darauf geachtet, und nun muß ich demissioniren!

Excellenz v. Goßler: Dann trifft er am Ende schon heut' Abend ein? Deßhalb also der Kronrath ... Hat Niemand von den Herren einen Fahrplan zur Hand?

Excellenz Miquel: Wohl nicht. Aber ich werde sofort einen Berliner Depot-Bankier kommen lassen — die haben ja grundsätzlich immer alle Fahrpläne im Kopfe!

Achte Scene.

Herr v. Lucanus (mit starker Stimme): Der Kronrath ist eröffnet! Man bittet, leise einzutreten! (Bewegung.)

Excellenz Brefeld (spricht seinem Nachbar Muth ein): Wir sind ja orientirt! Was kann uns denn passiren?

Excellenz v. Goßler (couragirt): Absolut nichts. Wir stimmen mit seiner Majestät völlig überein.

Excellenz v. d. Recke: Ja, wenn aber der gute Dusedan nicht gewesen wäre —

Excellenz Miquel (dankbar): Er ist eine wahre Säule der zielbewußten Autorität!

III.

Redactionszimmer eines Berliner Noch-nicht-ganz-Weltblattes.

Neunte Scene.

Der Chef: Ich könnte mir die Haare ausraufen — oder lieber Ihnen! Sie haben doch Recht behalten, Cohn! Ihre Prognose ist wörtlich eingetroffen! Himmelsapperment!

Dr. Leberecht Cohn (stolz): Ich wußte es. Meine Verbindungen ... Aber Sie wollten es durchaus nicht veröffentlichen!

Der Chef: Kein Mensch konnte es voraussehen. Herr v. Boetticher sagte mir noch vorgestern Morgen persönlich, daß Ihre Informationen heller Unsinn wären, Seine Majestät denke und beabsichtige gerade das Gegentheil von dem, was Sie mir mittheilten. Daß nun auf ein Mal, ganz unerwartet, die Minister im Kronrathe einstimmig für die Conversion, für ein neues Vereinsrecht, für die Berlepsch'sche Vorlage und wider die Militärproceßreform eintreten — ja, mein Gott, wer konnte so viel Rückgrat und heroische Festigkeit erwarten! Bedenken Sie doch, obgleich Majestät ursprünglich in allen Dingen das Gegentheil plante!

Dr. Leberecht Cohn: Ein Weltblatt sollte eben nicht nur einer Information zugänglich sein ...

Der Chef: Ich verstehe die Welt nicht mehr! Timon d. J.

Digitized by Google

Aus den Kunstsalons.

Sehr klanglos wird in diesem Winter die Saison eingeleitet. Gurlitt's Herbstausstellung bietet so viel Bekanntes, daß man das Neue kaum entdecken kann, und bei Schulte hat das Neue so wenig Reiz, daß man kaum ordentlich hinsehen mag. Wir leben in einer Reactionszeit, auch in der Kunst. Die Revolutionsepoche liegt bereits sehr weit hinter uns. Daran zweifelt Niemand mehr. Aber ich bin durchaus nicht der Meinung, daß eine Reactionszeit für die Kunst ein großes Unglück sei. Die Reactionäre sind viel vernünftiger als die Revolutionäre; diese sind einseitig — jene haben einen größeren Horizont um sich; diese sind ungemüthlich und grob — jene höflich und zuvorkommend; diese denken so wenig — und jene so viel. Wenn die Revolutionen berechtigt sind, sind es die Reactionen erst recht. Indessen — die Reaction zeitigt immer unerquickliche Begleiterscheinungen. Wenn es zurückgeht, ist es so leicht emporzukommen. Künstler gelangen dann an die Oberfläche, die man zu andern Zeiten nie gesehen hätte. Und diese absoluten Nullen, die bloß das noch einmal vorkramen, was längst endgiltig abgethan ist, können Einem den Geschmack am Antirevolutionären verleiden. Die geistreichen Vertreter einer Reactionsepoche wollen einen Zusammenhang mit den werthvollen Errungenschaften der Vergangenheit anbahnen — aber die „Anderen" wollen nur an das anknüpfen, was nie einen Werth besessen hat.

Zu diesen „Anderen" gehört bei Schulte der Maler Kirchbach. Was dieser dem Publicum vom Jahre 1896 zu bieten wagt, geht ein bischen weit. Zwei Kolossalgemälde machen sich besonders breit. Das eine soll eine Illustration zu Bürger's „Leonore" sein! . . . Man geht schweigend weiter. Das andere ist betitelt „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Da sitzt Christus und empfängt Kinder und Frauen, die sich so theatralisch wie arme Seiltänzer-Familien benehmen. Die Jünger hinter dem Messias bringen die schönsten ältesten Heldenposen zur Anschauung. Man glaubt vor der Bühne eines ganz alten Provinzialtheaters zu stehen. Man könnte fast auf die Vermuthung kommen, der Maler habe eine Parodie auf das mildthätige Christenthum auf die Leinwand zaubern wollen.

Da ist denn doch Alma Tadema ein besserer Vertreter unserer Zeit. Er führt uns in die Vergangenheit zu den prunksüchtigen Imperatoren Roms; er schildert den Festtrubel vor dem Colosseum, das wie ein ungeheurer Gasometer im Hintergrunde aufragt. Im Vordergrunde befinden sich auf einer hohen Marmorterrasse zwei stolze Römerinnen mit einem Kinde. Zwei hohe breite Marmorschalen erheben sich rechts und links über das Geländer, wirken ungemein reich durch prächtige figürliche Reliefs und rahmen so die neugierig hinunterblickende Frauengruppe sehr imposant ein. Unten in der Tiefe zieht der Kaiser vorbei. In dem üppig arrangirten Festzuge fallen Sclaven mit ellenlangen rothen Wachskerzen auf. Die Kerzen sind reich vergoldet. Außer diesen Kerzen ist schwer etwas genauer zu erkennen — die Menschenmassen sind zu klein, obgleich sie sehr subtil ausgeführt wurden. Das Ganze wirkt, als wenn es mit dem weitsichtigen Auge der Antike gesehen wäre. Auch die unzähligen Sculpturen, die die Außenseite des Colosseums in herrlichen Loggien beleben, erscheinen in bestimmten Umrissen. Abenddämmerung bricht herein, und sie verleiht den Marmorstufen, auf denen vorne die stolzen Frauen mit ihren correcten römischen Nasen weilen, einen intimen Glanz. Die Gewänder der Frauen sind sehr interessant; ein hellblaues ist mit großen Saphiren, ein weißes mit entzückenden Stickereien und das Kinderkleid mit Amethysten geschmückt, silberne Spangen — grün und blau emaillirt — umschließen unten über'm Fußknöchel die Beine. Die Costümdetails fesseln den Beschauer schließlich mehr als alles Andere. Auch eine große grüne Broncefigur ist sehr anziehend. Man kann in diesen Einzelheiten eine Verzettelung erblicken; mich jedoch störte das nicht. Es scheint mir nicht falsch, die Glanzzeit der römischen Cäsaren durch schöne Frauen in üppigen Costümen, durch Marmor, Bronce und Wachskerzen zu charakterisiren. Sich in den Geist vergangener Jahrtausende zu versetzen — das ist auch etwas, wozu man in Sturm- und Drangperioden keine Muße zu haben pflegt.

In demselben Saale hat Oswald Achenbach seine „Ruine Kloster Heisterbach im Siebengebirge" zur Schau gestellt — das Bild wirkt wie ein Oeldruck aus dem Jahre 1860 — das soll wohl auch den Geist der Zeit markiren. Vor manchen Reactionsgelüsten kann Einem angst und bange werden. F. A. von Kaulbach malt Frauenköpfe, die nur in Modejournalen Unterkunft finden dürften. Und Gabriel Max hat sich eine Madonna geleistet, die er „Segen der Weinberge" nennt. Das Bild ist grauenhaft banal. Von den Landschaften interessirt L. Munthe's „Mitternacht" — ein Eisbild mit weiter Tiefe und wundervoller Dunkelheit. Eine Landschaft mit „symbolischem" Werth! Ad. Chudaut's Mondlandschaften besitzen großen technischen Reiz, den wir allerdings heute nicht mehr recht zu schätzen verstehen. Die technischen Vorzüge kommen nur in revolutionär angehauchten Kunstepochen zur Geltung. Später hält man das Können jeder Art für etwas ganz Selbstverständliches.

Vertreter der Reaction, vor der ich große Hochachtung habe, fand ich leider dieses Mal bei Schulte noch nicht. Wir wollen heute nichts mehr wissen vom Realismus, das Wort darf man gar nicht mehr aussprechen — es wirkt schon genau so wie Banalismus. Wir wollen auch nichts mehr sehen, was so nach „simplem" Rationalismus schmeckt. Wir flüchten vor der knabenhaften unreifen Megalomanie. Wir suchen das, was klar und geklärt, etwas Vollendetes, Unantastbares sein möchte. Alle Schlagworte sind abgebraucht. Nicht einmal vom „Symbolismus" darf man reden — das Wort verstehen ja die Symbolisten selbst nicht mehr. Kurzum: heute hat's der Aesthetiker schwerer als vor zehn Jahren. Alles soll heute Ausdruck unsrer ganzen, so vielfach verworrenen Zeit sein. In solcher Zeit hat der Humorist das große Wort. Und daher ist auch Böcklin noch immer der Erste und Größte. Bei Schulte sind zwei ältere Arbeiten des gewaltigen Humoristen ausgestellt: „Die drei Grazien" und „Gottvater mit Adam". Da ist keine Geniethümelei, kein Banalismus, kein rationeller Weisheitsdünkel, sondern nur lustige Laune und lachende Selbstironie. Die drei Grazien führen ein ernstes Gespräch über die Bekleidungsfrage. Die fast ganz Nackte hält einen kleinen Veilchenstrauß in der Hand und ist mit dieser Auszeichnung nicht sehr zufrieden. Die der Venus von Milo entsprechende halbbekleidete Grazie triumphirt und höhnt auf die Andern — durch das rothe Gewand kommt auch das weiße Fleisch des rechten Beines wundervoll zur Geltung. Die Ganzbekleidete weiß nicht, was sie sagen soll; sie wendet sich mit junonischer Härte zur Seite. Das ist doch noch Humor.

Und auf dem andern Bilde zeigt Gottvater dem dummen Knaben Adam das Paradies und erklärt ihm, daß er in dem schönen Paradiese ewig leben dürfte — aber er dürfte nicht auf ein Weib „reinfallen", das wäre des Paradieses Tod . . . Diese Interpretationen sind natürlich etwas apokryph, denn Böcklin hat sich sicherlich noch viel mehr bei seinen Humoresken gedacht, aber gedankenlos hat er sie nicht gemalt. Das steht fest.

Paul Scheerbart.

Dramatische Aufführungen.

Joachim von Brandenburg. Schauspiel in fünf Akten von Max Meßner. (Berliner Theater.) — Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. (Kgl. Schauspielhaus.) — Jung gefreit! Lustspiel in vier Akten von Wolfgang Kirchbach. (Theater des Westens).

Neben der Bühne am Gensdarmenmarkte, die das Vaterländische in Jamben pflegt, weil sie muß, bereitet noch Herr Director Prasch dem Historienstücke dann und wann freundliche Aufnahme. Das Königliche Theater folgt dabei seiner alten Tradition, die ihm vorschreibt, neben Kotzebue Raupach und neben Skowronnek Wildenbruch zu spielen; es bemüht sich eifrig, immer auf dem gleichen Niveau zu bleiben, und um wie viel Wildenbruch besser als Raupach sein darf, um genau so viel muß Skowronnek schlechter als Kotzebue sein. Herr Prasch braucht keinerlei traditionelle Gefühle zu hegen, aber er hat an Geschichts-Geschichten in fünf Akten Geschmack gefunden, seitdem ihm „König Heinrich" die Saison rettete. Und so kam bei ihm Herr Max Meßner, ein Schüler Wildenbruch's in des Wortes unbildlichster Bedeutung, zu Worte. Herr Max Meßner hat sein Drama „Joachim von Brandenburg" zweifellos als Secundaner geschrieben, in einer Zeit, wo er seinem Historie machenden und zurechtmachenden Professor mehr glaubte, als den Geschichtsforschern, und das ganz einfach aus dem Grunde, weil er die Arbeiten dieser Forscher noch gar nicht kannte. Wäre er etwas wie ein Dichter, so fiele dieser Mangel allerdings kaum in's Gewicht. Ich sehe nicht ein, warum ein poetisch begabter, phantasievoller Secundaner sich nicht eben so gut in die Haut brandenburgischer Fürsten versetzen können soll, wie seine Brüder aus der Quarta in die respectiven Gemüther der heiß geliebten Männer aus Cooper's Lederstrumpf. Aber Herrn Meßner fehlt das Bischen dazu nöthige Poesie und Phantasie. Es fehlt ihm aller Blick und Sinn für das Historische; er vermag nur den patriotischen Vortrag seines Ordinarius zu dialogisiren und mit einer farblosen, gekünstelten Liebesgeschichte zu verwässern. Wenn der Herr Lehrer Geschichte fälscht und auf den Kopf stellt, so thut er es, um seinen Jungen Vaterlands- und Fürstenliebe beizubringen, und darum mag es ihm hingehen; wenn sich aber ein Schriftsteller, der ernst genommen werden will, in gleicher Weise versündigt, so kann er nicht mehr ernst genommen werden. Die kurfürstlichen Joachime von Brandenburg und ihre Schicksale sind nicht ganz undramatisch, aber der Kaiser würde nun und nimmer gestatten, diese Herrscher in historisch richtiger Beleuchtung auf die Bretter zu stellen. Herr Meßner hat sich geholfen, indem er seinen Joachim als den üblichen Parademonarchen zeichnete, der zwar in den ersten Scenen des ersten Aktes etwas verbummelt scheint, bei der geringsten Veranlassung aber in unglaublicher Majestät auflodert und, wenn auch erst fünfzehnjährig, doch im Handumdrehen ein Vater seiner Unterthanen, aller Gerechtigkeit Hort und aller Bedrängten Retter wird. Prächtige Reden fließen solchen gottbegnadeten Coulissenprinzen centnerweis in Riesenstrahlen über die Lippen, wie Oel aus den Leinsamenpressen fließt; vor ihrem Anhauche stirbt die Pest und werden Todte lebendig; ihr helles Wort macht den Schuldigen erblassen, den wackeren Bürger himmelhoch jauchzen, ihres Schwertes Schärfe trifft unfehlbar alle Sünder, ausnahmslos alle, auch die, die dem Throne am nächsten stehen. Nie kommen einem solchen Himmelgesandten Bedenken und Zweifel, nie nimmt er Zickzack-Kurs, nie zaudert er bänglich vor riesigem Werke,

Digitized by Google

das seine Kräfte zu übersteigen scheint. Er weiß ja, sein Dichter meint es besser mit ihm und verherrlicht ihn begeisterter, als der gut bezahlte Officiosus die eben amtirende Minister-Excellenz. — Joachim's I. Regierungszeit, nicht minder sein Wesen und sein Wollen bieten mancherlei anziehende Punkte. Sie zu streifen hat Herr Meßner vermieden, er mußte es vermeiden, wohl oder übel, weil er von ihnen gar keine Ahnung hat. Er mimt uns eine Kartoffel-Komödie vor, worin böse, habgierige Raubritter friedliche Bürger abschlachten und ausplündern, dafür aber auch prompt hingerichtet werden. Ganz wie Bertha v. Bruneck ihren geliebten Rudenz erst erhört, als er ein freier Schweizer geworden ist, just so neigt sich Elisabeth dem braven Joachim erst, nachdem er, seiner Regentenpflichten eingedenk, den schwarzen Tod aus Berlin verjagt und die Waageschalen Justitiens nicht einseitig belastet hat. Von dem ingrimmigen Kampfe der Stände und Städte um ihre alten und neuen Vorrechte, von dem fürstlichen, überstolzen Quitzowgeiste, der die märkischen Edlen beseelte, hat Herr Meßner nie gehört. In Wahrheit galten ihre Raubzüge weniger dem Krame der handeltreibenden Bürger, als dem Herrscher selbst. Sie, die früheren Herren des Landes, wollten es nicht leiden, daß der Brandenburger nur noch kurfürstliches Geleit nachsuchte, auf adliges aber verzichtete. Der Conflict zwischen Monarch und Ständen, so aufgefaßt, ist von ungeheurer dramatischer Schlagkraft. Herr Meßner hat sich mit der alltäglichsten Drahtzieherei begnügt, mit langweiligen Radaueffecten, Schwerterrasselei und kurzathmigen, oft unfreiwillig komischen Trompetenstößen. Zum Glück ist er denn doch ein gar zu prosaischer und unselbstständiger Gesell, um auf der Bühne Terrain gewinnen und das arg mißhandelte, historische Drama noch mehr auf den Hund bringen zu können, als es schon der Fall ist.

Einem schlimmen Gegner des aufstrebenden Hohenzollernhauses, Matthias Corvin, klingt das wunnigliche Lied, das Herr Rudolf Lothar (recte Spitzer) aus Wien zurecht gereimt und im Schauspielhause zur Aufführung gebracht hat. Sein Kronenträger entbehrt zunächst aller tiefsinnigen Ehrpusseligkeit, sondern ergeht sich in albernen Streichen, die Herr Spitzer anscheinend für humoristisch hält. Nämlich: Matthias der Corvin verkleidet sich als Bauer und thut wie ein Bauer unter seines Gleichen; es kommt zu Schlägereien, Csardastänzen und anderen ungarischen Amusements, daneben werden erstaunlich abgedroschene Dinge in glatte, platte Verse gezwängt und als erhabene Weisheiten serwirt. Nicht minder kindische Einfälle als dem erhabenen Ungarnmonarchen kommen aber auch seiner Erwählten, einer Dame, die er par ordre du moufti heirathen soll und die mit großem Gefolge in's Paprikaland einrückt. Unfern dem Orte, wo der agrarische König Matthias die Bauern und die Theaterbesucher mit seinen Späßlein langweilt, entrinnt die Holde ihren Begleitern, und der Zufall, der den schlechten Dichtern noch holder denn dem Verliebten ist, führt die als Bäuerin Verkleidete ihrem Matthias entgegen. Und so weiter. Neben den Liebenden, die den ganzen Abend über blinde Kuh miteinander spielen, macht sich ein Bengel von Hofnarr breit, der leider, leider vor Jahren dem Stricke entgangen ist. Auch eine Dorfrichterwahl muß dazu helfen, den verpfuschten Abend zu füllen. Bewundernswerth an dem Werke darf jedenfalls die Seelenruhe des Autors genannt werden, der jedes mühsam ertüftelte Witzchen in's Unendliche ausspinnt und sich nie genug thun kann, zuweilen auftauchende, hübsche Wendungen durch plumpes Unterstreichen um ihren Effect zu bringen. — Inscenirung und Darstellung machten der königlichen Bühne hohe Ehre. Es ist ein Kreuz, daß sie in ihrem redlichen und gesunden Bemühen, der neuberliner, sogenannten naturalistischen Dramenschreiberei handelnd entgegenzuwirken, nur von senilen Machern oder solchen Dichtern unterstützt wird, die sich vom Realismus aus bloßer Unfähigkeit fernhalten.

Daß die Wahrheit unserer neulichen Bemerkung, im Theater des Westens brauche nur so ganz nebenher, rein anstandshalber, auch ein wenig gemimt zu werden, den maßgebenden Personen eingeleuchtet hat, bewies die Aufführung von Wolfgang Kirchbach's Lustspiel „Jung gefreit!" Mir für mein Theil und ebenso, wie es scheint, den wuthentbrannten Zischern wäre es freilich angenehmer gewesen, wenn sich die Direction nicht für Wolfgang Kirchbach, sondern für eine hübsche Seiltänzerin entschieden hätte. Wir haben ihr rechtzeitig auch diesen Vorschlag gemacht. Wer nicht hören will, muß fühlen. —

Notizen.

Schiller's Frauengestalten. Von Julius Burggraf. (Stuttgart, Krabbe.) Ein feinsinniges Seitenstück zu Lewes' bekanntem **Buche** über Shakespeare's und Goethe's Frauengestalten, vornehmlich für weibliche Leser berechnet, aber doch nicht ohne die besten männlichen Vorzüge: Ernst, Tiefe, Wissenschaftlichkeit. Burggraf weist an Schiller's Freundinnen, Geliebten und seiner herrlichen Gattin, aus deren Charakteren und Leben nach, daß Stahr's Ausspruch, die Schiller'schen Theaterheldinnen seien reine Idealfiguren, mehr nach der Idee als nach dem Leben gezeichnet, der Berichtigung bedarf. In der That hat Schiller so gut wie Goethe, wenn auch mehr idealisierend und heroisch umgestaltend, nach lebenden Modellen gearbeitet. Unserer Empfindung nach hebt der Verfasser mit Recht das Individuelle einer Thekla und Hedwig hervor, nicht genug aber die meisterliche Rococogestalt der Luise aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit, die uns heute, gerade weil sie so historisch echt ist, auf der Bühne fremdartig und unnatürlich anmuthet. Und was uns am meisten freut, ist die Wahrnehmung, daß Burggraf doch nirgends etwa mit Rücksicht auf seine Leserinnen schön färbt, vertuscht und in's Süßliche malt. Beweis das treffliche kleine Charakterbild des liederlichen Fräuleins von Arnim, dieser unbegreiflichen Herzensirrthum des noch allzu jugendlichen jungen Schiller, dem zum guten Glück von seinem treuen Körner der Staar gestochen und der rechte Weg gewiesen wurde. Das Buch ist eine Zierde der neueren Schillerliteratur und sei auch um seiner schönen Darstellung und Sprache willen bestens empfohlen.

„Robespierre". Epische Dichtung von M. E. delle Grazie. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Mit den Vorgängen im Palais Royal kurz vor dem Bastillensturm anhebend, schließt die Dichtung mit der Hinrichtung des Titelhelden, in dessen Fühlen, Denken und Verhalten die Hauptmomente der erschütternden Weltbegebenheit sich abspiegeln. Es handelt sich keineswegs um eine poetische Verherrlichung Robespierre's, sondern nur darum, an seinem Geschick den Charakter der französischen Revolution zu veranschaulichen. Genau wie sie von edeln, idealen Ansätzen ausgehend, wird er, als einer ihrer Hauptförderer, in den Strudel der Gewalt fortgerissen, in diesem Taumel noch immer glaubend, durch sie das wahrhafte Freiheitsideal zu verwirklichen. „Um Millionen zu beglücken," heißt es treffend in der Dichtung, „werden Tausende geopfert". Nicht um seiner selbst willen, sondern für's allgemeine Wohl, wie er es geltend machen möchte, läßt er Hinrichtung über Hinrichtung vollziehen, weil er in seinen Gegnern immer nur die Gegner der von ihm angestrebten Volksbeglückung sieht. So gefaßt, ist Robespierre's widerspruchige und zwitterhafte Gestalt sicherlich die Verkörperung der großen Revolution, unwillkürlich anziehend aber eben so sehr abstoßend, und nur dies sucht die Dichtung begreiflich zu machen, soweit solches bei einer räthselhaften Erscheinung überhaupt möglich. Ein Held im traditionellen Sinne ist er ihr keineswegs, eine wärmere Theilnahme für ihn ist ebenso ausgeschlossen wie bei der Revolution selbst; deren schließlicher Bankerott ist auch der seine: wie sie in die Despotie des Imperialismus ausmündet, so ist Robespierre's letzte That der Selbstmord. Es liegt durchaus in der Eigenart dieses einseitigen Charakters, daß er in seinem Verhalten einförmig erscheint, und sicherlich deßhalb führt ihn die Dichtung verhältnißmäßig sparsam vor. Von allen übrigen Gestalten wird er auch an Lebendigkeit und Greifbarkeit weit überragt: mit großer Plastik und Unmittelbarkeit treten sie uns entgegen. Edel beanlagte Naturen wie Dumoulin und Fauchet, Charlotte Corday und Marie Roland, stehen ebenso glaubhaft und lebenswahr da wie die Schlimmen von der Art eines Marat, Danton, Saint-Just, Hébert, Pétion und wie sie sonst heißen mögen. Sie alle so zu beleben wie es hier geschieht, gelingt nur einer dichterischen Hand, deren Gestaltungsgeschick vielleicht noch entschiedener hervortritt bei der Schilderung der unglücklichen Königsfamilie, ihrer treuen Anhängerschaft und namentlich des zwischen Neuem und Altem schwankenden Mirabeau, so episodisch er auch im Ganzen verwendet ist. Einen nicht minder bestimmten, packenden Eindruck hat man von der Unzahl sonstiger Gestalten, die massenhaft an uns vorbeischreiten, theils gelegentlich einzeln auftretend, theils vielgeschaart in den Verlauf der Begebenheiten eingreifend. Für uns hat das breit angelegte Epos seinen Werth in der lebensvollen, farbenreichen Gemäldefülle aus der ihm zu Grunde liegenden furchtbaren Weltbegebenheit, die man wie in einer Vision zu erleben glaubt. Dieser Eindruck stellt sich ganz unfehlbar ein, weil die Dichtung durchweg einem Realismus huldigt, wie er kaum entschiedener gedacht werden kann. Zum Gegenstande paßt eine solche Behandlungsweise ganz unzweifelhaft. Im Gebrauch schneidiger und rücksichtsloser Ausdrücke, im geflissentlichen Ausmalen von allerhand Abscheulichkeiten und im häufigen Vorführen des Krassen und Unschönen leistet die Darstellung oft mehr, als für die Wahrheit der bezweckten Schilderung erforderlich wäre. Zu diesem Einwand berechtigt uns die in vielen Partien sich bewährende Begabung der Wiener Dichterin, wo die poetische Diction wie die Anschaulichkeit des Geschilderten das Lesen der Dichtung zu einem Genuß macht. Im reimlosen Blankvers gehalten, erreicht die Dichtung — wo sie sich von dem unserem Gefühl nach entbehrlichen Aufwand garstiger Worte fernhält — eine Weihe und Gehobenheit, die einen mannigfaltigeren metrischen Schmuck kaum vermissen läßt. Daß die Dichterin auch über gefälligere Formen verfügt, ersieht man hier an der wohlgelungenen Uebertragung der Marseillaise.

Wilhelm Bolin.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Soeben ist erschienen:

Schillers

Frauengestalten

von

Julius Burggraf.

31½ Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Ein Seitenstück zu Lewes' Goethes und Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Gesagtes wiedergiebt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurteilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schillerscher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht zu verdrängenden Platz in der Schillerlitteratur einnehmen wird. Hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält .. Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet. Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verlag von ~~Otto Hassmann (Beobereiner'sche Buchhdlg. Nachfl.)~~ Jena.

Soeben erschienen:

Der geniale Mensch

von

HERMANN TÜRCK.

INHALT:

I. Künstlerisches Geniessen und Schaffen des genialen Menschen.
II. Philosophisches Streben des genialen Menschen.
III. Praktisches Verhalten des genialen Menschen.
Anhang: Gott und die Welt.
IV. Shakespeares Auffassung vom Wesen des Genies im Hamlet.
V. Goethes Selbstdarstellung im Faust.
IV. Byrons Schilderung des Uebermenschen im Manfred.
VII. Genialität und Seelenfreiheit nach Schopenhauers und Spinozas Lehre.
VIII. Erweckung der Seelenfreiheit durch Christus und Buddha.
IX. Entwicklung des höheren Menschen nach Darwin, und Lombrosos Irrsinnshypothese.
X. Der bornierte Mensch als Gegensatz zum genialen, und die Philosophie des Egoismus: Stirner, Nietzsche und Ibsen.

263 Seiten. 8°. Elegant gebunden 3 Mark.

Es ist ein Lehrbuch über einen grossen und erhebenden Gedanken. Es hat mir den Geist der besprochenen grossen Männer näher gerückt und tiefer erschlossen. Es gestattet einen freieren, verständnisreicheren und tröstlicheren Blick in Vergangenheit und Zukunft.

Prof. Leo Sachse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Norwegen und Schweden. Von Björnstjerne Björnson. — Arbeiterconsumgenossenschaften. Von Paul Ernst. — Das Wesen und die Aufgaben der Völkerkunde. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst.** Zu Georg Herwegh's Ehrenrettung. Von Theophil Zolling. — Der Fürst von Montenegro als Dichter. Von Heinrich Stümcke. — **Feuilleton.** Ein Dieb. Von Adolfo Maspes. Autorisirt aus dem Italienischen von Hans Jürgens. — **Aus der Hauptstadt.** Das Kaiserreich Afrika. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Norwegen und Schweden.

Von Björnstjerne Björnson.

Wenn ich dem Wunsche der „Gegenwart" nachkomme: eine kurze und klare Darstellung von dem Kampfe zu geben, welchen Norwegen seiner Selbstständigkeit wegen mit Schweden führt, so muß ich zunächst die für uns Norweger unbegreiflichen Angriffe auf Norwegen zurückweisen, welche einige deutsche Blätter enthalten. Unbegreiflich, weil das deutsche Volk, wenn auch nicht immer in der Praxis bei sich zu Hause, so doch immer in der Theorie bei den Anderen da draußen, ein freisinniges Volk ist, das für den Schwächeren dem Stärkeren gegenüber Partei nimmt.

Die in Deutschland immer und immer wieder auftauchende Behauptung, daß die Bewegung in Norwegen von republikanischer Art sei und daß sie darauf ausgehe, die Republik in Norwegen einzuführen, ist unwahr. Sie hat nicht einmal die Lösung der Union mit Schweden im Auge.

Norwegen hat viele Republikaner, theils weil die Norweger ein sehr demokratisches Volk sind, welches das Königthum überflüssig findet; theils weil das Königshaus nicht national ist. Aber die Norweger sind vernünftig und als Politiker praktisch. So wenig wie sie daran denken, daß die Staatskirche ohne Weiteres abgeschafft werden kann, obwohl sie innerlich von ihrer Schädlichkeit überzeugt sind, eben so wenig denken sie daran, daß das Königthum ohne Weiteres abgeschafft werden kann, obwohl sie auch davon überzeugt sind, daß es ungünstig wirkt. Sollte der Streit mit Schweden zur Auflösung der Union führen, was ich weder glaube noch wünsche, so würde zweifellos wieder ein König gewählt werden. Jedenfalls ist die gegenwärtige Stimmung einer Monarchie günstig.

Eine andere ebenso stark verbreitete Unwahrheit ist die, daß Norwegens Sympathien zu Rußland und Frankreich hinneigen. Die Norweger wollen sich nicht an einer gegen Rußland gerichteten Allianz betheiligen. Das russische Volk hat unserem Lande nie etwas Böses zugefügt, und wir glauben nicht an das Gerücht von russischen Anschlägen gegen Skandinavien. Wir verstehen nämlich nicht, welcher Vortheil für Rußland darin liegen sollte, sich eine unsichere Grenze gegen England zu schaffen, wo es doch eine so sichere besitzt in seinen Befestigungen und dem Eise, das sieben bis acht Monate im Jahre die Zufahrten sperrt, und obendrein friedliche Nachbarn auf nördlicher Seite hat. Rußland müßte geradezu wahnwitzig sein, wenn es so sichere Grenzverhältnisse aufgeben wollte. Der einzig denkbare Grund, um uns anzufallen, würde in einer schwedischen Propaganda gegen Rußland oder in großschwedischen Allianzplänen zu suchen sein. Einer solchen Möglichkeit arbeiten wir entgegen, und dies wird fälschlicher Weise zu Sympathien für das französisch-russische Bündniß gestempelt.

Was will nun Norwegen?

Es will innerhalb der Union das selbstständige Reich sein, das es nach seiner Verfassung zu sein berechtigt ist. Der erste Paragraph der norwegischen Verfassung lautet: „Norwegen ist ein selbstständiges, untheilbares Reich, welches mit Schweden unter einem Könige vereint ist."

Es heißt nicht, „mit der Verpflichtung, einen schwedischen Minister des Aeußeren" zu dulden; auch nicht, „mit der Verpflichtung, sich in ein ‚gemeinsames' Consulatswesen zu finden, das vom schwedischen Minister des Aeußeren geleitet wird".

Nun ist dies indessen nicht so zu verstehen, als wollten wir unser eigenes Consulatswesen unter unserem eigenen Ministerium des Aeußeren nur deßhalb eingeführt sehen, weil uns die Verfassung zu dieser Forderung berechtigt; so rechthaberisch sind wir nicht. Wir wollen es, weil unsere Erfahrung, unsere Bedürfnisse, unsere Friedensliebe dazu geführt haben. Unsere Erfahrung hat uns gelehrt, daß die schwedische Regierung die Souveränität Norwegens nicht immer respectirt. Unsere Bedürfnisse fordern, daß wir, als Schwedens Concurrenten in fast allen Artikeln, mit Rücksicht auf unsere Schifffahrt, welche drei Mal so groß wie die schwedische ist, unsere eigenen Consuln haben, welche unserem eigenen Ministerium des Aeußeren unterstehen. Und endlich gebietet uns unsere Friedensliebe, daß wir keinerlei Kriegsallianz gegen Rußland eingehen, sondern im Gegentheil einen Schiedsgerichtsvertrag mit Rußland (und mit anderen Ländern) abschließen, zum Zweck der Errichtung fester internationaler Gerichtshöfe, welche bei etwaigen Zwistigkeiten zu entscheiden haben. Die skandinavischen Reiche sollen darnach trachten, sich eine garantirte Neutralität zu sichern, womöglich im Verein mit anderen großen Staaten.

Um die garantirte Neutralität absolut effectiv zu machen (was sie jetzt nicht ist), ist ein Zusammenschluß erforderlich. Es gilt, ein festes internationales Schiedsgericht zu ernennen, das von allen Mächten anerkannt wird. Wird die Neutralität verletzt, so sollen Kraft schiedsgerichtlichen Erkenntnisses

Digitized by Google

alle diejenigen Verträge, welche die europäischen Staaten mit demjenigen Lande abgeschlossen haben, das sich einer Verletzung der Neutralität schuldig gemacht hat, außer Kraft treten und so lange wirkungslos bleiben, bis das Schiedsgericht den Schaden als ersetzt erachtet. Dies zu Stande zu bringen, ist das Größte, was die kleinen Staaten thun können. Unter sich hierin Einigkeit zu erzielen und sich dieserhalb an die Großmächte zu wenden, ist eine würdige Aufgabe für die Regierung der vereinigten Reiche. Das Ziel ist groß, aber schreckt nicht ab, sondern begeistert. Die norwegische Demokratie will, daß das Storting mit einem Beschluß den Anfang macht, welcher dahin geht: die Regierung soll versuchen, Schiedsgerichts-Verträge abzuschließen. Das Storting hat dies früher schon zwei Mal beschlossen, und beide Male hat der schwedische Minister des Außeren es abgewiesen. Aber es wird die Zeit kommen, wo er dies nicht mehr wagt. Dies Mal wird der Beschluß zweifellos in die bestimmtere Form gefaßt werden: daß man sich zunächst an Rußland wenden soll, um einen Schiedsgerichtsvertrag mit diesem Reiche abzuschließen. Wir wollen nun sehen, was der schwedische Minister des Aeußeren hierauf antworten wird!

Aus Vorstehendem wird Jedermann erkennen, daß die Bewegung in Norwegen eine friedliche Vereinigung erstrebt, welche, wenn sie glückt, bei uns eine auswärtige Politik überflüssig macht. Die einzige Aufgabe der Letzteren wäre alsdann, den Handel und die Seefahrt der Völker zu überwachen, und auf diesem Gebiete braucht Schweden nicht auf die Selbstständigkeit Norwegens eifersüchtig zu sein.

Norwegen hat die Hoffnung, daß mit der Zeit die schwedische Demokratie der norwegischen entgegenkommen werde. Wir hoffen, daß die schwedische Demokratie an der Forderung einer kriegerischen Vereinigung, d. h. einer Vereinigung mit gemeinsamem Ministerium des Aeußeren und gemeinsamer Heeresleitung nicht länger festhalten, sondern dazu übergehen werde: zusammen mit Norwegen für Schiedsgerichtsverträge und garantirte Neutralität, sowie für den Zusammenschluß aller kleineren Staaten zu diesem Zwecke zu arbeiten.

Wir hegen die Hoffnung, daß die schwedische Demokratie alsdann auch die Forderung einer Zwangsvereinigung aufgeben wird, welche in diesem Falle nicht länger von Nutzen sein könnte. Der Wunsch Norwegens ist eine freiwillige Vereinigung mit festen Regeln für eine etwaige Auflösung. Keine andere Art von Vereinigung ist zweier freier und souveräner Völker würdig, welche darnach streben, mit Allen in Frieden leben zu dürfen. Unzweifelhaft wird sich eine solche Vereinigung auch als die festeste erweisen.

Das norwegische Volk ist, was die Politik betrifft, ein modernes demokratisches Volk, welche auch das schwedische in seine neuen Bahnen zu leiten sucht.

Arbeitercousumgenossenschaften.

Von Paul Ernst.

Es ist an dieser Stelle bereits vom Verfasser auf die eigenthümliche Anomalie des modernen Kleinhandels inmitten der gewaltigsten Concentration aller wirthschaftlichen Unternehmungen hingewiesen und auf die großen Schäden der gesammten Volkswirthschaft durch diese Rückständigkeit eines wichtigen Zweiges der gesellschaftlichen Arbeit, welche verursacht, daß die Verbilligung der Waaren durch die neuen Productionsmethoden sehr oft dem letzten Consumenten gar nicht mehr zu Gute kommt.

In der Production werden die kleinen Betriebe, wenn sie theurer und schlechter arbeiten als die großen, auf einfach automatische Weise aus der Concurrenz ausgestoßen; in dem Theil des Handels, welcher den Anschluß an den letzten Consumenten besorgt, ist das, wie wir täglich sehen können, nicht der Fall. Da nun jede Krafterspariß im wirthschaftlichen Leben, damit jede Concentration bis dahin vereinzelter Betriebe in einen einheitlichen als Fortschritt zu begrüßen ist, so muß jede Bestrebung zu diesem Ziel hin in jeder Weise gebilligt werden. Möge man sich nur nicht durch die socialpolitische Sentimentalität der „unabhängigen kleinen Existenzen“ verblenden lassen. Es giebt nichts Culturwidrigeres, als die Aufrechterhaltung dieser ungemein kostspieligen Menschenclasse, die in keiner Hinsicht zu den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechend beitragen durch ihre Arbeitsleistung.

Daß der Proceß der Concentration der Betriebe und damit der Verbilligung der Leistungen nicht im Kleinhandel stattgefunden hat, erklärt sich aus dem Umstand, daß der Käufer des Producenten stets ein tüchtiger Sachverständiger ist, der jeden Vortheil der Concurrenz wahrzunehmen versteht und auf die den modernsten Productionsverfahren entsprechende Verbilligung dringt, der Käufer des Kleinhändlers aber kein Sachverständiger ist und höchstens eine Kenntniß der Preise und Qualität hat, wie sie von jeher üblich waren. Der Kleinhändler kann folglich oft Differenzen zwischen früheren und jetzigen Preisen für sich einstreichen, statt sie dem Consumenten zu Gute kommen zu lassen, falls er nur, was ja leicht ist, sich mit den Concurrenten verständigt; die daraus im Verhältniß zum Anlagecapital hohen resultirenden Gewinn verursachen, daß sich immer mehr Menschen dem Kleinhandel widmen, so daß schließlich doch für jeden Kleinhändler nur ein dürftiger Lebensunterhalt übrig bleibt. Rechnet man noch dazu, daß große Theile, namentlich der arbeitenden Bevölkerung, beim Kleinhändler verschuldet sind und folglich in seiner Abhängigkeit stehen, so hat man die einfachste Erklärung der verblüffenden Thatsache.

Offenbar kann also nur vom Consumenten aus hier die Wandlung zu Zuständen geschehen, welche den modernen Verhältnissen entsprechen. Wenn sich die Consumenten zusammenthun und namentlich nur an einer Stelle kaufen, so ermöglichen sie einen modernen Großbetrieb; und wenn sie ein Mittel in der Hand haben, diesen zu zwingen, daß er die Differenz zwischen seinen Kosten und den Kosten der Kleinhändler ihnen zu Gute kommen läßt, so ist das Problem völlig gelöst.

Wir haben nun schon längst eine den geschilderten Ansprüchen entsprechende Organisationsform des Kleinhandels, nämlich den Consumverein. Der Consumverein umfaßt in seiner normalen Form eine genügend große Anzahl von Mitgliedern, um billiger und besser liefern zu können als die Krämer, und läßt den Ueberschuß seinen Mitgliedern zu Gute kommen.

Bekanntlich ging die Consumvereinsbewegung ursprünglich bei uns von einer politischen Partei aus, und da es eine bürgerliche Partei war, so haben die deutschen Arbeiter noch heute eine gewisse Reserve den Consumvereinen gegenüber bewahrt; sie benutzen vielfach die nächstliegenden praktischen Vortheile, die sie gewähren, aber in alter Anhänglichkeit an Lassalle'sche Ideen rechnen sie ihnen nur sehr geringe sociale Bedeutung zu. Es ist eine ähnliche, nur noch prononcirtere Stellung wie die zu den Gewerkvereinen. Alles Wesentliche erwarten sie von der politischen Bethätigung.

Nicht nur geschichtlich, sondern auch aus den bestehenden politischen Verhältnissen heraus ist eine solche Stellungnahme leicht erklärlich. Unsere politischen Zustände sind weit zurückgeblieben und passen nicht mehr zu den socialen und ökonomischen Verhältnissen. Alle fortschrittlichen Gedanken knüpfen sich demgemäß zunächst an politische Ziele und Bestrebungen an. Es ist doch kein Zufall, daß bis heute sich in dem wirthschaftlich weit fortgeschritteneren England erst die Anfänge einer selbstständigen politischen Arbeiterpartei entwickelt

Digitized by Google

haben, während wir in Deutschland eine solche schon seit einem Menschenalter besitzen. Daß einmal die Arbeiterclasse die Regierung und Verwaltung in die Hand nehmen wird, wie einst das Bürgerthum, ist sicher; ebenso sicher ist aber, daß sie das nicht heute oder morgen kann, weil die wirthschaftlichen Vorbedingungen dazu lange noch nicht gegeben sind. Hätten wir eine weniger unverständige Leitung der Gesellschaft, die genug Philosophie besäße, sich zu sagen, daß doch kein Ding ewig bestehen kann und sich Alles fortbildet zu neuen Inhalten und neuen Formen, so würden wir eine starke Gewerkvereinsbewegung und vielleicht eine starke Bewegung auf Consumgenossenschaften, eventuell auf Productivassociationen haben, und bei den Wahlen würden die Arbeiter noch ruhig für diejenige bürgerliche Partei stimmen, die ihre Forderungen am meisten erfüllt.

Indem die Arbeiterbewegung durch diese Umstände früher auf die politische Bahn geleitet ist, wie sonst der Fall sein würde, bleiben also organisatorische Aufgaben der Arbeiterclasse, die unter den bestehenden Verhältnissen erfüllbar sind, und deren vorherige Lösung vielleicht für die spätere Vorbildung nöthig ist, unerfüllt. Eine solche Aufgabe ist die rationelle Ausgestaltung der Consumgenossenschaften, die ja nur von den Arbeitern ausgehen kann, weil diese das Gros der Consumenten bilden. In England sind die Consumgenossenschaften häufig mit den Gewerkvereinen verbunden und sind für diese im Fall von Streiks werthvolle Unterstützung. In Belgien besteht sogar ein intimer Zusammenhang zwischen ihnen und der socialdemokratischen Partei, deren Führer eine großartige Organisation solcher Genossenschaften geschaffen haben, um festen Boden und Gelder für die politische Agitation zu gewinnen. In Deutschland existirt nichts Derartiges, nur neben der Partei, und von ihr eifrigst desavouirt und deßhalb wenig im Großen erfolgreich fristen einige Consumvereine mit vorwiegend socialdemokratischen Mitgliedern ihr Dasein. Und gerade bei uns, wo die Arbeiterpartei die zahlreichste und ergebenste Anhängerschaft von allen politischen Parteien hat, wäre eine solche wahrhaft schöpferische Arbeit am ersprießlichsten und bedeutungsvollsten.

Solche Erscheinungen lassen sich natürlich nur schildern und erklären. Alles, was geschieht, geschieht, weil es geschehen muß und nicht anders geschehen kann. Es würde also thöricht sein, abgesehen davon, daß diese Blätter dazu der ungeeignetste Platz wären, etwa Recepte zum Zweck einer Aenderung dieser Dinge zu schreiben. Trotzdem mögen wegen ihres allgemeinen Interesses einige Vorschläge hier reproducirt werden, die von Dr. Hans Müller für schweizerische Verhältnisse gemacht sind. In der Schweiz fallen alle Hinderungen einer natürlichen und ruhigen Entwicklung fort, die bei uns von der Thorheit und Unkenntniß reactionärer Gesellschaftsschichten ausgehen, deren Regierung und Verwaltung wir anvertraut sind, und die Arbeiter sind dort demgemäß durchaus nicht revolutionärer gestimmt, sondern ziehen es vor, sich mit den Aufgaben der Gegenwart zu beschäftigen; sie wissen, daß auch die ökonomischen Früchte nicht eher gegessen werden können, als bis sie reif sind.

Der Baseler Consumverein, der 1865 mit 500 Mitgliedern gegründet wurde, die je 3 Francs einzahlten, besaß 1894 ein Vermögen von 337923 Francs, setzte für 5887380 Francs Waaren um und erzielte einen Reingewinn von 461199 Francs. Mit dem geringen Capital betreibt der Consumverein 30 Materialwaarenläden, eine große Bäckerei, ein Weingeschäft, eine Milch-, Butter-, Bier- und Holzhandlung. Der schweizerische Gewerkschaftsbund zählt ungefähr eben so viel Mitglieder wie der Baseler Consumverein. Derselbe hatte 1893 ein Vermögen von 28500 Francs, wovon 15800 Francs für Streikzwecke bereit gehalten wurden. Offenbar stehen diese, durch Beiträge, die den Arbeitern oft nicht schwer fallen, erlangten Summen in einem geradezu lächerlichen Contrast zu dem Riesenvermögen, das die Gewerkschaften aufspeichern könnten, wenn sie eine organische Verbindung mit zu begründenden oder schon bestehenden Consumvereinen eingingen.

Nach dem Vorschlag Müller's würden die Gewerkschaftsmitglieder den Hauptstamm der Consumgenossenschaften zu bilden haben; in Städten, wo Fachvereine mit einigen hundert Mitgliedern bestehen, würden die Consumvereine von diesen neu zu begründen sein, in Städten mit geringer Zahl von organisirten Arbeitern würden sich die Betreffenden an einen bestehenden Consumverein anzuschließen haben, mit dem das Abkommen getroffen würde, daß bestimmte Procentsätze des Reingewinns, der auf die Mitglieder entfällt, in die Gewerkschaftscassen gezahlt werden. In den reinen Arbeiterconsumvereinen würden natürlich auch andere Mitglieder, sowohl nicht organisirte Arbeiter, wie Angehörige anderer Gesellschaftsclassen aufgenommen. Um, wenn ein Theil des Reingewinns den Gewerkschaften überwiesen wird, diese Mitglieder nicht zu benachtheiligen und folglich abzuschrecken, und um auch die ledigen Arbeiter, welche ja den Hauptstamm der Fachvereine bilden, mit heranzuziehen, sollen die Gewerkvereine wöchentlich 25% von der Lohnsumme ihrer sämmtlichen Mitglieder in „Waarengeld" umtauschen, d. h. in Marken, welche bei dem Consumverein als Baargeld angenommen werden. Der Antheil der Gewerkschaftsmitglieder an den Einkäufen und die darnach auf die Gewerkvereine fallende Quote läßt sich nach diesen Marken leicht feststellen. Außerdem können die ledigen Arbeiter bei ihren Kostgebern die Marken in Zahlung geben, des Ferneren die Arbeiter überhaupt bei allen den Geschäftsleuten, auf die sie einen derartigen Druck ausüben können, daß sie die Marken annehmen. Da diese die Marken nicht anders verwerthen können, als durch Einkäufe im Consumverein, so werden sie auf diese Weise gezwungen, für die Gewerkschaften Beiträge zu zahlen, denn nach der Höhe der im Consumverein eingelaufenen Marken richtet sich ja die Summe, welche die Gewerkvereine, die sie ausgegeben haben, vom Reingewinn erhalten. Geschäftsleute, die mehr von diesem Waarengeld erhalten, als sie zur Deckung ihres Verbrauchs aus dem Consumverein verwenden können, tauschen die Marken an der Casse derselben gegen einen gewissen Abzug gegen Baargeld ein. Gewisse Kategorien von Geschäftsleuten, namentlich Wirthe, Inhaber von Kleidermagazinen u. s. w., die schon heute ihrer Arbeiterkundschaft viele Concessionen machen müssen, werden wohl auf das Verlangen der Arbeiter, Marken in Zahlung zu nehmen, eingehen, und wenn Einige auch versuchen werden, sich durch höhere Preise schadlos zu halten, so werden doch Andere, bei der Elasticität der Preise im Kleinhandel, das doch nicht thun. Daß es sich um einen durchaus möglichen Vorschlag handelt, geht daraus hervor, daß bei dem Baseler Consumverein die Einrichtung bereits besteht. 1894 hatte an diesem das Waarengeldgeschäft einen Umsatz von 1 Million Francs von dem fast 6 Millionen Francs Gesammtumsatz, mit einem Reingewinn von 70000 Francs.

Bei guter und umsichtiger Verwaltung können Consumvereine, wenn sie auf die Weise einen großen und festen Kundenkreis erworben haben, sich an weitergehende Pläne machen, wie das ja in Belgien geschieht. Der Plan des Herrn Till, den Dr. Meyer in diesen Blättern besprochen hat, wird vermuthlich, trotzdem er den Landwirthen wirklich helfen würde, nie vom Staat ausgeführt werden: eher würden wir den Antrag Kanitz Wirklichkeit werden sehen. Große Consumvereine können eine Brodfabrik nach dem Till'schen Muster betreiben. Auch andere Gebrauchsartikel der Arbeiter: Kleidung, Möbel ꝛc. können von ihnen hergestellt werden; das ist zwar keinerlei Verwirklichung socialistischer Ideale, aber es sind doch große genossenschaftliche, von den Arbeitern demokratisch verwaltete Unternehmungen innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesellschaft.

Solche Unternehmungen würden einen ganz ungemein großen Werth haben.

Digitized by Google

Zunächst wirken sie außerordentlich erziehend auf die Arbeiter. Die Verwaltung solcher Unternehmungen erfordert viel Klugheit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Diese Eigenschaften sind in der Arbeiterclasse, wie in jeder andern Classe vorhanden, werden aber stets nur auf naheliegende und kleine Dinge angewendet, können also nie zu ihrer Entfaltung kommen. Die Verwaltungen würden Schulen ersten Ranges für eine höhere Ausbildung dieser Fähigkeiten sein. Wer nicht ganz auf dem bornirtesten Classenstandpunkt steht, wird eine solche Entwicklung nur beglückwünschen, denn sie bildet die Garantie, daß die Weiterbildung innerer Zustände, die doch in den Dingen selbst liegt und nun einmal nicht unmöglich gemacht werden kann, auf ruhige und verständige Weise geschieht.

Dann aber würden die Arbeiter in diesen Genossenschaften einen wichtigen Rückhalt für ihre wirthschaftlichen Kämpfe haben. Mit der Höherentwicklung der Industrie wird die Position des Capitals immer besser, die der Arbeiter immer schlechter. Einestheils deßhalb, weil alsdann der Procentsatz der ungelernten Arbeit zur gelernten immer größer wird, damit die Zahl der jedes Mal concurrirenden Arbeiter immer unbegrenzter und diese selbst, da die ungelernten Arbeiter wohl plötzlicher Aufraffung, aber nicht consequenter und zäher Verfolgung ihrer Ziele fähig sind, immer widerstandsunfähiger; anderntheils deßhalb, weil die Betriebe größer und ihre Zahl geringer, damit das Einvernehmen der Unternehmer aber immer dauerhafter wird. Das Extrem ist im Cartell erreicht. Wenn nicht irgendwelche besondere Umstände vorhanden sind, so ist in einer cartellirten Industrie ein Streik überhaupt unmöglich. In strafferer Organisation und Erhöhung aller Mittel können die Arbeiter diesem Beruf entgegenwirken und thun es auch. Ist ein Erfolg auch dann nicht mehr möglich, dann sind die Umstände reif für politische Action, und die beiden Mächte messen sich alsdann im politischen Kampf, dessen Ausgang bestimmen wird, nach welcher Richtung die Weiterbildung stattzufinden hat: ob irgend eine Art Gebundenheit der Arbeiterclasse an die Stelle der heutigen freien Arbeit tritt, oder gesellschaftliche Production an die Stelle der heutigen privaten.

Je weiter der politische Kampf hinausgeschoben wird, desto reifer sind die Verhältnisse für ihn, und desto glatter wird sich der Uebergang machen. Man denke nur an die verschiedene Art, mit der die Agrarverfassung in den verschiedenen Staaten sich von der Hörigkeit zur Freiheit entwickelt hat: von der blutigsten Revolution hindurch alle Schattirungen von Revolutionen und Reformen bis zur Ablösung von Seiten der bevorrechteten Classe selbst. Jede Stärkung der Position der Arbeiterclasse in der geschilderten Richtung würde also ein wichtiges Moment zur Verhütung der sogenannten Umstürzler sein.

Freilich kann man nicht erwarten, daß derartige Anschauungen bei uns in Deutschland je die praktische Politik bestimmen werden. Dort, wo diese bestimmt wird, herrscht die völligste Unkenntniß über die wichtigsten Thatsachen des modernen Lebens. So große Vorzüge eben die bureaukratische Regierung hat bei stabilen Verhältnissen, so große Nachtheile hat sie da, wo die Entwickelung schnell vor sich geht. Sie kann nicht folgen und denkt noch immer in den Anschauungen, die vielleicht vor zwei Menschenaltern richtig und passend gewesen waren. Je mehr man hinter jedem Streik die „Hydra der socialen Revolution" fürchtet, desto sicherer beschwört man sie herauf, und zwar in einer Form, die für alle Theile gleich unerwünscht ist.

Das Wesen und die Aufgaben der Völkerkunde.

Von Moritz Alsberg.

Ueber die Völkerkunde sind noch mancherlei irrthümliche Anschauungen verbreitet, was eben darauf beruht, daß zu der Errichtung jenes wissenschaftlichen Gebäudes die verschiedenartigsten Disciplinen — neben Anthropologie und Prähistorie, Geschichte, Geographie, Philosophie, Psychologie, Mythologie, Sociologie und Rechtswissenschaft — Bausteine geliefert haben, daß bei der Begründung dieser neuen Wissenschaft bald die rein ethnographische Schilderung der betreffenden Völker, bald die culturgeschichtliche Beobachtung, bald die geographische Beleuchtung, bald die anthropologisch-prähistorische Betrachtung in den Vordergrund gestellt worden ist. Eine allgemein-verständliche Schilderung des Entwicklungsganges der heutigen Ethnologie, eine Darlegung der ihr zur Beantwortung vorliegenden Fragen, sowie der Methoden gegeben zu haben, die dazu berufen sind, die allgemein giltigen psychologischen Gesetze festzustellen, welchen die vielgestaltigen und mannigfaltigen Erscheinungen des Völkerlebens sich unterordnen — hierin besteht das Verdienst eines soeben erschienenen Buches*), dessen wichtigsten Inhalt wir im Nachfolgenden zur Kenntniß unserer Leser bringen.

Wie wir bereits erwähnten, giebt es verschiedene Gesichtspunkte, von denen aus das Studium der Völkerkunde in Angriff genommen worden ist. Insofern die Ethnologie dazu berufen ist, eine Vermittelung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles unseres Wissens vom Menschen zu bewirken, sind wir berechtigt, dieselbe als eine erweiterte Anthropologie aufzufassen, welche letztere zutreffend als die universitas litterarum — d. i. die Disciplin, in welcher alle Forschungen zur „Wissenschaft vom Menschen" sich vereinigen — bezeichnet wird. Während den Anthropologen und Sociologen das Verdienst zuerkannt werden muß, für die Aufrichtung des Baues der neuen Wissenschaft das Terrain geebnet, bezw. das Fundament für denselben gelegt zu haben, sind bei der eigentlichen Herstellung jenes wissenschaftlichen Gebäudes von englischen Gelehrten Tylor und Lubbock, von deutschen Forschern Waitz, Gerland, Peschel, Müller, Ratzel, Post und Lippert vorzugsweise betheiligt. Die hervorragendste Stellung unter den Begründern der Völkerkunde nimmt aber zweifelsohne der Altmeister Adolph Bastian ein. Ihm muß ein doppeltes Verdienst zuerkannt werden, nämlich einerseits auf seinen mit kurzen Unterbrechungen über drei Jahrzehnte sich erstreckenden Forschungsreisen jene überaus reichhaltigen Sammlungen zusammengebracht zu haben, die wir heute im Museum für Völkerkunde zu Berlin bewundern und die als Material für eine zukünftige Geschichte der Menschheit von unschätzbarem Werthe sind; andererseits durch grundlegende Studien das Geistesleben der Menschheit aufgehellt zu haben. Im Gegensatz zur anthropologisch-prähistorischen Wissenschaft, welche den Menschen als „Gattungsbegriff" auffaßt und ihren Schlüssen einerseits die Ergebnisse rassenanatomischer Untersuchungen, andererseits die Resultate der Forschungen über die vorgeschichtliche Existenz des Menschengeschlechts zu Grunde legt, kommt nach Bastian für die Ethnologie der Mensch als Gesellschaftswesen — das Zoon politikon des Aristoteles — vorzugsweise in Betracht. Gewissermaßen das Leitmotiv der in mehrfacher Hinsicht grundlegenden Bastian'schen Untersuchungen bildet die Lehre vom „Völkergedanken", derzufolge jene bemerkenswerthe Uebereinstimmung in den religiösen und sonstigen Anschauungen, den Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen von weit auseinander wohnenden Völkern und Stämmen nicht etwa auf irgend welche verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den betreffenden Menschengruppen

*) Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt von Th. Achelis. Stuttgart, F. Enke's Verlag. 1896.

Digitized by Google

zurückzuführen ist, sondern vielmehr darauf beruht, daß mit eiserner Nothwendigkeit — wie die Pflanze je nach den Phasen des Wachsthums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt, Knoten ansetzt oder Blüthen entfaltet — so auch zufolge den die Entwicklung der Menschengattung beherrschenden Gesetzen gewissen Lebensbedingungen und äußeren Verhältnissen gewisse psychologische Erscheinungen entsprechen.

Im Hinblick auf die Aufhellung des Seelenlebens der Völker, wie sie die Ethnologie anstrebt, dürfen wir auch von diesem neuen Wissenszweige nicht zu unterschätzende Vortheile für die Geschichtsforschung und Philosophie erwarten, indem viele Erscheinungen des Völkerlebens, die zur Zeit noch in Dunkel gehüllt sind, durch die ethnologische Forschung hinsichtlich ihrer ursächlichen Verhältnisse voraussichtlich in helles Licht gerückt werden. Wir dürfen von der Ethnologie Aufklärung darüber erwarten, warum die Geschichte bei diesem Volke den einen, bei jenem Volke einen anderen Entwicklungsgang genommen hat, warum bei der einen Völkerschaft Geschichte im engeren Sinne überhaupt fehlt, warum bei einer anderen die Höhe der geistigen Leistungen sich nie über ein bestimmtes Maaß erhoben hat. Insofern das Studium der gegenwärtig noch auf relativ niedriger Culturstufe befindlichen Menschengruppen wichtige Anhaltepunkte bietet für die Beurtheilung früherer Zustände der heutigen Culturvölker, ist dasselbe geeignet, Material zu beschaffen, welches die Beantwortung der soeben bezeichneten Fragen ermöglicht. Wollte man andererseits der ethnologisch-anthropologischen Betrachtung nicht allgemein menschliche Zustände, sondern nur die europäischen Culturzustände zu Grunde legen, so würde man zu ebenso irrthümlichen Schlüssen gelangen wie der Zoologe, der bei einer Allgemeinbetrachtung der Thierwelt ausschließlich die Säugethiere als höchststehende Thierclasse berücksichtigen wollte.

Was ferner jene menschlichen Gemeinschaften anlangt, deren sociale Verhältnisse, religiöse und sonstige Anschauungen, Sitten, Gebräuche und Ueberlieferungen dem Ethnologen vorzugsweise als Untersuchungsobject dienen, so pflegt man diese Stämme und Völker als „Naturvölker" zu bezeichnen, weil sie, obwohl nicht im eigentlichen Naturzustande befindlich, doch auf einer Entwicklungsstufe stehen, die diesem relativ nahe kommt. Einen Gegensatz zu dem Culturmenschen des 19. Jahrhunderts bilden sie deßhalb, weil Letzterer gelernt hat, sich von den Zufälligkeiten der Naturereignisse bis zu gewissem Grade unabhängig, die Naturgesetze seinem Willen dienstbar zu machen. Vom Standpunkte des Culturmenschen auf die Geistesverfassung und die culturellen Leistungen der Naturvölker mit einer gewissen Verachtung herabzublicken — hierzu liegt aber schon deßhalb keine Veranlassung vor, weil zwischen Culturvölkern und Naturvölkern keinerlei durchgreifender Unterschied besteht, sondern vielmehr nur der auf Gunst oder Ungunst der Existenzbedingungen beruhende höhere oder niedere Grad der geistigen Entwickelung jener Verschiedenheit zu Grunde liegt. Andererseits kann die Frage, ob denn wirklich das Fortschreiten der Cultur zur Glückseligkeit des einzelnen Individuums beiträgt, nicht unbedingt bejaht werden. Während einerseits die Berichte von einem goldenen Zeitalter der Zufriedenheit und des Glückes, welches ehedem auf Erden geherrscht haben soll, in's Gebiet der Fabel zu verweisen sind, ist es andererseits die den beschaulichen, ruhigen Lebensgenuß ausschließende Anspannung aller Kräfte, die den Verzicht auf den Genuß bedingende, angestrengte Thätigkeit, durch welche die Civilisation am meisten gefördert wird. Letztere (d. i. die Civilisation) ist nach Waitz zu definiren als eine fortlaufende großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zu einem Leben, das von geistigem Inhalt erfüllt und getragen wird — eine Arbeit, die nur durch ein allseitiges erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußeren und inneren Thätigkeiten der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit mit immer festeren und immer mannigfaltiger verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält. In diesem Sinne erblickt die Ethnologie in der Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen, welche ihm durch seine eigene Natur vorgezeichnet ist. Freilich, daß nicht alle Völker an dem großen Civilisationswerke theilzunehmen im Stande sind, erkennen wir sofort, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß bei zahlreichen Naturvölkern, sobald dieselben mit dem europäischen Culturmenschen in Berührung kommen, sich anscheinend unvermeidlich ein Verfall, eine unaufhaltsame Zersetzung einstellt, die vielleicht schon lange vorbereitet war, ehe jene verhängnißvolle Berührung stattfand. Zweifelsohne ist es nicht eine einzelne Ursache, sondern vielmehr das Zusammenwirken verschiedener ursächlicher Momente, welches jener Erscheinung zu Grunde liegt. Neben Krieg und Mord kommt eine Reihe mehr oder minder tief wirkender moralischer Ursachen: Verderbniß durch den friedlichen Verkehr mit Europäern (Branntweinpest, Entsittlichung, sodann verheerende Seuchen und Krankheiten, unter denen Blattern und Schwindsucht obenanstehen), sowie die Zersetzung der bisherigen wirthschaftlichen und socialen Grundlagen der Existenz (Verlust des Jagdgebiets bei Jägervölkern, der Weidegründe bei nomadisirenden Völkern und Stämmen u. dergl.) in Betracht. Daß speciell die an den äußersten Grenzen der Oekumene (d. i. des von Menschen occupirten und bewohnbaren Erdenraumes) wohnenden Völker und Stämme — also einerseits die in den nördlichen Polarländern ansässigen hyperboräischen Völker, andererseits die über die Südseeinseln und den australischen Continent zerstreuten Stämme dem Untergange geweiht zu sein scheinen, kann uns nicht in Verwunderung setzen, wenn wir bedenken, daß bei der ausgesprochenen Armuth der Natur in den Polarländern und auf dem australischen Continent die betreffenden Völker und Stämme nur unter äußerster Anspannung ihrer Kräfte ihr Dasein zu fristen vermögen und daß speciell in den Inselgebieten mangelnder Verkehr und damit mangelnde Zufuhr neuen Blutes — somit auch Fehlen von Anregungen und Mischungen mit anderen Stämmen — in Betracht kommen.

Ueber Wesen und Eigenart der uncivilisirten bezw. halbcivilisirten Völker sind zum Theil noch allerlei unrichtige Anschauungen verbreitet. So ist es z. B. ein Fehlschluß von der Nacktheit des Körpers auf einen entsprechenden Mangel an Schamgefühl bei den gar nicht oder nur wenig bekleideten Angehörigen der Naturvölker zu schließen, da die neueren Beobachtungen der Forschungsreisenden übereinstimmend ergeben haben, daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen und daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen, bald jenen Körpertheil zu verhüllen gebietet. Obgleich, wie Peschel darlegt, Keuschheit und Sittsamkeit ganz unabhängig sind von dem Mangel oder der leichten Erregbarkeit des Schamgefühls, bezeichnet doch das Erwachen desselben einen Fortschritt bei jeder Völkerschaft. Bevor ein Mensch auf den Einfall kam, sich zu bedecken, mußte von ihm Schönes und Häßliches unterschieden werden. Die Bekleidung — soweit ihre Einführung nicht dem Schutz gegen Witterungseinflüsse oder anderen praktischen Zwecken zu dienen bestimmt war — verdanken wir daher den ältesten ästhetischen Regungen des Menschengeschlechts und insofern die Verehrung des Schönen veredelnd auf uns einwirkt, förderten auch jene Regungen die Erziehung des Menschen. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß neben der Verhüllung von körperlichen Mängeln und Unschönheiten die dem Naturmenschen eigenthümliche Putzsucht — welche es allerdings nicht selten bewirkt, daß gewissermaßen als Ersatz für die Bekleidung die Tätowirung des nackten Körpers in Mode kommt — sowie die Eifersucht des Mannes, der zu verhindern sucht, daß das ihm ausschließlich angehörende Weib auf andere Männer

Digitized by Google

einen geschlechtlichen Reiz ausübt — bei der Einführung der Bekleidung eine wichtige Rolle gespielt haben. — Um hier noch einen anderen Punkt zu erreichen, über den ebenfalls irrige Ansichten verbreitet sind, so ist es eine durchaus irrthümliche Vorstellung, wenn man glaubt, daß der Naturmensch im Verkehr mit seines Gleichen mit der größten Freiheit und Ungezwungenheit sich bewege. Recht und Sitte bedingen vielmehr bei den Naturvölkern das Vorherrschen eines Ceremoniels, wie wir ihm in den höchsten Culturkreisen nur selten begegnen.

Welches Interesse jenen niederen Stufen der menschlichen Entwicklung, mit denen die Völkerkunde sich vorzugsweise zu beschäftigen hat, anhaftet, wie gerade die Betrachtung der in relativ niedrigem Culturzustande befindlichen Völker und Stämme zu außerordentlich wichtigen Schlüssen führt bezüglich der Wurzeln, aus denen die Anschauungen und Sitten der heutigen europäischen Culturwelt hervorgesproßt sind — dies erkennen wir sofort, wenn wir die religiösen und rechtlichen Anschauungen der Naturvölker in's Auge fassen. Die Völkerkunde kennt keine Stämme, die schlechterdings ohne jede Form des religiösen Bewußtseins wären. Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von einem inneren Drange erregt, nämlich von dem Bedürfniß für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Dazu gesellt sich bei den kindlich gebliebenen Völkern das Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung anders als beseelt zu denken. Es ist der Drang nach einem unsichtbaren Urheber, der dazu führt, auch leblosen Gegenständen, da sie für beseelt gehalten werden, eine göttliche Verfügung über die Schicksale des Menschen beizumessen. So erklärt sich ungezwungen der Ursprung des Fetischwesens. Die Wahl der angebeteten Dinge ist jedoch nicht gleichgiltig, weil sie vom Niedrigen zum Erhabenen fortschreitend den Fetischdienst bis zu dem Glauben an ein höchstes und sittlich vollkommenes Wesen zu verklären vermag. Daß die Religion, besonders in ihren ersten Entwicklungsstadien, häufig nur recht kümmerliche Ansätze zu sittlichen Forderungen und Vorschriften zeigt, ist oft genug constatirt. Bei sittenstrengen Völkern finden wir auch eine sittenstrenge Götterwelt und die Vorstellung einer gerechten Weltordnung, während im anderen Falle Lockerheit und Laster aus den Religionsschöpfungen durchblicken. — Eine andere Richtung schlägt die religiöse Verehrung ein, wenn sie sich mit dem Gedanken an eine Fortdauer nach dem Tode verknüpft. Wo unmittelbare Zeugnisse fehlen, kann aus der Bestattungsweise der Todten auf den Unsterblichkeitsglauben geschlossen werden. Dazu tritt dann noch als Verstärkung der Ahnendienst, dessen unverwüstliche animistische Kraft ja noch bis auf den heutigen Tag ein im Uebrigen so nüchternes und rationalistisch veranlagtes Volk, wie die Chinesen, bewahrt.

Wie wir bereits andeuteten, sind auch die Untersuchungen über die primitiven Zustände des Staats- und Rechtslebens bei den niedrigsten Naturvölkern von der höchsten Wichtigkeit für unsere eigenen. Bei der Allgemeinheit der die primitive Entwicklung beherrschenden Gesetze geben sie uns vollständige Aufklärung über die Anfänge des Staates und Rechtes bei den heutigen Culturvölkern. Nach Post, dem das Verdienst zukommt, die ethnologische Grundlage der Rechts- und Staatengeschichte zuerst dargelegt zu haben, ist es unzweifelhaft, daß es gewisse allgemeine, in der menschlichen Natur überhaupt liegende Organisationsformen im ethnischen Leben giebt, welche nicht an bestimmte Völkerschaften gebunden sind. Blutrache, Frauenraub, Brautkauf, Verwandtschaft lediglich durch die Weiberseite u. dergl. finden sich z. B. bei den verschiedensten stammfremden Völkerschaften. Die Rechtswissenschaft glaubte bisher in den Rechten der höchstentwickelten Culturvölker das werthvollste Forschungsmaterial vor sich zu haben und das Studium des Rechtslebens der uncultivirten Völker durchaus entbehren zu können. Dem gegenüber wird von Achelis in Uebereinstimmung mit Post hervorgehoben, daß die ethnologische Jurisprudenz auf das Studium der Rechte der Naturvölker das erheblichste Gewicht legen muß, da nur in den Rechten dieser Völker die Keimbildungen des Rechtslebens aufgefunden werden können und diese für eine allgemeine Entwicklungsgeschichte des Rechtslebens von der höchsten Bedeutung sind.

Literatur und Kunst.

Zu Georg Herwegh's Ehrenrettung.

Von Theophil Zolling.

Nahezu ein halbes Jahrhundert trennt uns von der sogenannten deutschen Revolution, dem kurzen Freiheitsrausche von 1848. Nachdem in unseren Tagen eine neue staatliche Einheit errungen worden ist, wenn auch auf anderem Wege und mit anderen Mitteln, als die Männer von 1848 sich dachten, ohne das deutsche Oesterreich, ein Deutschland mit preußischer Spitze, dynastisch und monarchisch, so sollten wir doch dankbar jener Schwarmgeister und Märtyrer gedenken, die Gut und Blut für ein freies und einiges Vaterland wagten, auf dem Sandhaufen die glühende Seele aushauchten oder im Exil starben. Viele von ihnen, wie Freiligrath, Ruge, Venedey, Julius Froebel, H. B. Oppenheim, Bamberger, Bucher haben Frieden geschlossen mit dem neuen Reiche, in dem sie wenigstens einen Theil ihrer Jugendträume erfüllt sahen. Andere, wie Marx und Engels, haben unverdrossen ihre Wühlarbeit aus der Fremde fortgesetzt und nicht ohne Erfolg, und wieder Andere, wie Kinkel, Heinzen, Hecker haben entfremdet und verständnißlos abseits gestanden und dem „verpreußten" Deutschland bis zuletzt gegrollt. Zu diesen gehört auch Georg Herwegh, neben Schiller und dem schillernden Theodor Körner wohl unser größter Freiheitssänger. Zwar machte er 1866 von der Amnestie Gebrauch und verlebte sein letztes Jahrzehnt im neuen Deutschen Reiche, aber ein unbeugsamer Republikaner ist er bis zuletzt geblieben, und der große Krieg und Kaiser und Reich fanden in ihm keinen begeisterten Sänger, sondern stets einen verbitterten Satiriker. Sein Groll entsprang nicht nur politischen Enttäuschungen, sondern auch persönlichem Leid. Dem Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" hat die Nation einst zugejubelt, wie noch niemals einem Dichter zuvor, ihn dann wegen eines stolzen, aber „unpolitischen" Briefes an den König Friedrich Wilhelm IV. mit Spott und Hohn verfolgt und ihm endlich, als er an der Spitze seiner demokratischen Legion erschien und verschwand, sein politisches und poetisches Wirken für immer lahm gelegt. Es ist ein tragisches Dichterschicksal, das ihn traf, tragisch wie vielleicht kein zweites in unserer Literatur, und der künftige Historiker wird bei diesem schwankenden Charakterbilde eigene und fremde Schuld, Wille und That, Fehler und Sühne wohl abzuwägen haben.

Diese Aufgabe ist heute noch nicht im ganzen Umfange möglich, denn wenn es sich auch um längst vergangene Kämpfe und Dinge handelt, so sind wir doch mit mannigfachen Fäden noch mit ihnen verknüpft, persönliche und politische Rücksichten und Parteiinteressen spielen mit, mancher Schleier ist noch ungehoben, viele Quellen sind mit Absicht verschüttet. Aber das Dunkel beginnt sich langsam zu lichten. Die Staatsarchive, obwohl die Grenze für ihre wissenschaftliche Benutzung im Allgemeinen das Jahr 1840 bildet, öffnen sich schon zaghaft dem Forscher, und die hochbetagte Wittwe des Dichters, Frau Emma Herwegh, ihr Sohn Marcel, der

Digitized by Google

weltbekannte Geigenvirtuose, wenn auch Beide in Paris lebend und ihrem Vaterlande entfremdet, erwerben sich durch die pietätvolle Veröffentlichung des Herwegh'schen Nachlasses immer neue Verdienste um ihren theuren Todten und die Geschichte jener Tage. Dem „Briefwechsel Herwegh's mit Lassalle" (Zürich, Müller) ist unlängst ein hochinteressanter Band: „1848, Briefe von und an Georg Herwegh" (München, Langen) gefolgt, mit dessen Inhalt wir uns hier des Näheren beschäftigen wollen.

Er betrifft Herwegh als Politiker, der nun einmal von dem Dichter nicht zu trennen ist, und beginnt mit der Vorgeschichte des „tollen Jahres". In dem Motto: „Alles umgeworfen, um Alles wieder herzustellen", hat Ludwig Feuerbach, der genialste Wortführer des politischen und religiösen Umsturzes, die Stimmung vor dem Ausbruche der Februar-Revolution knapp und schlagend gekennzeichnet. Herwegh lebte damals in Paris, und da ihm daran gelegen war, sich über die Vorgänge in Deutschland im Allgemeinen und den Proceß, der in Folge des verunglückten Aufstandes im Moabiter Gefängniß sitzenden Polen insbesondere unterrichten zu lassen, so entsandte er seine junge Frau nach Berlin. Die von scharfer Beobachtungsgabe und politischer Urtheilskraft zeugenden Briefe klangen dem thatendurstigen Dichter nicht eben trostreich. Ueberall zwar Gährung und Unzufriedenheit, aber auch viel philiströse Angsthuberei und loyale Knechtseligkeit, zumal in Preußen, so daß es eigentlich verwunderlich ist, wie sich wenige Monate später die Märztage und was drum und dran hängt, entwickeln konnten. Einer republikanischen Schilderhebung etwas günstiger standen die Dinge in Süddeutschland und besonders in Baden. Dies bezeugt Dr. Karl Pfeuffer, der nachmalige Leibarzt des Königs Max von Bayern, in einem Briefe an seinen Freund Herwegh: „Es hinge jetzt vom Großherzog von Baden ab, König der Deutschen zu werden; bis jetzt sind keine republikanischen Neigungen im Volke zu spüren und eine constitutionelle Monarchie in so entschiedener Weise wie in England das Ideal der Gebildeten." Aehnlich lauten die Berichte von Robert Prutz aus Dresden über die „Halbheit des deutschen Wesens", von Robert Blum aus Leipzig, der „in zähneknirschender Ohnmacht Ordnung und Gesetz predigt", und nur Fröbel meldet optimistisch aus Mannheim, der ganze Bauernstand sei von dem Gedanken der Freiheit ergriffen. „Sollte den Fürsten und ihrem Anhange ein Versuch einfallen, den Strom zu dämmen, so werden wir in Deutschland die erhabenste Volkserhebung erleben, welche die Geschichte kennt." Wahrscheinlich hat dieser Bericht, zusammen mit einer Meldung des alten panslavistischen Communisten Bakunin: „Die Revolution ist überall da, wirkend, gährend" und vor Allem den aufregenden Zeitungsnachrichten über den Aufstand in Köln Herwegh bestimmt, jetzt von Frankreich aus mit den Waffen in der Hand in die deutschen Gauen einzufallen. Am 15. März schreibt er an Hecker, der von der Schweiz aus ebenfalls einen Freischaarenzug in Baden vorbereitete, folgenden Pariser Stimmungsbericht:

„Die hiesigen Deutschen fangen an, sich zu organisiren und zu bewaffnen, und es ist Hoffnung vorhanden, in kurzer Zeit ein Corps von 4—5000 Mann eingeübt und mit Officieren versehen zur Disposition Deutschlands bereit zu haben, welches auf das erste Signal von draußen, daß die Hülfe einer disciplinirten deutschen Armee nöthig oder gewünscht wird, an den bezeichneten Ort marschirt. Mit dem hiesigen Gouvernement sind Unterhandlungen angeknüpft; auf bedeutende und vielleicht Massentheilnahme der Polen in Frankreich ist im Fall partieller oder allgemeiner Insurrection mit Sicherheit zu rechnen. Die an Strapazen u. s. w. gewöhnte Fremdenlegion, soweit sie aus Deutschen besteht, schnell zu gewinnen, ist gleichfalls, wenn es nöthig und gewünscht wird, Aussicht vorhanden. Die Stimmung unter den hiesigen Deutschen ist sehr kriegerisch, und sobald ein erstes Corps wirklich abmarschirt wäre, würden Tausende und vielleicht Zehntausende organisirt und disciplinirt (um im Fall der Noth auch Linientruppen Stand halten zu können) folgen. Köln, Frankfurt und das Großherzogthum Baden sind die Punkte, auf die sie ihr Hauptaugenmerk richten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß, wenn wir heute von draußen ein Zeichen zum Aufbruch erhalten, wir binnen acht Tagen wohlgerüstet an der Grenze stehen können. Wenn sich die hiesigen Deutschen bisher noch nicht in größerer Masse gestellt haben, so liegt dies einzig daran, daß man bisher über das Wie, Wo, Wohin, noch im Unklaren ist. Einmal Zeit und Ort präcisirt, und die Zahl wird im Augenblick bedeutend wachsen. An tüchtigen Officieren wird es nicht fehlen, und sobald die Masse der Eingeschriebenen groß genug, wird sich ein ordentlicher Kriegsrath an die Spitze stellen. Auf die Hülfe der Deutschen in Paris ist jeden Augenblick zu rechnen, und und man würde Unrecht thun, sie zu verachten, da viele von ihnen in den drei großen Tagen mitgefochten und Alle gesehen haben, wie man eine Revolution macht, und was ein Volk vermag."

Das ist ein Programm und sogar ein Kriegsplan. Man erkennt deutlich, daß Herwegh mit dem Freunde und seinen Getreuen Fühlung sucht und daß er — nicht mehr zurückkann. In einer nachträglichen Rechtfertigung hat Frau Emma Herwegh in ihrer anonymen Broschüre: „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion von einer Hochverrätherin", einer Flugschrift, die nach Varnhagen's Urtheil „in jeder Zeile das Gepräge redlicher Wahrhaftigkeit trägt", die damalige Lage der Deutschen in Paris geschildert, und wie sich Herwegh immer mehr verstrickte. Erst richteten die deutschen Demokraten an das siegreiche französische Volk eine von Herwegh verfaßte Beglückwünschungsadresse, die im Stadthause feierlich entgegengenommen wurde, dann wollte man zu Thaten übergehen, um die neue französische Freiheit auch in das widerstrebende Deutschland zu tragen. Nach guter deutscher Art entzweite man sich auch sofort. Die Colonie zerfiel in drei Parteien: die demokratische unter Herwegh, die nationale unter dem komischen Venedey — Heine's Kobes — und die communistische unter Marx. Wenn heute die Socialdemokraten in der „Neuen Zeit" behaupten, Marx habe die Thorheit eines Freischaaren-Einfalls in Deutschland vorausgesehen, so kann man dies auf Grund unwiderleglicher Documente bestreiten. Er hat alles Mögliche gethan, um die Führung an sich zu reißen, mußte jedoch der größeren Beliebtheit und Autorität Herwegh's weichen. Auch über einen anderen Punkt wird jetzt Licht. Als es sich um die Anschaffung der nöthigen Waffen für die Expedition handelte, wollte Otto von Corvin nach London zu dem vertriebenen Herzog von Braunschweig, den er persönlich kannte, und der ihm mit größter Bereitwilligkeit Geld und Waffen zur Verfügung stellen würde. Georg und Emma Herwegh waren jedoch entrüstet bei dem Gedanken, sich von einem Fürsten die Waffen gegen die Fürsten zu erbitten, und legten gegen eine solche Mission Verwahrung ein. Das haben ihnen denn auch die guten Freunde nie verziehen, eben so wenig, daß Herwegh sich von der Provisorischen Regierung (Flocon) nur das Allernöthigste an Subsidien für die Etappen der Legion bis an die Grenze zahlen ließ, statt eine größere runde Summe zu erwirken, die für Manche von Nutzen hätte sein können. Ueber all' diese Machenschaften breitete damals Emma Herwegh in ihrer Flugschrift rücksichtsvoll im Interesse der guten Sache den Mantel der Liebe.

Und nun erfüllte sich das Geschick. Schnell bildete sich die erste Colonne, wählte ihre militärischen Führer, und begab sich auf den Marsch nach Straßburg, ohne irgend einen bestimmteren Plan als den, die Republik so rasch als möglich in Deutschland mit durchsetzen zu helfen. „Diese Avantgarde zurückzuhalten, ja nur so lange, bis Herwegh ihr die nöthigen feuilles de route beim gouvernement provisoire ausgewirkt, stand in der Macht keines Einzigen. Hinaus! in diesem stürmischen Ruf lag aller Verstand, über den sie im Augenblick zu disponiren hatten." Die französische Regie-

Digitized by Google

rung leistete nach Kräften Vorschub und hatte ihre guten Gründe. Waren doch gerade zu jener Zeit schon 50000 französische Arbeiter brod- und beschäftigungslos, in Folge dessen sich die Regierung in der augenblicklichen Noth gezwungen sah, den größten Theil der fremden Handwerker zu Gunsten der Landeskinder aus den Stellen verabschieden zu lassen, — wodurch allein viele Tausend Deutsche auf die Straße gesetzt wurden. „Von Versprechungen irgend einer Art war", nach Frau Herwegh, „nie die Rede, und mehr als hundert Mal habe ich es mit angehört, daß Herwegh denen, die sich bei ihm zum Abmarsch meldeten und naiv fragten: „Was sind denn die Bedingungen von Straßburg an (bis dorthin bekamen sie Marschrouten)?" antwortete: „Hunger und Kanonen, meine Freunde — wer etwas Besseres hofft, nicht aus eigenem, freiem Antrieb hinausgeht, oder dies ganze Unternehmen gar für eine Lebensversicherungsanstalt hält, der bleibe ja zurück, denn es sind viel mehr Chancen zu einer ersten materiellen Niederlage als zu einem schnellen Siege da. Die Republik will ihre Opfer, sie läßt sich Niemandem gewaltsam aufdringen, aber eben so wenig zu Frankfurt votiren oder im Spaziergehen erobern." Dann sammelten sich alle Colonnen in Straßburg. Die militärischen Führer hatten die alleinige Leitung. Herwegh war nichts weiter als politischer Leiter und literarischer Kriegsrath, etwa wie einst Gentz oder Friedrich v. Schlegel im Heere des Erzherzogs Johann. Daß er sich an dem Zuge betheiligte und sogar seine tapfere Frau mitnahm, ist mindestens kein Beweis von Feigheit. Und Arbeit gab es für ihn genug, denn kaum war die Legion im Elsaß, so wurde sie in den deutschen Blättern als Räuber- und Mordbrennerhorde verschrien. Vergeblich versicherte Herwegh in der Mannheimer Volkszeitung, daß sie heimkehrende Deutsche seien, die nun auch in der Heimath, nicht gegen die Heimath kämpfen wollten. Auch sonst hatte sich die Lage in Deutschland mittlerweile verändert. Nach dem Sturm am Rhein und in Berlin war Windstille eingetreten. Schnell wurden hessische und württembergische Truppen zusammengezogen, um Hecker, der in Konstanz die Republik erklärt hatte und nun durch den Schwarzwald nach Frankfurt ziehen wollte, Struve in Freiburg und vor Allen Herwegh am Rhein unschädlich zu machen. Als Emissär entsandte der Dichter seine Gattin an die Anführer der badischen Republikaner, und nach langen Irrfahrten kam sie endlich mit Hecker zusammen. In ihrem Berichte schont sie diesen, aber es erleidet keinen Zweifel, daß er wenig Lust empfand, seine Sache durch eine Verbindung mit den verschrienen „Rothhosen" unpopulär zu machen. Unterdessen lag die Legion unthätig in Straßburg, die versprochenen Waffen wurden von der französischen Behörde lange verweigert, und gleichzeitig erschien eine Deputation aus Karlsruhe und Frankfurt. Diese Herren kamen, die Friedensanträge des Parlaments nachdrücklich mit Geld zu unterstützen, und boten jedem Legionär, der sich zur unbewaffneten Rückkehr in seinen Heimathsort verstehen wollte, das dazu erforderliche Reisegeld an. Fünfzehn bis zwanzig gingen auch wirklich darauf ein. „Die Uebrigen hingegen wiesen jenes Anerbieten mit vielem Spott zurück, obschon sie selbst nur leere Säckel hatten und die Herren Deputirten mußten mit langen Gesichtern abziehen, ließen aber dessenungeachtet zuvor einen Theil ihrer Schätze in Straßburg als Köder für alle Diejenigen zurück, die später, durch Entbehrung mürbe gemacht, dies sanfte Joch der herben Freiheit vorziehen mochten. Die schwere Zeit ließ auch nicht lange auf sich warten. Unsere Mittel wurden täglich schmäler, die festverheißenen Depeschen der Hecker'schen Corps blieben aus, die Gastfreundschaft der Straßburger Behörde ging stark auf die Neige, und es hatte wahrlich allen Anschein, als wolle man uns durch Widerwärtigkeiten und Tracasserien aller Art zu irgend einem unbesonnenen Einfall in Deutschland zwingen." Kein Wunder, daß Herwegh in ziemlich verzweifelter Stimmung war. Das ihm stürmisch aufgedrängte Führeramt hatte er ja nur mit Widerstreben und unter moralischem Zwang übernommen; er und seine Frau wußten wohl, daß man sich seiner bloß wie eines Aushängeschildes, einer Reclame, wie wir heute sagen würden, bediente, und daß keiner der übrigen Führer dieselben idealen Ziele wie er im Auge hatte. Er wußte auch, daß für einen Mißerfolg ihm fast allein die Schuld aufgebürdet würde, und daß er, wenn man seiner nicht mehr bedurfte, einfach bei Seite geschafft würde. In seiner entsetzlichen Lage bewahrte er aber seinen Galgenhumor, was natürlich wieder bösartige Ausstreuungen veranlaßte. Der Heidelberger Anatom Prof. Henle, sein Duzfreund, hat viele Jahre später diese Verleumdungen zurückgewiesen, indem er der Frankfurter Zeitung schrieb: „Wahr ist es, daß ich von Heidelberg aus Herwegh aufsuchte, als ich erfahren hatte, daß er mit seiner Pariser Arbeiterlegion in Straßburg angekommen war, um sich dem Hecker-Struve'schen Aufstand anzuschließen. Von Zürich her eng mit ihm befreundet, hielt ich es für Pflicht, ihn über die Aussichtslosigkeit der revolutionären Bewegung in Baden zu unterrichten und ihm von seinem Unternehmen abzurathen. Wahr ist auch, daß er mich im Schlafrock empfing und daß er mir als einzige Lectüre, die er bei sich führte, den Don Quixote zeigte. Denn er war selbst mit sehr geringen Hoffnungen auf das Gelingen ausgezogen und hatte sich dem Zuge nur angeschlossen, um die Schaar nicht ohne Führer zu lassen, bis er sie einer militärischen Leitung übergeben könne. Begeistert war Herwegh nicht für die „Sache", aber einer so frivolen Auffassung, wie daß „das Ganze nur den Zweck habe, ihm eine Emotion zu bereiten", war er nicht fähig, hatte auch mir gegenüber sie nicht geäußert. Er ließ sich überzeugen, daß es gerathen sei, umzukehren, und wir saßen beim Glase Wein zusammen, um über die Ausführung dieses Entschlusses zu berathen. Als aber am späten Abend Struve's Adjutant Löwenberg erschien mit der Nachricht, daß drüben losgebrochen sei, meinte auch Herwegh, sein Schicksal erfüllen zu müssen."

Das Ende ist bekannt. Die kleine Schaar, nothdürftig bewaffnet, zog über den Rhein und fand bei den Schwarzwälder Bauern keinen sehr freundlichen Empfang. Der vereinigte Kriegsrath — die militärische Leitung hatten die ehemaligen preußischen Officiere Bornstedt, Schimmelpennig und Corvin übernommen — beschloß, auf die übereinstimmenden Nachrichten von Hecker's Niederlage sich über die Schwarzwaldhöhen nach der Schweiz zu wenden. Die Legion wurde in dem schneebedeckten Gebirge vielfach aufgehalten und irre geführt. Ueberall, wie es bei solchen Unternehmungen zu gehen pflegt, wurde Verrath gewittert. Die Broschüre Emma Herwegh's verschweigt aus Schonung für die vielverlästerte Schaar Manches, aber zwischen den Zeilen liest man deutlich ihre innerste Ueberzeugung, daß sich einige Legionäre den Judaslohn, die Fangprämie verdienen wollten. Am 26. April langte der Zug, 600 Mann stark, aber schlecht bewaffnet und geführt, nach einem achtzehnstündigen Marsch erschöpft vor Hunger, Kälte und Müdigkeit in Engen an. Die Höhen ringsum waren von württembergischen Jägern besetzt. Unter dem Schutze der Dunkelheit hätte man noch den Rückzug wagen können. Delaporte, ein französischer Kampfgenosse und treuer Freund Herwegh's, trat an diesen heran und enthüllte ihm den Plan der Verschwörer, unter Benutzung des Nachtmarsches, die todmüde Frau Emma von ihrem Gatten zu trennen und Herwegh aus dem Wege zu räumen. Als die Burschen ihren Plan verrathen sahen, verschwanden sie. Am folgenden Morgen begann das Kesseltreiben. Bei Niederdossenbach, unfern des Rheins, überfielen die Württemberger die Legion und überwältigten sie nach tapferem Widerstande. Etwa dreißig Mann fielen, darunter Schimmelpennig; Viele wurden gefangen oder in den Rhein gesprengt, und nur eine geringe Zahl entkam. Herwegh saß nebst seiner Frau auf einem Bauernwagen, und Beide, sowie auch einige Kranke,

Digitized by Google

machten Patronen während der ganzen Zeitdauer des Kampfes, welche Thatsache durch gefangene Legionäre in ihren Aussageprotokollen festgestellt worden ist. Man höre nur das folgende beglaubigte Zeugniß.

„Mit Bedauern erfahren Unterzeichnete erst heute in ihrem Kerker zu Bruchsal, daß man in mehreren deutschen und französischen Blättern Herrn Georg Herwegh, ehemaligen Präsidenten der Pariser Deutschen demokratischen Legion, ungerechter Weise beschuldigt, schon gleich Anfangs beim Gefechte zu Dossenbach das Schlachtfeld verlassen zu haben. — Wissen denn diese Verleumder nicht, daß nach dem Abmarsche von Zell, den 26. April 11 Uhr Nachts, unser Weg über steile Felsenpfade ging und während dieser ganzen regnerischen Nacht Herwegh mit seiner Frau diese Tour zu Fuß machte, um unseren ermatteten Leuten Muth einzuflößen? erst Morgens 8 Uhr, den 27., wurde in einem Dorfe ein armseliger Bauernwagen requirirt, worauf Beide auf vieles Zureden von unserer Seite Platz nahmen! (Dieser Wagen aber war ohne Spritzleder!) Erst gegen Ende des Gefechts, wo unsere Legion fast schon ganz zerstreut war, fanden wir die Herwegh'schen Eheleute noch auf demselben Wagen, Patronen anfertigend; mit Mühe bewogen wir nun dieselben, die Flucht zu ergreifen, ihnen vorstellend, daß Alles verloren und längeres Bleiben sie unfehlbar in Gefangenschaft führen würde. Nach dieser Aufforderung erst verließen Beide den Wagen und gelangten so glücklich auf Schweizergebiet. Kaum fünf Minuten nach ihrer Entfernung war schon der Wagen in den Händen des 6. württembergischen Infanterie-Regiments, der Fuhrmann und zwei Pferde fielen durchbohrt von den Kugeln dieses Regiments."

Ihre Entstehung verdankt die Lüge von Herwegh's Flucht unter dem Spritzleder seiner kutschirenden Frau dem unmittelbar nach der Niederlage der Republikaner veröffentlichten Berichte des Generals v. Miller, der den verhaßten Gegner zu verleumden kein Bedenken trug. Ihre rasche Verbreitung verdankt sie der Stimmung der Gemüther in den schönen Maitagen von 1848, wo die Einen von der Furcht vor der Republik fast noch heftiger bewegt waren, als die Andern von der Hoffnung auf sie. Die mythische Ausschmückung endlich verdankt sie offenbar dem unerklärlichen, trotz aller Fang-Prämien geglückten Entkommen Herwegh's und — dem sehr erklärlichen Aerger darüber. Der Erfinder dieser Spritzledergeschichte war, wie sich aus den Erinnerungen von Alfred Meißner ergeben hat, ein gewisser Spieß, Vorstand hessischer Turner. Dieser erzählte viele Jahre später, wenn sich Gelegenheit dazu bot, wie die ganze Spritzledergeschichte eine Erfindung von ihm sei. Er führte sie als schlagendes Beispiel dafür an, wie eine beim Glase Wein zum Besten gegebene Fabel, wenn sie sich an einen berühmten Mann knüpfe, lustig weiter coursire, in die Zeitungen gelange und schließlich als „Thatsache" erscheine, um alsdann im Parteiinteresse ausgebeutet zu werden. „Die Fabel erhielt sich nur, weil Herwegh zu stolz war, in der Sache eine Erklärung abzugeben," versichert seine Frau in ihrer Broschüre mit Recht, und das war jedenfalls eine große Unterlassungssünde, die sich schwer an ihm gerächt hat. Vergeblich beschworen ihn seine Freunde, seine Vertheidigung selbst zu führen, so z. B. Carl Vogt: „Noch einmal, Sie glauben vielleicht nicht, wie tief die Geschichten von dem ‚Spritzleder' u. s. w. überall eingewurzelt sind, und welches schiefe Licht dadurch auf Sie geworfen wird. Versäumen Sie ja nicht eine solche Rechtfertigung — sie ist für das größere Publicum unbedingt eine Nothwendigkeit, es sei denn, Sie wollten sich in einem anderen Welttheile begraben. Versäumen Sie dies, so lähmen Sie alle Wirksamkeit, allen Einfluß, den Sie jetzt und später ausüben könnten." Auch dieser dringenden Aufforderung widerstand der Dichter. Er überließ seine Ehrenrettung seiner Frau, ohne zu fühlen, daß er damit den Verleumdern nur eine neue Blöße bot. Die genannte Flugschrift konnte erst nach Jahr und Tag einen Verleger finden — in Grüneberg, und blieb natürlich unbeachtet. Erst volle 22 Jahre später ergriff Herwegh das Wort, indem er bei der von badischen Volksparteilern geplanten Einweihung eines Dossenbacher Denksteins an das ihn einladende Comité schrieb:

„Nachdem das Hecker'sche und Struve'sche Corps zerstreut war, hatte unser kleines Corps nichts mehr in Baden zu suchen und meine einzige Pflicht war, die armen Leute wieder heller Haut über den Rhein hinüber zu führen. Die Erfüllung dieser Pflicht wäre mir sehr leicht geworden, ohne den Verrath einiger räudigen Schafe, die zu meinem Verderben in das Corps eingeschmuggelt waren und ohne den Blödsinn einiger sogenannten Soldaten von Fach, die zur Zurücklegung eines Weges von 2—3 Stunden ungefähr zehn Stunden gebrauchten und so dem Feind mit und ohne Bewußtsein in die Hände arbeiteten. Keinem Vernünftigen konnte es damals einfallen, nachdem in Baden Alles verloren war, sich noch in ein Gefecht einlassen zu wollen, und nie, ich sage es offen, sind Menschen nutzloser hingeopfert worden, als an jenem unglückseligen Morgen. Zu diesen Opfern bitte ich Sie, auch mich selbst zu zählen, und zwar in erster Linie. Auf mich vor Allem war es abgesehen; mich galt es vor Allem vor der Hand wieder unmöglich zu machen und mir den Eintritt in Deutschland zu versperren. Fallen sollte ich — da mich die Kugeln nicht erreichten, so wurde eine Meute bezahlter Zeitungsschreiber gegen mich losgelassen, die mir den Gnadenstoß durch Verleumdung versetzen sollte. Das schöne Märchen mit dem „Spritzleder" kennen Sie. Es ist hundert Mal widerlegt worden und muß dem feigen deutschen Journalistenpack immer wieder, wenn ihm kein anderes Mittel zu Gebote steht, als Waffe gegen mich dienen. Sie, verehrter Herr, haben jetzt gerade die schönste Gelegenheit, sich an Ort und Stelle zu erkundigen, auf welche Weise meine Frau und ich gerettet wurden. Die Tochter des Mannes, der uns auf dem Felde zu Fuße herumirrend fand, uns eine momentane Zuflucht in seinem Hause gab, um uns in Bauernkleider zu stecken, lebt noch und heißt Frau Rosine Albietz, Tochter des Jacob Bannwarth in Karsau bei Rheinfelden. Dieselbe kann Ihnen bezeugen, daß wir bis spät Abends, umgeben von der württembergischen Cavallerie auf dem Felde arbeiteten, bis wir von einem Schweizer, der aus Rheinfelden geholt worden war, als dessen Dienstleute an den feindlichen Posten vorbei über die Rheinfelder Brücke nach Rheinfelden geführt wurden, also geradezu am längsten von Allen mitten unter dem Feinde verweilt hatten. Leider hab' ich die Namen derjenigen vergessen, die meine Frau und mich um Gotteswillen baten, als das Gefecht, das nie eine Aussicht hatte, verloren war, uns vom Schauplatz des baaren Unsinns zu entfernen."

Es wäre wirklich an der Zeit, daß die abgeschmackte Fabel aus der Welt verschwände. Trotzdem wird sie nicht nur von oberflächlichen Journalisten, sondern auch von angesehenen Historikern wiederholt, z. B. von Oscar Jäger; sogar Heinrich von Treitschke, der freilich für den republikanischen Freiheitssänger kein Verständniß haben kann, spricht noch im letzten Bande seiner Deutschen Geschichte von Herwegh's „kläglichen Heldenthaten". Aufrichtige Vertheidiger sind ihm nur in einigen süddeutschen Demokraten, wie Professor Krebs, Henle und Ludwig Pfau, sehr gefährliche Freunde aber in den Socialdemokraten erstanden, denen Herwegh's Name nur als Parteireclame gilt. Da ihnen die neuen Veröffentlichungen von Marcel Herwegh durchaus nicht in den politischen Kram passen, so wetteifern sie in Verunglimpfungen von Herwegh's Andenken mit den „bürgerlichen" Blättern.

Besonders geht es ihnen wider den Strich, daß der Nachlaß des Dichters nicht von einem der Ihrigen gesichtet und herausgegeben werden soll, wie es den Schriften Lassalle's durch Ed. Bernstein widerfahren ist.*) „Langsam, aber ge-

*) Da schreibt z. B. Lassalle: Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag (Düsseldorf 1863, S. 12): „Wer sollte sich z. B. dazu überwinden, die zugleich widerlichste und komischste Erscheinung unserer Tage, die Berliner Volkszeitung und ihren Redacteur, Herrn

Digitized by Google

diegen" soll ja seit Jahren der socialdemokratische Abgeordnete Wilhelm Blos an einer Biographie des Dichters arbeiten, und was man von ihm Schönes erwarten darf, zeigt schon sein von Irrthümern wimmelnder Lebensabriß Herwegh's im „Wahren Jacob" vom letztvergangenen 29. März. Da wird u. A. von einem großartigen Gedicht zu Lassalle's Gedächtniß gefaselt, was selbstverständlich eine kleine Verwechselung mit dem berühmten „Andenken an Büchner" ist; die Uebersetzung Lamartine's, die in Herwegh's Stuttgarter Jugendjahre fällt, in die viel spätere Pariser Zeit verlegt und von der für Oberst Rüstow verfaßten Garibaldihymne:

„Die Gräber sind offen, die Todten erstanden,
Die Märtyrer alle in unseren Landen" —

ganz ernsthaft erzählt, sie sei später in's Italienische übertragen und von den Rothhemden gesungen worden, während es sich vielmehr um eine bloße Verdeutschung des Garibaldimarsches, der italienischen Nationalhymne handelt: Va fuori, Italia, va fuori stranier.

Der größte Schmerz und Zorn der Socialdemokraten rührt aber daher, daß Emma und Marcel Herwegh in ihrem „1848" ein paar böse Stellen über Karl Marx nicht unterschlagen haben. Da wird einmal aus dem Briefwechsel von Herwegh und Frau folgende Charakteristik citirt: „Karl Marx hatte eine sehr ausdrucksvolle Physiognomie. Er hatte keine großen, aber blitzende dunkle Augen; üppiges schwarzes Haar beschattete seine Stirn. Er eignete sich vortrefflich den letzten Scholastiker vorzustellen. Sehr gelehrt, ein unermüdlicher Arbeiter, der die Welt mehr aus der Theorie als aus dem Leben kannte. Er war sich seines reellen Werthes vollkommen bewußt; wenn er dessen gedachte, war er guter Laune und unterdrückte in seinem Herzen zwei schlechte Rathgeber: die Eifersucht und den Neid, die er niemals vollständig zum Schweigen brachte. Sein Sarkasmus, mit dem er mitleidslos seine Gegner verfolgte, war nicht der des Bourgeois, sondern schneidend kalt wie das Beil des Henkers." Oder folgende hübsche Anekdote wird erzählt: „1843 trafen Karl Marx, Georg Herwegh und Arnold Ruge in Paris zusammen. Der Erstere kam aus Köln, der Zweite aus Ostende, und der Dritte aus Dresden und zwar in einem großen Omnibus, in dem er, nicht ohne Mühe, seine Frau, einen Haufen Kinder und — eine große Kalbskeule untergebracht. Kaum angekommen, machte Ruge — Marx und Herwegh den Vorschlag, mit ihm zusammen zu ziehen und eine Art Phalanstère zu gründen — in dem die Frauen abwechselnd die Rolle der Fouriere (ohne Wortspiel) übernehmen sollten. Auf den ersten Blick beurtheilte Frau Herwegh die Sachlage. Wie konnte Frau Ruge, die nette, kleine Sächsin mit der sehr intelligenten und noch ehrgeizigeren Mme. Marx auskommen, die ihr an Wissen weit überlegen war; wie die erst so kurze Zeit verheirathete Frau Herwegh und die Jüngste unter ihnen sich zu diesem gemeinsamen Leben verlockt finden? Herwegh und seine Frau lehnten demnach die Einladung Ruge's ab, der sich mit Marx rue Vaneau einquartierte. Vierzehn Tage später waren diese beiden Familien entzweit; Herwegh und Frau aber blieben mit Marx und Ruges im besten Einvernehmen." Oder es schreibt Bakunin aus Brüssel an Herwegh: „Vor Allem Marx treibt hier sein gewöhnliches Unheil. Eitelkeit, Gehässigkeit, Klatscherei, theoretischer Hochmuth und praktische Kleinmüthigkeit — Reflectiren auf Leben, Thun und Einfachheit und gänzliche Abwesenheit von Leben, Thun und Einfachheit — literarische und discutirende Handwerker und ekliges Liebäugeln mit ihnen, — „Feuerbach ist ein Bourgeois", und das Wort Bourgeois zu einem bis zum Ueberdruß wiederholten Stichworte geworden, — Alle selbst aber vom Kopf zu den Füßen durch und durch kleinstädtische Bourgeois. Mit einem Wort Lüge und Dummheit, Dummheit und Lüge. In dieser Gesellschaft ist keine Möglichkeit, einen freien, vollen Athemzug zu thun."

Derlei Ketzereien über den Propheten müssen natürlich bestraft werden, und die Marxianer haben es an Kothwürfen gegen Emma und Marcel Herwegh nicht fehlen lassen. Auch der todte „Lebendige" hat sein Theil abbekommen. Besonders hörte man wieder die alte socialdemokratische Klage, daß Herwegh als Generalbevollmächtigter des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins nicht das Mindeste geleistet habe. Die Wahrheit ist, daß er trotz großer principieller Bedenken nur Lassalle zu Liebe und auf dessen vielfaches Drängen jenen Posten angenommen hatte. Nach des Freundes Tode beeilte er sich denn auch, seinen Austritt aus dem Arbeiterverein zu nehmen, mit der schönen Erklärung, daß ihm ja das dichterische Recht bleibe, sich stets auf die Seite der Enterbten zu stellen, mögen sie Lassalle oder Schulze-Delitzsch hochleben lassen. Und weil nun also durchaus auf Herwegh geschimpft werden muß, so spielt man sich auch munter als ästhetischer Kritiker auf und bemäkelt das von Bülow componirte meisterliche Bundeslied mit dem geflügelten Wort, das noch immer nicht im „Büchmann" steht:

„Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will."

Dr. Franz Mehring nennt es nun plötzlich eine „keineswegs talentlose (!), aber doch allzu sclavische Nachahmung eines bekannten Gedichts von Shelley" und stellt es selbstredend tief unter die „schlichte" Arbeitermarseillaise Audorf's. Als ob diese öde Reimerei mit dem mauschelnden Refrain:

„Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren all,
Der kühnen Bahn nur folgen wir, die uns geführt Lassalle —"

mit irgend einem Gedicht Herwegh's zusammen genannt werden dürfte und ohne die hinreißende Melodie von Rouget de l'Isle überhaupt je durchgedrungen wäre! Wenn die deutschen Socialdemokraten nun einmal ihren Hymnus aus Frankreich und zwar von den Bourgeois-Revolutionären leihen müssen, so sollte sie schon dieses Armuthszeugniß veranlassen, den Verfasser der „Kranken Lise" und des „Armen Jacob", unseren besten socialistischen Dichter, mit dankbarer Achtung zu behandeln.

Darum wiederholen wir nochmals: Herwegh ist eine tragische Dichtergestalt, verfehmt und verfolgt, am allermeisten von den Seinigen, und bis über's Grab hinaus. Die Partei, die ihm, nach seinem berühmten Gedicht, den Lorbeer flechten sollte, hat ihm auf's Haupt nur die Dornenkrone gedrückt, nie das Geringste für ihn gethan und ihn mit derselben Wuth beschimpft und verfolgt, wie seine reactionären Feinde. Kein Wunder, daß er gar bald allen Geschmack an Parteien und Parteilichkeiten, den kleinlichen Interessen kleiner Persönlichkeiten gründlich verlor. „Ich bin selbst Partei", pflegte er zu sagen, „und will mit keiner Partei untergehn." Der Mann, den Feuerbach, „grundfrei, ernst, tief, wahrhaft" nannte, ist auch im Tode zu gut, um für Parteizwecke gelobt oder beschimpft, aber immer ausgebeutet zu werden. Er gehört allen ringenden und freien Seelen, der ganzen Nation.

Bernstein, zu charakterisiren, einen gewesenen Leihbibliothekar, der in seinem Geschäft die Lectüre seiner Leihbibliothek profitirt hat und damit die Bildung erlangt zu haben glaubt, die erforderlich ist, ein großes Volk zu führen? Ein Mann, der täglich über Gott und die Welt und noch vieles Andere Leitartikel schreibt und dies nur deßhalb kann, weil er in seiner glücklichen Unwissenheit gar nicht ahnt, wie ihm auf jedem Schritt und Tritt alle Elemente fehlen. Ein Mann, der nicht einmal Deutsch zu schreiben vermag, sondern durch ein eigenthümliches Kauderwelsch, das er seinen Lesern eingiebt, das sogenannte Jüdisch-Deutsch — kein Satz ohne grammatische Fehler — dem Volke langsam und sicher sogar noch seine Sprache und deren Genie verdirbt." — Komischer Weise hat nun die socialdemokratische Partei mit der Herausgabe von Lassalle's Reden und Schriften gerade den so grausam abgeschlachteten Ed. Bernstein betraut! Ob er wohl den obigen Passus in diese kritische Gesammtausgabe aufgenommen hat?

Digitized by Google

Der Fürst von Montenegro als Dichter.

Von Heinrich Stümcke.

Heute darf man bei der Jubelfeier des 200jährigen Bestehens der Dynastie Petrović ohne höfische Schmeichelei und Uebertreibung das Wort aus Tasso citiren: Ferrara ward durch seine Fürsten groß. Wir wollen von den Errungenschaften jahrzehntelanger geschickter auswärtiger Politik und oftmals trefflich bewährter strategischer Kunst bei den Söhnen des Hauses Petrović hier ganz absehen und lediglich auf ihr Wirken als Culturträger in ihrer Heimath, als Anreger und Selbstschöpfer hinweisen. Der „große" Vladyka Peter I., der Heilige (1782—1830), zu dessen wunderthätigen Gebeinen das montenegrinische Volk noch heute wallfahrt, wandte der Hebung des geistlichen Standes sein besonderes Augenmerk zu und ließ dementsprechend seinem Neffen und Nachfolger, Peter II. Rade, eine vorzügliche Ausbildung zu Theil werden, indem er ihm nach vollendeter klösterlicher Erziehung den gefeierten serbischen Dichter und Historiker Simon Milutinović (geb. 1791), der mütterlicherseits selbst Montenegriner war, zum Hofmeister und Berather gab. Milutinović verstand insbesondere die natürliche poetische Veranlagung seines Zöglings auf's Trefflichste zu entwickeln; und die Verbindung der frei nach- und weitergebildeten altserbischen Piesmen, die der künftige Vladyka auswendig wußte, mit dem von Milutinović gepflegten pathetischen Schwung der Diction, Glätte der Form und Vorliebe für der Antike entlehnte Metaphern und Allegorien zeitigte als reifste Frucht das dramatische Gedicht „Der Bergkranz" (1847), das die sogenannte sicilianische Vesper Montenegros, die vom Vladyka Danilo 1702 befohlene Hinrichtung aller zum Islam sich bekennenden Montenegriner in Antivari behandelt. Von Peter's sonstigen Dichtungen seien ein philosophisches Lehrgedicht „Der Mikrokosmos", ein Drama „Der falsche Stephan", welches das Schicksal eines montenegrinischen Demetrius schildert, sowie ein Epos über die Türkenkriege, die Slobodiade erwähnt. In Peter II. verehren die Montenegriner nicht nur ihren ersten großen Dichter, sondern auch den Begründer der ersten Schulen des Landes, und mit Recht wird sein Grab in der kleinen Capelle auf seinem und des Volkes Lieblingsberg, dem schneebedeckten Lowćen, das er in seinem Testamente selbst bestimmt, als ein nationales Heiligthum betrachtet. Seinem Neffen und Nachfolger Danilo, der bekanntlich die Würde des geistlichen Patriarchats abwälzte und den Fürstentitel annahm, haben weder die Musen noch die Grazien an der Wiege gestanden. Danilo's Bruder Mirko, Großwoiwode des Fürstenthums, genoß dagegen nicht nur den Ruf des tapfersten Kämpfers, sondern auch des besten Gußlasängers und bewahrte einen gewaltigen Schatz der schönsten motenegrinischen Heldenlieder im Gedächtniß, den er durch neue Stücke eigener Composition, z. B. über die Schlacht von Grahovo (1852) vermehrte. Mirko's eigene Dichtungen sind auch gesammelt im Druck erschienen.

Von seinem Vater Mirko und seinem Großonkel Peter hat Fürst Nikolaus, der jetzige Herrscher der Schwarzen Berge, die Kunst des Fabulirens geerbt. Von seinem Oheim Danilo schon früh zum Thronerben bestimmt, erhielt der junge Prinz eine internationale Bildung während eines vierjährigen Aufenthaltes in Triest und eines dreijährigen Besuches des Collegiums Louis-le-Grand in Paris. Vielfache Reisen haben ihn später durch die meisten Länder Europas geführt. Von deutschen Städten hat besonders Heidelberg auf den Fürsten, wie er mir bei meiner Audienz in Cettinje erzählte, einen lebhaften und angenehmen Eindruck gemacht.

Bei seinen ersten poetischen Versuchen genoß Fürst Nikolaus, wie weiland Peter II. in Milutinović und Milacović, eines kundigen Berathers und Helfers in der Person des dalmatinischen Professors Sundecić, der als Director der Hofdruckerei fungirt und den Almanach Peter's II. unter dem Titel „Orlić" wieder aufleben ließ. Fürst Nikolaus hat zu verschiedenen Jahrgängen desselben außer zahlreichen Gedichten auch seinen ersten dramatischen Versuch, „Vukasin", eine Episode aus der Zeit des Unterganges Alt-Serbiens, beigesteuert. Seine lyrischen Gedichte sind auch in Buchform gesammelt erschienen, einzelne Stücke in's Russische, Italienische, Französische und Deutsche übersetzt. Sämmtliche Dichtungen verrathen ein starkes und ursprüngliches lyrisches Talent. Der fürstliche Poet weiß stets den richtigen Ton zu treffen, der in den Herzen seiner Landsleute und Sprachgenossen ein lebendiges Echo weckt, mag er nun mit der Leier des Tyrtäus seine Falken der Schwarzen Berge zum Kampfe anfeuern, in einem kecken Trutzliedlein dem Türken ritterlich den Fehdehandschuh hinwerfen, oder in packenden Herztönen jubelnd die blaue Adria, die endlich auch seine Küste bespült, begrüßen oder voll frommer Andacht beim Klang der Klosterglocken von Cettinje dem Herrn der Heerschaaren die Ehre geben. Wie sein großer Vorgänger Peter II. hat Nikolaus I. trotz seiner westeuropäischen vielseitigen Bildung die Fühlung mit seinem Volke weder im Leben noch im Dichten verloren und steht nicht in unverstandener, mit scheuer Ehrfurcht von den Unterthanen angestaunter Größe einsam da, sondern der romantische Schimmer der homerischen Heroenzeit, den die meisten Reisenden noch in Montenegro erblicken wollten und in beredten Worten priesen, ist auch unter Nikolaus' I. patriarchalischem aufgeklärten Regiment noch nicht verblichen. Seine Lieder singen die Ackersleute und Krieger, für die er jüngst besondere Bataillonsgesänge gedichtet hat. Mit seiner Uebersetzung von Chateaubriand's Roman, „Der letzte Abencerrage", hat er ein durch das stoffliche Interesse der Handlung fesselndes beliebtes Lesebuch für sein Volk geschaffen, in der epischen Dichtung „Der Dichter und die Wila" die sinnigste und lieblichste Gestalt des serbischen Volksglaubens eben so geistreich wie packend poetisch verklärt. Unter dem Eindruck des siegreichen Türkenfeldzuges von 1878 schuf Fürst Nikolaus endlich sein hohes Lied der Vaterlands- und Frauentreue, die bei E. Ebering in Berlin erschienene*) und zum ersten Mal verdeutschte dramatische Dichtung: Balkanska carica, „Die Kaiserin des Balkans".

Auch diesem Werke liegt ein echt nationaler Stoff zu Grunde. Ivan Crnojević, genannt der Schwarze, Hospodar von Zeta um die Mitte des 15. Jahrhunderts, der in unserer Dichtung auftritt, bildet den Mittelpunkt eines großen Sagenkreises, wie bei uns Dietrich von Bern oder Friedrich I. Barbarossa. Wie dieser ist er zu einer halb mythischen Persönlichkeit geworden, auf den die Großthaten früherer und späterer Helden wetteifernd von den Sängern übertragen sind. Wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, träumt nach dem Volksglauben der schwarze Ivan in einer Grotte seines Schlosses zu Obod, um einst wieder zu erwachen und den Tag der Größe und Herrlichkeit für Montenegro heraufzuführen.

Der Leser, der die historischen Vorgänge und Personen mit der Handlung dieses Dramas vergleicht und zugleich vielleicht über einige Kenntniß der einschlägigen serbischen Heldenlieder (Uebersetzung von Talvj und Dozon) verfügt, wird bemerken, wie der fürstliche Dichter mit gewandter Hand aus Historie und Volkstradition — das Lied von Ivan und seinen Söhnen mag er aus Band 1 der Grlicza kennen gelernt haben — passende Momente herausgreift, von dem Recht der poetischen Freiheit Gebrauch machend, und mit Gestalten und Vorgängen eigener Erfindung zu einem lebensvollen Gesammtbilde vereinigt. Mag es der Handlung des Dramas hie und da an dramatischer Wucht und Geschlossenheit der Composition gebrechen, mag der neuerdings auch verwirklichte Gedanke an eine Behandlung in Form eines Operntextes wachgerufen werden; dafür entschädigen aber meisterhafte

*) Wir empfehlen diese treffliche Uebersetzung des interessanten Stückes.

Digitized by Google

lyrische Partien voll Gluth und Schmelz der Sprache. Die Wärme der in der Dichtung bekundeten echten patriotischen Empfindung wird jeden Freund Tell's und Zriny's, der Hermannschlacht und des Cid angenehm berühren. Daß der Gedanke der großen slavischen Verbrüderung, der die Balkanvölker neuerdings erfüllt, auch in dieser Dichtung zum Ausdruck gelangt, freilich durchaus ungezwungen und nicht im mindesten chauvinistisch provocatorisch, wird keinen Kenner der Verhältnisse überraschen. Der prophetische Hinweis des alten Wahrsagers im dritten Akt auf Rußland und den Mönchkrieger nimmt auf den Beginn des von Peter dem Großen und Vladyka Danilo I., zwischen Rußland und Montenegro geschlossenen, bis heute dauernden Freundschaftsbundes beider Dynastien Bezug.

Endlich sei noch auf die sociale Bedeutung der Dichtung für die Heimath ihres Schöpfers hingewiesen. „Den Frauen Montenegros" hat Fürst Nikolaus sein Drama gewidmet und damit ihnen eine glänzende Genugthuung für Jahrhunderte voll echt morgenländischer Geringschätzung und Herabdrückung ihres Geschlechts geboten. Besucher Montonegro's in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, wie Petter und Wilkinson, vermerkten mit mitleidigem Erstaunen, daß die Söhne des Landes bei Erwähnung ihrer weiblichen Angehörigen ein „Entschuldigen Sie, meine Schwester, Mutter" für nöthig erachteten, und Reisende unserer Tage, die über Cettinje hinaus in's Innere des Landes gelangten, haben ähnliche Beobachtungen gemacht. Unter Nikolaus' Regierung hat wenigstens bei der höheren Gesellschaftsclasse des Landes eine würdigere, westeuropäischen Anschauungen entsprechende Auffassung der Stellung der Frau Platz gegriffen. In dem von der Gattin Alexander's II. von Rußland patronisirten Mädcheninstitute zu Cettinje erhält die junge Montenegrinerin der höheren Stände jetzt eine sorgfältige geistige Ausbildung und Unterricht in den weiblichen Künsten und Handfertigkeiten, und die nach Beendigung der Türkenkriege neu erblühten und vermehrten Schulen dürften auch in allen Theilen des Reiches die Zahl der weiblichen Analphabeten in absehbarer Zeit verringern. Solche Bildung und die allmälige Gewöhnung der modernen Spartiaten an die Werke des Friedens, die vielfach ihnen noch als schimpflich gelten, wird auch in Montenegro der Frau, die nach einem bitteren Ausspruch der Königin von Rumänien im Orient ein Luxusthier, im Abendlande Luxus- und Lastthier, in Montenegro bislang nur Letzteres ist, sicherlich die gebührende Stellung und Schätzung verschaffen, und daß alle fremden Reisenden frappirende Bild, der ledig neben dem Saumthier schreitende oder wohl gar bequem auf ihm sitzende Mann, indeß die Frau schwer bepackt einherkeucht, wird allmälig von den Landstraßen der Schwarzen Berge verschwinden. Fürst Nikolaus hat, wie er im Privatleben seinem Volke mit gutem Beispiele darin vorangegangen ist, als Dichter in der poetisch verklärten Gestalt der Daniza nach seinem eigenen Ausspruch die gesammten Frauen des Reiches für ihre Treue und Hingebung in schweren Tagen gebührend feiern wollen.

Nicht ohne gewissen pädagogischen Werth für sein Volk dürfte neben den durch das Stück verstreuten trefflichen Bemerkungen über Fürstenpflichten und Fürstenerziehung auch das Beispiel sein, das der Dichter seine Helden in der würdigen heutigem Kriegsbrauch entsprechenden Behandlung der türkischen Gefangenen geben läßt. Das Abschneiden von Kopf und Gliedmaaßen der gefangenen Feinde, das nach einer in Deutschland leider noch vielfach colportirten lächerlichen Fabel auf dem Schwarzen Berge noch heute überhaupt gang und gäbe ist oder wenigstens noch unlängst gewesen sein soll, wurde von den montenegrinischen Kriegern als nothgedrungene Vergeltung gegenüber den türkischen schandbaren Gepflogenheiten freilich einmal geübt, aber schon von Fürst Danilo I. und deßgleichen von seinem Nachfolger bei ihren Feldzügen auf's Strengste verboten.

In der „Kaiserin des Balkans" gipfelt bislang das Können des Poeten auf dem Throne Montenegros. Trotz stetig wachsender Last der Staatsgeschäfte und Repräsentationspflichten sind ihm die Musen hold geblieben, und so ist von dem auf der Höhe des Lebens und der Schaffenskraft stehenden Manne gewiß noch manche ausgereifte poetische Gabe zu erwarten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Dieb.

Von Adolfo Maspes.

Autorisirt aus dem Italienischen von Hans Jürgens.

Mit leicht gerunzelter Stirne, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, den blonden Kopf zwischen den Händen hat Gaston aufmerksam Wort für Wort gelesen mit dem ganzen Ernst eines frühreifen Knaben. Selbst als er beim Schluß angelangt ist, bleibt sein Blick noch wie gebannt auf den paar Zeilen haften, als vermöchten die blauen, nachdenklichen Augen sich nicht von ihnen loszureißen.

Und noch einmal liest er sie durch und immer klarer prägt sich der Sinn dieser Worte seinem Verstande ein und streift mit rauher Hand den Duft von seiner Seele, den man so poetisch den Hauch der Unschuld zu nennen pflegt. Er fühlt sich einsam trotz der altvertrauten Gegenstände, die ihn umgeben, zum ersten Mal in seinem Leben sieht er sich einer schroffen, unerbittlichen Wahrheit gegenüber.

Die Strahlen der untergehenden Sonne, welche das Fenster des nach Westen gelegenen Zimmers in rosige Gluth tauchen, gleiten wie liebkosend über das blondgelockte Knabenhaupt, als freuten sie sich, an diesem Platze, den früher ein ernster, vor der Zeit gealterter Mann einzunehmen pflegte, ein junges, frisches Blut zu sehen. Doch der Knabe achtet nicht auf sie, sondern verharrt unbeweglich in seiner nachdenklichen Stellung, tief in den mit grünem Leder bezogenen Lehnstuhl vergraben, in dem er beinahe verschwindet, die Augen starr auf das kleine Buch geheftet, dessen Lederrücken in goldenen Lettern den gewichtigen Titel: „Strafgesetzbuch" trägt. Endlich rafft er sich zusammen, fährt mit der Hand erst über die Stirne, als ob er mit Gewalt einen lästigen Gedanken verscheuchen wollte, dann über die Augen, wie um sie vor einem entsetzlichen Anblick zu bewahren, zuletzt greift er nach dem Buche und schlägt es zu. Er ist aufgestanden, macht einige Schritte dem Ausgange zu, kehrt plötzlich wieder um, nimmt das liegen gebliebene Buch, versteckt es und öffnet ein verborgenes Fach, durchsucht dasselbe mit nervöser Hast und zieht einen glänzenden Gegenstand heraus, den er einen Augenblick mit funkelnden Augen betrachtet, dann legt er ihn sorgfältig wieder an seinen früheren Platz und geht leise, auf den Fußspitzen hinaus, nachdem er dem großen Wandbilde des Vaters einen vielsagenden Blick zugeworfen hat.

Ein schmaler Corridor trennt die Wohnung in zwei Theile. An dem einen Ende liegt das Vorzimmer, an dem andern das Schlafzimmer von Frau Helene, Gaston's Mutter. Rechts und links die Eingänge zu den andern Räumen und zu der Küche, von welcher eine Wendeltreppe in den Bodenraum und in die Mädchenkammer hinaufführt.

Lautlos schleicht Gaston durch den Corridor, bleibt plötzlich vor der Thüre des Salons stehen und neigt horchend, mit angehaltenem Athem, den Kopf. Zwei Stimmen dringen deutlich an sein Ohr, eine kräftige Männerstimme, die zuredend, schmeichelnd klingt, und eine etwas zaghafte Frauenstimme, die nur einsilbig Antwort giebt. Einmal scheint es, als ob das Gespräch lebhafter würde, als ob Frage und Antwort rascher auf einander folgten. Gaston horcht und horcht, die eine Hand auf dem stürmisch klopfenden Herzen. Ein heftiges Klingeln gerade über ihm läßt ihn erschreckt zurückfahren, kaum hat er noch Zeit, sich in das Speisezimmer zu flüchten. Schritte werden hörbar, welche sich dem Vorzimmer nähern, einige abgerissene Worte: Nachts — Unvorsichtigkeit — geht nicht — Glück — dringen zu dem athemlos Lauschenden. Die Corridorthüre wird leise zugemacht, er hört das Dienstmädchen etwas sagen, dann einen raschen, leichten Schritt, der wie suchend bald anhält, bald weitergeht, endlich ruft eine zärtliche Stimme: „Gaston!"

Der Knabe bedarf seiner ganzen Willensstärke, um ruhig zu werden und giebt, ohne sich von der Stelle zu rühren, zur Antwort: „Hier bin ich! Was soll ich?"

Eine schlanke Frau erscheint auf der Schwelle, tritt ein und geht lächelnd, ihm eine kleine Schachtel entgegenstreckend, auf Gaston zu. „Da — für Dich — von Signor Riccardi!"

Gaston nimmt das kleine Packet wortlos entgegen, dann blickt er auf und heftet seine Augen fest auf die schöne Frau, seine Mutter!

Digitized by Google

Und diese Frau, deren Schönheit durch die fatale Vierzig noch keine Einbuße erlitten hat, wendet langsam den Kopf zur Seite, unfähig, dem saugenden Feuer dieser Augen Stand zu halten. Heftig schleudert Gaston das Päckchen auf den Tisch und ruft: „Da hast Du seine Bonbons! Ich will sie nicht!“

Und trotzig stellt er sich in die Fensternische und dreht ihr den Rücken zu.

Seine Mutter ist blaß geworden, nur mit Mühe kann sie ihren Aerger unterdrücken. Ein etwas forcirtes Lachen tönt von ihren Lippen, sie wirft dem Knaben einen unruhigen Blick zu. Erst nach einer Weile hat sie sich so weit gefaßt, um in gelassenem Tone zu sagen:

„Nun ja — das nennt man dankbar sein für die Freundlichkeit Anderer — Du verdienst gar nicht, daß man an Dich denkt.“

Gaston zuckt geringschätzig die Achseln. „Von seinen Freundlichkeiten will ich überhaupt nichts wissen — murmelt er nach einer Pause, die Stirne an die Scheiben gepreßt.“

„Du willst nicht? Was soll denn das heißen?“

„Nein, ich will nicht und ich sag's noch ein Mal, ich will überhaupt nicht, daß er hierherkommt, das ist mein Haus!“ Bei diesen Worten wendet er sich mit einem Ruck nach seiner Mutter um und wirft ihr einen herausfordernden Blick zu, triumphirend über die eigene Kühnheit, einen jener Blicke, die den Erwachsenen zu denken geben. Frau Helene läßt sich langsam auf einen Stuhl sinken.

„Gut — das ist sein Haus“ — sagt sie dann — „da werde ich also Platz machen müssen — und — mit Jemandem fortgehen, der mich mit dergleichen Impertinenzen verschont, der mir nicht ewig Verdruß und Aerger macht —“

Verblüfft starrt Gaston sie einen Augenblick an, dann wird er blaß, ein convulsivisches Zucken erschüttert seinen zarten Körper, Thränen verdunkeln seine Augen und mit einem entsetzten Schrei stürzt er auf die Mutter zu: „Nein, Mama, ich will nicht, daß Du fortgehst, Du darfst nicht mit ihm gehen!“ Und schluchzend wirft er sich ihr zu Füßen und birgt den Kopf in ihrem Schooß. Die Mutter will ihn erst von sich schieben, dann giebt sie nach, lächelt, streichelt mit der Hand über den lockigen Scheitel des Knaben, richtet dessen Kopf in die Höhe und ihre Augen begegnen sich. Welche Beredsamkeit, wie viel stumme Bitte liegt in seinem Blicke! Wäre diese Frau nicht so oberflächlich, so leichtfertig und thöricht gewesen, hätte sie darin lesen müssen, welche Todesangst sich in demselben ausspricht, aber mag es nun Gleichgiltigkeit, mag es Berechnung sein, sie scheint diese Sprache nicht zu verstehen, vielleicht, um sich nicht den letzten goldenen Traum ihres Lebens zu trüben.

Es ist Abend. Mutter und Sohn befinden sich im gleichen Zimmer, sie haben soeben ihre Mahlzeit beendet und sitzen sich gegenüber an dem kleinen, halbrunden Tisch, über den eine Hängelampe ihr helles Licht wirft. Die Mutter blättert in einem Modejournal, aber ihr Blick ist unstät, die Bewegungen ihrer Hand unruhig. Sie liest nicht, kann nicht lesen, ruhelos, wie eine Biene auf einem Blumenbeet schweifen ihre Augen bald dahin, bald dorthin, ruhen bald auf diesem, bald auf jenem Satz und wissen kaum, was sie vor sich haben. Ihre schlanken, zierlichen Finger zupfen nervös an den Ecken der Zeitung herum, wo sind denn nur ihre Gedanken? Warum ist sie so zerstreut? Welche berückende Vision streift mit leisem Flügelschlage diese weiße Stirn?

Gaston spielt mit den Apfelkernen auf seinem Dessertteller, indem er sie mit seinem Zahnstocher in Reih' und Glied zu bringen sucht. Ein krystallener Tafelaufsatz, mit Früchten beladen, erhebt sich in der Mitte des Tisches, das Lampenlicht bricht sich in tausend schillernden Farben darin.

Das Mädchen tritt in's Zimmer, um abzuräumen. Gaston läßt sich sein Buch geben und versucht zu lernen, aber auch er ist zerstreut und bringt es nicht fertig, seine Gedanken auf das, was er liest, zu concentriren. Nach einer Weile frägt er zögernd, ohne aufzusehen: „Was hat Signor Riccardi heute mit Dir gesprochen?“ Kurzes Schweigen. Seine Mutter stellt sich, als ob sie eben an einer sehr interessanten Stelle ihrer Lectüre angekommen sei, endlich sagt sie halblaut:

„Nichts Besonderes, Kind, wie soll ich das noch wissen? Er hat alles Mögliche gesagt.“

„Warum besucht er Dich denn so oft?“ fängt Gaston mit seltsamer Betonung, von Neuem an. — Ein leichter Schreck zuckt ihr durch die Glieder, sie gibt keine Antwort, sondern wendet die Seite nur und wirft dann einen verstohlenen forschenden Blick auf ihren Sohn. „Warum besucht er Dich denn so oft?“ wiederholte er. Sie macht eine ungeduldige Bewegung, eine leise Röthe steigt ihr in die Wangen, die gleich wieder, wie Hauch auf einer Stahlplatte, verfliegt, dann antwortet sie gelassen:

„Nun, er kommt eben als alter guter Bekannter und weil ich so allein stehe in der Welt.“

„So allein?“ fragt Gaston traurig. „Und ich?“ — Neues Schweigen. Das Mädchen geht noch immer ein und aus. Plötzlich steht Gaston auf, geht um den Tisch herum und an das Buffet hin, öffnet eine Schublade und beginnt erst ruhig, dann mit Ungeduld darin herumzustöbern.

„Was machst Du?“ frägt die Mutter.

„Ich suche“ — erwidert der Knabe, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen — „heute Mittag waren beide Hausschlüssel da, jetzt finde ich nur noch einen“ — — — —

„Anna wird den andern haben,“ bemerkt Frau Helene.

„Nein, ich habe ihn nicht,“ entgegnet das Mädchen.

„Laß mich mal nachsehen!“ Sie springt auf und eilt mit etwas unsicherem Blick an die Schublade hin. „Er muß da sein,“ murmelt sie, mit den schlanken, weißen Händen eifrig suchend. Aber der Schlüssel findet sich nicht. „Oh, ich Vergeßliche!“ ruft sie schließlich, wie erleichtert aufathmend. „Ich nahm ihn ja heute, ehe ich ausging, selbst heraus, er wird in der Tasche meines Jaquetts geblieben sein!“

„Bist Du denn heute ausgegangen?“ fragt Gaston überrascht, „Du hast doch vorhin gesagt, nein?“

Heftig wirft die Mutter die Schublade zu: „Und wenn, was ginge das Dich an? Man sollte wahrhaftig glauben, ich sei verpflichtet, Dich erst um Erlaubniß zu fragen — einen Jungen in Deinem Alter! Es ist wirklich interessant! Jetzt vorwärts, überlies Deine Lection nochmal und dann in's Bett, es ist schon spät!“

Gaston kehrt an seinen Platz zurück, bückt sich seufzend über sein Buch und versucht zu lernen. Auch die Mutter hat ihre Zeitung wieder zur Hand genommen. Es ist ganz still im Zimmer, aber Gewitterschwüle liegt in dieser scheinbaren Ruhe. Der Pendel der Stutzuhr tickt sein monotones Tick — Tack, ein verirrter Nachtfalter schwirrt unruhig hin und her und stößt alle Augenblicke den Kopf gegen das Milchglas der Lampe. Plötzlich ertönt heftiges Schluchzen. Gaston hat sich über die Tischplatte geworfen und ist vergeblich bemüht, seine Aufregung zurückzuhalten.

Bestürzt blickt die Mutter auf: „Was ist? Warum weinst Du? Was hast Du?“

Gaston kann nicht sprechen, das Weinen schnürt ihm die Kehle zu, er schluchzt weiter, das Taschentuch krampfhaft zwischen die Zähne gepreßt. Frau Helene steht auf und geht auf ihn zu, zärtlich streicht sie mit der einen Hand über seinen Kopf, dann bückt sie sich und drückt einen langen Kuß auf seine Haare. Ein Zittern erschüttert bei dieser Liebkosung den schmächtigen Knabenkörper, aber sie beruhigt ihn nicht. Unaufhaltsam stürzen die Thränen aus den hochgeschwollenen Augen. Er fühlt sich tief unglücklich. Mit einem Male schlägt er ungestüm die Arme um seine Mutter, preßt sie an sich und flüstert leidenschaftlich: „Mama, Mama, laß uns fortgehen von hier! laß uns wieder nach Castelforte ziehen, dort war ich so glücklich!“

Die Mutter erwiedert seine stürmische Umarmung, sie möchte antworten, aber sie kann nicht, die Lüge will nicht über ihre Lippen. Beide sind verstummt. — Es schlägt zehn Uhr.

Gaston fährt auf, als ob ihn diese Töne wieder zu sich brächten, er erhebt sich, nimmt einen Leuchter vom Kamin und sagt kalt: „Es ist spät, Mama, ich bin müde und gehe zu Bett.“

„Nun und mein Kuß?“ fragt sie, als er sich eben trotzig und ohne Gutenachtgruß entfernen will. Er kehrt nochmals zurück und reicht ihr mit gleichgiltiger Miene die Lippen zum Kusse. Als er das Zimmer verlassen, bleibt die Mutter noch lange in nachdenklicher Haltung auf ihrem Platze sitzen. „Jetzt wird's ernst!“ flüstert sie endlich, sich mit einem Seufzer aufraffend.

Das Mädchen erscheint in der Thüre. „Noch etwas gefällig?“

„Nein — Sie können gehen.“ Anna wünscht gute Nacht. Einige Zeit noch hört man ihre schlürfenden Schlappschuhe auf dem Holzboden ihrer Kammer, dann wird es still, Frau Helene ist ganz allein. Warum zieht nun auch sie sich nicht auf ihr Zimmer zurück? Sie kann sich noch nicht dazu entschließen. Wie geistesabwesend nimmt sie ein Licht zur Hand und beginnt im Hause umherzuirren, wirft einen Blick in die Küche mit ihrem blitzenden Kupfer- und Messinggeschirr, geht in den Salon, wo ihre flackernde Kerze groteske Lichteffecte auf die Möbel und die vergoldeten Bilderrahmen wirft. Im Vorzimmer bleibt sie plötzlich stehen, als ob sie sich erst besinnen müßte, was sie hier eigentlich thun wollte. Aber schon ist es ihr wieder eingefallen und sie wirft einen forschenden Blick um sich, geht dann leise auf den Fußspitzen an die Hausthüre hin, um sich zu überzeugen, ob sie gut verschlossen sei. Mit seltsamem Ausdrucke heften sich ihre Augen auf die sorgfältig vorgezogene Sicherheitskette. Sie wird blaß, scheint zu zögern, jetzt hebt sie ihre weiße Hand, die schlanken Finger greifen behutsam an die Kette, beim Anfassen des kalten Metalls leise erschauernd, endlich giebt diese nach, die Thüre ist nur noch durch das einfache Schloß gesperrt. Ein Seufzer hebt ihre Brust. Der Erleichterung? Vielleicht. Wenigstens nach dem Aufleuchten ihrer Pupillen, dem sinnlichen Begehren, das sie mit einem Male durchzuckt, zu urtheilen. Sie entfernt sich, aber ehe sie ihr eigenes Zimmer aufsucht, bleibt sie noch einen Moment horchend vor Gaston's Thüre stehen: Alles ist still da drinnen. Sie bückt sich, um durch das Schlüsselloch zu spähen: Das Zimmer ist dunkel. Gaston schläft also, zweifellos. Ein zweiter Seufzer, und leise wie ein Schatten, um den Schlafenden nicht zu stören, huscht sie davon. Am Ende des Corridors wendet sie sich mit hastigem Ruck nochmals um, es ist ihr, als ob sie Jemand am Kleide zurückgehalten hätte. Das Licht, das sie mit der einen Hand in die Höhe hält, gibt ihrer schlanken, hohen Gestalt ein geisterhaftes Aussehen. Sie sieht blaß aus, in ihren Augen liegt ängstliche Erwartung. Endlich verschwindet sie in ihrem Zimmer. Dort steht sie wieder still und horcht hinaus. Man hört nichts. Sie ist allein. Was fürchtet sie denn nur? Verirrt, wie eine Schlafwandelnde schaut sie um sich, wirft einen scheuen Blick auf das große Bett, das mit reichen Stoffen verhängt ist, und über dessen Kopfende das eingerahmte Bild einer Mater dolorosa hängt, deren unbeschreiblich wehmüthiger Ausdruck die Gnade und Barmherzigkeit des Himmels für alle die Schwachheiten

Digitized by Google

der Eva's-Töchter herabzusehen scheint. Ein anderes bleiches, verstörtes Antlitz starrt ihr aus dem hohen Spiegel entgegen. Ist das sie selbst? — Sie erschrickt, setzt das Licht nieder und geht zum Fenster hin, dessen Gardinen sie zur Seite schiebt, um auf die Straße sehen zu können. Ihre brennend heiße Stirn erschauert unter der Berührung mit den kalten Scheiben, mit angehaltenem Athem steht sie unbeweglich da und lauscht hinaus. Von Zeit zu Zeit dringt ein eiliger Schritt bis zu ihr hinauf, mit klopfendem Herzen verfolgt sie den Ton, bis er in der Ferne verhallt. Zuletzt tritt sie, erschöpft von dieser Anspannung aller ihrer Sinne, vom Fenster zurück, sinkt auf einen Stuhl und birgt das Gesicht in den Händen. Und die Stunden schleichen dahin und träge schallen die ehernen Glockentöne in die dunkle Nacht hinaus. Wie viele sind schon verklungen, seit die schöne Frau in ihrer Stellung als büßende Magdalena verharrt? Eine einzige dumpfe Schwingung verkündet ihr eben, daß Mitternacht schon seit einer Stunde vorbei ist. Im Hause scheint Alles in nächtliche Ruhe versunken; und doch, zwischen diesen stummen Wänden schlagen zwei Menschenherzen in banger Erwartung und zucken zusammen beim leisesten Geräusch.

— — Gaston schläft nicht, angekleidet hat er sich auf sein Bett geworfen und in die Decke eingewühlt, die Augen starr in das Dunkel gerichtet, das sich nach und nach mit trüben Erinnerungen belebt. Alle Ereignisse seiner kurzen, aber frühe schon verkümmerten Existenz ziehen an ihm vorüber und legen sich wie ein Alp auf sein Herz. Er sieht sich in Castelforte, in dem kleinen Hause, dessen weiße Mauern sich wie eine Lilie auf dem mit Olivenbäumen bepflanzten Hügel erheben, dort war er glücklich! Sein Elend fing erst später an, an dem Tage, da sie den Vater forttrugen. Armer Vater! so gut und liebevoll gegen ihn und Alle. Wie hatte ihm die Mutter nur so manche schwere Stunde bereiten können? Er erinnerte sich noch lebhaft jenes Tages, als man ihn in den Garten geschickt hatte, um zu spielen, damit er nichts hören solle, und wie er dann leise auf den Zehenspitzen wieder an die Thüre geschlichen war. Du guter Gott! nie hätte er geglaubt, daß ein Mann so weinen, sich so verzweiflungsvoll geberden könne. Gewiß, nur Kummer und Sorge hatten ihn so früh in's Grab gebracht. Dann war er mit der Mutter allein geblieben. — Die Mutter! die Lippen des Knaben bebten, bei der bloßen Nennung dieses Namens, der für ihn der Inbegriff alles Guten und Schönen war. Mit ihr sein ganzes Leben verbringen zu dürfen, mit ihr wieder in dem kleinen Hause in Castelforte zu wohnen, wo sie ihm allein gehören, ihre Zärtlichkeiten an keinen Anderen verschwenden könnte! Und um eines Gewissenlosen willen war dieser schöne Traum zu nichte geworden, um eines Mannes willen, der ihn mit Naschwerk fütterte, um ihm desto leichter die Mutter rauben zu können. Ja, das wollte er! Ihm die Mutter rauben! Er fühlte es im innersten Herzen, an dem glühenden Haß, den er gegen ihn empfand, keinen knabenhaften, kindischen Haß, sondern den bittern Haß des Mannes dem glücklicheren Nebenbuhler gegenüber.

Und die Mutter stand auf des Andern Seite, sie ließ sich von Jenem die Hände drücken und warf ihm gewisse Blicke zu . . . Was für Blicke! Er merkte wohl, daß sie miteinander einig waren, daß sie sich mit stummen Zeichen verständigten. Sie hatten sich Beide gegen ihn verschworen, ihre Flucht war schon vorbereitet und ihn würden sie zurücklassen, allein, sterbend vor Verzweiflung . . . Ja, die Mutter erwartete ihn — hatte sie nicht erst heute gesagt, daß sie mit Jemandem fortgehen werde? Und dieser Jemand, wer konnte es sein, als Jener? Gewiß würde er kommen, sie zu holen, vielleicht noch in dieser Nacht — in diesem Moment . . . Ah — da —

Und Gaston fährt, an allen Gliedern zitternd, empor bei jedem Geräusch, das er auf der Straße hört. Was für eine Nacht das ist! die Kehle ist ihm wie zugeschnürt, seine Schläfen hämmern zum Zerspringen, Fieberschauer schütteln ihn, und doch — er giebt nicht nach, muthig kämpft er gegen Schlaf und Schwäche an . . Da — eben war wieder eine leise Hoffnung in ihm aufgetaucht — da nähert sich ein eiliger Schritt — hält an — das Gartenthor geht knarrend auf, wird wieder geöffnet — wieder geschlossen — Blaß wie ein Todter richtet sich Gaston in seinem Bette auf, mit glühenden Augen horcht er hinaus. Nach einigen Secunden meint er, einen Schritt auf der Treppe zu hören, Jemand steigt die Treppe hinauf, steht still. Wird nicht die Thüre aufgeschlossen? — Nein — ja — er horcht athemlos — — nichts! Er muß sich getäuscht haben — schon athmet er auf. Plötzlich tönt ein metallischer Ton an sein Ohr. Er kann nicht mehr länger zweifeln, ein Schlüssel ist in die Corridorthüre eingeführt worden, man öffnet, Jemand muß hergekommen sein! Er springt aus dem Bette, schleicht an die Thüre hin und hält das Ohr an das Schlüsselloch — — Schon ist Alles wieder still! Seine Nerven befinden sich in einem solchen Zustande der Ueberreizung, daß er alle möglichen und unmöglichen Geräusche zu hören meint. Thüren werden auf- und zugemacht, abgerissene Worte geflüstert — — — Aber nein, diesmal hat er sich nicht getäuscht; ein Licht ist draußen angezündet worden. Er blickt auf den Boden und sieht in der That einen hellen Streifen auf dem Parquet. Wie ein Irrlicht wandert der helle Schein weiter — — — Was ist das? Im selben Moment wird am anderen Ende des Corridors vorsichtig eine Thüre geöffnet, diejenige, welche in das Zimmer seiner Mutter führt — er hört ein Flüstern — einen Namen — kein Zweifel — er ist es! — Das Herz zerspringt ihm beinahe, krampfhaft klammert er sich an den Thürpfosten, um nicht zu fallen. Doch nur eine Secunde — Wuth und Todesangst machen ihn rasend. Nein! nein! unmöglich! Was soll er thun? Plötzlich zuckt er zusammen. Ein wahnwitziger Gedanke blitzt ihm durch's Gehirn. Mit einem Satze ist er in seinem Bett, zieht etwas unter seinem Kopfkissen hervor und stürzt, den einen Arm drohend ausgestreckt — hinaus — — — Ein Blitz ein Knall — ein herzzerreißender Schrei. Das ganze Haus ist in Aufruhr. Von allen Seiten wird es hell. Am Ende des Corridors, gerade auf der Schwelle von Frau Helenens Schlafzimmer liegt Riccardi, besinnungslos, eine Revolverkugel ist durch das Rückgrat in die Lunge gedrungen. Es ist zu Ende. Neben der Leiche des eleganten jungen Mannes stehen, wie zum Hohn, die feinen Lackstiefeletten, deren er sich vorsichtshalber kurz vorher noch entledigt hatte.

Gaston hat sich, den noch rauchenden Revolver in der Hand, in sein Zimmer geflüchtet, er hört nichts, weiß nichts, weiß nicht mehr, was er gethan. Plötzlich wird seine Zimmerthüre aufgerissen und eine Frau stürzt, halb besinnungslos vor Schrecken, zu ihm herein.

„Gaston! Unglückseliger! Was hast du gethan?" Aber Gaston hört sie nicht, er ist wie betäubt, wirr hängen die blonden Haare in sein Gesicht, wie ein Todeshauch scheint es darüber hinweg zu wehen. Erst nach geraumer Zeit kommt er langsam zum Bewußtsein seiner selbst und des Vorgefallenen. Mit kaltem, durchdringendem Blick stellt er sich vor die Verzweifelnde hin und flüstert in seltsam ruhigen Tone:

„Nun, weinst du etwa um meinetwillen? Mir können sie nichts thun. Er war ein Dieb, deßwegen habe ich ihn getödtet."

Aus der Hauptstadt.

Das Kayserreich Afrika.

Wieder hat die dunkle Fluth einen Vielgewandten verschlungen. Herrn von Boetticher gruselt's, denn es wird einsam um ihn. Aus der stattlichen Schaar jener wahrhaft rückgratstarken Männer, die die Iden des März von 1890 überdauerte, ohne mit der Wimper zu zucken, aus der Menge der Allzusetzhaften ist abermals ein Großer dahingesunken. Und sein letztes Wort war innere Unwahrhaftigkeit, seine letzte That protzige Selbstberäucherung. Das fixe und kluge Herrlein hatte einst die Augen Bismarck's auf sich gelenkt, als der Ueberragende noch lebte in des Glückes Scheine, und dem ruhig schreitenden Riesen gefiel, da Widersprechendes sich anzieht, das geschäftige, eilfertig trippelnde, strebende Gebahren des jungen Repetitors. Die Hebelkraft von Otto Bismarck's Arm war nicht gering, sie setzte, um allerlei antisemitisches Gerede unbekümmert, den schmiegsamen Doctor auf einem weichgepolsterten Stuhl, und der Kanzler fand, daß der Einpauker seines jüngsten Sohnes kein übler Hülfsarbeiter war. Dem mächtig auf sich selbst gestellten Varziner behagten solche Lianennaturen, die doch nicht Lianen genug waren, um ihm über den Kopf wachsen zu können. Er brauchte fleißige, ehrgeizige Leute, die ihren Lebenszweck darin setzten, Kärrnerdienste für den Baumeister zu thun, deren Intelligenz er getrost sein Werk überlassen durfte, wenn es ihn einmal gelüstete, in der Waldeinsamkeit, fern den Geschäften, eine lange Pfeife zu rauchen, oder wenn ihn die grausame Neuralgie plagte. Herr Dr. Kayser erklomm, so auf den Alten gestützt, rasch die oberen Stufen der Hierarchie, die Oeffentlichkeit aber erfuhr wenig von seinen Gaben, und die entschieden freisinnige Presse verachtete ihn als eine Creatur des Gewaltigen. Sie verachtete in kernigem Männerstolze jeden, der Gunstbezeugungen von Bismarck duldete, mit alleiniger Ausnahme der zielbewußten Helden in ihren eigenen Reihen, die den Kanzler in Bezirksvereinssitzungen zwar muthig beschimpften, ihn aber hinterdrein mit Erfolg um Zurücknahme des Strafantrages anschnorrten.

Fürst Bismarck hat sich über seine colonialen Pläne nie ganz rückhaltlos ausgesprochen. Er ging nothgedrungen mit einer Mäßigung vor, die ein Gegenstück nur in seinem Verhalten auf dem Berliner Congresse von 1878 findet und die vielleicht im letzten Grunde nicht minder bedauerlich ist. Aber er ging doch vor, und zwecklos war der komische Haß des Bambergers und des Knörckes, die finster argwöhnten, er würde auch Kamerun, Ostafrika und die Samoainseln auf Kosten des Reiches zu einer Familienstiftung derer von Bismarck machen. Er griff gelegentlich fest zu, selbst wenn Conflicte drohten, und er begann nur darum nicht früher mit der Schöpfung eines außereuropäischen deutschen Kaiserreiches, weil die Sorgen der inneren Politik sein Herz zu sehr belasteten, ihm mit ihren grauen Nebeln zu oft den freien Ausblick in die Weite versperrten. Dem weisen und praktischen Volkswirthe konnte es nicht entgehen, daß Deutschlands jährlicher Verlust an Menschenkraft, die ungeheure Auswanderung in fremde Gebiete ein nationales Unglück war, daß dieser Strom, statt die Vereinigten Staaten Amerikas zu befruchten, deutschem Wesen die Welt erobern, dem europäischen Mutterlande auch wirthschaftlichen Segen ohne Ende bringen könnte. Doch die starken Widerstände litten es nicht, daß solchen Bismarckischen Gedanken Bismarckische That folgte. Der dem Reichstage jeden Groschen für das Heer, jeden Kreuzer für die Marine mühsam abringen mußte, dem alberne und doch unsagbar gehässige Nörgelei durch eine Weiberpolitik der Nadelstiche das Leben verbittern, das Regieren unmöglich machen

Digitized by Google

wollte, der war schlechterdings nicht dazu im Stande, ausgiebigen Anlauf zu einem Sprung in's dunkle Afrika zu wagen. Mit Kleindeutschen ließ sich keine großdeutsche Politik treiben.

Sein Sturz entfesselte allzu lang verborgen gewesene Kräfte. Die Commis des alten Handelsherrn nahmen, wie das so Art der Comptoirgehülfen ist, sein Ausscheiden mit einem tiefen Seufzer oder einem Grinsen der Befriedigung auf. Es ist unentschieden geblieben, ob Herr Dr. Kayser seufzte oder grinste, jedenfalls salutirte er dem historischen Ereigniß, überlegte keine kleine Secunde lang, ob er seinem Schöpfer und Wohlthäter folgen sollte, und hatte hernach die freudige Genugthuung, abermals zu avanciren. Die Handlungsgehülfen von früher, sogar ein paar Lehrlinge, rückten in leitende Stellungen auf, und die deutsche Politik ward von Grund auf reformirt. Kein Lied, kein Heldenbuch, nicht einmal Eugen Richter's A-B-C-Buch meldet heute mehr die Thaten des Mannes von Skyren, aber unvergessen ist ihm das Wort geblieben, daß es kein größeres Unglück für Deutschland gebe, als wenn ihm Jemand ganz Afrika schenke. Der Colonialdirector Dr. Kayser schüttelte nicht den immer schön frisirten Kopf, da er diese Sentenz hörte. Er pflichtete ihr, ein getreuer Diener seines jeweiligen Herrn, vielmehr voll und ganz bei. Er begriff einfach nicht, wie Bismarck seiner Zeit dazu gekommen war, Geld und Mannschaft an Afrika zu verpulvern. Und wenn er dem Zwischenreichskanzler nicht den formellen Antrag unterbreitete, die deutschafrikanischen Besitzungen umgehend meistbietend loszuschlagen, so bewog ihn dazu nur die Erkenntniß, daß er in diesem Falle ja aufhören würde, Colonialdirector zu sein und daß doch billiger Weise Niemand von ihm verlangen könnte, sich selbst seine Carriere zu verderben.

Aus dem Fundamente zum deutschen Kaiserreiche Afrika, das Bismarck vorgeschwebt haben mochte, als er Herrn Lüderitz die rettende Hand bot, ward unter seinem Nachfahr eine kostspielige, ertraglose, nur ärgernißbringende Provinz. Dem Colonialdirector war es Anfangs nicht ganz geheuer zu Muthe, als er sah, daß sich sein hoher Vorgesetzter den Kuckuck um die schwarzen Teufel scheerte und ihm die Führung der verdrießlichen Geschichte überließ. Wer so gut an das Gehorchen gewöhnt, und wer im Gehorsam so glücklich ist, wie es Dr. Kayser war, dem erregt es Schwindel und Magenbeschwerden, wenn er urplötzlich selbst auf die Commandobrücke muß. Aber Herr Dr. Kayser besaß neben anderen guten Eigenschaften auch die, sich sogar in solche Verhältnisse zu finden, für die er absolut nicht paßte. Und frisch und frei begann er zu zerregieren. Unter seiner milden Leitung machte der treffliche Soden aus Bagamoyo ein kleines Potsdam, eine Wonne der einheimischen Papierfabriken, unter ihm blühten weiter westlich die Leiste, die Wehlan auf. Zalewski sank und Gravenreuth fiel, Zanzibar und Witu ward uns entrissen, und wenn hieran auch das in Liebenberg endlich zu Tode getroffene Ober-Staatsmännchen und seine schlechte Karte von Afrika die Hauptschuld trug, so machte sich um den Abschluß des glorreichen Vertrages doch besonders Dr. Kayser verdient. Nicht in Leipzig, auf dem wiedererworbenen Helgoland sollte ihm deß zum Danke eine höhere Richterstelle werden. Der preußische Assessor, der nur da zu ertragen und unter Umständen nützlich ist, wo ihn eine starke, scharfäugige Presse Tag für Tag controlirt, eroberte Deutsch-Afrika, und eine Wirthschaft hob an, die die Witzblätter lustig, jeder ernste Beobachter aber zum Weinen traurig findet. Der Herr Colonialdirector aber schwebte alleweil graciös über den Wassern, obgleich er niemals über das Wasser kam, um sein Machtbereich zu schauen. Er litt es willig, daß englische Gesellschaften sich im Hinterlande Kameruns breit machten, deutsche Ansiedler chicanirt und um ihr Recht betrogen wurden. Die Gentlemen mit Conquistadorenallüren fanden in ihm einen weichherzigen und freundlichen Beurtheiler, solange sie nicht die Dummheit begingen, sich von der Oeffentlichkeit auf's Korn nehmen zu lassen. Er war kein Stürmer und Dränger, und allerlei Arges vertuschte er gern, denn lautgewordene Colonialscandale haben das verteufelt Unangenehme, daß sie oft dem Colonialdirector die angesehene und liebgewordene Stellung kosten. Hatten aber unglückliche Zufälle, die Sonne oder mißgünstige Schreiber dennoch diese oder jene Dummheit eines Afrikaners an den Tag gebracht, dann wartete der Leiter unserer Colonialabtheilung zunächst ruhig ab, ob Kläger oder Angeklagter Recht behielt. Sobald aber das Zünglein der Wage sich geneigt hatte, trat er aus seiner amtlichen Zurückhaltung mit ganzer Entschiedenheit heraus; im privaten Leben wie im Reichstage fand er alsdann ungemein prächtige Worte und konnte gar wacker schmälen, wenn thät ein armer Sünder fehlen. Und die armen Sünder, die doch anmuthige Cabinetsphotographien des besäbelten Herrlichen besaßen, mit Goethe'schen Trostsprüchen und herzlichen Widmungen darauf, verwunderten sich schier, wenn sie eines Morgens unerwartet lasen, daß der treue Freund sie gestern vor dem ganzen Lande aufgegeben und greuliche Drohungen gegen sie ausgestoßen hätte.

Sein gefälliges und liebenswürdiges Wesen hatte dem Director längst die Zuneigung jener weiteren Kreise gewonnen, die durch ihre Rotationspressen das Land besser im Zaume halten, als Geßler es mit Roßberg, Sarnen und Zwing-Uri vermochte. Aus dem verabscheuten und gemiedenen Günstlinge Bismarck's war allgemach ein Liebling Rudolf Mosse's geworden; der conciliante Herr mit dem bestechenden Namen und der lustigen Regierungskunst gefiel dem hochgebietenden Annoncenacquisiteur um so besser, als er dem freisinnigen Dogma von der absoluten Werthlosigkeit unserer Colonien dadurch neue Geltung verschaffte, daß er sie langsam, aber sicher verhunzte. Dieselbe begeisterte Vertheidigung, die Herr v. Boetticher und der Biebersteiner all in ihrem Conservatismus auf der linken Seite des Hauses und, was viel wichtiger ist, in den Blättern der linken Seite finden, ward auch ihm zu Theil. Leider mangelte ihm die hervorragendste Eigenschaft des geborenen Staatsmannes Boetticher, des Ritters ohne Furcht und Tadel: er fürchtete den Tadel, er konnte nervös werden. Dank seinem festen Panzer achtet das Nilpferd des Gewürms wenig, von dem es gepeinigt wird; es nährt sich freudig von den poetischen Wasserlilien und Lotosblüthen und überläßt es den Gastvögeln, das Ungeziefer von seinem Fell herunterzupicken. Herrn Dr. Kayser jedoch war am Ende nicht mehr wohl in seiner gewiß allzu zarten Haut, und er wich den ruhlosen Nagern, zum herzlichen Bedauern der ihm innig attachirten, freisinnigen Kerbthierfresser.

Für Afrika ward jüngst ein neuer Mann gesucht. Rechts und links hütete sich Alles, Namen zu nennen, deren Träger man gern auf dem schwierigen Posten gesehen hätte, denn es war klar, daß die Gerufenen im selben Augenblicke alle Hoffnung auf Bestallung hätten aufgeben müssen. Die Nation wagte keinen Wunsch zu äußern, und so muß sie wohl oder übel mit dem ihr bescheerten Freiherrn zufrieden sein, dessen Gaben Niemand kennt. Und doch wäre ein Mann jetzt nöthiger als der bei Hofe angesehenste Freiherr. Und doch hängt von der Entwickelung unserer Colonien für unsere Zukunft Unendliches ab. Ob Deutschland eine Großmacht bleiben, ob es sich auf dem Weltmarkte halten wird, solange es eben einen Weltmarkt giebt, ob am deutschen Wesen die Welt genesen wird — darüber müssen in nicht zu ferner Zeit die Würfel fallen. Ob aus dem verpfuschten, mit kurzsichtigen und blöden Sinnen aufgezimmerten Kayserreich das Großgermanien des nächsten Jahrhunderts, das deutsche Weltkaiserreich hervorgehen kann, das steht zum besseren Theile in der Hand des Mannes, dem jetzt die Leitung der colonialen Geschäfte anvertraut wird. London hat längst gewittert, daß eine bedeutsame Entscheidung bevorsteht, und seine Presse that das Mögliche, durch tosendes Geschrei über deutsche Dreistigkeit in Afrika und über den bevorstehenden Anschluß Englands an den Zweibund die Wilhelmstraße einzuschüchtern und neuerdings die Wahl einer Froschmolluskenbreinatur zu erzwingen. Und da hier zu Lande auch die national Gesinnten Wichtigeres zu thun haben, als sich um Colonialtappalien zu kümmern, wird Mr. Chamberlain auf die Dauer sein Ziel erreichen. Uns bleibt dann die stolze Genugthuung, daß Volk und Presse des Zaren Majestät bei seinem Einzuge in Darmstadt frenetisch zugejubelt und daß der König von Griechenland ausdrücklich erklärt hat, mit den Kaffeerücksichten der Berliner Eisenbahndirectionen von Herzen einverstanden zu sein. Wir entnehmen diesen Thatsachen, daß wir keineswegs ganz isolirt in Europa sind, wie die um Rochefort behaupten, daß man uns hier Existenz und Raum gönnt. Und dann brauchen wir ja allerdings außerhalb Europas keinen.

Caliban.

Notizen.

Der Student. Eine Geschichte aus den oberösterreichischen Bauernkriegen von Victor Wodiczka. (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.). Der Verfasser hat schon in der preisgekrönten Novelle „Der schwarze Junker", in dem Roman „Aus Herrn Walter's jungen Tagen" und zumal in dem mit dem Scheffel-Preis ausgezeichneten Roman „Bellicosus" seine glückliche Gestaltungsgabe erwiesen. In seinem neuen Romane ist die Handlung reich bewegt und steigert sich gewaltig bis zum tiefergreifenden Schluß. Um den Helden, den Studenten, schaaren sich durchweg historische Gestalten. Meisterlich gelungen ist die Begegnung des Studenten mit dem prächtigen Landsknechte, dann der Tod des Haidewirths, das Wiedersehen des Studenten mit der Comtessa. Alles in Allem einer unserer besten historischen Romane.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Gratis
durch jede Buchhandlung:
Prachtprospekt über
Goethes Gedichte
Illustrirt von **Frank Kirchbach.**
Erste große Prachtausgabe in Folioformat.
In 12 Lieferungen à 3 Mark.
Verlag von **Adolf Titze** in **Leipzig.**

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:
Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.
Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**
Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**
Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.
Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Soeben erschien:
Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage
in Deutschland.
gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.
Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.
Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)
Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Soeben erschien:
Friedr. Spielhagen:
Zum Zeitvertreib.
Roman, 1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.
Mesmerismus. — Alles flieht.
Zwei Novellen.
1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.
Verlag von C. Staackmann in Leipzig.

Mitarbeiter
für eine vornehme **Wochenschrift** gesucht, die ihre Leser in den ersten Kreisen der Gesellschaft hat.
Geistvolle, anregende, prickelnde Plauderweise, Eigenart im Stile Bedingung.
Anerbietungen, thunlichst mit Beifügung von Probearbeiten (Essais über Theater, Sport, Bäder, Mode, Kunst, Litteratur ꝛc., Skizzen aus dem High Life ꝛc.) befördert unter **A. 768.** der **Invalidendank, Berlin W.,** Unter den Linden 24.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) in **Berlin.**
Soeben erschien:
Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.
Ausgewählte Bilder
von **Ottokar Lorenz,**
Professor der Geschichte.
Gr. 8°. 360 Seiten Geheftet 6 Mk.
Gebunden 7 Mk.

Soeben ist erschienen:
Schillers
Frauengestalten
von
Julius Burggraf.
31½ Bogen in feinster Ausstattung.
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.
Ein Seitenstück zu Lewes' Goethes und Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Gesagtes wiedergiebt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurteilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schillerscher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht zu verdrängenden Platz in der Schillerlitteratur einnehmen wird. Hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**
Gesunde Nerven.
Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

Hierzu drei Beilagen von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart,** Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmkranke; **Leonid Kaschezin** in **Leipzig,** Der Buddhismus; und **R. Beins** in **Braunschweig,** Hypotheken-Pfandbriefe ꝛc.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1896. Band I.

NOV 17

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Actienreform und das neue Handelsgesetzbuch. Von Jul. Lubszynski. — Cuba und Spanien. Von Paul Starcke. — Alte und neue Jesuiten in der Duellfrage. Von Professor G. v. Below. — **Literatur und Kunst.** Treffend Maaß. Von J. G. Fischer. — Johann Georg Fischer. Von Carl Busse. — Anton Bruckner. Von Hedwig Abel. — **Feuilleton.** Die Leiden des jungen Plattners. Von Hans Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Classen-Mörder. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Actienreform und das neue Handelsgesetzbuch.

Von Jul. Lubszynski.

Die beifällige Anerkennung, welche der vorliegende Entwurf eines neuen Deutschen Handelsgesetzbuchs im Allgemeinen gefunden hat, darf nicht dazu führen, nunmehr auch über die Einzelheiten desselben ein kritisches Auge zuzudrücken und aus Freude über das Gelingen des Ganzen die nöthige Vorsicht bei der Prüfung zu vergessen. Diese Vorsicht ist insbesondere dort am Platze, wo das Recht des Handels so tief eingreift in das wirthschaftliche und sociale Leben wie auf dem Gebiete des Actienrechts.

Man hat die Actie das Instrument genannt, durch welches die mächtige Entwickelung unserer Industrie bewerkstelligt wurde. Und in der That wird die Zukunft der heimischen Production mit der Actie als einem unentbehrlichen Factor des modernen Wirthschaftslebens rechnen müssen. Unaufhaltsam drängt die moderne Production der Vergesellschaftung zu, und die Actie giebt ihr dazu das bequemste Mittel. Sie ist es, die das brachliegende Capital fruchtbringender Verwerthung zuführt. Durch die Macht der Actie wachsen Fabriken aus der Erde. Tausenden von Arbeitern bietet sie neue Nahrung. Sie erschließt durch den Bau neuer Bahnen einsamen Gegenden den Strom des Verkehrs und bricht neuen großen Erfindungen siegreiche Bahn.

Mit demselben Recht aber kann man die Actie die Ursache nennen, durch welche die wirthschaftliche und sociale Gefahr der Gegenwart verstärkt und die Industrie zum Gegenstand einer sinnlosen Plusmacherei und verderblichen Agiotage gemacht worden ist. Die Erweiterung der Actienbetriebe führt durch die erleichterte Neugründung von Productionsstellen eine wachsende Ueberproduction mit sich. In den Actienbetrieben schlägt, wie die tägliche Erfahrung immer von Neuem bestätigt, die socialdemokratische Bewegung die üppigsten und natürlichsten Wurzeln, weil hier das wohlthuende Band der persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer fehlt, das bei Privatunternehmungen, insbesondere bei altbestehenden, ein wahres und warmes gegenseitiges Interesse erzeugt. Vor Allem aber hat sich durch das Mittel der Actie die Speculation der industriellen Production bemächtigt und eine Classe von professionellen Gründern erzeugt, die man ohne Uebertreibung als die Hyänen des wirthschaftlichen Schlachtfeldes bezeichnen darf. Man werfe einen Blick auf die steigenden Gründungen der letzten Jahre! Wie viele gewerbliche Unternehmungen sind nicht aus wirthschaftlich berechtigten Gründen, sondern aus unlauteren Absichten als Actienunternehmungen gegründet oder in solche umgewandelt worden. Bald sind es die Eigenthümer des Unternehmens, die neben ihrem bisherigen Gewinn, den sie in der Form von Dividenden weiter beziehen, auf Kosten der Actionäre noch hohe Tantièmen schlucken wollen, bald sind es Bankhäuser, die sich gewerbsmäßig mit derartigen Umwandlungen befassen und durch eine künstliche Hausse dem Privatpublicum die Betheiligung an Speculationskäufen der neuen Papiere mundgerecht machen. Die Gründungen der großen Mehrheit aller seit 1870 zum Betriebe industrieller Unternehmungen in's Leben gerufenen Actiengesellschaften sind nicht auf die Aussicht einer lohnenden Production, sondern fast ausschließlich auf die Möglichkeit, die Actien mit möglichstem Gewinn zu verkaufen, zurückzuführen.

Die Actie in ihrer ersteren Function als Mittel zur wirthschaftlichen Hebung zu erhalten, zugleich aber die unsittlichen Begleiterscheinungen der Speculation aus ihr zu entfernen, das ist die Aufgabe einer verständigen Actienreform, und von diesem Standpunkte aus muß sich die Kritik dem neuen Entwurfe gegenüberstellen.

Der Entwurf hat sich sichtlich bemüht, mit seinen Neuerungen den Mittelweg zwischen manchesterlichen und reactionären Extremen innezuhalten. Immerhin wird er dem Vorwurfe nicht entgehen können, daß er auf der einen Seite die warnenden Fragezeichen der letzten Jahre nicht zureichend beachtet und aus dem von einer unabhängigen Presse fortgesetzt gebotenen Material nicht genügendes Capital geschlagen hat, während er auf der anderen Seite durch kleinliche Prohibitivmaßregeln Schutzmauern zu schaffen sucht, die, wie gewöhnlich, der nothwendigen wirthschaftlichen Bewegungsfreiheit unliebsame Hindernisse entgegenstellen, während die unlautere Speculation mit Leichtigkeit durch sie hindurchschlüpft.

Eine anerkennenswerthe Neuerung bilden die Ergänzungen des Entwurfs hinsichtlich der Prüfung des Gründungsherganges durch Revisoren. Die von der Actiennovelle eingeführte Prüfung des Gründungsherganges hat bisher nur in den seltensten Fällen die erwarteten Dienste geleistet. Von privater Seite wie von Handelsvertretungen wurde übereinstimmend darauf hingewiesen, daß sich an größeren Handelsplätzen ein fester Stamm gewerbsmäßiger Revisoren herauszubilden beginne, der das ihm übertragene Amt zu Erwerbszwecken ausnütze, daß in manchen Fällen ferner die Revision

Digitized by Google

zu einer bloßen Formalität herabgesunken sei, und daß diese laxe Controle ganz abnorme Werthansätze der eingebrachten Gegenstände ermögliche.

So richtig es ist, daß das Publicum in Betreff der Werthansätze selbst sein bester Revisor sein wird, so darf man doch der Gesetzgebung nicht die Pflicht absprechen auch mit Rücksicht auf diejenigen Actienkäufer, denen das richtige Verständniß dafür nicht zur Seite steht, für die Findung richtiger Schätzungen der Einlagen zu sorgen. Es ist in den letzten Jahren mehrfach vorgekommen, daß Actiengesellschaften, die die Ausnützung neuer Patente zum Gegenstande haben, wie z. B. eine bekannte Berliner Gasglühlicht-Gesellschaft, einen Actienbetrag von einer Million oder mehr ausgaben, von dem nur 1000 Mark in Baar gedeckt sind, während die übrigen 999 000 Mark als Gegenwerth auf das eingebrachte imaginäre Patent aufgerechnet sind. Man durchblättere die registerlichen Beilagacacten der modernen Hypothekenbanken. Welch' schöne Geschichten von Taxationen wissen sie zu erzählen.

Als besonders bedenklich wurde allgemein bezeichnet, daß die Vergütung der Revisoren ihrer Höhe nach gerade von denjenigen Personen bestimmt wird, deren Verfahren zu controliren sie berufen sind. Um diesen Mängeln für die Zukunft zu begegnen, hat der Entwurf folgende Bestimmungen getroffen:

Zunächst sind die Fälle, in denen eine Bestellung von Revisoren stattfinden muß, auf alle Fälle der sogenannten Einlagegesellschaft, also auf alle Fälle ausgedehnt, wo von einem Actionär (nicht bloß von den Gründern oder Vorstandsmitgliedern) Einlagen gemacht werden, die nicht durch Baarzahlung zu leisten sind, oder wo vorhandene oder herzustellende Anlagen oder sonstige Vermögensstücke von der zu errichtenden Gesellschaft übernommen werden. Die Ernennung der Revisoren soll, wo nicht eine Handelskammer oder ein ähnliches Organ besteht, durch das Gericht erfolgen. Die Prüfungspflicht der Revisoren ist dahin ausgedehnt, daß dieselben bei der Uebernahme von Vermögensstücken oder bei einer Sacheinlage auch die Angemessenheit der dafür angesetzten Beträge zu untersuchen haben. Treten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Revisoren und den Gründern ein, so wird über dieselben von der Stelle entschieden, die sie bestellt hat; weigern sich die Gründer, deren Entscheidung zu befolgen, so unterbleibt die Erstattung des Prüfungsberichtes, ohne den die Eintragung in das Handelsregister nicht erfolgen kann. Hinsichtlich der Vergütung werden die Revisoren von den Gründern insofern unabhängiger gemacht, als die Festsetzung dieser Gebühren derjenigen Stelle obliegt, die sie ernannt hat. Die Veröffentlichung der Namen der Revisoren soll zur Vermeidung einer grundlosen Reclame für das Unternehmen nicht mehr stattfinden, dagegen soll in der Bekanntmachung über die Eintragung der Gesellschaft darauf hingewiesen werden, daß der Revisionsbericht bei dem Gericht von Jedermann eingesehen werden kann.*)

Hat sich hier der Entwurf auch den Forderungen des Publicums gefügig gezeigt, so ist er doch über einen anderen nicht minder wunden Punkt achtlos zur Tagesordnung übergegangen, nämlich über die Frage der Berufung und Bekanntmachung der Generalversammlungen, sowie der fortlaufenden Unterweisung der Actionäre über den Stand des Unternehmens. Was zunächst den letzteren Punkt anbelangt, so soll auch nach dem Entwurf wie bisher lediglich einmal im Jahre ein Jahresabschluß erstattet werden. Ein weiteres Mittel zu seiner nothwendigen Unterweisung über die Lage und Aussichten des Gesellschaftsunternehmens steht dem Actionär nicht zu Gebote. Bei der weiteren Berathung der Novelle wird man ein Augenmerk darauf lenken müssen, ob nicht eine periodische Veröffentlichung von Rechnungsausweisen im Laufe des Geschäftsjahres angebracht wäre, die sich an Zahl und Umfang nach der Art und Größe des Unternehmens zu richten hätte. Der Einwand, daß aus derartigen Ausweisen die Speculation neue Nahrung ziehen, und das Börsentreiben dadurch begünstigt werden würde, ist kaum ernst zu nehmen. Im Gegentheil: derartige authentische Veröffentlichungen sind das beste Mittel, um das speculative Treiben, das sich auf vage Gerüchte und Vermuthungen aufbaut, einzudämmen. Wie wenig Unzuträglichkeiten die Gesellschaften aus diesen periodischen Veröffentlichungen zu befürchten haben, beweist die Thatsache, daß jetzt schon große Banken, Bergwerksgesellschaften, wie z. B. Gelsenkirchen und Harpen, vierteljährlich bezw. monatlich freiwillig derartige Ausweise geben.

Wie durch derartige fortlaufende Rechenschaftsberichte das beste Mittel gegeben ist, um das Interesse der Actionäre für ihr Unternehmen, über dessen Mangel heute allgemein lebhafte Klage geführt wird, wieder zu erwecken, so würde hierzu auch eine zweckmäßige Erweiterung der Veröffentlichungen an sich einen erheblichen Theil beitragen. Die Indifferenz der Actionäre an dem wirklichen Gedeihen des Unternehmens, deren Folgen sich in der blinden Dividendenwuth, sowie in der Behandlung der Actien als reines Speculationsinstrument am deutlichsten und peinlichsten offenbaren, hat nicht zum Mindesten ihren Grund in der ungenügenden Verbreitung der Gesellschaftsanzeigen. Auch nach dem neuen Entwurfe ist wie bisher nur die Publication im „Deutschen Reichsanzeiger" vorgeschrieben, eine weitere Veröffentlichung ist nicht geboten, wird auch von einer erheblichen Anzahl von Gesellschaften nicht vorgenommen. Nun mögen ja manche Leute den „Reichsanzeiger" für ein im fiscalischen Interesse recht zweckmäßiges Institut halten; aber darin wird man doch übereinstimmen, daß es ein Blatt ist, in das grundsätzlich Niemand einen Blick thut, außer Zeitungsredactionen und Behörden. Die Folge davon ist, daß von sämmtlichen Actionären in der Regel nur der Vorstand und daneben der Aufsichtsrath zuverlässig über die Gesellschaftsvorgänge unterrichtet sind, daß ferner die Generalversammlungen in den meisten Fällen zu einer Privatzusammenkunft der Verwaltung und damit zu einer bloßen Farce herabgesunken sind. Es ist eine billige Forderung, daß die Gesellschaftsanzeigen auch in anderen geeigneten Blättern, so vielleicht in denjenigen Blättern bekannt gemacht werden müssen, die zur Veröffentlichung der Handelsregistereinträge des Gesellschaftssitzes bestimmt sind. Die Mehrkosten hierfür würden gegenüber dem großen Verwaltungsaufwand, der mit der Form der Actiengesellschaften überhaupt verbunden ist, kaum in's Gewicht fallen.

Um einer mißbräuchlichen Uebervortheilung der Actionäre durch eine parteiische Geschäftsleitung vorzubeugen, hat der Entwurf die Generalversammlung mit einem Heer von Prohibitivmaßregeln umgeben, die neben ihrer praktischen Unwirksamkeit durch die ungeheuren, damit verbundenen Belästigungen die Actionäre nur noch mehr als bisher von den Generalversammlungen wegscheuchen und damit das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erreichen werden. So soll zu notariellem bezw. gerichtlichem Protokoll eine Präsenzliste sämmtlicher Theilnehmer aufgenommen, zu diesem Zwecke natürlich ihre Legitimation, Vollmacht, gesetzliche Vertretungsbefugniß u. s. w. geprüft werden, — Maßregeln, die bei einer einigermaßen besuchten Versammlung den Beginn der Verhandlungen in's Endlose ausdehnen, durch den Ab- und Zugang von Theilnehmern fortwährende Unterbrechungen der Verhandlungen und des Protokolls veranlassen und damit geradezu eine Quelle von Irrthümern und neuen Anfechtungsgründen schaffen würden, die aber ferner durch die vorgeschriebene notarielle Festlegung und Controlirung der Namen die der Actiengesellschaft naturgemäß anhaftende Anonymität

*) Vgl. die Schrift des Verfassers „Das neue Handelsgesetzbuch", Hamburg 1896, Verlag der A.-G. Neue Börsen-Halle.

Digitized by Google

der Theilhaber der Gesellschaft in peinlicher Weise verletzen würden.

Dagegen hat der Entwurf das geeignetste Mittel, um einen gesetz- und statutenmäßigen Verlauf der Generalversammlung zu gewährleisten, unbeachtet gelassen, nämlich eine Verstärkung der Befugnisse des mitwirkenden Richters oder Notars dahin, daß derselbe den Verlauf der Versammlung von Amtswegen zu überwachen und gesetz- oder statutenwidrige Beschlüsse zu verhindern hat. Man denke an den Vorgang, der sich in der Generalversammlung der Centraltauerei in Ruhrort zugetragen hat. Die Mehrheit der Versammlung war mit dem Aufsichtsrathe unzufrieden und beabsichtigte deßhalb die Neubesetzung einiger Aufsichtsrathsstellen. Um die Beschlußfassung über diesen Gegenstand der Tagesordnung zu verhindern, wurde von der auf der Seite des Aufsichtsraths stehenden Minderheit die Bilanz bemängelt, woraufhin der Vorsitzende die Versammlung schloß, während nach dem Gesetz zuvor eine Erledigung der übrigen Punkte der Tagesordnung hätte stattfinden müssen. Der mitwirkende Notar hatte keine Befugniß, diese gesetzwidrige Vereitelung einer beschlußfähigen Versammlung zu verhindern und für die gesetzmäßige Erledigung der übrigen Gegenstände zu sorgen. Auch sonst gehört es nicht gerade zu den außerordentlichen Seltenheiten, daß der Leiter einer Generalversammlung Actionären, von denen er eine Durchkreuzung seiner Pläne befürchtet, einfach mit Gewalt oder unter irgend welchen nichtigen Vorwänden den Zutritt zu der Versammlung verwehrt und sie dadurch in die einzige ihnen verbleibende Zwangslage versetzt, die gefaßten Beschlüsse anzufechten und nunmehr ihrerseits sich durch den Richter zur Berufung einer neuen außerordentlichen Versammlung ermächtigen zu lassen.

Wie hier, so hätte auch sonst die Machtbefugniß des Aufsichtsraths gewisse Beschränkungen wohl vertragen. Insbesondere hätte der Entwurf einem Punkte seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen, der in neuerer Zeit die bedenklichsten Erscheinungen gezeitigt hat: der Verhinderung einer Verbindung von Bankier und Aufsichtsrath in einer Person. Welche Verwüstung in dem von ihrem eigenen Bankier verwalteten Gesellschaften der Sturz dieses Bankhauses anrichten kann, das hat der vorjährige Zusammenbruch des Bankhauses Calm in Bernburg mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Der ganze industriereiche Bezirk in Bernburg, Nienburg ꝛc. liegt in Folge dieses einen Zusammensturzes verwüstet da. In lebhaftem Angedenken stehen auch noch die Zusammenbrüche des Jahres 1892, durch die zahlreiche industrielle Gesellschaften an den Rand des Verderbens gebracht worden sind. Aber auch abgesehen hiervon muß eine derartige Verkörperung schon an sich zu argen Mißbräuchen führen, wenn z. B. der Bankier die Guthaben der Gesellschaft zum Ankauf von Actien dieser Gesellschaft benutzt und sich auf diese Weise mit dem Gelde der Mitglieder die Herrschaft über sie zu sichern sucht.

Hoffen wir, daß der Entwurf bei seiner Behandlung in den weiteren gesetzgeberischen Stadien den hier in Anregung gebrachten, von weiten gewerblichen Kreisen getheilten, Wünschen gerecht werden wird.

Cuba und Spanien.

Von Paul Starcke.

Jahr und Tag dauert nun schon der Kampf Spaniens gegen das aufständische Cuba, und trotz der unausgesetzten Siegesbulletins der Madrider Regierung hat es immer mehr den Anschein, als ob die Spanier sich aus der „Perle der Antillen“ hinaus „siegen“ werden. Haben erst die Vereinigten Staaten einen neuen Präsidenten, so wird sich deren heimliche Begünstigung der „Rebellen“ wohl in eine offene verwandeln, und die Anerkennung der Aufständischen als kriegführende Macht wird dort das Ende der spanischen Herrschaft bedeuten. Damit verliert Spanien seine schönste und reichste Colonie, aber auch eine Quelle politischer, kriegerischer und finanzieller Sorgen seit Jahrhunderten. Einen Einblick und Ueberblick gewinnen wir aus dem soeben bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erscheinenden Buche von Dr. Alfred Zimmermann: „Die Colonialpolitik Portugals und Spaniens“, dem 1. Bande eines groß angelegten Werkes über die europäischen Colonien überhaupt. An der Hand dieser grundlegenden Arbeit betrachten wir hier die neuerliche Entwicklung von Cuba, woraus sich für die Bedürfnisse und Aufgaben der deutschen Colonialpolitik mancher Fingerzeig ergeben wird.

Mehr als einmal stand Spanien in diesem Jahrhundert in Gefahr, Cuba zu verlieren. 1811, 1812, 1817, 1820 und zumal in den dreißiger und vierziger Jahren hatte Spanien immer wieder entstehende Unruhen niederzuhalten. Unterstützung fanden die Unzufriedenen wie früher hauptsächlich in den Vereinigten Staaten. Hier setzten die Freunde der Unabhängigkeitsparteien schon 1848 durch, daß Spanien vier Millionen Mark für Abtretung der Insel angeboten wurden. Und obwohl diese Zumuthung in Spanien schroff zurückgewiesen wurde, brachten sie 1858 die Sache auf's Neue im Senat zu Washington in Anregung. Damals wurden 120 Millionen Mark als an Spanien zu zahlende Entschädigung in Aussicht genommen. Der Senat erachtete indessen einen neuen Schritt in Spanien für nutzlos und gab der Anregung keine weitere Folge. Um so lebhafter wurde unter der Hand weiter gearbeitet. Die Revolution des Jahres 1868, die Absetzung der Königin Isabella gab endlich den Cubanern einen passenden Anlaß, um das immer verhaßter werdende Joch Spaniens abzuschütteln.

Im District Bayamo erhoben sich die Freunde der Unabhängigkeit Ende 1868 und proclamirten die Loslösung von Spanien. Es folgten ihnen andere Bezirke, und im November wurde das gegen sie von Santjago abgesandte Militär geschlagen. Eine Anzahl der südamerikanischen Republiken erkannte die Insurgenten als kriegführende Macht an, und es begann nun ein lange Jahre dauernder blutiger Guerrillakrieg. Spanien setzte alle Kräfte ein, die Bewegung niederzuschlagen, und sandte von 1868 bis 1876 nicht weniger als 145000 Soldaten nach der Insel; aber den Aufstand völlig zu unterdrücken, gelang ihm erst nach langer Zeit. Es ist begreiflich, daß die Insel unter diesen Unruhen schwer leiden mußte. Ihre Pflanzungen und Handel wurden ebenso wie ihr Credit geschädigt. Immer mehr wuchs das Deficit im Budget und immer ungünstiger wurden ihre Wechselkurse. Durch allerlei Zollscheerereien und maaßlose Steuern suchte die Verwaltung das Gleichgewicht des Budgets herzustellen und die Kosten des Krieges aufzubringen. Aber sie verletzte dadurch die Interessen des Landes nur immer mehr und rief Beschwerden der Vereinigten Staaten hervor. 1876 betrug das monatliche Deficit Cubas 6 bis 8 Millionen Mark, und Spanien mußte sich entschließen, eine Deckung dieser Summe aus seinen eigenen Mitteln in Aussicht zu nehmen. Zur Ausführung kam der Plan freilich nicht, da Spanien selbst zahlungsunfähig war. Man half sich schließlich durch Aufnahme einer Anleihe.

Die Krise der Insel wurde noch verschärft durch die im Jahre 1870 erfolgte Aufhebung der Sclaverei. Die Schwarzen verließen infolge davon großentheils die Pflanzungen, und es war nicht leicht, für sie Ersatz zu finden. Die Zahl der Sclaven, welche 1870 noch 363288 betrug, sank durch das Gesetz vom 4. Juli 1870 im Jahre 1873 schon auf 287626, im Jahre 1876 auf 199000! Man half sich Anfangs durch Einfuhr chinesischer Kulis und Einführung von Indianern aus Yukatan. Beides wurde bald, das Eine

Digitized by Google

von China, das Andere von Spanien verboten, und die Pflanzer versuchten nun, freie, weiße Arbeiter heranzuziehen. Das scheiterte indessen an dem Klima und der Weigerung der Weißen, mit Schwarzen zusammen zu arbeiten. Verschiedene Pflanzer gingen deßhalb dazu über, ihre Pflanzungen in kleine Complexe zu theilen und diese an Bauern zu verpachten, die ihnen ihr Zuckerrohr verkauften. Vollen Ersatz für die Sclaverei lieferte das freilich nicht und 1877 wurden 76938 Tonnen Zucker und 33673 Tonnen Melasse weniger als im Vorjahre ausgeführt. Abgesehen vom Arbeitermangel litt die cubanische Zuckerindustrie, welche 1875 bis 1876 569544 Tonnen erzeugte, noch unter den Ausfuhrzöllen der Insel und den hohen Einfuhrgebühren der Vereinigten Staaten. Die Tabaksausfuhr des Jahres 1877 betrug 273743 Centner Tabak und 156437 Mille Cigarren gegen 104953 Centner und 209525 Mille im Jahre zuvor.

Erst im Frühling 1878 gelang es der spanischen Regierung, mit den Insurgenten dauernden Frieden zu schließen auf der Basis, daß sie Cuba die Rechte und Stellung einer spanischen Provinz einräumte. Der General Martinez Campos hat diesen Erfolg erzielt und seinem Einflusse war es auch besonders zu verdanken, daß die Friedensbedingungen getreu durchgeführt wurden. Die Insurgenten kehrten meist zu ihren früheren Geschäften zurück. Auch viele Verbannte, denen ihr confiscirter Besitz wiedergegeben wurde, stellten sich wieder ein. Der 1874 verhängte Belagerungszustand wurde aufgehoben, die Insel in sechs Provinzen getheilt und die spanische Provinzial- und Municipalgesetzgebung eingeführt. Die Parteien, welche jetzt überall auf der Insel bei den Wahlen zu den Gemeindevertretungen und den Cortes auf dem Platze erschienen, strebten in erster Linie Aufhebung der Exportzölle, Herabsetzung der Einfuhrzölle und Abschluß eines möglichst umfassenden Gegenseitigkeitsvertrages mit den Vereinigten Staaten an. Daneben wurde Verbesserung der Justiz, Sicherung der politischen Rechte, vollständige Beseitigung der Sclaverei, Förderung der Landwirthschaft u. s. w. verlangt. Um die Finanzen zu ordnen, stellte die Regierung im Sommer 1878 Zahlung aller vorher eingegangenen Verbindlichkeiten bis auf Weiteres ein. Diese sämmtlichen bis 1860 zurückgehenden Schulden sollten revidirt und einheitlich getilgt werden. Außerdem traf man Vorkehrungen zur Einziehung des entwertheten Papiergeldes und suchte durch Kürzung aller Gehälter Ersparnisse zu erzielen. Das Budget für 1879 wurde auf 181 Millionen Mark bemessen, während 1870 bis 1878 durchschnittlich jährlich 240 Millionen ausgegeben worden waren.

Die auf die Wiederherstellung des Friedens gesetzten Erwartungen haben sich leider nicht erfüllt. Zu sehr war das Land während des Aufstandes erschöpft worden. Die directen Steuern, welche ein Viertel des Einkommens betrugen, die hohen Aus- und Einfuhrzölle, die enorm gesteigerten Preise der nothwendigsten Bedürfnisse ließen die Volkswirthschaft nicht wieder erstarken. Tabak- und Zuckerbau brachten nicht mehr die Kosten ein. Allgemein tauchte daher der Wunsch auf, daß Spanien die cubanischen Erzeugnisse zollfrei bei sich und in seinen anderen Colonien einlassen und ihnen Zollvortheile bei den Vereinigten Staaten verschaffen möge. Indessen blieb es hierin, wie in so vielem Anderen zunächst beim Alten. Die spanische Regierung hatte weder die Entschlossenheit noch das Geschick, kräftige Maaßnahmen zu ergreifen. Der Export Cubas, welcher 1876 noch 304 Millionen Mark Werth hatte, betrug 1877 nur 268, 1878 253 Millionen. Die Einfuhr hatte 1877 einen Werth von 232 Millionen Mark. Der Schiffsverkehr Havannas sank 1878 auf 1626 Schiffe gegen 1668 im Vorjahre. Im Budget des Jahres 1880/81 war die Schuldenlast mit 596 Millionen Mark beziffert, deren Verzinsung jährlich 45½ Millionen verschlang. Die Ausgaben wurden damals auf 152 Millionen, die Einnahmen etwa eben so hoch veranschlagt.

Infolge der schlechten Lage der Plantagenbesitzer war bis dahin die volle Aufhebung der Sclaverei auf der Insel noch nicht durchgeführt worden. Angesichts der Agitation in England und den Vereinigten Staaten mußte man sich aber 1881 dazu entschließen, alle noch vorhandenen Sclaven für frei zu erklären. Sie sollten nur noch acht Jahre lang ihren bisherigen Besitzern gegen Löhne von 4 bis 12 Mark im Monat, freie Kost, Wohnung, Kleidung, Unterricht u. s. w. zu dienen verpflichtet sein. Bei der Schwierigkeit, andere Arbeitskräfte zu erlangen, bedeutete dies Gesetz, ganz abgesehen von dem Capitalverlust, für die Pflanzer natürlich eine neue schwere Schädigung. Es gab damals auf der Insel noch gegen 90700 Sclaven, dagegen nur 35000 freie Arbeiter! Die Gesammtbevölkerung Cubas bezifferte sich nach dem Census von 1876 auf 1437623 Köpfe, von denen 918944 Weiße waren.

Die schlechte wirthschaftliche Lage hat bald den kaum errungenen Frieden wieder in Gefahr gebracht. Als die Creolenbevölkerung einsah, daß die Insel sich aus eigener Kraft nicht helfen könne und Spanien dazu nicht fähig oder Willens sei, wandten sie ihre Blicke wieder nach den Vereinigten Staaten, wo ein von General Bonachea geleitetes Comité die Loslösung Cubas von Spanien betrieb. Eine von ihm ausgerüstete Expedition unter Führung eines Creolen Aguero landete 1883 auf der Insel und machte die Umgegend Puerto Principes längere Zeit mit seinen Banden unsicher. Da er keinen genügenden Zuzug im Lande fand, ging er nach Amerika zurück und wühlte von dort aus gegen Spanien, bis er 1884 wieder auf der Insel erschien. Die Mißwirthschaft und Willkür der spanischen Beamten, die unverändert fortgesetzte übermäßige Besteuerung der Bevölkerung boten dieser Agitation immer neue Nahrung. Die Stadtverwaltung Havannas war damals schon seit Jahren bankerott, der Finanzminister mußte fortwährend Anleihen bei den Banken erheben, der Goldkurs betrug 120 Procent, und dabei mußte die Insel die gesammte diplomatische und consularische Vertretung Spaniens in Amerika bezahlen, zur Marine und Postschifffahrt bedeutende Zuschüsse leisten und die Reisen der spanischen Beamten bezahlen.

Der Zuckerbau wurde schon 1884 so unlohnend, daß verschiedene Pflanzer ihn einstellen mußten. Um der Noth wenigstens einigermaaßen abzuhelfen, stellte Spanien 1884 die Einfuhr amerikanischer Waaren nach Cuba stets derjenigen im Zoll unter spanischer Flagge gleich und hob den bisherigen zu Gunsten der spanischen Schiffe bestehenden differentiellen Flaggenzoll auf. Durch diese Maaßnahmen, welche z. B. den Mehlpreis für 100 kg in Havanna um 14 Realen verbilligten und die Spanien auf Grund der bestehenden Verträge bald auch auf andere Staaten ausdehnen mußte, wurde aber Spanien in demselben Maaße Schaden gethan, als die Cubaner Vortheil hatten und es entstand daher wieder in Madrid Mißstimmung. Cuba, welches ohnehin vier Fünftel seiner Producte in den Vereinigten Staaten absetzte, gerieth zu ihnen in noch nähere Beziehungen. Die amerikanische Regierung wies zwar alle Annexionsgelüste feierlich von sich ab, bestrafte die Beförderer der Aguero'schen Züge und erklärte, daß sie weder ein Anwachsen ihrer farbigen Bevölkerung noch des Katholicismus im Lande wünsche, aber sie konnte nicht hindern, daß die wirthschaftliche Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Cuba immer mehr erstarkte.

Der cubanische Senator Guell y Renté forderte im Sommer 1884 in der spanischen Cortes unter Schilderung der jämmerlichen Lage der Insel Besetzung aller ihrer Beamtenstellen mit gehörig geprüften Bewohnern der Insel; Gleichstellung des Wahlcensus in Cuba, wo ein Wähler 25 Pesos Steuern zahlen mußte, mit dem Spaniens, wo fünf genügten, Einführung der spanischen Gesetze, Ersetzung der Armee durch eine Miliz und eingehende Prüfung der Verhältnisse der Insel. Er legte dar, daß wenn Spanien sich nicht dazu entschließe und Cuba Selbstverwaltung gebe, es

Digitized by Google

zum Abfall gezwungen werde. Seine Worte verhallten nicht so wirkungslos wie frühere Anregungen. Die Regierung erklärte die Klagen zwar für übertrieben, entschloß sich aber zu Ersparnissen durch Aufhebung von Behörden, Verminderung der Truppen, Herabsetzung von Gehältern u. s. w. Für das Budget 1884/85 wurden etwa vier Millionen Pesetas Ersparnisse eingeführt. Außerdem wurde Cuba von den Zahlungen für Fernando Po und Puerto Rico entbunden. Auch eine Conversion der öffentlichen Schuld und Zollreformen wurden beschlossen. In der That wurden bald darauf die hohen Ausfuhrzölle Cubas ermäßigt und Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten über einen neuen Handelsvertrag angeknüpft. Die letzteren ließen sich dazu gegen besondere Begünstigung ihrer Industrieerzeugnisse zu solchen Vortheilen für den cubanischen Zucker herbei, daß die Pflanzer jährlich einen Gewinn von mehr als 100 Millionen Mark gemacht haben würden. Die Aussicht hierauf ließ mit einem Schlage die feindselige Stimmung der Cubaner gegen Spanien einschlafen. Die neuen Aufruhrversuche Aguero's fanden keinerlei Unterstützung mehr, und man weinte ihm keine Thräne nach, als er Anfang 1885 von Gensdarmen getödtet wurde. Auch die Vereinigten Staaten und England machten damals Ernst in ihrer Stellungnahme gegen die Insurgentenführer, und es kehrte plötzliche Ruhe auf Cuba ein.

Aber der Vertrag scheiterte theilweise am Widerstand der amerikanischen Zuckerinteressenten im Washingtoner Senat. Die Lage der Insel wurde trotz der Reformen nicht besser. 1885 war die Zahl der Zuckerpflanzungen von 1400 auf 1000, der Schiffsverkehr Havannas von 1780 auf 1103 Fahrzeuge gesunken. Die auf 120 Millionen Mark für 1884/85 veranschlagten Einnahmen waren trotz aller Steuerschröpfereien nicht aufzubringen, die Schuldenlast wuchs weiter, und so war die alte Mißstimmung bald wieder vorhanden. Im Budget für 1889/90 wurden die Einnahmen auf $25^1/_2$ Millionen Pesos, die Ausgaben auf etwa dieselbe Summe veranschlagt. Ein neuer Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten vom Jahre 1891 gab die Veranlassung zu einem Zolltarif, welcher die Tendenz verfolgte, die spanischen Schutzzöllner durch Fortdauer der Zollfreiheit bei der Einfuhr spanischer Waaren in Cuba und der Bezollung cubanischer Waaren in Spanien zufrieden zu stellen und den Bedürfnissen der Cubaner durch Zollbefreiung vieler nordamerikanischen Waaren für Concessionen in den Vereinigten Staaten entgegenzukommen. Dafür wurden die Zölle Cubas gegenüber allen anderen Staaten gesteigert. Die Folge dieser Maaßregel war ein weiterer Rückgang der Zolleinnahmen, eine Verschlechterung der Beziehungen zu den europäischen Staaten und ein weiteres Anwachsen des nordamerikanischen Einflusses. Zu gleicher Zeit aber bekam das Madrider Cabinet damit die Hoffnung, daß nunmehr die Vereinigten Staaten weitere Losreißungsversuche Cubas nicht unterstützen würden. Und das war ihm wichtiger als die Ausfälle in den Einnahmen, die an vielen Stellen der Insel sich wieder stärker regende Unzufriedenheit und die Vorstellungen der geschädigten europäischen Staaten.

Das Budget von 1893/94 sah 24440000 Piaster Einnahmen und 25984000 Ausgaben vor. Die öffentliche Schuld betrug 1889: 930 Millionen Piaster.

Trotz aller Bemühungen Spaniens, den Besitz Cubas sich ohne wesentliche Reformen in alter Weise zu sichern, brach im Jahre 1895 auf's Neue ein gefährlicher Aufstand in Cuba aus. Es haben dazu ebenso die jämmerliche Lage der Zucker- und Tabakbauer und die Unzufriedenheit über die Bevorzugung der Spanier in jeder Hinsicht, wie die Agitation einzelner unruhiger Personen beigetragen. Noch jetzt entsenden die 140000 Spanier der Insel 16 Deputirte nach den Cortes, da sie meist stimmberechtigte Beamte und Kaufleute sind, während die mehr als eine Million Cubaner, bei denen lediglich die Ackerbauer, welche mehr als 25 Pesos Grundsteuer zahlen, wählen dürfen, nur durch acht Abgeordnete vertreten sind. Die öffentliche Meinung im größten Theil Amerikas ist gegen die Spanier eingenommen und unterstützt jedes auf Losreißung der Insel zielende Unternehmen.

Die Erhebung begann im Februar 1895 in den Provinzen Mantanzas und Santjago. Ihre Führer waren der Oberst Massó und der Brigadier Moncada. Letzterer ist ebenso wie der bald darauf aus Costarica eingetroffene Maceo ein Neger. Beide haben sich schon bei der ersten Revolution ausgezeichnet. Leiter der gesammten Bewegung ist General Gomez, der bei den Kämpfen von 1868 bis 1878 Hervorragendes geleistet hat. Der Marschall Martinez Campos führte die fortwährend durch Nachschub vermehrten spanischen Truppen, konnte aber den das Terrain genau kennenden Aufrührern eben so wenig wie sein Nachfolger beikommen. So viel steht jetzt schon fest, daß Cuba aus diesen Kämpfen nur vollständig ruinirt hervorgehen kann. Es ist schon so verschuldet und seine Bevölkerung so erschöpft, daß die neuen großen Kosten von ihr unmöglich aufgebracht werden können. Sollten sich die Vereinigten Staaten unter dem Druck der dortigen öffentlichen Meinung entschließen, die Insurgenten als kriegführende Macht anzuerkennen, so dürfte der Sieg der Spanier sehr zweifelhaft werden. Siegen sie doch, so werden sie einen Bruch mit ihrer bisherigen in Bezug auf Cuba verfolgten Politik schwerlich vermeiden können. Dies wäre für den lebhaften Handel Deutschlands, obwohl wir für die Krakehler des Carolinenstreites nicht die geringste Sympathie haben, jedenfalls das Vortheilhafteste und einer Annexion durch die Vereinigten Staaten weit vorzuziehen.

Alte und neue Jesuiten in der Duellfrage.

Von Professor G. v. Below.

Es ist mir aufgefallen, daß in der Zeit der eifrigsten Discussion über die Duellfrage nicht der Stellung gedacht worden ist, die die Jesuiten in früheren Jahrhunderten zum Duell eingenommen haben. Erst verhältnißmäßig spät ist das geschehen: erst neulich brachte die „Post" einen Artikel, in welchem unter Anführung mehrerer bedenklicher Aeußerungen der Jesuiten bemerkt war: „Schändlichere Grundsätze über Menschentödtung, Meuchelmord und Duell sind niemals ausgesprochen und gelehrt worden als hier."

Es ist vollkommen richtig, daß die Jesuiten höchst verwerfliche Lehren über das Duell vorgetragen haben. Lessius z. B. gestattet die Vergeltung einer Beleidigung, selbst mit Tödtung, wenn sie nur nicht in der Absicht der Rache, sondern zur Bewahrung der Ehre und des Glückes geschieht. Hurtado de Mendoza erlaubt einem Edelmanne die Annahme eines Duells, wenn ihm durch dessen Verweigerung Ehre und öffentliche Güter verloren gingen. Escobar macht dazu die Einschränkung, daß Tödtung wegen einer Injurie eben nur dem Edelmanne gestattet sei, da den Bürgerlichen (plebeis) Ohrfeigen und Stockschläge wenig zur Unehre gereichen. Sanchez vertritt die Ansicht, daß ein Mann, wenn man ihm ungerechtfertigter Weise Leben, Ehre und Gut rauben will und er sie nur durch ein Duell retten kann, dasselbe annehmen oder anbieten darf. Solche Aeußerungen findet man in größerer Zahl bei Joh. Huber: Der Jesuiten-Orden, und bei Döllinger und Reusch: Moralstreitigkeiten Band I (1889) zusammengestellt. Ganz besonders instructiv ist aber der siebente Brief in den unsterblichen Lettres provinciales Pascal's. Pascal läßt hier den Vertreter des jesuitischen Standpunktes sagen: „Vous savez, que la passion dominante des personnes de cette condition est ce point d'honneur qui les engage à toute heure à des violences qui paraissent bien contraires

Digitized by Google

à la piété chrétienne; de sorte qu'il faudrait les exclure presque tous de nos confessionnaux, si nos pères n'eussent un peu relâché de la sévérité de la religion pour s'accommoder à la faiblesse des hommes." Der Jesuit setzt dann auseinander, daß sein Orden einen Ausgleich zwischen dem, was das Evangelium, und dem, was die Welt verlangt, durch die Aufstellung eines wunderbaren Principes gefunden habe, welches in der großen Methode des diriger l'intention bestehe: man müsse sich als Ziel seiner Handlungen ein erlaubtes Object setzen. „Quand nous ne pouvons pas empêcher l'action, nous purifions au moins l'intention; et ainsi nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin. Voilà par où nos pères ont trouvé moyen de permettre les violences qu'on pratique en défendant son honneur." Die Absicht dürfe nicht der Wunsch der Rache sein, welche verboten sei; wohl aber dürfe man den Wunsch haben, seine Ehre zu vertheidigen, was ja erlaubt sei. Indem die Jesuiten darauf halten, daß man sich bei einem Duell nicht zum Zweck setze, sich zu rächen, sondern bloß seine Ehre zu vertheidigen, erfüllten sie alle Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen: sie stellten die Welt zufrieden, indem sie die Handlungen gestatteten, und sie thäten dem Evangelium Genüge, indem sie die Absicht reinigten. Der Jesuit führt dann eine Fülle dahingehender Urtheile seiner Ordensbrüder an. Z. B.: „Celui qui a reçu un soufflet ne peut pas avoir l'intention de s'en venger; mais il peut bien avoir celle d'éviter l'infamie, et pour cela de repousser à l'instant cette injure et même à coups d'épée ... Si un soldat à l'armée ou un gentilhomme à la cour se trouve en état de perdre son honneur ou sa fortune, s'il n'accepte un duel, je ne vois pas que l'on puisse condamner celui qui le reçoit pour se défendre ... N'est-il pas véritable que celui qui a reçu un soufflet est réputé sans honneur, jusqu'à ce qu'il ait tué son ennemi? ... Il est permis de tuer celui qui vous dit: ‚vous avez menti', si on ne peut le réprimer autrement ... L'honneur est plus cher que la vie. Or on peut tuer pour défendre sa vie: donc on peut tuer pour défendre son honneur ... On peut tuer même pour un simple geste ou un signe de mépris."

Die bedenklichen Grundsätze der Jesuiten erklären sich einmal im Allgemeinen aus dem casuistischen Charakter ihrer Moral, sodann im Besonderen aus dem dem Jesuitenorden eigenthümlichen Bestreben, das Joch der Kirche namentlich für die Mächtigen der Erde und die vornehmen und herrschenden Stände weniger lästig und drückend zu machen, um sie im Gehorsam der Kirche zu erhalten. „Die Jesuiten" — sagt Huber — „schienen das Joch Christi im Sinne der Weltmenschen sanft und seine Bürde leicht zu machen; aber in Wahrheit nahmen sie es denselben vollständig ab und statt das Leben nach den Forderungen der christlichen Moral zu gestalten, gestalteten sie diese nach den Schwächen und Bedürfnissen des Lebens ... Es hat aber kein Mensch und keine Gesellschaft, und am allerwenigsten eine religiöse, das Recht, die sittliche Idee des Christenthums um der menschlichen Gebrechlichkeit willen zu entstellen und dadurch die auf die höchsten Ziele der moralischen Entwickelung berechnete Pädagogik desselben zu lähmen."

Den heutigen Jesuiten, wenigstens den aus Deutschland stammenden, wird man eine Befürwortung des Duells nicht vorwerfen können. Die „Stimmen aus Maria-Laach" haben das Duellwesen energisch und unbedingt bekämpft. Wir wollen hiermit freilich keineswegs den heutigen Jesuitenorden in jeder Beziehung rein waschen — der Schreiber dieser Zeilen gehört zu den Gegnern der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Indessen speciell Betreffs der Duellfrage läßt sich den heutigen Jesuiten und den heutigen Katholiken überhaupt wohl kaum etwas nachsagen: es scheint, daß sie in dieser Beziehung ganz unjesuitisch denken. Heute führen die Arbeit der alten Jesuiten in diesem Punkte ganz andere Kreise fort!

Ich erwähnte den Artikel der „Post". Es werden darin die Grundsätze der Jesuiten über das Duell „schändlich" genannt. Wie aber stellt sich wohl die „Post" selbst zum Duell? Wer erinnert sich nicht, daß die Redaction der „Post" dem Professor Ad. Wagner schwere Vorwürfe wegen der Ablehnung einer Duellforderung gemacht hat? Die Ablehnung eines Duells scharf tadeln und zugleich seine Befürwortung „schändlich" nennen, wie reimt sich das? Und die „Post" steht damit nicht allein. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß diejenigen Parteien, die Gegner der Aufhebung des Jesuitengesetzes sind, gleichzeitig zu energischen Schritten gegen das Duellwesen sich am wenigsten entschließen können: die Conservativen, Freiconservativen, Nationalliberalen. Ich sage das mit Bedauern; denn meine politischen Sympathien gehören diesen Parteien. Allein man darf der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Mit der Presse jener Parteien steht es zwar noch nicht so schlimm. Es giebt eine große Anzahl conservativer (z. B. „Reichsbote"), freiconservativer (z. B. „Westdeutsche Zeitung") und namentlich nationalliberaler (z. B. „National-Zeitung") Zeitungen, die in gleich entschiedener Weise Gegner der Jesuiten und des Duells sind, an deren Standpunkt sich also Nichts aussetzen läßt. Die Zeitungen, die für das Duell eintreten oder ihm gegenüber ein Auge zudrücken, sind in Deutschland überhaupt verhältnißmäßig nicht zahlreich. Wie steht es jedoch mit den Abgeordneten? Da muß man leider gestehen, daß die Mehrzahl der Conservativen und der Freiconservativen und auch viele Nationalliberale in Bezug auf das Duell eine ziemlich laxe Moral vertreten. Allerdings hat sich ja bei der Abstimmung des Reichstages über den Antrag Adt eine Wendung zum Bessern gezeigt: er wurde einstimmig angenommen; König Stumm (dessen Organ die „Post" ist) hatte, um nicht dafür zu stimmen, vorher den Sitzungssaal verlassen. Allein die Reden, die die Redner der drei Parteien fast mehr für als gegen das Duell hielten, waren — abgesehen von der des Grafen Bernstorff, der den Kern der Sache traf — doch etwas „jesuitisch". Ihr jesuitischer Charakter zeigte sich besonders in dem Verschweigen dessen, was etwa an höherer Stelle „nicht gern gesehen" werden könnte, und in ängstlicher Rücksichtnahme auf gewisse Kreise.

Und jesuitisch ist die heutige Vertheidigung des Duells durchweg. Der General z. D. v. Boguslawski hat kürzlich eine Schrift über das Duell veröffentlicht. Was er z. B. S. 80 f. schreibt, hätte wohl auch ein Jesuit des 17. Jahrhunderts schreiben können. Es ist ihm verdrießlich, daß die Geistlichen heute so entschieden gegen das Duell auftreten. Er erklärt darum ihr Verhalten für „unchristlich". Er geht sogar so weit, zur Vertheidigung des Duells den Satz geltend zu machen: „Das Gefühl, begangenes Unrecht strafen zu wollen, liegt tief im Menschen, ist auch etwas Religiöses." In seiner Rechtfertigung des Duells stützt er sich weiter auf die Ausführungen in Paulsen's „Ethik". Paulsen aber, dessen Philosophie überhaupt einen casuistischen Charakter trägt, vertheidigt speciell das Duell in jesuitischer Weise. Er sagt z. B., ein Officiercorps könne nicht bestehen aus Officieren, die sich schlagen, und solchen, die sich nicht schlagen; folglich müßten alle Officiere sich dem Duell unterwerfen. Der gute Zweck (die Einheit des Officiercorps) rechtfertigt also das unsittliche Mittel (den Duellzwang)! Bekannt ist der blasphemische Artikel des „Militär-Wochenblattes", welcher unter Anführung von Bibelsprüchen das Duell nicht bloß rechtfertigt, sondern sogar verherrlicht. Von ihm darf man wohl sagen, daß er die bösen Leistungen der alten Jesuiten noch übertrifft. Man vergleiche mit Pascal's Citaten folgende Worte jenes Artikels: „Wer nach aufrichtiger Selbstprüfung, frei von Haß und Zorn, sich zum Zweikampf entschließen muß, thue es in der Ueberzeugung, daß er damit nicht gegen

Digitized by Google

Gottes Wort ... verstößt. Wie in die Schlacht, so möge er in den ihm durch die Umstände aufgedrungenen Zweikampf mit dem festen Glauben gehen: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn." Man sieht: Das Militär-Wochenblatt bekennt sich vollkommen zu der „großen Methode" des altjesuitischen diriger l'intention. Es kommt nur darauf an, die intention richtig zu leiten; die Handlung selbst ist dann erlaubt! — Eigenthümlich ist es der modernen Praxis, daß als Zweck des Duells officiell nie die Tödtung des Gegners, sondern höchstens die Herbeiführung der Kampfunfähigkeit hingestellt wird. Hiermit will man übrigens wohl weniger das göttliche, als das staatliche Gesetz umgehen.

Wohin wir auch blicken, die heutige Vertheidigung des Duells ist immer jesuitisch. Man führt zu seinen Gunsten gemeinhin folgende Momente an. 1. Man macht den Grundsatz geltend: volenti non fit iniuria. Mit eben diesem hat aber auch schon der Jesuit Gury das Duell vertheidigt (Döllinger und Reusch, S. 455). 2. Die Erledigung eines Ehrenhandels durch das Duell verhindere, daß die Sache an die Oeffentlichkeit komme, und bewahre so die „besseren Classen" vor der Kritik und der Ausnutzung des Falles durch das große Publicum. Mit solchen Gründen haben auch wiederum Jesuiten schon Mordthaten vertheidigt. Der Pfarrer Riembauer, der Schüler der Jesuitenmoral, berief sich stets darauf, daß er seine Verführte bloß deßhalb getödtet habe, um dem öffentlichen Scandal vorzubeugen, welcher aus dem Aergerniß, das er dem Volk gegeben, hätte entspringen müssen, und daß er durch seine That die Achtung gegen einen ehrwürdigen Stand, die Ehre des Clerus nämlich, habe aufrecht erhalten wollen. Die Tödtung, sagte er, war demnach nur das Mittel zur Erreichung eines guten Zwecks. So rechtfertigen auch moderne Duellanten das Duell mit dem Hinweis darauf, daß das Bekanntwerden des Gegenstandes des Ehrenstreites, das eine etwaige gerichtliche Verhandlung zur Folge haben könnte, das Ansehen der „besseren Classen" oder des „Officiersstandes" schädigen könnte. Man darf seine Mitmenschen morden, wenn man nur die tugendhafte „intention" hat, dadurch die Aufdeckung eines Schmutzfleckes in dem Ansehen des Standes, dem man angehört, zu verhindern. 3. Die Furcht vor einer Herausforderung zum Duell diene dazu, freche Angriffe auf die anständige Gesellschaft fernzuhalten. Ganz so hat auch der Jesuit bei Pascal geurtheilt: sans cela (d. h. wenn es nicht à un homme d'honneur gestattet ist de tuer celui qui lui veut donner un soufflet ou un coup de bâton) l'honneur des innocents serait sans cesse exposé à la malice des insolents. 4. Die oben angeführten Aeußerungen der Jesuiten zeigen das Bestreben, das Duell als einen berechtigten Akt der Nothwehr hinzustellen. Dasselbe Bestreben tritt bei den modernen Vertheidigern des Duells hervor. Der General Leopold v. Gerlach hat es z. B. als „Nothwehr" gerechtfertigt. 5. Zur Vertheidigung des Duells weist man heute einerseits auf die ungenügende Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte andererseits darauf hin, daß die Beseitigung des Duells den „Holzcomment" hervorrufen würde. Ob diese bestimmte Motivirung sich auch schon in Schriften älterer Jesuiten findet, ist mir unbekannt. Jedenfalls aber ist die Art, eine Sünde für erlaubt zu erklären, weil ihre Abstellung möglicher Weise (wogegen übrigens alle sonstigen Beobachtungen sprechen) eine andere hervorrufen würde, oder weil man ohne sie nicht so vollständig, wie man wünscht, zur Befriedigung seiner Wünsche gelangen zu können meint, jesuitisch. 6. Die moderne Lieblingsbezeichnung des Duells als eines „nothwendigen Uebels" findet man bereits, wenn auch in etwas anderer Form, in den Worten des Jesuiten bei Pascal.

Wir sehen also, daß die moderne Vertheidigung des Duells sich ganz von dem Grundsatz leiten läßt: Der Zweck heiligt die Mittel; man müsse das Duell gestatten, „um andere Uebel zu verhüten". Nun hat bekanntlich die Moral der Jesuiten schon in älterer Zeit, und zwar auch innerhalb der katholischen Kirche, ihre Richter gefunden. Ein besonders treffendes Wort (nicht speciell Betreffs der Stellung der Jesuiten zum Duell, sondern zur allgemeinen Charakteristik ihrer Moral) hat der spätere Cardinal Francesco Buonvisi in dieser Hinsicht gesprochen (vergl. Döllinger und Reusch, S. 105). Er fügt in einem Briefe dem Lobe der Frömmigkeit des Kaisers Leopold I. den Satz bei: „Es mißfällt mir nur, ihn von den kleinen Füchsen umgeben zu sehen, welche durch den Probabilismus Alles verderben, indem sie sagen, man dürfe in einigen Fällen der weniger probablen Meinung folgen, wobei sie sich das Recht vorbehalten, die Fürsten zur Befolgung derselben anzuhalten unter dem Vorgeben, das Wohl des Staates erfordere das, um größere Uebel zu verhüten, als ob Gott unserer Klugheit bedürfte, um die Welt zu regieren, und nicht vielmehr ein starker Helfer für denjenigen wäre, der ihm am treuesten dient." Ist dies nicht sehr wahr gesagt? Und findet es nicht auch Anwendung auf die heutige Vertheidigung des Duells? Jenes Wort macht den Eindruck, als ob es auf die heutigen Verhältnisse geradezu gemünzt wäre!

Literatur und Kunst.

Treffend Maaß.

Von J. G. Fischer.

Dein Lied bekleide nicht zu eng,
Halt's wie Dein rasches Lieb,
Wenn auch noch beiden im Gedräng
Ein Punkt zu decken blieb.

Nehmt's nicht zu eng, laßt munter noch
Ein Fältchen ungeschnürt,
Dadurch man allerwege doch
Die liebe Freiheit spürt.

Johann Georg Fischer.

Von Carl Busse.

Es ist vielleicht mehr als ein bloßer Zufall, daß die Blüthe unserer Literatur gerade in Zeiten völliger politischer Bedeutungslosigkeit fällt, daß unsere Größten fern von den Schwerpunkten des staatlichen Lebens ihre Stunden verbrachten und von dort aus über die politische Zersplitterung hinaus eine geistige Einheit, ein geistiges Deutschland herstellten, daß auch jetzt die politische Centrale Berlin durchaus nicht Anspruch darauf erheben kann, gleichzeitig die Hauptresidenz deutscher Dichtung zu sein. Gerade was uns politisch so geschadet hat, kam unserer Literatur so zu Nutze. Die deutsche Hartköpfigkeit, dieser ausgeprägte Eigensinn, dieser Particularismus, also eben die Eigenschaften, die ein Zusammenfassen aller Kraft von jeher so erschwerten, machten sich segensreich in unserer Dichtung bemerkbar. Kein Volk hat eine ähnliche Fülle von Individualitäten aufzuweisen wie das unsere, einen gleichen Reichthum an Charakterköpfen. Die Literatur keines Volkes umspannt einen gleich weiten Kreis. Gegen diese Mannigfaltigkeit nimmt sich die französische Dichtung geradezu einförmig aus. Sie hat nie so viel Trotzköpfe und

Digitized by Google

Regelbrecher gehabt. Es war immer eine Einheit da; der Franzose war immer Franzose, und deßhalb die glorreiche politische Tradition des Landes. Der Deutsche aber war Schwabe, oder Sachse, oder Holsteiner, war Preuße und Bayer, und deßhalb die stete staatliche Zerklüftung, aber deßhalb auch die Ueberfülle an eigengearteten Persönlichkeiten, die grundfest im Stammesgefühl wurzelten und nicht alle in den gleichen Stiefeln herumliefen. Unter diesen Stämmen in ganz Deutschland berühmt und berüchtigt waren von je die Schwaben. Ihre Streiche sind eben so sprichwörtlich geworden wie ihre Querköpfigkeit. Der liebe Herrgott hat alle Farben seines Tuschkastens an ihnen probirt. Tiefste Innigkeit des Gefühls und Grobmäuligkeit, schärfste Analyse und Humor, Freiheitsgefühl und Frömmigkeit, die Sucht in die Weite, ein weltbürgerlicher Zug, und ein Insichselbstzurückziehen, eine enge Beschränkung auf ein Fleckchen, ein Festkleben an Stamm und Scholle — für All' und Jedes hat das gesegnete Schwaben seine Vertreter, und gar oft mischen sich diese Ingredienzen in einem Individuum zu einem gar absonderlichen Brei zusammen, der zu der Redensart Anlaß gegeben haben mag, daß ein richtiger Schwabe erst mit 40 Jahren klug werde, d. h. sich mit seinem Eigensinn nicht mehr an jeder Thür Beulen schlage. Die Dichter des Stammes, der einen David Friedrich Strauß und daneben einen Gerok hervorgebracht, lassen sich auch nur schwer unter einen Hut bringen. Schiller, Vischer, Uhland, um nur drei Namen zu nennen — welche Klüfte zwischen ihnen! Und doch Alle wieder einig in dem Einen: in dem starken persönlichen Freiheitsgefühl, in dem warmen Empfinden für das Volkswohl. Die Lyriker unter ihnen voll tiefer Innigkeit und voll Humor, begabt mit warmer, wenn auch nie orthodoxer Glaubenskraft, aus den tiefsten Quellen des Volksempfindens schöpfend, das Volkslied deßhalb meisterhaft nachahmend. Es wird Schwabens großer Ruhm bleiben, daß es uns den volksthümlichsten Dramatiker in Schiller und den volksthümlichsten Lyriker in Uhland gegeben hat. Jeder Boden, der zu reich geblüht hat, erschöpft sich jedoch einmal und muß wieder für einige Zeit brach liegen. Auch Schwaben scheint für die nächste absehbare Zeit nicht berufen, eine hervorragende Rolle in der deutschen Literatur zu spielen. Es theilt dieses Schicksal, dessen historisch-psychologische Begründung hier zu weit führen würde, mit dem ganzen Süden; es hat keinen Nachwuchs. Die Großen der letzten Jahrzehnte, die Uhland, Mörike, Vischer sind dahin, ebenso die Kerner, Schwab, Gerok. Es ist wieder einmal Abend geworden für das Staufenland. Nur ein Einziger hält noch treu die Wacht. Auch er steht schon in den Jahren, die der Volksmund als „Gnade von Gott" bezeichnet. Aber wie ein Beweis für des Stammes Saft und Kraft steckt in dem Achtzigjährigen noch eine so starke Jugendlichkeit, daß man fast vermeint, es wolle ihm gehen wie dem Weine seiner Heimathsberge, der mit den Jahren an innerem Feuer gewinnt. Dieser Alte, der noch heute die Fahne hochhält, die den Händen seiner todten Brüder entsank, den in Verehrung zu feiern ein schönes Vorrecht der Jugend sein müßte, heißt Johann Georg Fischer.

Eduard von Hartmann spricht in seiner „Philosophie des Schönen" von einer „lyrischen Lyrik". Ein lyrischer Lyriker ist J. G. Fischer. Das unterscheidet ihn von den Modernen. Die moderne Lyrik tendirt durchaus nach der malerischen Seite. Sie opfert der Plastik, dem charakteristischen Moment unbedenklich das musikalische auf. Das ist ihre Einseitigkeit, durch die sie sich in einen so scharfen Gegensatz zu Geibel stellt. J. G. Fischer unterschätzt das Musikalische nicht so. Ja, die Musik ist theilweise sogar das Lebenselement seiner Poesien. Er hat music in himself, eine innere Musik, die sich verteufelt wenig um Platen'sche Formcorrectheit kümmert. Jene innere Musik, ohne die es eine Lyrik überhaupt nicht giebt, die einen Gegensatz und nicht eine Bedingung des Formalistischen bildet. Gerade dieses rein Lyrische Fischer'scher Lyrik erschwert die Aufgabe so sehr, von der Art und Eigenart des Dichters einen Begriff zu geben. Man wagt nur nachtastend leise Linien zu ziehen, weil man Verschwimmendes nicht umgrenzen kann. Zitterndes Sonnenlicht über einem bewegten Wasserspiegel, einen Klang, einen Duft — für diese drei sind alle Netze zu grob. Vielleicht kann am Besten von einem kleinen Gedicht aus ein Charakterisirungsversuch unternommen werden. Das Gedicht heißt „Sicherung". Fischer erzählt darin, wie die Geliebte beim Festmahl den Pfirsich getheilt, wie sich die „durstigen Flammen" ihrer Blicke, als sie nun trinken, über die Becher hinweg „einschlürfen", wie sie mit langandauerndem Zuge aushalten, bis sie fühlen, daß „Seele in Seele" gelangt sei. Aber — und was nun folgt, ist noch bezeichnender — daß sie den Raub vor den andern nun auch um so sicherer bärgen, drücken Beide das Auge eine Secunde zu. Damit erst ist die „höchste Entzückung des Seins ineinander", die kein Name benennt, erfüllt. Und nun, wo der Schatz geborgen ist, mag das Geräusch der Menge wieder brausen.

Was zuerst hierbei auffällt, ist eine feine, man möchte sagen: vergeistigte Sinnlichkeit. Zweitens: ein schauerndes Verzücktsein, ein leiser Ueberschwang, das Ausschlürfen einer Empfindung bis zur Neige. Zudritt jedoch ist bemerkenswerth, daß sich vor dieser inneren Fülle des Gefühls das Auge schließt. Man wird diese Züge in verschieden gemessener Ausprägung fast in allen Fischer'schen Liedern finden. Eine Entzückung bis in's innerste Herz hinein läßt die Wimper sinken, und vor den halb nach Innen gekehrten Augen erscheinen die Contouren der Außenwelt nur großzügig, verschwimmend, in verklärten zitternden Linien, in einem gewissen Helldunkel. Wie ein sonniges Dämmern umgiebt es seine eigenartigsten Poesien, die Natur zittert hinein oder seine bewegte Seele ergießt sich gleichsam über die Außenwelt hin, sie in zarte Schleier hüllend, daß sie mit der Farbe dieser Schleier gesehen wird. Insofern idealisirt er die Natur, weil er seine Seele in sie hineinträgt, weil er sie in seiner Verzückung sich accommodirt. Deßhalb schlägt er der heiligen Objectivität zwar ein Schnippchen, aber er hat in seinem Subjectivismus eine innere Wahrheit, die über der äußeren steht wie Sein über Schein. Und deßhalb eben ist er auch kein reiner Plastiker. Er sagt: wo Zweie sich küssen zum ersten Mal, da „wärmt der Weg, von seligem Zittern bebt der Steg". Das kann man nicht malen, weil es ganz Empfindung oder wie Hebbel sagt, „Innenempfindung" ist. Und er singt ein anderes Mal: „Das ist der rechte Frühling nicht, wenn alle Welt von Frühling spricht". Das Keimen und Blühen ist etwas Aeußeres; er aber will zur Seele des Frühlings und das ist ein holdverstohlenes Händedrücken, ein süßerschrocken, kaum grüßendes Vorübergehen, das ist das Undefinirbare, was kein Lied erklären kann, eben die Seele.

Das Wort „Seele" ist auch Fischer's Hauptwort. Zieht man zum Vergleich einen moderneren Lyriker heran, etwa Detlev von Liliencron, so findet man charakteristische Unterschiede die Fülle. Für Liliencron ist der Busenstrauß des Mädchens die Hauptsache; für Fischer der „Geist, der in dem Busenstrauße der Jungfrau ihm entgegenweht". Wenn Liliencron eine seiner zahlreichen „Geliebten" nur in fünf Gedichten besingt, so kann ein Maler besagte Geliebte mit Allem, was sie von Natur und was sie vom Schneider hat, zeichnen. Fischer dagegen hat sein ganzes Leben in Hunderten von Liedern eine Einzige gepriesen, und doch wird kein Maler danach im Stande sein, ein Conterfei von ihr zu geben. Denn Fischer schildert sie nicht, weil er viel zu sehr, im wortwörtlichsten Sinne, von ihr „eingenommen" ist. Stirn, Mund, Nase, Haar kennzeichnet er nie, es ist nebensächlich, es ist gering im Verhältniß zu dem Seelischen. Und charakteristisch ist, was er doch sagt. Nämlich er spricht davon, wie die „Welle des Kleides" sie melodisch umfließt, daß es vor seinem Ohre ist wie ein „gesungener Traum", er spricht von

Digitized by Google

des „Gangs entzückendem Rhythmus“, von der Stimme, diesem „verschleiernden Laut mit dem süßen Unendlichkeitsdürsten“. Wir sehen, überall wird das Musikalische betont, das Seelische. Umgedreht bei Liliencron. Beide stellen in vielen Liedern Extreme dar. Bei Fischer überwiegt das Seelisch-Musikalische oft das Körperliche und dieser Ueberschuß ist dem Kunstwerk schädlich; bei Liliencron wieder ist dieses Geistige oft nicht stark genug, die dralle Körperlichkeit zu adeln, und so hat seine ganze Liebesauffassung häufig etwas Leeres. Die beiden Antithesen, die durch die Kunstgeschichte als feindliche Brüder gehen.

Ein weiterer directer Beweis, daß dem Dichter das Musikalische näher steht als das Plastische: in seinem bedeutendsten Buche, den „Gedichten“, widmet er begeisterte Verse den großen Tonmeistern Mozart, Beethoven, Schubert, Silcher, Kreutzer, Weber, Bach, Haydn ꝛc. ꝛc. Malergenies jedoch sind außer Raphael und Holbein fast gar nicht genannt. Dieselbe Erscheinung auch in den anderen Liedsammlungen. Dieser Mangel an Plastik, der hier und da stört, wird von Fischer selbst empfunden. „Dich hat der Philosoph am Kragen“, ruft er sich einmal zu. „Lern' einmal ganz erschau'n und fassen, all' Ding bei seinem Namen lassen, ein Ackerfeld, ein Angesicht benennt sich selbst und weiß es nicht.“ Sehr interessant zu beobachten ist es nun, wenn er sich bewußt wird des Zwiespaltes, der zwischen Geist und Natur besteht, wenn er ihn naiv fühlt. Dann corrigirt er sich wohl selber, dann setzt er nach zwei Seiten hin. Man kann das in vielen gerade seiner schönsten Gedichte verfolgen. In dem schon citirten „Wo Zweie sich küssen zum ersten Mal“ spricht sein Herzensüberschwang: „Wie Feiertag ist's“, und dann, als ob er erschrecke, als ob er die reine nicht von seinem Empfinden gefärbte Natur sähe, setzt er schnell hinzu: „und ist doch nicht“. Ganz ähnlich in einem Poem, worin er seine Geliebte und Muse feiert, „zeitlich Angesicht mit ewiger Gebärde: Die doch von dieser Erde ist und nicht von dieser Erde“. Oder das Mädchen, das die Nacht dem Geliebten im Arme lag: Die Gassen ... „kennen mich nimmer“ (d. h. ich bin es nicht) „und bin es doch“. Aus diesem Setzen nach zwei Seiten hin, aus dieser Trennung und gleichzeitig Verknüpfung von Geist und Natur, von Ich und Welt, resultirt eben das Helldunkle, Verschwimmende der Dinge. Die Augen müssen hinaus und herein sehen und deßhalb ist „Alles um uns wie ein schwimmend Leben und Alles wie doppelt uns gegeben“, deßhalb kann er sagen: „Wir sahen uns wohl und sahen uns nicht“. Es findet fast in diesem wogenden Gefühlsmeere ein Auflösen der Körper statt. Nur so ist es zu verstehen, daß Fischer mit fast zu häufiger Wiederholung von dem Ineinanderaufgehen zweier Leben spricht. „Zwei Leben in Eins gegeben, wir schlürfen wie Eines und sind zu Zwei'n, in einem Augenblick begann die Eineswerdung zweier Seelen, aus einer Seele zwei gemacht“ — auf solche Stellen trifft man überall. Wenn nicht eine leise Komik dieser Ausdrucksweise anhaften möchte, dürfte man sagen: Die Liebenden bei Fischer schlürfen sich selbst ein. Womit ein Verwischen der Gegenständlichkeit, der festen Linie schon ausgedrückt ist. Aber nun könnte die Annahme entstehen, als habe Fischer eine naturfeindliche Geistesrichtung. Nichts wäre unrichtiger. Immer wieder und wieder umfängt er sogar in hellem Entzücken die Welt und erschafft sie sich täglich neu, indem er seinen Herzensüberschwang in sie hinausströmt. Nur daß er eben in der Natur, im Vergänglichen das Gleichniß sucht und sieht, daß der Strauch an sich ihn nicht fesselt, sondern nur das diesem Strauch von ihm verliehene Seelische, sei es, daß etwas in dem Keimen und Leben des Strauches eine verwandte Herzenssaite anschlägt, eine Erinnerung, ein heißes Fühlen erweckt, sei es, daß er schon mit ganz erfülltem Gemüth vor ihn hintritt und davon auf ihn überströmt. Als schönstes Beispiel dafür mag wohl die Stelle gelten, wo der Dichter die Rosen anjubelt:

„Heil Dir, du Blumenkönigin!
Auch Dir muß überschwenglich Leben
Die weichgeschaffne Brust durchbeben,
Wo ich so froh, so selig bin.“

So knüpft er das Droben und das Drunten zusammen. Der Frühling ist sein mit den „irdisch-himmlischen“ Träumen, irdische Blüthe und himmlischer Thau läßt nie seine Jugend sterben. Er will Beides umfangen, Himmel und Erde zugleich. Der Himmel muß auf der Erde sein (vergl. das Gedicht „ein Gott auf Erden“), und die Erde muß im Himmel sein, wie es das bekannte Elysiumlied so prächtig ausdrückt: „Meiner Ahne Haus muß mit hinein, sonst mag ich nicht darinnen sein“, nämlich im Elysium. Auch da sollen die Kürbisse wie Engelsbacken aus den Blättern gucken, er will den frühesten Birnbaum schütteln und lustige Mägde in weißer Schürze am Wege sehen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß seine hier skizzirte Stellung zur Natur sich mit seiner Stellung zum Weibe deckt. Ja, vielleicht ist die eine (und zwar wahrscheinlich die erste) nur aus der andern entflossen. Denn im Mittelpunkt der Fischer'schen Welt, auf dem höchsten Opferstein, thront das Weib oder besser: Das Ewig-Weibliche. Ihm ist eingeboren das Daimonion der Liebe, er hat Herzensleidenschaft. Sein ganzes Leben und Dichten war auf dieses Weibliche im höchsten Sinne gestellt — auf dieses Weibliche, das hinanzieht, das die höchste Verzückung des Seins ist, in dem sich Alles verklärt und vollendet. Von einem einzigen Weibe ging er aus, von einer blutvoll heißen Mannesliebe, und das Individuelle entfaltete sich immer weiter zum Typischen, das Einzelne zum Allgemeinen, das Vergängliche zum Ewigen. Der Geist sprengte die Form. Die deutschen Frauen müßten Fischer einen Ehrenkranz stiften — keiner verdient den Namen eines modernen „Frauenlob“ mehr. Aber man darf dabei nicht an süßliches Minnesängerthum denken. Die jauchzende gesunde, sich ihrer selbst nicht schämende Sinnlichkeit würde allein genügen, die Annahme zu widerlegen. Nein, Fischer bleibt selber als Verkünder der Heilsbotschaft vom Ewig-Weiblichen ganz männlich, und sein Evangelium, das mit Goethe's großen Worten am Schlusse des Faust seinen reinsten und schönsten Ausdruck gefunden, macht ihn nicht zum Weiberhelden. Nichts schlimmer, sagt er selbst, „als erst ein Mann und dann des Weibes Affe“. Auch ihm ist die höchste Verklärung des Weibes, der Typus Weib, das Reine, Läuternde, Emporziehende. Es verengt seinen Gesichtskreis nicht, sondern erweitert ihn. Er bleibt nicht an dem schönen Bollwerk „Leib“ gesättigt stehen, sondern er dringt eben weiter zur Seele. Auch hier irdische und himmlische Liebe in Einem. Stockt Liliencron bei all seinen Don-Juanerien vor der schönen Körperlichkeit und sucht sie weiter und nur sie bei hundert anderen, so wurde Fischer in der ihn ganz erfüllenden Liebe zu der Einen durch das Ewig-Weibliche und gleichzeitig zum Ewig-Weiblichen erlöst.

Das Charakterbild wäre nicht vollständig, wenn der Zug darin nicht betont wäre, dem Fischer zuerst wohl die Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdankte. Ich meine den nationalen Zug in ihm. Das aber ist stets ein männlicher Zug. Als nach der 48er Revolution Deutschland so tief darniederlag, war es J. G. Fischer, der sein berühmtes Gedicht schrieb: „Nur einen Mann aus Millionen!“, der seinen Schrei der Noth über Deutschland erschallen ließ. Und mit einem Prophetenblick, der uns heut' wunderlich berührt, fordert er in diesen 1849 gedichteten Versen einen unbeugsamen Mann mit eiserner Faust, der „ohne Ansehen und Erbarmen zu Hauf' uns treibt im Schlachtenschweiß“, der als letzter aller Dictatoren mit der letzten Dictatur kommen solle zum Heil deutscher Völker, deutscher Throne, der alle in's „starre Joch der Einheit“ zwinge. Auch in anderen Liedern damaliger Jahre war Fischer der Prophet Bismarck's. Und wie jubelt er, als 1870 Nord und Süd zusammenstehen, wie reizend humor-

Digitized by Google

voll erzählt er die wahre Geschichte von dem Bürschlein, das ihm vorwurfsvoll sagt: „Noch Eins, Herr Fischer, jetzt, ich mein', sollten Sie auch bald patriotisch sein!" Er feiert Ulrich von Hutten, Paul Gerhard, Luther; er preist Hans Sachs, der aus dem Volke sein Lied erhoben; er verherrlicht Uhland, der für Deutschlands Ruhm und Ehre im Vordertreffen stritt; Kreutzer, weil seine Weisen ihm „so innig deutsch" vom Munde flossen. Und wie Storm es seinen Kindern that, macht auch Fischer seinem Knaben das heilige Wort „Vaterland" klar und prägt ihm die große Mission ein, auch einst für Deutschlands Heil mit voller Seele einzustehen. Und bis in sein letztes Jahr und sein letztes Buch hinein klingen diese starken vaterländischen Mahnungen. Ja, als er sich ohne viel Glück dem Drama zuwendet, weiß er keine anderen Stoffe, als „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen" und — „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg".

Die drei bedeutendsten Sammlungen, die Johann Georg Fischer veröffentlichte, sind „Gedichte", die jetzt bei der dritten vermehrten und vervollständigten Auflage stehen; „Auf dem Heimweg", neue Gedichte, und das vor Kurzem erschienene „Mit achtzig Jahren". Alle drei stehen unter dem Zeichen des Cotta'schen Greifen. Nach dem Vorhergesagten wird man über eine gewisse Zwiespältigkeit in diesen Sammlungen nicht verwundert sein. Man wird eben auch eine Lyrik finden, die nach zwei Seiten gesetzt ist. Einmal eine ganz auf dieser Erde bleibende, keine Himmelsflüge machende, die eine erlebte Scene knapp, humorvoll und prächtig derb ausgestaltet; eine Lyrik im kernigen Volkston, in einem köstlichen Realismus, daß man wirklich, ob man sich des Vergleiches auch fast schämt, ein niederländisches Genrebild vor sich zu haben meint, eine Lyrik, die auch festliniig genug ist. Und dann wieder und zwar weitaus häufiger Poesien mit einem Ueberschuß des Geistigen über das Körperliche, Poesien, die manchmal an die des reifen Goethe erinnern, in denen das Seelische die nur angedeuteten Linien und Formen durch- und überleuchtet, wie Lampen durch starkes Milch- oder Alabasterglas brennen. Poesien, die man mit einem Astralleib vergleichen möchte, wo auch die Körperformen noch leise angedeutet, aber erfüllt und umflossen sind vom Seelischen, Aetherischen.

J. G. Fischer ist dem deutschen Norden noch immer ein Fremder. Er wird sich überhaupt nur schwer durchringen. Noch schwerer als sein Landsmann Mörike. Aber er hat andererseits der Nation so viel zu geben, daß endlich der Tag kommen wird, wo sein Bestes und Reinstes in das Allgemeinleben der Nation aufgenommen wird. In dieser fröhlichen Hoffnung brauchen wir trotz mancher Verkennung des greisen Dichters nicht irre zu werden.

Anton Bruckner.

Von Hedwig Abel.

In früheren Jahren konnte man in den Straßen Wiens, vornehmlich in der Nähe des Stephansdomes, zu gewissen Stunden häufig einem Manne begegnen, dessen weißbehaarter Kaiser Claudius-Kopf, seltsam geknickter Rumpf und mächtige Stampfbeine in Pluderhosen die öffentliche Aufmerksamkeit erregten. Dieser Mann war Anton Bruckner. Eine gewisse bäuerliche Unbeholfenheit war in seinem Betragen nicht zu verkennen, obgleich er sich bemühte, ihm den Schein künstlerischer Ungebundenheit zu geben. Thatsächlich hatten der Bauer und der Künstler gleiche Rechte an ihm. Aus einer oberösterreichischen Bauernstube hervorgegangen, Jahrzehnte hindurch Schulgehülfe und Dorforganist, hatte er sich langsam zum Königsgünstling, Bischofsschützling, Professor und Doctor der Musik und zuletzt zum Haupte der Wiener Wagnergemeinde emporgeschwungen, als deren Apostel er sein Leben beschloß. In einer stillen Wohnung des kaiserlichen Schlosses Belvedere, die ihm vor einigen Jahren zugewiesen worden, ist er dieser Tage nach langer Zwiesprache mit dem Tode gestorben. Bescheiden, wie er in's Leben getreten, hat er sich daraus entfernt, still beweint von Schwester, Bruder und Freund, ohne dramatischen Abschied und Sterbeprunk, selbst ohne die himmlische Wegzehrung, die ihm ein geistlicher Freund zu spät gebracht. In der Stiftskirche zu St. Florian ruht er nun aus von dem Mißgeschick, dessen Beute er gewesen und von der lauten, beschwerlichen Liebe seiner Anhänger, die seine letzten Jahre entkräftete und verzehrte. Im Einzelnen wie im Allgemeinen wird seine Abwesenheit schwer empfunden werden. Seinen wuchtigen Tritt, seinen römischen Tyrannenkopf, seine für die Damenwelt der philharmonischen Concerte so interessante Hinfälligkeit wird man eben so schmerzlich vermissen, wie sein gewaltiges Orgelspiel, seine erheiternde, anregende und treuherzige Gesellschaft. Auch dem Wiener Caricaturen- und Silhouettenwitz wird er an allen Ecken und Enden fehlen. Von seinem Schädel, seinen Beinen empfingen die Zeichner die mannigfaltigsten Anregungen, seine Umrisse wurden von den Silhouettisten unermüdlich ausgebeutet. In den Schaufenstern der Kunst- und Musikalienhandlungen war manche schwarze Humoreske: Bruckner vor der Orgel, auf dem Podium, in der Loge darstellend, zu sehen, die dann schnellen reißenden Absatz fand. Er hatte selbst wenig gegen die Carikirung seiner äußeren Person einzuwenden, denn er war gutmüthig wie Jemand, der sich bei Zeiten gewöhnt hat, die harten Nothwendigkeiten des Lebens als Schickungen zu betrachten. Diese Sinnesart entsprang seinem katholischen Gemüth; an Schickungen und Schicksale, Vorbedeutungen und Ahnungen zu glauben, war er von Hause aus befähigt. Allerlei mystische Schmerzen, Kinder seiner hochentwickelten katholischen Gläubigkeit haben ihn ja auch dem Dienste Wagner's zugeführt. Es war kein ganz glücklicher Tag seines Daseins, als ihn gnädige Ohren hörten, hochmögende Augen erblickten und ihn Bischof Rudigier, der damalige Herrgott von Linz, seiner eingeschlossenen Bergwelt mit ihrem kleinen Leben, ihren engen Horizonten und Bedürfnissen entführte. Bald darauf war er in Wien, Aug' in Aug' mit tausend musikalischen Verführungen, die seine altväterische Tugend versuchten, im Handumdrehen besessen von allen Dämonen, die durch Wagner in die Musik gekommen.

Niemals, weder vor- noch nachher, hat das Beispiel Wagner's so teuflisch, so vernichtend gewirkt, wie bei dem an classischen, aber auch philisterhaften Mustern herangebildeten Bruckner. Der schlichte Altösterreicher wurde ein Jungdeutscher, der mit Albrechtsberger, Salieri und Sechter gefütterte Contrapunktist der Zauberlehrling Richard Wagner's, der Schulgehülfe aus St. Florian zwar nicht ein Ritter, aber ein Bauer des heiligen Gral. So entstand seine von wahnsinniger Ekstase und erhabenem Schwulst erfüllte, zugleich aber unorganische, im Innersten gebrechliche Musik. Aus seinen Werken sprach die heiße Sehnsucht des Wollens, der nirgends das Können nachfolgte. Nicht einem Gott, zwei Göttern wollte er dienen und selbst der dritte werden. In diesem Sinne hat er zugleich bei Beethoven und Wagner angeklopft. Von Jenem entlehnte er die mächtigen Satz- und Periodenmaaße, von diesem die Nibelungen-, Tristan-, Parsifalmusik. Weniger einer inneren Nöthigung als dem fieberhaften Drange nachzuahmen, schienen seine Werke zu entspringen. Der Nachahmungstrieb, einer der süßesten und mächtigsten Triebe im Menschen, kann, auf das Stärkste gereizt, die Maske der Genialität vornehmen, er kann dort die Illusion eigener starker Erfindung erzeugen, wo es sich um nichts weiter als starke Nachempfindung handelt. Bruckner, in gewissem Grade mit Liszt und dem wunderlichen Abt Vogler verwandt, war in seinem innersten Kern unfruchtbar:

Digitized by Google

unergiebig im eigenen Revier, schöpferisch bloß in fremden Gehegen. Dennoch gehörte er nicht ausschließlich zu jenen Tragikomikern des Wollens, die, eine Frucht des modernen Lebens, heute in allen Künsten das Steuer führen. Was er wollte, wollte er naiv, so absichtlich und reflectirt auch sein Können war. Wie ein Kind nach dem Weihnachtsbaum, streckte er die Hände nach den Früchten Beethoven's und Wagners aus. Er hat mit Bewußtsein und Ueberzeugung den Stil Wagner's in die Kirchen- und Instrumentalmusik verpflanzt. Das haben auch Andere versucht, z. B. Richard Strauß, aber nicht mit der siedenden Begeisterung, dem schonungslosen, niederschmetternden Enthusiasmus Bruckner's. Seine geniale Uebertriebenheit ging in's Ungeheuerliche, das Unerhörte war ihm gerade gut genug. Für seine große C-moll-Symphonie schrieb er ein Adagio, das achtundzwanzig Minuten dauerte, also genau so lang, wie die längste Beethoven'sche Symphonie. In den übrigen Sätzen der Symphonie mußte überdies allerlei „ausgedrückt" werden. Ein unfreundliches Hauptmotiv des ersten Satzes stellte laut Programm „die Gestalt des aischilaischen Prometheus" dar, im Scherzo wurde der „deutsche Michel" vorgeführt, das lange, lange Adagio zeigte den „alliebenden Vater der Menschheit in seiner ganzen unermeßlichen Gnadenfülle". In der E-dur-Symphonie Nr. 7 führen Wagner und Beethoven zu gleichen Theilen das Wort. Das Scherzo ist eine Umschreibung des Walkürenritts, das Adagio ein Doppelbildniß der Götterdämmerung und neunten Symphonie. Und gerade in diesem aus widersprechendsten Elementen zusammengebackenen, ohne Logik und Folgerichtigkeit gefügten Satze plötzlich eine große Stelle: wo die Trompete mit ihrem G das ganze Orchester überstrahlt, die in der neueren Literatur fast einzig dasteht. In der romantischen Es-dur-Symphonie dasselbe Bild, dieselben Fehler und Vorzüge: lange Episoden voll steifer, kindischer Contrapunkte, Tristan und Isolde statt auf den Altentheil auf den Durchführungstheil gesetzt, schwülstige Ekstase und unverständiges Lallen, Nibelungen und Beethoven, Siegfried und Simon Sechter Arm in Arm. Die acht bisher bekannt gewordenen Symphonien Bruckner's zeigen alle dieselben hier an einigen Beispielen erläuterten Eigenschaften. Von seiner neunten, die er unvollendet hinterlassen, wissen seine Verehrer viel Schönes zu sagen.

Dieses Schöne, wir kennen es! Die neunte Symphonie Bruckner's soll nichts weniger als eine Wiedergeburt der neunten Symphonie Beethoven's durch die Gnade des heiligen Gral bedeuten. Den schweren unabsichtlichen Stilfehler Beethoven's, ein reines Instrumentalwerk mit einem Chorsatz zu schließen, wiederholte Bruckner mit Absicht, ohne jedwede Nöthigung. Von seinen Messen ist die große in F-moll durch wiederholte Aufführungen bekannt geworden. Hier geht Richard Wagner in die Kirche, Brunhilde und Isolde, Wotan, Tristan und Parsifal, Heiden und Christen schlagen das Kreuz. Von Bruckner's Gläubigkeit waren sogar seine Gegner überzeugt, auf seine Kirchenmusik hat sie nur wenig abgefärbt. Kirchlich in dem Sinne Palestrina's, Lotti's und Scarlatti's konnte sie nicht sein, auch nicht in dem Sinne Bach's oder Mozart's, aber kirchlich mit so unlauteren Mitteln, wie sie die Bayreuther Hexenküche lieferte: das war unerträglich. Auch hier die chromatische Noth Tristan's und Isoldens, dieses unlautere Liebespaar selbst hinter dem Text des „Gloria" versteckt, das „Wigalawaia" der Rheintöchter auf einen lateinischen Hymnus gesungen. Wenn kein anderes, so ist dieses Verfahren Profanation. Bruckner trifft keine Schuld, er hat religiös empfunden und zuweilen gelingt es ihm auch dies musikalisch auszudrücken. In der F-moll-Messe z. B., mitten in Noth und Tod, erklingt ein von Wohlklang gesättigtes, seliges „Benedictus", eines der schönsten Soloquartette der Kirchenmusik.

Von seinen Werken wird ihn dennoch bloß eines überleben: das „Te Deum" in C. Nicht, daß er hier seinem Vorbilde Wagner entsagt hätte, er folgt ihm auch da wie hypnotisirt, aber in der Wagnerischen Gewandung befindet sich die Persönlichkeit Bruckner's: wir hören seine Begeisterung, es ist seine Stimme, die spricht. Das „Te Deum" ist kein Lobgesang, wie ihn sich der Bischof von Mailand gedacht; zagende, bangende Elemente drängen in ihm an die Oberfläche; es ist ein Lobsingen voll Schreckniß und Trübsal. Aber an der Art der Durch- und Ausführung ist hier wenig gelegen. Mit einem gewaltigen Ruck werden wir aus dem Menschlichen in's Uebermenschliche entführt. Namentlich der Schlußsatz hat breitrhythmisirte Schlußwendungen voll Größe und Kraft, deren sich Bach und Beethoven nicht zu schämen gehabt hätten.

Um Bruckner's Bedeutung wird noch eifrig gefochten werden. Doch ihm selbst wird das jetzt gleichgiltig sein, er ist ja todt. An Bischof Rudigier's Seite wird er sich nur zuweilen lächelnd die Hände reiben, wenn er sieht, wie sie auf der Erde sich um seine Unsterblichkeit bemühen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Leiden des jungen Plattners.

Von Hans Hoffmann.*)

Vor hundert Jahren und noch etwas darüber kam im Bozener Etschlande eine Zeit, in der die Frömmigkeit Oberwasser kriegte, obgleich die Leute es damals eigentlich gar nicht nöthig hatten, denn es war weder Krieg in Sicht noch Pestilenz, noch sonst etwas sehr Schlimmes. Die Frömmigkeit kam so gleichsam aus heiler Haut. Möglich allenfalls, daß ein paar nur mittlere Weinernten oder sonst ein pecuniärer Ausfall ihre Seelen zerknirscht und vorbereitet hatten. Ein sehr absonderliches Beispiel solcher ernsten Gemüthslage gab Demoiselle Filomena Freithofer, eines Weinhändlers Tochter, obgleich sie hübsch und umworben und auch selbst nicht unempfänglich war: vielmehr hatte sie ihre Gunst sehr ernstlich einem jungen Manne Namens Peter Plattner zugewandt, der heftig in sie verliebt war; aber das gerade ward der Punkt, wo die Frömmheit bei ihr zum Ausbruche kam.

Sie erklärte plötzlich, als die Sache zum Klappen kommen wollte, ihre Liebe zu diesem Jünglinge sei leider so groß, daß sie die zu ihrem Specialheiligen, Sanct Heinrich von Bozen, bereits übertreffe: und solche Zurücksetzung eines himmlischen vor einem irdischen Manne sei eine offenbare und schreckliche Sünde, die ihr Seelenheil bedrohe: darum ziehe sie es vor, auf diesen Mann und alles weltliche Glück zu verzichten und ihr fürderes Leben allein der büßenden Verehrung des Heiligen zu widmen. Vergebens beschwor sie der arme allzu glückliche Liebhaber, Vernunft anzunehmen und den heiligen Heinrich nicht für so eifersüchtig zu halten; vergebens auch stellten die Eltern ihr vor, daß es kein zuverlässigeres Mittel gegen die weltliche Liebe gebe als eben die Ehe: sie blieb starr und steif auf ihrer Weigerung bestehen, und der Unglückliche mußte zuletzt diesen wunderlichsten aller Körbe trostlos nach Hause schleppen. Das schlug ihn gewaltig darnieder; und er war doch kein Schwächling: allein wie so oft Krankheiten bei kräftigen Kindern am gewaltsamsten ausbrechen, so ward auch Peter Plattner's starke Natur von dieser letzten der Kinderkrankheiten besonders heftig geschüttelt.

Einige Wochen lang quälte er sich in einem dumpfsinnigen Hinbrüten herum; dann begehrte er doch nach einem Heilmittel und verfiel auf die Bücher; natürlich auf die geistlichen, die für so verzweifelte Fälle immer am meisten empfohlen werden. Bei ihm blieben sie fruchtlos, weil die gar zu fremdartige Blüthe, die der fromme Wahn in der Seele seiner Geliebten getrieben hatte, ihm die freudige Hingebung nahm. So gerieth er langsam und erst nur scheu tastend in das weltliche Schriftthum; und da fiel ihm unter Anderen ein Buch in die Hände, das, vor mehr als zehn Jahren in Leipzig herausgegeben, jetzt sogar nach Bozen in einem Exemplare seinen Weg gefunden hatte, während es doch sonst schon damals zu den vielen Segnungen dieses glücklichen Städtchens gehörte, daß daselbst mit Büchern nicht viel Unfug getrieben wurde. Das beste aller Bücher, so sagten sie sich klüglich, bleibt doch immer die Bibel,

*) Aus dem in diesen Tagen bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinenden Buch unseres verehrten Mitarbeiters: „Bozener Märchen und Mären" von Hans Hoffmann, das mit seinen fünf reizvollen Geschichten und anmuthigen Illustrationen als schönstes Geschenkbuch für den Weihnachtstisch schon jetzt empfohlen sei. D. Red.

Digitized by Google

und da wir die auch nicht lesen dürfen, warum erst die anderen? Jenes besagte Buch aber drang doch herein und fand diesen einen empfänglichen Leser; es war geschrieben von einem Johann Wolfgang Goethe und trug den Titel: Die Leiden des jungen Werther's.

Der junge Plattner fand hier in der That all sein Leiden voll ausgedrückt und das in einer Sprache, deren Leidenschaft und Frische ihm als etwas ganz Neues und ganz Ueberwältigendes entgegensprang. Was Wunder, wenn er hülflos in diesem Meere des Wohllautes versank und mit eben dem Fieber behaftet wieder herauskam, das zahllose andere Jünglinge Deutschlands vor ihm durchrüttelt hatte; die heiße südliche Sonne des Etschthales machte es nicht milder. Getreulich nach dem Beispiel jener anderen, zwar ihm unbekannten Jünglinge kaufte er sich zunächst einen blauen Frack nebst gelben Hosen und legte damit den sichern Grund zur weiteren Vertiefung in sein Gemüthsleben. Wie selbstverständlich, hätte auch er am liebsten seinem Leben ein Ende gemacht, daß er sich vor dem Tode nicht fürchtete, bewies er zehn Jahre später am Brenner mit den tapferen Bozener Schützencompagnien gegen die Franzosen. Hier stand jedoch der Uebelstand im Wege, daß die Kirche den Selbstmord verbietet; nur von Handwerkern getragen, von keinem Geistlichen begleitet zu werden, das ging ihm gegen den Strich. Er konnte also weder von seinem guten Stutzen Gebrauch machen, noch von allen schönen Cypressen und Pinien des Landes, noch auch von den prachtvollen Strudeln des Eisack und der Talfer. So blieb ihm denn nichts übrig, als leben zu bleiben, bis etwa der Kummer ihn von selbst hinraffte; und diesem Kummer gedachte er denn wenigstens mit allem Nachdruck sich zu widmen.

Es ist wohl denkbar, daß Peter Plattner eine geheime Hoffnung hegte, den heiligen Heinrich, dem er all sein Unglück verdankte, bei seiner Geliebten doch noch wieder auszustechen, indem er mit dessen eigenen Mitteln arbeitete. Jedenfalls ging er schnell und thatkräftig an die Ausführung seiner Entschlüsse. Er nahm einen Sack Maismehl und einen kleinen Tiegel über die Schultern, verließ so die Stadt und stieg auf den Berg, um ungestörter klausnerisch zu leben, indem er die Fortführung seines blühenden Früchtegeschäftes einem Bruder überließ. Da es gerade Hochsommer war, bot das Unternehmen vorläufig keine besonderen Schwierigkeiten. Die Stätte, die er sich erwählte, war wohl dazu angethan, einer Wertherischen Gemüthsstimmung die passende Nahrung zu bieten. Die Trümmer der Burg Greifenstein liegen, von düsterem Schattenwalde umkleidet, auf einer schroffen, weit abgesprengten Felsnadel über einer Schlucht von so schauerlicher Wildheit und Melancholie, daß eine Reihe von Ossianen sich hier zu den allerschwermüthigsten Sturmgesängen neue Motive hätten holen können. Wohl hat man nach der anderen Seite auch einen Blick von leuchtender Weite über das fröhlich grüne Etschthal und die schimmernde Rebenmulde von Eppan und Kaltern; aber da braucht man ja nicht hinzusehen, wenn es einem zu lieblich ist. Hier nahm Peter Plattner seinen Wohnsitz in einer Laubhütte, die irgend ein Hirt sich in eines der verfallenen Gemächer hineingebaut hatte, und begann sein neues Kummerleben und führte es durch mit dem ganzen Eigensinn seiner handfesten Natur. Er that tagsüber nichts als in die Felsschlucht blicken, im Werther lesen, um seine Liebe weinen und Polenta kochen. Das befriedigte ihn so ziemlich, wie Alles befriedigt, was man mit Ernst treibt. Nur eines bedauerte er: daß er nicht manchmal den unglücklichen Dichter des Werther als Genossen seiner Klagen bei sich haben konnte; denn er fühlte sehr gut, daß dieses Buch nur aus eigenem Erlebnisse konnte geschrieben sein, und er verehrte den großen Herzenskündiger von ganzer Seele.

Das ging so einige Wochen. Da überspann ihn allmälig eine neue Plage, an die er nicht gedacht hatte: das war die Langeweile, die mit gespenstischem Flügel diese Bergöde umwitterte. Der war er nicht gewachsen; sich todt zu langweilen, das bringt nur ein ganz ausgepichter Heiliger zu Stande. Da half er sich damit, daß er über sein Gebiet hinausschweifte und die Nachbarschaft absuchte, wobei er sich gut auf Werther's Beispiel berufen konnte. Nun lag ihm am nächsten das Dörfchen Glaning, wo er denn öfters einkehrte und mit dem Priester Bekanntschaft machte, der in dem winzigen Kirchlein seines Amtes waltete. Das war ein alter, recht verständiger Herr, mit dem sich's gut plaudern ließ und der doch bescheiden war und den Fremden nicht ausfragte. Mit dem verbrachte er häufig etliche geruhige Stunden in ernsthaften Gesprächen. Es fügte sich jedoch, wie es gewöhnlich geschieht, daß die Welt mit ihren Freuden, wenn man ihr den kleinen Finger giebt, gleich die ganze Hand nimmt.

Im schönen Spätsommer bekam dieser Geistliche Besuch von einem Bündelchen Nichten, deren ältestes ein unbefangener Betrachter ohne jeden Zweifel für ein ausgewachsenes Jungfräulein nehmen mußte. Die sollten ein paar Wochen da oben in der herrlichen Luft verweilen, den Oheim erheitern und sich selbst erfrischen. Eine Erholung hatten sie zwar von Rechts wegen nicht nöthig, denn sie sahen allesammt aus wie das blühende Leben, am meisten die älteste, die Moidl, die sich überdem trotz ihres würdigen Alters und obschon sie für alle Anderen zu sorgen hatte, vor Uebermuth nicht zu lassen wußte. Nun ist aber der Ort Glaning ganz und gar nicht geeignet, eine angeborene Heiterkeit zu mindern oder gar ersterben zu lassen. Dergestalt wurde denn hier der Uebermuth jener jungen Bälger in's Außerordentliche gesteigert, sie wälzten sich wohlig auf dem tiefen Rasen und waren zuweilen nicht sehr weit entfernt davon, ihren geistlichen Oheim an den weißen Haaren oder gar am Meßgewande zu zupfen.

In diese wilde Gesellschaft hinein platzte nun eines Tages Herr Peter Plattner: das war, als wenn ein Uhu bei blitzendem Tageslicht in einen Schwarm Lerchen geriethe. Die Lerchen zwar ließen sich's nicht anfechten, sondern zwitscherten erst recht weiter; hingegen der arme Eulenvogel war peinlich betroffen und suchte in sein einsames Baumloch zu entweichen. Der alte Herr aber, der selbst aufgekratzt war bis in's Ungeistliche hinein, wollte ihn nicht auslassen, sondern zwang ihn, zum Mittagessen zu bleiben. So weit mußte er nachgeben und sich mit an den Tisch setzen. Kein Bitten aber konnte ihn bewegen, von den aufgesetzten Speisen etwas Anderes zu genießen als keusches Wasser und ein dürftiges Brödchen, obgleich die Mädchen ihre jungen Kochkünste recht nett hatten spielen lassen und ein geistlicher Keller in der Bozener Gegend niemals aller Reize baar ist. Er aber hielt ein Zulangen für Verrath an seiner Liebsten und an seinem eigenen Kummer. Sie legte es nun darauf an, den Aermsten zum Essen zu bringen. Doch sagte ihr ein Feingefühl, daß verständiges Zureden am wenigsten fruchten werde; darum suchte sie ihn zumeist ohne viel Worte durch Vorhalten und stilles Empfehlen der trefflichsten Speisen zur Begierde zu reizen. Das that sie aber recht bedeutsam mit nichtsnutziger Absicht, um seine halsstarrige Seele an einem langen Zipfel zu fassen. Allein es half ihr doch nicht; er widerstand wie ein Felsen im Wassersturz und genoß nichts als einen Seufzer, den er tief aus der Brust heraufholte und wieder hinabschluckte. Zur guten Letzt aber gab sie ihm das Schauspiel, daß sie einen zahmen Stieglitz mit Trauben fütterte, indem sie diese zwischen die kirschrothen Lippen nahm und ihn so dreinhacken ließ. Ein gleiches Erbieten machte sie dem Gaste freilich nicht: doch er hatte auch so schon genug daran. Er erhob sich vom Tische, entschuldigte sich mühsam und enteilte fast im Laufschritt. Doch bemerkte er bei einem scheuen Umsehen, daß die reizende Moidl ihm einen tiefen Blick voll anmuthigen Mitleids nachgehen ließ.

So kehrte er als Sieger in seine Klause und doch in schwerer Erschütterung. Denn er fühlte wohl, daß nur sein männlicher Wille, nicht sein Kummer gesiegt hatte; um dessen Willen hätte er mit allen Schüsseln aufräumen können. Darüber schämte er sich bitter, zuerst vor der Geliebten, noch ein gut Stück mehr aber vor seinem Werther und dessen Dichter. Denn mit diesem hatte er sich gleichsam eingelebt wie mit einem achtsamen Freunde, dem er nichts vorflunkern könnte. Am andern Tage machte er einen Spaziergang nach einer andern Richtung, in die tiefe Waldwildniß. Als er davon zurückkam, fand er vor seiner Laubhütte einen Korb mit Früchten und auf einer Schüssel ein gebratenes Hühnchen. Da brach er in Thränen aus, nicht so vor schmerzlicher Begierde, als weil er jenes holdseligen Mitleidsblickes gedachte. Denn es that ihm überaus wohl, daß sich Jemand freundlich um ihn kümmerte, wenn es auch nur ein fremdes junges Mädchen war. Er beging nicht die Untreue an seinem Grame, daß er etwas von den Speisen gekostet hätte, so schalkhaft sie auch lockten, sondern er schluckelte schwermüthig sein Häpschen Polenta. Nachher aber fiel es ihm ein, daß er die nahrhaften Sachen denn doch nicht dürfe verderben lassen; er nahm sie und trug sie dahin, woher sie zweifellos gekommen waren, und gab nun ausdrücklich ein frommes Gelübde vor. Moidl suchte zu leugnen, daß sie die Geberin sei, und schob's auf die kleinen Schwestern, die unbändig lachten. Doch versprach sie, ihn künftig nicht mehr so verführerisch zu quälen; das machte ihn etwas vertraulich, und er blieb nun ein Weilchen und scherzte mit den Kindern, den kleinen wie den großen. Als aber die Mahlzeit herannahte, ward ihm doch Angst, und er suchte das Weite.

Das ging wieder so einige Wochen. Da geschah es eines Tages, daß die jüngste Kleine eine Feige zwischen die Zähne nahm und sie ihm neckend solcher Art zum Anbeißen hinhielt, als wenn er ein zahmer Stieglitz wäre. Sie sah aber in dieser Haltung ihrer großen Schwester bezaubernd ähnlich, oder auch erschreckend: ihn jedenfalls erschreckte es; die ernste Wangestalt seines geliebten Dichters erhob sich vor seiner Seele zu fast drohender Strenge und wies stumm auf den Abgrund von Untreue, der hart schon vor seinen Füßen gähnte. Er faßte den jähen Entschluß, diesen Umgang abzubrechen und sich irgendwo anders eine Siedelei zu begründen. Er begab sich deßhalb zunächst nach der Stadt zurück, um von da in anderer Richtung wieder in die Höhe zu klettern. Als er dicht vor der Stadt an dem Sanct Heinrichskirchlein vorbeiging, begegnete ihm Demoiselle Filomena Freithofer. Sie war ganz dunkel gekleidet, ihr schönes Antlitz sah tief verhimmelt und gleichsam entkörpert aus, ihre schwärmerischen Augen schienen auf eigene Faust schnurstracks in den Himmel fliegen zu wollen.

Die Beiden grüßten einander bleich und feierlich wie zwei abgeschiedene Geister, die im freien Weltall verschiedenen Sternen zu schweigend einander vorüberschweben. Peter Plattner empfand und dachte in diesem Augenblicke nur die ernsthafte Frage, wie sich seines Werther's befreite Seele wohl bei einer solchen Begegnung benommen haben würde und in welche Thränenfluthen sie ausbrechen müßte, wie er deren zu seiner Beschämung durchaus nicht heraufzupumpen vermochte. Er kam nun in die innere Stadt und betrat müde wandelnd den Obstplatz. Dort fiel ihm spazierend ein Herr in's Auge, den er leichtlich für einen reisenden Fremden, aus dem Reich ohne Zweifel, erkannte, und der auch sonst etwas Besonderes an sich hatte, das den Blick still auf sich zog und mehr noch fesselte. Er mochte in der Mitte der Dreißiger stehen, trug Stiefel und anständige Reisekleider, war von mittlerer Größe, wobei der Oberkörper stattlicher erschien, und hatte in Haltung und Benehmen etwas Vornehm-Gemessenes unbeschadet einer leichten Anmuth der Bewegungen und großer Lebhaftigkeit der frei umblickenden Augen. Diese großen

Digitized by Google

braunen, glänzenden, weit aufgethanen Augen mit ihrem zugleich ruhigen und feurigen Blicke waren es insonderheit, die den Aufmerkenden anzogen und nicht mehr losließen; sie schienen Alles zu beobachten, Alles zu sehen und Alles still zu begreifen, was sich ringsumher darbot, Bewegliches und Ruhendes, und das mit einer Freudigkeit und hellen Frische, als ob sie in dem Schauen allein schon eine tiefe Erquickung fänden. Der ganze schöne und würdige Mann sah aus wie Einer, der in der Welt so recht sich zu Hause fühlte; vielleicht auch wie Einer, der nach langer Irrfahrt durch traurige Länder soeben in seine Heimath zurückkehrt und mit Entzücken sie begrüßt: auf so etwas schienen die heiter beglückten Blicke zu deuten, die er bisweilen in die stille Klarheit des tiefblauen südlichen Himmels hinaufschickte. Jetzt ging ein Priester an ihm vorüber, einer von den ganz ernsthaften, vor denen die Laien sich fürchten. Der Fremde ließ die sonnigen Augen auf ihm ruhen mit einem menschenfreundlichen Behagen, aber doch zugleich mit einem lächelnden Kopfwiegen wie auf einem etwas verwunderlichen Gegenstande, der so recht wohl nicht hier herpasse unter diesen herrlichen Himmel. Der Priester zuckte leise mit den Wimpern unter diesem Blicke wie von der Sonne geblendet und machte ein Gesicht, wie nach glaubwürdigen Berichten der arme Teufel es zieht, wenn er eine Hostie verschlucken soll. Und er sputete sich, weiter zu kommen. Nach dem kam ein junges Mädchen, recht hübsch und zierlich. Die sah der Fremdling auch an und zwar noch um sehr Vieles menschenfreundlicher als jenen; und als sie aus seinem Blicke herauskam, stand auf ihrem rosenrothen Gesichtchen etwas geschrieben, das mit einem homerischen Verse sich ausdeuten ließ, den einst die Jungfrau Nausikaa auf den Odysseus gesprochen:

Wäre mir doch ein solcher Gemahl erkoren vom Schicksal!

Jetzt trat der fremde Mann an einen der Obsttische, wo in breiten Körben die Fülle köstlicher Früchte zum Verkaufe stand. Er besah und wählte mit bedächtigem Wohlbehagen Pfirsiche und Feigen, zahlte ohne zu feilschen, vielmehr sichtlich erfreut über den wohlfeilen Preis, und begann unverzüglich zu schmausen. Die Art, wie er das that, die herzhafte Wohligkeit, mit der er ohne jähe Gier in den Genuß sich versenkte und die freilich von einer abgrundtiefen Weltlichkeit seiner Seele Kunde gab, ging dem abgehärmten und entsagungsvollen Zuschauer wie ein Stich in's Herz oder, wenn man will, in den Magen, und er brach in den Seufzer aus: „Dieser Glückselige weiß nichts von verlorener Liebe noch von den Leiden eines Werthers."

Gleich darauf machte jener einem niedlichen Kindchen, das vor einer Hausthür spielte, eine Feige zum Geschenk, und als es nach einigem verlegenen Zögern so freudevoll einbiß wie er selbst, hob er es in die Höhe und gab ihm einen Kuß. „Das sähe freilich meinem Werther wieder ähnlich," bemerkte Peter Plattner. Er folgte ihm aber noch weiter, räthselhaft festgehalten, zuletzt bis zu einem Gasthause, wo eine Kutsche bereit stand, die der Fremde alsbald bestieg und heiter südwärts auf Trient zu davonrollte in die goldene Mittagssonne hinein.

Peter Plattner fragte nun an bei dem Wirthe, ob der Name des ansehnlichen Gastes bekannt sei. „Ei wohl," versetzte dieser, „in's Fremdenbuch hat er sich eingetragen." Er brachte das Buch, und da stand mit klaren festen Buchstaben geschrieben: Den 10. September 1786. Johann Wolfgang von Goethe.

Nie hat ein Name auf einen Menschen verblüffender gewirkt als dieser auf den gewissenhaften Nachfolger des jungen Werthers. Jeder Halt war seiner armen Seele entrissen; wohl eine Viertelstunde lang starrte er dumpf vor sich hin und rang mit schwierigen Gedanken. Darauf begab er sich zu einem Franciscanerpater, von dem die seltsame Rede ging, daß er sich auch mit weltlichem Schriftthum befasse, und fragte ihn, ob er etwas wisse von den Lebensumständen des Poeten Johann Wolfgang Goethe und von dessen unglücklicher Liebe, und ob er seine Schöne vielleicht am Ende doch noch bekommen habe.

Der Pater wußte wahrhaftig Bescheid; er stammte aus dem Reich und war erst vor nicht gar so langer Zeit von Mainz hierhergekommen. Auch war er von den Vergnüglicheren einer und hatte selbst für Liebessachen ein schmunzelndes Verständniß. „Nein," sagte er, „diese Lotte hat er allerdings niemals bekommen, wie man am Rheine genau zu erzählen weiß, aber er hat sich's nicht anfechten lassen, sondern zunächst einen Hahnen aufgefressen und dann einige Wochen danach sich in eine Andere verliebt und später noch in eine Andere, mit der es beinahe etwas geworden wäre; als es aber doch wieder nichts wurde, fraß er wahrscheinlich noch einen Hahnen, nämlich am Herzogshofe zu Weimar, wo sie gewiß so etwas haben, und ganz zweifellos hat er auch da wieder eine Liebste gefunden; Näheres weiß ich nicht darüber."

Nach dieser Aufklärung empfahl sich Peter Plattner in sehr nachdenklicher Stimmung. Als er aber auf den Obstplatz kam, kaufte er sich die Taschen voll Pfirsiche und Feigen und verzehrte sie auf dem Fleck nicht mit der gelassenen Zierlichkeit wie sein großes Vorbild, sondern mit der Gier langer Entbehrung. So vorbereitet, bestellte er in eben jenem Gasthause gebratene Hühner mit sehr reichlichem Zubehör, trank auch tüchtig Wein, vom besten Magdalener. Solcherart gestärkt, verfiel er nochmals in ein Nachdenken und dann in ein Mittagsschläfchen und dann wieder in ein Nachdenken, aber in kein sehr langes mehr. Sondern er machte sich auf, ließ sich beim besten Haarkünstler einen säuberlichen Zopf flechten, schaffte sich gute Kleider und sorgte auch sonst nach aller Gebühr für seine äußere Erscheinung. Und als das vollbracht war, stieg er sehr rüstigen Schrittes wieder nach Glaning hinauf.

Die Kinder empfingen ihn mit Jubel, aber Demoiselle Moidele nicht so desgleichen, die vielmehr ziemlich verwirrt und fast erschrocken erschien, als sie das gewohnte mitleidswürdige Jammerhühnchen auf einmal in ein ansehnliches Mannsbild verwandelt sah, vor dessen jugendlichen Feuerblicken und geberdigen Sitten ihre jungfräuliche Vorsicht, wie sie schleunigst ahnte, Grund hatte auf der Hut zu sein. Ihr harmloser Uebermuth verschwand deßhalb gänzlich in Verlegenheit und Beschämung, und sie that kaum noch den Mund auf. Ihm gefiel sie so erst recht; aber mit der Zeit wurde es doch langweilig, und er lud sie zu einem Spaziergange ein, um eine Abwechselung zu haben. Zwar schlug sie ihm das ab, denn es war ihr unheimlich; doch er wandte sich an die Kinder, weil er wußte, die würden sie zum Mitgehen zwingen.

So geschah es denn auch, und die kleine Schaar begab sich auf's Wandern. Demoiselle Moidl blieb jedoch schweigsam und wurde stark von Erröthen geplagt, und als die witzigen Schwestern ihr das aufmutzten, nur noch desto mehr. Wie sie an den Bergesrand kamen und in die leuchtende Weite hinausblickten, stieß er einen Seufzer aus, indem er bedachte, daß er so viel Schönheit mehrere Wochen hindurch wohl manchmal mit den Augen des Leibes, aber niemals mit denen der Seele gesehen hatte. Und er rühmte mit freudigen Worten die Herrlichkeit des Ausblicks. „Ja," sagte sie leise, doch recht von Herzen, „es kann in der Welt nichts Schöneres geben."

„Doch!" fiel er schnell ein, „ich kenne etwas Schöneres". Und dabei sah er sie an mit so beredtsamen Blicken, daß sie es mit aller Anstrengung nicht mißverstehen konnte und hurtig die Blicke in's Wiesengras bohrte. „Ich kenne ein Lied," fügte er hinzu, „das singt: ‚Wenn ich ein Vöglein wär!' Dies wünsche ich mir auch, nicht damit ich fortfliegen könnte, denn das würde ich bleiben lassen, sondern um vielleicht eine Weinbeere zwischen zwei rothen Lippen herauspicken zu dürfen. Das, denke ich mir, muß in der Welt doch das Allerschönste sein. Es geht aber zur Noth auch ohne die Beere."

Da mußte sie doch lachen trotz alles Erröthens. Er nahm sich's zu einem guten Zeichen und versuchte es mit der Maßregel ohne die Beere. Sie hatte hiergegen viel Ernstliches einzuwenden, der Gewalt aber wich sie. Die Kinder sahen, was die Beiden begingen, wunderten sich aber nicht darüber, sondern fanden es eine höchst natürliche Sache, daß Jemand ihrer fürsorglichen Schwester einen dankbaren Kuß gab.

So fanden die Leiden des jungen Plattners ein fröhliches Ende. Als er seiner Moidl aber die frühere Leidenschaft beichtete und aus welchem Grunde ihn die Filomena verstoßen habe, da sagte sie gelassen: „Ihre Liebe zu Dir ist nicht zu groß, sondern zu klein gewesen. Mir thut nur der arme heilige Heinrich dabei leid: denn mit einer wie winzigen Portion Liebe muß sich der nun erst begnügen!"

Die Bozener hatten in diesem Jahre eine glänzende Weinernte, wie auch Goethe aus der Gegend berichtet: „Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es geräth Alles, das Ueble haben sie uns zugeschickt." In Folge dessen dämpften sie vom Herbst ab ihre Frömmigkeit um ein sehr Merkliches und legten sie bei Seite für die kommende Kriegszeit.

Aus der Hauptstadt.

Classen-Mörder.

Der wiederkäuenden heiligen Kuh, die sich als volksthümliche Presse hohen Ansehens auch in nicht volksthümlichen Kreisen erfreut, fehlt es zur Zeit nicht an Futter. Achtlos fast geht sie an lockenden Weideplätzen vorüber, kaum einen müden Blick wirft sie auf das Auswärtige Amt, das durch seinen Zarentoast-Proceß dem galligsten Satiriker die Feder aus der Hand windet und ihn tief beschämt. Der volksthümlichen Presse ist Heil widerfahren: zwei Capitalverbrechen, bei denen es sich so herrlich gruselt und davon jedes einzelne hinreichen würde, acht Tage lang die Spalten mit Petitsatz zu füllen, zwei Morde sind passirt. Der eine geht allein den Localredacteur an, der andere aber zwingt den Chef in eigener Person an den Schreibtisch, hat er doch einen hoch politischen Beigeschmack. In Karlsruhe befleckte Bürgerblut den Degen eines adligen Officiers; im Herzen Berlins haben halbwüchsige Bengel dem Leben eines ältlichen Rechtsanwaltes ein Ende gemacht. Beide Verbrechen, die rasch hintereinander folgten, entbehren scheinbar des inneren Zusammenhanges, und die Sprachrohre der öffentlichen Meinung behandeln sie denn auch pflichtgemäß durchaus getrennt. Dem lieben Lesepöbel wird der ekle Brei eingerührt, der ihm so trefflich schmeckt und den er wollüstig grunzend verschlingt, daß auf dem Boden des Troges kein armes Restlein zurückbleibt. Die schrecklichen und die abscheulichen Einzelheiten finden liebevolle photographische Wiedergabe, das Bild des sechzehnjährigen Knaben schmückt die Vorderseite, eine genaue Schilderung seines Lebensganges die Rückseite des Blattes, sofern sie nicht durch Annoncen in Anspruch genommen ist. Und über die Karlsruher Blutthat werden täglich zwei Mal, Morgens und Abends, detaillirte Berichte veröffentlicht, der Hergang von A bis Z härchenklein erzählt. Es ist ein lieblicher Zufall, daß der Originalbericht vom Morgen dem vom Abend so

Digitized by Google

wenig gleicht, wie die Nacht dem Tage, denn dadurch wird es möglich, in der nächsten Nummer eine neue, wahrheitsgetreue Darstellung zu geben. Neben dem Porträt des rasch berühmten Mörders aber, das leider nicht die ganze Seite füllt, bleibt Platz für einen moralisirenden Leitaufsatz. Und darin werden, ganz nach der Parteistellung des Blattes, die Zuchtlosigkeit der Jugend oder der falsche Ehrbegriff der Officiere, die Nothwendigkeit der Prügelstrafe und einer neuen lex Heinze oder die Culturfeindlichkeit des Militarismus schön grell beleuchtet.

Dem Gesellschafts-Psychologen, der an die Bestie im Menschen so wenig wie an seine seraphische Herkunft glaubt, der genau weiß, daß alles große Vollbringen und jede Unthat im letzten Grunde mit zwingender Nothwendigkeit den socialen Verhältnissen entspringt, dem Nachdenklichen bieten der Fall Brüsewitz wie der Fall Werner keine aufregenden Momente. Das Abonnentenvolk lebt der vergnüglichen Meinung, Alles sei wundersam gut bestellt auf dem Hochplateau der Civilisation, das wir 19. Jahrhundert getauft haben. In Friede und Freundschaft wohnt, Bertha v. Suttner nacheifernd, die gebildete Welt, und wenn einmal ein Entarteter den stillen Gottesfrieden stört, so beweist er eben damit seinen Atavismus. Man steckt ihn in's Zuchthaus oder haut ihm, was einfacher und radicaler ist, den albernen Kopf ab, worauf alsbald wieder die gebildete Welt in stiller Freundschaft, in Frieden bei einander wohnt. Der jähe, blasse Schrecken, den vergossenes Menschenblut alle Mal erweckt, verweht sacht, und wo er noch längere Zeit nachzittert, da ergeht man sich in linden Klagen darüber, daß es noch immer schändliche Creaturen giebt, die die Menschheit blamiren und trotz der officiell als Herrscherin anerkannten Humanität ihren unerklärlichen, viehischen Gelüsten opfern. Wer ein guter Bildungsvereinsredner oder Mitarbeiter einer angesehenen Zeitung ist, der untersucht noch in gründlichen Studien, ob Schule und Kirche vielleicht durch energische Vorkehrungen ähnliche Geschehnisse in alle Zukunft verhindern können. Möglicher Weise zeigt er auch auf diverse sittliche Abgründe hin, die mit Leichtigkeit binnen Jahresfrist zugeschüttet sein könnten, wenn nur mehr Mitglieder der Cogitanten-Allianz beiträten, oder er tadelt die Polizei, deren Mangel an prophylaktischem Scharfsinn ausschließlich derlei Schauerthaten verschuldet. Sobald die Wortführer mit dem besten Willen nichts mehr zur Sache zu sagen wissen, läßt man Gras über sie wachsen und wartet geduldig auf die nächste, blutige Sensation.

So gelassene Ruhe kann allein dem Gefühle unbedingter Sicherheit entspringen, der Empfindung, daß die Gesellschaftsordnung von heute und ihre Moralgesetze unverrückbar feststehen, daß, von Wahnsinnigen abgesehen, Niemand im Ernste an ihnen zu rütteln wagt. Und kaum in schweren Träumen dämmert dem und jenem die Erkenntniß, daß es keinerlei sittliche Garantie für die Dauer unserer Cultur giebt, daß jeder Unterthan des Augustus mit größerem Rechte an den ewigen Bestand des Römerreiches glauben durfte als wir an die Lebensfähigkeit unserer Civilisation.

Diese Civilisation ruht nicht, wie phrasenbenebelte Schwärmer noch immer begeistert singen, auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sondern sie stellt sich rund und nett als eine hübsch herausgeputzte, durch das allgemeine Reichstagswahlrecht gemilderte und controlirte Militärdictatur dar. An sich ist das kein Fehler. Der unbedingten Tyrannei der Pöbelmassen ist die kraftvolle Herrschaft einer stolzen, starken und vornehmen Adelskaste vorzuziehen. Wer das Land vor äußeren Feinden schützt und den fleißigen Arbeiter im Besitze seines redlich Erworbenen erhält, mag getrost Land und Arbeiter regieren. Die raisonnirende Talmidemokratie belügt sich nur selbst, wenn sie immer wieder dem Wahngebilde des wahrhaft constitutionellen Staates, der Volksherrschaft und des Parlamentsheeres nachläuft, immer wieder die nahe Verwicklung ihres verschwommenen Ideales als selbstverständlich hinstellt. Wer vorurtheilslos die Lage Deutschlands im Herzen von Europa und den erbitterten, wirthschaftlichen Kampf in seinem Innern betrachtet, der kann nicht poetischen, freisinnirenden Anschauungen huldigen, der muß erkennen, daß nur eine gewaltige Heeresmacht uns Ruhe und organische Entwicklung innen wie außen zu sichern vermag. Unter solchen Umständen nimmt das Militär ganz von selbst die erste Stelle im Staate ein, und kein Zeitungs-, kein Abgeordneten Geschwätz wird es je daraus verdrängen. Sache der wirklichen Freiheitsfreunde kann es nur, muß es sein, das Volk so zu erziehen, daß es durch vernünftige Ausnutzung seines Wahlrechtes einem allzu einseitigen und gefährlichen Ueberwiegen der Militärkaste vorbeugt, daß es in leiblicher und geistiger Tüchtigkeit erhalten, gefördert wird, um so auch seine Rechte alleweil wahren zu können. Das blöde Demokratengebahren wider den Militarismus richtet sich selbst, die Armee ist der Nation zugleich Schutz und Schule. Machen sich militaristische Auswüchse und Spannungen bemerkbar, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Nation es nicht verstanden hat, sich einerseits in die segenvolle Nothwendigkeit zu fügen und andererseits den Uniformträgern gegenüber die rechte, stolze Haltung zu gewinnen. Heer und Volk, die das Volksheer ohnehin in gewissem Sinne zur Einheit verschmilzt, sind auf einander angewiesen; sie sollten sich von Niemandem verhetzen lassen und nur in Dingen mit einander wetteifern, die dem Lande zum Ruhm und Vorteil gereichen. Künstlich wird der von Natur zwischen ihnen bestehende Gegensatz erweitert, der Soldat vergißt leicht, daß er nur primus inter pares ist, das Volk gewöhnt sich, unter dem Einflusse des rüden Geschimpfes seiner Führer, daran, im Heere nichts als eine Drohnenbrut zu sehen, die es plündert und aussaugt. Läge dem Freisinn in Wahrheit daran, das Volk gegen das Militär zu stärken, so brauchte er nur mit Entschiedenheit an die Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage gehen. Aber nichts liegt ihm ferner. Und die ganze triste politische Rückständigkeit der Socialdemokratie verräth sich in ihrem blinden Wüten wider das Heer. Diese Partei, die sich so gar modern gebärdet, vermag doch nicht die Eierschalen des kleinbürgerlichen Radicalismus abzustreifen; politisch zehrt sie, kläglich genug, noch immer vom Erbe des vormärzlichen Liberalismus. Die treffenden Worte Bakunin's über die Kleinbürger Marx & Co., die wir hier jüngst lasen, passen nicht minder gut auf die Marxisten von heute. Auch auf die, die es in der Mäntelconfection eigentlich zu Großbürgern, zu Millionären gebracht haben.

Aus gereizten und zornigen Stimmungen, die eine gewissenlose Agitation fortwährend nährt, entspringen Vorkommnisse wie der Karlsruher Classen-Mord. Der Erstochene hat fraglos den Officier gekränkt. Er ist ein zielbewußter Genosse, der zornschnaubend mit seinen Steuergroschen die verhaßten Uniformträger ernährt und ihnen, die doch vom Ertrage seiner Arbeit leben und die er schlecht und recht für Schmarotzer hält, ein gesellschaftliches Vorrecht durchaus nicht zugesteht. Mindestens glaubt er, ihnen so flegelhaft wie seinen Freunden begegnen zu können. Der Officier ist anderer Meinung. Er fühlt sich himmelhoch überlegen der Creatur, die ihn mit grober Unhöflichkeit belästigt und sich zu keinerlei Entschuldigung verstehen will. Ihm ist der Arbeiter kein Gleichgestellter, von dem man für eine Rüpelei Satisfaction erlangen kann; er verachtet ihn gründlich und zögert nicht, ihn zu mißhandeln, wie man einen bissigen Köter mißhandelt. Durch das üppig blühende Duellunwesen greift eine erschreckende Verrohung der Gemüther um sich. Menschenblut gilt nur noch wenig; ohne mit der Wimper zu zucken, jagt man dem Freunde von gestern eine Kugel durch den Leib — warum soll man da den armseligen Proletarier, den tief unten stehenden Paria schonen? Der Officier weiß zudem, daß diese Classe ihn haßt, er liest es täglich in ihren schlecht gedruckten Blättern, in ihren funkelnden Augen, und so scheint ihm die Züchtigung am Ende unabweisbar. Seine Ehre hat der Beleidiger nicht verletzt, nicht verletzen können, wähnt er sich doch zu hoch über ihm stehend; ihm kam es nur darauf an, dem Burschen eine Lection zu ertheilen, wenn er auch vielleicht in der Erregung des Augenblickes das Gegentheil behauptet. Verachtung auf der einen, wilder Haß auf der andern Seite — Stein und Stahl. Der Degen fliegt im Nu aus der Scheide, aber die Gefahr besteht, und es ist nicht ohne Weiteres zu tadeln, daß die Säbellosen von nun an handliche Revolver bei sich tragen und in der Nothwehr von ihnen Gebrauch machen.

Haß und Verachtung wären nicht vorhanden, wenn die Volksgenossen sich und ihre Aufgabe kennten. Die Verachtung zumal fehlte, wenn dem freien Soldaten stets freie Bürger gegenüberständen, starke, stolze Existenzen. Solange die capitalistische Seuche das Land verwüstet, ist solche Hoffnung freilich eitel, solcher Traum wesenlos. Der gebenedeite Moloch reißt unreife Jugend aus der Schule und dem Elternhause in seinen Dienst, für fünfzehn bis zwanzig Mark monatlich; der gebenedeite Moloch schafft die grausigen Gegensätze von tollem Luxus und vernichtender, erbärmlicher Armuth, die unreife Jugend schlimmer aufstacheln als der beredteste Demagog. Will man die Sclaverei, nun gut, so führe man sie ohne Umschweife ein und sorge dann für seine Sclaven, wie es die Alten thaten. Aber Millionen, sieben Achtel des gesammten Volkes in schmutziger Lohnsclaverei halten und ihnen im Uebrigen alle Rechte des freien Mannes, aber auch das Recht auf Hunger geben — was käme wohl dem verbrecherischen Unsinn solches Thuns gleich? Die großstädtische Jugend, die in finsteren Vorstadtquartieren verkommt, sieht um sich herum Pracht und Schönheit, die ihr erreichbar ist, ihr so gut wie dem Höchstgestellten. Nur Gold muß in ihren Taschen klingen. Und die Gier nach Reichthum verbrennt die Herzen, und rasender Neid auf den Höherstehenden vergiftet jeden Blutstropfen. Der Bengel, der mit lüsternen, wilden Gedanken schwanger geht, muß sich eines Tages die Frage vorlegen, kraft welchen Urtheilsspruches er für sein Tageswerk eine halbe Mark erhält, während der Brodherr Hunderttausende aufspart. So wird der Classenmörder künstlich gezüchtet von denen, die sein Messer bedroht. Es ist ein Wunder ohne Gleichen zu nennen und ein heller Beweis für die nie auszurottende Güte, die innere Schönheit der Menschennatur, daß unsere durch und durch verwahrloste Großstadtjugend nicht häufiger Werner'sche Mordpläne wälzt . . .

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Anna's Traum. Lustspiel in drei Akten von Adolf L'Arronge. (Lessing-Theater.) — Bocksprünge. Schwank in drei Akten von Hirschberger und Kraatz. (Neues Theater.) — Treue. Schauspiel in vier Akten von Alexander v. Roberts. (Theater des Westens.) Der Graf von Castanar. Schauspiel in drei Aufzügen von Francisco de Rojas. (Kgl. Schauspielhaus.)

L'Arronge, der sich durch sein Volksstück „Mein Leopold" und durch die Gründung des Deutschen Theaters erforderlich viel Ruhm und das zum Ruhme nöthige Vermögen erworben hat, fühlt noch immer den Muth in der Brust seine Spannkraft üben. Die Leitung des

Digitized by Google

Theaters zwar vertraute er nach einigem Zögern jüngeren Händen an, dichten jedoch thut er noch immer selbst. Heuer heißt seine Schöpfung „Anna's Traum", was freilich kein sehr geschmackvoller Titel ist, aber dafür paßt er auch wie die Faust auf's Auge. Erwünschten Anlaß zu diesem Flügelroßritte bot dem Poeten seine Bekanntschaft mit dem Schauspieler Engels. Für diesen prächtigen Charakterkomiker wollte L'Arronge eine Paraderolle schreiben, und so tüftelte er mit Eifer die Figur des langhaarigen Schneiderleins aus, das sich unter allen Schneidermeistern Berlins am besten auf's Traumdeuten versteht. Der Studie merkt man bei jedem Striche die unerhört mühselige Mache an; der Witz ist gezwungen, der Humor jämmerlich dünn, um ihn einigermaßen zu beleben, werden die abgethansten Theaterspäßchen noch einmal gemacht, besonders gern Fremdwörter falsch ausgesprochen und verwechselt. Manchen Leuten bereitete das Vergnügen, und da Herr Engels sich in der That mit seinem Wisotzki krampfhaft abquälte und mitunter wirklich recht komisch aussah, mag's hingehen. Erträglich oder gar kurzweilig machen konnte indeß auch er nicht die grobe Caricatur, die in der Anlage verpfuscht und eher einem mittelalterlichen Hofnarren als einem modernen Berliner Handwerkermeister ähnlich sah. Die fortgesetzte Traumerzählerei und Traumdeuterei ermüdete, aber dies Ennui schien noch überschäumende Lustigkeit in dem Augenblicke, wo Engels der Bühne den Rücken kehrte und das eigentliche Stück anhob. Denn der Schneidermeister Wisotzki hat mit dem Drama selbst so wenig zu thun, steht ebenso außerhalb der Handlung wie die zweite komische Figur des Abends, der verbummelte Student, den Herr L'Arronge irgendwo im Monde kennen gelernt haben muß. Der Kern der Begebenheiten scheint, soweit er mir überhaupt klar geworden ist, der zu sein, daß eine junge Dame, Gemisch aus Ibsen-, Hauptmann- und Iffland-Elementen, um ein Haar das gräßliche Schicksal erleidet, von dem leichtfertigen Commerzienrathssohn geheirathet zu werden; glücklicher Weise trifft in der zwölften Stunde der wackere Schiffsmaschinist, ihr Stiefbruder, ein, salbadert ihr die kleinen Ohren voll und heirathet sie. Mit dem Vater des Commerzienrathssohnes hat Engels einen frei nach Kabale und Liebe gefertigten Auftritt, aber der Commerzienrath ist ein gemüthlicher Herr, und die Sache geht gut aus. Sudermann erkannte in der Art und Weise, wie L'Arronge Vorder- und Hinterhaus gegen einander ausspielte, schaudernd die Schwächen seiner „Ehre"; er müßte, wenn er arg-wöhnischer wäre, einzelne Scenen aus Anna's Traum für eine freche Parodie seines Erstlingswerkes halten. Auch von anderen Jungen und Jüngsten hat L'Arronge übernommen, was zu übernehmen war. Freilich nehmen sich ihre Gedanken und ihre Technik in der Arbeit L'Arronge's aus wie Goldstücke im Elsternest. Herr L'Arronge scheint für Marx zu schwärmen, wenigstens so lange er am Schreib-, Scheeren- und Kleistertische sitzt. Seiner eigenen Erfindung verdanken wir nur die pastose Gestalt des Pastors, der das Leben im evangelischen Pfarrhause mit abschreckenden Farben malt. Soweit ich den Lebensweg des guten Herrn L'Arronge kenne, hat er wohl öfter bei Rabbinern, nie aber bei einem ehrbaren Gottesmanne der Lutherreligion zur Nacht gespeist. Es wäre also entschieden richtiger von ihm gewesen, wenn sein Commerzienrath das Fräulein Anna Wisotzki bei einem Lehrer der Confession hätte unterbringen wollen, die Herr L'Arronge gläubig bekennt. Dann wäre mehr realistische Wahrheit in das Stück gekommen, und darum war es doch nach Allem, was man so hört, unserem Dichter diesmal offenbar zu thun.

Von dem gemeinsamen Werke eines sehr langen und eines sehr kurzen Herrn, die nach jedem Akte lämmchenhaft hurtig auf die Bühne hüpften, wurde im Foyer des Neuen Theaters erzählt, daß es mit photographischer Treue nach George Feydeau's „Le paradis" gearbeitet wäre. Ich hatte nicht das Vergnügen, vor anderthalb Jahren im Palais Royal zu sein, und ich kenne Feydeau's Opus so wenig wie es irgend ein Berliner Maßgebender kennt. Aber das muß ich doch sagen: Feydeau scheint in seinem neuesten Vaudeville nicht nur sich, sondern auch alle seine Mitstreber ganz unverschämt bestohlen zu haben. Von etlichen Albernheiten abgesehen, die stark berlinisch duften, ist in dem Bocksprung-Schwanke kein scenischer Spaß, keine Figur, ja kein Mot, das nicht liebe Erinnerungen in uns auslöst. Der erste Akt taugt überdies in der plumpen Berliner Nachdichtung mit seinen schauderhaften Kalauern blutwenig, der zweite mit dem tollen Menschenwirbel im Boudoir der eindeutigen Chansonette steht bereits bei Valabrègue (premier mari de France) und in der Rosenfeld'schen Posse: Die Dragoner geschrieben. Der dritte und schlechteste Aufzug löst den Conflict so geistlos und banal, daß man ihn Feydeau schlechterdings nicht zutrauen sollte, ehe man Le Paradis gesehen und gelesen hat. So tief kann der raffinirte und witzige Boulevardier wirklich kaum gesunken sein.

Mit seinem Soldatenschauspiel „Treue" hat der verstorbene Romancier Alexander v. Roberts einen letzten Achtungserfolg als Dramatiker erkämpft. Roberts Kunst der Milieuschilderung, in der er ganz aufging und in der er es zu wirklicher Bedeutung gebracht hat, wies ihn zwingend auf den Roman und die Novelle, auf das Epos hin; aber der Glanz des Rampenlichtes hatte wie tausend andere, die nicht auserwählt sind, so auch ihn bethört, und er rang verzweifelt um einen Bühnensieg. Der erste Aufzug seines hinterlassenen Schauspieles schon zeigte, daß auch dem Todten versagt bleiben würde, was der Lebende nicht zu erstreiten vermocht hatte. So prächtig gemüthlich hier und da die Rheinlandstimmung um den Ehrenbreitstein herausgearbeitet ist, so scharf und wirkungsvoll sich preußischer Soldatengeist von ihr abhebt, überhaupt so lebenswahr und kunstgerecht die Menschen zumeist gezeichnet sind — allzu überflüssiges Beiwerk, allzu langathmiges Gerede erstickt das Interesse, macht den Gang der Handlung schleppend unklar. Das Bedenklichste aber ist, daß die Heldin herzlich wenig Sympathie zu erwecken vermag. Sie, die Tochter des begeisterten Patrioten und preußischen Wallmeisters, hat ihrem in's Feld ziehenden Bräutigam Treue bis in den Tod geschworen. Ihr Herz drängte sie keinesfalls dazu. Und so vermag dies Herz dem eleganten, französischen Capitän nicht zu widerstehen, der als Gefangener auf den Ehrenbreitstein eingeliefert wird. Das Mädchen schwatzt und kost verliebt, trotz des fernen Bräutigams, und die Holde weint nicht sonderlich wild, als man ihr gerüchtweise meldet, daß der Verlobte gefallen sei. Dies Gerücht wird aber bald hernach widerrufen, der Bräutigam, heißt es, befinde sich schon auf dem Wege zur Heimath. In ihrer Verzweiflung fordert das Mädchen den geliebten Franzosen zur schleunigen Flucht auf und will ihm dabei helfen. Nun passirt das Tragische. Und dennoch hätte, wenn der Capitän nur ein bischen langsamer gewesen wäre, sich Alles bequem zum Besten wenden können. Denn — man muß eben mit Gerüchten rechnen — der Sergeant ist trotz alledem vor Metz gestorben. Papa Wallmeister hat inzwischen, durch seinen Sohn und das Gemunkel im schönen Coblenz aufmerksam gemacht, den Herzensjammer seines Töchterleins durchschaut; da aber der Franzos das Kind ehrlich heirathen will und auch sonst gar kein übler Kerl ist, macht der Alte gute Miene zum guten Spiel. Und da — da stellt es sich heraus, daß der Capitän gerade jetzt die Flucht ergriffen hat. „Bringt ihn mir todt oder lebendig!" donnert der Wallmeister, und sie bringen ihn. — Der Wachtposten hat den Flüchtling, der beim Anrufen nicht stand, niedergeschossen. Sibilla bricht zusammen; sie wird in ein Kloster gehen. Ihr Franzmann aber hätte sie bräutlich umfassen können, wenn er nur ein ganz klein bischen, ein paar Minuten noch geduldig gewesen wäre. Der Schluß ist eitel Mache und dazu herzlich schwach gemacht; es bleibt ganz unaufgeklärt, weßhalb Sibilla die Freundin jetzt von sich läßt und in den Tod jagt. Mancherlei andere Confusion im Stücke, der Mangel an Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Handlung hätte verziehen werden können, wenn die Gestalt der Sibilla mehr Licht erhalten hätte, in ihrem Wollen und Denken klarer zum Ausdruck gebracht worden wäre. Roberts jedoch hat, ein allzu echter Epiker, für seine Nebenfiguren so viel gethan, daß ihm nach dem Gesetze der Kraftvertheilung für die Hauptperson wenig zu thun übrig blieb.

Herr Matkowsky, der Heldendarsteller der Kgln. Schauspiele, ist wohl der begabteste dramatische Künstler der Reichshauptstadt, nur Schade, daß er auch schriftstellerischen Ehrgeiz hat. Nach seinem Debut mit einem Bändchen schülerhafter Reisebriefe, kommt er uns diesmal mit einer Bearbeitung aus dem Spanischen, für die ihm ganz selbstverständlich die Kgl. Bühne, welche jungen Dramatikern sonst wenig Gastfreundschaft erweist, sofort zur Verfügung gestellt wurde. Um so mehr als der Uebersetzer die Hauptrolle selbst spielen und so den Erfolg sichern wollte. Leider ist der Versuch mißglückt. Obwohl der Schauspieler den Schriftsteller Matkowsky mit all seinen prächtigen Mitteln kräftigst unterstützte und auch seine Collegen sämmtlich wacker secundirten, so blieb es doch nur ein halber Sieg, und die zahlreichen Verehrerinnen des schönen Adalbert klatschten sich vergeblich die Händchen wund. Um dieses dramatische Hohelied der castilianischen Ehre unserem modernen Empfinden näher zu bringen, dazu bedurfte es eines Um- und Nachdichters, nicht eines bloßen Uebersetzers. Ich kenne zwar das Original von Rojas Zorilla's Verwechslungstragikomödie: Del Rey abajo ninguno (Außer meinem König Keiner) nicht, aber was der schrullige J. L. Klein in seiner kaum lesbaren Inhaltsangabe davon zu erzählen sucht, läßt wenigstens das Eine erkennen, daß Herr Matkowsky seiner Vorlage ziemlich getreu gefolgt ist. Und das ist uns eigentlich lieber, als wenn er mit Schauspielermätzchen das altspanische „Meisterwerk" noch ungenießbarer gemacht hätte. Vor ihm hatten schon zwei Dichterfürsten das Drama unter den Fingern, ohne was Rechtes damit anfangen zu können, und so entnahmen sie ihm denn nur einzelne Motive. Victor Hugo guckte ihm die galanten Tyrannen des „Ernani" und „Le Roi s'amuse" ab, Grillparzer den allzu getreuen Diener seines Herrn. Mehr nicht, denn Rojas' Don Garcia, der den König für den Verführer seiner Gattin hält und, da er doch an diesem nicht den Arzt seiner Ehre spielen kann, besagte Blanca ohne Eifersucht, nur des conventionellen Ehrbegriffs wegen, tödten will, ist einem modernen Publicum nicht menschenverständlich zu machen. Noch viel weniger die parodistische Verwechslungspointe: nicht der König ist wirklich der vermeintliche Ehrenschänder, sondern ein Hofschranze, und diesem stößt denn auch Don Garcia das Schwert durch das entliehene Ordensband: „Außer meinem König darf mir Keiner Hörner aufsetzen!" Die poesievolle, aber auch in der Uebersetzung noch vielfach zu schwülstige Komödie wird übrigens im Schauspielhause sehr schön gespielt, und dieser Umstand verlängert vielleicht noch ein wenig ihr Bühnenleben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **Carl Reißner** in **Dresden** und **Leipzig** ist soeben erschienen:

Williams, „Made in Germany". Der Concurrenzkampf der deutschen Industrie gegen die englische. Autorisirte Uebersetzung von L. Willmann. Mit einem Vorwort von Dr. Robert Wuttke. Preis 3 M. 50 Pf., gebunden 4 M. 50 Pf.

Wenige Werke haben seit den letzten Jahren ein derartiges Aufsehen in England erregt, wie dieses Buch, welches auch für uns Deutsche von größtem Interesse ist, da es uns zeigt, wie unsere deutsche Industrie der englischen mehr und mehr ebenbürtig geworden ist und dieselbe aus ihrer beherrschenden Stellung auf dem Weltmarkte zu verdrängen beginnt.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Hans Groth, Friedrich Hause, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Pasty, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Mitarbeiter

für eine vornehme **Wochenschrift** gesucht, die ihre Leser in den ersten Kreisen der Gesellschaft hat.

Geistvolle, anregende, prickelnde Plauderweise, Eigenart im Stile Bedingung.

Anerbietungen, thunlichst mit Beifügung von Probearbeiten (Essais über Theater, Sport, Bäder, Mode, Kunst, Litteratur ꝛc., Skizzen aus dem High Life ꝛc.) befördert unter **A. 768.** der **Invalidendank, Berlin W.,** Unter den Linden 24.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Soeben erschien: **„Brennende Tagesfragen".**
I. **Für oder wider das Duell?** 2. und 3. Tausend. 75 Pf.
II. **Christlich-social als Zeitproblem.** 60 Pf.
Glänzend recensirt, vom philosophischen u. geschichtlich-socialen Standpunkt aus entwickelt!
C. J. E. Volckmann, Verlag. **Rostock.**

Soeben ist erschienen:
Schillers
Frauengestalten
von
Julius Burggraf.
31½ Bogen in feinster Ausstattung.
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Ein Seitenstück zu Lewes' Goethes und Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Gesagtes wiedergiebt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurteilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schillerscher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht zu verdrängenden Platz in der Schillerlitteratur einnehmen wird. Hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschienen:
Die
Kaiserin des Balkans.
Drama v. Fürst Nikolaus v. Montenegro.
Deutsche Bearbeitung
von **Heinrich Stümcke.**
Mit Portrait des Fürsten und einer litterarhistorischen Einleitung.
Elegante Ausstattung. Büttenpapier.
Preis 4 Mk.
Luxusausgabe in Ganzsaffianband
20 Mk.
Warm empfohlen in der „Gegenwart" Nr. 43.
Verlag von E. Ebering, Berlin,
Linkstr. 16.

Gratis
durch jede Buchhandlung:
Prachtprospekt über
Goethes Gedichte
Illustrirt von **Frank Kirchbach.**
Erste große Prachtausgabe in Folioformat. In 12 Lieferungen à 3 Mark.
Verlag von **Adolf Titze** in **Leipzig.**

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**
Gesunde Nerven.
Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

NOV 21

№ 45. Berlin, den 7. November 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Bedarf unsere Flotte mehr Schlachtschiffe? Von Nauticus. — Eine Reform der technischen Hochschulen. Von Professor A. Paalzow. — Das Jubiläum der Narkose. Von Sanitätsrath A. Graupner. — **Literatur und Kunst.** Ricarda Huch. Von Otto Stoeßl. — Die allerneueste Goethe-Deutung. Von Heinrich Düntzer. — **Feuilleton.** Accorde. Von Ricarda Huch — **Aus der Hauptstadt.** Bismarck's Schatten. Von Caliban. — Im Atelier von Anna Costenoble. Von Paul Scheerbart. — Offene Briefe und Antworten: Gegen die Frauenrechtlerinnen. Eine Blumenlese. Von Mara Frithiof und W. J. — Anzeigen.

Bedarf unsere Flotte mehr Schlachtschiffe?

Der in der Rede des Kaisers beim Stapellauf des neuen Panzerschiffs erster Classe, Kaiser Friedrich III., enthaltene Wunsch einer Vermehrung der Flotte an Schlachtschiffen, sowie die unlängst mit aller Bestimmtheit aufgetretene Nachricht, daß in der herannahenden Flottenvorlage der Bau dreier neuer Panzerschiffe erster Classe Ersatz: Kaiser, König Wilhelm und Deutschland außer dem bereits bewilligten Ersatz Friedrich der Große gefordert werden soll, legt die Frage nahe, ob jener Wunsch nach einer Vermehrung der Schlachtschiffe der Flotte ein berechtigter und durch die Verhältnisse gebotener ist oder nicht. Ein Wettbewerb mit Flotten ersten Ranges, wie der englischen und französischen Flotte, ist regierungsseitlich, wie selbstverständlich war, als nicht beabsichtigt erklärt worden. Der erstrebte Bau neuer Schlachtschiffe setzt daher entweder voraus, daß unsere derzeitige Flotte den Flotten der kleineren, namentlich überseeischen Staaten, mit denen das Reich bei der Ausübung des Schutzes seiner dortigen Angehörigen und seiner Handelsinteressen in Conflict gerathen könnte, nicht mehr gewachsen und überlegen ist, oder daß dies auch hinsichtlich der Flotte unseres östlichen Nachbarn, der russisch-baltischen, nicht mehr der Fall ist. Allein diese Voraussetzung trifft, wie ein Blick nicht nur auf statistische Tabellen jener Flotten, sondern auch auf die fachmännischen Beurtheilungen derselben zeigt, nicht zu, und die deutsche, vermöge des Kaiser-Wilhelms-Canals zu vereinter Verwendung bereite Flotte ist zur Zeit dem russisch-baltischen Geschwader, dem stärksten der erwähnten in Betracht kommenden, nicht nur gewachsen, sondern an Schlachtschiffen erster Classe um eins, ferner an Armirung mit schweren Geschützen, an Torpedobooten erster Classe — 41 gegenüber 30 —, sowie an Qualität des Officiercorps und der Mannschaft und an Ausbildung und Manövrirgeübtheit überlegen. Nur an Kreuzern besitzt die russisch-baltische Flotte und zwar in ihren 10 Panzerkreuzern und 7 Torpedokreuzern vor der deutschen eine unbestreitbare Ueberlegenheit, die jedoch keinen derart ins Gewicht fallenden Factor bildet, um die Gesammtüberlegenheit der deutschen Flotte über die russisch-baltische in Frage zu stellen. Nun ist es zwar wünschenswerth, daß wir, wenn der überzeugende Nachweis geführt zu werden vermöchte, daß unsere Handelsinteressen ꝛc. einer größeren Anzahl von Kreuzern zu ihrer Vertretung im Auslande bedürfen und diese Vertretung nicht durch von den Uebungsgeschwadern abzuzweigende Schiffe zu bewerkstelligen ist und daß Panzerkreuzer die geeignetsten Schiffe für diese Vertretung sind, nach Fertigstellung der bereits bewilligten Kreuzer nach Maßgabe der finanziellen Lage, zum allmäligen Bau von neuen Kreuzern schreiten; allein die Nothwendigkeit des Baus neuer Schlachtschiffe ersten Ranges wird hierdurch, sowie durch die gesammten dafür in Betracht kommenden Verhältnisse keineswegs dargethan. Weder die politische Lage, noch die Gestaltung der für die Verwendung der Wehrmacht Deutschlands, eines überwiegend continentalen Staates, in Betracht kommenden Verhältnisse, noch das entscheidende Gewicht, welches für die wahrscheinlichen Kriegsfälle in der Landmacht des Reiches liegt, weisen es auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß im Falle eines Krieges Seeschlachten von ihm geschlagen werden würden, welche hervorragend wichtige Entscheidungen zu bringen vermöchten. Selbst eine Nichterhaltung des derzeitigen Uebergewichts über die russisch-baltische Flotte würde höchstens die bei der Kriegsentschädigung leicht wieder auszugleichende Beschießung und Brandschatzung einer Anzahl mehr oder weniger kleiner Städte und Ortschaften der Ostseeküste zur Folge haben, einer russischen Landung im großen Stil jedoch keineswegs Aussicht auf Erfolg verleihen, da deren Streitkräfte sehr bald auf überwältigende Ueberlegenheit an deutschen Truppen der zweiten Linie treffen und von ihnen abgewiesen, und überdies ihre Heerestheile bei der Hauptentscheidung zu Lande russischerseits fehlen würden. Nun ist überdies eine 850 Millionen-Verstärkung der russischen Gesammtflotte für den Zeitraum bis 1906 beschlossen, und gleichzeitig eine Verstärkung der französischen Flotte in ähnlicher Höhe französischerseits beabsichtigt, Verstärkungen, die beide den einzigen wahrscheinlichen maritimen Gegnern Deutschlands, der russisch-baltischen Flotte und dem französischen Nordgeschwader, zu Gute kommen werden, und die Vollendung des Nordostsee-Canals hat diesen Verstärkungsbestrebungen sowohl französischer- wie russischerseits einen neuen Impuls verliehen. Der weit überwiegende Theil jener enormen Summen wird daher zweifellos außer auf das russische Pacific-Geschwader auf die russisch-baltische Flotte und das französische Nordgeschwader verwandt werden, und dem Beispiele derartiger neuer Mittelaufwendungen für die Flotte vermag Deutschland, in Anbetracht seiner wirthschaftlichen Lage, heute unter keinen Umständen zu folgen. Wir müssen uns offenbar damit begnügen, in dem ersten Landheere der Welt und unseren festen Bündnissen die völlig ausreichenden Mittel zu

Digitized by Google

besitzen, einem etwaigen Angriff unserer beiden Nachbarn entscheidend und mit aller Aussicht auf Erfolg gegenüber treten zu können, und es würde zu einem finanziellen Druck ohne Gleichen führen, wenn wir die Bahn einer abermaligen starken Flottenvermehrung betreten wollten. Feindliche Landungen im großen Stil, die allein uns ernstlich bedrohen könnten, sind jedoch sowohl an den deutschen Nordsee- wie Ostseeküsten aus den bekannten Gründen ausgeschlossen, und unser größter Stratege, Moltke, wies bereits darauf hin, daß wir solche nicht zu fürchten hätten. Alle wichtigen Punkte und Zugänge unserer Küsten, darunter namentlich auch die Haupthandelsemporien, sind überdies durch starke Befestigungsanlagen gegen feindliche Angriffe gesichert, aber wir können eben so wenig wie an den Landgrenzen an unseren Küsten jedes Dorf oder jede kleine Stadt durch die Flotte sichern. Für diesen Zweck die Schlachtflotte zu vermehren, würde zu dem eventuell zu erzielenden Nutzeffect in gar keinem Verhältniß stehen, und auch dadurch etwa ermöglichte Landungen unsererseits an den Küsten der Nachbar-Reiche, würden dort ebenfalls derartige Truppenmassen der zweiten Linie begegnen, daß sie auf die Hauptentscheidung in einem Kriege aller Voraussicht nach ohne Wirkung bleiben würden.

Wir müssen daher mit dem Ziel, der russisch-baltischen Flotte überlegen zu bleiben, da eine nach vielen hunderten von Millionen zählende Verstärkung derselben angebahnt ist, brechen und uns unseren östlichen Nachbarn gegenüber auf unser durch die jüngste Heeresvermehrung außerordentlich verstärktes Landheer, auch hinsichtlich der Entschädigung für feindliche Beschießung und Brandschatzung unserer kleinen Küstenplätze, verlassen. Denn selbst, wenn es uns gelänge, mit der beschlossenen russischen Flottenverstärkung unter den unerträglichsten Opfern gleichen Schritt zu halten, so würde die gleichzeitige Verstärkung des französischen Nordgeschwaders, unsere derart von Neuem erzielte maritime Ueberlegenheit über die russisch-baltische Flotte wieder auf das alte Niveau der Inferiorität gegenüber der im Kriegsfalle voraussichtlich gemeinsam gegen uns agirenden russisch-baltischen Flotte und dem französischen Nordgeschwader zurückzubringen, und unsere neuen und unerträglichen Mittelaufwendungen daher vergeblich gewesen sein.

Wenn daher, wie berichtet wurde, mit der kommenden Flottenvorlage die Forderung von drei neuen Panzerschiffen erster Classe in Aussicht steht, so würde damit der nächste Schritt zur Erfüllung des von manchen Seiten aufgestellten Programms, daß Deutschland eine Panzerflotte von zwölf Panzerschiffen ersten Ranges haben müsse, erfolgen, und wir nach der Herstellung jener Schiffe und derjenigen des Ersatz Friedrich's des Großen neun derartige Schiffe besitzen, denen die als veraltet erklärten, jedoch als Geschwaderflaggschiffe fungirenden beiden Panzerschiffe zweiter Classe, König Wilhelm und Deutschland, und ferner der Kaiser, welcher neu ausgebaut, armirt und modernisirt wurde, als immerhin noch starke Schlachtschiffe zur Seite stehen würden. Eine derartige Anzahl von Panzerschiffen erster und zweiter Classe, für die die Forderung der zugehörigen Kreuzer und zwar möglichst je 1 Panzerkreuzer oder ein gedeckter Kreuzer pro Schlachtschiff, nicht ausbleiben würde, würde uns jedoch nicht einmal der beschlossenen Verstärkung der russisch-baltischen Flotte, geschweige denn zugleich der zu erwartenden Verstärkung des französischen Nordgeschwaders gewachsen machen. Denn Frankreich ist bereits heute in der Lage, bei seiner Anzahl von 25 Panzerschlachtschiffen und 12 Panzerkreuzern, der nur 12 Schlachtschiffe ersten Ranges, 4 gepanzerte Kreuzer und 6 Panzerschiffe dritten Ranges zählenden italienischen Flotte etwa 30 jener Panzerschiffe im Falle eines Krieges gegenüber zu stellen und etwa 7—8 seinem Nordgeschwader zuzutheilen, zu welcher Anzahl die geplante Vermehrung der französischen Schlachtschiffe hinzukommen würde. Somit erscheint eine deutscherseits etwa beabsichtigte Concurrenz mit den französischen und russischen Flottenvermehrungsbestrebungen völlig aussichtslos und die verfügbaren Mittel des Reiches weit überschreitend. Die bevorstehende Marineforderung würde daher nur dann einen Zweck haben, wenn sie den ersten Schritt zu ferneren Forderungen bildete, die mit den russischen und französischen Flottenverstärkungsplänen gleiches Tempo hielten, dem Folge zu geben, ist jedoch das Reich noch weit weniger in der Lage, wie abermals etwa 150 Millionen für die, wie es scheint, in jener Forderung enthaltenen 3 Panzerschiffe erster Classe im Kostenbetrage von ca. 72 Millionen und 7 Kreuzer im Gesammtbetrage von etwa 77 Millionen zu bewilligen. Die bestimmten Ziele der herannahenden Marineforderung aber müssen von der Regierung klar dargelegt werden, und offenbar vermögen nur die Stärken der Flotten unserer Nachbarn in den nordischen Meeren und deren zweifellos bevorstehenden Erhöhung den Maßstab dafür zu liefern, was deutscherseits etwa wünschenswerth wäre. Bei dieser Darlegung werden sich jedoch derartige Ziffern überzeugend ergeben, daß es uns absolut unmöglich ist, diesen Flottenvermehrungen zu folgen, und zwar um so weniger, als unsere Existenz durch sie nicht bedroht, sondern durch unsere gewaltige neu vermehrte Landmacht und den neu verlängerten Dreibund gesichert wird, und als uns für den Schutz unserer Colonien nur eine Flotte ersten Ranges, wie die englische oder französische, volle Garantie zu bieten vermag.

Aus den dargelegten Gründen aber erscheint die regierungsseitig gewünschte Vermehrung der Schlachtschiffe auch nicht in der Form von Panzerkreuzern erster Classe, da im Wesentlichen ebenfalls Schlachtschiffe und fast eben so theuer sind, nichts weniger als geboten, höchstens in Gestalt einiger weniger, allmälig zu beschaffender kleinerer Panzerkreuzer, und man wird sich erinnern müssen, daß die Schaffung einer mächtigen Flotte zweiten Ranges ein Proceß ist, der sich nicht in wenig Decennien improvisiren läßt, da er die Steuerkraft der Nation zu sehr in Anspruch nimmt, sondern der des allmäligen Heranreifens im Laufe vieler Jahrzehnte, vielleicht eines Jahrhunderts bedarf. Die wesentlich continentale, der starken natürlichen Grenzen, wie sie England und Frankreich die sie umgebenden Meere bieten, entbehrende sowie die politische Lage Deutschlands nöthigt dasselbe zu außerordentlichen Anstrengungen für seine Landmacht. Dieselben sind bisher in der opferbereitesten Weise vom Lande gemacht worden. Der überaus schwer zu tragenden gewaltigen Landrüstung auch eine wenigstens annähernd ähnliche zur See hinzufügen zu wollen, wäre jedoch ein Nonsens und fordert die Situation des Reiches keineswegs. Der deutsche Handel hat sich, abgesehen von der verhältnißmäßig kurzen Periode der Hansa, zu deren Blühen nicht nur deren Flotte, sondern wesentlich ihr über 1000 Städte zählender Bund beitrug, ohne den Schutz einer jeden Kriegsflotte zum zweiten der Welt entwickelt, und wird er seine Wege, heute durch die vorhandene Flotte auf dem Meere besser unterstützt wie je, auch ferner zu finden wissen. Nauticus.

Eine Reform der technischen Hochschulen.

Von Professor A. Paalzow.

Die Gegenwart steht nicht nur unter dem Zeichen des Verkehrs, sondern technischer Arbeit überhaupt, die alle Lebensverhältnisse umgestaltet, eine völlig veränderte Zeit und in ihr große, neue Erziehungsaufgaben geschaffen hat. Die Erziehung zur Production, zu fruchtbringender technischer Thätigkeit ist zu einer großen nationalen Aufgabe geworden, von deren Lösung die Daseinsbedingungen des Einzelnen und der Gesammtheit in hohem Maaße abhängen. Die technischen Hochschulen, die Pflegestätten höherer productiver Erziehung, haben sich in den letzten drei Jahrzehnten zwar außerordent-

Digitized by Google

lich rasch entwickelt, aber rascher noch war der technische Fortschritt und rascher sind daher die Forderungen an die technische Erziehung gewachsen. Sollen diese Forderungen erfüllt werden, so ist eine Reform des technischen Unterrichts unabweisbar. Es ist das Verdienst der „Gegenwart", zuerst auf die Nothwendigkeit einer Reform der technischen Erziehung hingewiesen zu haben, indem sie 1894 in ihrer Nr. 51 einen satirischen Artikel: „Das Muster einer technischen Hochschule" über die Zustände an unserer leitenden Hochschule veröffentlichte. Nun erfolgt gewissermaßen eine Entgegnung aus den Kreisen der damals angegriffenen Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg, indem Prof. A. Riedler unter dem Titel: „Die Ziele der technischen Hochschule" in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure (Berlin, Jul. Springer) eine sehr ausführliche Abhandlung dem von uns angeregten Gegenstande widmet.

Auch der Charlottenburger Professor erkennt die Nothwendigkeit einer Reform an. Er meint mit Recht, die ganze Erziehung müsse von praktischem Geiste durchdrungen werden. Die Deutschen neigen von Haus aus zum Doctrinären, zur Träumerei, während die Angelsachsen von Anfang an Alles praktisch und technisch erfassen. Unpraktischer Sinn ist ein deutscher Erb- und Erziehungsfehler; deßhalb müssen wir das Uebermaaß gelehrter Erziehung vermeiden, daher brauchen wir vor Allem technische Erziehung, welche praktisch denken und anwenden lehrt, welche einen praktischen, aber keinen gelehrten Nachwuchs heranbildet. Der Gesichtspunkt der Wirthschaftlichkeit muß im technischen Unterrichte mehr als seither Beachtung finden. Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens, sowohl der eigenen Nation wie des Auslandes, wird heute mehr und mehr zur Nothwendigkeit. Der wissenschaftlich gebildete Ingenieur mit wirthschaftlicher Einsicht und kaufmännischem Blick, nicht unerfahren in Rechtsfragen, ist der berufene Leiter aller wirthschaftlichen Arbeit. Aber auch das Studium selbst, insbesondere seine Dauer ist, nach Riedler, unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Mit dem unabänderlich gegebenen kurzen Menschendasein, mit dem berechtigten Bestreben, es menschlich und wirthschaftlich befriedigend zu gestalten, steht in Widerspruch jede überlange Studienzeit und jede dem wirthschaftlichen Sinne feindliche, unpraktische Erziehung. Ein schweres wirthschaftliches Hinderniß ist das Alter, das Studirende erreichen, bevor sie überhaupt in praktische Thätigkeit kommen. Die Reifeprüfung z. B. liegt oft schon im 20. Lebensjahre, die Bauführerprüfung im 25.; inzwischen sind unsere Concurrenten im Auslande schon fünf bis sieben Jahre praktisch schaffend thätig gewesen. Wegen des Abschlusses der Vorbildung zu Ostern wird ein halbes oder ganzes Jahr und für die akademischen oder Staatsprüfungen werden $1^1/_2$ bis 2 Jahre geopfert. Es muß Alles gethan werden, diesen folgenschweren Schaden abzustellen! Da ein Militärjahr unvermeidlich ist, müssen kürzere und richtigere Vorbildung und nur dreijähriges, aber praktisches, fruchtbringendes Hochschulstudium das Ziel werden; Vorbildung und Fachstudium müssen reformirt werden.

In der Gegenwart ist die Technik so weit vorgeschritten, daß Wissenschaft, Praxis und Wirthschaftlichkeit nicht mehr getrennte Wege gehen können, sie müssen zusammenarbeiten. Zu den wissenschaftlichen Forderungen sind die der Praxis und Wirthschaftlichkeit hinzugekommen, eine Arbeitstheilung nach Theorie und Praxis ist unmöglich geworden; daher die Nothwendigkeit gründlicher Reform, die dem organischen und geschichtlich nothwendigen und unaufhaltsamen Fortschritt entsprechen muß. Aus dem Gesagten ergiebt sich auch für Prof. Riedler die Nothwendigkeit einer Reihe von Reformen der technischen Erziehung, die im Folgenden in großen Umrissen gekennzeichnet werden mögen.

Die Reform der Vorbildung, so außerordentlich wichtig sie ist, muß zunächst außer Betracht bleiben, da sie gegenwärtig aussichtslos ist. Hervorgehoben mag hier nur werden, daß die Hochschule an einer besonderen technischen Richtung der Vorbildung kein Interesse hat. Die Vorschule hat keine Juristen, Philosophen u. s. w., sondern Menschen mit bestimmten Fähigkeiten auszubilden, und zu diesen zählen unzweifelhaft auch die für technische Thätigkeit erforderlichen: Anschauungs-, Raum- und Formvorstellungsvermögen, die Fähigkeit des zeichnerischen Ausdrucks, vor Allem die Fähigkeit, die Wirklichkeit richtig zu sehen. Das für die Bethätigung dieser Fähigkeiten erforderliche Mindestmaaß an grundlegenden Kenntnissen muß beherrscht, die gymnastische Uebung, die Handhabung der Werkzeuge schon an der Vorschule erlangt werden. Diese Voraussetzungen erfüllt die Vorbildung gegenwärtig nicht.

Die wissenschaftliche Vorbereitung an der Hochschule soll nicht abstracte Lehre, losgelöst vom fachwissenschaftlichen Unterricht, treiben, sondern muß von Anfang an die Schwierigkeiten der Wirklichkeit, die Anwendung zeigen, die allein zur völligen Beherrschung der Grundlagen führt. Zwischen Vorbereitungs- und Fachstudium darf keine Kluft bestehen, eben so wenig wie zwischen Fachstudium und Praxis. Dies erfordert Lehrer, welche ihre Wissenschaft selbst richtig praktisch und verantwortlich anzuwenden verstehen; nur solche können die Anwendung lehren und die Schüler zur Beherrschung der wissenschaftlichen Grundlagen emporführen. Der Schüler kann nur anwenden, was er beherrscht, was er verdaut hat. Dies erfordert äußerste Beschränkung des Stoffes und Zeit für das Verdauen.

Der Unterricht in allen Wissenschaften muß deßhalb für den Durchschnitt der Studirenden auf das nothwendige Mindestmaaß herabgesetzt, dieses Mindestmaaß aber voll beherrscht und angewendet werden. Dann erst soll vertiefter wissenschaftlicher Unterricht bis zum Ende der Studienzeit fortgesetzt werden, jedoch nur für Auserlesene.

Das fachwissenschaftliche Studium hat nicht die Aufgabe, fertige Fachleute auszubilden; das ist unmöglich. Aber es muß die Fähigkeiten so entwickeln, daß das praktische Leben sich als natürliches Wachsthum des Unterrichts fortsetzt, daß der Studirende nicht erst sein Schulwissen vergessen, sich erst gründlich umwandeln muß, bevor er in der Welt schaffen kann; es muß praktische verantwortliche Mitarbeiter bilden, die vielfältigen Bedingungen der Wirklichkeit, die Anwendung für den besonderen Fall und die Ausführung lehren, die Brücke herstellen zwischen Erkenntniß und Ausführung.

Solche Beschränkung ist möglich in Mathematik, mathematischer Behandlung der Physik und Mechanik, wie sie bisher gelehrt werden. Physik muß der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Unterrichts werden, aber anschaulich und wesentlich in Uebungen gelehrt werden. Mechanik muß vom abstracten Unterricht ganz losgelöst und in den innigsten Zusammenhang mit den Fachwissenschaften gebracht werden. Ihre ausführliche analytische Behandlung durch Mathematiker gehört, ebenso wie die erweiterte mathematische Behandlung der Physik, in das Studium höherer Semester. Forderungen dieser und ähnlicher Art werden von den Theoretikern mit dem Schlagwort: „Rückschritt von der Hochschule zur Gewerbeschule" bedacht. Thatsächlich ist aber das Geforderte viel mehr, als jetzt an den Hochschulen wirklich beherrscht wird, und mindestens drei Mal so viel, wie das Universitätsstudium von Juristen u. s. w. fordert.

Bei allen Beschränkungen sollen erfahrene Techniker, welche die Anwendung der Wissenschaften kennen, mitentscheiden.

Auch die Fachwissenschaften sollen über die Grundlagen und die gründliche Anwendung in einfachen Fällen nicht hinausgehen; dann ist nicht nur der Mitarbeit in der Praxis, sondern auch jeder höheren selbstständigen Entwickelung besser gedient als durch anwendungslose Vielleruerei.

Die drei wesentlichen Unterrichtsmittel: wissenschaftliche Lehre, Laboratoriums- und Constructionsübungen, sind gleich wichtig. Vorträge ohne Uebungen haben für den Durchschnitt der Studirenden minderen Werth und sind auf das Aeußerste zu beschränken; den Uebungen hingegen ist der größte Werth

Digitized by Google

beizulegen. Die Leistungen sind nur nach selbstständigen Arbeiten in den Uebungen zu beurtheilen.

Von sehr geringem Werth ist die Beschreibung dessen, was in der praktischen Welt vorgeht, und die Vielheit der Specialfächer, die immer nur Beispiele sein können, an welchen die Anwendung geübt wird. Das Vielerlei führt zu encyklopädischer Beschreibung, und damit ist der technischen Erziehung nicht gedient.

Alle Hülfs- und Fachwissenschaften an den technischen Hochschulen müssen von Lehrern gelehrt werden, welche die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntniß beherrschen. Die Hülfswissenschaften sind nicht für die Bedürfnisse des Technikers zuzuschneiden, wie oft verächtlich gesagt wird; aber alle Hochschullehrer müssen Wesen und Ziele der Fachwissenschaften aus eigener, selbstständiger Thätigkeit kennen und sie selbst richtig anwenden können; sonst vermögen sie sie auch nicht zu lehren. Es ist eine Folge der herrschenden Lehrerausbildung, daß es gegenwärtig wenig Theoretiker giebt, welche technische Wissenschaften kennen. Der Ingenieur ist nicht ohne Weiteres ein berufener Lehrer der Hülfswissenschaften; aber er ist befähigt, in verschiedene Fachgebiete wissenschaftlich einzudringen, die dem Theoretiker verschlossen sind. Selbstverständlich muß er vor Allem wissenschaftlich und pädagogisch ausreichend veranlagt sein und wissenschaftliche Studien, wie die Professurcandidaten, getrieben haben, von denen er sich aber dadurch unterscheidet, daß er in technischem Geiste wirkt, der nicht überwiegend den Werkzeugen und Methoden zugewandt ist, daß er verschiedene Anwendungsgebiete kennt, während die Theoretiker keine kennen; denn durch Wissen, Methoden und vom Hörensagen lassen sich technische Eigenart und Schwierigkeiten nicht kennen lernen; technische Einsicht offenbart sich nur durch eigenes Schaffen und Anwenden. Der Glaube, sich nach abstracten Studien in technisches Wesen „hineinarbeiten" zu können, ist irrig. „Technische Erziehung erfordert technisch gebildete Lehrer. Diese selbstverständliche Forderung wird den heftigsten Widerstand finden, weil die Universität alle Lehrer ausbildet, obwohl ihr technische Erziehung fremd ist, und weil die Theoretiker ihr Berufungsgebiet nicht verkleinern und wie bisher in allen Vorbildungsfragen allein entscheiden wollen", schreibt Riedler.

Es sind Prüfungseinrichtungen nothwendig, die gleichwerthig mit den für den Staatsbaudienst bestehenden sind, die aber technischer Thätigkeit entsprechen, Entwickelung der Individualität zulassen und den künstlich genährten Andrang zum Staatsdienst und bevorrechtigten Bildungsgange, den wirthschaftlich schädigenden Zustand beseitigen, daß ein großer Theil der Studirenden unzweckmäßig erzogen wird.

An den technischen Hochschulen ist eine lebhafte geistige Concurrenz der Lehrer zu schaffen. Wenn im Militärdienst geringfügige Anlässe zu Verabschiedungen führen, um die Leitung der Armee auf der erstrebten Höhe zu erhalten, wenn die praktische Selbsterhaltung solche Maßregeln fordert, dann muß für die technischen Hochschulen wenigstens eine ausreichende geistige Concurrenz ermöglicht werden durch Ersatz- und Parallel-Professoren und durch Heranziehung von Docenten aus der Praxis. Hiervon ist das Gedeihen der Hochschulen und der nationalen productiven Thätigkeit abhängig. Die Schädigung einer ganzen Generation und der Nation durch einen einzigen Hochschullehrer, der seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, oder den ein falscher oder überlebter Glanz umgiebt, ist viel größer als der Schaden, den Dutzende verabschiedeter Stabsofficiere hätten anrichten können.

Die allgemeinen Abtheilungen der technischen Hochschulen müssen in der allgemeinen Bildung wie in der technischen Erziehung, Höheres als bisher leisten. Allgemeine Bildung, die aber durchaus nicht gleichbedeutend ist mit bestimmtem literarischen Wissen, ist für technische Thätigkeit von größter Wichtigkeit. Der Ingenieur hat die Arbeit Anderer zu praktischen Zwecken in wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Weise zu leiten, und dies setzt hohen moralischen Einfluß, Vorbild und Menschenkenntniß voraus. Nicht nur intellectuelle und fachliche Bildung, sondern mehr noch Charakter, sittlicher Werth und ein hohes Maaß allgemeiner und menschlicher Bildung sind die Vorbedingungen erfolgreicher Ingenieurarbeit.

Es ist von Interesse, zu beobachten, wie in neuester Zeit die Universitäten den Widerspruch mit der „universitas" erkennen, den sie dadurch geschaffen haben, daß sie technische Studien als nicht vollwerthig bei Seite gelassen. Nun wird das Versäumte nachzuholen versucht, aber ohne das Wesen technischer Bildung zu würdigen. Ein Beispiel hierzu sind die Bemühungen, in Göttingen ein physikalisch-technisches Institut zu errichten.

Die Göttinger Denkschrift enthält zum ersten Mal die Anerkennung technischer Eigenart; sie betont die Wichtigkeit „des wissenschaftlichen Experimentes in Maschinenlaboratorien", des „anschauungsmäßigen Momentes", des „physikalisch-technischen Prakticums", „der Uebungen und Messungen, der Experimente und der Versuche im Großen", der „Makrophysik", „der Versuche in Maschinenbetrieben", kurz der wissenschaftlichen Versuche, welche die Vielheit praktischer Bedingungen umfassen, im Gegensatz zu einseitigen Laboratoriumsversuchen und abstracter Lehre ꝛc. Dieser Anerkennung steht folgerichtig gegenüber die Erwähnung der Mängel der bisherigen Universitätsrichtung: „Die glänzenden wissenschaftlichen Leistungen der Universitäten leiden noch an einer gewissen Vereinseitigung", „durch die Abtrennung von der Technik entgehen uns außerordentlich viele Anregungen", „unser Wirkungskreis ist ein unnatürlich eingegrenzter", „die lebendige Anschauung vom Wesen der Technik fehlt", „Kenntniß der Technik belebt den Unterricht und verleiht dem Lehrer eine erweiterte und vollkommene Wirksamkeit". Die Denkschrift legt den Schwerpunkt auf Anwendung der Wissenschaft. Sie betont die „Bedeutung der wissenschaftlichen Lehre für die Anwendung", „die Zweckbestimmung für die Technik". Es wird Werth gelegt auf „selbstständige Bearbeitung von Problemen, welche der Technik nützen sollen" ꝛc., es wird „Anregung von Seite der Industrie erwartet"; für den Leiter des Universitätsinstitutes, das die höchste Ingenieurbildung gewähren soll, wird eine Kraft verlangt, welche im technischen Betriebe bereits thätig war, und die Anschauung vertreten, daß die „deutsche Industrie ihre Stellung auf dem Weltmarkte nur behaupten könne durch Vereinigung der Fachbildung mit voller mathematisch-physikalischer Bildung".

Nur Eines fehlt in der Göttinger Denkschrift: die Thatsache, daß die technischen Hochschulen, abgesehen von einigen abstracten Gelehrten, dieser Richtung immer dienten. Sie ist nur für die Universität neu und bedeutet den Bruch mit deren bisherigen Grundsätzen der „reinen", „um ihrer selbst willen betriebenen" Wissenschaft ꝛc., die als Dogmen unseren auf Zweck und Anwendung gerichteten Bestrebungen bisher immer schroff entgegengestellt wurden. Wenn aber Göttingen nun durch Einführung eines physikalisch-technischen Institutes das Versäumte nachzuholen vermeint, so liegt darin die Verkennung der Leistungen eines Jahrhunderts und der technischen Wissenschaften. Hierin sieht Riedler den auffälligen Beweis, wie gering das wahre Verständniß technischer Bildung und Wissenschaft ist.

Die in der Denkschrift erwähnte „Wiederaufnahme der großen Göttinger Tradition" bedeutet für ein Universitätsinstitut die Aufnahme aller technischen Wissenschaften: darstellende und synthetische Geometrie, Graphostatik, Mechanik, Festigkeits- und Elasticitätslehre, Hydraulik, Elektrotechnik, Maschinentheorie ꝛc. Die können aber weder von einem Institut noch von ihrem Director beherrscht werden, so wenig es bisher einen Techniker giebt, der die technischen Wissenschaften beherrscht. Es beweist weiter eine völlige Verkennung der technischen Wissenschaften, wenn von „Energievorrath der

Digitized by Google

Lehrkräfte und Lehreinrichtungen der Universitäten" gesprochen wird, die für die Maschinentechnik bisher unbenutzt geblieben sind. Gegenwärtig liegt die Sache etwa umgekehrt: die Ergebnisse technischer Forschung und Anwendung sind den Universitäten unbekannt geblieben. Die Göttinger Denkschrift erwähnt selbst ein hervorragendes Beispiel: die bahnbrechenden Forschungsergebnisse der Festigkeits- und Elasticitätslehre werden in unseren besten und neuesten Lehrbüchern der Physik mit völligem Stillschweigen übergangen, während die veralteten, unzulänglichen, primitiven Versuche mit Seidenfäden „mit aller Ausführlichkeit besprochen werden".

Die Denkschrift sagt: das geplante Universitätsinstitut „werde darauf hinarbeiten, diese Qualität (der deutschen Industrie) gerade nach der Seite zu sichern, die ein Specificum der deutschen Leistungsfähigkeit ist, nämlich nach der Seite ihrer wissenschaftlichen Durchbildung". Hierbei wird nur übersehen, daß das durch die technischen Hochschulen seit ihrem Bestehen gethan wird, und es wird nicht gesagt, wie es etwa „darüber hinaus" die Universitäten besser machen könnten.

Die Universitätsdenkschrift macht fünf Abtheilungen namhaft, die an den technischen Hochschulen längst vorhanden sind und an jeder zahlreiche Lehrkräfte und Hülfskräfte voll in Anspruch nehmen und zahlreicher specifischer Hülfsmittel bedürfen, welche die Universitäten gar nicht besitzen. Dasselbe gilt von den beabsichtigten Vorlesungen, die an den technischen Hochschulen nicht nur auf das Gründlichste vertreten sind, sondern auch die fachwissenschaftliche Anwendung umfassen. Die Täuschung über Schwierigkeiten ist u. A. am schärfsten gekennzeichnet durch die Forderung: „Der Director des Universitätsinstituts muß ein Mann selbstständiger Ideenbildung und Initiative sein, der doch zu Anfang kaum mehr wird sagen können, als daß er seine gesammte Kraft in den Dienst des Unternehmens stellt und daß er zwar gewisse allgemeine Gesichtspunkte besitzt, sich aber im Einzelnen von Zeit und Umständen leiten lassen muß." Das sind Forderungen, welche ungefähr jeder Ingenieur in jeder Stellung selbstverständlich erfüllen muß.

Die völlige Verkennung der Technik zeigt auch die Verheißung: „Auch wird Gelegenheit zu Uebungen im Zeichnen und Construiren zu geben sein." Die technischen Hochschulen haben vier Jahre streng geordneten Unterrichts nöthig und müssen eine geeignete Vorbildung voraussetzen, müssen Lehrfächer wie Zeichnen, darstellende Geometrie, Graphostatik und alle Arten Constructionsübungen treiben, welche die Universität gar nicht kennt, und doch ist es gerade das constructive Gebiet, auf dem die Hochschulen ihrer Aufgabe am schwierigsten genügen können; trotzdem soll dieses Schwierigste im Universitätsinstitut gepflegt werden!

Die Göttinger Bestrebungen beweisen, daß selbst Theoretiker, welche technischer Bildung wohlwollend gegenüberstehen, deren Lebensinteressen ganz und gar nicht kennen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Prof. Riedler's, diesen Mangel und die Nothwendigkeit einer Reform des technischen Unterrichtes nachgewiesen zu haben. Möge man an maßgebender Stelle seine Vorschläge beachten und prüfen!

Das Jubiläum der Narkose.

Von Sanitätsrath A. Graupner.

In diesen Tagen können wir die 50jährige Jubelfeier jener herrlichen Entdeckung feiern, die der berühmte Berliner Chirurg Professor Dieffenbach mit den Worten: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wirklichkeit geworden; der Schmerz, dies höchste Bewußtwerden unserer irdischen Existenz, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Aetherdunstes" begrüßte. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der englische Prediger und Chemiker Josef Priestley die Entdeckung des Stickstoffoxydulgases gemacht. Ungefähr zu derselben Zeit beschäftigte sich ein anderer englischer Chemiker, Humphry Davy, damit, die Wirkungen beim Einathmen verschiedener Gase auf den menschlichen Organismus zu erforschen. Er experimentirte auch mit diesem neuentdeckten Gase zuerst an sich selbst. Monate lang setzte er das Einathmen des von ihm benannten „Lach- oder Luftgases" fort und sah schon damals voraus, was aus seiner Entdeckung werden würde: „Da das Stickstoffoxydul bei seiner starken Wirkung die Fähigkeit zu besitzen scheint, körperlichen Schmerz zu bannen, so könnte es voraussichtlich mit Erfolg bei chirurgischen Operationen benutzt werden." Aber die Chirurgie ging an der neuen Entdeckung achtlos vorüber, so daß diese Versuche bald in Vergessenheit geriethen. Erst 1844 nahm der Zahnarzt Horace Wells in Harstford (Nordamerika) die Sache wieder auf, indem er Versuche an sich selbst damit anstellte. Er athmete das Lustgas ein und ließ sich dann einen Zahn ausziehen, ohne dabei den geringsten Schmerz zu empfinden. Später wandte er das Gas vielfach an bei seinen Operationen, und immer bestätigte sich diese Wirkung. Das bewog ihn, der medicinischen Facultät in Boston seine Entdeckung vorzuführen, aber dieser Versuch mißglückte, wahrscheinlich in Folge ungenügender Apparate, und Wells wurde von den Studenten als ein Schwindler ausgezischt.

Was Davy fast ein halbes Jahrhundert zuvor von seiner Entdeckung erhofft hatte, das erfüllte die Anwendung des in der Mitte des 16. Jahrhunderts von einem deutschen Arzte Valerius Cordus entdeckten Schwefeläthers durch den Professor Charles Jackson in Boston. Eines Tages 1846 kam der Zahnarzt William Morton zu ihm und bat ihn, Stickstoffoxydul für ihn herzustellen, das er bei einer Dame anwenden wollte. Jackson rieth ihm, Schwefeläther statt des Gases einathmen zu lassen, und der Erfolg war so vollkommen, daß man es endlich wagte, durch eine größere chirurgische Operation unter Einwirkung des Aethers den vollgiltigen Beweis für die einschläfernde Wirkung desselben zu erbringen. Am 17. October 1846 ließ Morton einen an einer bösartigen Geschwulst am Halse leidenden Kranken drei Minuten lang Aetherdämpfe einathmen, und Dr. Warren entfernte fast schmerzlos die Geschwulst. Am folgenden Tage unternahm ein anderer Arzt im Hospital die Operation einer großen Geschwulst am Arme einer ätherisirten Frau, ohne daß diese den leisesten Schmerz empfand. Der Erfolg war also ständig. Die Kunde davon erfüllte in wenig Wochen ganz Nordamerika und drang auch nach Europa, wo bereits am 22. December der Arzt Liston in London in der Aethernarkose einem Manne den Oberschenkel amputirte. In Deutschland hat wahrscheinlich der Erlanger Professor Heyfelder zuerst chirurgische Operationen unter Anwendung der Aethernarkose ausgeführt, und in Berlin war der Erste der Orthopäde Dr. Behrend, der einen Klumpfuß unter Aether operirte.

Freilich hatte der Aether seinen Siegeszug kaum vollbracht, als das wirksamere Chloroform, von dem Edinburger Gynäkologen J. G. Simpson warm empfohlen, an seine Stelle trat. Indeß ist das Chloroform das verhältnißmäßig gefährlichste Betäubungsmittel, denn genaue statistische Erhebungen haben bei 2647 Chloroformnarkosen ein Todesfall ergeben, während bei Aethernarkosen auf 13 160 erst ein Todesfall kommt. Es ist daher in jüngster Zeit dessen Anwendung zurückgegangen, und der Aether hat neuerdings Anerkennung gefunden. Auch das Lachgas ist theilweise wieder zu Ehren gekommen, wenigstens wird es vielfach bei Zahnoperationen angewendet. Die Männer aber, denen wir die Wohlthat der Narkose verdanken, hat ein trauriges Schicksal getroffen. Jackson starb geisteskrank, Morton in Armuth,

Digitized by Google

und Wells endete, arm, polizeilich verfolgt, in geistiger Umnachtung durch Selbstmord, indem er sich im Bade die Pulsader öffnete und Aether einathmete.

Der Bonner Professor C. Binz hat neulich bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart eine kleine Jubiläumsschrift: „Der Aether gegen den Schmerz" erscheinen lassen, eine ganz vortreffliche, auch für das große Publicum fesselnde und lehrreiche Geschichte der Narkose, auf die wir unsere Leser, die Eingehenderes erfahren möchten, hinweisen müssen. Besonders interessant ist seine Schilderung der vielfachen Gegnerschaften, welche eine der segenvollsten Entdeckungen bei ihrer Einführung in die medicinische Praxis fand. Zumal in England, bei den schottischen Puritanern, aber auch von Seiten angesehener Männer der Wissenschaft. Da erschien z. B. in dem Edinburger Journal für Medicin und Chirurgie eine Abhandlung mit der Ueberschrift: „Ueber die schädlichen Wirkungen des Einathmens von Aether." Darin las man folgende Stelle: „Schmerz während der Operationen ist in der Mehrheit der Fälle sogar wünschenswerth; sein Fernhalten oder Unterdrücken ist meistens ein für den Kranken gewagtes Unternehmen. Im Geburtszimmer ist nichts wahrer als das. Schmerz ist die Sicherheit der Mutter, seine Abwesenheit ihr Verderb. Und doch, es giebt Leute, die verwegen genug sind, sogar in solchen kritischen Zuständen den Aether zu verordnen, uneingedenk dessen, daß geschrieben steht: Du sollst in Schmerzen gebären." Das war kein vereinzeltes Geschoß, das von der Zinne Sions auf den Aether herabflog. „Nicht wenigen Aerzten," klagt Prof. Simpson, „bin ich begegnet, die mir denselben Einwand machten. Sie weigerten sich ihre Patientinnen von den Leiden des Kindbettes zu befreien auf Grund ihres Glaubens, es sei die Anwendung dazu passender Schlafmittel unschriftgemäß und unreligiös. Man hat mir ferner mitgetheilt, in einer medicinischen Lehranstalt habe man vom Katheder herab öffentlich es als einen Angriff auf die Befehle und Einrichtungen der Vorsehung erklärt, also strafbar und ketzerisch in seinem Charakter, daß ich die Hervorbringung von Schmerzlosigkeit während der Geburt eingeführt und empfohlen habe. Aengstlich müsse das von allen anständig denkenden Praktikern vermieden und geflohen werden. In der Medicinischen Gesellschaft zu X. verlas Jemand eine wilde und fanatische Abhandlung über diesen Gegenstand, die der Verfasser mir zugeschickt hat. Die Gesellschaft soll sie mit nicht geringem Beifall aufgenommen haben. Einige Docenten der Geburtshülfe in London und Dublin haben offen dieselbe Art und Richtung des Widerspruchs eingeschlagen." Ja, die Frauen selbst machten Simpson zu schaffen. Einige konsultirten ihren Geistlichen. „Eines Tages," so erzählt er, „begegnete ich dem Reverend Dr. H. Er hielt mich an und sagte mir, daß er eben von einer Wöchnerin komme, deren Gewissen er in dieser Angelegenheit entlastet habe. Sie hatte sich während der Wehen narkotisiren lassen, um dem Schmerz zu entgehen, und fühlte sich seither unglücklich in dem Gedanken, daß sie sehr unrecht und sehr sündhaft gehandelt habe. Ein Geistlicher schrieb an einen mir befreundeten Arzt einen Brief, worin wörtlich steht: Chloroform ist eine Lockspeise des Satans, die er zur Wohlthat für die Frauen darbietet; aber sie wird die menschliche Gesellschaft verhärten und Gott des tiefen, ernsten Weheschreiens berauben, das sich in der Zeit der Mühen und der Noth zu ihm erhebt."

Diese Blüthenlese möge genügen, um den Gewissenssturm zu kennzeichnen, den Aether und Chloroform zunächst in Schottland hervorriefen. Wir wundern uns darüber, aber noch mehr wundern wir uns vielleicht, daß Simpson, der hoch angesehene Arzt und Gelehrte, sich gemüßigt oder genöthigt glaubte, mit allem Rüstzeug der Wissenschaft dagegen anzukämpfen. Das geschah in einer eigenen, heute sehr selten gewordenen kleinen Schrift, die den Titel hat: „Antwort auf die religiösen Einwürfe, die gegen die Anwendung schmerzstillender Mittel in der Chirurgie und Geburtshülfe gemacht worden sind." Die erste Auflage erschien zu Edinburg im December 1847. Der Verfasser klagt, daß seine Widersacher weder den Wortlaut noch den Geist des biblischen Fluches genügend kennten. Er geht ein auf die eigentliche Bedeutung des hebräischen Wortes, das im Englischen mit sorrow und im Deutschen mit „Schmerzen" übersetzt ist, zerlegt mit allem Ernst eines Exegeten von Fach auf neun Druckseiten die Bedeutung der Verse 14—19 des dritten Capitels der Genesis, beruft sich auf Luther und Calvin, Gesenius und Hengstenberg und kommt zu dem Schlusse, daß die hebräische Benennung keineswegs Schmerzen bedeute, und daß, wenn es das wirklich sollte, es doch nicht buchstäblich zu nehmen sei. Aber selbst zugegeben, es sei buchstäblich zu nehmen im Sinne von Schmerz, fündigt dann — ruft Simpson aus — nicht auch der Landwirth, der die Dornen und Disteln auf seinem Acker ausrottet? Umgeht er nicht das göttliche Gebot, wenn er in seiner Thätigkeit den Schweiß von seinem Angesicht ferne hält, indem er das Pferd und den Ochsen für sich arbeiten läßt oder gar die Kraft des Wassers und des Dampfes benutzt, um das Säen, Schneiden, Dreschen und Mahlen durch Maschinen zu besorgen? — Müssen wir den einen Theil des Fluches erdulden ohne den Versuch zur Abwehr, so ist das nöthig auch für den andern. Es giebt ferner Negerstämme, deren Weiber so leicht gebären, daß von Schmerz so gut wie nichts vorhanden ist. Sind sie von dem Fluche ausgenommen, oder warum sollen die Frauen der civilisirten Völker mehr leiden müssen als jene? — Als Jenner die Kuhpockenimpfung einführte, da erhoben sich gerade wie jetzt geistliche Stimmen. „Die Menschenpocke," sagte einer, „ist eine von Gott geschickte Heimsuchung. Gott hat sie gewollt; die Kuhpocke ist eine Erfindung vermessener und unfrommer Männer, eine unverschämte und profane Verletzung unserer heiligen Religion. Diese Impfer bieten dem Himmel selbst frechen Trotz, ja dem klaren Willen Gottes." Im vorigen Jahrhundert trennte man das Korn von der Spreu im Schweiße des Angesichts durch Umwerfen und Schwingen auf einer breiten Schaufel und wartete mit dieser Arbeit, bis ein dafür günstiger Wind war. Da erfand man die bekannte Maschine, die dasselbe durch Erzeugen eines starken Luftstromes leicht und immer vollbringt. In den Augen mancher Leute war das „des Teufels Wind", und ein Geistlicher wies diejenigen seiner Heerde, die sich dessen bedienten, um so ihr Korn viel besser und bequemer zu reinigen, vom Tische des Herrn zurück.

Beruhigt euch, ihr von Gewissensangst geplagten Mütter, ruft er aus. Während ihr eure Kinder tragt und während ihr sie aufzieht, bleibt für euch eine Masse von Schmerzen übrig, denen ihr nicht entrinnen könnt, ganz unabhängig von denen der Geburt. Es ist ein ungeheuerlicher Gedanke, daß der Gott der Gnade Verlangen nach und Freude in dem Opfer empfinden sollte, das eine in den Wehen leidende und schreiende Frau ihm darbringt. Das ist eine Meinung, die für die Blindheit und den Fanatismus der Mohammedaner paßt, nicht für uns. Seht doch her, wie auf dem Wege der Anwendung von Aether oder Chloroform das Leben von solchen Menschen erhalten wird, die sonst dem Tode verfallen wären. „Vor einigen Monaten habe ich eine genaue und sorgsame Statistik in mehreren britischen Hospitälern gesammelt und dann veröffentlicht, die lehrte, daß die Eingriffe der Chirurgie viel weniger tödtlich sind, wenn unter dem Einflusse von Aether oder Chloroform ausgeführt, als wenn wie früher unter all' den Schrecknissen und Qualen des Wachseins. Vorher starben von hundert Kranken, denen der Oberschenkel amputirt worden war, vierzig bis fünfundvierzig, nachher von hundert nur fünfundzwanzig, oder in anderen Worten: in hundert solcher Operationen wurden durch die Anwendung der tief einschläfernden Mittel fünfzehn bis zwanzig menschliche Leben gerettet." Aehnliche Ergebnisse —

Digitized by Google

so fährt er fort — für das Leben, ganz abgesehen von der Wohlthat der Schmerzunterdrückung, scheinen sich bei den Geburten herauszustellen. Langdauernde Wehen sind hier eine Ursache der Erschöpfung. Werden sie nicht empfunden, so spart das Nervensystem seine Kraft.

Dieselbe Bewegung ging im nächsten Jahre in England los, wo bis dahin der Widerspruch nur vereinzelt geblieben war. Wir erkennen jenes schon aus dem Titel einer Broschüre, die ein hervorragender Londoner Arzt 1848 erscheinen ließ: „Autorität der Schrift zu Gunsten der Milderung des Wehenschmerzes durch Chloroform und andere tief einschläfernde Mittel. Von Dr. Prothero Smith." Um den arg geplagten Müttern die Wohlthat der Narkose zu wahren, führt er sogar die Lehre von der Erlösung und Rechtfertigung gegen die Fanatiker in's Feld, wiederholt im Uebrigen einen Theil der von Simpson bereits vorgebrachten Gründe. Dieser konnte seinem Kampfgenossen am 8. Juli desselben Jahres tröstend schreiben, er höre in Schottland nichts mehr von einer religiösen oder sonstigen Opposition gegen den Gebrauch von Aether oder Chloroform bei Geburten. In Folge seiner Vertheidigung vom December vorigen Jahres seien ihm von ausgezeichneten Theologen und angesehenen Pfarrern mehrere Briefe zugegangen, und zwar von Presbyterianern, Independenten, Episkopalen und sogar von englischen Hochkirchlern, darunter von einem hervorragend angesehenen Bischof, alle des Inhalts, daß seine Ansicht von ihnen getheilt werde. Ein ihm persönlich unbekannter hochstehender Theologe hatte ihm geschrieben, er halte die den Aether bei der Geburt verdammenden Urtheile seiner Amtsbrüder für unwissend und ungerecht; sie erinnerten ihn daran, daß man auch gegen die Aufhebung der Sclaverei angekämpft habe, weil gemäß einem biblischen Fluche Cham und seine Nachkommen auf ewig verurtheilt seien, dem Sem und Japhet zu dienen. In London dachte man stellenweise noch ganz anders. Ein gelehrter Theologe schrieb: „Schmerz ist das Medium von Gottes besonderer Güte gegen uns und ist deßhalb nicht ein Fluch für uns, nicht ein nothwendiges Uebel, das wir in einfacher Ergebung hinnehmen müssen, sondern das wir anzusehen haben als eine Segnung des Evangeliums". Und diese Stelle citirte ein in der Praxis stehender Herr G. und knüpfte allerlei Betrachtungen daran, um gegen die Anwendung der Narkose bei einfachen Geburten zu Felde zu ziehen. „Diese Anwendung von Aether ist unbedingt verwerflich, und ich frage, ob es noch lange dauern soll, bis sie dem Gesetze gemäß als ein Verbrechen betrachtet werden wird." Ein gleichzeitiges medicinisches Blatt erledigte diesen Widerspruch mit den treffenden Worten: „Ueber hundert Jahre wird die Schrift des Herrn G. als eine literarische Merkwürdigkeit ihrer Art geschätzt und citirt werden, und wird abermals ein Beispiel der thörichten und beklagenswerthen Declamationen sein, zu denen medicinische Vorurtheile mitunter Aerzte verführen, sobald etwas Neues vorgeschlagen wird." Ein dritter Grund wurde gegen die Narkose in der regelrechten Geburt geltend gemacht. Er erinnert uns an das heutige Reclamegeschrei der sogenannten Naturheilkunde. Was diese Art des Widerspruchs gegen den Aether angeht, so hatte schon im Jahre vorher eine irische Dame zu Simpson gesagt, es sei ganz gegen die Natur, den Frauen während der Geburt den Schmerz zu benehmen. Simpson antwortete ihr schlagfertig: „Und es war ganz gegen die Natur von Ihnen, von Irland nach Schottland zu schwimmen entgegen Wind und Fluth und noch dazu in einem Dampfboot." Es sei viel richtiger, so schrieb ein Londoner Praktiker, dem, was die Natur vollführe, nicht künstlich in den Weg zu treten, sondern es naturgemäß ablaufen zu lassen. Simpson rieth in seinem Briefe an Dr. P. Smith in London, dem Manne zu antworten, die naturgemäße Bedeckung eines Menschen sei seine Haut, und dennoch trage alle Welt bei uns Kleider, ohne daran zu denken, daß das unnatürlich sei. Man koche die Speisen und würze sie; warum genieße man sie der Natürlichkeit wegen nicht roh? — Man fahre in Kutschen und anderen Beförderungsmitteln, während doch das Zufußelaufen das einzig Natürliche sei.

Aber die ernsten und die trivialen Widerstände wichen rasch und es blieb nur die Frage, wie der neue und ungeahnte Fortschritt immer mehr von seinen Nachtheilen befreit und immer ausgedehnter für den leidenden Menschen verwerthet werde. „Wohin kann diese große Entdeckung noch führen?" So schrieb vor bald fünfzig Jahren Dieffenbach in Berlin. Daß sie nicht die letzte Frucht der neuen Erkenntniß war, haben die Mehrung der schmerzverhütenden Mittel und die Verbesserung der Methoden gelehrt. Ununterbrochen schreitet die stille Arbeit der wissenschaftlichen Laboratorien weiter, und geschieht der vorsichtige Versuch am Menschen, um Besseres und Zuverlässigeres an die Stelle des Alten zu setzen. Ein weites Feld liegt vor uns. Es giebt noch manchen körperlichen Schmerz, dem mit Sicherheit vorzubeugen wir nicht gelernt haben. Prof. Binz erinnert an die zahlreichen Neuralgien aller Art, an die Gallensteinkolik, an die Ischias, an die Schmerzen, die herrühren von bleibenden Veränderungen in den Nervencentren. „Wie oft nicht führt das alles den Gequälten zum Selbstmord! — Den einzelnen Anfall können wir durch Aether und Chloroform unterdrücken oder durch die Morphinspritze, die trotz allem Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird, ein Segen bleibt; aber das sichere Nichtaufkommenlassen des Schmerzes ein für alle Mal können wir nicht. Meistens sind uns die Ursachen unbekannt und wir kämpfen darum mit unseren Maßregeln in's Dunkle hinein, ohne zu wissen, ob wir treffen."

Der Rückblick auf die früheren Zustände tröstet uns beim Betrachten solcher Unvollkommenheiten und Lücken. Greifbar erhebt sich vor unseren Augen das seit fünfzig Jahren Errungene. Was waren die Zustände bei uns vor hundert und zweihundert Jahren? „Der historisch unterrichtete Mediciner weiß es und der Laie braucht es nicht zu wissen, welch unsägliche Rohheit damals noch in der Wundarzneikunst herrschte," antwortet Binz. Es mag eine gewisse Genugthuung darin gefunden werden, daß es auf anderen menschlichen Gebieten nicht anders aussah. Ist diese Genugthuung auch nicht viel werth, so werden wir doch gerne dahin gedrängt, die Leistungen des Menschengeistes in der Vergangenheit, wenn auch von verschiedener Art, aber doch aus der gleichen Zeit einander gegenüberzustellen, sie abzuwägen und, wenn möglich, den Unterschied zu ziehen. Da bietet nun die alte Strafrechtspflege für uns die besten Vergleichspunkte. Sie handhabte den Schmerz nicht nur als Strafmittel, als welches er heute noch seine Berechtigung hat, falls er die Gesundheit nicht schädigt, sondern hauptsächlich als Untersuchungsmittel; und wie es da zuging, das ragt hervor als Schandpfahl in der Geschichte. Gerade die Bearbeiter der Wissenschaft waren es, die den Uebergang zur Folter vermittelten und sie vertheidigten und festhielten. Da saßen sie, beriethen sich mit Schindern und Henkern und forschten mit heißem Bemühen nach den besten Methoden, um dem Menschen möglichst große Schmerzen zu bereiten, damit er, durch deren Unerträglichkeit gepreßt, irgend eine Unthat gestehe, die er nicht begangen hatte. Noch 1769 wurde das in einem stattlichen Bande mit feinen Abbildungen zum Nutzen und Frommen des Rechts zusammengestellt und durch den Druck veröffentlicht. Was wilde Thiere an ihrer lebenden Beute vollführen, das wird durch solche Folterordnungen christlicher Nationen in den Schatten gestellt. Auch das ist vorüber, in einigen deutschen Staaten freilich erst seit Anfang dieses Jahrhunderts, aber ganz gesund ist es, zuweilen daran erinnert zu werden. Unsere Criminalisten überdenken es heute mit demselben heißen Bemühen, wie sie die Zwecke der Untersuchung und der Strafe am besten erreichen, ohne Beides zur „Pein" werden zu lassen. Es geht auch so, und zwar geht es viel

Digitized by Google

besser als zur Zeit jener Barbarei. Solche Bestrebungen auf diesem Gebiete wie auf anderen schreiten parallel mit dem, was die Einführung des Aethers in die Chirurgie gegenüber der reichsten Quelle körperlichen Schmerzes geschaffen hat. Der Wille und die Fähigkeit der menschlichen Gesellschaft, den Schmerz abzuwehren und zu unterdrücken, ist ein Maßstab für ihre Gesittung.

Literatur und Kunst.

Ricarda Huch.

Von Otto Stoeßl.

Die Berge der Schweiz sammeln ein tüchtiges, der eigenen Art ergebenes Volk. Die Künstler des Landes sind voll von stetem Heimathsgefühl. Spät, wie erst die höchste Sonne zu einem fernen Thal, dringt das Fremde zu ihnen, wenn es den reifsten Stand erreicht hat; ihre Werke werden davon überstrahlt, ohne ihr Wesen, die ruhige Gelassenheit ihrer Art aufzugeben. Indeß die übrigen Völker allmälig in den Künsten einander zu durchdringen scheinen, sich selbst verlieren mögen, um sich neu zu finden, ein „junges Europa" schaffend, sieht man hier alle in eine conservative, heimische Kunst, die noch jetzt keine andern Lehrmeister kennt, als die Art ihres Volkes. Drei Dichter zeigen dies: Keller, Gotthelf, Conrad Ferdinand Meyer; jeder einen andern Stand. Keller, der bürgerliche Meister Gottfried, diesmal von Zürich, der unter den Bürgern wandelt, in ihren ehrbaren Häusern, bei ihren Schnurren und Lächerlichkeiten, bei ihrer einfachen Würde; Gotthelf, der Bauernprediger, der Moralist des fruchtbaren Ackerlandes, das sich dem Schutz des Schweizer Gottes zu Füßen legt; endlich Conrad Ferdinand Meyer auf der Kilchberger Höhe, der gelehrte Patricier, mit einem leuchtenden Blick in die großen Fernen sehend, mit einem Schaffen, das dichtend Geschichte vorträgt und doch wieder nie in die Fremde entwandert, sondern immer in seiner Heimath weilt, und dessen Seele in den Gedichten von ihr mit starken Flügeln getragen wird. Nun tritt zu diesen eine Frau: Ricarda Huch, zwar keine Schweizerin, sondern eine Deutsche (1864 in Braunschweig geboren), aber in Zürich seit längerer Zeit lebend, als Secretärin der Stadtbibliothek. Sie ist eine Schülerin und Freundin Conrad Ferdinand Meyer's, der ihr Talent entdeckt und gefördert hat. Sie scheint die feinste Cultur zu haben und zugleich ein müheloses, adeliges Schalten damit, man denkt sich ihren Bildungsgang gern in weiten, glücklichen Bahnen, mühelos das pflückend, was Andere jagend und vergeblich suchen. Ihre Kunst wirkt nicht so sehr groß, als tief, etwas verschleiert, von dämmernden Farben, trotz der steten Klarheit der Betrachtung und Gesinnung, trotz des ruhigen Athems der reinen Sprache. Nicht einen Stand drückt sie aus, am wenigsten das Weib des Schweizerlandes, sondern, vielleicht die modernste dort, die von den Schönheiten der Cultur ganz durchsättigte Kunst, die nun noch die Kraft hat, eine zweite Naivetät zu gewinnen, — treu wie die Schweizer —, die alten, volksthümlichen Formen zu bewahren und zu beleben. Man sieht in den paar Werken deutlich diesen Gang, vom Drama, das einen völligen Bildungsstoff und zugleich einen innern Kampf noch ein wenig schulmäßig zu bewältigen sucht, zum Roman, der eine heutige Begebenheit zu einer weitverzweigten Handlung ausbreitet und durch eine goetheisirende Weise wunderlich stilisirt, dann zu Gedichten, in denen historische Stoffe, philosophische Ideen, parabolische Bilder behandelt, Bildungswege gegangen werden, an deren Saum aber die besten Blüthen von Liedern stehn; endlich zum Märchen, das von ganz gerundeter Art, in den alten Volkston das heutige Leben bringt. Hier ist diese zweite Naivetät völlig erreicht, die Bildung wieder Natur geworden, fast unbewußt die Gedanken färbend, mit einer Phantasie, deren Schwung sich nach hohen Zielen wölbt und dennoch niemals den Boden verliert, so daß gerade die größte Freiheit des Geistes, der seine Gedanken ordnen und, nicht mehr von ihrer Fülle erdrückt, sie beherrschen kann, endlich spielerisch, wie im Traum mit ihnen umgeht und kindlich schaltet; die Wirklichkeiten werden Märchen. Andere Formen verweilen treu im Leben; die Tiefe eines künstlerischen Verstandes will sie über das heutige Geschehen hinausheben, an ihnen das Bleibende zeigen; der stilisirte Roman zeichnet diese Linien des Lebens, läßt aus den einfachen, starken Begebenheiten ewige Züge, einen aus dem andern tauchen und in klugen Linien sich verschwistern; endlich aber bei einem fertigen Schaffen, das mit dem Leben spielen gelernt hat, das Märchen, das die irdischen Menschen in den Wunderboden bringt, der ihr innerstes Wesen ohne die Hemmung der Wirklichkeit zur ganzen Blüthe bringt. Es dürfte gut sein, vom Allgemeinen diesem Gang der Künstlerin nachzugehen, seine Linien weiterzuverfolgen und wieder über das Gegenwärtige und Gegebene auf die Richtung zu schließen, in der er sich weiter bewegen dürfte. Einer starken, einfachen Natur von ungetrübter Flamme müßte das Drama am besten zusagen. Alle Werke der Huch sind aus einem solchen kräftigen Zug geboren und darum auch alle ihre Menschen im Wesen dramatische Charaktere, die unverändert einer Richtung folgen, eine Eigenschaft durch's Leben tragen und wieder von ihr getragen werden.

„Evoe" (Berlin, W. Herz), ein solches dramatisches Spiel, drückt einen innern Kampf so aus und versetzt ihn in das lebhafte Spiel rascher Begebenheiten; lyrische Seelenzustände in Gestalten gebracht, von den zufälligen Verbindungen im Geiste dessen, der sie hegt, gelöst, in Menschen der Welt versetzt und gleichsam als Seele in den Thon gegossen, scheinen am besten in der dramatischen Form wiedergeboren, aus der verwirrten Unmittelbarkeit des subjectiven Fühlens, können sie dort in reinen Trieben wirkend gezeigt werden, und was in der Seele des Künstlers miteinander ringt, kann Zug um Zug in andere Menschen gebracht werden, deren jeder einen Trieb auslebt, mit denen der andere kreuzt, so daß man aus den dramatischen Abenteuern zugleich auf das Schicksal der Seele schließt; diese Art gewährt dem Künstler die seltene Lust, den Gott seines eigenen Lebens zu spielen, zu entscheiden, zu strafen, Sieg und Untergang zu bestimmen. So etwa kann man sich diesen Renaissancestoff construirt denken. Die Phantasie findet rasch — sie construirt nicht bewußt, einen Gegenstand für das erste Problem, das den Künstler im Leben ergreift: für den Kampf zwischen dem starken, enthaltsamen Denken, zwischen der Askese der Vernunft und der blühenden Lust der Gefühle und Sinne. Der skeptische Verstand will die schweifenden Begierden durch seine kalte und wilde Energie tödten, aber Lust um Lust steigt mit flatternden Wimpeln empor, alle entfalten ihre bunten Fahnen und ihre Kraft und Schönheit siegt. Die naheliegendste Zeit und Handlung für dieses innere Geschehen ist sicher in der Zeit der am lebhaftesten brennenden Gegensätze, also in der dramatischsten, der Renaissance, mit ihren uneingeschränkten Naturen. Im italischen Land schallt das Evoe der jauchzenden, freudigen Wiedergeborenen gegen das Miserere der Asketen. In einer prächtigen Antithese, diesem Hauptmittel dramatischer Führung, wird hier der Scheiterhaufen gezeigt, in den die Bürger vom Bußprediger gezwungen alle Kostbarkeiten ihres Lebens werfen, ihre Schätze, Ketten, Ehren, Bücher, Schmuck, Kränze, Gewänder und plötzlich schlingt der singende Tanz der neuen Bacchanten seine blühenden Reihen um diese feierliche, selbsttödtende Flamme, und die Lust, anstatt der Vernichtung, schlägt purpurn zum Himmel. Genau sieht man an diesem ersten Werk die starken Bildungseinflüsse; es wird

Digitized by Google

mit ihren Schätzen und Werthen ein hoher Prunk getrieben, — bei einer starken, dramatischen Kraft, — wird dennoch das Moment der innern Entstehung vernachlässigt, die allzu Shakespearische Sprache geht nicht aus sich heraus, vergißt sich niemals, die Leidenschaften sind ein wenig theatermäßig; man gewinnt den Eindruck einer Berglandschaft, deren Höhen nicht scharf umrissen sind und in den dämmernden Lüften ineinandertauchen.

Dann erschien der Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngern" (Berlin, W. Herz). Die Dichterin ist völlig objectiv geworden oder möchte es sein, um ein umfassendes Bild der Welt zu bezwingen. Ihr in sich ruhendes, klares, geschlossenes Wesen, — dies bringt sie in einen gewissen Gegensatz zu manchen Modernen — sieht die Menschen der Welt in völlig ausgeprägten, ganz abgezielten Naturen; jeder ist ein Sinnbild eines Triebes, trotz einer umfangreichen Handlung bildet sich eine seltsame Einfachheit, Alles ist in starken Umrissen gezeichnet und von decorativer, einfarbiger Wirkung. Die Zeit der Cholera in Hamburg, die Wirkung dieser Krankheit und der seelischen Leiden auf ein weitverzweigtes Patricierhaus. Auf die Gegenwart, in der die Handlung sich vollzieht, ist gar kein Gewicht gelegt, die Menschen scheinen sich in den Rathsherrntrachten des 16. Jahrhunderts zu bewegen, ihre Worte tragen dasselbe alterthümliche Gewand mit den schweren, goldenen Ketten und den blühenden Spitzenkrägen, ihre Namen sind aus dieser Zeit, und so will schon der äußere Schein die innere Absicht bestärken, das heutige Geschehen vom bindenden Tage zu lösen, das Typische daran zu tilgen und gerade das Uebermächtige, Einsame der Menschen, die ungebändigt ihre Wege gehen, hervorzuheben. Leicht sieht man das Dramatische, Unepische des Stoffes ein, er wird erst zum Roman dadurch, daß nicht die unmittelbaren Erlebnisse der Personen vorgebracht werden, sondern im milden Lichte der Betrachtung eines abseits Stehenden erscheinen. Die Sprache wird feierlich; es redet der letzte eines reichen, hohen Patriciergeschlechtes aus der freiwilligen Muße eines Klosters, im Bedürfniß, die Ueberfülle der gewaltigen Ereignisse vor sich selbst zu bedenken, zu rechtfertigen, auszubreiten. Eine dunkle, ehrwürdige Weise wird versucht; vielleicht schwebt dem Plane dieses Romans wieder ein uraltes dramatisches Motiv vor: das Schicksal einer äschyleischmächtigen Familie, die man durch einen unfaßbaren, düstern Willen über dunkle Wege Einen um den Andern in den Abgrund sinken sieht. Jeder ahnt das Ende und schreitet dennoch dahin. Keinem ist eine Rückkehr gegönnt, denn er müßte sich von sich selbst rückwenden. Ein Gebot oberer Mächte, oder solcher, die in der Brust der Menschen herrschen, scheint in einem feierlichen Rhythmus den Gang der Helden zu lenken. So entdeckt man eine zweite Absicht, einen neuen Stil aus der alterthümlichen, chronikartigen Weise; nicht allein das tragische Schicksal einer heutigen Familie soll in's Ewige gerückt, sondern zugleich das Rhythmische, Harmonische angedeutet werden, das den Grund der Schicksale bildet. Das Schwerste: Tod, Untergang, Verbrechen soll nicht als zufällig, erbarmungslos, ungeordnet, darum roh und häßlich erscheinen, sondern harmonisch, naturgewachsen, nothwendig, auch bei verborgenen Gründen, aus geheimen Wurzeln strebend, so daß der ganze Wuchs des Lebens aus jedem einzelnen Wesen aufsteigt. Auch darin mag man starke dramatische Momente erblicken, dieses ungehemmte Wachsthum der Naturen, dieses Hinzielen eines Jeden nach dem tiefsten Erfüllen seines Wesens, dadurch die einsame Schönheit im Guten oder Bösen zu entwickeln. Die Sprache und der Stoff selbst erscheinen rythmisch, das Ganze aber wie eine decorative Malerei; etwa eine jener kunstvollen, alterthümlichen Tapeten, deren Muster in harmonischen Verschlingungen ineinander wirken, sich lösen, wieder ineinander zurückkehren, eines aus dem andern wachsen und wieder zusammenstreben. Ein Schicksal wird die Zeichnung für das Schicksal Aller, das eine Leben läßt, in seinen Linien fortgesetzt, auf das Ganze schließen. Die Form des Romans ist gewählt, um mehr Auseinanderliegendes einzufassen und die Zeiten und Folgen, Vergangenes und Künftiges in einem Gebilde zu umhegen. Fast wird sogar dieser Ring durch die Ueberfülle der Begebenheiten gesprengt und durch die dramatische Erhöhung der Charaktere dem Ganzen fast das Ansehen der Sage gegeben, die irdische Menschen in den goldenen Grund unerhörter Möglichkeiten stellt.

Nach diesem großen Versuch, der eine bedeutende Kraft, tiefen, bewußten Willen und Plan verrieth, folgte ein Band „Gedichte" (Leipzig, H. Haessel). Man muß darin frühere, einfachere Entwicklungsstadien der Künstlerin sehen, die hier in der engeren, schlichteren Form sich und die Welt ausdrücken wollte, ehe sie es in den ausgebreiteten, objectiven unternahm. Allein auch in dieser blühenden, mannigfaltigen Fülle erkennt man leicht und freudig Ordnung, Plan, Gesetz. Wieder ist die Bildung und der Genuß der Schönheit und Kunst thätig, erfinden sich eine Menge historischer Stoffe, philosophischer und parabolischer Bilder, zugleich aber diese gerettete Naivetät, diese zweite Jungfräulichkeit, die alle Schätze schlicht ausbreitet. Alles ist voll Klang, einfach, ungesucht rhythmisch, die sanftesten Reime werden glänzend, wie ein blanker, alterthümlicher Schmuck, die Worte werden aus den täglichen, gemeinen Verbindungen gelöst und gewinnen ihre Keuschheit und einsame Schönheit wieder, langgetrennte oder nie vereinte verbinden sich. Alles sagt mühe- und rastlos, was es zu sagen hat. Nirgends ist ein gesuchter oder bedeutender Ton, überall die gleiche natürliche Weise, so daß Alles zu Klang und Lied strebt, ohne doch wieder dies ganz zu erreichen, weil die Naivetät eine seltsam überfeinerte, zarte und erworbene ist. Und wieder ist diese Lyrik leicht unpersönlich, wie die erste Naivetät der Volkslieder, vielmehr ist das Wesen der Dichterin aus jedem Wort zu lesen, weil eben jedes zu dem Sinn und Erscheinen der Welt nicht die allgemeinen, abgebrauchten Verbindungen hat, sondern neue, die nur diesem Ich, mit diesen Augen und diesem Empfinden entsprechen. Nirgends ist die Eigenart gesucht, überall im einfachsten Satz deutlich. Durch den Geist ist die Sprache persönlich geprägt, als sein unmittelbarster Ausdruck. Er ist geschult, die Sprache naiv. Die höchste Cultur bringt gerade diese große Natürlichkeit hervor; es ist gar keine Mühe, die Gedanken in neuer Form zu sagen, weil die Gedanken selbst ihren Stil haben, denen die Worte nur treu zu sein brauchen, um ihn auch zu besitzen. Ein klarer Sinn ist durch das Ganze geschlungen: der stete Weg der Seele vom Tod zum Leben; hinter jeder Lust steht der Tod und hält seine Ernte. Die Frucht aller Schönheit wird von ihm gepflückt. Und wild jauchzt das Leben dagegen, stolz gehen die Schläge der jungen Brust. So ist auch dieses Buch ein ganzes, gegeschlossenes. Und vielleicht ist gerade dieser Vorzug sein ganzer und einziger Fehler, das ziellose, ganz unbewußte, dionysische Schweifen fehlt; es ist kein ganzes Volkslied darunter, diese Gedichte haben den holden, unvergleichlichen Zauber wissender Jungfrauen, in deren Augen der leise Schleier erhoffter Lust leuchtet. Die Verbindung von auserlesener Feinheit des Geistes und tiefer Schlichtheit des Gefühles ist auf's Innigste erreicht.

Das Letzte und Beste ist die Märchennovelle „Der Mondreigen von Schlaraffis" (Leipzig, H. Haessel). Das Märchenhafte liegt gar nicht im Stoff, nur in dessen Sinn und in der Art, ihn vorzubringen. Die Erzählung läßt sich überall, wo man sie ergreift, wahrhaft und irdisch an; märchenhaft ist eben schon der Boden, aus dem sie wächst, in dem sie klug gepflanzt ist: sie spielt zu Schlaraffis „einer wunderlichen Stadt irgendwo in der westlichen Schweiz und die Leute halten da so fest an manchen Gebräuchen, die anderswo nicht bekannt sind". Schon ist dadurch manche wundersame Möglichkeit bereitet. — Dort besteht die Sitte, daß

Digitized by Google

sich die Menschen in den hellen Sommernächten auf einer großen Wiese versammeln und unter Reigengesängen mit verschlungenen Händen im Mondlicht tanzen, sie scheinen ganz der Seligkeit dieses träumerischen Tanzes und Gesanges hingegeben. Ein kleiner Junge steht abseits, sieht zu, sehnt sich nach dem Reigen, und trotzdem er nur irgend einem die Hände zu reichen brauchte, um an der allgemeinen Lustbarkeit theilzunehmen, hält er sich fern. So groß ist seine Sehnsucht, als fürchte er, sie durch die irdische Vollendung zu zerstören. Namentlich ein blondes, tanzendes Kind giebt dieser Sehnsucht das Ziel der Liebe, und der Knabe, sonst ein fleißiger, sparsamer, nüchterner Junge ergiebt sich der seligen Hoffnung, einmal diese blonde Gestalt zu erwerben. Dies könne, so bildet er sich ein, nur durch Glanz, Ansehen und Größe erreicht werden, die er im Leben zu gewinnen strebt. Und mit seiner nüchternen Beharrlichkeit geht er auf dieses Ziel los, indeß das lebendige Geschöpf seiner Sehnsucht ihm entschwunden ist. Bald finden wir ihn als Apotheker und angesehen in seiner Stadt, als dieses blonde Kind abermals in erneuter, erwachsener Gestalt vor sein Auge und seine wünschende Liebe tritt. Plötzlich ist nämlich eine wunderbare blonde Frau in Schlaraffis aufgetaucht, die wegen der zauberhaften, nach der allgemeinen Ansicht unheiligen, leuchtenden Schönheit nach der sagenhaften Frau Sälde von den Leuten so genannt wird. Sälde bedeutet, — Keller nennt schon sein Seldwyla nach diesem fröhlichen, unheiligen Sonnenschein so, — etwas Wonniges, Sonniges und diesen Namen soll der Sage nach eine Frau getragen haben, die in allen Dingen gut und schön gewesen war, aber durchaus nicht in die Kirche gehen konnte, weil es ihr dort sogleich sehr übel wurde. „Daran, sowie an ihrem hellen seelenlosen Gelächter erkannte man ihre teuflische Natur, und sie mußte den Ort verlassen, was aber dessen gänzlichen Verfall zur Folge hatte, entweder weil sie ihn vorher verflucht und bezaubert hatte, oder weil sie der Sippe der Heidengötter angehörte, die sich für erlittene Beleidigung immer so zu rächen pflegen.“ Dieser Frau, einer seligen, heidnischen, wiedererstandenen Göttin, gleicht die neu Angekommene. Bald enthüllt sie ihr verwandtes Wesen, das den Apotheker Dominik so sehr fesselt, weil es die unbekümmerte, selige Schönheit im gemeinen Tag bedeutet. Er und sie gerathen bald auf den heidnischen Mondreigen und wollen ihn wieder beleben zum großen Aergerniß des strengen Pfarrers und der löblichen Obrigkeit. Dominik organisirt, ohne dies eigentlich zu wollen, einen förmlichen Plan gegen deren Verbot. Der Pfarrer erscheint in den Augen des Apothekers, der am Abend dem einsamen Fischfang am Seeufer nachgeht, wie ein großer Frosch, der ihm dort immer quakend Gesellschaft leistet, die Obrigkeit aber, sieben Mann hoch, heißt beim Volke „die sieben Todsünden“ — weil Jeder ein anderes der unheilischen Vergehen zeigt. Gegen diese Eiferer und ihnen zum Trotz wird ein Tag bestimmt, an dem der Mondreigen vor sich gehen soll. Alles ist versammelt.

„Während Volk und Gensdarmen (die ausgewandet waren, um das Vorhaben zu vereiteln) im Kampfe auf- und abwogten, verharrten die Frauen am Ufer des Sees, wo auch der Apotheker stand und zusah. Daß er sich von der Schlacht fern hielt, war nicht etwa Feigheit, sondern ein vollständiger Mangel an Raufluft; seine Theilnahme an der Sache war mehr beschaulicher Art und durchaus nicht so beschaffen, daß sie ihn in das Gewimmel der Streiter gerissen hätte. Während die Frauen schweigend und voller Spannung dastanden, wandte Dominik sich plötzlich dem Wasser zu, zog eine weiße Wasserrose mit langem, dickem Stengel aus dem Uferschlamm und reichte sie in der festgeschlossenen Faust Frau Sälden hin, die neben ihn gerathen war. Sie nickte schweigend und schlang sich den langen Stengel um den Kopf, so daß ihr die Blume über die Schläfe zu nicken kam, worauf Dominik sich wieder bückte und nach einer zweiten Wasserrose langte, die er ihr ebenfalls hinhielt.“ Da die übrigen Mädchen sahen, in welcher seltsam schönen Art Frau Sälde sich schmückte, bekamen sie auch Lust, und alle wagten sich unter lustigem Geschrei an den Rand des Sees und rauften sich Wasserrosen, so viel sie konnten. Frau Sälde aber, welche selbst nicht pflückte, bekam bei Weitem die meisten, weil der Apotheker weit in's Wasser hineinwatete und viele, viele pflückte, die er ihr alle, alle gab, ohne ein Wort dazu zu sprechen, welche sie alle gleichfalls schweigend, sich umwand. Nachdem ihr Kopf dicht bekränzt war, fing sie an „sich die Blumen um den Leib zu schlingen, bis sie einen ganzen Gürtel bildeten, von dem aus die tropfenden Stengel sich in den Falten des Kleides hinunterwanden. In diesem Blumenschmucke vermochten die Mädchen ihre Tanzlust nicht länger zu bändigen, sie griffen einander bei den Händen und wiegten sich, leise Melodien summend, hin und her“. So geht der Tanz an und treibt Alle in seine Gewalt, sogar die Gensdarmen tanzen mit, aber Dominik sieht schweigend zu, und wieder will er das blonde Kind, die selige Frau Sälde, nicht durch Liebe, sondern durch Ruhm und Reichthum gewinnen. Er will eine Farbe erfinden, welche die ineinanderschillernden Töne des abendlichen Seewassers nachahmt und schon auf ihrer Spur, sieht er weg, um seine Entdeckung auf einer Fabrik zu verwerthen. In Schlaraffis aber sinnt die Obrigkeit gegen die sittenlose Frau Sälde einen teuflischen Plan aus. Diese war nämlich an einen lächerlichen Dichter, den von eigener Bewunderung zehrenden und erhobenen „Gottbegnadeten“ (wieder ein Typus durch den bloßen Namen eindeutig hingestellt) verheirathet gewesen und hatte sich bald wieder, von seiner Nichtigkeit überzeugt, von ihm scheiden lassen. Nun aber stellte er ihr und ihrem Reichthum wiederum nach und verband sich mit der verruchten Obrigkeit, sie in ein überaus kunstvolles Lügennetz zu verstricken, so daß man gegen sie einen Proceß anstrengte, wohin sie ihr Kind gethan habe. Sie aber, die nie eines geboren hatte, vertraute auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, sah sich aber rings bedroht und dem Verderben nahe. So wollte sie, von dem „Gottbegnadeten“ verfolgt, flüchten, bestieg ein Boot, ruderte rasch in den See hinaus und als sie die Verfolger am andern Ufer ihr nachzufahren im Begriffe sah, brachte sie durch eine aufgeregte Bewegung ihr Boot in's Schwanken, fiel in den See und ertrank. Mit ihr starb die Sehnsucht und Dominik kehrte vergebens reich und berühmt heim, die Frau Sälde konnte er nimmer erwerben.

Aus dieser absichtlich breiten Erzählung des Herganges erkennt man gleich den märchenhaften, reizvollen Sinn dieser Novelle. Ohne viel daran herumzudeuten, hat man die leichte, zärtliche Symbolik. Sehr wenig, fast nichts Wunderhaftes ist aufgewendet, nur in der Bedeutung der Erzählung ruht es, nicht in den Begebenheiten. Die sonnige heidnische Sehnsucht (fast berührt sich der Gedanke mit dem des ersten Dramas: „Evoë!“) steht selig in der Mitte, sie schmückt sich mit Wasserrosen und führt den Mondreigen, in unbewußter, wie die Thörichten glauben, seelenloser Schönheit und im Trotz gegen die irdischen Menschen, diese sind in schlankweg wirksame Typen gebracht. Der diese Frau Sälde in Armen hielt und sich der Würdigste dünkte, sie zu besitzen, war der jämmerliche „Gottbegnadete“, und der sie auf's Innigste begehrte, gewinnt sie nicht, weil er zu hoch von der Sehnsucht denkt, sie niedrig zu berühren. So geht in ihrer armen, seligen Schönheit die Frau Sälde unter, niemand weiß sie zu gewinnen und zu halten, dies ist der traurig lächelnde Sinn des Sommermärchens. Eben bei diesem Deuten entdeckt man wieder einen dramatischen Zug, die Sehnsucht, zu einer überaus lieblichen Gestalt geworden, ist die Heldin, sie stirbt an der nüchternen oder blöden Welt, in der sie hülflos nach Licht und Freude hungert. Einsam vergeht die Schönheit auf der Erde, ohne sich völlig hinzugeben, also ohne ihren Zweck zu erfüllen. Nicht umsonst neigt sich die Phantasie

Digitized by Google

der Buch zu solchen Stoffen (ich habe noch manche kleine Märchen in verschiedenen Blättern verstreut gelesen). Märchen und Drama sind bei verschiedener Form verwandten Wesens. Das Märchen läßt einen Trieb, irgendwie verkörpert, auf abenteuerlichem Boden ganz sich entwickeln, durch die Sonne der Wunder gereift. Das Drama hat im Wesen ähnliche Bedeutung, indem es einen, in irgend welchem Sinn Uebermächtigen darstellt, aber im irdischen Boden unter der Niedrigkeit und beengenden Sphäre der Mitlebenden. So bedeutet der Schauplatz der Handlung dort Erhebung, hier Untergang der völlig ausgeblühten Naturen. Beiden aber ist dies gemein, daß sie ihre Helden ihr Wesen völlig ausdrücken lassen, mit reinen, ungetrübten Zügen, jeder stellt ein klares Bild, eine unverwirrte Art dar, jeder wird gleichsam Blüthe und Gott seines Geschlechtes. Frau Sälde, die am Leben stirbt, ist ein Symbol dieser dramatisch-göttlichen Naturen, die alle an sich selbst, oder wenn man will am Leben, an der Luft der Niederungen sterben. Der Roman stellt Typen dar, die Figuren sind differenzirt, wie die täglichen Menschen und Seelen. Darum findet man leicht dramatische Charaktere in den allzumächtigen Helden mancher Romane. So ist es ein feiner technischer Zug, daß im „Ludolf Ursleu" die Schicksale dieses gewaltigen Hauses, wenn schon im Roman, so doch nicht in unmittelbarer Handlung, sondern durch das milde Licht abseits sinnender Betrachtung erscheinen.

Die starke, einfache, reine Natur dieser Künstlerin, welche zugleich die Naivetät und Leidenschaft schlichter, tiefer Gefühle und die sorgfältige Cultur bewußter Kunst vereinigt, hat den Kreis ihres Schaffens bereits gezogen. Sie wird ihn wohl mit reifen und reichen Werken ausfüllen.

Die allerneueste Goethe-Deutung.

Von Heinrich Düntzer.

Im Herbst 1887 besuchte mich in Köln der mir noch unbekannte Gelehrte Ferdinand August Louvier, um mir die absonderlichen Entdeckungen anzuvertrauen, die er über Goethe's noch immer völlig räthselhaften Faust aus dem Munde seiner Sphinx zu offenbaren im Begriffe stehe. Freilich hörte ich da Wunderdinge, aber mir fehlte der Glaube, der edelste und mächtigste Dichtergeist habe je so elend entarten können, wie es Louvier sich und Anderen weis machen wollte, und zu viele Züge hatte ich aus der lauteren Quelle der Kritik gethan, als daß ich nicht die Bauerfängerei hätte verlachen sollen. Nach kurzer Verzögerung (die erste Verlagshandlung hatte sich von dem übernommenen lärmschlagenden Werke frei gemacht) lag Louvier's zweibändiges Werk: „Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung", entsetzlicher und toller denn gefürchtet, vollendet vor mir.

Die Welt staunte und lachte. Louvier aber arbeitete sich immer tiefer in seinen berauschenden Hexensabbath hinein, der die Sprachen kraus verwirrte. Dem Hauptwerke folgten bis 1892 vier kleine Trabanten, die immer auf derselben Saite fiedelten, keck das Wort verdrehten und sich mit allerlei tollen Einfällen die Zeit vertrieben. Immer weitere angebliche Beweise sollten in der Louviergemeinde den Glauben an die Homerische Sphinx wachhalten. Mit staunenswerthem Siegesbewußtsein ist er selbst eben wieder ausgerückt, um Erich Schmidt und mich, die er als Fauststschule bezeichnet, zu einem Faustkampfe mit ihm aufzurufen, wobei er gleich durch die Ankündigung verblüfft: „Ich erkläre hiermit zum ersten Mal öffentlich: Meine gesammte Untersuchung des Goethe'schen Faust hat den Zweck, auf ein verborgenes, unbekanntes Schriftstück, von Goethe's Hand unterzeichnet und gesiegelt (also auch das!), hinzuführen, welches die autoritative Lösung bringt." Davon verräth Louvier, der uns seit acht Jahren so viel aufgebunden hat, hier das erste Wort. Jeder ehrliche Forscher sagt gleich Anfangs, was er beabsichtigt, nur Louvier ließ von der Möra nichts ahnen, daß Goethe ein Buch hinterlassen habe, nach dessen Entdeckung es keiner Untersuchung weiter bedürfte. Aber unser Mann hat sich schon längst um allen Glauben gebracht! Hat er doch leichtfertig den Satz aufgestellt, die Ilias sei ein Geheimbuch, was der schärfste Gegensatz zum blühenden Leben eines Homerischen Epos! Und obgleich man nach seinem kecken, großthuerischen Auftreten denken sollte, er werde Goethe's „autoritative" Schrift zur Beschämung aller Zweifler dem Leser an den Kopf werfen, behält er sie für sich; er beweist nur, der Dichter der Ilias müsse eine solche geschrieben haben, deren Auffindung auch wohl bald gelingen werde. So wird der Leser von Reineke an der Nase herumgeführt, und Schnurrpfeifereien werden ihm vorgemacht. „Lügen bedarf's, und über die Maßen."

Es handelt sich nicht um eine noch zu entdeckende Schrift Goethe's, sondern um eine eigene Fälschung. Erich Schmidt hatte 1887 als Anhang zu seinem Urfaust aus Goethe's Tagebüchern Auszüge über die allmälige Entstehung der Ilias abdrucken lassen, von denen Louvier, als er seine Homerische Irrfahrt antrat, wohl noch nichts wußte. Im Jahre 1891 hatte ich in einzelnen Aufsätzen meiner Goethestudien diese neue Quelle eingehend behandelt, um die Geschichte der Entstehung der „Ilias" näher aufzuklären. Jetzt kennt auch unser Mystagog diese neue Quelle, ja er scheint erst durch diese Erweiterung seiner Kenntnisse auf den diesjährigen „Beitrag" zur neuen Faustforschung getrieben worden zu sein, den er „Chiffre und Kabbala" überschreibt, andere „Goethe der Kabbalist in der Fausttragödie"; Nachträge zur Sphinx locuta est; Zur Kritik der Faustcommentare. Ein offener Brief an Prof. Geiger u. A. Er dreht und windet sich unter seiner traurigen Sisyphusarbeit. Den Druck des letzten Heftes begann er hinter der Vorrede (V—VII) mit dem Abschnitt Goethe's letztes Tagebuch, wo die Angabe der Schrift richtiger ist als die Pseudobezeichnung eines „Buches Goethe's über seinen Faust". Diese Berichte über Goethe's eigenes Leben macht der ehrenwerthe Herr im Handumdrehen zu einem des Dichters Faustgeheimniß (ein solches giebt es wirklich nicht!) autoritativ erklärenden Buche. Diese aus den Fingern gesogene Unwahrheit mißbraucht er, um einen eben so falschen Schluß darauf unverantwortlich zu pfropfen. Da in diesen Tagebuchberichten Goethe's Faust, außer seinem eigentlichen Namen an zahlreichen Stellen, unter anderen häufig von 1826 an, besonders mit „das Hauptgeschäft" bezeichnet wird, so fragt er sich, wie dieser Ausdruck zu deuten sei. Bei der Antwort benimmt er sich wie ein Kind, das nicht an eine methodische Untersuchung denkt, obgleich der gute Herr sich auf dem Titel einer rationellen Methode der Forschung rühmt. Eine statistische Untersuchung würde auch hier zur sicheren Entscheidung geführt haben. Hauptgeschäft steht zuerst 1826 am 18. Mai („Einiges zur Fortführung des Hauptgeschäftes"); damals hatte Goethe den Entschluß gefaßt, da ihm die Vollendung der „Helena" im vorigen Jahre so glücklich gelungen war, das ganze titanische Fauststdrama allen Schwierigkeiten zum Trotze zu vollenden. Dieses war ihm jetzt das Hauptgeschäft seines Lebens. Dafür, daß Hauptgeschäft in der Bedeutung einer Schrift über die Ilias seine rechte Bedeutung finde, bedarf es für Louvier keines Nachweises, es versteht sich dies, wie Alles, was er will, für ihn von selbst. Und doch widerspricht geradezu Alles der Annahme, Faust und das Hauptgeschäft sei eine eigene Schrift Goethe's, doch Louvier freut sich, daß mit argem Mißverstehen, starkem Drücken und Pressen einige Aeußerungen zur Noth sich vor seinen Augen zu fügen

Digitized by Google

scheinen. Am 1. Januar 1828, als Goethe die erste Hälfte des zweiten Theiles wesentlich gefördert, große Theile vollendet hatte, heißt es im Berichte: „Faust dritte Scene (des ersten Aktes, des zweiten Theiles) abgeschlossen. Uebergang zur vierten. Später das Hauptgeschäft.“ Louvier meint, hiernach lasse sich nicht annehmen, Faust sei auch das Hauptgeschäft gewesen. Warum nicht die Vollendung des zweiten Theiles? Hauptgeschäft als Erläuterungsschrift über Faust wäre ein Curiosum. Noch die Fortarbeit am Faust wird als Geheimes, Poetisches, Hauptzweck, Hauptgeschäft bezeichnet. Statt sich hierdurch über den Sinn von Hauptgeschäft belehren zu lassen, findet Louvier's Scharfsinn darin einen Widerspruch, daß am 17. December 1830 steht: „Abschluß des Faust und Mundiren desselben. Ich gab ihm (Eckermann) den Abschluß des Faust mit, und sieben Monate später (am 21. und 22. Juli 1831) Abschluß des Hauptgeschäftes. Das Hauptgeschäft zu Stande gebracht.“ Louvier hat so vielen Menschenverstand, daß er ausruft: „hatte Goethe schon im December 1830 den Faust abgeschlossen, so konnte er es im folgenden Jahre nicht nochmals thun,“ und um von dieser Widersinnigkeit den Dichter zu befreien, giebt für ihn es nur ein Mittel, das Hauptgeschäft muß eine Goetheschrift sein: aber damit würde keineswegs der jetzt doppelte Abschluß weggeschafft, der keinem Verständigen lange dunkel sein wird, da hier die beiden letzten Bücher gemeint sind, die in verschiedenen Jahren abgeschlossen wurden. Die Behauptung, die Anführungen des Hauptgeschäftes auf eine Goetheschrift bewiesen, er habe an diesen Tagen nicht an der Ilias gearbeitet, ist geradezu närrisch. Echten Dichtergeist hat Goethe seiner Ilias eingegeben, Louvier's Künste beweisen nur, wie wenig er Geist, Sinn für Edles und Schönes hat.

Er droht, durch ein Schlußheft sein trauriges Unternehmen zu krönen, wenigstens lustig werden sollte es; wage er, Goethe's Hauptgeschäft, das er bisher nur vorgegaukelt, uns wirklich vorzumachen. Wir würden es bedauern. Schon jetzt hat er sich zum Spaßmachen verstanden, wohin wir ihm eben so wenig folgen mögen, wie zu seiner Dechiffrirkunst. Di meliora!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Accorde.

Von Ricarda Huch.

Gestern weint ich in den Schooß des Glückes:
„Ach, mir fehlt die Sonne Deines Blickes!

Mönche sind wir, die das Grab sich scharren,
Arme Wichte, die zum Galgen karren.

Laß mich, laß mich Deine stolzen, süßen,
Gold'nen Augen einmal noch genießen.

Daß ich froh die Blicke wieder wende
Auf den Tanz der Weltallsgegenstände

Und das Glöckchen wieder höre klingen
Lieblich in den bunten Erdendingen.“

Da erblickt ich in der großen Ferne
Eine Wiese voller Blumensterne,

Ueberrieselt von der Sonne Röthe,
Bienenübersummt wie Hauch der Flöte.

Und das Glück sprach: „Sieh, da wirst Du liegen
Und Dich an zwei warme Lippen schmiegen.

Aber einst, nach langen Sommertagen — —“
Und da schwieg es, wollte nichts mehr sagen.

* * *

Ach Gott, ein Grablied meinem Herzen stimmt,
Weil von der Erde nun es Abschied nimmt.

Es sagt sich los vom eitlen Mummenschanz,
Den Schleier nimmt es und den Rosenkranz.

In's Kloster geht's, die Kutte zieht es an,
Ein Heilger wird's, zu dem man beten kann.

Einst tanzt' es wie ein Sternlein hoch im Blau,
Hernieder fiel es und erlosch im Thau.

Ein Schwärmer stieg's in die entflammte Luft,
Verstreute buntes Licht — nun ist's verpufft.

Johanniskäfer war's und glühte schön,
Nun ist's ein Würmchen, häßlich anzuseh'n.

Wie Nachtigall sang's Liebe immerzu,
Ein Käuzchen ward es nun und ruft schuhu.

* * *

O blüh'nde Haide, welken wirst Du müssen!
Du Sternenantlitz, mußt Du auch vergeh'n?
Es gäb ein and'res Glück als Dich zu küssen
Und and're Wonne als Dich anzuseh'n?
Ihr schönen Augen, warmes Licht der Liebe,
Erlöschen sollt ihr, nie mehr widerspiegeln
Die gold'ne Bläue über diesen Hügeln?
Dahin wärst Du und Erd' und Himmel bliebe?

* * *

Sinkt nun der Frühlingstraum verwelkt von allen Bäumen,
So bebt mein Herz von einem Jubelschrei;
Es muß vorübergeh'n was lebt in Erdenräumen —
Ich habe Dich, und Du gehst nicht vorbei!
Hoch auf am Ararat der Liebe rauscht und brandet
Die große Sündfluth der Vergänglichkeit;
Wir hören, wie die Welt zu unsern Füßen strandet —
Uns thut es nichts — wir sind so hoch, so weit.

* * *

Eine Melodie
Singt mein Herz, die Du gesungen — —
Still auf Deinem Knie
Lag mein Haupt, von Deinem Arm umschlungen.

Schwerer Duft der Nacht
Zog mit müdem Hauch vorüber.
Bang hab' ich gedacht:
Sterben müßt' ich, hätt' ich Dich noch lieber.

Liebst Du auch so sehr?
Warum singst Du solche Lieder?
Aus dem dunkeln Meer
Läuten Glocken auf und tauchen nieder;

Tief und fern im Dom
Schwanken Weihrauch und Choräle — — —
Wie ein Thränenstrom
Fließt es einsam jetzt durch meine Seele.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Bismarck's Schatten.

Ein Gerücht erzählt, unter'm niederschmetternden Eindrucke der Breslauer Tage habe der Kaiser schmerzlich bewegt ausgerufen, niemals sei ihm ein schlimmerer Rath ertheilt worden, als der, sich von Bismarck zu trennen. Das Wort kann nicht echt sein. Es paßt nicht zu dem imperatorischen Profil dieses Geistes. Aber reine Wahrheit birgt es deßhalb doch. Wahrheit freilich, die gallenbitter schmeckt und von der Art ist, wie man sie sonst an Königshöfen nicht hören mag, um wie viel weniger aussprechen darf.

Zwei Jahre sind vergangen, seit das ragende, nun verschollene Genie von Skyren auf der Liebenberger Jagd verunglückte. Sein Sturz hatte etwas Tragisches, etwas Versöhnendes. Wer den Waffen der Eulenburger erliegt, ist damit bestraft genug für eines ganzen Lebens Sünden und Fehler. Die den munteren, an Gehorsam gewöhnten Junggesellen im Reichskanzleramte brüllend gefeiert hatten, solange er zwar nicht handelte, aber doch freihandelte, die verstummten und blickten scheu bei Seite, als er in's Exil gehen mußte. Immer nur umjubelt das Gesinde den, der ihm Trinkgelder in die weit geöffnete Hand drücken kann. Und dort, wo der verunglückte Caprivi sich keiner Sympathien zu erfreuen hatte, schwieg man aus Mitleid. Es ist wahr, vergeudet lag zum großen Theile das reiche Erbe des Alten, mit spielenden Kinderfingern war es zerpflückt und verschenkt worden. Das Grundvermögen sogar schien angegriffen, die Buchungen leichtfertig geführt. Trotzdem glaubten jedoch selbst trübsinnige Schwarzseher nicht an den vollkommenen Bankrott. Sie gaben dem scheidenden Procuristen wohl ein herzlich schlechtes Zeugniß mit auf den Weg, aber sie ließen ihn in Frieden seine Straße gen Crossen ziehen. Und heute erst, erst nachdem der Friedrichsruher Bücherrevisor die erbärmliche, beispiellose Lotterwirthschaft jener Jahre aufgedeckt hat, wissen wir, daß Deutschland damals politisch zahlungsunfähig gemacht worden ist.

Der Kaiser hat betont, sein eigener Kanzler sein zu wollen. In den Jahren, wo er Bismarck schwärmerisch verehrte, war er für ein inniges Studium der Staatskunst noch zu jung, und als er sich mit dieser schwierigen Disciplin wirklich zu befassen begann, war er über Bismarck bereits hinaus, wollte er ureigene Wege gehen. Graf Caprivi erbot sich dazu, die auswärtige Politik des Kaisers zu machen. Er war um so mehr gezwungen, blind zu gehorchen, als er selbst kein Tüttelchen politischer Begabung oder auch nur politischer Witterung besaß. Er führte die Maßnahmen aus, die ihm vorgeschrieben wurden, ohne an eine Controle zu denken, ohne zur Controle befähigt zu sein. Gewiß erforderte solches Thun neben dem Gehorsam einen ungewöhnlichen Muth, aber dieser Gehorsam war nicht von der Art, die ein immer noch beliebter Classiker des Christen Schmuck nennt, und von diesem Muthe redet derselbe Classiker eine Zeile vorher ungemein verächtlich. Es ist die historische Schuld des Grafen Caprivi, daß er solchen Gehorsam und solchen Muth mit einander verband. Je nach dem zukünftigen Geschicke Deutschlands wird der Fluch der Lächerlichkeit oder ein anderer, furchtbarerer Fluch an seinem Namen haften.

Daß Fehler gemacht, Niederlagen erlitten werden würden, darauf war alle Welt gefaßt, als der Meister gehen und den Verkehr mit den Wassergeistern dem gräflichen Zauberlehrlinge überlassen mußte. Aber man hoffte, sie würden sich einstweilen auf die innere Politik beschränken. Hier lag für Anfänger in der Staatskunst die Versuchung nahe, Bismarck zu verbessern, die scheinbaren Lehren der Wahlen vom 20. Februar zu benutzen; hier war die Gefahr, nicht wieder gut zu machenden Schaden anzurichten, minder groß. Die unterschiedlichsten Reformen wurden in's Werk gesetzt und freundlich begrüßt; die frische Initiative des jungen Monarchen versöhnte mit dem Rückzuge Bismarck's auch manche von denen, die nicht berufs- und gesinnungsgemäß bei jedem Ministerwechsel wie Unterofficiere einschwenken. Der dämmerige Traum vom socialen Kaiserthume stieg auf. Kurz vor den Wahlen hatte der Herrscher sich ernst über die Arbeiterfrage geäußert: „Ich halte es für meine heilige Pflicht, hier helfend einzugreifen. Was daraus werden wird, weiß ich nicht. Ich wünsche aber nicht, dereinst den berechtigten Vorwurf zu bekommen, daß ich etwas unterlassen habe." Die Arbeiterschutz-Conferenz ward auf den 15. März nach Berlin einberufen, in der Spandauer Gewehrfabrik auf kaiserlichen Befehl der zehnstündige Arbeitstag eingeführt. Doch die Hoffnungen zerstoben so schnell wie sie gekommen waren, und auch von sonstigen Reformthaten ging nur eine Weile noch verworrene Rede. Die Empfindung des Unstätigen, Allzubeweglichen und Allzuwortfreudigen in der Politik erfüllte die Gemüther. Aber noch war die Besorgniß gering. Man hatte ja das Versprechen, daß der Kurs der alte bleiben sollte, glaubte vor Allem nicht daran, daß irgend etwas die Machtstellung Deutschlands in Europa erschüttern könnte. Der Kaiser war, so muthmaßte die Welt mit Recht, völlig in Bismarck's geheimste Pläne eingeweiht; selbst einem Armeecorps-Commandeur, der weiter nichts als Gehorsam und Muth zu seinem schwierigen neuen Amte mitbrachte, mußte es ein Leichtes sein, auf gewiesenen Bahnen weiter zu gehen. Wenigstens in den ersten drei oder vier Jahren.

Die äußere Lage des Deutschen Reiches war 1890 unerhört glänzend und günstig. Frankreich, das rastlos nach Rache gierte und lechzte, lag an Händen und Füßen gebunden, völlig vereinsamt; vereinsamter noch, als man damals auch nur ahnte. Doppelt bewundernswerth erscheint heute die weise Mäßigung und die Friedensliebe des einzigen Mannes, der den Schnäbele-Fall und die kommenden Kriegsanlässe freundlich schlichtete, statt den dreisten, dabei von Gott und aller Welt verlassenen Gegner ein für alle Mal zu Boden zu schmettern. Rußland und England buhlten wetteifernd um Deutschlands Gunst. Sie beide zwar mißtrauten der Bismarckischen Politik, wie der geistig minder Begabte instinctiv dem Klugen mißtraut, aber beide erkannten doch klar genug, daß dem Asien gehörte, auf dessen Seite der alte Kanzler trat. Sicher und geborgen ruhten Oesterreich und Italien im Schutze des Dreibundes. Diese Staaten hatten von der Abmachung den eigentlichen Profit, Deutschland nur den immateriellen. Sie brauchten ihre Ausgaben für Heereszwecke nicht zu erhöhen, wie doch alle anderen europäischen Reiche mußten, und trefflich kam das ihren zerrütteten Finanzen zu Gute. So stand Deutschland aufrecht und stolz da, stark durch sich, stärker durch den überlegenen, durch den genialen Geist des Staatsmannes, der seine Geschicke lenkte.

Es flimmert Einem vor den Augen, und man glaubt, einen albernen Spuk zu schauen, vergleicht man damit die heutige europäische Constellation. Im Dreibunde, der ja allerdings nicht für Ewigkeiten gezimmert ward, sondern nur einem augenblicklichen Bedürfnisse genügen sollte, kracht und knackt es aller Enden. Rußland und Frankreich stehen geeint und kriegsbereit zusammen. Und die Entscheidung liegt nun bei England. Nie in der Weltgeschichte wurden Machtverhältnisse binnen sechs Jahren ohne jeden Schwertstreich, durch die bloße Unfähigkeit der Diplomaten, so grundlegend, so unbegreiflich verändert.

Hätte die deutsche Regierung während dieser Zeit die Hände in den Schooß gelegt und nicht nur figürlich, sondern wirklich geschlafen, so könnte man sich das alles unter Umständen zur Noth erklären. Aber sie war nicht träge, sie rackerte sich vielmehr ab, suchte rastlos den unter ihren Füßen schwankenden Boden zu festigen, überarbeitete sich nervös und sprang von einem Extrem in's andere, um obenauf zu bleiben. Daß der Dreibund nicht aller politischer Weisheit letzter Schluß war, leuchtete den Staatsmännerchen der vier unendlich mageren Jahre am Ende wohl ein. Auch daß er nicht aus Bronce auf Felsen gebaut war. Also suchten sie ihn zunächst einmal zu stützen. Der Handelsvertrag mit Oesterreich wurde erfunden und Dank der an's Phantastische grenzenden Dummheit unserer sogenannten conservativ-agrarischen Parteien auch nahezu einstimmig angenommen. Oesterreich-Ungarn machte zum zweiten Male mit dem Dreibunde ein gutes Geschäft, die deutsche Landwirthschaft aber, der Bismarck kaum wieder ein wenig auf die Beine geholfen hatte, empfing einen Genickstoß, von dem sie sich, greift man nicht zu Radicalmitteln, nie wieder erholen wird. Nach dieser politischen That kam den deutschen Diplomaten ganz heimlich der Gedanke, daß Bismarck am Ende doch recht gehabt haben könnte mit seiner eigenthümlichen Gepflogenheit, immer zwei Eisen in's Feuer zu legen. Graf Schuwalow freilich, der dem Zwischenreichskanzler 1890 eine Erneuerung des Neutralitäts-Abkommens mit Rußland vorgeschlagen hatte, war von ihm mit der unsagbar lustigen Begründung zurückgewiesen worden, daß Deutschland die „complicirte Politik" nach zwei Seiten nicht fortsetzen wolle. Diese Angst des begrenzten Nichtswissens und Nichtskönnens vor einer „complicirten Politik" wird noch auf Jahrtausende hinaus Lachstürme bei allen für echten Humor empfänglichen Historikern erzeugen. Aber trotz des Gruselns, das den caprivischen Staatskunstgrößen, die nicht einmal simple Politik machen konnten, naturgemäß vor der „complicirten" innewohnte, sahen sie sich doch gezwungen, einen Versuch darin zu machen. Es war darnach. Mit Cadeaux glaubte man die Nachbarschaft kirren zu können. England empfing Sansibar und Witu. Schweigend steckte es beide Perlen ein. Sodann spendeten die Capacitäten der Berliner Wilhelmstraße dem Zarenreiche einen fetten Handelsvertrag. Schweigend steckte es ihn ein. Den Franzosen aber erwies man ab Berlin die denkbarsten Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten. Schweigend steckte es sie es ein. Nachdem der hagestolze Berliner Onkel die gesammte Umgegend reich beschenkt hatte, glaubte er, sie sich ewig verpflichtet zu haben. Seinem guten, treuen Herzen machte diese Annahme höchste Ehre. Bedeutend weniger seinem Verstande, der denn doch trotz Oxenstierna zur Regierung immerhin noch nöthig ist. Rußland benutzte die freundliche Gabe nach Kräften, da es aber 1890 Frankreich gegenüber freie Hand erhalten hatte, spannte es seine Segel weit auf und fing den gallischen Wind für seine Zwecke ein. Die Republik ließ sich von Deutschland durch Orden, schöne Glückwünsche und Condolationen leider nicht versöhnen, selbst die bloße Rückgabe Elsaß-Lothringens hätte sie nicht versöhnt. Deutschland muß sich auch dazu von ihren Heeren bis zur Vernichtung schlagen lassen und sie wieder in den Besitz der alten Gloire setzen, eher ist an ehrlichen Frieden mit ihr nicht zu denken. In diesen beiden Fällen also hatten die Festgeschenke nichts gefruchtet. Ein rechter Segen Gottes aber darf es daneben genannt werden, daß die Roseberry und Salisbury an politischer Einsicht nicht just thurmhoch über den Berliner Freunden standen. Sie versäumten es, Caprivi's schamhaft dargebotene Hand zu ergreifen und England eins, zwei, drei, vier in aller Fixigkeit dem Dreibunde anzugliedern, ehe irgend ein Bismarckepigone ihnen den Spaß verdarb. So sind wir, nicht durch menschliche Klugheit, sondern allein Dank einer gnädigen Fügung davor bewahrt worden, als Bundesgenossen des Inselreiches unsere Nase in asiatische und Balkan-Angelegenheiten stecken, den Londoner Carthagern Heerfolge leisten und uns für alle Zeit ihnen zu Liebe mit Rußland verfeinden zu müssen.

Digitized by Google

Nur ein glücklicher Zufall sicherte uns die Unabhängigkeit in dem ganz unvermeidlichen Kriege Englands und Rußlands um Asien; nur der glückliche Zufall ließ uns wenigstens im Besitze einer Chance für die Zukunft.

Die Gegenwart aber liegt düster und drohend, hoffnungslos da. Was vor wenigen Jahren noch mit Leichtigkeit hätte hintertrieben werden können, ist inzwischen zur Thatsache geworden. Die Vereinsamung Deutschlands, auf die Londons Cityblätter unablässig hinweisen, um unsere Staatsmänner dem Gedanken einer Allianz mit England um jeden Preis zugängig zu machen, diese Vereinsamung macht rasche Fortschritte. Italien darf jetzt schon kaum noch zum Dreibunde gerechnet werden. Es nähert sich Frankreich, der romanischen Schwester, so unverkennbar und so unverhüllt, daß kein Verständiger daran zweifeln darf, wem es sich in der Stunde der Gefahr zuwenden wird. Geschriebene, doppelt unterfertigte und sorgsam versiegelte Documente, die Stimmung der Monarchen und die Aufmerksamkeiten, die sie einander höflich erweisen, sind gewiß schätzenswerth, aber sie vermögen nichts im Angesichte der stürmischen Willensmeinung eines Volkes. Zu Beginn des nächsten Jahres wählt Oesterreich einen neuen Reichsrath. Seine Regierung ist bereits heute polnisch-tschechisch-clerical, der Eintritt eines tschechischen Landmannschafts-Ministers nur eine Frage von heute und morgen; die Mehrheit des kommenden Reichsrathes wird treu zu seinem polnisch-tschechisch-clericalen Ministerium stehen. Deutschland und Deutschthum haben von ihnen nichts Gutes zu erwarten, und eine Einigung des so regierten Landes mit dem Zarenreiche ist nicht ohne Weiteres als Hirngespinnst zu betrachten. Kommt die Entscheidung, dann sind wir vielleicht auf unsere Kraft allein angewiesen.

Kläglicher hat nie ein Neuling die vom Meister mit so imponirenden, so hinreißend feinen Zügen begonnene Schachpartie verloren.

Auf das jämmerlich bestellte Feld unserer auswärtigen Politik, das sein bißchen, zur kümmerlichen Ernte nöthigen Sonnenglanz nur dem Glanze unseres Heeres verdankt, fällt gewaltig, alle Herzen durchschauernd, der Schatten Bismarck's. Was geworden sein könnte, strahlend, stark ohne Gleichen, und was geworden ist, blasse, kahle Armuth, zeigt ein Wort aus seinem Munde. Es ist schwer; die Hoffnung im Herzen wach zu halten, und schwerer ist es, aufquellende Wuth zu ersticken, wenn man neben der mächtigen Spur des ruhig schreitenden Riesen das Getrippel belackschuhter Herren- und Damenfüßchen sieht, das ängstliche, aller Sicherheit entbehrende Gewirr. Mit schreiend bunten Kerzlein hat man die Tafel illuminirt, darauf in schwachen, krampfigen Zügen die Geschichte dieser letzten sechs Jahre geschrieben steht, aber der Schatten Bismarck's fällt wuchtig darauf, und der Blödeste sieht nur die dicke Finsterniß, die ringsumher lastet. Sieht in der Höhe, im unvergänglichen, blendenden Lichte, Beispiel und That des Alten ...

Der Alte lebt noch, und noch vermag mehr von ihm zum deutschen Volke zu sprechen als sein Schatten. Er lebt noch, und die Führer unseres Volkes können sich noch Raths von dem Ueberragenden selber erholen, nicht nur aus seinen Werken, seinen hinterlassenen Worten. Sie sind vielleicht im Stande, den Wink zu verstehen, den der Baumeister, um seine Schöpfung besorgt, ihnen und den Petersburgern gab. Deutschlands Freundschaft mit Rußland löst die Spannung in Europa wie in Asien. Frankreich wird zum dupe des Zaren und seiner eigenen Raserei, der Zar aber kann in Ruhe daran gehen, seinen Riesenstaat im Osten trotz und gegen England auszubauen. Asien ihm, Europa deutscher Vorherrschaft. Ein für alle Mal ist die aufdringliche Macht Englands gebrochen, die fiebernde Republik gefesselt; den frondirenden Staaten des Dreibundes aber blüht Heil nur noch im engsten Anschlusse an Deutschland.

Pöbel, der sich, Gott weiß aus welchem Grunde, deutsch nennt und sogar in deutschen Städten erscheinende Zeitungen schreibt, beschmutzt — soweit dies noch möglich ist — in diesen Tagen wieder sich selbst, indem er den greisen Kanzler zu beschimpfen sucht. Im Reichsanzeiger waren zwei amüsante Dummheiten zu lesen, die unter pathetischem Gerede von Staatsgeheimnissen grenzenlose Verlegenheit verbergen wollten. Die Meinung der Regierung, die ja gewiß Grund hat, vor dem Schatten des Aufrechten zu erbeben, kann in diesen armen Floskeln gleichwohl nicht enthalten gewesen sein. Denn die Meinung der Regierung ist seit Langem immer die des Kaisers, und wenn das Gerücht auch nicht wahr ist, das dem Herrscher gramvolles Bedauern über die Trennung von Bismarck in den Mund legte — in den Gedanken Wilhelm's II. hat der Urheber des Gerüchtes doch besser gelesen, als je ein anderer Mensch.

Caliban.

Im Atelier von Anna Costenoble.

In dem großen Kunstgarten unserer Zeit giebt es abseits liegende große Winkel, die noch so wild und pfadlos sind wie der Urwald. Und diese Stätten der Uncultur bergen Sümpfe mit giftigem Unkraut, das sehr hoch gewachsen und äußerlich zuweilen sehr herrlich anzuschauen ist. Und zu diesem Unkraut gehören auch die Kunstwerke, die im Zustande sexualer Verwirrung und Verirrung — im Reiche der sexualen Probleme — entstehen. Will man diese üppigen Sumpffieberblüthen courfähig machen, so muß man ihnen ehrwürdige Mäntel umhängen. Und das hat man auch gethan. Man hat von unergründlich tiefen, tiefsinnigen Mysterien, von bahnbrechender Hyperpsychologie und von abgründigen seelischen Conflicten gesprochen — dort, wo sich's eigentlich nur um ganz simple Fortpflanzungsakte handelte, die selbstverständlich das wissenschaftliche Interesse der Mediciner im höchsten Maaße erregen dürfen, die aber, wenn sie um ihrer selbst willen geschätzt werden wollen, in der Kunst noch niemals eine unbestrittene Stellung eingenommen haben. Der Venuscult war eben zu allen Zeiten in jeder Form herzlich banal. Doch darüber haben sich die Sexualfanatiker mit jugendlichem Leichtsinn hinweggesetzt und ruhig ihr Leibthema immer kühner herausgestrichen; sie haben ihm sogar schließlich eine kosmische Bedeutung beigelegt; sie haben in jedem Suppentopf und in jedem Kieselstein ein sexuales Problem entdeckt und namentlich überall den grandiosen Werth des weiblichen Princips herausgelesen, so daß man sich gar nicht wundern durfte, wenn einige philosophische Heißsporne auch in dem den ganzen Kosmos erfüllenden Weltgeiste ein weibliches Urwesen erblickten — das große Weib an sich, das endgiltig allen sexualen Themen die nöthige Weihe geben sollte. Und es war wahrlich nicht wenig raffinirt, zu Nutz und Frommen aller Sexualica von einem weiblichen, irdisch-sexual empfindenden Weltgeiste zu reden ... Die vielen Ideen von der höheren und von der kosmischen Bedeutung des Weibes, welche auch als Begleiterscheinungen zu den Emancipationsbestrebungen der Frauenwelt gelten mögen, sind allerdings in den Köpfen der Männer nicht allzu ernst genommen worden; diese Ideen erzeugten sogar östlich und westlich vom deutschen Reiche sehr viele gemalte und geschriebene Geschichten, die den Stempel compromittirender Obscönität so deutlich an der Stirn trugen, daß sie mitunter die sexuale Richtung mehr compromittirten, als retteten. Anders jedoch verhält es sich mit diesen Ideen von der gewaltigen Bedeutung des Weibes, wenn sich die Frauenwelt dieser Ideen bemächtigt. Dann wird die Geschichte wirklich tiefernst, und es setzt Tragödien. Und eine solche Tragödie hat uns die Malerin Anna Costenoble erschaffen, die in ihrem hiesigen Atelier einen Cyklus von sechs großen Oelgemälden: „Die Tragödie des Weibes" ausstellt.

Der Titel ist ungenau. Es handelt sich hier nicht um das gewöhnliche natürliche, sondern um das große bedeutende Weib, in dem sich die weibliche Weltseele manifestirt. Einen symbolischen Roman mit kosmischem Charakter wollte die Künstlerin malen. Wer diesen Roman flüchtig betrachtet, wird anfänglich nicht mehr als sechs Momente aus dem individuellen Liebesleben einer Frau gewahr werden. Bei schärferem Hinsehen muß man aber von dieser einfachen Interpretation abgehen. Wir erblicken auf jedem Bilde eine andere Frau. Das allein schließt schon ein individuelles Liebesleben aus. Es sollte eben auf jedem Bilde ein Weib erscheinen, in dem sich die weibliche „Weltseele" offenbarte. Eine große Verherrlichung des freien, über alle irdischen Schranken erhabenen Weibes schwebte der Künstlerin vor. Ihr ist natürlich niemals ganz klar gewesen, was sie eigentlich wollte — sie stand eben unter dem Einflusse einer ziemlich zielbewußten Zeitidee. Zeitideen können aber in einem sensiblen Kopfe unter Umständen ganz klar zum künstlerischen Ausdrucke gelangen, ohne daß dieser sensible Kopf sich selber seiner That ganz klar bewußt wird. Die besten Werke der Kunst sind ebenfalls so entstanden. Würde Anna Costenoble ganz genau gewußt haben, was sie da eigentlich malte oder malen wollte, so hätte sie sicherlich schleunigst den Pinsel weggeworfen, denn sie hätte bemerken müssen, daß sie nur das Programm der Sexualfanatiker ausmalte und durchaus nicht das ihr persönlich adäquate Empfindungsleben. Diese Malerei der Unbewußten hat jedoch einen außerordentlichen Werth für die Charakterisirung jener sehr anmaßlichen sexualistischen Kunstrichtung, die mit ihren materialistischen und oft ganz verworrenen Gedanken nicht bloß in der Malerin Anna Costenoble einen unverlöschlichen Eindruck hinterließ.

Beschäftigt man sich mit dem so stark beeinflußten Ideengange der Künstlerin ganz unbefangen, so wird man zuerst Alles für einen schrecklichen Unsinn erklären. Indessen ein Sinn kommt doch bald zum Vorschein, und der ist gar nicht uninteressant. Das bedeutende Weib, das uns typisch vorgeführt wird, findet nämlich nirgendwo den Mann, mit dem es zufrieden sein möchte — jeder Mann ist dem großen Weibe offenbar immer zu klein. Dies ist das höchst merkwürdige Tragödienmotiv, der kleine Schlüssel, mit dem man alle Geheimfächer des Cyklus aufschließen kann; ohne diesen Schlüssel wäre die ganze Tragödie ein monströser Unsinn. Die Geschichte hätte eigentlich geschrieben werden müssen. Doch ich glaube, sie hätte von einer Frau nie geschrieben werden können. Zum Schreiben wäre ja viel zu viel Bewußtsein nöthig gewesen. Das Malen war schon eher möglich, dazu braucht man ja keinen allzu klaren Kopf.

Nur mit zwei, nicht auffällig hervorragenden Männern macht uns der Cyklus bekannt. Jedes Bild zeigt immer als Hauptsache die Qual des Weibes, das sich darüber grämt, daß der ersehnte Mann nicht kommen will. Es ist die Tragödie der ewigen Liebessehnsucht, die nie Befriedigung findet. Ein sehr sympathisches Motiv, das dem Tristanmotiv verwandt ist. Mit Ausnahme des fünften Bildes finden wir überall Aktmalerei. Auf dem ersten Bilde liegt ein großes Weib in einer Frühlingslandschaft und empfindet die ersten Regungen der Sehnsucht. Das ist sehr robust und fast ohne jeden Zartsinn gemalt — sehr instructiv für Diejenigen, die noch immer im Weibe das zarte Geschlecht sehen. Auf dem zweiten Bilde beugt sich ein kleines Mädchen zu einem vor ihr knieenden Manne herunter; das große Weib läßt sich herab. Aber auf dem dritten Bilde sehen wir schon abermals das Weib allein: jetzt ganz

Digitized by Google

im Banne der Leidenschaft; eine rothe Brunstwelle wirft den knieenden Frauenkörper, dessen Kopf sich in die Erde bohren will, mit großer Kraft um. Dieses Bild ist von malerischem Reiz und in Composition und Farbe so harmonisch zusammenklingend, daß es in künstlerischer Beziehung die anderen Bilder des Cyklus weit überragt. In ideelicher Beziehung ist das vierte Bild das beste; es bildet den eigentlichen Kernpunkt des Cyklus. Wir sehen da nicht wieder ein Weib wie auf den anderen Gemälden, sondern ein Riesenweib, das die Erde symbolisch darstellen soll. In der Erde manifestirt sich jetzt die weibliche Weltseele. Und die Erde wird — ein kühnes Bild! — vom Blitz befruchtet. In dieser Conception ist das eigentliche sexuale Ideal des Weibes ganz vortrefflich symbolisch charakterisirt und parodirt. Wie der Blitz, soll der Mann sein! Den Blitz will das große Weib zum Gemahl! Ein höchst thörichter Wunsch! Aber er symbolisirt das überschwängliche sexuale Verlangen so treffend, daß ich mir eine ekstatischere Auffassung der Conception vom Standpunkte des Weibes aus nicht denken kann. Das Weib will in der höchsten Ekstase das Unfaßbare, Unglaubliche, Unmögliche, Unsinnige, Lächerliche — den Blitz zum Gemahl! Ribera hat einmal, um den Höhepunkt der männlich-sexualen Ekstase zu versinnbildlichen, einen Jüngling gemalt, der sich von der Brust herunter den Leib aufgeschlitzt hat und nun mit allen zehn Fingern in die Schnittwunde hineinkrallt und den ganzen Leib auseinanderreißt, daß das Innere heraustritt. Ein grausiges Kraftstück! Ein Lustmord an sich. Ein Bild, dem das Blitzbild der Anna Costenoble in ideelicher Beziehung ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf, wenn's auch in malerischer Beziehung dem gigantischen Ribera nicht bis an's Knie reicht.

Die Künstlerin hat nun mit diesem Bilde von der Erde die natürliche Conception des Weibes decent verdecken oder umgehen wollen. Dieses steht nach der Conception im fünften Bilde wiederum allein — allein im alten Dornengestrüpp der unbefriedigten sexuellen Begehrlichkeit. Der Mann war eben kein Blitz. Das tragische Motiv ist lauter denn je vernehmlich. Nicht sehen wir, wie's natürlich wäre, eine Mutter mit ihrem Kinde. Nein, das ging nicht. Das Kind wäre ja nach dem Programm der Sexualfanatiker eine Trivialität gewesen — diese wollen ja das Sexuale um seiner selbst willen — mit dem Kinde verlöre ja das Sexuale allen überirdischen, mystischen, kosmischen Glanz. Einen Zweck darf das Sexuale nicht haben In diesem fünften Bilde steht die Künstlerin ganz im Banne derer, die halb bewußt, halb unbewußt unsere Kunst in die Sumpfgasse des aristippischen Lustfanatismus zerren wollen. Und demnach muß natürlich das letzte Bild, auf dem das Weib zum dritten Male nach dem Manne die Arme ausstreckt, tragisch abschließen. Die schwer zu befriedigende Frau erkennt jetzt noch deutlicher als vorhin, daß der irdische Mann niemals ein Blitz werden wird. Das zerstört alle ihre Hoffnungen, und sie stürzt sich in die Tiefe — geht zu Grunde. Der Mann bleibt oben sitzen wie ein kleiner dummer Götze, der nicht weiß, ob das Weib ihn oder er das Weib besiegte. Aber das Weib stürzt sich vom Felsen mit dem Bewußtsein, daß dem großen Weibe kein Mann groß genug sein kann — alle sind zu klein.

Da kommt eine entzückende weibliche Megalomanie zum Ausdruck, die des komischen Beigeschmacks nicht ganz entbehrt, denn das wahrhaft große, kosmisch denkende Weib hätte von vornherein im Stande sein müssen, auf den Mann zu verzichten. Das große Weib erscheint sehr klein, wenn es so von der Existenz des Mannes abhängt, daß es ohne diesen nicht weiterzuleben versteht. Wir haben zu guter Letzt das Gefühl, einer Tragikomödie beizuwohnen. Aber abgesehen davon ist das Ganze echte weibliche Kunst, die über sich selbst nie recht in's Klare kommt, nie ein Verständniß für Humor besitzt, ganz leicht lächerlich gemacht wird, von logischer Denkarbeit keine Ahnung hat, sich für furchtbar tief hält — und doch einfach mit sechs Worten aufzulösen ist. Es ist sehr interessant, daß Anna Costenoble das Lustthema durchweg zum Qualthema umbildete und mit ihrem Ernste so viele nichternste Empfindungen im Beschauer loslöste. Ja — mit diesem Ernste hätte dieses Thema „von der Unauffindbarkeit des richtigen Mannes" von einem Manne nie behandelt werden können, und aus diesem Grunde steht der Cyklus von der Tragödie des großen Weibes einzig in seiner Art da, und man kann der Arbeit eine gewisse Bedeutung, selbst wenn man die entschiedenste Abneigung gegen alle weibliche Kunst besitzt, nicht absprechen. Es wäre nur zu wünschen, daß noch recht viele Damen ihre Fähigkeiten den sexualen Themen zuwenden möchten, damit diese Themen den Männern recht bald recht gründlich verleidet würden. Die männliche Kunst sollte nämlich ihre eigenen Wege gehen. Der sexuale Fanatismus hat thatsächlich zu viel „unmännliche" Züge. Auch paßt er mehr für jugendlich revolutionär angehauchte Kunstepochen, denen es mehr darauf ankommt, ihren Muth als ihren Kunstsinn zu bethätigen. Die kosmische Bedeutung des Weibes könnte allerdings in jedem Falle ruhig aus dem Spiele gelassen werden, denn dadurch, daß wir die sexualen Verhältnisse der Erdrinde auf das Weltganze übertragen, ziehen wir nur einen wirklich allzu plumpen Anthropomorphismus groß.

Paul Scheerbart.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen die Frauenrechtlerinnen.

Eine Blumenlese.

Mit großem Interesse bin ich dem geistvollen Aufsatze der Frau Professor Bianca Bobertag „Die Frauen und die Reichsgesetzgebung" in Nr. 39 der „Gegenwart" gefolgt — befriedigt hat er mich aber nicht. Was eine neue Gesetzgebung uns hätte bieten können, erscheint mir mehr oder minder werthlos. Es wird immer unsere eigene Aufgabe bleiben, uns unsere Stellung in Staat, Familie und Gesellschaft aus uns selbst heraus selbst zu schaffen, und dazu brauchen wir die Hülfe todter Paragraphen nicht. In meiner ersten Jugend folgte ich begeistert der damals so mächtig erwachenden Frauenbewegung, aber je länger ich ihr mit warmem Antheil folge, desto ungeeigneter erscheinen mir die Bahnen, die sie einschlägt, und die Mittel, die sie zur Erreichung ihrer Ziele fordert. Ich habe in meiner fernen Heimath jene dem Manne gleichberechtigte Bildung, die Frau Bianca Bobertag für uns fordert, in reichem Maaße genossen und möchte sie nimmer missen, aber glücklicher, tüchtiger für's Leben hat sie mich nicht gemacht. Im Gegentheil! Ich, mit meiner Anpassungsfähigkeit und meinen kosmopolitischen Ansichten, hätte mich in einem Lande wie Deutschland schnell eingelebt und glücklich gefühlt, wenn nicht meine Erziehung und mein geschultes Denken mich meinen Mitschwestern innerlich allüberall entfremdeten; so fühle ich mich denn umgeben von den glücklichsten Verhältnissen einsam und heimathlos, und wo die geistvolle Unterhaltung eines Mannes mich einmal mit fortreißt, da ernüchtern mich bald seine staunenden Augen und ich sehe den Zopf alter Vorurtheile hinter ihm hin- und herpendeln! Man mag sagen, das Alles wäre einfach anders, wenn allen Mitschwestern eine gleichwerthige Bildung offen stände, und auch die Gesetzgebung soll sich dazu auf unsere Seite stellen. Der Deutsche hat aber immer noch nicht gelernt, nur das Gute anderer Nationen für sich zu verwerthen und sich zu eigen zu machen. Er bleibt eben hängen am Zopf des römischen Rechts und flicht ihn sich allenfalls etwas zurecht, und die Frauen, die in der Heutzeit noch Gymnasien für sich fordern, sind die letzten, die da helfen werden, diesen Jahrtausend alten Zopf abschneiden, der eben gerade auf den Gymnasien so ängstlich gepflegt und erhalten wird! Fordert doch für eure Söhne und Töchter ein tüchtiges Wissen, wo Theorie und Praxis, anstatt sich weltfremd und verwundert gelegentlich anzustarren, Hand in Hand zusammengehen, und dann, wenn der Verstand gereift, dann vertieft, veredelt dies Wissen, dann sind denen, die danach verlangen, die Thore zum classischen Alterthum weit geöffnet und sie schauen die Schönheiten einheitlich in ihrem ganzen Zauber, und und der Jüngling, der Mann, der der Begeisterung fähig ist, wird der Frau wieder mit der Achtung und der Ritterlichkeit begegnen, die wir an Stelle der nichtssagenden Courtoisie der gesellschaftlichen Höflichkeit fordern können und müssen, um unsere Stellung als Gattin und Mutter zu einer segensreichen gestalten zu können. Wer innerlich frei ist, kann Sclavendienste verrichten und sich dennoch freier als eine Königin fühlen. Jenes Wort, das Frangipani's Gattin in einen Ring geschnitten ihrem Gatten in die Gefangenschaft nachsandte — „mit Willen Dein eigen" — ist auch heut' noch das Wort, das das Verhältniß zum Manne adelt. Ich glaube, wir Frauen würden zur Besserung der socialen Verhältnisse mehr beitragen, wenn wir in dem uns nun einmal von der Natur vorgezeichneten Rahmen versuchten, unsere hohen, schönen, edlen Pflichten unentwegt zu erfüllen und dem Vaterlande die Männer und Frauen zu erziehen, die die Heutzeit braucht, und dazu stehen uns auch ohne Gesetzgebung ein gut Theil Mittel zu Gebote, das Andere kommt dann von selbst. Die Unzufriedenheit in alle Schichten der Gesellschaft tragen, ist ein leichtes aber trostlos gefährliches Experiment! Das Glück, nach dem wir alle uns sehnen, bieten wir der Nachwelt am besten, wenn wir unseren Kindern wieder die heitere Zufriedenheit unserer Voreltern zurückzugeben versuchen! Daneben kann sehr wohl ein Vorwärtsarbeiten und Weiterstreben nach Besserem bestehen, denn an sich selbst mag Jeder die höchsten Anforderungen stellen. Ein königlicher Wille vermag Alles und Welten überwindet nur der, der sich selbst überwindet.

Mara Frithiof.

O Bianca Bobertag! Respect
Hast gründlich Du in mir erweckt
Vor Deinen Zungengaben.
Ja, wäre jede Frau wie Du!
Da stimmt' ich Dir vollkommen zu,
Doch möchte keine haben.

Prien a. Chiemsee. W. J.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Ad. Thimme:

Lied und Märe.

Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie.

2 Mark, gebunden 2,80 Mark.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

Werke von Ad. Wilh. Ernst.

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.
Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Zweite Auflage. Mk. 2.50.
Neue Beiträge zu vorigem. Mk. 2.—.
Grethes Religion. Eine Studie. Mk. 1.—.
Neu erschienen: **Empor, Gedichte.** Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Verlag von Conrad Kloß, Hamburg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Feliz Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben erschien: **„Brennende Tagesfragen".**
I. **Für oder wider das Duell?** 2. und 3. Tausend. 75 Pf.
II. **Christlich-social als Zeitproblem.** 60 Pf.
Glänzend recensirt, vom philosophischen u. geschichtlich-socialen Standpunkt aus entwickelt!
C. J. E. Volckmann, Verlag. **Rostock.**

Soeben erschienen:
Die
Kaiserin des Balkans.
Drama v. Fürst Nikolaus v. Montenegro.
Deutsche Bearbeitung
von **Heinrich Stümcke.**
Mit Portrait des Fürsten und einer litterarhistorischen Einleitung.
Elegante Ausstattung. Büttenpapier.
Preis 4 Mk.
Luxusausgabe in Ganzsaffianband
20 Mk.
Warm empfohlen in der „Gegenwart" Nr. 43.
Verlag von E. Ebering, Berlin,
Linkstr. 16.

Soeben erschien:
Friedr. Spielhagen:
Zum Zeitvertreib.
Roman, 1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.
Mesmerismus. — Alles flieht.
Zwei Novellen.
1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung) in **Berlin.**
Soeben erschien:
Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.
Ausgewählte Bilder
von **Ottokar Lorenz,**
Professor der Geschichte.
Gr. 8°. 360 Seiten Geheftet 6 Mk.
Gebunden 7 Mk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

DEC 3

№ 46. Berlin, den 14. November 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Antifreimaurer Congreß. Von Professor Ludwig Büchner. — England und Deutschland im Industrie-Wettbewerb. Von Albrecht Gruis (London). — Fremde Wörter in unserer Sprache. Von Rud. Kleinpaul. — **Literatur und Kunst.** Maurice Barrès. Von A. Brunnemann (Paris). — Martin Greif. Von Richard Wulckow. — **Feuilleton.** Zwei Balladen in Prosa. Von Georg Herwegh. — **Aus der Hauptstadt.** Zwei Eisen im Feuer. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zum Antifreimaurer-Congreß.

Von Professor Ludwig Büchner.

Ein Hirt und Eine Heerde — so heißt das große Ziel, nach dessen Erreichung der römische Katholicismus oder Ultramontanismus — unbeirrt durch alle Lehren der Geschichte und alle bisherigen Mißerfolge — eingestandermaaßen und unausgesetzt hinstrebt. Die ganze Menschheit eine einzige, in religiöser Beziehung unterschiedslose Masse und an dem zähen Faden der Religion zugleich in politischer oder weltlicher Beziehung von einem einzigen Willen beherrscht oder festgehalten — in der That ein großer, weltumfassender Gedanke, ähnlich der Universalmonarchie eines Alexander oder Napoleon oder dem Bilde des ehemaligen römischen Weltreichs, welches damit gewissermaaßen seine Wiederauferstehung aus langer Grabesnacht feiern würde. Freilich hinkt der vulgäre Vergleich mit dem Hirt und der Heerde ganz gewaltig. Denn wo hätte es jemals einen Zustand gegeben, in welchem alle Heerden der Erde oder auch nur eines einzigen Erdtheils unter einem einzigen Hirten vereinigt gewesen wären? Auch ist der Vergleich der Menschheit mit einer Heerde von Schafen, welche von Einem Hirten gelenkt werden, gerade kein schmeichelhafter für die erstere, soviel Aehnlichkeit auch die Natur der großen Masse mit derjenigen des geduldigen Thieres, dem der Vergleich entlehnt ist, haben mag. Ein altes Sprichwort sagt, daß Derjenige niemals vergeblich rechnet, der mit der Dummheit der großen Menge rechnet. In dieser Art von Rechnung ist aber das schlaue Papstthum von jeher Meister gewesen. Ihr und der vorzüglichen Organisation seines dienenden Mechanismus, sowie der Rücksichtslosigkeit, mit der jede Auflehnung mit Feuer und Schwert unterdrückt wurde, verdankt das Papstthum seine außerordentlichen Erfolge, welche durch keine Art von Angriff oder Unglück dauernd erschüttert werden konnten. Die Anwendung äußerer Gewalt ist ihm freilich da, wo ihm der Staat nicht helfend beispringt, genommen; aber dafür ist seine innere Gewalt und seine Herrschaft über die Gemüther um so größer geworden. „Wie Wölfe hat man uns vertrieben", äußerten bekanntlich die Jesuiten, welche ja die eigentliche Seele des ganzen lebenskräftigen Organismus bilden, „aber wie Schafe sind wir wieder gekommen." Immer und immer kommen sie wieder, diese unermüdlichen Minirer, welche unter dem Deckmantel der Religion weltliche Zwecke verfolgen und die Hoffnung nicht aufgeben, die schönen Zeiten ehemaliger Glaubenstyrannei und Priesterherrschaft wiederkehren zu sehen. Selbst eine so schwere Niederlage, wie sie ihnen der Ausgang des nicht zum Wenigsten als ihr Werk zu betrachtenden deutsch-französischen Krieges gebracht hat, konnte ihren Eifer und Wagemuth nur für kurze Zeit unterbrechen und die unersättliche Begehrlichkeit des Ultramontanismus in keiner Weise abschwächen.

Freilich wird die Mehrzahl Derjenigen, welche man auf solche Hoffnungen und Strebungen aufmerksam macht, mitleidig die Achseln zucken und versichern, daß eine Wiederkehr solcher Zeiten, wie sie der Ultramontanismus anstrebt, für immer unmöglich sei. Aber sie denken dabei nur an Scheiterhaufen und Ketzergerichte und vergessen, daß der erbitterte Feind der Geistesfreiheit wohl die Form, aber nicht sein Wesen gewechselt hat. Wer hier in Darmstadt bei Gelegenheit der Versammlung des Evangelischen Bundes die Rede des ehemaligen Jesuitenpaters Grafen von Hoensbroech mit angehört hat, wird sich vielleicht haben überzeugen lassen, daß die Gefahr größer ist, als sie scheint, und daß die Nachgiebigkeit der Regierungen gegenüber den Anmaßungen des Clerus und der Centrumspartei sehr übel angebracht ist. Er wird vielleicht auch aus der Rede die weitere Ueberzeugung gewonnen haben, daß — was freilich auch ohne dieses sehr leicht einzusehen ist — daß die katholische Religion oder das katholische Glaubensbekenntniß keineswegs identisch mit Ultramontanismus und Jesuitismus ist, und daß die extremen Auslassungen auf den alljährlich wiederkehrenden Katholiken-Tagen keineswegs die Meinungen aller Katholiken, sondern vielleicht nur eines kleinen Theils derselben bilden. Auch der erbitterte Kampf, welchen der Papst in seinem Syllabus und seinen Encykliken alljährlich gegen die moderne Wissenschaft führt, dürfte wohl bei allen nur halbwegs unterrichteten oder wissenschaftlich gebildeten Katholiken schwerlich Zustimmung finden. Die Wissenschaft hat sich schließlich, wenn auch oft nur nach schweren Kämpfen und Verlusten, immer mächtiger erwiesen, als der Aberglaube, und würde dieses in noch weit höherem Grade thun, wenn nicht die Unwissenheit und Unbildung der großen Masse dem entgegenstünde. Diesem Hinderniß kann nur durch bessere Erziehung und Bildung unserer Jugend entgegengewirkt werden. Daher auch das stete Streben der Kirche, ihre Hand über der Jugend-Erziehung walten zu lassen, und dafür zu sorgen, daß diese Erziehung in kirchlichem Sinne geleitet werde — ein Bestreben, worin sie leider durch den Staat in der Regel weit

Digitized by Google

mehr geschützt und unterstützt wird, als gut und heilsam ist. Wer die Erziehung eines Volkes während eines halben Jahrhunderts ganz und ungehindert in der Hand hätte, könnte während dieser Zeit mit Leichtigkeit aus einem mißleiteten, zu Bigotterie und Aberglauben erzogenen Volke ein freies, aufgeklärtes, zu allem Guten und Großen willig aufgelegtes Volk machen. Das Gegentheil aber müßte eintreten, wenn es dem mit dem Jesuitismus verbündeten Ultramontanismus gelingen sollte, auch nur zum kleinsten Theile zur Verwirklichung seines Programms vor Einem Hirten und Einer Heerde zu gelangen. Stumme Ergebung in den Willen eines Einzelnen, blinder Glaube an das befohlene Dogma, kindlicher Gehorsam gegen das Gebot des Priesters und willenloses Geschorenwerden durch die nie genug zu füllende Hand der Kirche würde an die Stelle wahrer Menschenwürde und Menschengröße treten; und das entsetzliche Wort des blutigen Herstellers der Gegenreformation in Oesterreich und einigen Theilen Deutschlands, Ferdinand's II., daß er lieber über eine Einöde, als über ein Volk von Ketzern, herrschen wolle, könnte vielleicht in einem ähnlich verbohrten Herrschergehirn seine Wiederauferstehung feiern.

Bis zu welchem Grade der fanatische Haß der ultramontanen Heißsporne sich zu steigern vermag, hat der soeben abgelaufene Antifreimaurer-Congreß gezeigt, auf welchem die unschuldigen Freimaurer für alle antichristlichen Sünden dieser argen Welt verantwortlich gemacht wurden. Freilich dürfte das drollige Gebahren des Congresses bei den Gebildeten der Nation mehr Heiterkeit als Aergerniß erregt haben.

Mit vollem Recht und Nachdruck hat Graf Hoensbroech darauf hingewiesen, daß der Stifter der christlichen Kirche das Streben nach weltlicher Macht ausdrücklich zurückgewiesen habe mit den Worten, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, während seine Nachfolger dieses Wort in sein gerades Gegentheil verkehrten und aus der Religion ein Mittel zur Befriedigung weltlicher Herrschergelüste gemacht haben. Ob und in wie weit dieses Mittel auch in der vor uns liegenden Zukunft seinen Zweck erreichen wird, wird nicht bloß von der Einsicht der Herrschenden, sondern auch von der Haltung des Volkes und der dasselbe lenkenden politischen Parteien abhängen. Unbegreiflich bleibt dabei die Kurzsichtigkeit derjenigen Parteien, welche aus demokratischer oder freisinniger Principienreiterei die Wiederzulassung der Jesuiten, dieser Vorkämpfer des römischen Ultramontanismus, befürworten. Die Jesuitenfrage ist keine Rechts-, sondern eine politische Frage und kann nicht nach einseitig juristischen, sondern muß nach historischen Rücksichten entschieden werden. Demokratie und Freisinn haben am allerwenigsten Grund, die Rückkehr der Jesuiten zu wünschen oder zu erlauben, da ihr unheilvoller Einfluß auf den weiblichen Theil der Bevölkerung und damit indirect auch auf den männlichen sich wahrscheinlich in sehr unliebsamer Weise bemerkbar machen würde. Und zwar um so mehr, als an dieser Mißleitung der Massen noch eine andere, nicht zu unterschätzende Macht mit großem Erfolg mitarbeitet. Ultramontane und Socialdemokraten, Centrum und socialdemokratische Linke üben jetzt schon im Deutschen Reichstage, wenn sie sich zu gemeinsamer Action oder Hülfeleistung verbinden (wie dieses in der Jesuitenfrage bereits geschehen ist), einen dem Gedeihen des Reiches nachtheiligen Einfluß aus, indem sich Beide auf die blinde Ergebenheit der von ihnen befehligten Massen an ihre geistlichen oder Arbeiterführer stützen. Eine Herrschaft der ungebildeten oder kopflosen Masse über die Minorität der Gebildeten oder Aufgeklärten — mag sie hundert Mal den demokratischen Principien entsprechen — kann aber unmöglich zum Guten führen.

Möge der deutsche Liberalismus, der gegenwärtig auf seinen Lorbeeren etwas eingeschlafen zu sein und die Vorgänge des Jahres 1848 ganz vergessen zu haben scheint, sich von Neuem ermannen und dafür sorgen, daß wir den Ereignissen des kommenden Jahrhunderts mit besseren Hoffnungen entgegengehen, als diejenigen, mit denen wir das scheidende zu verlassen uns anschicken!

England und Deutschland im Industrie-Wettbewerb.

Von Albrecht Gruis (London).

Die nur dem Nichtkenner erstaunliche Thatsache, daß England im Begriffe steht, im Concurrenzkampfe des Welthandels von der deutschen Industrie überflügelt zu werden, ist erst vor Kurzem allgemein bekannt geworden. England selbst hat diese für seinen Nationalstolz empfindliche Kunde verlautbart, und C. E. Williams hat ihr in seiner vielfach neuaufgelegten Schrift: „Made in Germany“*) eine eingehende Untersuchung gewidmet, kritisch, objectiv, aufrichtig. Schmerzlich bewegt fragt er: „Wie ist dies Alles gekommen? Die Ursachen sind nicht allzu schwer aufzudecken. Im vorigen Jahrhundert war England in seiner inneren politischen wie wirthschaftlichen Entwickelung allen anderen Völkern weit voraus. Neue fruchtbare Ideen belebten die Massen, ein kraftvolles und thatkräftiges Geschlecht herrschte und schnell wurden die alten Formen des Betriebes in der Landwirthschaft, im Handel und in der Industrie abgestoßen, um durch neue, zeitgemäßere Bildungen ersetzt zu werden; damals wurde die Grundlage zu der späteren Größe gelegt. Heute nun, trotzdem in der Welt sich so Vieles geändert hat, steht man immer noch auf jenen Grundlagen und hält an den vor hundert Jahren aufgestellten Grundsätzen fest. Ganz anders entwickelten sich die Verhältnisse auf dem Festlande. Dort schaute man seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts bewundernd auf die Erfolge, die England errang, hie und da suchte man ihm nachzuahmen; aber alle Versuche, den eigentlich treibenden Geist, der das englische Gemeindewesen beseelte, nach dem Festlande zu verpflanzen, schlugen fehl: nur in Kleinigkeiten gelang es, englische Einrichtungen herüberzunehmen. Auch bei uns mußten die alt überlieferten Formen zusammenbrechen, doch gemäß den in der Geschichte uns vorgezeichneten Bahnen haben wir uns langsam, oft recht bedauerlich langsam entwickelt. Nur da, wo wir die alten Formen nicht zertrümmerten, sondern sie zeitgemäß umwandelten, haben wir Erfolge erzielt. Dem eigentlichen Charakterzug aber, den unser Volk von jeher aufweist: kraftvolle Entwickelung der Staatsgewalt, sind wir treu geblieben und so auf völlig anderem Wege als England haben wir uns schließlich zu einem mächtigen Staatswesen entwickelt, das jetzt politisch und wirthschaftlich kühn seine Glieder nach allen Erdtheilen ausstreckt und sich anschickt, Weltpolitik zu treiben.

Noch stehen wir in den ersten Anfängen dieser neuen Periode; wir haben gearbeitet, bis unsere Industrien ebenbürtig denen der anderen Staaten waren; wir haben unter den schwierigsten Verhältnissen uns die Märkte der Welt eröffnet, aber noch fehlen unserem Handel die großen Absatzgebiete und weit steht er an Umfang hinter dem englischen zurück. Nicht der absolute Vergleich des deutschen mit dem englischen Handel ist es, der jenseits des Canals große und tiefe Beunruhigung hervorruft; man fürchtet sich vor dem, was die Zukunft bringen wird; denn während man in England in althergebrachten Gleisen fortfährt, haben sich auf ganz neuen Grundlagen die deutsche Industrie und der Handel emporgearbeitet; die Gefahr wird immer größer, daß Deutschland nicht nur eine ansehnliche Stellung als Handelsmacht

*) Eine gute deutsche Uebersetzung von C. Willmann mit einem nicht minder trefflichen Vorwort von Dr. Robert Wuttke erscheint soeben bei Carl Reißner in Dresden.

Digitized by Google

einnehmen wird, sondern daß es zur ersten Handels- und Industriemacht der Welt sich empor zu schwingen vermöchte.

Wie will England aber daneben bestehen? Diese Frage muß die patriotische Brust jedes Engländers mit Besorgniß erfüllen; denn es ist klar, wenn man in England innerhalb der im vorigen Jahrhundert geschaffenen Grundlagen, die sich einst so segensreich erwiesen, fortfährt zu arbeiten, wird man den neuen Gegner nie besiegen. In seinem Lager muß man ihn aufsuchen; man muß die Methoden, die er anwendet, studiren und sie gegen ihn anzuwenden versuchen. In diesem Sinne ist zum größten Theil das Werk von Williams geschrieben. Es soll den Engländern die Augen öffnen, nicht nur über den augenblicklichen Stand der Industrie Deutschlands, sondern es soll die Gefahren zeigen, die in seiner Weiterentwickelung liegen. Williams will die Kräfte darlegen, die uns groß gemacht haben, die es uns ermöglichten, in vielen Industriezweigen neben England zu stehen. Diese Kräfte aber sind nicht im Erlöschen, im Gegentheil, sie werden uns, falls man nicht in England geeignete Gegenmaßregeln trifft, zu einer noch mächtigeren Stellung verhelfen.

Unserer Industrie wird der Vorwurf gemacht, sie arbeite billig und schlecht. Williams freut sich, daß sie derartig gekennzeichnet wird. Das Wort ist aus dem Munde eines Technikers gefallen und wird meist gedankenlos nachgesprochen, immer mit einer Betonung, als ob darin für deutsche Industrie und Handel etwas Entwürdigendes liege. Aber nur von einem ganz einseitigen technischen Gesichtspunkte aus hat man Recht. Unser Handel hat sich glücklicherweise nicht beirren lassen; er erkannte, daß bei den gegebenen wirthschaftlichen Verhältnissen nur unter dieser Devise „billig und schlecht" unsere Stellung auf dem Weltmarkte erkämpft werden könne.

Indem Williams gleichfalls das Facit seiner Untersuchungen zieht, gelangt er zu dem Ergebniß: Das Vorwärtsstreben und das Anpassungsvermögen kommen am meisten in Betracht; aber es ist nothwendig, noch ein oder zwei andere Eigenschaften zu erwähnen. Zuvörderst hebt er unser wichtiges Princip, die Ausstellungen zu beschicken, hervor. „Man sollte denken, daß die englischen Kaufleute, wenn sie die Eisenbahnstationen, die Anschlagsäulen, die Zeitungen, die Programme, selbst die Bademaschinen mit Reclamen aller in der Welt nur bekannten Waaren beschmieren, Alles gethan hätten, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Und trotzdem in deutschen Straßen die großen Reclameschilder mit ihrer abschreckenden Häßlichkeit fehlen, können die Deutschen unleugbar den Engländern etwas lehren. Es wurde mehr als einmal von der wunderlichen Abneigung der englischen Fabrikanten, Weltausstellungen zu beschicken, gesprochen. Sie sagen Alle, wenn sie an solchen Ausstellungen Theil nähmen, böten sie dem Ausländer bloß eine gute Gelegenheit, seinen Nachahmungstrieb zu entfalten. Dies ist eine falsche Behauptung. Die Deutschen stehen bei solchen Ausstellungen immer oben an und ihr Handel ist trotzdem im Wachsen begriffen; ja sie selbst schreiben ihre Erfolge in nicht geringem Maaße eben diesem Umstande zu. Die Engländer sollten einmal erklären, wie sie überhaupt ihre Waaren verkaufen wollen, wenn sie dieselben nicht zur Ansicht dem Publicum vorlegen mögen. Denn falls sie consequent bleiben wollen, müßten sie sich ja aller Anzeigen enthalten. Freilich haben die englischen Fabrikanten mit ihrer Furcht vor dem Nachahmungstalent, das der Deutsche in bedeutendem Maaße besitzt, vielfach Recht. Sicherlich würde in der Liste der Ursachen, die die deutschen Erfolge bedingen, ein wichtiger Posten fehlen, wenn man diese Fähigkeit nicht in Anschlag brächte. Bedenkt man, wie viele Erfindungen England zur Geburtsstätte haben, so ist es einleuchtend, daß die deutsche Industrie bloß durch eine sorgfältige Nachahmung dieser Erfindungen auf ihre jetzige Höhe gelangt ist. Nur auf diesem Wege haben die Deutschen ihre ersten Erfolge errungen. Sie kamen einst und kommen immer noch in Schaaren nur zu diesem Zweck nach England; und stets, wenn sie es zweckdienlich hielten, haben sie englische Werkführer und Arbeiter gedungen, um diese in ihren Werkstätten arbeiten zu lassen. Es ist aber sehr auffällig, daß der deutsche Erfindungsgeist, der in der Vergangenheit zurückgeblieben war, sich nun in einer Weise entfaltet, die zu der Hoffnung berechtigt, nicht lange mehr werde der Deutsche auf die englischen Modelle angewiesen bleiben. Ein besonderer Grund, ihn anzuklagen, liegt darin: die deutschen Nachahmungen stehen an Güte den englischen Modellen nach; aber seine Copien sind meistens den Originalen so ähnlich, daß der Käufer getäuscht wird, und da sie schlechter gearbeitet sind, können sie auch billiger verkauft werden; alles zum schweren Schaden des englischen Fabrikanten." Man darf aber nicht vergessen, daß nicht immer die deutsche Nachahmung in jeder Hinsicht eine minderwerthige ist. Was die künstlerische Ausstattung betrifft, ist sie meistens — man möchte fast sagen regelmäßig — entschieden besser. Bei den meisten Waaren spricht das mit, ja bei manchen ist es ein ausschlaggebender Vorzug. Auch den künstlerischen Geschmack muß man auf die Liste der Eigenschaften, die von Bedeutung sind, setzen.

Von Belang ist ebenfalls die größere Stetigkeit der deutschen Arbeiter. Man frage einmal einen englischen Schneider, ob er lieber einen englischen oder einen deutschen Gesellen beschäftigt? Seine Antwort ist schlagend. Alle, die Beobachtungen in beiden Ländern anstellen konnten, bezweifeln nicht, daß die Arbeit in den deutschen Fabriken stetiger als in den englischen ist.

Schließlich muß man immer und immer wiederholen, der eigentliche Grund des deutschen Erfolges liegt in dem rührigen Fortschreiten mit der Zeit, das sich glänzend von dem englischen stumpfsinnigen Conservatismus abhebt. Es ist ja sehr gut, ein alt begründetes Geschäft weiter zu führen; aber man muß fleißig und unaufhörlich bestrebt sein, den Betrieb der Neuzeit anzupassen. Und das ist es, was die englischen Fabrikanten einzusehen versäumen. Es giebt natürlich eine Menge Ausnahmen — hauptsächlich unter den Häusern, die ihren Ruf erst begründen wollen; auch giebt es hier und da an der Spitze von Häusern von altbewährtem Ansehen, Männer mit weitem Blick, die bereit sind, mit den alten Ueberlieferungen, sobald sie einen besseren Weg vor sich sehen, zu brechen. Die große Masse der englischen Fabrikanten und Handelsleute aber klammert sich an die väterliche Autorität; sie denken: ein wichtiger Satz in der kaufmännischen Correspondenz sei: „wir haben es niemals so gemacht" und glauben noch immer, was früher gut genug gewesen, müsse es auch jetzt noch sein; sie beachten nicht den ständigen Wechsel aller Dinge und daß das Wesen wie die Ansprüche des Marktes so veränderlich als das Wetter sind. Deutsche Häuser beobachten aber eine entgegengesetzte Haltung. Sie treten alle für den Fortschritt, wie für das eifrige Studium der wechselnden Moden und Ansprüche ein. Sie sind jeder Zeit zu neuen Anstrengungen bereit, um einen, wenn auch noch so geringfügigen Absatz zu gewinnen. Doch Williams kommt in seiner Untersuchung auch zu dem wichtigen Schluß, daß die englische Freihandelspolitik an dem Erfolge Deutschlands auf Kosten Englands, in nicht geringem Maaße Schuld trägt. „Wir brauchen deßhalb noch kein Schutzzollsystem einzuführen; aber der Freihandel darf in diesem Umfange nicht bestehen bleiben. In dem Maaße, in dem ein fremdes Land unsere Waaren bei der Einfuhr verzollt, sollten auch wir seine Waaren, wenn sie unsere Märkte aufsuchen, besteuern. Wir müssen ein Greater-Britain schaffen; eine Zollunion Englands mit seinen Colonien. Jetzt zahlen deutsche Waaren, die in Indien, Canada, Australien und dem Cap eingeführt werden, eben so viel als englische. Wir aber beschützen die Colonien mit unserer Flagge, trotzdem bezahlen wir alle Kosten. Die Colonien müssen ihre Tarif-

Digitized by Google

Politik ändern. Englische Waaren müssen unter günstigeren Bedingungen als die fremder Nationen zugelassen werden."

England besitzt ferner keine Staatsbahnen und kaum wird der englische Steuerzahler zugeben, daß auf seine Kosten zu Gunsten irgend eines Industriezweiges die Frachten ermäßigt werden. Williams giebt aber noch einen Ausweg. Alle deutschen Waaren, die auf den deutschen Staatsbahnen mit besonders billigen Frachtsätzen befördert werden, sollten bei ihrer Einfuhr in England mit einem Zoll, der der Höhe dieser Frachtermäßigung entspricht, belegt werden. Dann lamentirt er weiter: „Die Zahl unserer Handelsconsuln muß vergrößert werden. Es ist unglaublich, daß wir in Europa nur drei Handelsconsuln besitzen. Unser System hat sich überlebt. Wir brauchen wohlgeschulte Vertreter unseres Handels in allen bedeutenden Städten der Welt. Die Consulate sollten den englischen Industriellen und Kaufleuten offen stehen. Wir müssen nothwendig unseren jungen Leuten einen gründlichen, praktischen wie theoretischen Unterricht in denjenigen Gewerben ertheilen, in die sie eintreten wollen. Der Technical Instruction-Act sorgt allein für den Unterricht in der Industrie, aber auch der Handel muß gelehrt werden. Wir Engländer müssen auf den Geschmack und die Wünsche ihrer Abnehmer achten. Die Reisenden, die wir aussenden, sollten die Sprache der Länder, die sie besuchen wollen, erlernen. Auch die kleinen Aufträge müssen beachtet werden. Mehr Gewicht ist auf eine sorgsame Verpackung und ähnliche Aeußerlichkeiten zu legen. Unser Geschäft muß nach jeder Hinsicht den modernen Ansprüchen genügen. Das metrische System sollte angenommen werden. Wir müssen die Offerten dem Geld- und Maaß-System des Landes, mit dem wir in Geschäftsverbindung stehen, anpassen. Wir müssen mehr künstlerischen Geschmack entwickeln und auch nicht zu stolz sein, uns auf Nachahmung zu legen. Wir müssen die Reclame eifriger betreiben und Arbeiterausstände sollten verhindert werden. Schließlich müssen die Engländer mit der Zeit besser Schritt halten."

Es ist für unseren Handel jedenfalls ganz lehrreich, die Meinung der englischen Concurrenten über uns zu erfahren. Um so besser werden wir erkennen, was uns noch fehlt, und wie wir alsdann die Gegenmaßregeln der Wettbewerber mit Erfolg bekämpfen können.

Fremde Wörter in unserer Sprache.

Von Rud. Kleinpaul.*)

Wir leiden, wie bekannt, keinen Mangel an Worten, die unserer Sprache von Haus aus nicht angehören, mit keiner deutschen Wortsippe zusammenhängen, sondern nachweislich einmal aus einer fremden Sprache herübergenommen worden sind. Wir haben eine Menge Fremdwörter im Deutschen, angeblich 70 000; über hundert werden schon in der Bibel des Ulfilas gezählt. Man sagt, daß auf sieben deutsche Worte je ein fremdes komme. Nach den Aufschriften und Ankündigungen in der Stadt zu urtheilen, kommt vielmehr auf sieben fremde Worte je ein deutsches. Café-Restaurant. Specialitätentheater. Concert-, Theater- und Balletablissement. Diesen Abend im Circus: Gala High Life Soirée. Möbeltransport per Bahn. Es giebt ja genug deutsche Worte, vielleicht fünf Mal soviel als fremde, aber sie kommen nicht zur Geltung — das Fremdwort empfiehlt in Deutschland, und Hôtel klingt vornehmer als Herberge oder Gasthaus, Branche vornehmer als Zweig. Ein Kaufmann, durchaus branchekundig, sucht Stellung: Offerten unter Chiffre X. Er versteht sich nicht nur auf die Tuchbranche, sondern auch auf die Farbenbranche, nicht nur auf die Weinbranche, sondern auch auf die Blumenbranche, nicht nur auf die Mühlenbranche, sondern auch auf die Kleiderstoffbranche, nicht nur auf die Möbelbranche, sondern auch auf die Tapetenbranche, nicht nur auf die Rauchwaarenbranche, sondern auch auf die Packpapier- und Dütenbranche. Er wird am Ende noch Vorsteher der Gestaltungsbranche. Im Handumdrehen lassen sich auf einer Anschlagsäule, in einer Zeitung an 1000 Fremdwörter zusammenbringen. Und wenn man die Zahl der Sprachen, die auf Erden gesprochen werden, auf 1000 veranschlagt, so haben wir auch bei allen 1000, nicht bloß bei den 53 europäischen Anleihen gemacht. Von allen Ecken und Enden haben wir die Wörter zusammengeholt, bis zu den Antipoden sind wir schuldig. Das Deutsche ist eine Mischsprache wie das Englische oder das Portugiesische, das allein 2000 brasilische Worte hat; das Bewußtsein davon drückt Viele. Und doch ist die Angliederung von Fremdwörtern nicht immer ein Zeichen der Armuth und der Schwäche, sondern auch ein Ausdruck einer hervorragenden Weltstellung und eine natürliche Folge des Verkehrs, der täglich neue Producte und Waaren auf den Markt wirft. Zunächst beweist sie, daß wir viel herumgekommen und vielerlei Gäste bei uns gewesen sind; und daß wir in der Fremde etwas gelernt und angenommen haben. Wir sind kein Winkelvolk: wir leben nicht von der Welt abgeschlossen in einem Thale wie die Republik Andorra. Wir sind das Herz Europas. Das Deutschthum fliegt über die Erde dahin, die schwarz-weiß-rothe Flagge weht sieghaft von Pol zu Pol, und unsere alte Sprache gleicht einem mächtigen, von unzähligen Nebenflüssen und Wildbächen geschwellten Strome.

Es ist merkwürdig, mit was für Volk wir direct oder indirect in Berührung gekommen, was für Idiome uns tributpflichtig geworden sind. Sollte man's glauben, daß wir allein von den Karaiben, ich sage, von den Karaiben oder den Cannibalen ein halbes Dutzend Worte haben? — Karaibische Worte sind zum Beispiel: Orkan, Hängematte, Canoe, Bukanier und Creole. Wer hätte noch keinen Vigognehut, keinen Vigognestrumpf getragen? — Nun, Vigogne sprechen wir zunächst den Franzosen und Spaniern, zuletzt aber den peruanischen Inka nach, die das die Vigogne liefernde Schaf einst: Vicunna nannten, und aus deren längst ausgestorbener Sprache auch die Namen Lama, Alpaka und Condor stammen. Denken wir wohl daran, daß wir Tag für Tag mit den Chinesen reden, indem wir Thee, mit den Arabern, indem wir Kaffee, mit den Mexikanern, indem wir Chocolade, mit den Franzosen, indem wir Cognac trinken, und mit den Ureinwohnern von Cuba, indem wir Cigarren rauchen? — Diese Specialitäten sind so alt.

Die Gewohnheit thut freilich viel. Unzählige Fremdwörter zeugen ja nur von einer gewissen Welt- und Menschenkenntniß. Wir wissen zum Beispiel, daß in Italien Mora gespielt, in Aegypten Haschisch geraucht, in Mexico Pulque getrunken wird. Aber weder Mora, noch Haschisch, noch Pulque gehört zu unserem Dasein; wir brauchen die Worte nur, wenn wir uns über Italien, Aegypten, Mexico unterhalten. Aus dem Robinson hat jedes Kind die Begriffe eines Kaziken, eines Wigwams, eines Tomahawks in sich aufgenommen. Aber diese Indianerbegriffe bleiben indianisch, sie erscheinen nur selten in anderem Zusammenhange — wir müßten denn gerade einmal den Tomahawk begraben

*) Unser verehrter Mitarbeiter veröffentlicht in einigen Wochen als neuesten Band der wohl eingeführten „Sammlung Göschen" ein hübsches Werk unter dem Titel „Das Fremdwort im Deutschen", das sich in ansprechendster Plauderform und doch gestützt auf tiefe sprachwissenschaftliche Forschungen über die Quellensprachen, die Naturgeschichte des Fremdwortes und die allmälige Abtragung unserer Sprachschulden verbreitet. Durch die Zuvorkommenheit des Verfassers und der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig sind wir schon heute in der Lage, das allgemein interessirende erste Capitel unseren Lesern hier mitzutheilen.

Digitized by Google

Wie anders, wenn die Dinge, wie Kautschuk und Tabak, nicht minder indianisch, eingebürgert sind! — Dann betrachten wir die Worte gar nicht mehr als fremd. Sie sind wie Hausgenossen. Es kommt vor, daß wir unsere eigenen Angelegenheiten erst durch ein Wort verstehen lernen, das an einer entlegenen Küste von Naturkindern erfunden worden ist! Daß ein Begriff von den Inseln der Südsee, der Begriff Tabu ein Schlagwort der modernen Culturgeschichte wird! — Das Wort Fetisch, womit einst die Portugiesen die Götzen der Neger am Senegal bezeichneten, ist typisch für unsere Heiligthümer; das Wort Caste, mit dem dieselben Portugiesen das indische Wort für Stand und Farbe übersetzten, paßt auf unsere Verhältnisse. Gewisse Fremdworte sind wie Spuren einer Weltsprache, die erst noch kommen soll. Aber diese Weltsprache, zu der das Deutsche einen glücklichen Ansatz hat, besteht auch aus Weltworten, die nicht bloß überall hin, sondern auch überall her und darum nicht deutsch sind, daß sie nun schon seit Menschengedenken gelten.

Wir haben tausendfältige Beziehungen zu den Völkern des classischen Alterthums gehabt, haben sie noch — jede Köchin, die in's Theater geht, jeder Schusterjunge, der ein Programm verkauft, spricht griechisch; aber unser Horizont reicht weit über Italien und Griechenland hinaus. Er reicht bis in den fernsten Orient, bis zu den Arabern und zu den Persern, bis nach Hindostan. Auf ein Sanskritwort wie Punsch, ein persisches wie Tasse, ein arabisches wie Zucker, ein armenisches wie Kirsche, ein tamulisches wie Patchouli kommt es uns gar nicht an. Jedermann der eine Brille trägt, hat eigentlich zwei Beryll auf der Nase, indem der durchscheinende Beryll zu allererst geschliffen und zur Herstellung von Brillen verwendet wurde; Beryll aber ist nicht mehr und nicht weniger als ein Wort des Prakrit, eines indischen Dialektes. Es giebt nachgerade so viele Bazare in Berlin wie in Cairo, so viel Pfeffer wie in Malabar und so viele Cacadus wie in dem Malayischen Archipel, wo diese Papageien das Wort Cacadu von den Malayen gelernt haben sollen. Setzen wir nicht den arabischen Artikel Al so flott, als ob wir in den Zelten der Beduinen aufgewachsen wären? — In Alkohol, Alkoven, Almanach und so vielen anderen arabischen Begriffen. Tragen wir nicht einen Burnus wie die Beduinen, ziehen wir nicht die Turbane als Tulpen sogar auf Beeten, heißt es nicht: Schâh mate, Schachmatt, der König ist todt, in Leipzig wie jüngst in Teheran? — Die gesammte Terminologie des Schachspiels stammt bekanntlich aus dem Morgenlande, vom Heiligen Lande haben es einst die Kreuzfahrer mitgebracht, wie neuerdings das Halma, die altgriechische Bezeichnung des Weitsprungs, von Jokohama über San Francisco und New-York nach Europa gekommen ist. Ei, die Fremdwörter sind auch interessant und die deutschen Fremdwörterbücher wirklich lehrreich: indem sie nach allen Weltgegenden schmecken, sind sie gleichsam Denk-Zettel der Weltgeschichte, Merkzeichen unseres Handels, unserer Entdeckungen und Reisen, jedwede Entlehnung weist uns auf eine kleine merkwürdige Thatsache aus der Vergangenheit.

Wenn uns die Entlehnung jetzt zur Gewohnheit geworden ist und wir sie gar nicht mehr bemerken, so liegt das daran, daß unsere Vorfahren einmal Neuigkeiten erworben haben, die uns nicht auffallen — und zwar sind das keineswegs immer Dinge, die nicht weit her sind. Die Geläufigkeit eines Fremdwortes steht durchaus in keinem Verhältniß zu der Entfernung des Vaterlandes. Das Wort Tabak ist, denke ich, so volksthümlich, wie das Wort Pfeife, und doch stammt jenes von der Watlinginsel, wo es eine Cigarette bezeichnete, dieses aus dem Mittellateinischen (Pipa). Es kommt ja oft vor, daß sich einer an einem Ausdruck stößt, den er von seiner Frau Mutter nicht gelernt hat; aber das ist zumeist ein Ausdruck von einem Nachbarvolke. Ein Ausdruck, der nur bestimmten Classen der Gesellschaft angehört. Alle Stände haben ihren besonderen Jargon. Wer nicht von der Kunst ist, versteht davon so viel wie wir vom Rothwelsch oder der Gaunersprache.

Jeder Geistliche ist ein halber Lateiner, jeder Arzt ein halber Grieche; der Kaufmann welscht, der Sportsmann britet, der Adel franzt; der Gauner jüdelt, der Jude polätscht; das Militär hat fast keinen Grad und keine Waffe deutschen Klanges und Gepräges. Es scheint mitsammt seiner berühmten Propreté, seinen Epauletten und Bouillons allenfalls in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, aber nicht in das geeinigte Deutschland hineinzupassen. Gleichwohl wird das Commando, die Ordre, die Parole überall verstanden, weil Jedermann dienen muß. Es kommt also nur auf die Erziehung und Bildung an, die Einer genossen hat: Jedermann hat die Fremdwörter seiner Schule; und nur weil die Schule nicht bei allen Deutschen dieselbe ist, entstehen auch sogenannte Argots, so viel Argots als Schulen. Das Tohuwabohu fängt an, sobald einer aus seinem Kreis heraustritt und unter eine andere Caste geräth. Sogar zwischen den Geschlechtern besteht, was den Fremdwörterdrill anbelangt, ein feiner Unterschied, der Mann ist anders gefärbt wie die Frau.

Ich rede hier nur von Frauen, die nicht wieder ein besonderes Gewerbe treiben. Eine gebildete Frau besitzt in vielen Artikeln, in der Küche und am Putztisch, sogar im Fleischerladen die größere Waarenkunde. Wenn ihr Haar von einer Rivière von Brillanten durchzogen ist — wenn sie ihre großen Parüren anlegt — wenn sie einen Chinchillekragen oder dunkelblaue Changeantseide oder eine Damastrobe trägt, die einen Devant von weißem Spitzenstoffe hat: so versteht das außer dem Reporter, der darüber Bericht erstattet, nicht leicht ein gewöhnlicher Sterblicher, seine Kenntniß beschränkt sich auf den Frack, die Cravatte und die Escarpins. Was unter die Begriffe Confection, Toilette, Modes fällt, in deutschen Tagesblättern stehende Rubriken, ist größtentheils ihr Geheimniß. Die Frauen bilden eben alle zusammen eine Gruppe, die den Männern in Block gegenübersteht. Und wenn man will, bildet das Volk selbst eine solche Gruppe, es hat ebenfalls seine Fremdwörter für sich — meist solche, die früher einmal Mode gewesen, aber nachgerade veraltet und in besseren Kreisen wieder abgekommen sind.

Ein Gulden Strafe erhielt der Studiosus von Bismarck in Göttingen, in seinem ersten Semester 1832, wegen Auswerfens einer Bouteille aus dem Fenster. Bouteille? — Das klingt heutzutage nicht mehr, aber der Proletarier braucht das französische Wort noch und giebt ihm sogar deutschen Accent, er trinkt aus einer Buttel. Wir haben kein Plaisir, kein Gaudi, wie es der Spießbürger hat, wir amüsiren uns — wir essen zwar Baisers, aber geben Niemand ein Busserl, ein Wort, das wohl aus Bouche entstanden und so viel wie Mäulchen ist — wir fühlen uns matt, aber nicht caput. Deutscher sind wir darum nicht, denn matt ist, wie gesagt, dem Schachspiel entlehnt und persisch. Auch caput ist ein Spielerausdruck und zwar ein französischer (capot). Haben wir nicht noch ein drittes Spielerwort, das wiederum dasselbe besagt: labet? — Es ist auch französisch und eigentlich: das Thier, la Bête, mit dem Sinne des Verlierers. Nun, das Volk spricht nicht von der Bête, sondern von dem Beest, das heißt von der Bestie, an die der Norddeutsche so gewöhnt ist, daß er sogar sein Pferd eine Bestie nennt und in Pommern commandirt wird: Rappelt up de Biesters! —

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk Fremdwörter ablehne; im Gegentheil, es trägt sie wie abgelegte Kleider, sie halten sich noch im Volke, wenn sie schon nicht mehr zum guten Ton gehören. Wenn in Ostpreußen ein Hasenbraten auf den Tisch kommt, so erfährt man, daß das Läuftchen hier zu Lande die Lapate genannt wird — das französische la Patte, unverändert erhalten,

Digitized by Google

während anderwärts: Pote und Pfote daraus ward. Aber in Berlin kann man's erleben, daß ein Scatspieler bei einem großartigen Jeu die vier Wenzel in der Lamain hat. Die Zeitungen sprechen wohl noch von einer Festzugschaine, von der Suite des Zaren und von der Tête eines Zuges. Aber im Volke giebt man sich noch eins auf den Detz. Man sagt hier auch noch: halt die Gusche! — ein Wort, das sicher französisch ist, sei es nun, daß es wie Busserl von Bouche oder wie Fischart's Grangoschier von Gosier abstammt. Warmalad, daß i mei Beuschel strapazir, heißt es in Wien, wo man auch einen über die Budel legt, um ihn zu hauen (italienisch). Der Pöbel steht gleichsam noch auf dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts. Das früher so beliebte charmant hat jetzt etwas Altmodisches, allenfalls redet noch ein Kritiker vom Charme; aber Niemand hat jetzt mehr eine Charmante, Niemand wird jetzt mehr mit einem Mädchen charmiren oder sich verschameriren. Auf dem Tanzboden geschieht es noch. Hier geht der Soldat noch proper — hier sagen sie noch: das ist meschant! — hier wird man noch rabiat — hier giebt's noch ein Tractament; kleine Leute haben noch Courage, sie wollen nicht pariren, es ist ihnen Alles egal, sie nehmen endlich Raison an, sie haben keine Asche (Argent) und viel Drasch (Rage). Dergleichen Laster sind in der Franzosenzeit eingerissen und allmälig in's Volk gedrungen, wo sie sich festgesetzt haben, während der gebildete Mittelstand bereits wieder so weit ist, daß er sie abstößt.

Und der? — Er hat nur neue Fremdwörter, die ihrerseits wieder veralten werden. Er hat außerdem noch die ungeheure Menge Derjenigen, die bislang noch nicht veraltet sind. Umsonst, wir stecken allzumal voller Ausländerei und Fremdheit, das bringt die Weltgeschichte mit sich. Man gehe in das erste beste deutsche Haus, in ein Haus am Markte einer großen deutschen Stadt, und frage sich, wie viel denn eigentlich an diesem Hause deutsch ist. Und man speise einmal in der ersten besten deutschen Familie zu Mittag und frage sich dann, wie viele Gerichte und wie viele Getränke in dieser Familie einen halbwegs deutschen Namen führen. Man prüfe die Einrichtung, die Ausstattung, die Gardinen, Stores, Portièren und Teppiche, die gesammte Lebenshaltung. Und nun noch denken, daß die Hälfte aller deutschen Bezeichnungen, die der Laie für deutsch hält, doch kein Deutsch, nichts weniger als Deutsch, sondern altes Lateinisch ist! Daß zum Beispiel diese Familie selbst mit sammt ihrem Familienleben, ihren Familienbildern und ihren Photographie-Albums einen völlig undeutschen Begriff darstellt, der dem Lateinischen entlehnt ist und auf Deutsch ganz anders lauten müßte! Was bleibt denn am Ende von der Deutschen Sprache übrig, die nur in den Büchern zu stehen scheint? — Wie bei jeder Mischsprache: die Grammatik.

Literatur und Kunst.

Maurice Barrès.

Von A. Brunnemann (Paris).

L'homme fort, jener Typus, den die Literatur des zweiten Kaiserreichs schuf, ist im Aussterben begriffen. Seine hohe Meinung von sich und von Allem, was Rang und Ansehen besaß, haben die politischen Verhältnisse umgestoßen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse aber haben zu viel des Bestehenden unhaltbar gemacht, als daß er sich seiner selbst und seiner Ueberzeugungen sicher zu fühlen und alle Dinge mit seinem hochfahrenden, engherzigen Maßstabe zu messen wagte.

Die Modernen verstehen nur sehr schwer zu bejahen. Sie untersuchen Alles mit dem Secirmesser des Zweifels. Sie erwerben viel umfassendere Kenntnisse und tasten in allen Zweigen der Wissenschaft (am liebsten in der Psychologie und Naturwissenschaft) umher, ohne sich von einem bestimmten fesseln zu lassen. Für keine Sache ergreifen sie Partei, denn haben sie das „Für" erkannt, so drängt sich ihrem Geiste sofort das „Wider" auf. Sie schwanken unaufhörlich zwischen diesen beiden Polen hin und her und wechseln die Farbe wie ein Chamäleon. Aber weil sie eine ewig ungestillte Neugier unaufhörlich zum Suchen anspornt, empfangen sie Eindrücke und Stimmungen, die früher den feinsten Seelenkennern fremd blieben. Mit einem selten geschmeidigen, verführerischen Stil verstehen sie, diese Impression wiederzugeben, und ihre Schriften wirken einen wahrhaft fascinirenden Zauber besonders auf die Jugend aus. Das ist in großen Zügen die Charakteristik derjenigen französischen Schriftsteller, die mit dem Namen Dilettanten*) bezeichnet werden. Sie gehen fast alle von der Philosophie Ernest Renan's aus, und einer ihrer originellsten Vertreter ist Maurice Barrès.

Er ist 1862 zu Charennes-sur Moselle geboren und hat seine Studien größtentheils unter geistlicher Führung (im Institut Malgrange zu Nancy und bei den Jesuiten zu Paris) absolvirt. Ueberall galt er als einer der begabtesten und ehrgeizigsten Schüler. Er erwählte die Laufbahn eines Journalisten und debütirte mit einigen geistvollen Essais: Huit jours chez Renan, in welchen er sich, als begeisterter Verehrer des Meisters, in alle erdenklichen philosophischen Verneinungen stürzt. Aeußerst lebhaft beschäftigten ihn die politischen Tagesfragen; er war ein warmer Anhänger des Generals Boulanger und schrieb glänzende Plaidoyers für den Boulangismus. Als Abgeordneter für Nancy gewählt, zeichnete er sich nicht besonders aus und ist z. B. nie als Redner hervorgetreten. Er ist sehr reich, verheirathet, und seine Person macht den Eindruck eines blasirten jungen Lebemannes, welchen Eindruck hervorzurufen er besonders bestrebt sein soll. Augenblicklich ist er ein eifriger Mitarbeiter des „Figaro" und stürzt sich abwechselnd mit gleichem Eifer auf die schöne Literatur und auf die Politik. Letzteres Gebiet nimmt neuerdings sein Hauptinteresse in Anspruch. So viel zur Feststellung seiner Persönlichkeit. Seine politische Thätigkeit liegt dieser Betrachtung fern; der Schriftsteller aber verdient die größte Aufmerksamkeit.

Kaum der strengen Zucht der Abbés entronnen, war es des ehrgeizigen jungen Mannes Bestreben, die „zu engen Stiefel abzulegen, die ihn drückten"**), daher sein systematisches Verneinen alles Althergebrachten und aller bisher erworbenen Kenntniß. Um aber selbstständig Erkanntes an die Stelle zu setzen, was sich bei ihm durchaus noch nicht zu überzeugender Klarheit gestaltet hatte, veröffentlichte er einige Bücher, die theils das Gepräge eines unklaren, etwas schwerfälligen Symbolismus tragen, theils gequält primitiv sind. Das hat Viele zu der falschen Meinung verleitet, Barrès zu den Decadenten zu zählen. Die Jugend schwärmte für ihn als Anführer der Jüngsten, denn sie besitzt den Vorzug, auch das bewundernd aufzunehmen, was sie nicht versteht.

Sehr bald aber klärten sich seine Gedanken und er gelangte zu einer virtuosen Beherrschung des Stils. Er hatte seinen Leitfaden gefunden, der ihn durch das Labyrinth von Kunst und Wissenschaft, namentlich aber durch sein so zusammengesetztes Innenleben führen sollte, und brachte seine Erkenntniß in der klaren, etwas trockenen Sprache des siebzehnten Jahrhunderts, die er an packenden Stellen mit einigen leidenschaftlichen oder bilderreichen Ausdrücken der

*) Vergleiche Autour du Dilettantisme von Abbé Félix Klein.
**) Ennemi des lois, page 25.

Digitized by Google

Modernen würzte, zur Darstellung. Er ward zum Verkündiger der Religion des „Ich“ (Le Culte du Moi). Mit diesem neuen Evangelium machte er namentlich bei den Jüngsten ungeheures Glück; er gab dadurch einer Modekrankheit einen idealen Namen, und indem er seinen Cultus als etwas sehr Erstrebenswerthes hinstellte, schilderte er im Grunde nur in höchster künstlerischer Vollendung das moralische Elend der gegenwärtigen Uebergangsperiode, wenn nicht gar der Decadenz.

Barrès' Schriften enthalten die Auflehnung des überbildeten, wissenschaftlichen Dilettanten gegen alles Althergebrachte, vor Allem aber gegen den nüchternen gesunden Menschenverstand. Er ist jedoch weder ein polternder Revolutionär, noch ein fein zersetzender Wühler, der, wie Renan, durch seinen Skepticismus Alles untergräbt, sondern zieht auf ganz neue selbstständige Weise hinaus in den Kampf gegen das Alte: er schreibt seine psychologische Romane, in welchen er seine Theorie vom Cultus des Ich entwickelt, dem allein Feststehenden inmitten der Unhaltbarkeit aller Dinge. Gleichempfindenden empfiehlt er diesen Cultus als das einzige Mittel, um sich aus innerem Zwiespalt zu erlösen. Alles von Außen Kommende soll nur insofern anerkannt und angenommen werden, als es mit den innersten Naturanlagen in Einklang steht und diese fördert — das Hinderliche ist unbedingt zu verwerfen. Auf diese Weise wird es zum erhabensten Genuß einer Elite-Seele, durch alle Phasen hindurch die Vervollkommnung des Ichs sorgfältig zu beobachten, die es unmerklich vom „momentanen Ich, was wir sind, in das ideale Ich, was wir sein wollen“ *), umwandelt. Was aber ist für Barrès das Ideal-Ich? Hören wir ihn selbst:

„O käme doch der Augenblick“, ruft er aus, „wo ich so hoch auf der Stufenleiter der Wesen stände, daß ich das ganze Weltall umfassen und von ihm Kenntniß erlangen könnte. Dann hätte ich mein vollendetes Ich erreicht, welches mein Princip und mein Endziel, der Zweck und Impuls meiner innersten Cultur ist. Dann würde ich absolut bewußt, also Gott sein.“ —

Wer wird dabei nicht an die Worte Faust's erinnert:

Bin ich ein Gott, mir wird so licht,
Ich seh' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.

Faust aber wollte an der unendlichen Lebensfülle, die er erkannt, theilnehmen. Barrès, der alt Geborene, Uebersättigte empfiehlt ferner bei aller denkbar möglichen Erkenntniß der Dinge ein vornehmes Sich-Loslösen von denselben, ein Entsagen in Hinblick auf ihre Hinfälligkeit. Das Böse und das Gute sind gleichwerthig. Die Ueberlegenheit des Geistes besteht darin, auf Alles verächtlich herabzusehen. Der intelligente Mensch ist nicht im Stande, etwas zu behaupten, ohne in demselben Augenblick auch die entgegengesetzte Meinung vertreten zu können. Man muß also nur sein Ich seiner natürlichen Veranlagung nach in Einklang mit dem Weltall zu bringen suchen.

Ob er sein Ziel erreichen wird? Dieser Gedanke ist seine geringste Sorge. Vorläufig vertreibt er sich nur ausgezeichnet die Zeit damit, sein Ich zu bewundern. „Il s'admire vivre“, sagt Anatole France so trefflich von ihm in einer geistreichen Plauderei der ‚Vie litteraire'.**) Seine Leser aber unterhalten sich ausgezeichnet mit ihm, denn dieses Ich ist so überraschend originell, daß ihn jeder Moderne darum beneiden könnte. Es ist von wunderbarer Zartheit und Empfindungsfähigkeit, und dabei so complicirt, wie es nur höchste Civilisation und der Einfluß beginnender Decadenz hervorbringen können. Wir sehen es abwechselnd enthusiastisch, blasirt, natürlich, affectirt, sinnlich, asketisch, melancholisch oder übermüthig heiter, leidenschaftlich begehrend und doch von Allem losgelöst, leichtgläubig und kritisch zersetzend. Aergster Skepticismus und bitterste Ironie paaren sich mit präraphaelitischer Mystik und Naivetät. Der erste Artikel seines Credo lautet: so viel wie möglich fühlen und seine Gefühle soviel wie möglich analysiren. Und um dieses Maximum des Empfindens zu erzeugen, giebt er seiner Seele künstlichen Aufschwung, den er selbst Seelengymnastik benennt. Und welches Aufwandes von complicirter Geistesarbeit bedarf es, um uns dieses Kaleidoskop wechselnder Stimmungen vor Augen zu führen! Es gelingt ihm aber Dank seiner genialen Befähigung, Gedanken und Stimmungen in Worte zu kleiden, und neben den tollsten Wunderlichkeiten fließen ihre Stimmungsbilder von ergreifender Schönheit aus der Feder. Dieses denkbar höchst entwickelte Ich aber ist unendlichen Gefahren ausgesetzt. Es gleicht einer prachtvollen Treibhauspflanze, deren Blüthe der Scharfsinn des Gärtners zu köstlichster Farbenschönheit entwickelt hat. Für den gemeinen Blumengarten ist sie jedoch viel zu zart. Und nun erst der Garten des Lebens, in dem der gesunde Menschenverstand und der natürliche rohe Egoismus nach praktischen Utilitätsgrundsätzen ihren Kohl bauen! — Wie elend muß sich dort das farbenprächtige Ich des Herrn Barrès fühlen! So hat er neben der Entwickelung desselben noch eine zweite nicht minder große Aufgabe zu erfüllen: es gegen die Barbaren zu vertheidigen. Alles, was nämlich mit ihm in Widerspruch steht, bezeichnet er mit dem Ausdruck „Barbar“ — in Folge dessen sind ihm auch alle Institutionen der Barbaren lästig und er wird zum modernen Feind der Gesetze.

Seine Schriften zerfallen demnach in zwei Theile. — In den drei ersten Romanen: Sous l'oeil des Barbares, Un homme libre und le Jardin de Bérénice, denen er noch eine kurze Zusammenfassung seines Systems unter dem Titel: Le Culte du Moi beifügt, betont er besonders die Entwickelung des Ich; im Ennemi des lois den Kampf mit den Barbaren.

Von ersteren Werken verdient Le jardin de Bérénice die meiste Beachtung. Eine ausführliche Analyse der dürftigen Fabel zu geben würde den Reiz des Buches zerstören. Die ganze Handlung spielt sich in den Seelen der beiden Hauptpersonen ab. Es genüge, zu sagen, daß sich das Ich des Herrn Barrès unter dem Pseudonym Philipp in der melancholischen Stadt Aigue-Mortes befindet, wo er in innigster platonischer Freundschaft mit der ehemaligen Tänzerin Bérénice lebt, deren überfeines, durch das Leid geläutertes Seelchen einem früh verstorbenen Geliebten nachweint. Beide verbringen schwärmerische Tage von sanfter Trauer in dem von halb sagenhaften Erinnerungen an den heiligen Ludwig umgebenen Garten Bérénice's. Philipp liebt das eigenartige, ungemein poetisch gezeichnete Wesen des jungen Geschöpfes, weil es ihm als ein Symbol der primitiven, nur von instinctiven Impulsen geleiteten Volksseele erscheint. Bérénice lehrt ihm allmälig, wie er, der sich dieser Seele so verwandt fühlt (?), seine endliche Harmonie mit dem All finden und so zur Glückseligkeit gelangen kann. Nichts darf dem natürlichen Impuls hindernd in den Weg gelegt werden.*) Die arme Bérénice muß sterben, um diese Theorie zu bekräftigen. Philipp verheirathet sie schließlich mit dem Ingenieur Martin, der sie liebt, der aber zu den „Barbaren“ gehört. Er vermeint dadurch, das hyperempfindsame Wesen wieder in normale Verhältnisse und in eine normale Empfindungswelt hinüberzuleiten, doch, hätte sich bei ihrem früheren Leben das Leid um Herrn v. Trance vermindert, so wird es nun zum nagenden Wurm, der ihre Lebensfrische zerstört und sie

*) Le jardin de Bérénice, S. 280.
**) Jahrgang 1892.

*) „Il n'y a pas à contraindre les penchants de l'homme, mais à leur adapter la forme sociale. Pour chaque être il existe une sorte d'activité où il serait utile à la société en même temps qu'il y trouverait son bonheur. (Jardin de Bérénice.)

Digitized by Google

bald in's frühe Grab bringt. An der Leiche der geopferten Bérénice offenbart sich Philipp sein Unrecht. Fortan schwört er, der Fürsprecher der Volksseele zu werden und die Gesetze anzugreifen, die sie nur in ihrer natürlichen Entwickelung hemmen. In solchem Sinne schrieb er den Ennemi des lois. Darin stellt er vor Allem die Forderung auf*): „Die Welt verlangt einen Staat des Geistes und nicht der Gesetze, eine geistige Reform anstatt einer materiellen. Die Menschen dürfen nicht in eine Regel gezwängt werden, die ihnen das Glück vorschreibt, sondern es muß für sie ein Geistesstaat geschaffen werden, welcher das Glück zuläßt ... Wer wird uns die Menschen lieben lehren? Wann werden uns Wohlstand und Vollkommenheit der Wesen, die für uns ein anderes Selbst sind, als Bedingung zur vollkommenen Entwickelung unseres eigenen Ich erscheinen?"

Das Verlangen seiner eigenen Seele führt den absoluten Egoisten schließlich zum Verständniß anderer Seelen, die das gleiche Verlangen erfüllt, und er will ihre Neigungen respectirt sehen, nur aus dem Grunde, auch seinen eigenen ungehindert folgen zu können. Wir dürfen uns die oben citirten Worte durchaus nicht im Sinne eines erhabenen Altruismus, wie ihn etwa Tolstoi predigt, auslegen. „Le divin egotisme", der Grundzug von Barrès' Wesen ist auch der leitende Gedanke zum ennemi des lois trotz der schönen Phantasien über Menschenliebe, mit denen er uns Sand in die Augen zu streuen versucht. Er legt, wie er selbst einmal eingesteht, eine gründliche Verachtung für die Masse an den Tag und interessirt sich nur für „Ceux qui souffrent délicatement" und deren fabelhafte Einbildungskraft mit den Bruchstücken eines geahnten Glückes eine Utopie zusammenzubauen versteht. Zu diesen gehört er vor allen Dingen selbst, und eine Utopie versucht er zu construiren.

Im „Feind der Gesetze" schildert er den Entwickelungsgang des jungen André Maltère, der wegen eines gegen den Militarismus gerichteten, beleidigenden Zeitungsartikels im politischen Gefängniß zu St. Pelagie eine Strafe verbüßt. André ist mit seinen 28 Jahren zur Ueberzeugung gekommen, daß er einem Geschlechte angehört, welches nur dazu da ist, „Alles zu verstehen und zu desorganisiren".**) Er fühlt sich deßhalb berufen, heftige Angriffe gegen die bestehende Ordnung der Dinge zu schleudern, ohne etwas Besseres an deren Stelle in Vorschlag zu bringen. Seine stolz überlegene Haltung vor Gericht hat die Aufmerksamkeit des schönen Geschlechtes erregt, und die 24jährige Claire Pichon, die gleich ihm „une pure cérébrale" ist und sich dank ihrer Unabhängigkeit mit philosophischen und national-ökonomischen Studien beschäftigt, besucht ihn im Gefängniß und dringt in ihn, ihr seine innerste Ansicht über den bestmöglichen Weg zum Heil der Menschheit zu offenbaren. Maltère erklärt, daß es zunächst nur die Aufgabe der Weltverbesserer sein müsse, sich genau Rechenschaft darüber abzulegen, worin die bestehende Ordnung uns lästig wird, daß er aber noch keine Utopie aufzustellen gesonnen sei. Nur das Studium anerkannter Theoretiker vermöge einen Begriff von der in Zukunft denkbaren geben. An der Hand dieser beschließen Beide nun, einer Lösung nachzuforschen, und Maltère analysirt in ziemlich trockener Weise seiner gelehrigen Schülerin die Systeme von St. Simon und Fourier. Neben dieser rein wissenschaftlichen Zerstreuung gönnt er sich auch eine etwas leichterer Natur. Der Zufall führt ihm eine liebenswürdige bildhübsche russische Fürstin entgegen, die sich in seine eigenartige Persönlichkeit verliebt hat, und der kalte Verstandesmensch kann bald dem Zauber ihres etwas exotischen Wesens nicht widerstehen. Sie wird ein zu seiner Entwickelung nothwendiges Element. Indeß findet er sich selbst wieder; er folgt seiner erhabensten Berufung, heirathet Claire nach seiner Freilassung, um unter deren geistigem und materiellem Beistande (Claire ist eine reiche Erbin), in Deutschland das Studium der Socialistenführer fortzusetzen. Sie gehen nach Bayern, philosophiren sehr gründlich über Lassalle und Karl Marx, besuchen die Königsschlösser und gelangen schließlich nach liebevollem Versenken in den Charakter König Ludwig's dahin, anzunehmen, daß der Mensch nur glücklich ist, der seine Neigungen ungehindert entwickeln und befriedigen kann. Mitleid und Liebe, die uns das beste Verständniß für das Verlangen anderer Seelen eingeben, lehren uns auch in Zukunft am besten, wie wir es befriedigen können. Diese Einsicht führt André zurück zu seiner kleinen Freundin, die schon „durch die Linien ihres zarten Antlitzes ihn fühlen ließ, wie schmerzlich es für ein Wesen ist, dem Anderen Leid zuzufügen". Sie auch lehrte ihn, „wie köstlich es ist, die zu lieben, welche leiden." — Claire sieht ein, daß André zur Weiterentwickelung seiner philanthropischen Ideen auch der sentimentalen Lehrmeisterin bedarf, schlägt selbst die Rückkehr nach Paris vor, macht die kleine Fürstin zu ihrer Freundin und alle Drei leben in ungetrübter Harmonie, der hinfälligen Gesetze nicht achtend, und genießen volle Glückseligkeit schon auf Erden. Zum Schluß predigt er: „Die Gesetze waren nothwendig. Unsere Vorfahren bedienten sich ihrer als Krücken, als sie anfingen, auf zwei Beinen zu gehen. Sie sind ihnen bis heute eine Stütze gewesen. Werfen wir diesen jetzt hinderlich und überflüssig gewordenen Apparat fort. Die Dogmen und Gesetzbücher haben uns Mitleid und Gerechtigkeit in's Blut gegossen: heute, wo wir uns ihr Bestes zu eigen gemacht haben, belästigen sie uns nur noch durch ihre Formeln. Sie gleichen den überflüssigen Bestandtheilen der aufgenommenen Speisen. Befreien wir uns von diesen Resten! Befreien wir uns von dieser ungeheuren Menge von nun ab saft- und kraftlos gewordener Vorstellungen, von diesen Vorurtheilen, die uns nur im Fortschritt hemmen, die unseren freien Ausblick beschränken, uns falsche Sünden vorhalten, während sie wahre Verbrechen als rechtmäßig zulassen ..." Die neue Menschheit wird frei ihren Impulsen gehorchen, also wieder zur Natur zurückkehren und glückselig sein.

Richard Wagner schrieb 1848: „Der eigne Wille sei der Herr des Menschen, die eigne Lust sein einzig Gesetz, die eigne Kraft sein ganzes Eigenthum, denn das Heilige ist allein der freie Mensch und nichts Höheres als er." Vielleicht hat sich Barrès, der ein begeisterter Anhänger der Kunst des Meisters ist, auch von dessen politischen Thaten berauschen lassen. Wagner hätte es damals beinahe das Leben gekostet. Barrès ist ein sehr geschätzter Mitarbeiter des „Figaro" — andere Länder, andere Sitten.

Selten verfügt aber einer der modernen französischen Schriftsteller über einen so meisterhaften und so verführerischen Stil wie er. Geradezu mit Bewunderung liest man seine Reiseeindrücke, seine Betrachtungen über Malerei oder Musik. Sein letztes Buch: Du Sang, de la Volupté et de la Mort, ein ominöser Titel, den er nur gewählt hat, weil ihm „Impressions de voyage" zu banal erschien, enthält Bilder und Eindrücke von geradezu überwältigender Schönheit, und für unser geheimstes — ja unbestimmtes Empfinden trifft er stets das bezeichnende Wort. Ein treffliches Beispiel dünkt uns hierfür die Charakteristik der eigenartig fesselnden Frauen-Porträts von Leonardo da Vinci. Ihrem sphinxartigen Lächeln giebt er folgende Deutung: Weil wir die Gesetze des Lebens und den Gang der Leidenschaften kennen, setzt uns keine eurer Erregungen in Staunen. Keine eurer Beleidigungen kränkt uns und keines eurer Gelübde von ewiger Treue kann uns rühren ... Aber unsere Hellsichtigkeit macht uns nicht traurig, denn es gewährt uns einen Genuß, immer mit Methode neugierig zu sein ... Wir lächeln nur über die Mühe, — die du dir giebst, um zu errathen, was uns interessirt. —

In dem erwähnten Buche predigt er auf's Neue den Ich-Cultus mit begeisterten Worten.

*) Ennemi des lois. S. 230.
**) Ennemi des lois, p. 85.

Digitized by Google

René Doumic bricht in seinem beachtenswerthen Buche „Les Jeunes“ den Stab über die jüngeren französischen Schriftsteller. Er nennt sie eine unruhige Generation, die stets das Verlangen beseelt, sich ein Ideal zu schaffen, die aber immer wieder scheitert. Ferner wirft er ihnen vor, eigenartige, interessante Versuche gemacht zu haben, ohne ein bleibendes Werk zu hinterlassen, das als gesunde Basis für die Zukunft dienen könne. Alle diese Vorwürfe muß man Barrès machen, denn er ist ihr charakteristischer Vertreter. Freilich sind diese Jungen so glücklich, noch eine ganze Zukunft vor sich zu haben, wo der allzu absonderlich gährende Most „zuletzt doch noch 'nen Wein giebt.“

Martin Greif.

Von Richard Wulckow.

Das gesammte dichterische Schaffen Martin Greif's liegt jetzt in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe vor, deren erster Theil die Lyrik (6. Auflage), der zweite und dritte seine Dramen umfassen. (Leipzig, C. F. Amelang's Verlag). Kaum jemals ist eine bedeutende dichterische Persönlichkeit so verschiedenartig beurtheilt und so heiß umstritten worden, als Greif. Von den bedingungslosen Verehrern in panegyrischem Ton und Schwunge kritiklos gepriesen, von den Widersachern und einem Theile der berufenen Kritik zerzaust oder todtgeschwiegen, schwankt sein Charakterbild in der Literaturgeschichte der neuesten Zeit noch immer und will keine festen und unantastbaren Contouren gewinnen. Man möchte annehmen, daß der Dichter viel eher zu seinem gebührenden Rechte auf Anerkennung in weiten Kreisen gekommen wäre, wenn einzelne „Freunde“ in Preis und Lob nicht das Maaß überschritten und so den Widerspruch auch derer herausgefordert hätten, die mit offenem ruhigem Blick der Entwickelung unserer Literatur in ihren berufenen Vertretern zu folgen pflegen. Auch das ungeschickt geschriebene Buch von Dr. Prem mit seinem zwischen begeisterter Apotheose und nörgelnder Schulmeisterei abwechselnden Tone hat nach unserem Erachten nicht den Nutzen gebracht, den der Verfasser sich wohl davon versprochen hat: die Augen des gebildeten deutschen Volkes auf einen ernst ringenden und hoch beanlagten Dichter zu lenken und ihm die verdiente Beachtung und Anerkennung zu verschaffen.

Zunächst ein Wort von Greif's Lyrik. Die Lyrik hat heute einen schweren Stand. Sie kann ihre werbende Kraft nicht erfolgreich bethätigen, denn diese ist nur wirksam an stillen beschaulichen Seelen, die sich die beseligende Empfindung eines reinen und ungestörten Innenlebens bewahrt haben. Sie steht weit ab von den Geisteskämpfen der nach neuen Merkzielen ringenden Zeit und bringt uns dafür das Bleibende, Unvergängliche, das die Menschenbrust sich aus allem Kampf und allem Weh gerettet hat und in ihren Tiefen birgt und hegt wie einen theuren Schatz: die in Anschauung und Wort gefaßte Welt des Gefühls und Gemüthes. Wenn nun trotz aller ungünstigen Strömungen unserer Zeit ein Lyriker die sechste Auflage seiner Gedichte bieten kann, so beweist das auf's Klarste, daß jener „helle Edelstein“ der Deutschen, d. h. deutsches Herz und Gemüth, seinen Glanz nicht eingebüßt hat, und zweitens beweist es, daß Greif bereits eine mächtige Einwirkung auf unsere Gefühlswelt geübt hat. Damit erledigen sich alle gehässigen oder einseitigen Kritiken unseres Dichters.

Wenn jemals ein Dichter durch den leise andeutenden Laut seiner tiefen Empfindung, durch das Ahnungsvolle und unbewußt Stimmunggebende auf menschliche Herzen gewirkt hat, so ist es Martin Greif. Und gerade darin liegt doch das lyrische Geheimniß! Er setzt die Saiten unseres Herzens in Schwingung und überläßt es demselben, den harmonischen Accord zu finden. Das trifft ganz besonders auf seine Naturlyrik zu, deren Eigenart ein besonderes, umfangreiches Capitel erfordern würde. Fast immer geht seine Lyrik von der Natur aus oder sie kehrt zu ihr zurück; hier ist sein Herz und seine Gefühlswelt heimisch, ihr hat er ihre süßen Geheimnisse abgelauscht, an ihr hat er sein reinstes und bestes Schaffen befruchtet. Wenn der Lyriker Carl Busse in einer unbefangen scheinenden, aber keineswegs freundlich wirkenden Besprechung der Greif'schen Lyrik neuerdings alle möglichen Ausstellungen macht, um die Mangelhaftigkeit des Greif'schen Naturempfindens darzuthun, so beweist das mehr Busse's analytisch-dialektische Kunst, als Unbefangenheit und ungetrübten Blick. Wenn er anerkennen muß, daß Greif das „Allgemeine der Natur mit seltener Herzlichkeit durchdringt“, daß „er das Wesen der deutschen Lyrik am tiefsten erfaßt hat“, daß „er Meister in der schwersten Kunst des Lyrikers ist, zu rechter Zeit zu schweigen“, so sollte er auch seinem Tadel eine freundlichere und maßvollere Form zu geben wissen. Wie peinlich berührt es, wenn er dem Dichter vorwirft, „er wiederhole, ohne sich zu schämen, die abgegriffensten Vergleiche“, oder „er stehe immer auf der schmalen Grenze zwischen Erhabenem und Lächerlichem“, oder „er treibe mit den Lerchen Unfug“(!). Und wenn er gar sagt, Greif habe nur ein allgemeines Naturgefühl und kein Auge für das Detail, so ist das für jeden feinfühligen Kenner nichts weiter als eine Phrase, die am besten schon durch die Anerkennung widerlegt wird, die er selbst dem kleinen prächtigen „Vor der Ernte“ zollt. Zeigt sich hier nicht die feinste, sorgfältigste Beobachtung des Kleinen, Unscheinbaren, das klarblickende echt dichterische Auge?

Die Meinungen über Greif werden sich klären und aus dem durch übertriebenen einseitigen Cultus hervorgerufenen Streit wird die Ueberzeugung hervorgehen, daß Greif der berufene und begnadete Sänger der Natur ist, der ihre Wunder erschaut und belauscht hat und sie uns mit süßen, ahnungsvollem Laut an's Herz zu legen, ihren Duft und Zauber zum Nachempfinden zu bringen und ihr beseligendes Wirken in unser Bewußtsein zu tragen weiß. Seine Meisterschaft in der leise hingehauchten Zeichnung stimmungsvoller Naturbilder ist unerreicht; wo es sich um Kraft, Leidenschaft und stürmische Affecte handelt, versagt seine auf Milde, sonnigen Frieden oder stille, der Vergangenheit gewidmete Wehmuth gestimmte Seele. Dieser charakteristische Zug seines Wesens mag auch der Grund dafür sein, daß bestimmte Empfindungskreise bei ihm wiederkehren und daß er denselben immer wieder neuen Ausdruck zu geben sucht. Diese Wiederholungen wirken hin und wieder ermüdend und ließen sich bei einer Neuauflage durch scharfe Sichtung beseitigen; ein Greif hat es nicht nöthig, sich selbst zu copiren, um „Masse zu machen“. Der genannte Carl Busse rügt beißend diese Wiederholungen und „Auseinanderzerrungen“ und räth in seiner „freundlichen“ Art dem Dichter, er möge seinen Gedichtband „etwas entplundern“. Zum Glück kann ein Mann wie Greif so etwas ertragen, weil es nicht an ihn heranreicht. Ich meine, daß es ihn peinlicher berühren muß, wenn ein Kritiker seinen Mangel an Verständniß des Dichterwortes hinter dem einfachen Nörgeln verbirgt. Eins der reizendsten, echt volksthümlichen Gedichte Greif's ist „Das zerbrochene Krüglein“. Es lautet:

„Ich hab' zum Brunnen ein Krüglein gebracht,
Es ging in Scherben;
Mein Schatz verließ mich über Nacht,
Und ich möcht' sterben,
Ich ginge zum Brünnlein nimmermehr,
Wollt' Einer werben!
Sein Schiff ist wohl schon weit im Meer,
Und ich möcht' sterben.“

Ein Kritiker mit slavischem Namen findet die zweite

Digitized by Google

Strophe völlig unverständlich! Man traut kaum seinen Augen. Die Sache, mein Herr Kriticus, liegt so: Das Mägdlein hat seinen Schatz verloren, er ist davongegangen. Nun will es von Liebe zu einem Anderen nichts mehr wissen und daher auch nicht mehr zum Brünnlein wandern. Denn ihr Sinn steht bei dem Einzigen, der sie verließ, ihr Gedanke kehrt stets zurück zu ihm, dessen „Schiff" wohl schon weit im Meere ist. — Verstanden, Herr Kritiker?

Unsere Zeit hat keinen Mendelssohn, keinen Schumann und Schubert; auch Anton Rubinstein, der sinnige und innige Liedersänger, ist dahingegangen. Aber Johannes Brahms lebt und schafft. Warum bleibt er, der congeniale Sänger, den Liedern Greif's fern?

Greif's literarische Bedeutung als Lyriker ist gesichert; immer größere Volkskreise werden an seinen innigen volksthümlichen Liedern, an seinen Naturbildern und an seinen Balladen Freude haben und eine unbefangene leidenschaftslose Würdigung wird an die Stelle des Widerstreites der Meinungen treten. Nichts wäre geeigneter, dem Schaffen des Meisters neue Kraft und neuen Schwung zu verleihen, als die freundliche Anerkennung seines dichterischen Wirkens seitens der Berufenen, denn das echte Dichtergemüth ist leicht verletzt und ist leichter den Zweifeln an seiner Kraft zugänglich, als der gewöhnliche Sterbliche. Und wenn gerade unser Dichter sich nach weiterer und lebhafterer Anerkennung sehnt, wenn bisweilen ein gewisser Unmuth in ihm aufsteigt, so hat das noch eine ganz besondere Berechtigung. Man hat sich nämlich gewöhnt, in Greif nur den Lyriker zu sehen und sich mit diesem zu beschäftigen. Und doch wird man seiner künstlerischen Persönlichkeit erst dann gerecht, wenn man sich auch den Dramatiker Greif genau ansieht und die stattliche Reihe seiner dramatischen Schöpfungen einem vorurtheilslosen und fleißigen Studium unterwirft. Seine reiche Gestaltungskraft, sein dramatisches Mark und Blut hat ihn frühzeitig zur Bühne hingelenkt und eine namhafte Zahl von Dramen geschaffen, die fast alle in unserem deutschen Boden wurzeln und im besten Sinne des Wortes volksthümlich und bühnenwirksam sind. Die von ihm mit dem Blicke des echten Dramatikers angeschauten Ereignisse und Personen werden, so weit die dramatische Technik es zuläßt, mit Sorgfalt und historischer Treue behandelt, nirgends macht sich eine Verkennung oder Mißachtung der Ergebnisse ernster historischer Forschung bemerkbar, stets weiß er den strengeren Forderungen der dramatischen Kunstform gerecht zu werden, die Ereignisse und Conflicte natürlich und wirksam zuzuspitzen und ohne äußerlich angelegte Effecthascherei uns in echt dramatischer Weise zu ergreifen und zur inneren Antheilnahme zu zwingen. Auch muß gerade in der Jetztzeit, die oft mit bedenklichen, oft mit verwerflichen Mitteln das Interesse zu stacheln sucht, als etwas Rühmenswerthes hervorgehoben werden, daß Lüsternheit und Sinnenkitzel keine Stätte in Greif's Dramen gefunden haben, daß sein ernster künstlerischer Sinn jedes „realistische" Element verschmäht und nur durch echt dichterisches Anschauen und durch edle und reine Ausdrucksform wirken will. Es ist für Greif charakteristisch, daß er sogleich im ersten seiner Dramen den strengen classischen Jambus anschlägt und ihm bis zu seinem zwölften dramatischen Werk treu bleibt; erst in diesem letzten, gewissermaßen entsprechend der dichterischen Atmosphäre des Stückes und seinem reimfreudigen Helden „Hans Sachs" erscheint der gereimte und frei gehandhabte vierfüßige Jambus, den er mit reicher Abwechselung und größtem Geschick handhabt. Hier in diesem treuherzig warmen „Hans Sachs" zeigt sich auch ein erwärmender und wohlthuender Hauch von Humor, der sonst in Greif's dichterischem Schaffen wenig zu Tage tritt.

Unser Dichter denkt bescheiden genug von seinen dramatischen Arbeiten, aber er hat sich durch diese das zweifellose Recht erworben, unbefangener gewürdigt und mehr — aufgeführt zu werden, und wenn der aufquellende Unmuth sich einmal dem vertrauten Freunde gegenüber Luft macht und sich über Verkennung und Verleugnung beklagt, so ist das wohl zu verstehen. Mehrere seiner Stücke haben ja in der Praxis ihre Bühnenwirksamkeit bewährt und sind an den verschiedensten Bühnen mit Erfolg aufgeführt, so z. B. jetzt vor einem Jahre seine sehr wirksame Francesca da Rimini, die in Karlsruhe und Straßburg die beifälligste Aufnahme fand, aber daß seine Stücke sich die deutsche Bühne erobert und einen sicheren Platz im Spielplan gefunden haben, kann Niemand behaupten. Den Gründen dieser Erscheinung näher nachzugehen, ist hier an dieser Stelle unmöglich, weil es der knappe Raum nicht zuläßt, aber das muß doch gesagt werden, daß der unsichere und entfremdete Geschmack des Publicums und wohl auch die Kritik hieran die Schuld trägt, da sie oft nicht nach bestimmten künstlerischen Ueberzeugungen, sondern nach dem Erfolge urtheilt. Die Zahl der deutschen Dramen ist leider recht groß, die zunächst vom verehrlichen Publicum kühl, oft sogar unwillig abgelehnt wurden, dann aber allmälig sicheren Eingang fanden und stehendes Bühneneigenthum wurden. Wem fallen nicht unsere beiden großen Classiker ein, die es in Weimar erleben mußten, daß ihre Dramen recht selten gegeben und kühl „geduldet" wurden, während Kotzebue's Dramen, voran „Menschenhaß und Reue", stets das Haus füllten und die enthusiastischste Aufnahme fanden! Gunst und Geschmack des Publicums sind wandelbar, und so darf man die Hoffnung hegen, daß einst noch die edle Trias auf unseren deutschen Bühnen zu Worte kommen wird, die man mit Recht die „bestvernachlässigten" unter unseren größeren Dramatikern nennen könnte: Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Martin Greif.

Ein besonderes Wort verdienen Greif's drei Hohenstaufendramen, denen er einen warmherzigen und formvollendeten „Prolog" vorangeschickt hat. Begeisterte Vaterlandsliebe, tief empfindendes deutsches Gemüth und Kraft der Phantasie haben hier im Verein mit reiner und schöner Form Werke geschaffen, die nicht durch die Ungunst der Zeit verschüttet werden können, sondern sicherlich den Tag ihrer Auferstehung sehen werden. Mag es dem Dichter, der sein fünfzigstes Jahr vollendet hat, recht bald beschieden sein, diese erlauchten Gestalten unserer großen Vergangenheit, die sein inneres Auge erschaut und belebt hat, nun auch mit leiblichem Auge über die deutschen Bühnen schreiten zu sehen.

Bei einem der letzten Dramen Greif's hat sich meine vor etwa zwei Jahren ausgesprochene Hoffnung, es werde recht bald den Weg zum Herzen des deutschen Volkes finden, in bestem Sinne erfüllt. Ich meine seine „Agnes Bernauer", die nicht nur in ihrer historischen Heimath Straubing, sondern auch an vielen anderen deutschen Bühnen festen Platz gewonnen hat. Es ist wunderbar, daß Greif diesen echt volksthümlichen Stoff des „Engels von Augsburg" ergriffen hat, nachdem Friedrich Hebbel denselben dramatisch bearbeitet und auch Otto Ludwig ein fast drei Akte umfassendes dramatisches Fragment und zahlreiche Hefte und Skizzen über seine „Agnes Bernauerin" hinterlassen hat. Aber Greif's Drama ist trotz seiner festen Anlehnung an die bekannten geschichtlichen Ereignisse von den beiden genannten Dichtern durchaus unabhängig und athmet in seinem ganzen Aufbau und in seiner Durchführung völlig selbstständiges dramatisches Leben. Die Gestalt der Heldin hat der Dichter mit seinem innersten Herzen geschaffen und sie als das hingebend liebende Weib voll Unschuld und Reinheit leibhaftig vor uns hingestellt. Frei und leicht baut sich die Handlung vor unseren Augen auf und wird in raschem Tempo von der ersten Annäherung Albrecht's von Bayern bis zu ihrer schmählichen Opferung in bewegten und ergreifenden Bildern an uns vorübergeführt. Gleich der erste Akt setzt lebhaft ein und bringt echt dramatische Spannung. Die Scene auf dem Turnier zu Regensburg, der Abschied Albrecht's im vierten Akt, die perfide Gerichtsscene, die Kerker-

Digitized by Google

scene im Straubinger Schloß, die grause Katastrophe und die schließliche Aussöhnung zwischen Vater und Sohn sind Höhepunkte des Dramas, die ihrer tiefen Wirkung sicher sind, soweit die bloße Lectüre eines dramatischen Werkes ein sicheres Urtheil gestattet. Aber eins ist sicher; todte Stellen und matte undramatische Scenen enthält das Stück nicht. Es ist ein echtes, gutes Volksstück, dessen Hauptzierde die mit unwiderstehlichem Liebreiz ausgestattete Heldin ist und deren Wirkung auf das Publicum überall eine sehr bedeutende, ja hinreißende sein dürfte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zwei Balladen in Prosa.

Von Georg Herwegh.*)

Die Reiherbeize.

I.

Miß Angelika war das reizendste Mädchen, eine hohe üppige Gestalt, in jedem Zuge antik, ein kleines stolzes Haupt mit glänzend braunen Haaren wiegte sich auf einem Halse, der der Venus des Capitols anzugehören schien; unter scharf geschnittenen Brauen lachten ein Paar siegreiche Augen, deren leichtsinniger Uebermuth nur durch die echt englische Bläße des Gesichts gedämpft wurde. In ihrer Vaterstadt waren an fünfzig edle Ritter aus altem Geschlechte und unter diesen keine zwei, die nicht nach der schönen Hand der Miß Angelika getrachtet hätten. Miß Angelika sah selten in den Spiegel, sie erfuhr ja jede Minute aus einem anderen Munde, wie liebenswürdig sie sei. Sie ließ sich manche Huldigung gefallen, nahm manche Schmeichelei gnädig auf, ohne daß sich Einer der vielen Freier rühmen durfte, mehr als ein flüchtiges, gutmüthiges, mitunter auch spottendes Lächeln von ihr erhalten zu haben. Das Herz unter dem leichten seidenen Gewande, das nicht so gut, als der Schleier über dem Bilde zu Sais, die süßen Reize barg, schlug für Einen, vor dem jeder der übrigen Anbeter als vor einem Verdammten entsetzt geflohen wäre.

Angelika liebte; aber weder Vater noch Mutter ahnten, wer der Auserkorne sei. Denn Angelika war lebenslustig, heiter und muthwillig, Eigenschaften, welche die Liebenden in unsern Romanen nicht besitzen und die wir, da wir keine anderen kennen, auch den Menschen von Fleisch und Blut, wenn sie verliebt sind, nicht zutrauen.

Angelika war in den Augen der jungen Herren, die sie so vergeblich umseufzten, eine Diana; so viel ist jedenfalls gewiß, daß sie nach ihrem Eugen nichts so sehr als die Jagd liebte, und daß ein gut abgerichteter Falke in ihren Augen mehr Werth als zehn hübsche Ritter hatte.

Miß Angelika hatte sich nachlässig in einen Stuhl vor ihr Schreibpult, das am Fenster stand, gesetzt; der weiche, runde Arm hing über die Lehne herab und dem Lieblingshunde, der zu ihren Füßen saß, wurde das beneidenswerthe Glück zu Theil, die schönsten Finger in der Welt belecken zu dürfen.

Am folgenden Tage sollte eine große Reiherbeize sein, woran Angelika stets viel Vergnügen fand. Die Sonne vergoldete noch zum Abschiede den Schauplatz von Angelika's morgender Thätigkeit und war im Begriffe, hinter den Bergen zu verschwinden und Eugen's einsamen Aufenthalt mit ihren letzten Strahlen zu beleuchten. Angelika ergriff die Feder.

II.

„So frühe schon auf Deinem Zimmer? Ich suchte Dich überall; unten befindet sich bereits seit einer halben Stunde Lord Seymour — vernachlässige ihn nicht so, er ist Einer der Ersten des Landes, mit dem Könige Jacob sehr befreundet und von gewaltigem Einflusse. Eine nähere Verbindung mit ihm — doch ich will nichts gesagt haben. Er ist mir sehr zur Hand gegangen und hat dabei den Ruhm mir ganz allein gelassen."

„Lord Seymour ist in der That kein übler Mann, und wer weiß? Ich hatte im Sinne, bester Vater, heute etwas früher zur Ruhe zu gehen, da mich das Jagdhorn morgen in aller Frühe aus den Federn rufen wird. Doch wenn Lord Seymour da ist, will ich gern eine Stunde opfern und mich in den Saal hinab begeben."

„Ja, er ist mir sehr von Nutzen gewesen. Ich verdanke ihm köstliche Notizen, er selbst ist zu phlegmatisch — das darf Dich jedoch nicht abschrecken, — zu bequem, um sie, so zu sagen, in's Ganze zu verarbeiten. Die Verschwörung ist entdeckt, von den Verschworenen aber erst wenige; Ruhm und Ehre stehen mir bevor, wenn ich sämmtlicher habhaft werden kann, und Seymour behauptet, im Gebirge dort drüben sollen die Meisten sich versteckt halten. Du wirst morgen auf die Jagd gehen, ich auch; aber so ein Wild, wie ich, Töchterchen, wirst Du schwerlich erlegen."

„Nun, ich will sehen, ob mein Falke oder mein Vater glücklicher ist."

„Sei nicht zu wild und ausgelassen, schöner Leichtsinn; die Jagd ist doch noch Dein Verderben."

Mit diesen Worten ging Lord Walstone zur Thüre hinaus.

Walstone war ein Mann in den Vierzigen, mit einem feinen, schlauen Gesichte, dem jedoch alles Großartige fehlte. Man war einer Verschwörung gegen das Leben des Herzogs von — auf die Spur gekommen, mehrere Verhaftungen waren bereits vorgenommen worden; Walstone entfaltete eine ungemeine Thätigkeit. Angelika hatte nur zu viel aus den wenigen Worten ihres Vaters vernommen. Unter den Flüchtlingen im Gebirge, auf die am andern Tage eine Hetzjagd angestellt werden sollte, befand sich Eugen. Angelika hatte das Interesse, das sie an den Verschworenen nahm, geschickt zu verbergen gewußt, und sich selbst so weit verleugnet, daß sie an dem ihr unausstehlichen Seymour einige Liebenswürdigkeit zu entdecken schien.

Angelika hatte bereits die Feder in der Hand gehabt, als ihr Vater sie überraschte, was ihr eigentlich sehr gelegen kam; sie wußte in der That nicht, was sie ihrem Eugen schreiben sollte, und war zu geistreich, um ihn mit Gemeinplätzen abzufertigen. Sie hatte nun Stoff genug. Eugen war verloren, wenn er in die Hände des unerbittlichen Walstone fiel; es galt, den Geliebten so schnell als möglich von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Eine Brieftaube war bisher der Bote zwischen Eugen und Angelika gewesen; auch dies Mal sollte das Thier den Vermittler bilden. Die hübsche Jägerin schrieb einige Zeilen nieder und beschloß, diese mit dem ersten Frühlicht durch die Taube abzusenden. Was lag ihr an der Jagd und an den Falken? Und sie konnte doch nicht von ersterer abstehen und mußte so sorglos als möglich erscheinen. Lord Seymour fand das unglückliche Kind an diesem Abende göttlicher als je. —

III.

„So, nun fliege, mein Täubchen!" Mit diesen Worten öffnete Angelika bei Tagesanbruch das Fenster und schaute noch eine gute Weile im leichten Nachtgewande dem Thiere nach. Dann kleidete sie sich an, und ehe sie damit zu Stande gekommen war, hatte sich der Hof bereits mit jungen Leuten, die Angelika auf die Jagd begleiten wollten, angefüllt. Sie erschien endlich unter denselben, grüßte sehr freundlich und bestieg ihr Pferd. Man sprengte im Galopp davon und hatte bald den freien Platz im Walde erreicht, von dem aus Miß Walstone ihre Falken fliegen lassen wollte.

Miß Angelika wußte nicht, daß man unglücklich sein könne, und erwartete auch für ihren Eugen dies Mal das Beste. Ihrer glühenden

*) Jugendarbeiten (1838) aus dem ungedruckten Nachlaß des Dichters.

Digitized by Google

Liebe war ein unerschütterlicher Leichtsinn beigesellt. Sie ließ den ersten Falken steigen. Der Kampf mit einem Reiher und dessen endliche Besiegung ergötzte sie ungemein. Als der zweite Reiher zu ihren Füßen lag, wandelte sie ein leichter Schauder an. Inzwischen hatte sich ein starker Westwind erhoben, der große Wolken am Himmel zusammentrieb. Angelika's Haar flatterte wild im Sturme; der dritte Falke wollte nicht von ihrer zitternden Hand; er flog und eine Staubwolke verhüllte ihn alsbald der schönen Jägerin. Sie wartete eine Stunde und darüber — der Falke kehrte nicht zurück.

„Ein billet d'amour an einen der saubern Flüchtlinge! ‚Verlasse augenblicklich diesen Ort! Durch die Taube erwarte ich Nachricht, wohin Du Dich begiebst.' Hübsche Züge, fürwahr!"

Der unausstehliche Seymour sprengte heran und hielt Angelika's Brief in der Hand.

„Mein Pferd!" schrie Angelika und war im Augenblicke verschwunden. Sie ritt pfeilgeschwind. Kaum achtete sie ihres todten Täubchens, das im Wege lag. Um den Liebesboten her trieb der Wind einige Falkenfedern vom Boden auf. Schon war sie in der Nähe von Eugen's Schlupfwinkel, da kam ihr Vater mit Soldaten, die eine Tragbahre trugen, entgegen. Sie stürzte besinnungslos vor derselben nieder. „Ihr seid ein guter Schütze, Vater!" waren ihre letzten Worte.

Eugen war auf der Flucht vor Lord Walstone und seinen Schergen von einem Felsen gestürzt und hatte das Gehirn zerschmettert. Angelika hat keinen Falken mehr steigen lassen. Die lustigen Reiherbeizen sind seitdem in England seltener geworden.

Aus dem Portefeuille eines Freundes.

Den Tag über war es drückend heiß gewesen. Ich wollte die Abendstunden noch benützen, um an dem Gestade des Meeres einige frische Luft einzuathmen, und begab mich mit einem Führer aus dem Thore von Syracus. Wir gelangten alsbald zu einer Stelle, die mir den interessantesten Anblick bot, dessen ich mich aus meinem Wanderleben erinnere. Vor mir stand ein Muttergottesbild auf hohem Sockel in einer Nische, deren eine Seite bereits theilweise eingestürzt war. Zahllose Schlinggewächse umflochten dieselbe, die untergehende Sonne und ein sanfter Wind spielten in den dunkelgrünen Blättern, welche ihren Schatten auf das Marienantlitz warfen, von dessen Berührung sie bis jetzt in scheuer Ehrfurcht sich zurückgehalten zu haben schienen. In der Ferne sah ich den Aetna rauchen, dessen schwarze Dampfwolken stellenweise durch die letzten Sonnenstrahlen in glühenden Purpur verwandelt waren. Vor mir lag das Meer, ruhig wie der blaue Himmel, den es wiederspiegelte, an einem schwülen Sommertage; es schien heute Abend von der rastlosen Geschäftigkeit der Menschen verschont zu sein; ich entdeckte, so weit meine Augen reichten, bloß drei oder vier Schiffe.

Der Aetna, die Sonne, das Meer — was waren sie gegen das Mädchen, das mit seiner Familie betend vor der Madonna kniete? Ihre Augen waren tief blau, wie das Meer vor ihr, brennend heiß, wie die Sonne, die hinter dem Aetna unterging, und, wie ich später erfuhr, war auch ihr Herz dem kochenden Vulcane gleich. Ihr Mund war halb geöffnet; sie betete. Ach! aber zugleich spielte die glühendste Sinnenlust um die schwellenden Lippen. Die Hände, deren Haut von beinahe durchsichtiger Zartheit war, waren krampfhaft gefaltet; sie zitterte. Ich sah bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Beterin sei. Ihre Augen wandten zu wiederholten Malen von dem steinernen Bilde sich ab und schauten so sehnsuchtsfeucht in die Ferne, mit so wunderbarer Kraft — hätte ich drüben auf dem Aetna gestanden oder in den Tiefen des Meeres gelegen, ich wäre heraufgekommen, sie hätte mich an sich gezogen. Diese Augen hatten etwas verloren, was ihnen keine Madonna wiedergeben konnte. Ihr zur Seite kniete die schöne Mutter, aus deren sanftem, frommem Gesichte der seligste Friede leuchtete; sie lehrte ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren beten und zeigte dabei stets auf das große Kreuz, das in den Sockel eingehauen war. In einem Korbe daneben lag ein Kind und schaute mit seinen unschuldigen Augen in den Himmel hinein, und lächelte blöde zum Kreuze und zur Madonna hinan. Noch einige andere Mädchen und Frauen knieten vor dem Bilde. Ich gab wenig auf sie Acht; ich war in die tiefste Andacht versunken — vor dem Marmorantlitz jener betenden Jungfrau.

„Die betet auch umsonst!"

Ich schreckte zusammen; ich sah um mich. Hatte mein Führer gesprochen?

„Sagtet Ihr etwas, Geronimo?"

„Ja, Herr, ich meinte, das Beten werde der schönen Marcella nicht mehr viel helfen."

Ich schwieg.

„Der Aetna war lange genug ruhig; Pietro wird schon wieder einmal aus dem Meere rauschen und sie zu sich hinunterziehen."

Diese Worte waren mir Räthsel. Aetna — Pietro — ich begriff den Zusammenhang nicht. Geronimo bemerkte es.

„So kennt Ihr die Geschichte nicht?"

„Was für eine Geschichte?"

„Von Pietro und Hermosa! Es sind nun gerade 50 Jahre her."

„So erzählt doch, Geronimo!"

„Pietro war der schönste Bursche der Stadt, Hermosa das schönste Mädchen in Marcella's Familie. Pietro war arm, Hermosa reich. Pietro liebte Hermosa. Nun wird die Geschichte ein wenig ordinär. Sie konnten nicht zusammenkommen — wie natürlich! Hermosa wurde auswärts verheirathet.

Während eines schrecklichen Ausbruchs des Aetna stürzte sich hier von dieser Stelle, Herr, ich weiß es noch wie heute, der arme Pietro in das kalte Meer. Aber drunten hat er keine Ruhe; er kommt in den schönsten, verführerischen Gestalten auf die Erde herauf, und welches Mädchen ihn sieht, das muß ihn lieben und ist unwiderbringlich verloren. Wenn dann die Hochzeit auf den folgenden Tag bestimmt ist, so steigt Pietro am Abend vorher wieder in das Meer hinunter und überläßt das Mädchen der Verzweiflung. Hermosa ward sein erstes Opfer; das Meer verschlang ihre schöne Gestalt. Vor acht Tagen ist Marcella's Bräutigam plötzlich verschwunden; ich schwöre darauf, es war Pietro, und er holt sie gewiß bald zu sich. Gewöhnlich thut er das während eines Ausbruchs des Aetna. Sie ist das vierte Mädchen aus ihrer Familie, das Pietro raubt. Es ist schrecklich, ihr Schicksal vorauszuwissen und ihr nicht helfen zu können."

Ein halbes Jahr nachher hielt ich mich wieder in Syracus auf. Mein erster Ausflug war nach dem steinernen Marienbild. Ich sah dieselben Personen vor ihm knieen. Marcella's Mutter und Schwester waren schwarz gekleidet; Marcella war nicht bei ihnen. Das Schlinggewächs hat das Antlitz der Madonna ganz bedeckt; sie hört und sieht nichts mehr. Das große Kreuz ist noch frei von dem Gestrüppe; es schien mir größer geworden zu sein.

Der alte Geronimo weinte, als er mir erzählte, wie der zarte, weiße Leib Marcella's von den Fluthen hinweggewälzt wurde.

Ich schauderte, als ich auf das kleine Kind in dem Korbe sah und dann auf das Meer und auf den Aetna drüben.

Aus der Hauptstadt.

Zwei Eisen im Feuer.

„Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffes, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen."

Digitized by Google

Als Graf Bismarck 1870 von Rheims aus den Vertretern des Bundes bei den neutralen Großmächten seine feste Absicht mittheilte, Straßburg und Metz in deutschen Besitz zu bringen, münzte er den Satz, der das französische Volk scharf und treffend für alle Zeit charakterisirte. Der Ministerpräsident Wilhelm's I. zählte zu der stets sehr klein gewesenen, heuer in Deutschland überhaupt ausgestorbenen Schaar von Politikern, die sich auf die Psychologie des Einzelnen wie der Gesammtheit verstand und die es der Mühe für werth hielt, sich damit zu befassen. Solche Künste sind brodlos geworden in einer Zeit, wo man die Welt regieren zu können glaubt nach dem phantastischen Bilde, das man sich von ihr gemacht hat, wo man an kleine Ereignisse des Tages anknüpft und sie für die Zwecke hoher und allerhöchster Politik ausnutzt, statt die Stimmungen zu ergründen und zu berücksichtigen, aus denen sie fließen. Solche Künste sind brodlos, aber deßhalb doch nicht völlig unnöthig geworden. Nicht Jedem, der sich ihnen widmet, eignet der umfassende Scharfblick des hellsehenden Meisters, und nicht Jeden setzt noch so fleißiges Studium in den Stand, Lehrsätze zu prägen, die nach sechsundzwanzig Jahren anmuthen, als wären sie gestern ersonnen, als wären sie der Extract einer heute Morgen im Reichstage gehaltenen staatsmännischen Rede. Daß nach dem Tode Bismarck's — denn nur der Tod, glaubte damals alle Welt, könnte seiner Kanzlerschaft ein Ende machen — daß nach dem Tode Bismarck's sich schwächliche Epigonen um das Werk des Ragenden mühen würden, darauf war man gefaßt. Einen Goethe wie einen Bismarck schenkt die Natur nur in Abständen von Jahrtausenden ein und derselben Nation. Und es stahl sich bange Sorge in die Herzen, die Nachfolger des Großen möchten zu sclavisch in seinen Spuren wandeln und sich nicht bei der lebendigen Gegenwart, sondern alleweil bei Herakles' Schatten Raths erholen. Die Solches besorgten, kannten den Mann von Skyren schlecht und vergaßen, daß der Autoritätsdusel in Deutschland lange schon keine Stätte mehr hat. Das gerade Gegentheil von dem, was Philosophen und Grübler befürchtet hatten, trat ein. Die neuen Herren ließen zwar das Werk Bismarck's bestehen, waren doch warme Lager und mollige Ruheplätzchen für sie darin bereitet. Aber für völlig verfehlt hielten sie die theoretischen Anschauungen, für irrig und greisenhaft das Glaubensbekenntniß des Baumeisters. Bismarck hatte, das erkannten sie ganz deutlich, bis zum Jahre 1870 nicht eben ungeschickt zufällige Constellationen ausgebeutet, im Uebrigen sorglos in den Tag hineingelebt und sich auf sein allerdings ungewöhnliches Glück verlassen. Nachher war er unglaublich einseitig geworden, hatte sich in vorgefaßte Ideen verrannt und seinem verbohrten Franzosenhaß, seiner argwöhnischen Angst vor den Galliern die Zügel schießen lassen. Die politischen Sinne des bedauernswerthen Mannes stumpften sich rasch ab in dieser dunstigen Atmosphäre, und vom Verfolgungswahn gepackt, begann er, alle möglichen Bündnißbollwerke gegen die paar revanchelüsternen Boulevardiers aufzuschütten. Eine Zeit der complicirten Politik brach an, einer so complicirten Politik, daß selbst Graf Caprivi nicht aus ihr klug zu werden vermochte. Die Gefahr, daß die unheilvolle Verwirrung zunehmen würde, wuchs bei dem Geisteszustande Bismarck's mit jedem Tage, und als im März 1890 ein Machtgebot den vernagelten Greis endlich vom Dampfventil der complicirten Maschine entfernte, da war es nach der übereinstimmenden Ansicht aller Leitartikler, Local-Reporter und Inseraten-Acquisiteure eigentlich schon ein volles Vierteljahrhundert zu spät.

Der trefflich beratene Mann jedoch, der sich durch die nachmaligen Handelsverträge den Ehrennamen des „vornehmen Grafen Caprivi" erwarb, begab sich mit Feuereifer an's Werk, und es gelang ihm in überraschend kurzer Zeit, neues Leben aus den Ruinen blühen zu machen. Die Bismarckische Politik, das ersah er klar aus den von ihm abonnirten Morgenblättern, litt besonders an dem Fehler, daß sie uns nur bei einigen Völkern Europas, nicht bei allen, beliebt gemacht hatte. Diesem Mangel abzuhelfen, mußte leicht sein. Zunächst galt es die Pariser zu versöhnen, dann die durch unsere afrikanische Habgier und sonstigen Colonialabenteuer ernstlich verletzten Engländer. War das erreicht, so konnte auch mit dem unseligen Grundsatze von den zwei Eisen im Feuer aufgeräumt werden. Wie alle vornehm veranlagten, schlichten Naturen, erfreute sich Graf Caprivi eines ausgeprägten Widerwillens gegen das Raffinirte, Verwickelte. Er schloß von sich auf Andere. Er begriff einfach nicht, wie man von der so hübsch gepflasterten, geraden Heerstraße abweichen und sich Kopfschmerzen machen könnte mit complicirter, jeden normalen Menschen verwirrender Politik. Er war ein vornehmer und nebenbei auch hochbegabter Staatsmann; täglich stand es in den von ihm abonnirten Morgenblättern zu lesen, — selbst die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gab das bedingungslos zu. Der Schluß lag nahe, daß ein Reichskanzler, der Caprivi's herzliche, ungeheuchelte Abneigung gegen Complicationen nicht theilte, kein vornehmer und hochbegabter Staatsmann sein könnte. Und der Graf beeilte sich, der unvornehmen, talentlosen Kannegießerei seines Vorgängers ein Ziel zu setzen.

Lange schon, noch als er harmlos sein Armeecorps befehligte, hatte er in den von ihm abonnirten Morgenblättern mit inniger Genugthuung gelesen, daß die große Masse der Franzosen durchaus keinen Revanchekrieg wolle. Die Originalcorrespondenten in Paris, und die mußten es ja wissen, die saßen doch an der Quelle und flochten Blumen zum Kranze, die Pariser Telegraphievertreter waren in der Lage, die paar Subjecte mit Namen zu nennen, denen aus eigennützigen Gründen an einem Kriege mit Deutschland liegen mochte. Bankrotte Revolverjournalisten, halbverrückte Lyriker, daneben freilich auch anständige Männer, die unter Bismarck's Gewaltherrschaft aus Deutschland ausgewiesen worden waren und sich selbstverständlich für diese Brutalität rächen wollten. Alle übrigen Pariser aber, — und Paris ist bekanntlich eine Riesenstadt, größer als Berlin nebst Schöneberg, Rixdorf, Weißensee, Steglitz-Friedenau und Dalldorf — mit einem Worte, das ganze Franken-Land lachte über die kampflustigen Narren. Denn dem echten Franzosen ist die Rente das theuerste der Güter, und weil im Kriegsfalle die Rente unweigerlich sinkt, haßt er Nichts so fanatisch wie den Krieg. „Wie leicht muß es unter diesen Umständen sein, Frankreich zu versöhnen!" sagte der Graf lächelnd zu sich selbst und hielt seinem kaiserlichen Herrn einen geistvollen Vortrag über die Stellung des Deutschen Reiches zu seinem westlichen Nachbarn, sowie über das unfehlbare Mittel, binnen 24 Stunden die verdrießliche Spannung zwischen beiden Ländern zu beseitigen.

In Paris wurden die Berliner Freundschaftsbezeugungen, Gratulationen, Orden ꝛc. mit Würde und unverkennbarer Genugthuung aufgenommen. Nur die Witzblätter ulkten was Weniges darüber, die officielle Welt schnitt eine ebenso ernsthafte wie höfliche Grimasse. Figaro war frohester Hoffnung voll. „Bei der nächsten Gelegenheit", meinte er, „also wenn uns wieder ein Präsident plötzlich stirbt, dürfen wir mit Sicherheit darauf rechnen, Elsaß-Lothringen zurück zu bekommen."

Will man indeß ganz ehrlich sein, so muß zugegeben werden, daß die Erbfeindschaft doch nicht so blitzschnell erlosch, wie vorausgesetzt worden war. Zwar depeschirten die Original-Correspondenten rastlos nach Berlin, daß Graf Caprivi auf dem Boulevard des Capucines große Sympathien genieße, und daß im Faubourg St. Germain die ritterliche Gestalt unseres Kaisers ganz offen vergöttert werde. Aber noch wirkte anscheinend die verhetzende Politik des Sachsenwälders so unvortheilhaft nach, daß die durchdachten Schachzüge des Zwischenreichskanzlers erfolglos blieben. Aus dieser Noth rettete uns die Intervention Englands, und die reine Selbstlosigkeit dieses Staates trat wieder einmal so recht hell, so überwältigend großartig in die Erscheinung. England hatte, vielleicht bei einer Nachtisch-Cigarre in Cowes, vielleicht durch rosiger Damenohren und schwellender Damenmündchen Vermittelung, Nachricht von einem gewissen Vertrage erlangt, darin sich der russische Zar und der deutsche Kaiser wohlwollende Neutralität versprochen hatten. Die englischen Staatsmänner erkannten sofort die furchtbare Gefahr, in die dieser Vertrag — Deutschland stürzte. Noch heute überläuft den Grafen Caprivi eine Gänsehaut, wenn er der Stunde gedenkt, da es ihm unter'm Eindrucke mahnender englischer Worte wie Schuppen von den Augen fiel. Der besorgte Freund aus London wies den arglosen Junggesellen darauf hin, daß Frankreich ja gar nicht richtig versöhnt werden könnte, so lange solche Abmachungen beständen. Nicht genug daran, daß man es bitterlich durch den Dreibund gekränkt hätte, diesen papiergewordenen Zweifel an Frankreichs ehrlicher Friedensliebe — nein, Deutschland bringe seinen ungerechtfertigten, verhetzenden Argwohn noch deutlicher durch den Russenvertrag zum Ausdrucke. Graf Caprivi erwiderte befangen, so schlimm wäre es wirklich nicht gemeint gewesen. Er für sein Theil hätte den Dreibund nicht gestiftet und müßte jede Verantwortung dafür ablehnen, was aber das Neutralitätsabkommen mit Petersburg anbelange, so wüßte der englische Freund ja, daß es zu Bismarck's unausrottbaren Manien gehört hätte, immer zwei Eisen im Feuer zu haben. Diese Complicirtheit wäre ihm (dem Grafen Caprivi) längst zuwider gewesen. Glücklicher Weise laufe der Neutralitäts-Vertrag in den nächsten Tagen ab, und der englische Freund dürfe sicher sein, daß man ihn Frankreich zu Liebe nicht erneuern werde. Befragt, wie man sich ihm für seinen uneigennützigen, werthvollen Rath dankbar erweisen könnte, entgegnete der englische Freund, daß er sich nur um Caprivi's schöner Augen wegen bemüht habe. Falls aber die deutsche Regierung durchaus ein Uebriges thun wolle, möge sie ihrem Danke an England bei den bevorstehenden Verhandlungen über die Insel Sansibar getrost die Zügel schießen lassen.

Unter Bismarck's Mißwirthschaft waren die deutschen Staatskünstler in den üblen Ruf höllischer Schlauheit und schnöder Undankbarkeit gerathen. Es gehört zu den schöneren Ruhmestiteln des vornehmen Grafen, dieser häßlichen Nachrede ein für alle Mal die Existenzbedingungen abgeschnitten zu haben.

Nachdem England sich vergewissert, daß es nunmehr im Falle eines Krieges mit Rußland Deutschland unter Umständen doch auf seine Seite bringen könnte, daß es also nicht mehr so vereinsamt war wie zu Bismarck's Zeiten, ward es muthiger in Asien und sonstwo. Zar Alexander, ohnehin ein mißtrauischer Herr, verstand zunächst die Gründe nicht, die die Berliner Regierung dazu bewogen hatten, dem Grafen Schuwalow die Erneuerung des Neutralitätsabkommens zu verweigern. In seinem Unverstande hielt er die politische Lage, worin Deutschland durch jenen Vertrag gekommen war, für so unerhört günstig und glänzend, daß es ihm durchaus nicht in den Sinn wollte, man könnte sie eines Hirngespinnstes wegen kurzer Hand aufgeben. Seit wann, fragte er den klugen Witte, der auch einigermaßen sprachlos stand und sich durchaus keinen Reim auf die Sache zu machen wußte, seit wann läßt man die Taube in der Hand fliegen, um einen Maikäfer auf dem Dache zu fangen? Witte meinte, daß hier ein ganz besonders teuflischer Plan der Berliner Bismarckschüler zu Grunde liegen müsse, und er wie sein hoher Herr zermarterten sich lange Zeit, doch ohne Erfolg, das Hirn. Sie fanden so wenig wie irgend ein anderer Diplomat heraus, welch' tiefgründige, durchtrieben weise Erwägungen die Männer der Wilhelmstraße zu ihrer sicherlich weitausblickenden Politik bewogen hatten. Ein Diplomat konnte ja auch mit dem besten Willen nicht hinter das einfache, so

Digitized by Google

wenig complicirte Geheimniß Caprivi's kommen. Und als eines herrlichen Tages der Helgolandvertrag publik wurde, da bestand am Newsky-Prospect wie am Quai d'Orsay auch nicht der bescheidenste Zweifel mehr. Da wußte man, daß Deutschland mit ungeheuren Opfern den Eintritt Englands in den Dreibund erkauft, Afrika schweren Herzens aufgegeben hatte, um dafür im bevorstehenden europäischen Weltkriege jeder Zeit über die Flotte John Bulls verfügen zu können. Manche meinten allerdings, daß Deutschland für Englands Eingliederung in den Dreibund doch wohl einen wesentlich zu hohen Preis gezahlt hätte, und Manche meinten, daß der Friedrichsruher seinerseits mit Leichtigkeit von England Unsummen für die bloße Erlaubniß zum Beitritt erhalten haben würde. Andere wieder sagten sogar, er hätte das exponirte, immer in Gefahr schwebende Inselreich unter keiner Bedingung in die Familie des Dreibundes aufgenommen. Doch genug an dem: Darüber war zunächst alle Welt einig, daß England nunmehr unauflöslich, mit ehernen Banden der europäischen Friedensliga angeschmiedet war und daß man nur aus diplomatischer Klugheit die bedeutungsschweren Verträge noch geheim hielt. Niemals hat sich alle Welt ärger geirrt.

Die Polenpolitik, die Caprivi — nun, sagen wir, machte, bestätigte freilich anscheinend ihre Muthmaßungen. Sie reizte den Zaren bis auf's Blut und überzeugte ihn vollends von dem Einverständnisse des Nachbarn mit England, von der unvermittelten Schwenkung Deutschlands. „Caprivi", sagte Bismarck im Juni 1892, „hat unser Verhältniß zu Rußland gerade an der Stelle vergiftet, wo es am allerempfindlichsten ist: in der Polenfrage." Alexander III., der sich vereinsamt, verrathen und verkauft glaubte, blieb nichts übrig, als mit Frankreich anzubandeln. Die ersten Schritte fielen ihm wahrlich schwer genug. Noch 1887 war er ja so vertraut mit dem deutschen Kaiserreiche gewesen, daß Windthorst im Reichstage gelegentlich der Septennatsdebatten auf den russischen Bundesgenossen hatte pochen können. „Ich weiß nicht," mußte Bismarck ihm damals mit freundlichem Hohn erwidern, „woher der Herr Abgeordnete weiß, daß Rußland unser Verbündeter ist. Wenn er geheime Nachrichten aus Petersburg hat, daß Rußland mit uns ein Bündniß gegen Frankreich abschließen will, so würde ich ihm dankbar sein, wenn er mir das mittheilen wollte ... Ich habe gestern noch die Ehre gehabt, mit dem russischen Botschafter zu Mittag zu speisen; mir hat er nichts davon gesagt, daß er ein Bündniß vorschlage."

Weiterhin sprach damals der Fürst die feste Zuversicht aus, daß Rußland uns nicht angreifen, daß es nicht gegen uns conspiriren und kein Bündniß mit anderen Mächten gegen uns suchen werde. Er durfte dieser Zuversicht sein, denn er hatte den Vertrag mit dem Zarenreiche in der Tasche. Die damals complicirte Sachlage hat sich geklärt und gewaltig vereinfacht. Der simplen und vornehmen Politik des neuen Kurses ist es gelungen, Deutschlands Vorherrschaft in Europa zu vernichten. Wären die Caprivi und Genossen bösen Willens darauf ausgegangen, so läge machtvolle Tragik in diesem Ausgange. Da sie es aber gut mit uns meinten, da unser Mißgeschick nur ihrem entschiedenen, einwandfreien Ungeschick entsprang, haben wir nicht einmal den Trost, düstere Leichenbittermienen aufsetzen zu dürfen. Denn rings um uns lacht Europa, schallend, überlaut, wie das Gesinde des Königs Rhampsinit lachte, als der Fürst eintrat in die goldene Halle seiner Tochter.

Seltsam: Bismarck hat die zwei Eisen im Feuer gehabt, und seine Nachfolger haben sich die Hände daran verbrannt. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Freiwild. Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.) — Die goldene Eva. Lustspiel in drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. (Lessing-Theater.) — Renaissance. Lustspiel in drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. (Berliner Theater.) — Eine. Altdeutsches Scherzspiel in drei Akten von Max Dreyer. (Kgl. Schauspielhaus.)

Der Fall Brüsewitz hat die Berliner Censur doch nicht derartig erschreckt, daß sie für ihr Theil Alles thun zu müssen glaubte, um seine öffentliche Discussion einzuschränken. Sie zeigte sich sogar liberaler und weitherziger als ihre Wiener Collegin, die Schnitzlers Mord- und Todtschlag-Schauspiel kurzer Hand verbot. Eugen Richter darf aus dieser kleinen Thatsache vielleicht ersehen, daß seine Duell- und Siepmann-Interpellation einer hohen Regierung die Nachtruhe nicht sonderlich stört. Dem Führer der freisinnigen Mißerfolgspartei mag das recht peinlich sein, der blondbärtige Arthur Schnitzler wird ihr's danken. So finden auch schlummernde Regierungen Freunde und Verehrer. Sie müssen es nur richtig anfangen.

Herr Schnitzler hat sich mit seiner vorjährigen „Liebelei" als ein feiner und kluger Kopf erwiesen, der das Wienervolk kennt, wenigstens das der inneren Stadt, und der es versteht, saubere Genrebildchen aus dem Leben an der nicht immer blauen Donau recht interessant zu dialogisiren. Sein Projectionsapparat vergröbert die Zeichnung nur unmerklich; fleißig scheint er die Kunst studirt zu haben, das für die Coulissen zurecht zu machen, was eigentlich zu zart und gebrechlich für die Welt der Pappendeckel ist. Nippes aus derbem Steingut. Herr Schnitzler liebt es gewiß nicht, ein Dichter genannt zu werden, weiß er doch, daß das moderne Theater mit einem wirklichen Dichter verwünscht wenig anzufangen wüßte. Er ist auch kein Dichter, aber unter den groben Machern von heute berührt sein Gethue fast sympathisch, fällt sein eleganter Kopf angenehm auf.

Mindestens, soweit man der „Liebelei" gedenkt. Im „Freiwild" sieht schon Alles ein wenig anders aus, sudermännischer, handgreiflicher. Das Getändel der hübschen Schmierenmadeln mit den k. k. Herren Lieutenants und den anscheinend stark nach Vöslau gravitirenden Badegästen entbehrt wienerischer Eigenart und wienerischer, leichtfertig-frecher Poesie. Man flirtet und scherzt, aber am Flirt und Scherz von der Sorte haben wir uns bei zehn Schwankmachern vor Schnitzler übernommen. Kein socialer Grundton adelt und durchgeistigt diese flachen Spasseteln, keine echte Satire befeuert sie. Und nur auf seine Qualitäten als Witzbold betrachtet, vermag Schnitzler nicht zu imponiren. Das weiß er wohl auch, deßhalb „charakterisirt" er mit auffälligem Biereifer, selbst da, wo die Oekonomie des Stückes es eigentlich verbietet. Aus dem etwas langathmigen Hin und Her der ersten Scenen, das halb an Roberts erinnert und halb an Blumenthal, steigt plötzlich die Tragödie auf. Tragödie der Unpersönlichen. Ein zu drei Vierteln ruinirter Lebeoffizier, der übliche Schuldenmacher und Weiberjäger, vermißt sich, auch die keusche Liebhaberin Anna zu besiegen. Er fällt ab, und das amüsirt den civilistischen Gegenspieler des Herrn Oberlieutenants. Es kommt zu einem gereizten Wortwechsel, und da der militärische Typ schließlich dem Menschenthum des naiven Fräuleins nur den fächlichen Artikel zubilligt, ohrfeigt ihn der civilistische Typ. In Ermangelung eines Degens muß der Oberlieutenant die Schande einstweilen ungerächt lassen. Aber selbstverständlich fordert er den Beleidiger. Indessen lehnt der Civilist rundweg ab. Für ihn ist der Gegner ein Lump, und er weigert sich, einem Lumpen „die Ehre wiederzugeben". Solche Philosophie entsetzt alles Volk umher, das militärische wie das im schlichten Bürgerrocke. Rechts und links sucht man auf den Duellgegner mit Macht einzuwirken. Man läßt ihn sehr deutlich merken, daß man den Grund zu seiner Haltung weniger in seiner consequenten Lebensanschauung als in seiner Feigheit erblickt. Der Verdächtigte nimmt derlei Anzapfungen verhältnißmäßig gelassen hin, höchstens wirft er gutmüthige Frechlinge, die ihm ihre Meinung in's Gesicht sagen, zur Thür hinaus. Um jedoch den Zweiflern zu zeigen, daß ihm Furcht vor der Kugel des Feindes nicht innewohnt, bleibt er tapfer im schönen Vöslau. Die Hand freilich ruht immer schußfertig am Revolver. Leider ist der Militär bedeutend fixer, und als die Gegner einmal unvermuthet auf einander stoßen, streckt der Lieutenant die Civilperson Knall und Fall zu Boden.

Schnitzler hat sich davor gehütet, für einen der beiden Kämpen brutal Partei zu ergreifen. Mit ruhiger Gelassenheit wägt er das Pro und Contra ab; seine Gründe für den Zweikampf sind genau so gut oder so schlecht wie die dagegen. Dennoch gehört seine Theilnahme dem Civilisten. Er bemüht sich, ihn als den überlegenen, klaren Geist hinzustellen, er schenkt ihm die Liebe des Mädchens, um dessentwillen sich der Streit entspann. Und er läßt ihn, wenigstens seiner Meinung nach, „zielbewußt" bis an's Ende bleiben. Ob man ihm im Bösen oder im Guten zuredet, ihn mit dem abenteuerlichen, eigentlich recht unmöglichen Vorschlage eines Scheinduells kränkt oder sein Mitleid für den entehrten Feind wachzurufen trachtet — er bleibt fest. Er trotzt unsäglicher Verachtung, ist entschlossen, die Gesellschaft zu meiden, die ihn ausstößt. Also ganz und gar ein Siegfried der These, ein lichtheller Moderner, ganz und gar das Pendant seines in finsteren, mittelalterlichen Duell-Aberglauben eingesponnenen Gegners. Und trotzdem nicht. Herr Schnitzler sagt uns nicht, ob es die Eitelkeit oder die Dummheit seines Helden ist, die den Braven in Vöslau festhalten. Es scheint beinahe, als habe der Verfasser hier nicht logisch zu Ende gedacht. Indem er den Maler, um so seinen Muth in's rechte Licht zu stellen, nicht abreisen läßt, zeigt er, daß dieser Trutzige ein innerlich Unfreier ist und noch mit tausend klammernden Organen an der Kaste hängt, die ihn von sich stieß. Was kümmert denn den Apostaten die Meinung derer, die er verlacht? Ob die unten im Thale ihn für tapfer, ob sie ihn für einen Hasenfuß halten — was macht's? Aber es gelüstet ihn, sich breit, behaglich zur Schau zu stellen, kurz vor'm Abgange noch einmal den Beifall derer zu ernten, mit denen er sich doch für alle Zeit überworfen hat. Und darum trifft ihn, den Halbfertigen, Schwankenden, mit Recht die Kugel des in sich gefesteten Widersachers. Hätte Schnitzler den Untergang seines Helden so erklärt, dann wäre nicht nur das Stück innerlich unendlich bereichert worden, sondern es wäre auch mit dem letzten Fall des Vorhanges wirklich zu Ende gewesen. Wie die Dinge jetzt liegen, hat lediglich der Zufall die Entscheidung herbeigeführt; der Dichter mußte es ausknobeln, wer von den Gegnern am Ende die schöne Leiche abgeben sollte. Wie die Dinge jetzt liegen, sehen wir nichts als eine falsche Lösung des Rechenexempels. Besser wäre es wohl gewesen, wenn Schnitzler keine höhere schematisirende Ideenmathematik getrieben, sondern leibhaftige, lebendige Individualitäten auf die Bühne gestellt hätte. Da er aber nun einmal die interessante These entwickeln wollte, mußte er sie auch rein und klar, vor Allem vollständig entwickeln.

Das Schauspiel ist bei alledem von hohem Spannungreiz, und vor-

Digitized by Google

zügliche Schauspieler halfen dem Verfasser über bedenkliche, unfreiwillig humoristische Scenen hinweg. Schönthan und sein Dresdener Genoß Koppel hatte im Lessing-Theater weder das gleiche Glück mit den Komödianten, noch fanden sie im Parkett irgend Jemanden, der ihrem soweit ganz nett gemeinten Lustspielchen von der goldenen Eva einiges Interesse abgewann. Wir kennen genugsam die reiche, junge Wittwe, die so gern einem adligen Herrn in's Ehebett folgen möchte und die darüber die treue Liebe eines redlichen, hübschen Bürgerjungen fast ganz übersieht. Wir kennen nicht minder gut den verarmten, ewig hungrigen Wappenträger, der nur noch von Wucherers Zärtlichkeit lebt und der jener Wittib rundliche Fülle ungalant und kurzsichtig genug für den Strohhalm hält, daran er sich aus dem Wasser auf's Trockene retten kann. Auch wie die Geschichte ausgeht, wissen wir. Schönthan und Koppel fiel, als sie ein neues Lustspiel zusammenschneiden wollten, zum Unglück nur diese, nicht eben lang verklungene Mär ein. Sie dachten sündhaft bei sich, den Leuten Sand in die Augen streuen zu können, wenn sie die pikante Handlung rasch in's sechzehnte Jahrhundert verlegten, den Dialog so einrichteten, daß er hinten klapperte, und den Director zwangen, für Kostüme große Ausgaben zu machen. Aber das mißlang schmählich am Kronprinzenufer, um in der Charlottenstraße um so besser zu glücken.

Wer, wie ich, im Berliner Theater dem ersten Akte des anderen Lustspiels in Versen: Renaissance ohne Theaterzettel, ja zufällig auch ohne Kenntniß des Titels und des Verfassers, ohne Beeinflussung und Voreingenommenheit rein als kritischer Waisenknabe beiwohnte, konnte wirklich auf einen „höheren" Dichter rathen, sogar auf einen Richard Voß erster Manier. Da war eine musterhafte Exposition, ein ansprechender Vorwurf, ein gebildeter, stilvoller und doch frischer Dialog, vor Allem aber eine — von Hrn. Schindler meisterlich gespielte — Charge eines pedantischen Hausmeisters, jede Scene, jede Figur eine entschiedene Talentprobe. Bedauerlicher Weise hielten sich die zwei folgenden Akte nicht auf der Höhe des ersten. Schönthan verpfuschte Koppeln offenbar das Concept. Was wie ein sonniges Künstlerdrama begann, fuhr wie eine Operette fort und endete wie eine Philisterposse von L'Arronge oder Moser. Schon im zweiten Aufzuge wird das angeschlagene Hauptthema der Herzens-Renaissance einer bigotten Wittwe, die unter dem Einflusse eines schönen, jungen Künstlers zu neuer Lebens- und Liebeslust erwacht, plötzlich verlassen, um das Erwachen einer Jünglingsseele zu schildern, der sein Herz entdeckt und das Küssen und den Ernst des Lebens lernt — Motto: „Mein Herz, ich will dich fragen", frei nach Friedrich Halm und ebenso zuckersüß und pikant. Damit verliert das Scherzspiel jedes tiefere Interesse und allen literarischen Anspruch, den es erheben zu können glaubt, um nur noch Augenweide und Seelenkitzel für mehr oder minder harmlose Backfische zu werden. In der Provinz hat denn auch „Renaissance" überall Triumphe gefeiert, und es ist ein neuer Beweis von Director Prasch's Geschicklichkeit, daß er das Stück für sein Familienpublicum erworben hat. Rauschender Beifall wurde ihm zu Theil, und auf Wochen hinaus scheint er aller Repertoiresorgen ledig. Er verdient sein Glück, denn die Aufführung war so gelungen, wie sie zur Zeit kaum eine andere Berliner Bühne so abgerundet und in allen Rollen gleich vollendet herausbringen könnte.

Und da die Verskomödien im Kurs der Theaterbörse dermalen erstaunlich hoch cotirt werden, so rückte auch das Kgl. Schauspielhaus mit einem „Scherzspiel" auf den Plan. Dreyer, der begabte Verfasser von „Drei" hat auch „Eine" gedichtet. Genre Hans Sachs, grobe Holzschnittmanier, derbe Handlung, knorrige Verse. Das Experiment ist ihm aber eben so wenig gelungen, wie seinem naturalistischen Collegen Halbe im „Amerikafahrer". Unsere verbildete Zeit hat keinen Resonanzboden für den derben Volkshumor, es sei denn, daß er ungenirt und zotig über alle Stränge haue. Poesie für Herrenabende. Dreyer aber drückte den guten groben Vorwurf auf das Geheimrathstöchterniveau der Kgl. Hofbühne hin, verwässerte die derbe Komik, verzierlichte die ungeschlachten Knüppelverse und brach so dem ganzen Schwank tantièmensüchtig das Genick.

Notizen.

Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie von Dr. Adolf Thimme. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Die Folkloristik ist noch eine junge Wissenschaft, aber sie blüht immer mächtiger in allen Ländern auf und verspricht ein bedeutsamer Zweig der ästhetischen und culturhistorischen Betrachtung zu werden. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß zugleich mit der Socialpolitik, dieser schönsten Frucht des helfenden Mitleids, auch die Erkenntniß des literarischen Volksthums mächtig gefördert wird, der Poesie der großen anonymen Menge, des Bauern und Arbeiters, des „kleinen Mannes". Um so dankbarer müssen wir für solche Veröffentlichungen sein, wie die vorliegende, die uns über Wesen und Ursprung des volksthümlichen Liedes und Märchens so viel Tiefdurchdachtes und Neues zu sagen weiß. Mit dichterisch nachfühlenden Sinnen erzählt Dr. Thimme von Geschichte und Charakter der Volkspoesie, zeigt die Typen und Symbole derselben auf, Blumen und Bäume im Lied, dann Land und Leute, alte Sitten und Gebräuche, Fabel und Wunderwesen und antike Elemente im ursprünglichen Märchen, die heiligen Ueberlieferungen der Sagen, Tradition und Fabulirlust des Volkes, Alles im Gegensatz zur Kunstpoesie, die ja auch in dem volksthümelnden Goethe noch viel zu geistreich, schillernd, nicht naiv und echt genug ist. Hier fühlen wir es mit dem Verfasser: die Dichtung, nicht die Prosa ist die natürliche und eigenthümliche Sprache des menschlichen Herzens, und „Kunst ist des Menschen Natur." Die Volksdichtung aber ist das Volksleben und nur in ihrem Sinne wird der letzte Mensch der letzte Dichter sein.

„Es schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort."

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn. (Hamburg, Leopold Voß.) — Das Buch ist aus Vorträgen entstanden, die der Königsberger Professor gehalten hat. Auf jedem Blatte wird man finden, daß der Verfasser es vortrefflich versteht, gleichzeitig wissenschaftlich und doch gemeinverständlich zu schreiben. Gerade für die Chemie ist dies gar nicht so leicht, denn wie trocken sind schon die Berechnungen und Analysen. Die verschiedenartigsten chemischen Probleme sind besprochen: die Zusammensetzung der Luft, das Ozon, die Zündhölzer, die Zusammensetzung der Fette, die Leuchtgasfabrication, das Kochen auf Gas, das Gasglühlicht, die Pflanzen, Nahrungsmittel, Gährungsprocesse, Gerberei, Malerei, Glasfabrication, Photographie, die Gewinnung von edlen und unedlen Metallen, Legierungen, Alkaloide, Antiseptica u. s. w., Alles aus dem Leben und für das Leben, alltäglich und doch selbst von Gebildeten oft kaum oder nur halb im inneren Wesen begriffen und verstanden. Der Verleger hat dem nützlichen und praktischen Buche schöne Illustrationen beigegeben.

Christlich-social als Zeitproblem. Von Arnold Fischer. (Rostock, Volckmann.) In seiner neuen Flugschrift tritt der bekannte Socialpolitiker mit warmer Beredsamkeit für die christlich-sociale Bewegung ein, soweit sie das sociale Leid zu bekämpfen strebt. Es ist ein begeisterter Appell an das deutsche Bürgerthum, das auf's Neue seine sittliche Kraft zu erproben habe, weil ein stetig anwachsender Theil der Nation sich von seinem Seelenleben ablöst. Diesen Proceß aufzuhalten, vermöchte nur eine „übermenschliche" Anstrengung, denn er wird allzusehr durch den seelischen Zustand der Zeit gefördert. Damit würde das Bürgerthum jene große Mission erfüllt haben, die ihm nach Lösung des freiheitlichen und nationalen Problems zufiel. An die Lösung dieses Problems ist das Dasein des Bürgerthums ebenso gebunden, wie es an die Lösung des Freiheits- und nationalen Einheitsproblems gebunden war. Das Geringste aber, was man von ihm fordern könnte, ist, daß es eine Bewegung gewähren läßt, die ihm in dieser Aufgabe wesentlich und mit großem Erfolg vorgearbeitet hat. Der Verfasser versteht darunter die christlich-sociale Bewegung in ihrer Reinheit und Klarheit, die an sich weder mit dem Antisemitismus noch mit irgend welchen anderen Strömungen der Gegenwart etwas zu schaffen hat, die aus echter Religiosität als christlich-sociale und aus echter Humanität als ethisch-sociale Bewegung auftritt. Ihr möge sich jene Theilnahme der öffentlichen Meinung zuwenden, die ihr die öffentliche Meinung Englands seit Langem schon entgegenbringt.

Sechs ungedruckte Aufsätze über das Classische Alterthum. Von Wilhelm von Humboldt. Herausgegeben von A. Leitzmann. (Leipzig, Göschen.) Eine neue Publication aus dem Archiv des Tegeler Schlößchens, wenn auch noch nicht die allgemein mit Spannung erwarteten und uns leider noch immer vorenthaltenen Briefe Wilhelm von Humboldt's an seine edle Gattin Karoline, aber doch auch wie Alles von dem Aesthetiker und Staatsmann Stammende willkommen und des Dankes werth. Diese Aufsätze waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und sind zumeist nur fragmentarischer und aphoristischer Art. Gleichwohl leuchtet daraus der milde, weise, reife Geist des Meisters überall hervor, mag er sich in Betrachtungen über die Weltgeschichte, über Pindar, aus Spanien (an Goethe gerichtet), über das antike Theater in Sagunt, über das Studium des Alterthums (Schiller und Dalberg haben diese Handschrift geprüft und mit Randbemerkungen versehen), über Latium und Hellas, über seine geplante Geschichte des griechischen Freistaates, über den griechischen Charakter ꝛc. ergehen. Manche seiner Ideen enthält auch bedeutsame Fingerzeige für unser derzeitiges geistiges und künstlerisches Leben. Die neuere Kunst begreift und billigt er aber nur als eine Fortbildnerin der alten. „Sie geht in der Darstellung auf Naturnachahmung aus und hascht in der Bedeutung nach Schönheit oder Charakter oder nach beiden zugleich. Sie behandelt die Natur, ohne einen Schlüssel zu haben, durch den sie dieselbe zur Erkennung der reinen, allein brauchbaren Form, die von ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Individualität bedeckt und gleichsam eingehüllt sind, erschließen könnte, und von den Zielen, die sie sich vorsetzt, ist eines dunkel und schwer bestimmbar, und das andere führt leicht auf ein Gebiet, dem die Kunst fremd ist." Das Bändchen erscheint in der neuen Folge von Prof. August Sauer's sehr empfehlenswerther Sammlung Deutscher Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage der **Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft** (vormals J. F. **Richter**) ist soeben erschienen:

Neue Lieder

von

August Sturm.

Der neueren Dichtungen zehnter Band.

8. 112 S. Geh. 3 M.

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Soeben erschien:

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer **Sozial-Anthropologie** zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. **Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.** Mit 6 Figuren im Text. Preis: brosch. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Kähler, Dr. jur. et phil. Wilhelm, Gesindewesen und Gesinderecht in Deutschland. Preis: 4 Mark 50 Pf.

Meyerinck, Hans von, Königlich preußischer Major a. D., **Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.** Kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge für Deutschland. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Wernicke, Dr. Johannes, System der nationalen Schutzpolitik nach Außen. Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik. Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände. Preis: 6 Mark.

Vor kurzem sind erschienen:

Frommanns Klassiker der Philosophie.

I. **G. Th. Fechner.** Von **K. Lasswitz.** 214 S. 1.75.
II. **Hobbes.** Von **F. Tönnies.** 246 S. 2.—.
III. **Kierkegaard.** Von **H. Höffding.** 186 S. 1.50.

Elegant gebunden jeder Band 50 Pf. mehr.

Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Soeben vollständig geworden:

Martin Greifs Gesammelte Werke in 3 Bänden.

(Bd. I: Gedichte. Bd. II/III: Dramen.)
Brosch. M. 12.—. Gebd. in Ganzleinen M. 15.—.

Gedichte von Martin Greif.
6te reich vermehrte Auflage. (7tes Tausend.)
In elegantem Goldschnittbande: M. 5.—.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet. Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Ad. Thimme:

Lied und Märe.

Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie.

2 Mark, gebunden 2,80 Mark.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

Soeben erschien: **„Brennende Tagesfragen".**

I. **Für oder wider das Duell?** 2. und 3. Tausend. 75 Pf.

II. **Christlich-social als Zeitproblem.** 60 Pf.

Glänzend recensirt, vom philosophischen u. geschichtlich-socialen Standpunkt aus entwickelt!

C. J. E. Volckmann, Verlag. **Rostock.**

Werke von Ad. Wilh. Ernst.

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mk. 4.—, gebd Mk. 5.—.
Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Zweite Auflage. Mk. 2.50.
Neue Beiträge zu vorigem. Mk. 2.—.
Goethes Religion. Eine Studie. Mk. 1.—.
Neu erschienen: **Empor, Gedichte.** Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Verlag von Conrad Kloß, Hamburg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienen:

Die Kaiserin des Balkans.

Drama v. Fürst Nikolaus v. Montenegro.

Deutsche Bearbeitung von Heinrich Stümcke.

Mit Portrait des Fürsten und einer litterarhistorischen Einleitung.

Elegante Ausstattung. Büttenpapier. Preis 4 Mk.

Luxusausgabe in Ganzsaffianband 20 Mk.

Warm empfohlen in der „Gegenwart" Nr. 43.

Verlag von E. Ebering, Berlin, Linkstr. 16.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) in **Berlin.**

Soeben erschien:

Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.

Ausgewählte Bilder von **Ottokar Lorenz,** Professor der Geschichte.

Gr. 8°. 360 Seiten Geheftet 6 Mk. Gebunden 7 Mk.

Soeben erschien:

Friedr. Spielhagen:

Zum Zeitvertreib.

Roman, 1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Mesmerismus. — Alles Licht.

Zwei Novellen.

1 Band brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Friedensbewegung und die Zukunft Europas. Von Otto Umfried (Stuttgart). — Die Gesellschaft im Reichslande. Von Max Lay (Straßburg). — **Literatur und Kunst.** Ein portugiesischer Dichter. (João de Deus.) Von H. Barsch. — Die tragische Schuld Danckelmann's. Von Friedrich Roeber. — **Feuilleton.** Moderne Goldminen. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Mißtrau, schau, wem? Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Gegen die Frauenrechtlerinnen. Noch eine Blumenlese. — Notizen. — Anzeigen.

Die Friedensbewegung und die Zukunft Europas.

Von Otto Umfried (Stuttgart).

... „Dampfschiffe und Eisenbahnen sind abgekommen. Man gondelt einfach oder elektrisch durch die Luft. Die Chinesenherrschaft in Europa und die auf das socialistische Chaos gefolgte Militärdictatur ist längst zu Ende gegangen. Von der Kirche, die seit dem Papst Nathanael Rothschild durch zwölf judenchristliche Päpste regiert worden ist, sind nur noch die Anhänger einer Secte in Nordika vorhanden. Schlösser, Museen und Kirchen liegen in Trümmern. Die Reste des deutschen Volkes wohnen zu drei Viertheilen in verlassenen Bergwerken, zu einem Viertheil an ihren Schutthalden" u. s. w. Man meint ein überspanntes Product vor sich zu haben, wenn man dergleichen liest. Es ist aber nur ‚eine Romanimprovisation aus dem 30. Jahrhundert' von M. G. Conrad, betitelt „In purpurner Finsterniß". Etwas weniger kühn sieht sich das Zukunftsbild an, das O. Heine ‚auf der Grundlage der Geschichte' in seinem Buche „Aria, das Reich des ewigen Friedens" entworfen hat. Nichts desto weniger ist es eine starke Zumuthung, wenn der geduldige Leser folgenden Entwickelungsgang für möglich halten soll. „Ueber Frankreich und Belgien sind a. 1913 die Greuel einer socialistischen und anarchistischen Revolution gekommen; ebenso ist Rußland durch den Nihilismus zerrüttet. Deutsche Armeecorps bringen Abhülfe; ein europäischer Congreß zu Stuttgart a. 1917 schafft Ordnung. Südbelgien fällt an Frankreich, Nordbelgien an Holland, das dem Deutschen Reiche beitritt. Ein letzter Krieg hat den Halbmond nach Asien zurückgedrängt; in Constantinopel regiert der König von Griechenland; Nordsyrien steht unter dem Schutze des Deutschen Reichs; Palästina unter demjenigen Oesterreich-Ungarns. Der europäische Bund, der in einem Congreß zu Nicäa die Verhältnisse ordnet, wird zum Reich Aria. Durch die Vereinigung dieses Congresses mit einem amerikanischen in Panama, einem asiatischen in Schangai kommt ein Weltcongreß in London zu Stande, und das Reich des Friedens streut seine Segnungen über den ganzen Planeten aus."

Bei allem Schrecken, der dem nüchternen Politiker bei solchen Träumereien überkommen muß, mag er sich doch in einer stillen Stunde fragen, wie man die Entstehung solcher Utopien, die wie Pilze aus der Erde schießen, sich erklären soll. Ganz einfach aus der hundertfach bestätigten Erfahrung, daß es unheimlich in der Tiefe gährt, daß alte Ordnungen zu Grabe getragen werden, und aus dem Streben, eine Zeit sich vorzustellen, da die wetterschwangeren Wolken sich entladen hätten oder auch durch irgend einen Wind vertrieben worden wären, so daß der Mensch die Früchte seiner Arbeit ohne Furcht genießen könnte. Der Trieb, mit hellem Blick in die Zukunft zu schauen, sich klar zu machen, was da werden soll, ist, wie ich glaube, nicht zu schelten. Die Frage ist nur die, von welchem Standpunkte aus das Kommende betrachtet wird. Es gilt, mit Nüchternheit die Möglichkeiten abzuwägen, die Phantasie dagegen aus dem Bannkreis unserer Untersuchung auszuschließen.

Zwei Anschauungen stehen sich in scharfem Gegensatze gegenüber: die überlieferte und nach dem Buche der Weltgeschichte, dessen Blätter nach dem Spruche Hegel's nicht mit Blut geschrieben sind, scheinbar allein berechtigte: daß die Entwickelung nur durch das bedauerliche, aber unvermeidliche Gesetz des Krieges fortgetrieben werde, und jener neu aufstrebende der Menschheit Ziel betrachtende, von starkem Optimismus eingegebene Glaube an den ewigen Frieden und an den Sieg des Rechts.

Ist man befangen in der hergebrachten Anschauung, so zählt man all' die Schwierigkeiten auf, die jenes Unbehagen, jene schwüle Temperatur erzeugen mußten, den Chauvinismus der Franzosen, die Revancheidee unserer Nachbarn, die Hoffnung, Elsaß-Lothringen auf irgend einem Wege von Deutschlands Grenzen loszureißen, den Panslavismus in Rußland, das unruhige Völkergemisch in Oesterreich, das immer noch ab und zu spukende Gespenst der polnischen Frage, die sterbende Türkei; die Eifersucht der Mächte im Blick auf den Nachlaß des kranken Mannes, von der irischen, dänischen, welfischen „Frage" gar nicht zu reden, und sagt sich mit der Moskauer Zeitung: „Es ist zuviel Zündstoff zwischen den europäischen Völkern aufgehäuft, als daß man an eine Abrüstung denken könnte." Man hofft zwar, bis auf Weiteres der drohenden Eventualität eines europäischen Krieges durch Völkerbündnisse zuvorzukommen; man sieht die Garantie des Friedens auf der einen Seite im Dreibund, auf der anderen im „Zweibund". Man sagt sich, daß bei der Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge, bei den Riesenheeren, die sich gegenüberstehen, der nächste Zusammenstoß so furchtbar sein müßte, daß schon das Gefühl der Verantwortlichkeit, das auf den Regierungen lastet, sie möglichst lange verhindern werde, nach dem Schwert zu greifen. Bei all' dem kann von einem ruhigen Wohlsein keine Rede sein, denn Jeder sagt sich in der Stille: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Und wenn nun nach dem Ausdruck Jules Simon's „alle Kanonen und

Digitized by Google

Gewehre auf der Erde gleichzeitig losgehend nach allen Seiten Kartätschen speiend ganze Völkerschaften zerstören werden": was wird dann erreicht sein? Ein klares Bild wird sich keiner der Kriegsfreunde zu machen wissen.

Es ist die Nationalitätsidee, von der im Allgemeinen ausgegangen wird. Unter deutscher Nation versteht man dann im Bausch und Bogen das ganze historisch gewordene Deutschland mit Einschluß von 2977951 Polen, 139399 Dänen, 217000 Franzosen (in Elsaß-Lothringen). Daß Deutschland bei dem großen europäischen Zusammenstoß im Bunde mit Oesterreich und Italien siegreich bleiben wird, scheint unseren kriegerisch gesinnten Freunden selbstverständlich. Aber auch vorausgesetzt, daß es sich zunächst nur um den Kampf zwischen Dreibund und „Zweibund" handeln würde, daß Oesterreich und Italien wirklich mit ungebrochener Kraft auf unserer Seite stünde, daß der Sieg an unsere Fahnen gekettet wäre, — was wäre die politische Folge dieses Sieges? In Deutschland bliebe so ziemlich Alles beim Alten, höchstens daß es sich etwa um die Ostseeprovinzen handeln könnte. Frankreich wäre tiefer gedemüthigt als zuvor, Rußland vielleicht auf Lange verhindert, seine panslavistischen Aspirationen geltend zu machen. Aber wäre damit wirklich etwas gewonnen, wären wir nur um einen Schritt weitergekommen? Würde nicht der Rachedurst der überwundenen Nachbarn noch heißer als zuvor erwachen? Würden nicht die zunächst erschlafften Völker sich wieder erholen, um den Kampf auf's Neue zu beginnen — und so fort in infinitum, wenn wir uns nicht auf einen principiell neuen Boden stellen? Und ist denn Deutschland seines Erfolges so sicher? Ist es nicht denkbar, daß Oesterreich durch eine letal wirkende Nationalitätenkrisis, Italien durch den finanziellen Ruin gehindert sein könnte, thatkräftig für uns einzutreten? Wenn einmal diese Möglichkeit von unseren Staatsmännern ernstlich in's Auge gefaßt wird, und sie haben die alte Blut- und Eisenpolitik noch nicht principiell überwunden, so werden sie eines Tages mit einer Militärforderung vor den Reichstag treten, die alles Bisherige in den Schatten stellen wird, dann wird man uns erklären, daß wir mit unseren 2 417000 Mann keineswegs einer Anzahl von 2 451000 Russen und einem Heer von 2 500000 Franzosen gewachsen seien, daß wir also nothgedrungen, — was weiß ich: die Sudanesen und Askaris aus Ostafrika herüberholen und Kind und Kegel bewaffnen müßten, um der drohenden Gefahr nicht zu erliegen.

Die Kriegsdrommetenbläser in den anderen Ländern aber denken sich die Sache etwas anders. Deutschland müßte geschlagen, Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückgegeben werden, Oesterreich würde zertrümmert, die slavischen Völkerschaften würden „befreit", Südtyrol und Trient fielen an Italien. Ob dann die langersehnte Zufriedenheit einträte, ob z. B. die „befreiten Slaven' wirklich sich unter der russischen Knute wohler fühlten, als unter dem deutsch-österreichischen Scepter, ob nicht eine Neuerhebung Deutschlands Alles wieder in Frage stellte, darüber schweigt vorläufig die Geschichte.

Wie sich die „Kriegspartei", um diesen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, die Lösung der Orientfrage vorstellt, ist kaum zu sagen. Im Allgemeinen mag man sich mit der Annahme begnügen, daß die Türken vernichtet werden und daß dann der Kampf um Constantinopel zwischen Rußland und England-Oesterreich beginne. Wer Sieger bleiben werde, das sei nicht vorauszusehen.

Das Ziel der Entwickelung ist im Grunde auch bei dieser kriegerischen Anschauung, auch wenn es nicht ausdrücklich zugestanden wird, eine friedliche oder wenigstens befriedigende Gestaltung der europäischen Zustände. Aber daß es durch ein Meer von Blut und Thränen gehen müsse, das gilt den Gläubigen auf dieser Seite als ein Dogma, welches weniger geleugnet werden darf, als vor dem lutherischen Orthodoxen das Dogma von der jungfräulichen Geburt Christi.

Die Friedensfreunde sind der Ansicht, daß für jetzt und künftig Kriege wenigstens in unserer cultivirten Welt vermieden werden sollten. — Daß sich ihre ‚Träume', wie die Liebenswürdigkeit der Gegner die Theorien dieser Freunde nennt, doch irgendwo in dieser schlimmen Welt bereits erfüllten, das mag ersehen werden aus dem köstlichen Buch Pax Mundi von dem Schweden Arnoldson, in deutscher Uebersetzung erst neulich bei Strecker & Moser in Stuttgart erschienen. Daraus ist u. A. zu ersehen, daß am 18. April 1890 der panamerikanische Congreß in Washington geschlossen wurde, nachdem zuvor der Vorschlag angenommen worden war, ein jeder unter den amerikanischen Staaten entstehende Streitfall solle der Entscheidung eines Schiedsgerichts unterworfen werden. Mittlerweile haben die meisten amerikanischen Regierungen den Schiedsgerichtsvertrag, dessen Wortlaut in Pax Mundi nachzulesen ist, rechtskräftig unterzeichnet. Sobald die letzten jetzt noch zögernden Regierungen sich angeschlossen haben werden, so ist ein Viertheil der bewohnten Erde pacificirt und 120 Millionen Menschen sind von dem chronischen Kriegswahnsinn befreit.*) In Europa verbreiten zahlreiche Bücher, Brochuren und Zeitschriften, vor Allem die von der Baronin von Suttner redigirte Monatsschrift „Die Waffen nieder", im Verein mit den jährlich abgehaltenen Friedenscongressen, die meist das größte Entgegenkommen von Seiten der Regierungen erfahren dürfen, die gute Idee in einer meist populären Form, während die interparlamentarischen Conferenzen bereits die internationale Gesetzgebung der Zukunft vorbereiten. Schon ist das Project der Errichtung eines internationalen Gerichtshofes (facultatives Schiedsgericht), das auf der interparlamentarischen Conferenz zu Brüssel von Houzeau de Lahaie aufgestellt worden war, in einem vom belgischen Senator Descamps ausgeführten Mémoire den Mächten empfohlen worden. Zwei starke Parteien in Deutschland, die freisinnige und die socialdemokratische vertreten die Friedensidee. Der Papst Leo XIII. spricht sich immer energischer für die Pacificirung Europas aus. Wer weiß, ob die Zeiten so ferne sind, da unsere Freunde die Majorität in den Parlamenten bilden. Der allgemeine Gedanke der Friedensgesellschaften ist nach dem verdienten Secretär des Berner Bureau Elie Ducommun der, „daß vor Allem daran gelegen ist, die öffentliche Meinung für die Ideen der Eintracht und Versöhnung zu gewinnen, damit zur Stunde, wo gewisse spinöse Probleme gebieterisch ihre Lösung verlangen, die Völker für die Wahl friedlicher Wege gewonnen seien" (Le programme pratique des amis de la Paix).

Wie denken sich nun die Friedensvereine die Zukunft Europas? Frédéric Passy, der seit mehr als 30 Jahren in Paris für den Völkerfrieden wirkt, hat in seiner Brochure L'Avenir de l'Europe sehr beachtenswerthe Gedanken ausgesprochen. „Napoleon sagte", so beginnt die hübsche Abhandlung, „in der Zeit, da alle seine Worte für Orakel gehalten wurden, daß vor 50 Jahren Europa republikanisch oder kosakisch sein werde. Mehr als 50 Jahre sind vergangen und Napoleon's Vorhersagung hat sich nicht erfüllt. Europa ist nicht kosakisch, und was auch der Einfluß des Landes sein mag, in welchem sich die Kosaken befinden, es hat nicht den Anschein, als ob es dazu bestimmt wäre, kosakisch zu werden. Frankreich ist Republik, und es soll einige Throne geben, welche nicht ganz niet- und nagelfest sein mögen. Ich glaube indessen nicht, daß man sagen kann, Europa sei republikanisch oder daß man angeben kann, zu welcher Zeit es dies sein wird." Passy kommt dann zu dem Resultat: „Europa wird friedlich sein oder es wird nicht sein; d. h. es wird nicht an der Spitze der Civilisation bleiben. Europa wird auf seine

*) Ein großer Erfolg der Friedensbewegung ist erst neuerdings erzielt worden. England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben einen Vertrag abgeschlossen, durch den sie sich verpflichten, alle zwischen den beiden Staaten entstehenden Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Das ist ein Ereigniß von unendlicher Tragweite, ein verheißungsvolles Morgenroth für die europäische Zukunft.

Digitized by Google

Ungerechtigkeiten, seine Gewaltthaten verzichten, und wird es künftig unterlassen, sein Geld in einen bodenlosen Abgrund zu werfen: oder aber Europa, welches jetzt schon bemerken muß, daß das Scepter der Civilisation bisweilen in seinen Händen zittert, wird es mit ansehen müssen, wie dieses Königthum definitiv auf die andere Seite des Oceans übergeht, und andere Völker, welche verstehen, ihre Kräfte zum Arbeiten, zum Produciren, zum Leben und nicht zum gegenseitigen Todtschlag anzuwenden, werden an die Spitze treten und das Andenken des Ruhmes auslöschen, der lange Zeit den alten Continent erleuchtet hat." Darin sind alle Friedensfreunde einig, ebenso in der Bekämpfung des Aberglaubens, als ob durch Kriege die vorhandene Spannung definitiv beseitigt würde.*) Der Russe Novikow bemerkt auf jene oben angeführte pessimistische Notiz der Moskauer Zeitung: „Der Journalist von Moskau denkt vielleicht ernstlich daran, daß die scheußliche Metzelei eines Zukunftskrieges durch ein unfaßbares Wunder die Leidenschaften für immer glätten würde. Keineswegs, diese werden lebhafter entbrennen als zuvor; denn nach jeder Niederlage wird der Haß herber und stärker. Gemetzel ohne Ende — und damit hoffen sie die menschliche Rasse umzugestalten und zu versittlichen? Ebenso könnte man zur Löschung einer Feuersbrunst das Petroleum zu Hülfe nehmen."

Gewisse Rechtsanschauungen, die von Kant und den französischen Philosophen inaugurirt, von der französischen Revolution theilweise prakticirt wurden, stehen allen Friedensfreunden unantastbar fest, so z. B. folgende Sätze: 1. Das Rechts- und Moralprincip der Völker ist dasselbe wie das Rechts- und Moralprincip der Individuen. 2. Niemandem ist erlaubt, sich selbst Recht zu verschaffen; kein Staat darf einem anderen den Krieg erklären. 3. Die Völker haben wie die Individuen das Recht gesetzmäßiger Vertheidigung. 4. Es existirt kein Recht der Eroberung. 5. Die Völker haben das unveränderliche Recht, frei über sich selbst zu bestimmen. 6. Die Autonomie jeder Nation ist unverletzlich. Im Allgemeinen: Recht soll vor Gewalt ergehen.

Bis dahin sind die Friedensfreunde, wie gesagt, auf allen Seiten einverstanden. Nun aber erhebt sich ein Zank in ihrem eigenen Lager. Es fragt sich, wie denken wir uns die Zukunft Europas und hiermit die Durchführung unserer Ideen? Die eine Richtung geht davon aus, daß zuerst das die Völker trennende Mißtrauen durch Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit gehoben werden müsse, daß dann die Waffen von selbst fallen, der Friede mit segenduftenden Schwingen sich von selbst auf unsere Erde niederlassen werde; die andere will den status quo erhalten wissen, hofft aber, daß durch Errichtung eines Schiedsgerichts künftige Streitigkeiten vermieden würden, und daß die Nationen sich der schweren Rüstung gern entledigten, sobald die gegründete Aussicht vorhanden sei, die herrschenden Differenzen auf Grund eines anerkannten Rechts beigelegt zu sehen.

Die erste Richtung ist besonders von den Franzosen in einer der hervorragendsten Fachzeitschriften La paix par le droit vertreten. Bedeutende Schriftsteller weihen ihre Federn dieser Idee, so Gaston Moch, der alte Artillerie-Officier, der unter dem Namen Patiens auch schon in diese Zeitschrift geschrieben hat, und der neuerdings mit dem Nestor der deutschen Friedensbewegung, Franz Wirth, einen sehr ernst gemeinten aber auf weite Kreise halb drollig wirkenden Streit um Elsaß-Lothringen ausgefochten hat. In seinem Flugblatt La revision du traité de Francfort geht er von dem Gedanken aus, daß, wenn eine Nation sich durch die andere für verletzt erkläre, eben damit eine internationale Frage eröffnet werde, die nicht mit Waffengewalt, sondern auf schiedsrichterlichem Wege zu lösen sei. Um deutlicher zu reden: Es handelt sich um eine logische Folgerung. Obersatz: Es existirt eine internationale Frage, wenn die Bevölkerung eines Landes, die von einem fremden Staat unterworfen wurde, die Autonomie innerhalb der Grenzen dieses neuen Staats oder ihre Constituirung als unabhängiger Staat oder ihre Vereinigung mit einer andern Nation verlangt. Untersatz: Elsaß-Lothringen verlangt die Befreiung von der Zwangslage, in welche es durch den Frankfurter Frieden versetzt wurde. Schlußsatz: Diese Befreiung muß ihm auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker gewährt werden. Würde nun Elsaß-Lothringen nach seinen diesbezüglichen Wünschen gefragt, so könnte es entweder seine Constituirung als selbstständiger Staat verlangen, oder seine Autonomie innerhalb Deutschlands oder seine Rückgabe an Frankreich. Für jede der drei Möglichkeiten hat G. Moch weitere gesetzgeberische Bestimmungen vorgesehen. Kehrt Elsaß-Lothringen zu Frankreich zurück, was für den Franzosen die einzige im Ernst zu erwägende Möglichkeit ist, so soll Deutschland durch eine Geldsumme oder durch eine ausländische Colonie oder durch Beides zugleich entschädigt werden, — ein Vorschlag, der — beiläufig gesagt — für den deutschen Patrioten immer etwas Verletzendes haben muß; denn mit Geld oder überseeischen Besitzungen können die blutigen Opfer nicht aufgewogen werden, die Deutschland für den Besitz der Reichslande gebracht hat. Würde Elsaß freigegeben, so wird von G. Moch noch weiter calculirt, so wäre die Folge die Befreiung Deutschlands von einem seine Entwickelung hemmenden Bleigewicht, die Vermehrung seines Ruhmes im besten Sinne des Worts, — und die beiderseitige staatlich garantirte Entwaffnung zuerst der Grenzgebiete, dann der weiter zurückliegenden Landestheile, endlich der Abschluß eines Schutz- und Zollvertrags zwischen Deutschland und Frankreich. So weit unser alter Artillerieofficier: Die Consequenzen für das übrige Europa mögen nur von Ferne angedeutet werden. Irland risse sich von England los; Polen würde wiederhergestellt, die slavischen Völkerschaften in Oesterreich constituirten sich als selbstständige Staaten, ebenso die christlichen Stämme innerhalb der Türkei. Wenn Alles glatt abliefe, fürwahr ein herzerquickendes Schauspiel. Europa hätte seine Ruhe und die Waffen verschwänden in den Rumpelkammern. Im Ernst: Die Rechtsidee, die der französischen Anschauung zu Grunde liegt, ist nicht einfach zu verwerfen. Es ist nicht gut, die Völker gegen ihren Willen unter einer ihnen aufgezwungenen Regierung festzuhalten. Aber die Durchführbarkeit der Idee scheitert an dem Widerstand der nun einmal vorhandenen Staatsgebilde, die, wenn nicht das allgemeine Menschenrecht, so doch das historische Recht für ihren Besitzstand in's Feld führen können. Der Versuch, die Friedfertigung der Welt auf dem von den französischen Friedensfreunden vorgeschlagenen Weg herbeizuführen, würde — das ist eins gegen hundert zu wetten, — Europa in die gräßlichste Verwirrung stürzen. Uns will bei aller Anerkennung des Berechtigten an jenem Ideal ein anderer Weg als gangbar für die Welt erscheinen. Wir hoffen, daß ein Schiedsgerichtshof unter Zustimmung der europäischen Staaten aufgerichtet werde in der Annahme, daß seine Anrufung zunächst der Willkür der betheiligten Regierungen überlassen bliebe (facultatives Schiedsgericht). Sobald ein derartiges Institut vorhanden wäre, so wäre sicher anzunehmen, daß eine Reihe von Streitigkeiten auf friedlichem Weg geschlichtet würden, und wenn man sich daran gewöhnt hätte, die kleineren Schwierigkeiten auf diesem Weg zu lösen, so könnte man schließlich auch das bisher Unerhörte wagen, die neuauftauchenden sog. „Lebensfragen" dem Gerichtshof zu unterbreiten. Aber ehe es so weit kommt, sollte der Föderationsgedanke, wie er u. A. von dem Dänen Frederik Bajer und dem italienischen Marchese Pandolfi vertreten wird, Gestalt gewinnen. Zunächst würde es sich darum handeln, vom Dreibund und „Zweibund" zu einem Fünfbund fortzuschreiten. Denn wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß schon diese

*) Wir geben zu, daß durch Kriege wie diejenigen von 1859 und 1866 gewisse Spannungen beseitigt wurden, weil damals durch die kriegerische Entscheidung zufällig das Richtige getroffen wurde. Aber die Ausnahme bestätigt die Regel. Gewöhnlich ist jeder Krieg der Keim eines neuen.

Digitized by Google

Völkerbündnisse unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine gewisse Garantie für den sogenannten ‚Frieden' in sich schließen, ohne daß sie freilich die ganze Unwahrheit des Zustands verbergen könnten, bei dem man von Frieden redet und den Krieg bereitet, so müssen wir doch der Baronin von Suttner Recht geben, die erklärt: Drei geballte Fäuste gegen zwei geballte Fäuste ist nicht das, was wir wollen. Wie aber sollen wir zu einem Bund mit Frankreich kommen? Obwohl selbst ein conservativer Politiker, Dr. Arendt, ihr zugestimmt hat, so muß doch diese Idee heute noch als durchaus utopisch erscheinen. Für heute, ja. Aber setzen wir den Fall, Rußland, das durch keine allzuschmerzlichen Erinnerungen von Deutschlands Seite ferngehalten wird, wäre mit uns versöhnt: müßte dann nicht der etwaige Vierbund, der Frankreich die Friedenshand entgegenstreckte, eine ungeheure Anziehungskraft auf unsere westlichen Nachbarn ausüben. Und wenn wir dann vollends den Abschluß von Handelsverträgen erlebten, die nach der großartigen Idee des schwäbischen Philosophen K. Planck auf der Grundlage riesiger die ganze Nation umspannender Berufs- und Productivgenossenschaften und ihres Einfuhr- und Ausfuhrbudgets beruhen würden, so wäre der Beitritt zu diesem Bund auch für Frankreich zu verlockend, als daß es auf die Länge widerstehen könnte.

Damit aber wäre die politische Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Der Fünfbund würde selbstverständlich in Europa derart dominiren, daß die andern Mächte sich gedrungen sehen würden, ihrerseits dem Bunde beizutreten, so daß wir schließlich zu dem Ziel gelangten, dem eine in Genf erscheinende Friedenszeitschrift Les Etats unis d'Europe seit 28 Jahren entgegenstrebt: Die verbündeten Staaten Europas würden sich constituiren, ohne daß damit die Autonomie des Einzelstaates angetastet würde, es wäre denn, daß man es schon als eine Heteronomie betrachten wollte, wenn die Regierungen den casus foederis bei ihren Unternehmungen sich gegenwärtig halten müßten, wie dies thatsächlich im Dreibund heute schon geschehen muß. Nur ein Staat muß seiner Natur nach der Einfügung in das Ganze der christlichen Staatenföderation widerstehen, das ist die Türkei. Ihr kann kein anderes Geschick bereitet werden als das der Auflösung; die Schwierigkeit, die heute noch die Nationen hindert, den kranken Mann mit Ruhe seinem Schicksal zu überlassen, die in der Eifersucht der Mächte selber ihren tiefsten Grund und ihre letzte Quelle hat, muß schwinden, wenn man sich darauf vereinigt, das Erbe der Türkei den kleinen Balkanstaaten unter Aufsicht Europas zu unterlassen, den Bosporus aber und die Dardanellen zu neutralisiren, ähnlich wie dies mit dem Suezcanal bereits geschehen ist. Wäre der Friedensstörer, der Türke, aus dem europäischen Concert eliminirt, so könnte man daran denken, den Bund, um den es sich handelt, abzuschließen.

Die Grundlage aber, auf der er abgeschlossen wurde, könnte wohl keine andere sein, als die Anerkennung des status quo, die Garantie des erworbenen Besitzstandes. Denn daß die Staaten aus purem Idealismus die Forderung der einzelnen unterworfenen Völkerschaften nach Freiheit anerkennen würden, das wird, so wie sie heute sind, nun einmal nicht zu denken sein. Die unterworfenen Völker aber werden gut thun, die heißbegehrte Freiheit doch nicht für ein so unendlich hohes Gut zu halten, daß sie um ihretwillen es über sich gewinnen dürften, die ganze Welt in Brand zu setzen. Sind doch heute — abgesehen von den Zuständen in der Türkei, — die barbarischen Zeiten längst dahin, da die unterworfenen Völker mit Füßen getreten und zur Verzweiflung getrieben wurden, genießen sie doch in den meisten Fällen dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie die Sieger. So steht es also nicht so schlimm mit ihnen, wie man uns bisweilen glauben machen möchte. — Ist aber die Völkerföderation nur einmal abgeschlossen, so fallen die Waffen von selbst; denn es hat keinen Sinn, sich gegen Verbündete in den Panzer zu werfen. Damit aber werden ungeheure Mittel frei für die Lösung civilisatorischer Aufgaben, für die Ueberwindung des Elends, für die gründliche Behandlung der socialen Frage, und dann wird es erst eine Lust sein zu leben.

Das Recht, das auf unserm Continent regierte, würde seine Form sich schaffen. Aus dem facultativen Schiedsgericht würde ein Tribunal, dessen Entscheidungen definitiv und inappellabel wären. Diese Entscheidungen aber dürften sich nur auf die neuentstehenden Fragen der äußeren Politik beziehen; auf die innere Politik der Staaten könnte das Tribunal höchstens einen moralischen Einfluß ausüben; so könnte es z. B. auf die Befreiung Irlands oder auf bessere Behandlung des Deutschthums und Lutherthums in den Ostseeprovinzen hinwirken. Es müßte aber den einzelnen Staaten überlassen bleiben, ob sie auf die ihnen unterbreiteten Vorschläge eingehen wollten. Immerhin ist es eine weite Perspective, die sich uns eröffnet. Sind einmal die stehenden Heere beseitigt und an ihrer Stelle Berufsheere für den Fall der Nothwehr errichtet (nach Analogie der Berufsfeuerwehr), so würde man sich doch darauf besinnen, was für einen Vortheil einem Staat daraus erwachse, eine unterworfene Bevölkerung wider ihren Willen in seinen Grenzen festzuhalten. Man würde das Budget eines solchen Landestheils einmal für sich betrachten und in den meisten Fällen finden, daß die Einnahmen, die aus der Gegend fließen, mit den Ausgaben, die für dieselbe zu machen sind, sich decken, daß also keinerlei Gewinn für das Ganze aus dem widerwillig angeschweißten Theil entspringt. Aus bloßem Liebeswahnsinn aber wird ein Staat die widerspenstige Provinz, die ihm Unlust bringt, wohl schwerlich beibehalten. Man wird es wenigstens nicht für unmöglich halten, einem solchen unzufriedenen Volk eine irgendwie geartete Autonomie innerhalb der Grenzen des Gesammtstaats zu verstatten, wie das thatsächlich bei Ungarn im Verhältniß zu Oesterreich bereits geschehen ist und wie dies Lord Salisbury erst neulich für Kreta verlangt hat.

Doch genug davon! Niemand kann der Geschichte ihren Gang vorschreiben. Man kann nur sagen, wie er sich etwa gestalten würde, wenn die Völker sich zu den Principien der Vernunft bekehren wollten. Der Krieg gilt aber einem Friedensfreund nicht bloß als Unvernunft, nein geradezu als Wahnsinn und Verbrechen, und unbegreiflich ist es, wie ein Mann wie H. Leo meinen konnte, ein frischer, fröhlicher Krieg werde uns vor Versumpfung bewahren und von dem skrophulösen Gesindel befreien, als ob nicht gerade dieses brav zu Hause bliebe, als ob nicht vielmehr Häckel Recht hätte mit seinem Wort: „Je kräftiger, je gesünder, je normaler constituirt ein junger Mann ist, um so mehr Aussicht hat er, von den Repetirgewehren, den gezogenen Kanonen und den anderen Culturwerkzeugen gleicher Art getödtet zu werden." Das aber sind Zustände, deren sich cultivirte Nationen schämen sollten.

Die Gesellschaft im Reichslande.

Von Max Lay (Straßburg).

Große Veränderungen in der politischen Geographie, wie die Losreißung eines Theiles von einem Staate und Zutheilung desselben zu einem anderen (Annexion, wie man seit 1866 häufiger sagt), wirken nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in intimerer Hinsicht auf das gesellige Treiben zurück, und da der erzwungene Wechsel der Landesflagge der davon betroffenen Bevölkerung mehr oder weniger weh thut und das in Kraft tretende Neue sich als eine Zwangsjacke darstellt, die die liebgewordenen oder angestammten Gewohnheiten im Culturleben behindert oder gar unterdrückt, so ist die erste Bewegung in der Gesellschaft der Annectirten naturgemäß ein Zurückziehen auf sich selbst, etwa nach dem Vorbild der Schnecke, die bei unliebsamer Berührung ihrer Fühl-

Digitized by Google

hörner vor allen Dingen in das schützende Haus zurückflieht. My house is my castle! Innerhalb der vier Pfähle sucht man Schirm gegen das aufdringliche Neue, das bei jeder Berührung verletzend oder wenigstens mißstimmend wirkt. Kommen nun aber bei einer solchen Annexion zwei Völker gleichen Stammes und gleicher Sprache, die nur auf eine längere Geschichtsperiode von einander getrennt waren, wieder in nahe Verbindung, wie wir es bei der Wiedergewinnung der deutschen Südwestmark sahen, so sollte man meinen, daß die Störung der Geselligkeit eine sehr rasch vorübergehende sein und daß die Verschmelzung der Eingeborenen und der nun von außen eindringenden Volksschichten aus dem Lande des Siegers ziemlich bequem vor sich gehen müßte. Eine fünfundzwanzigjährige Erfahrung zeigt uns aber sonderbarer Weise ganz andere, weniger tröstlichere Resultate. Woher also der Fehler geschichtlicher Logik? — Lassen wir hier das Hoch- und Wirthschaftspolitische, das ja hier eine nicht zu verkennende große Rolle spielt, so viel wie möglich bei Seite, und suchen nach rein menschlichen Gründen, so ist dennoch eine gewisse Verwunderung am Platze über den hartnäckigen Widerstand, den das elsässische Element (und auch das lothringische, soweit es deutsch ist) dem altdeutschen entgegenstellt, das doch bedeutend mehr Anziehungskraft ausüben müßte als das welsche, dem der Elsässer im Grunde genommen von Herzen abhold ist, freilich nur als reine Gefühls- oder Gemüthssache, die bei praktischen Erwägungen vielfach verleugnet wird. Von den Unkundigen, das heißt den Durchreisenden oder Neuangekommenen, die die „elsässische Volksseele“ in ihrer vollen Tiefe noch nicht erfaßt haben, wird der den Deutschen unangenehme Eindruck des kalten Empfanges meist kurzweg nur politischen (nationalen) Empfindungen in die Schuhe geschoben, und hiermit ein unrichtiges, wenigstens unvollständiges Urtheil gefällt, das sich erst berichtigt, wenn objective und aufmerksame Beobachtung des Lebens um uns her den Dingen auf den Grund schauen läßt.

Der Deutsche kommt meist mit dem leicht erklärlichen Gefühl in das Elsaß, daß Alles, was er mit sich über den Rhein trägt, ausgezeichnet sei oder doch weit überlegen dem, was er in dem wieder deutsch gewonnenen Lande vorfindet, und eine Kritik von eingeborener Seite, die anderer Meinung ist, nimmt er als Verletzung seiner nationalen Ehre auf und vergißt dabei, daß die Welt nirgends vollkommen ist, und daß das specifisch deutsche Leben keinesfalls ein ewiges „Wandeln im Licht“ bedeutet. Daß auch unser Volksleben Schattenseiten aufweist, gestehen wir unter uns gern zu, fühlen uns aber beleidigt, wenn uns dies von einer Seite zu Gemüthe geführt werden soll, der wir zu zeigen im Begriffe sind, daß wir als Reformatoren auftreten wollen. Der Elsässer ist aber eine allen Fremden gegenüber sehr zurückhaltend-beobachtende, also kritische Natur, und wenn er als Gesellschaftsmensch den zu ihm kommenden Deutschen mit ausgesprochener Kühle empfängt, und es zu einem sogenannten gemüthlichen Wechselverkehr nicht kommen will, so wäre es Unrecht, dieses immer auf politische Gegensätze zu schieben, denn trotz derselben kann sich, wie unzählige Beispiele — hauptsächlich auf dem Lande — erhärten, ein recht freundschaftlicher Verkehr entwickeln, wenn individuelle Neigungen das nöthige Echo finden. In den Städten liegen die Verhältnisse aber anders. Das Leben bietet hier nicht so viele Berührungspunkte, und der Factor, der das städtische Gesellschaftsleben fördert, das Vereinswesen nach deutscher Gepflogenheit, findet beim Elsässer keinen rechten Anklang, wie wir später sehen werden.

Von Anfang an war man auf eingeborener Seite, die zu lange französischen Einflüssen offen gestanden hatte, natürlich mißtrauisch gegen die deutsche Einwanderung und mit der Scharfäugigkeit des Splitterrichters entdeckte man an den Landsleuten allerlei kleine und große Fehler, von denen manche allerdings besser jenseits des Rheines geblieben wären, denn einer der größten Fehler, die allbekannte deutsche Zwietracht der Stämme, die sich in dem Gemisch der Einwandernden leider nur all zu früh wieder geltend machte, lieferte den Elsässern viel trübes Wasser für ihre kritische Mühle. Wenn da zum Beispiel der Süddeutsche dem Altpreußen seine Liebhaberei für den Branntwein, dieser dem Rheinländer seine Leichtlebigkeit und dem Altbayern seine Derbheit vorwarf, so nickte der Elsässer in seiner Voreingenommenheit nur gar zu gern Beifall und sagte sich dann: Gott sei Dank, daß ich kein Preuße, Rheinländer oder Bayer bin, hatte er dabei auch nur das reinste Pharisäerrecht auf seiner Seite, denn das specifisch Elsässische mit der übergossenen französischen Sauce ist ja eben so wenig tadellos wie das Ausleben irgend eines der geschmähten Völkerstämme, die alle auch wieder ihre guten Seiten aufweisen, je nachdem man sich die Mühe giebt, solche zu entdecken.

Die Eigenartigkeit der Verhältnisse im Reichslande hat es mit sich gebracht, daß sich jetzt so ziemlich alle deutschen Stämme (mit Einschluß der Schweizer) in der Oberrheinecke zusammengefunden haben, und der Procentsatz der einzelnen hierbei betheiligten Stämme richtet sich keineswegs nach der Entfernung des Ursprungslandes vom Elsaß, sondern hauptsächlich nach den Erwerbsverhältnissen der respectiven alten Heimathländer, und so sehen wir, ohne uns mit statistischen Zahlen zu befassen, daß die preußischen Provinzen des Ostens verhältnißmäßig viel mehr Elemente in das Land gesandt haben, als beispielsweise das viel näher gelegene Württemberg. Und das ist, offen gesagt, zu bedauern, denn gerade die Süddeutschen, genauer gesagt Badener und Württemberger, sind dem Einheimischen sympathischer (auch im Dialekt) als die ihn gar zu kalt und fremd anmuthenden Preußen des Nordostens — was am schärfsten zum Ausdruck kommt im Verkehr der Civilbevölkerung mit dem Militär. So werden auch die hier in Garnison liegenden württembergischen Truppentheile bei der Wahl zum freiwilligen Eintritt allgemein vorgezogen. Diesen kann man allenfalls noch die „gemüthlichen Sachsen“ zur Seite stellen. Die anderen „Heerbänne“ werden möglichst gemieden.

Nun interessirt uns hauptsächlich das Verhältniß „Civil zu Civil“, und hier muß man leider zugestehen, daß die Verschmelzung trotz fünfundzwanzigjährigem Proceß doch recht langsam vor sich geht. Das liegt aber größtentheils wieder nicht in der Politik, sondern in den verschiedenartig ausgebildeten Capitalgewohnheiten der Stämme diesseits und jenseits des Rheines. Das deutsche Volksleben wird bekanntlich und nicht gerade vortheilhaft beeinflußt von einem sehr lebhaften Wirthshausleben. Der Elsässer hingegen lebt auch in seinen Mußestunden vorzugsweise im Schooße der Familie, wo er sich unter Umständen seinen guten Wein recht reichlich munden läßt. Mag bei diesem „zurückgezogenen“ Leben auch der größere Einfluß der Hausfrau (vulgo Pantoffelherrschaft) eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, so bleibt die Thatsache doch selbst unbestreitbar und giebt dem ganzen gesellschaftlichen Leben ein von dem deutschen deutlich unterschiedenes Gepräge. Das Wirthshausleben deutschen Stils krystallirt sich gern zum Stammtisch und weiter zum Verein für alle möglichen Zwecke und Zwecklosigkeiten, die aus Mangel an begeisterten Liebhabern nie den gewünschten Anklang finden würden, wenn nicht die feuchte Seite des Vereins die nöthige Zugkraft ausübte. Nun haben die Elsässer zwar auch Gesang-, Instrumentalmusik- und sonstige Kunstvereine; aber hier ist es schon charakteristisch für ihre Auffassung der Vereinsthätigkeit, daß sie sich in den Uebungsstunden nur der Kunst allein widmen und die Erfrischung für später verschieben, aber auch hiermit in früher Stunde wieder aufhören, um zu ihren Penaten zurückzukehren, denn spätes Kneipen ist nun einmal ihre Sache ganz und gar nicht, was sich schon bemerkbar macht in dem merkwürdig frühen Stillwerden der Straßen in den Abendstunden. Vor dem Kriege war in

Digitized by Google

allen Wirthschaften pünktlich um 10 Uhr Feierabend, und die nach der Annexion immer zahlreicher werdenden Deutschen fanden es geradezu lächerlich, daß, wenn die Münsterglocke um die genannte Stunde anfing zu läuten — es geschah dies seit alter Zeit her wegen des Schlusses der Festungsthore, um die noch außerhalb derselben Weilenden auf die Gefahr, ausgeschlossen zu werden, aufmerksam zu machen — in allen Locales bis zu den feinsten Cafés die bedienenden Biermaidele oder Kellner ohne Umstände damit begannen, die Stühle auf die Tische zu stellen und den Kehrbesen in Function zu setzen. Wenn auch grollend, blieb den Klebegästen doch nur übrig, sich der Sitte zu fügen und aufzubrechen. Freilich dauerte das nur so lange, bis Altdeutsche Wirthschaften eröffneten, in denen Münchener Bier verzapft wurde, und hier wurde denn auch nach lieber alter Gewohnheit getagt bis tief in die Nacht hinein. Je mehr solcher Locale sich aufthaten und zu Bierpaläſten auswuchsen, desto später wurde auch das Nachtleben der Stadt, und die größeren Wirthschaften der Altstraßburger sahen sich schließlich aus Concurrenzrücksichten gezwungen mitzuthun, zur gerechten Entrüstung der ehrbaren Wirthsfrauen, die es nun einmal gewohnt sind, die Buffetcasse zu verwalten, und sich durch das Ueberhandnehmen „deutscher Sitte" gezwungen sahen, den besten Theil ihrer Nachtruhe zu opfern.

Das früher so solide angelegte Vereinswesen erfuhr damit auch eine völlige Umwandelung und einen geradezu unheimlichen Aufschwung. Neben etwa zehn alten Vereinen entstanden mehr als 150 neue (mit Bierprincip), außer etwa eben so vielen wissenschaftlichen, gewerblichen und anderen Vereinen mit ernsthaften Zielen, die hier nicht in Betracht kommen. Die neuen Vereine recrutiren ihre Mitglieder fast ausschließlich aus den Kreisen der Eingewanderten. Die Elsässer halten sich davon fern, denn zur Unterhaltung in der großen Masse haben sie weniger Neigung, und zur Zusammenschließung aus bloßem Landsmannschaftsgefühl zum gleichen Zwecke haben sie keine Veranlassung. Das gesellschaftliche Leben, verschönert durch rege Pflege der Kunstmusik (durchaus nicht zu verwechseln mit der sonst grassirenden Clavierepidemie), beschränkt sich meist auf Familienconcerte in erweiterter Auffassung und spielt sich in den Privathäusern ab, wodurch sich wieder ein für eine Stadt von der Größe Straßburgs auffallender Mangel an größeren Gesellschaftslocalitäten erklärt, der die Unzahl der jetzt bestehenden deutschen Vereine oft in Verlegenheit setzt, wie sie mit ihren zahlreichen Festivitäten ein anständiges Unterkommen finden können. Selbst wenn man von anderen Stammeseigenthümlichkeiten absieht, die ein gemeinsames Amüsiren verhindern, genügt wohl schon das Gesagte, um darzuthun, daß die beiden Parteien zu wenig Gemeinsames finden, um sich gegenseitig anzuziehen. Wir wollen hierbei nur noch erwähnen, daß auch die Sprache, obgleich beiderseitig deutsch, dennoch trennend wirkt. Der elsässische Dialekt ist immerhin nur eine sehr populäre Ausdrucksweise, in seiner Entwickelung um die zweihundert Jahre zurückgeblieben, die das Land französisch war. Wir wissen ja, welche Unzahl neuer Worte sich inzwischen gebildet haben oder von anderen Sprachen übernommen und in Deutsch umgewandelt wurden. Im Elsaß ist dieser zweihundertjährige Worterwerb französisch; die neueren deutschen Worte sind nur denen geläufiger, die sie seither in deutscher Schule erworben haben. Daher kommt es auch, daß Jung-Elsaß ein Deutsch spricht, so dialektrein und scharf betont, wie wohl kein anderer deutscher Stamm. Aber im Gebrauch des heimathlichen Dialektes sind die älteren Generationen darauf angewiesen, die französische Sprache zur Hülfe zu nehmen, um sich „gebildet" auszudrücken; daher das oft lächerlich gemachte Sprachgemisch, das nichts desto weniger völlig systematisch durchgebildet ist. Will nun der Elsässer Deutsch sprechen, merkt er sehr wohl das Unzulängliche seines eigenen Dialektes, der zudem in französischer Zeit aus den Kreisen der Gebildeten verbannt war, und er fühlt sich etwas beschämt und deßhalb unbehaglich, da er je nach Umständen mit Recht oder Unrecht bei seinem Zuhörer einen, wenn auch verheimlichten Spott vermuthet, sobald er sich beim Sprechen gezwungen sieht, nach französischen Einschiebseln zu greifen. Alles das trägt dazu bei, ihn in deutscher Gesellschaft sich nicht recht wohl befinden zu lassen, sich im gesellschaftlichen Verkehr auf seine Landsleute zu beschränken, und ihn particularistischer zu machen, als dies bei irgend einem anderen deutschen Stamme der Fall ist, ohne daß man hieraus gleich auf reine „Franzosenköpfigkeit" schließen darf. Das zeigt sich schon aus dem weit angenehmeren Wechselverkehr auf dem Lande und in kleineren Städten, wo der Unterschied zwischen elsässisch und nicht-elsässisch weit weniger bemerkbar ist, nicht etwa, weil man dort weniger verwelscht wäre, sondern weil die engen Verhältnisse zu einem regeren Verkehr zwingen, bei dem man gegenseitig einsah, daß man recht gut mit einander auskommen kann.

Ganz anders als in den mittleren breiten Schichten der Bürgerschaft liegen natürlich wieder die Verhältnisse in den höheren Kreisen, wo man sich aus wirthschaftlicher Unabhängigkeit das Leben ganz nach Gefallen einrichten kann. Dort ist man mit wenigen Ausnahmen noch genau so französisch wie vor dem Kriege; und das hat wieder seine guten Ursachen. In jenen Kreisen ist man mit seinen höheren Interessen immer auf die nächste Haupt- und Weltstadt angewiesen, und das kann natürlich weder Stuttgart, München oder gar Berlin sein, sondern wird auf absehbare Zeit hinaus Paris bleiben, das zudem noch in verhältnißmäßig kurzer Zeit, zum Beispiel mit dem Orientexpreßzug in acht Stunden, zu erreichen ist; wie auch im Allgemeinen die Eisenbahnverbindungen nach Frankreich bequemer liegen als nach Deutschland. Gerade in den höheren Kreisen weisen aber auch die Familienverbindungen von Alters her nach Westen, nach der französischen Hauptstadt, und ein vielfaches Hin- und Herreisen und gelegentlicher längerer Aufenthalt in Frankreich läßt es nicht zu, diese Verbindungen zu lockern und solche nach deutscher Seite hin anzuknüpfen. Schweifen wir hier ab in's Romantische, so müssen wir constatiren, daß so mancher Herzensbund nur deßhalb zerrissen wurde, weil die Eltern der in einen Deutschen verliebten Jungfrau (das umgekehrte Verhältniß kommt sehr selten vor) nur deßhalb ihre Zustimmung verweigerten, weil man das vernichtende Urtheil der Verwandten in Frankreich fürchtete. Außerdem scheut man sich in solchen Fällen vor der Kritik der Standesgenossen im Lande, die eine ziemlich zusammenhängende Masse bilden, da der in Deutschland noch vorhandene — wir wollen sagen Castengeist, hier unbekannt ist. Hier hat der Adel, unter dem noch etwa 20 altelsässische Geschlechter blühen, keinerlei thatsächliche oder eingebildete Vorrechte. Damit hat die Revolution endgiltig aufgeräumt, und ihre Nachkommen werden heute eben so gut wie die reichen bürgerlichen Bankiers, Industrielle, Großgrundbesitzer oder Rentner, wie es eben das Schicksal wollte. Nur sehr Wenige ließen sich bis jetzt herbei, nach Vollendung ihrer Studien in den Dienst der Regierung zu treten, und ganz Vereinzelte traten in die deutsche Armee als active Officiere. Hieraus ergiebt sich schon, daß ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen reichen und angesehenen Elsässern, den sogenannten Notabeln, mit den Spitzen der Behörden meist nur auf officielle Gelegenheiten beschränkt bleibt, soweit erstere als Inhaber von Ehrenämtern mehr oder weniger hierzu gezwungen sind. Eine wirkliche oder gar familiäre Geselligkeit in alt- und neudeutscher Mischung ist so gut wie gar nicht vorhanden. Diese wird nicht zum wenigsten durch die Gewohnheit dieser Leute hintangehalten, im Verkehr mit ihres Gleichen nur französisch zu sprechen und den Gebrauch des Deutschen als eine „Concession" anzusehen, die ihnen immerhin als halbes Renegatenthum angerechnet wird. In Folge dessen leben die Leute in

Digitized by Google

jenen Kreisen fast nur auf ihre eigenen Standesgenossen angewiesen, ohne nähere Fühlung mit der Oeffentlichkeit, fast als wären sie Fremde in der eigenen Heimath, der sie durch ihre Zurückhaltung in allen politischen Angelegenheiten den größten Schaden zufügen. So manche recht geeignete Kraft zur Vertretung der heimathlichen Interessen im Landesausschuß, in den Bezirks- und Kreistagen, ja selbst in den Gemeinderäthen geht hierdurch verloren und die Candidatennoth ist oft recht empfindlich. Dieses führt dann auch dazu, daß für den Reichstag Mangels geeigneterer Candidaten eine verhältnißmäßig große Zahl von katholischen Pfarrern aufgestellt und gewählt werden, daß andererseits Kreisdirectoren und andere hohe Beamte dahin gelangen, weil eben sich Niemand fand, der Lust hatte, sich als Gegencandidat zu präsentiren und gleichzeitig Aussicht hatte, eine erkleckliche Anzahl von Stimmen aufzubringen.

Die Elsässer sehen sich dieser Art von den Leuten, die das Zeug und auch die Zeit dazu haben, öffentlich aufzutreten, gewissermaßen im Stich gelassen, und daher kommen dann manchmal Elemente an die Oberfläche, deren Thätigkeit das Land unmöglich vorwärts bringen kann. Die Herrschaften hüllen sich in Gleichgiltigkeit daheim und amüsiren sich in Paris, von wo sie bei ihrer Rückkehr stets nur Ansichten mitbringen, die im Lande geäußert, bei dem Einfluß ihrer Träger dafür sorgen, daß das Land dem Deutschthum nach wie vor möglichst entfremdet bleibt, und selbst bei völliger Zurückhaltung kann auf sie nie gerechnet werden, wenn es sich darum handelt, einheimische Elemente zur nationalen Verschmelzung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wird man sich ausschließlich an den Erwerbsstand im weitesten Sinne zu halten und möglichst viel „Brücken über den Rhein" zu schlagen haben, die Handel und Gewerbe zwischen hüben und drüben in jeder nur denkbaren Art fördern. Schließlich läuft ja alle Politik auf finanzielle Interessen hinaus, und wie man heute als den Hauptgrund der Anhänglichkeit an Frankreich immer wieder die besseren Erwerbsverhältnisse jenseits der Vogesen vorschiebt, so wird sich das Blättchen langsam aber sicher von selbst wenden, wenn man zu der Einsicht gebracht werden kann, daß die deutsche Jacke wärmer hält als die französische. Leider ist das bis heute noch nicht der Fall, und wir sehen immer noch Arbeiter, Kaufleute, Gelehrte und Künstler nach Frankreich ziehen, wenn es ihnen in der Heimath zu eng wird. Deutschland bleibt ihnen dabei ein fremdes Land, in das sie nur gehen, wenn die Militärpflicht sie dazu zwingt, und dem sie nach Absolvirung derselben auch für immer wieder den Rücken kehren, um dann daheim sich vorrechnen zu lassen, daß es sich in Frankreich besser lebe. Darüber vergessen sie schließlich, was sie in Deutschland Gutes und Tüchtiges gesehen haben, und so geht auch diese Schule, auf die man gewöhnlich die besten Hoffnungen setzt, ohne nachhaltige Wirkung vorüber. Die ödesten Kirchthurminteressen nehmen wieder ihren alten Platz ein, und an ein Aufgehen im Deutschthum, wie es auch zur inneren politischen Entwickelung des Landes höchst nothwendig wäre, ist vorläufig noch lange nicht zu denken.

Literatur und Kunst.

Ein portugiesischer Dichter.

(João de Deus.)

Von H. Barsch.

Das ganze menschliche Leben, die ganze Thätigkeit des Menschen faßt sich in Gefühlen, Gedanken, Handlungen zusammen. Speculative oder praktische Handlungen sind relative Dinge, gut oder schlecht, je mehr oder weniger sie sich der Norm des Gefühls anschließen. Nur das Gefühl ist absolut. Die Wissenschaft ist die Achse des socialen Fortschritts, aber die Basis des ganzen menschlichen Lebens ist das Gefühl. Ueber allen zufälligen und veränderlichen Formen steht die Gerechtigkeit mit einer einzigen höheren und ewigen Form, die ihr ihren göttlichen Charakter aufprägt: die Güte. Das Höchste, was ein Mensch sein kann, und was er sein muß, um groß zu werden, ist ein guter Mensch zu sein. In der sittlichen Welt giebt es einen bedeutenderen Factor als alle Gesetzbücher, eine rechtliche Gewalt mit mehr Ausdehnbarkeit als alle andern Mächte der Gesellschaft, als alle Kräfte des Weltalls: es ist die Macht der Sympathie.

Daher kommt es auch, daß wir die Poeten höher schätzen, als die Philosophen und Staatsmänner. Diese prüfen und beherrschen uns im Namen der Ideen. Die Künstler überzeugen uns im Namen unseres eigenen Herzens, dessen Mechanik, Logik, Gesetz und Sprache die Poesie ist.

Welche Dichter werden vergessen und welche Dichter bleiben in der Achtung und der Dankbarkeit der eroberten Herzen? wenn alle die, welche wirklich Dichter sind, uns in einer wiegenden Melodie das Bild einer gewissen rein persönlichen subjektiven Bewegung übertragen, warum vergeht diese Melodie bisweilen wie ein flüchtiger Hauch in der Luft, bisweilen aber vereint er sich mit andern nur geahnten verborgenen Melodien zu einer herrlichen Harmonik, die einem Athmen der Natur gleichen, einem bestimmten Himmel, einem bestimmten Klima, Boden gehörend, die das heiligste Geheimniß, die größte Vertraulichkeit eines Volkes bilden? Der Grund dieser Verschiedenheit kommt von dem Grade her, in welchem jeder Dichter die künstlerische Macht der Vereinigung zwischen den Individualitäten seines Blutes ausübt. Ein Blut, das von den Vätern auf die Söhne vererbt wird, und dessen Circulation in den Adern vielleicht Gesetzen gehorcht, die jenen ähneln, welche die Schwankungen der Kräfte regeln, geheimnißvoll den Menschen erfassen, wie der Baum die Erde erfaßt, die ihn entstehen ließ. Und an der Spur dieser Uebertragung des individuellen Gefühls in das Allgemeine kann man die Bedeutung des Dichters messen . . .

João de Deus, geboren am 8. März 1830, gestorben den 11. Januar 1896, ist der größte und der geschätzteste der neueren portugiesischen Dichter. In seinen Werken fühlt jeder sein eigenes Herz schlagen, sein Lachen giebt am genialsten die Heiterkeit, seine Thränen geben die Schmerzen des ganzen Volkes wieder. Er selbst wußte nicht zu sagen, welchen Regeln seine Arbeit folgte. Als Theophil Braga die Lieder des „Campo das flôres" sammeln wollte, schickte er dem Dichter die ersten Abzüge; dieser behielt sie Monate lang zurück, ohne eine Aenderung vorzunehmen. Er fand sie nicht vollendet genug, um sie zu veröffentlichen, noch wußte er, wie er sie ändern könnte. Braga fand gut, was er schlecht fand, und er kannte noch nicht die Regeln der Verbesserungen. Seine Art zu dichten war sonderbar und charakteristisch. Gedächtnißarbeit ohne schriftliche Aufzeichnungen. Wenn er sich mit einem Freunde traf, der ihn nach seinen Arbeiten fragte, sagte er ihm die neuen Gedichte auswendig, die er gemacht hatte, ohne declamatorischen Vortrag, nur um die Frage zu beantworten, in derselben Form, in welcher er die Episode eines Rheumatismus oder eines Schnupfens erzählen würde, wenn er darnach gefragt wäre.

Dreiste Correspondenten aus der Provinz schrieben sich die Verse auf, die er ihnen aus Höflichkeit sagte; daraus resultirte, daß seine Gedichte in Zeitschriften von Minho, Alemtejo, Algarve oder Traz-os-Montes in so viel Varianten und so viel verschiedenen Versionen erschienen, so oft er sie den verschiedenen Nachschreibern erzählte.

Die Verse, die er so durch sein ganzes Leben zerstreute, so verschwenderisch, so unzählbar, haben keine gesuchte Feinheit, noch dichterische oder symbolistische Eigenheit, weder die

Digitized by Google

philosophische Ueberlegenheit neuer Ideen noch die pathologische Analyse eines neuen Falles in den Krankheiten der modernen Sensibilität. Sie betreffen weder ein sociales Problem, noch suchen sie auf dem Grund unseres geheimnißvollen und unruhigen Geschickes in der Schöpfung, in der Menschlichkeit oder im Unendlichen. Sie haben weder ein complicirtes Versmaaß, noch schwierige Reime, noch seltene und kostbare Worte.

Seine Lieblingsformen sind die Redondilien, der Elfsilbenvers in volksthümlichen Bildern, das Terzett, Sonett und die romantische Ode.

Seine Lieblingscompositionen sind die alten beliebten Weisen des portugiesischen Lyrismus, — die Elegie, das Idyll, das Lied und die Satire.

Der eigenartige und fascinirende Reiz seiner Form kommt hauptsächlich von dem magischen hypnotischen Wiegen eines unantastbaren Metrums und von einem gewissen unauflöslichen Fluidum in dem scheinbar spontanen und leichten einer unvergleichlichen Sprache her. Volksthümliche Wendungen, Schmeicheleien in andalusischer Weichheit und Beweglichkeit durchbrechen Cadenzen, deren Silben schmerzvoll stöhnen oder glücklich lächeln, in welchen Hallelujahs klingen oder Trauerglocken läuten, und zwischen schmerzlichem sehnsüchtigem Schluchzen von Guitarren im Mondenlicht räthselhafte und klanglose Seufzer der Volksweisen sich ziehen. Der melodische Ausdruck ist ihm so unterworfen, daß er überfließt aus dem literarischen Sinn der Phrase und so unbestimmbare, so wundersame Eindrücke macht, daß nur die Musik sie übersetzen kann in gleichen Eindrücken . . .

Die Vertraulichkeit der Erzählung hat bei ihm einen Ton entzückender Innigkeit, wie man ihn in solcher erhabenen Einfachheit nur in Garrets Prosa begegnet. Wenn er lacht, lacht seine ganze Seele. Ein Himmelsblau ohne Wölkchen, ohne Schatten am Horizont. Nie hat ihn der speculative Pessimismus unserer Zeit mit seinem zerstörenden Gift berührt. Nie benagte ihn die krankhafte Neugier des Schwerbegreiflichen, noch das Reizlose des Lebens, nicht die verderbte, ansteckende Liebe des Nichts, das so viele einsame Seelen verzehrt und der menschlichen Gesellschaft entzieht. Wenn die Heiterkeit über ihn kommt, erfaßt sie ihn völlig, erfüllt ihn mit ihrem leuchtenden warmen Sonnenschein. Und seine Zufriedenheit des einfachen liebenden und geliebten Geschöpfes singt heroisch in der warmen Luft der Natur wie die Haubenlerche zwischen blühenden erdbeerduftenden Mandelbäumen singt: „Deus cria as almas aos pares.“ (Gott schuf die Seelen paarweise). In diesen Versen offenbart sich die ergebene und sanfte Philosophie des Dichters, Spiritualisten und Christen, der die Welt immer rosig sieht auch dann noch, wenn er sie weinenden Auges betrachtet.

Canini, der italienische Kritiker, nannte ihn in seinem Buch „libro del amore“ den ersten der Liebesliederdichter, nicht nur von Portugal, sondern von ganz Europa.

Dieses literarische Privilegium konnte nur der portugiesischen Rasse zufallen. Der classische Boden der Liebe, die Region der Welt, in der die Liebe den größten Einfluß auf die Sitten, die Kunst, den Charakter des Volkes hat, ist die spanische Halbinsel. Die zahlreichen peninsularen Lieder und Romanzen sind dafür die Beweise, wie auch die unzähligen mystischen und ritterlichen Legenden, die poetischen Vigilien der populären Heiligen wie Sanct Johannes, Antonius, Petrus, Isidor der Landmann. Dann der poetische Charakter der Ernten, der Weinlese, des Blätterfallens, der Instinct für das Versmaaß und die Musik; die zahllosen Volkstänze und -Weisen, der Spiel- und Ringeltanz, die Sevilhana, die Siranda, der Halbkreis, Fandango, Fado, selbst die Mai- und Neujahrsfeste, die Märchen, Guitarraden und Serenaden, der Wechselsang und die Anwendung von Musikinstrumenten wie die Laute, Mandoline, Klapper, Castagnetten.

Von allen poetischen und leidenschaftlichen Völkern der Halbinsel ist das lusitanische dasjenige, welches am charakteristischsten liebeglühend ist.

Camões, der das Heldengedicht der portugiesischen Großthaten schrieb, erschuf mit den Lusiaden die Bibel seines Vaterlandes, idealisirt auf der „Ilha dos Amores“, wo die hungrigen Küsse sich sättigen, das einzig würdige Paradies der „mündigen Jünglinge“. Und wenn er den vollkommenen Edelmann von ehrenhaftem Ruf schildert, bezeichnet er ihn synthetisch, „frei, ritterlich, verliebt“.

Dies waren die vornehmsten Eigenschaften der Aristokratie in der Zeit, da sie den portugiesischen Namen über den Globus verbreitete: die Liberalität, die Ritterlichkeit und die Liebe. Im XVII. Jahrhundert verbreitete sich „die Fama des Verliebtseins“. Die galanten Abenteuer und Liebesidyllen der Poeten, die mannigfaltigen Liebesepisoden von Luiz de Camões, „der nie mit einer Einzigen sich begnügte“ und alle sentimentalen Conflicte mit der nackten Klinge ausglich; der Vorfall des Sepulveda, den Adamastor erzählt, sowie der jener „schönen Dame“, die er einem Fidalgo geraubt hatte, den er im Duell tödtete; die tragischen Legenden endlich von Ines de Castro, von Maria Telles und ihrer schönen Schwester wurden überall gefeiert.

Lope de Vega feierte in seinem berühmten Theater die typische portugiesische Sentimentalität und Madame de Sevigné tadelte sich in einer gefühlvollen Bewegung ob ihrer „portugiesischen Anwandlung“.

Während Philipp's III. Regierung nannte man die Portugiesen „Sebosos“ (Fettige) und Pascoal Gayangos erklärt, damit diese Bezeichnung nicht verwechselt werde mit „Sebentos“ (Schmutzige): „So wurden die Portugiesen wegen ihrer Sanftmuth, ihrer weichen Milde, ihres Liebesehnens genannt.“ Queredo sagte, in der Hölle träfe man sicherlich keinen Portugiesen an, denn falls es dort Frauen gäbe, würden alle entflammen.

Weichheit, Leidenschaft, lockere Sitten, Sensualismus, Stolz, Eitelkeit, nenne man es, wie man wolle, es ist immer die Liebesgluth, die fundamental die Idiosynkrasie der Portugiesen auszeichnet und charakterisirt.

Aus dieser weiblichen Neigung des Temperaments und der Phantasie entstammen die Hauptschwächen, aber auch die hervorstechenden Eigenschaften des lusitanischen Volkes. Es ist unüberlegt, träge, eitel, verschwenderisch und prahlerisch. Von allem Geräusch der äußern Welt, im Handel, in der Politik, in der Industrie, in der Kunst, ist das vorherrschende Geräusch in seinem Ohr immer mehr oder weniger das schleppende Geräusch eines gewissen Kleides, das in Wirklichkeit oder in der Einbildung durch sein ganzes Leben rauscht. Wenn die strengste Pflicht den Portugiesen nach einer Seite ruft, und nach der andern zieht ihn ein geheimnißvolles, leises Lächeln, so läßt er sicher die Pflicht warten.

Andrerseits ist er gelehrig, höflich, nachsichtig, mitfühlend und heroisch leidend. Zu allen Vergnügungen mit ganzem Herzen bereit, erduldet er auch gleicher Weise alle Opfer. Groß ist er im Mitleid. Mit derselben cynischen Verachtung, mit der er sein Geld, seine Gesundheit, seinen Ruf verschleudert, verschwendet er aufrichtige Thränen. Und diese Vereinigung von großen Schwächen und sanften Tugenden, die aus seiner Verliebtheit hervorgehen, macht das portugiesische Volk der Rohheit unzugänglich, die man so oft in viel weiter fortgeschrittenen Ländern findet.

In keinem andern Lande sind die Verbrechen der Gewalt und Vergewaltigung und die Fälle von Trunksucht so selten wie in Portugal. Zola's „Assommoir“ ist ein Tavernentypus, durchaus unbekannt in den gewöhnlichsten Spelunken von Alfama und Mouraria. Der portugiesische Arbeiter geht nicht in's Wirthshaus, um sich mit Alkohol zu berauschen. Er besucht die kleinen Garten- und Kaffeeschänken, weil er die Geselligkeit liebt, um Musik zu hören, um zu singen, zu

Digitized by Google

liebeln, um mit Freunden zu trinken. Er kauft sich auch keine Frauen. Er verführt sie, aber das ist auch etwas ganz Anderes. Er denkt, er werde geliebt wegen seiner schönen Augen, wegen der schlanken Gestalt, wegen seiner bestrickenden Stimme, seiner Verse, seiner Lieder, wegen seines Muthes, Stiere zu bändigen, Ohrfeigen auszutheilen u. s. w. Und wenn er tödtet, so tödtet er aus Leidenschaft, Kränkung im Punkte der Ehre, aus Eifersucht oder aus Eigenliebe.

Selbst in dem „Fadista", der nationalen Variante des Zuhälters, liegt noch ein Stück Poesie bei all' seiner Verachtung des Handwerks ... Er macht noch Verse, singt sie zur Guitarre, erzählt melancholische Liebesgeschichten, berühmte Verbrechen, oder von schönen Abenden in elegischseufzender Gesangssprache. So vernachlässigt, verworfen er scheinen mag, selbst der Fadista ist nicht gänzlich verabscheuenswerth — denn durch alle seine Verderbtheit zeigt sich in ihm die ritterliche Figur des Liebhabers.

Als Dichter der Liebe im 19. Jahrhundert ist João de Deus der Reinste seiner Rasse. Wahrer Minnesänger, einfach und keusch, sucht er in der Kunst nur den Ausdruck seines subjectiven Lebens, kann er, unberührt von allen Ansteckungen, allen Verderbtheiten des Geschmackes und der Schule, diese jungfräuliche Frische der Seele, diese unschuldige Kindlichkeit des Herzens bewahren, welche eine fundamentale Bedingung des Genies ist. L'art doit être bonhomme, sagte Flaubert, und auf keinen anderen zeitgenössischen, portugiesischen Dichter paßt das buchstäblich als auf João de Deus. Ohne es je geahnt zu haben, nimmt er einen der ersten Plätze unter den lyrischen Zeitgenossen ein. Sein Werk wird erst im kommenden Jahrhundert die lebhafteste und charakteristischste literarische Form seiner Zeit und seines Volkes sein.

Die tragische Schuld Danckelmann's.

Von Friedrich Roeber.

Die Gründung des preußischen Königthums, die große That des Kurfürsten Friedrich III., bildet in der Geschichte Deutschlands nicht bloß, sondern der europäischen Staaten überhaupt, einen der denkwürdigsten und folgenreichsten Abschnitte. Die ungeheuerliche Mißregierung der Nachfolger Danckelmann's, welche den Staat an den Rand finanziellen und politischen Ruins brachte, sowie das tragische Schicksal Danckelmann's, des einst allgewaltigen Ober-Präsidenten, haben diesen mit einem Nimbus umgeben, der stark verblaßt, wenn man die dunkle Folie hinwegnimmt und ihn nur in dem Lichte seiner eigenen Handlungen betrachtet.

Niemand wird seine großen Verdienste um die innere Verwaltung läugnen, die Vereinfachung des Geschäftsganges, die Vermehrung der Staats-Einkünfte und die Hebung der Gewerbe. Der bei seinem Sturze gegen ihn angestrengte Proceß mit seinen Hunderten von Anklagen, von denen nicht eine einzige dem Richter Anlaß zur Verurtheilung bot; sodann die, trotz des fehlenden Richterspruches, über ihn verhängte lebenslängliche Haft, haben ihm die allgemeine Theilnahme gewonnen, und bis in die neueste Zeit hat man ihn als ein schuldloses Opfer der Härte des ersten Königs und der Grausamkeit seiner Gemahlin, der unvergleichlichen Sophie Charlotte, dargestellt. Mit vollem Unrecht. Sogar aus jenen Proceß-Acten — wenn man den ganzen großen Haufen der Anklagen ausscheidet, die entweder nichts besagen oder nicht zu erweisen waren, und sich auf die völlig erwiesenen Stücke beschränkt, die aber dem Strafgesetze nicht unterlagen —: es tritt uns aus ihnen Danckelmann in einer Gestalt entgegen, zu der das Bild, das seine Vertheidiger gewohnt sind, von ihm zu entwerfen, wenig paßt.

Später, als König, ließ sich Friedrich die Actenstücke noch einmal vorlegen und gab sie, nach gewonnener Durchsicht, mit dem Bemerken zurück: Danckelmann wisse selbst, wofür er die Strafe erleide; — also nicht wegen jener Anklagen; seine Schuld hat mit dem Processe nichts zu schaffen; sie liegt auf einem ganz anderen Felde und die Beweise für sie hat er verbrannt.

Diese Verbrennung einer großen Menge von Briefschaften bildet allerdings auch in jenen Proceß-Acten eine besondere Anklage. Danckelmann hat die Thatsache zugegeben und nur geantwortet, daß die Briefe nichts Verfängliches enthalten hätten. Daß er, als die Katastrophe schon hereingebrochen war, noch Zeit und Lust gefunden haben sollte, alle unverfänglichen Papiere heraus zu suchen, und gerade diese einer spurlosen Vernichtung zu übergeben: das zu glauben, dazu gehört in der That ein noch harmloserer als der Kinderglaube. Indessen, — er hat es gesagt: für die Jünger des Pythagoras war das des Beweises genug.

Wo die wirkliche Schuld Danckelmann's zu suchen ist, scheint leicht erkennbar. Am 30. October 1697 unterzeichnete der Kaiser Leopold für das deutsche Reich den Ryswyker Friedensschluß mit Frankreich; nicht ganz einen Monat später, am 27. November, erfolgte die Entlassung und gleich darauf die Verhaftung Danckelmann's. Beide Ereignisse liegen zeitlich zu nahe aneinander, als daß sie nicht auch ursächlich im Zusammenhange stehen sollten.

In Ryswyk drängte Frankreich zum Frieden, um für den bevorstehenden Krieg um die spanische Erbschaft alle Hände frei zu haben; neben den öffentlichen Friedensverhandlungen gingen die geheimen Bündnißverhandlungen für diesen Krieg, der in unmittelbare Nähe gerückt schien. Die Nachrichten aus Spanien lauteten äußerst beunruhigend. Die Krankheit des Königs Karl hatte sich so verschlimmert, daß der Tod stündlich zu erwarten war; auf's Höchste gab man ihm noch einen Monat Frist.

In dieser Lage mußte Frankreich ein Bündniß mit Brandenburg oder doch mindestens dessen bloße Neutralität (die Ohnseitigkeit, wie der alte Göttinger Geschichtsschreiber Christoph Gatterer [1770] das Fremdwort glücklich deutsch wiedergiebt) höchlich willkommen sein; für Oesterreich war die brandenburgische Hülfe ganz unentbehrlich, zumal es im deutschen Reiche selbst an Bayern, wegen dessen größerer Erbansprüche, und, mit Bayern verbunden, an Kur-Köln zwei mächtige Gegner besaß. Das wußte Graf Kaunitz in Ryswyk gerade so gut, wie er es später in Wien wußte, und ebenso, daß diese Hülfe nur gegen Anerkennung der Königskrone zu erlangen sei. Alle Verhältnisse waren darnach angethan, daß ein großer Staatsmann, der auf nichts Rücksicht genommen hätte, als auf die Interessen Brandenburgs, gestützt auf eine so ruhmbedeckte Kriegsmacht wie die brandenburgische, sie für Brandenburg hätte ausnutzen können. Aber Danckelmann dachte nicht daran. Er war in Ryswyk vollständig in den Händen Oesterreichs, und vor Allem des Königs Wilhelm von England.

Was dieses Letztere bedeutete, wird sofort klar, wenn man sich der ungemein häßlichen und niedrigen Undankbarkeit dieses Oraniers gegen den Kurfürsten erinnert, der die größten Opfer für ihn gebracht, dem er Alles zu danken hatte, und ohne dessen Unterstützung er, bei der starken republikanischen Partei in England, den englischen Königsthron vielleicht nie bestiegen hätte. Man gedenke ferner der demüthigenden Beleidigung, die er dem Kurfürsten durch die bekannte Verweigerung des Armstuhles bei der Unterredung im Haag zugefügt hatte, der Rechtsverletzung in Beziehung auf das oranische Testament, des Bruchs feierlich gegebenen Wortes und der Gewissenlosigkeit, mit der er, solange er lebte, den Kurfürsten in der groben Täuschung ließ, sein alleiniger Erbe

Digitized by Google

Der Erste, der es — wenn auch zögernd — an die Lippen führte, war Commerzienrath Benedict selbst.

„Delicios!“ sagte er, leise mit der Zunge schnalzend. Er reichte das Glas den zwei neben ihm Stehenden und auch diese bestätigten das Urtheil. Die kurz zuvor noch trübe Flüssigkeit, präsentirte sich jetzt als krystallhelles perlendes Getränk; die Wandung des Glases hatte sich mit Kohlensäureperlchen bedeckt.

Am anderen Morgen waren die Monteure abgereist.

— — — Die Natur mußte es in dem Tannenbach-Sprudel, — so war die neuentdeckte Quelle getauft worden — auf ein Meisterstück abgesehen haben, wenigstens war dies das Urtheil der Berufensten in Chemie und Medicin. Man war darin übereingekommen, daß man es mit einer Art Jungbrunn für Gesunde und Kranke zu thun habe.

Der glückliche Entdecker war nicht der Mann, diese Thatsache der Welt vorzuenthalten. „Trinkt Tannenbach-Sprudel!“ rief es dem Leser aus den Anzeigenspalten der Tagespresse entgegen; „Trinkt Tannenbach-Sprudel!“ stand es an jeder Anschlagsäule zu lesen; „Trinkt Tannenbach-Sprudel!“ grüßte es von den Wänden der Straßenbahnwagen. Und die Welt, die schon so oft schnöden Undankes bezichtigt wurde, sie befolgte den Rath, befolgte ihn so, daß draußen in Tannenbach eine weitere Pumpe eingeschaltet werden mußte.

Eine Art stiller Verklärung lag in jenen Tagen auf dem Antlitz Commerzienrath Benedict's, dann und wann bewegten sich seine Lippen — er rechnete ... Als er das Ergebniß in runden Ziffern vor sich hatte, tauchte in der Tiefe seiner Seele ein Entschluß auf, so groß, so überwältigend, daß er im Auge eine Thräne zerdrückte und — den Geldschrankschlüssel abzog. Doch schon am nächsten Tage steckte er ihn wieder in's Schloß; ein Blick auf sein Knopfloch hatte den letzten Rest von Schwanken beseitigt. Die erwartete Auszeichnung war ausgeblieben; was Andere oft spielend erreichten, schien ihm versagt sein zu sollen. Und dennoch — eine innere Stimme sagte ihm, daß es nicht sein Loos sein konnte, als einfacher Benedict zu sterben.

„von Benedict“.

Er preßte die Hand auf den Magen und blickte sich um; er war allein im Gemach. Mit einer plötzlichen hastigen Bewegung öffnete er die schwere Thüre; seine Finger zitterten leicht, als sie ein Päckchen Tausender abzählten, um sie in einen Umschlag zu stecken. Mitten in dieser Thätigkeit überwältigte ihn der Trennungsschmerz. Er lehnte sich halb sitzend an den Schreibtisch: wenn der Erfolg ausblieb, wenn er das schöne Geld umsonst opferte?! ... Was er vor hatte, war so ganz gegen jedes geschäftliche Princip; immer und überall im Leben, brachte eine Ausgabe auch den Anspruch auf die Waare mit sich. Nur hier war dem nicht so. Man gab, ohne zu wissen, ob und was man dagegen bekommen würde. Dennoch — es mußte sein.

Und nun der letzte Punkt: wen wollte er bedenken ... den Verein für Hebung Gefallener oder die Vereinigten Volksküchen? ... In beiden führte diese Princessin Clementine den Ehrenvorsitz ... Sie sollte die Zuverlässigste sein.

Nach einigem Nachdenken entschied er sich für die Vereinigten Volksküchen. Die Hebung Gefallener hatte einen nicht zu leugnenden Nebengeschmack. Wenn er an die Witze dachte, die sie an der Börse reißen würden! ... Er war ja keiner von den Schlimmsten ... im Gegentheil ... wenn Alle so bezahlten, wie er bezahlt hatte, dann war das „Heben“ überflüssig.

Also Volksküche. Hatte zudem 'was Sociales an sich und social war ja in der Mode. —

Die darauffolgenden Tage hatte er in Tannenbach zu thun; bei der Rückkunft fand er ein Dankschreiben des Verwaltungsrathes vor.

„Edler Wohlthäter ... Menschenfreund ... innere Beglückung“ und so weiter. „Blech!“ murmelte er. Wollten ihn die Leute anulken?! ... Der Schluß stimmte ihn versöhnlicher: Der Vorsitzende werde sich die Ehre geben, der hohen Protectorin in besonderer Audienz über die reiche Zuwendung zu berichten. Das ließ sich hören, und war weit praktischer gedacht, als die Einleitung vermuthen ließ. Die Leute schienen begriffen zu haben; der Erfolg konnte unter solchen Umständen nicht wohl ausbleiben.

Und er blieb auch nicht aus. Auf der Liste der Ernennungen und Ordensverleihungen anläßlich des landesväterlichen Wiegenfestes, stand auch der Name Benedict. Es war der erste Orden, den er erhielt, allein er bedeutete den ersten Schritt auf dem Wege, der seinen Träger zu Höherem führen sollte. Frau Jenny war entzückt; sie stürzte sich an die Brust des Decorirten.

„Wenn das Mama noch erlebt hätte!“ rief sie mit einem Blick zur Zimmerdecke. Mama war eine Geborene gewesen.

„Wieviel?“ frug Herr Benedict, dem die Erinnerung an die Verblichene peinlich war.

„Heute nicht,“ hauchte Frau Jenny verschämt, „Du hast mir ja erst gestern — Doch, da wir davon sprechen: ich habe bei Gebrüder Legrand ein Modell gesehen ... Entzückend ... Was ich sagen wollte — wir müssen wohl einen Ball geben. Ich werde die Einladungen zusammenstellen ... Hast Du besondere Wünsche?“

Nein, die hatte er nicht. Für den Augenblick, ja. Der Diener vom Bureau hatte schon zwei Mal vorgesprochen; er wurde erwartet.

„Ach diese Geschäfte!“ seufzte Frau Jenny. Doch nein! Sie hatte nichts gesagt. Sie war die Letzte, die ihn abhalten würde. Ganz gewiß nicht. Sie war seine Gattin, seine Gefährtin, kurz — Frau, und Frau sein, hieß so viel, wie verzichten. Sie führte das Taschentuch an die Augen und sank in einen Fauteuil. Herr Benedict machte für einige Augenblicke ein Gesicht, das nichts weniger denn geistreich war, dann zog er sein Checkbuch, das er stets mit sich führte, füllte ein Blatt aus und legte es auf den Tisch. Kaum hatte er den Salon verlassen, stellte sich im Befinden Frau Jenny's eine plötzliche Besserung ein; sie erhob sich, nahm das Papier an sich und verschwand durch eine der Portièren.

Ueber den Fabrikhof schreitend, gewahrte Benedict auf der Straße den kleinen Einspänner, den er auf Tannenbach stehen hatte. Im Privatzimmer saß der Verwalter; sein Gesicht war verstört, doch suchte er dies dem Chef gegenüber zu verbergen. Er hatte im Bureau von der Ordensverleihung gehört und glaubte die Gratulation voranschicken zu müssen. Eine ungeduldige Handbewegung des Commerzienrathes schnitt ihm das Wort ab.

„Zur Sache! Was ist vorgefallen? Weßhalb sind Sie hier?“

„Entschuldigen der Herr Commerzienrath! Ich hätte telephonirt, allein —“

„Mann, so reden Sie doch! Was ist vorgefallen?!“ rief Benedict. Er hatte das Gefühl einer unbestimmten Gefahr: des Nachts hatte er von der Geborenen geträumt. Auf den Orden konnte sich das Omen nicht wohl beziehen.

„Was vorgefallen ist,“ stieß der Verwalter mühsam hervor: „Seit heute Morgen sinkt der Wasserspiegel im Schacht.“

„Der Wasserspiegel im —“

„Schacht,“ ergänzte der Andere, sich mit einem rothgeblümten Taschentuche die Stirne wischend.

Der Commerzienrath war aufgesprungen, seine Gesichtsfarbe hatte sich in's Aschfahle verändert. „Sind sie betrunken, Bräuning?!“ schrie er, den Untergebenen am Arm fassend.

„Ich und betrunken! ... Was sollte ich getrunken haben?!“ murmelte der hülflos Er fühlte sich gebrochen; er hatte geglaubt, in Tannenbach eine Lebensstellung gefunden zu haben und nun waren seine Hoffnungen wieder einmal zu Wasser geworden. Ach Gott — zu Wasser?! ... Daran fehlte es ja eben.

„Und die Kohlensäure?!“ keuchte Benedict: „Die Kohlensäure, Bräuning?! ... Die Dammthorbrauerei hat gestern ihren Jahresbedarf abgeschlossen, Rebmann hat mir die Lieferung in Aussicht gestellt ... Herr Gott, so antworten Sie doch! ... Mensch, haben Sie denn gar kein Geschäftsinteresse?!“

„Auch die Kohlensäure ist ausgeblieben,“ stöhnte der Beamte schluckend. Er hatte eben zu erwägen versucht, welche Entschädigung er bei plötzlicher Entlassung beanspruchen konnte.

Benedict sank auf den Drehstuhl vor dem Schreibtisch und legte die Arme auf die Platte. Sein Blick fiel auf die broncene Fortuna, die ihm sein Sohn zu Ostern verehrt hatte. Das Glück verließ ihn, verließ ihn an dem Tage, an dem es ihm das Langersehnte gewährt. Doch nein — es durfte ihn nicht verlassen; er war der Mann, es zu zwingen; es mußte einen Ausweg geben. Vielleicht, daß die Gefahr nur eine vorübergehende war, daß die Quelle wieder stieg, vielleicht schon gestiegen war.

An die Hoffnung klammerte er sich noch, als er schon im Wagen saß und, den Verwalter an der Seite, Tannenbach zufuhr. Der nächste Bahnzug ging erst in einer Stunde ab, bis dahin konnten sie mit dem Pferd schon an Ort und Stelle sein. Hector schien zudem ein Uebriges thun zu wollen, es war, als hätte er den Ernst der Sachlage begriffen. Benedict stöhnte leise: Hector hatte er den Hengst getauft nach jenem Köter, der in der Quelle sein Leben eingebüßt, sie für ihn gleichsam entdeckt hatte.

Während der Fahrt ließ er sich von dem Verwalter berichten, wann und unter welchen Umständen er die fürchterliche Beobachtung gemacht; diesmal unterbrach er ihn nicht, es that ihm wohl eine menschliche Stimme zu hören. Schließlich war aber auch dieser Erzähler mit seiner Erzählung zu Ende; er schwieg und gab sich von Neuem den Erwägungen über die Gehaltsentschädigung hin. Der Commerzienrath starrte auf das Pferd; in gleichmäßigem Tempo hob und senkte sich der breite Rücken, flatterten die Haare der Mähne. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf der glatten Haut, vereinigten sich langsam zu Tropfen und rollten in den Staub der Landstraße.

Sie waren am Ziel; ein Ruck, und der Wagen hielt. Eine Minute später standen sie am Schachte. Benedict griff sich an die Stirne und hielt sich an einem der dicken Leitungsrohre, die in die dunkle Höhlung hinabführten. Das glucksende Geräusch der Pumpen hatte ihm bestätigt, daß die Hiobspost nur zu begründet war. Langsam stieg er die Treppe zum ersten Stockwerk empor; der Verwalter steckte den Schlüssel in die hydraulische Hebevorrichtung, die schweren Reservoirdeckel öffneten sich geräuschlos.

Ein Blick genügte — die Pumpen förderten ein Gemisch von Luft und Schlamm. Das Goldbergwerk war versiegt.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Mißtrau, schau, wem?

Im dämmerigen Grau eines stillen Novembertages, in der Mitte athemlos aufhorchender Heerschaaren, von tiefem, andächtigem Schweigen umgeben, hat Wilhelm II. ein schweres Wort, ein Wort von tragischer Bedeutung gesprochen. Den jungen Recruten, denen der weite Platz sich zum Dome gestaltete, die mit feiertäglichen Schauern auf den Priester blickten und auf ihren Kriegsherrn, ward es seltsam um's Herz, als der Monarch ihnen von dem jetzigen allgemeinen Mißtrauen sprach und es als ihre besondere Pflicht hinstellte, durch freudigen Gehorsam stets ein gutes Beispiel zu geben. Man weiß nicht genau, wie die kaiserliche Rede im Einzelnen gelautet hat. Unsere Localberichterstatter, die jede Aeußerung eines sechzehnjährigen Mord-Strolches stenographisch getreu wiedergeben und für die Richtigkeit ihrer Aufzeichnungen getrost die Hand in's Feuer legen könnten, unsere Localberichterstatter stehen hülflos und zweifelnd da, sobald es sich um ein Wort von volkbewegender Wichtigkeit handelt. Der gewaltige Apparat, der Alles ausspürt und Alles dem schnalzenden Abonnenten verräth, selbst die Zahl der Kommata, die im 5000 Mark Belohnung heischenden Briefe des brüderlichen Mörderfängers Grosse fehlten, dieser kunstvolle Apparat versagt, wenn ein historisches Ereigniß vor sich geht. Der Breslauer Toast des Zaren und die Ansprache, die Wilhelm II. am 12. November seinen Recruten gehalten hat, sind bis zur Stunde eigentlich nur in ihren Umrissen bekannt geworden. Just die entscheidenden Stellen umhüllt noch heute ein keineswegs wohlthätiges Dunkel. Auf dem historischen Platze vor seinem Berliner Schlosse verlautbarte der Mann, von dem die Geschicke Deutschlands und die Geschicke der Hohenzollern-Dynastie abhängen, seine innersten Gedanken. Und wir wissen noch immer nicht, ob untergeordnete Rasch-mit-Schreiberlein ihn richtig verstanden und nicht jämmerlich die Form gefälscht haben, die er wählte. Der Herr Hofjournalist de Grahl hatte wohl besonders Dringendes und Wichtiges an diesem Tage zu thun, daß er der Ceremonie fernblieb.

Aber wenn uns auch statt beglaubigter, ehern feststehender Thatsachen nur schwankende Muthmaßungen geworden sind, flüchtige Andeutungen statt des ausgeführten Gemäldes — das Wort vom allgemeinen Mißtrauen scheint echt zu sein, ist unbestritten geblieben. Der Zusammenhang, in dem es fiel und der uns an sich gleichgiltig bleiben kann, weist zwingend auf diesen Gipfelpunkt der kaiserlichen Rede hin. Demokratische und antidemokratische Verbissenheit wird sich, wie üblich, auf das Nebensächliche stürzen, den Fürsten darauf aufmerksam machen, daß durch das gute Beispiel eben zum Heer eingezogener zwanzigjähriger Menschen dem allgemeinen Mißtrauen kaum Abbruch geschehen wird. Denn dies Mißtrauen hat zu schwerwiegende Gründe, wurzelt zu tief in den Herzen gereifter, ernster Männer, als daß es sich in's Gegentheil wandeln könnte beim Anblicke treu gehorsamer Recruten. Der Gehorsam des Soldaten versteht sich am Ende von selbst, er fußt auf anderen Bedingungen und entspringt anderen Gedankengängen. Troupier-Gehorsam ist blind und soll es sein; der Gehorsam, den der freie Bürger willig Autoritäten zollt, dieser Gehorsam ist nicht a priori gegeben, sondern die Blüthe und Frucht freudigen, festen Vertrauens. Das allgemeine Mißtrauen, davon der Kaiser sprach, ward keineswegs hervorgerufen durch die moderne Abneigung vor all und jedem Gehorsam. Gerade auf umgekehrtem Wege liegt die Wahrheit. Wilhelm II. irrt hierin. Weil die besten und klarsten Köpfe mißtrauen, eben deßhalb weigern sie den Gehorsam.

Doch diese Differenzirungen mögen auf sich beruhen bleiben. Fehlschlüssen ist jeder Politiker ausgesetzt, der wohl einsieht, daß er dem ersehnten Ziele nicht näher kommt, der aber doch dabei verharrt, daß er den richtigen Pfad zum Ziele wandle. Er wird ganz selbstverständlich und in aller Redlichkeit Erklärungen suchen und finden, die sein System bestätigen, ihn in seinem Glauben nicht irre machen. Die Schuld an der langen, nutzlosen Fahrt wird er widrigen Verhältnissen beimessen, vielleicht gegnerischer Tücke, vielleicht falschen Angaben der Wegweiser. Mit geringschätzigem Achselzucken hört er die Warnungen und Einwürfe derer an, die ihm begegnen — und in der That, wo ist der Beweis, daß er irrt und nicht sie? Niemand vermag ihn mit unbedingter Sicherheit zu liefern. Hunderttausenden wohnt die Ueberzeugung inne, daß die kaiserliche Politik seit 1890 auf einen todten Strang gerathen oder schlimmer noch, auf völlig falschem und gefährlichem Wege sei. Der diese Politik macht, kann ihnen mit Recht *seine* Ueberzeugung entgegenhalten, kann ihnen erwidern, daß alle Männer, die er sich bisher zu Gehülfen berief, ihm bedingungslos beipflichteten und seinen Kurs richtig nannten.

Es wäre ein leerer, zweck- und ergebnißloser Streit der Meinungen, wollte man die Theorie, nach der Wilhelm II. sein Land glücklich zu machen sucht, mit einer andern Theorie bekämpfen. Die Macht liegt doch in seiner Hand, und nur die Geschichte kann endgiltig Richterin sein. Nichts bleibt übrig, als Schritt für Schritt den Ereignissen nachzugehen, zu denen die seit 1890 eingeschlagene Politik führte. So allein lassen sich objectiv ihre Irrthümer und Schäden, so allein die Wahrscheinlichkeit darthun, daß das allgemeine Mißtrauen, von dem der Monarch sprach, seine Ursache nicht in der Störrigkeit und Zuchtlosigkeit des deutschen Volkes hat, sondern in den begangenen, schweren Fehlern, in den dadurch verschuldeten Niederlagen.

Fast befremdlich berührte aus dem Munde des stolzen Fürsten das Eingeständniß, es gäbe ein Mißtrauen wider ihn, und es wäre allgemein. Immer noch tönte bisher, selbst wenn sich starker Widerspruch gegen Maßnahmen seiner Regierung geltend machte, siegesfroher Optimismus durch die Reden Wilhelm's II. Wohl gab er zu, daß berufsmäßige Wühler und die Socialdemokratie des vom Freiherrn v. Mirbach gar so zart behandelten Herrn Paul Singer wider ihn in Waffen ständen, aber er belächelte die Anstrengungen dieser Opposition und wies immer von Neuem darauf hin, daß die Gutgesinnten, die große Mehrheit der Nation vertrauensvoll mit ihm marschire. Heute glaubt er nicht mehr, daß diese Kerntruppen zu seiner Fahne schwören. Und den Gehorsam, die freudige Ergebenheit, die er hier vermißt, fordert er in um so höherem Maaße von seinen Soldaten. An ihnen möge sich das unruhvoll bewegte Land ein Muster nehmen; wie sie möge es sich, von Zweifeln nicht geplagt, alleweil getrost und still auf die Weisheit des Monarchen und seiner Rathgeber, seiner bevorzugten Diener verlassen.

* * *

Ehe noch das mahnende Wort des Herrschers erklungen war, hatte ein Theil derer, denen es galt, zur Unterwerfung den ersten Schritt gethan. Die von mächtigen Reichstags-Fractionen eingebrachte und unterstützte Interpellation sollte der Regierung erwünschten Anlaß geben, mindestens die auswärtige Politik der letzten sechs Jahre zu vertheidigen und die wider sie erhobene furchtbare Anklage zu entkräften. Im Reichstage hat der neue Kurs eine Mehrheit, deren kunterbunte, auseinanderfallende Bestandtheile fanatischer Bismarckhaß zusammenhält. Herr v. Marschall durfte sicher sein, lebhaft anhaltenden Applaus links und im Centrum für die Ausführungen zu ernten, deren geistigen Vater er sich mit nicht geringem Stolze nennt. Aber der Reichstag von 1893 ward nicht auf die Plattform Bismarck hin gewählt, und der Wuthschrei, den dieses Reichstagsvotum in der Frage der Bismarckfeier entfesselte, zeigte grell deutlich, daß er keinen Rechtstitel besitzt, im Namen der Nation zu sprechen, sobald es sich um Ehrenfragen unseres Volkes und um Fragen seiner Existenz handelt. Eine Versammlung, deren geistige Stimmführer der verabschiedete Rechtsanwalt Stadthagen und der Theehändler Lieber sind, mag dazu gut sein, uns die kleinen Geschäfte des Tages zu besorgen. Ihr gedankliches Vermögen aber erschöpft sich an solchem Werke, und alle Wahlehrungen, alle Stimmviehbegeisterung befähigen sie nicht, dann ein Wort mitzusprechen, wenn die Geschichte ihren Griffel faßt und über Deutschlands Zukunft die Würfel fallen. Auch die Besseren unter ihnen haben sich dadurch, daß sie feige schwiegen, als Reden heilige Pflicht war, haben sich durch ihr Verhalten anno 1890 aller Rechte begeben.

Dieser Reichstag und sein Votum scheiden aus, wenn für oder wider Bismarck, für oder wider Caprivi und seine Fortsetzer die Stimmen gezählt werden. Dieser Reichstag ist ein schlechter Eideshelfer, er entscheide sich nun für welche Partei er immer wolle. Der Schwächling hat in der Arena nichts zu suchen. Auf dem Kampfplatze stehen allein der alte Reichsgründer und die neuen Leute, die entweder an des Grafen Caprivi Thaten glorreich mitgewirkt oder doch freiwillig die Verantwortung für sie übernommen haben. Zwischen diesen beiden Parteien ist zu richten. Und der Nazarener, der allen Syllogismen und Pharisäerkniffen von Herzen abgeneigt war, der die Rede beschränken wollte auf Ja, ja, Nein, nein, der Schöpfer des Christenthums münzte den Satz: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ob nun ganze Heerschaaren lungenkräftiger Schwätzer, ob Legionen freiwillig und unfreiwillig officiöser Federn den Biebersteinern hülfreich beispringen, so vermag das doch am Ausgange des Kampfes nichts zu ändern. Die verrückte Wuth, die sich um jeden Preis am alten Kanzler rächen will und nicht ängstlich danach forscht, ob sie saubere und angenehm duftende Wurfgeschosse in die Hand nimmt; das nach gnädigem Fürstenlächeln dürstende Gesindel, dessen Rückgrat viel zu weich ist, um durch einen kräftigen Fußtritt zertrümmert werden zu können; die Leisetreter und Leisebeter jeden Ranges, jeder Classe — sie alle schaffen durch ihr nun schon drei Wochen lang andauerndes Gekrächz die *Thatsachen* nicht aus der Welt. Zwei Thatsachen. Einmal, daß Deutschland heruntergestiegen ist von der Höhe, auf die es durch die Regierung Wilhelm's I. gestellt wurde, daß nicht mehr in seiner Hand der Frieden Europas ruht, sondern daß England und Rußland die Vormächte der alten Welt geworden sind. Zweitens, daß der Kaiser selbst trotz aller Beschönigungsversuche und aller mehr oder minder frommen Lügen seiner Diener scharfsichtig und ehrlich die immer mehr um sich greifende Wucht des Mißtrauens gegen diese seine Rathgeber erkannt und anerkannt hat.

Aufgabe der officiellen deutschen Politik ist es wahrlich nicht, mit nichtssagenden Interpellationsbeantwortungen, mit hochmüthigem Achselzucken und unter Aufbietung aller Geister des Acherons die öffentliche Meinung zu verwirren und vom eigentlichen Gegenstande abzulenken. Trotz der reichsanzeigerlichen Erklärungen, die ein sehr untergeordneter Geheimrath auf dem Gewissen haben mag, steht die Regierung zweifellos dem blöden Gebell über Landesverrätherei fern. Ihr kann nicht an dem Beifall prostituirter oder in Parteikinderei befangener Journalisten gelegen sein, sie muß allein die Förderung der Interessen Deutschlands im Auge haben. Es giebt eine Ministerverantwortlichkeit, so vor dem Volke wie vor der Geschichte. Das Gefühl dieser Verantwortlichkeit wird

Digitized by Google

die Gewissen derer schärfen, die kaiserliche Gnade in leitende Stellungen berief. Und ihr Wunsch kann nur sein, ihr Streben nur das eine Ziel haben, begangene Fehler wieder gut zu machen. Solange die Stimme des Warners schwieg, mochten sie immerhin auf Caprivi'schen Fährten bleiben. Der Dilettant schweift ungern nur von ausgetretenen Wegen ab, und das heimliche Gefühl der Schwäche, des Unvermögens hindert dilettirende Staatsmänner selbst dann daran, politische Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen, welche sie haben. Sie wursteln statt dessen planlos fort und lassen sich vom Strome, dem sie doch Richtung geben sollten, in irgend eine verlorene Ecke drücken. Nun aber hat Bismarck endlich gesprochen. Endlich wieder hat ein Sachverständiger, eine unantastbare Autorität deutscher Politik die Wege gewiesen. Es verriethe Schlimmeres als begrenzte Eitelkeit, wollte man dem Winke des Meisters nicht unverzüglich folgen. Alle persönliche Empfindlichkeit vergessend, nur um sein Werk besorgt, zeigt der Ueberragende den hülflosen Nachfolgern, wie sie sich noch einmal aus der Sackgasse retten können. Sie haben jetzt einzuschwenken wie die Unterofficiere, und falls sie selbst zur Ausführung dieser Schwenkung zu unbegabt sind, haben sie unverzüglich Amt und Verantwortung in festere, sicherere Hände zu legen.

* * *

Annäherung an Rußland ist die nächste Aufgabe einer vernünftigen und klaren Politik, die sich nicht von persönlichen Launen und Empfindungen, von Damen und befreundeten Herren beeinflussen läßt, die nicht in der Wein- und Nachtischstimmung gemacht wird, so auf's Gerathewohl, wie man ein Vielliebchen zu essen riskirt. Nicht länger darf Deutschland gleichmüthig zusehen, daß sich die große Ostmacht immer inniger mit seinem erbitterten, kriegslüsternen Feinde verbrüdert. Es muß versuchen, die alte entente cordiale mit dem russischen Zaren wiederherzustellen. Und dazu sind keine uns schwer schädigenden Handelsverträge nöthig, keine entehrenden Tribute, wie der muthige Auchstaatsmann, Bismarck's Nachfolger, wähnte. Es bedarf nur einiger kluger und energischer Köpfe dazu, Männer, vor denen das Ausland Respect hat und die für niedliche Sentimentalitäten nicht zu haben sind. Durch eine stramme Haltung in der Polenfrage, die schon im dringenden Interesse des Germanenthums geboten ist, durch eine entschiedene Abkehr von England wird Rußland für uns gewonnen. Die Tage Admiralski's und der schönen Jüdin Bloch sind ohnehin vorüber. Die grenzenlose Thorheit der englischen Presse, die nach dem Kaisertelegramm an Krüger in einem Anfall von Raserei John Bull's geheime Gedanken enthüllte und den stolzesten Herrscher Europas eben so brutal wie dumm beleidigte, dieser Narrenstreich erleichtert dem kommenden deutschen Staatsmann die gründliche Abkehr von England ungemein. Das Gefühl verwandtschaftlicher Zuneigung, das Michel bisher an's Inselreich band und ihn immer wieder Londoner Kaufherren vertrauen ließ, diese Jugendeselei des tausend Mal geprellten Gutmüthigen darf nun in die Glasservante gestellt werden, unter all' die andern altfränkischen Familien-Erinnerungen. Wir rechnen jetzt so kalt und leidenschaftslos, wie die Karthager jenseits des Aermelcanals es thun. Sie fürchten nichts mehr als unsern Wettbewerb, und sie werden uns, die wir doch Colonien brauchen wie die Luft zum Athmen, überall auf der Welt mit finsterer Feindschaft entgegentreten. Dagegen giebt es keinen Grund zum Streit mit Rußland für uns. Rußland kann von uns nichts begehren, nach Posen steht wirklich nicht der Sinn des nervösen Herrn von Warschau; unsere Ostseeprovinzen aber wären tödtliches Gift für einen Staat, der noch nicht einmal die Balten zu verdauen im Stande war und ist. Dagegen braucht Rußland unsere wohlwollende Neutralität fast an jedem Punkte Asiens. Das Testament Peter's des Großen wird nie erfüllt werden können, wenn seine Nachfahren nicht unter allen Umständen der thurmhohen Freundschaft Deutschlands gewiß sind. Frankreichs Haß gegen die Sieger von Sedan und die Eroberer von Paris ist unauslöschlich, Englands gierige Raffluft, seine argwöhnische Eifersucht wird uns in alle Zukunft unaufhörlich Abbruch zu thun versuchen, nur Rußland hat keinen berechtigten Grund zu irgend welchem Uebelwollen gegen uns. Und der Zar thut neuerdings Alles, den deutschen Staatsmännern die Annäherung zu ermöglichen. Obgleich sie ihn in die Arme der Republik gedrängt und so zum Schiedsrichter Europas gemacht haben, benutzt er seine neue Macht doch nur, um den Franzosen die Revanche auszureden und sie dadurch am Kriege mit Deutschland zu hindern, daß er ihre auswärtige Politik controlirt und leitet. Die deutschen Staatsmänner unserer Zeit haben also in gewissem Sinne Glück, aber es ist nie gut, mehr Glück als Talent zu haben. Wir bedürfen jener seit sechs Jahren schmerzlich vermißten Leute, die günstige Lagen auch auszunützen wissen. Unverbrauchter und nicht compromittirter Leute, die auf die Stimme in Friedrichsruh sorgsamer achten, als auf die Redeübungen obscurer Parteiführerlein. Fürst Hohenlohe, der Unzulängliches wohl erkennt, sich schon recht alt fühlt und dazu die Kleberei ganz und gar nicht nöthig hat, Onkel Chlodwig macht ihnen gewiß gern Platz. Und was seine Gehülfen anbelangt, so weiß man, daß sogar gewandtere und größere Herren als diese unbefangenen Speerschwinger auf Jagden verunglückt sind.

Es ist dabei nur zu wünschen, daß der kommende Mann kein zu spät kommender sein möge. Das Mißtrauen ist allgemein . . .

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen die Frauenrechtlerinnen.

Noch eine Blumenlese.

Lökt nicht wider den Stachel, die Ketten schüttelt umsonst Ihr!
Feind ist Euch nicht der Mann: Euer Tyrann heißt Natur!

So weit im Allgemeinen, aber auch Frau Professor Bobertag verdiente manch' wohlgezieltes Epigramm für ihren energischen Artikel in Nr. 39 der „Gegenwart". Die ganze Emancipation ist eben doch nur eine Jungfernfrage, wie Eduard v. Hartmann 1891 in der „Gegenwart" so prachtvoll auseinandergesetzt hat, und mit das Beste gegen Frau Bobertag und ihre Mitschwestern habe ich erst in diesen Tagen gelesen in dem Vortrage des Gynäkologen Prof. Max Runge. Man höre nur seine Schlußfolgerung (Das Weib in seiner Geschlechts-Individualität, Berlin, Julius Springer): „Das Weib ist keineswegs gleichwerthig mit dem Manne, sondern vollkommen anderwerthig. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß die Folge der Emancipation nicht allein die Aufhebung der Ehe, sondern daß das Endresultat ein erbitterter Concurrenzkampf zwischen Mann und Weib unter Aufhebung des zum Schutze des Weibes geschaffenen Sexualcodex sein würde. Und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Kampf mit der Niederlage des für den Kampf mit der Außenwelt schlechter ausgerüsteten Weibes enden wird. Im Interesse des Weibes müssen wir Männer daher die Emancipation energisch bekämpfen. Glücklicher Weise liegt aber diese Frage heute gar nicht so ernst. Denn das echte und beste Weibmaterial hat durchaus keinen Drang zur Halbmannhaftigkeit, sondern will Gattin und Mutter sein, und instinctiv wohnt ihm das Bewußtsein inne, daß dem Weibe die ‚Keimpflege der Menschheit' anvertraut ist." Wer die Frauen, das Weib kennt, und nur ein Mann mit ehelicher Erfahrung ist dies im Stande, wird jedes Wort des Göttinger Professors unterschreiben und über die hysterischen Streberinnen aus Emancipatien einfach lächeln.

Dr. K. G.

. . . Wenn ich die zu Anfang etwas dunkle Ausdrucksweise von Frau Bobertag richtig verstanden habe, so giebt sie zu, daß das Weib zuweilen des persönlichen Schutzes des Mannes bedarf, daß daraus aber noch lange nicht ein Abhängigkeitsverhältniß gefolgert werden darf, weil auch der Mann Schutz nöthig hat und zwar den Schutz des Militärs und der Polizei, ohne daß es ihm deßhalb einfällt, sich unter die Vormundschaft dieser „Stände" zu stellen. Diese Beweisführung ist eine dialektische Seiltänzerin. Zunächst muß ich es zurückweisen, daß man unser Volksheer als „Stand" bezeichnet. Beschützer sind nicht nur der „Stand", sondern unsere gesammte erwachsene jugend-kräftige, gesunde männliche Bevölkerung. Und wen hat dieselbe in erster Linie zu schirmen? Die gegen feindliche Invasionen hülflosen Frauen und Kinder. Was verleiht dem Krieger vor Allem todesverachtenden Muth in mörderischer Feldschlacht? Der Gedanke: ich kämpfe für den heimischen Heerd, für meine Familie, sei es nun Gattin, Mutter oder Schwester, die ich die Pflicht habe, zu beschützen! In Kriegszeiten ist die Frau durchaus auf den Schutz des Mannes angewiesen. Aber auch in Staaten ohne allgemeine Wehrpflicht, wo wirklich ein „Soldatenstand" existirt, kann man den Schutz, den dieser Stand der Allgemeinheit bietet, doch nicht in Parallele stellen zu dem persönlichen Schutz, den die Frau thatsächlich in gewissen Lagen vom Manne beansprucht, die Parallele paßt nicht, solange der militärische Schutz ausschließlich von Männern geleistet wird und nicht von beiden Geschlechtern in gleicher Weise. Ebenso verhält es sich auch mit der Polizei. Die Sache liegt also in Wahrheit so: die Frau beansprucht vom Manne persönlichen und staatlichen Schutz, während der Mann von der Frau weder persönlichen noch auch öffentlichen Schutz begehrt. Mithin darf der Mann sich auch heute noch mit Fug und Recht als Beschützer der Frau bezeichnen. Ferner erfordert das Herbeischaffen der Nahrung unendlich viel mehr Kraft, Kühnheit, Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und Klugheit als die Zubereitung derselben mitsammt dem Weben, Spinnen, Reinhalten, Ordnen und der ganzen Kinderwäsche. Verblüffend war für mich ferner folgender Satz: . . . „ich leugne gar nicht, daß es schlechte und gewissenlose Mütter giebt —, aber es giebt sehr viel mehr schlechte und gewissenlose Väter." Glücklicher Weise bleibt Frau B. den Beweis für diese keineswegs sehr schmeichelhafte, aber mit apodiktischer Gewißheit in die Welt hinausgeschleuderte Behauptung schuldig, und so bleibe ich einstweilen noch bei meiner bisherigen Meinung, daß es ungefähr gerade so viel brave und gewissenhafte Väter giebt als Mütter. Zur Illustration der bisherigen verschiedenen Ausbildung der männlichen und weiblichen Intelligenz zeichnet Frau B. ein anschauliches Bild mit den Worten: „Wenn Einer zwei gleich gute Pferde hätte, davon er dem einen Alles an Bewegung, frischer Luft und kräftigem Futter zukommen ließe, während er dem andern etwa die Hälfte davon gewährte, so würde man den Kopf schütteln, wenn man ihn eines Tages das sehr verschiedene Resultat dieser Behandlungsweise einer Verschiedenheit der Rasse zuschreiben hörte." Ich bewundere in diesem hübschen Gleichniß ebenso sehr die schriftstellerische Kunst der Verfasserin, als ich mich freue, daß sie hiermit indirect zugiebt, daß die weibliche Intelligenz in Folge mangelhafter Ausbildung thatsächlich geringer zu veranschlagen ist als die männliche. Weniger erfreulich ist nur, daß sie die Schuld an diesem Unheil allein dem Manne aufbürdet,

Digitized by Google

der so kurzsichtig oder so — — unanständig (!) war, dem andern Pferde das bessere „Futter" vorzuenthalten. Ich bin allerdings der ganz bescheidenen Ansicht, daß vor Allem die Indolenz und vielleicht sogar eine gewisse geistige Minderanlage der Frau daran die Hauptschuld trägt. Bis auf unsere Tage hat die Frau (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) gar kein Verlangen nach der besseren, aber schwerer verdaulichen Nahrung geäußert. Ich glaube sogar, das gleichwerthige Pferd verschmäht auch heute noch die kräftigere Kost. Vorläufig beharre ich auf dieser Meinung trotz aller Protestversammlungen und Frauencongresse, für[r] deren Bestrebungen die Masse kein Verständniß hat. Ich beklage diese geistige Trägheit der modernen Frau auf's Lebhafteste, denn ich unterschreibe gern den Ausspruch der Frau Gnauk-Kühne, daß jede Frau versuchen solle, so viel zu lernen, daß sie nicht auf's Heirathen angewiesen ist, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Gewiß sind unsere augenblicklichen Verhältnisse diesen Bestrebungen nicht besonders günstig, doch ist es ungerecht, die Männer dafür verantwortlich machen zu wollen. Die Mehrzahl der Frauen empfindet ihre inferiore Stellung gar nicht als drückend. Wie kann man also von den Männern verlangen, daß sie den Frauen Geschenke in den Schooß werfen sollen, welche die meisten derselben gar nicht einmal wünschen? — Frau Bobertag behauptet, daß schon heute die Frau als Erzieherin der Kinder, als Bildnerin ihrer Seele, eine herrliche und großartige Aufgabe löse. Den Sinn für Anstand und Ordnung, die Gesittung und Reinheit der Gesinnung, das Pflichtgefühl erwecke und hege sie allein in den jungen Herzen. So sollte es aller; dings sein, aber in der Wirklichkeit sieht das Bildniß anders aus- der Unverstand, die Charakterschwäche und Affenliebe der Mütter, — wir Aerzte können davon ein Liedchen singen — zeitigt ganz andere Früchte. Die Resultate der mütterlichen Erziehung sind vielfach geradezu kläglich. Verzogen, aber nicht erzogen treten unsere „Muttersöhnchen" in die Schule, wo meistens erst die wirkliche Erziehung beginnt. Auch auf diesem ihrem natürlichen Arbeitsfelde haben sich die Frauen von den Männern weit überflügeln lassen, vergleiche Pestalozzi u. A., und sie werden erst dann etwas Ersprießliches leisten, wenn die „höheren" und niederen Töchter selber besser erzogen werden und etwas Tüchtiges lernen in einer gleich harten Schule und straffen Zucht wie unsere Knaben. Und für dieses Recht der Frauen, für das Recht, erzogen zu werden und zu lernen, trete auch ich mit voller Ueberzeugung ein; andere Rechte verdienen sie erst dann, wenn sie Verstand und Charakter besser geschult und gestählt haben als bisher.

Meißen. Dr. med. Goering.

. . . Was ich darüber gelesen, scheint mir mehr auf eine Emancipation von der Frau, als auf eine Emancipation der Frau hinaus zu laufen und einem Ziel entgegen zu streben, dessen Erreichung nach meiner Ansicht kein Gewinn wäre, sondern nur durch Einbuße der beneidenswerthesten weiblichen Eigenschaften erreicht werden könnte, ohne jedweden genügenden Ersatz, und nicht einmal erreicht, insofern sich die Natur nichts abzwingen läßt. Stellt sie uns Frauen ein gleiches, ein nicht minder hohes Ziel, als den Männern, so sind doch die Mittel, dahin zu gelangen, total verschiedene, und diese für beide Geschlechter egalisiren zu wollen, ist der sicherste Weg, Nichts oder Halbes zu erreichen, was auf Eins herauskommt. Die Halbheit ist's ja gerade, an der wir leiden und mit uns die ganze Welt. Als ob die Vollendung im Kleinen nicht unendlich mehr wäre als eine unabsehbare, endlose Mittelmäßigkeit. Unser Gebiet ist groß, ist schön genug, nicht minder groß als das des Mannes, und noch so wenig erschöpft, daß ich das Bedürfniß nach einem Uebergreifen in's Männliche, nach Annexion, eben so wenig hier als auf dem politischen Gebiet begreife, und den Vortheil davon absolut nicht einsehe, wohl aber den Nachtheil, der daraus erwachsen muß.

Die Frau soll die gleichen staatlichen Rechte haben wie der Mann, dieselben Aemter bekleiden können wie der Mann, sie soll ihre Stimme in allen Lebensfragen ebenso gut haben wie der Mann. Gut, dann macht sie aber vor Allem stimmfähig, gebt ihr eine Erziehung, die ihr aus ihrer geistigen Unmündigkeit heraushilft, ohne ihr den Stempel der Weiblichkeit zu rauben, eine Erziehung, die sie selbstständig und innerhalb ihres sehr genau bezeichneten Wirkungskreises so tüchtig macht, daß sie sich als ein freies Wesen fühlt, das bei seiner Wahl rein seiner Neigung folgen kann, weil es auf eigenen Füßen steht und nicht die Ehe als eine Versorgungsanstalt zu erstreben hat. Die weibliche Erziehung, wie sie bis jetzt gang und gäbe ist, dient eigentlich nur als Köder, bis das Liebesfischchen angebissen und der Priester seinen Segen gegeben hat; dann ade, ade, ade! Sie hört auf, wo sie erst recht beginnen sollte, um nicht früher als wir selbst zu enden. Daß ich unter Erziehung nicht bloß die verstehe, welche wir aus Büchern erhalten, bedarf das noch einer besonderen Erwähnung? — Ich habe ausgezeichnete Frauen im Leben kennen gelernt, deren Bild mich stets als Leitstern begleiten wird, ausgezeichnet als Mütter, ausgezeichnet als Gefährtinnen, freie edle Naturen, deren bloße Nähe veredelnd, befreiend, anregend wirkte, und die an ihrem Schulsack nicht schwer zu tragen hatten, die aber nach der Gefühlsseite hin so über jeden Dilettantismus hinaus wahre Genies von Güte und so fein organisiert waren, daß sie durch diese ihnen angeborene Intelligenz des Herzens die andere wunderbar ersetzten und den Mangel derselben kaum empfinden ließen. Das hat mich nicht etwa zu dem bequemen Schluß gebracht, daß wir Frauen des wissenschaftlichen Lernens überhoben seien, durchaus nicht; wohl aber, daß unsere Hauptkraft, unsere Hauptbefähigung im Herzen und nicht im Kopf liegt, sintemal sich meines Wissens bis jetzt noch keine Frau weder auf wissenschaftlichem Gebiet noch auf dem der Kunst — die wenigen Ausnahmen bekräftigen ja nur die Regel — einen Namen erworben hat, der sie auf gleiche Linie mit den männlichen Koryphäen stellte, während die Geschichte aller Zeiten Frauen nennt, die durch hochherzige Thaten, durch Wunder von Liebe und Aufopferungsfähigkeit den besten Männern die Krone streitig machen. — Schönheit ist eigentlich die erste Pflicht der Frau, in dem Sinne wie sie Alcibiades von Sokrates rühmt, wenn er von der Schönheit der inneren Natur spricht, denn die andere war, ist und bleibt ein Geschenk der Götter, das sich nicht erzwingen läßt. Diese Schönheit, die auf der harmonischen, edeln geistigen Entwicklung des Menschen beruht und selbst den häßlichsten Zügen Anmuth und Adel verleihen kann, die nichts Gemeines, nichts Niedriges, nichts Unwürdiges in ihrer Nähe duldet, die wie befreiend auf Alles wirkt, was sie umgiebt; die zu erobern, würde mein höchster Stolz sein, und eine Frau, der das gelingt, darf behaupten: d'avoir bien mérité de la patrie, denn sie wird keine Sclaven erziehen, keinen Sclaven zum Gefährten wählen, ihr wird der Mensch über dem Patrioten stehen, das ewige Recht über dem zufälligen, das Weltbürgerrecht über dem Pfahlbürgerthum, die Freiheit über der Nationalität, deren Banner so oft nur dazu dienen muß, gegen die wirklichen Menschenrechte ungestraft sündigen zu können.

Eigentlich schließt der Goethe'sche Vers: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan", Alles ein, was ich als unser Ziel zu bezeichnen vermag.

Paris. Frau Emma Herwegh.

Notizen.

Von dem Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer ist der 3. und 4. (Schluß-) Theil (Leipzig, E. A. Seemann) soeben erschienen und kann unseren Lesern auf's Wärmste empfohlen werden. Bei der Schilderung der großen geistigen Bewegung, die im 15. Jahrhundert Italien an die Spitze der europäischen Culturwelt schob, tritt Springer's meisterhafte Darstellungsweise, sein lichtvoller Vortrag, seine unbedingte Herrschaft über das weitschichtige Stoffgebiet besonders in's Licht. Die stattlichen Bände sind mit mehreren hundert Abbildungen und einem Farbendruck auf's Reichste illustrirt. Es ist in Text und Bild eine gleich meisterhafte Leistung. Mit dieser Vereinigung seiner kunsthistorischen Bilderbogen mit Springer's Handbuch hat E. A. Seemann jedenfalls einen geschickten und glücklichen Griff gethan, von dem wir nur hoffen wollen, daß er die Verdrängung des längst obsoleth gewordenen „Lübke" zur Folge haben wird.

Karl Goedeke's Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung in der Neubearbeitung von Edmund Goetze (Dresden, L. Ehlermann) ist bis zum 15. Hefte gediehen, worin die Dichter und Schriftsteller der napoleonischen Zeit aus den Quellen behandelt werden. Bekanntlich liegt der Hauptwerth dieses allgemein anerkannten Nachschlagewerkes nicht bloß in der umfassenden bibliographischen Darstellung, sondern auch in der kritischen Schärfe des Urtheils über die hervorragenderen literarischen Erscheinungen. Mit welchem sicheren Blicke der alte Goedeke den Werth der Modegrößen zu erfassen und unbeirrten Geistes zu analysiren verstand, beweist sein Urtheil über Heine, das seiner Zeit so manchen entrüsteten Widerspruch hervorrief und schon heute wohl von der Mehrheit der Gebildeten als durchaus zutreffend erkannt ist. Während nun der kritische Theil des Buches unantastbar bleibt, ist der bibliographische naturgemäß einer Ergänzung und mannigfacher Umarbeitung bedürftig. In Prof. Goetze hat Ehlermann den richtigen Mann für diese Fortführung gefunden. Man vergleiche nur einmal die fast um das Doppelte des Umfanges vermehrten Abschnitte über die Schlegel, Arnim's, Fouqué, Varnhagen, Kleist, Gentz — hier dürfte nicht die Notiz fehlen, daß der Diplomat bis zum 20. Jahre seinen Namen richtig Gentze schrieb, — und man wird der Umsicht und dem Fleiße des Herausgebers seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Möge das schöne Werk nun rasch zu Ende geführt werden!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist jetzt vollständig erschienen:

Anton Springer:
Handbuch
der
Kunstgeschichte.

Vierte Aufl. der Grundzüge der Kunstgeschichte.
Mit 1450 Abbildungen und 8 Farbendrucken
4 Bände (158 Bogen hoch 4.) geb. 24 Mk.
In 2 eleg. Halbfranzbänden 28 Mk.

Goethe
von
Karl Heinemann.
Zwei starke Bände mit etwa 350 Illustrationen.
Fein geb. 15 Mk., in Halbfranz 17 Mk.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Freundenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Im Verlage der **Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft** (vormals J. F. Richter) ist soeben erschienen:

Neue Lieder
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen zehnter Band.
8. 112 S. Geh. 3 M.

Soeben erschien:
Arnold Fischer:
Die Entstehung des socialen Problems.
I. Hälfte. Preis des compl. Werkes M. 9.—.
Ein neues, hochinteressantes Buch über diese allbewegende Frage.
E. J. E. Volckmann, Verlag, Rostock.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) in **Berlin.**
Soeben erschien:
Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.
Ausgewählte Bilder
von **Ottokar Lorenz,**
Professor der Geschichte.
Gr. 8°. 360 Seiten Geheftet 6 Mk.
Gebunden 7 Mk.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Julius Duboc.
Fünfzig Jahre Frauenfrage
in Deutschland.
gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.
Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

DEC 17

№ 48. Berlin, den 28. November 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum neuen Militäretat. Von Miles. — Die Valutareform in Rußland. Von N. Syrkin. — Meteoritenfall. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst.** Jonas Lie und sein neuester Roman. Von Otto Stoeßl. — Der geniale Mensch. Von Lector. — **Feuilleton.** Solange der Regen fiel. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Die Kronenwächter. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zum neuen Militäretat.

Der neue Militär-Etat bildet einen abermaligen Schritt auf der abschüssigen Bahn der gesteigerten Militärforderungen, indem er ein Mehr von nahezu 7 Millionen für die fortdauernden Ausgaben des Ordinariums und von ebenfalls 7 Millionen bei den einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats aufweist. Dazu kommen im außerordentlichen Etat erste Raten zur Anschaffung von Feldbahnmaterial von 912 000 Mark, insgesammt 6 803 100 Mark und eine abermalige Erhöhung des Etats des Allgemeinen Pensionsfonds um 1 821 135 Mark. Die Ueberschüsse der Post, der Telegraphie und Reichseisenbahnen, sowie an Steuererträgen werden durch die Mehrausgaben für das Heer, die Marine und die Militärpensionen absorbirt, und die neuen Ausgaben führen zur Forderung einer Anleihe von 57 Millionen Mark. Es liegt somit, da auch der Marine-Etat an dauernden Ausgaben um $3^1/_2$ Millionen Mark, an einmaligen Ausgaben um nahezu 40 Millionen Mark erhöht werden soll, der tristigste Anlaß für die Reichstagsmitglieder aller Parteien vor, den Daumen auf dem Säckel der Steuerzahler zu halten und nur das Begründetste, als unerläßlich nothwendig Nachgewiesene zu bewilligen.

Die unter ganz ungenügender Berücksichtigung der übrigen Anforderungen des Staatslebens einseitig auf den Ausbau einer möglichst idealen, in der Geschichte ohne Gleichen dastehenden Wehrmacht gerichteten Bestrebungen der Ressorts der betreffenden Ministerien und der Truppenbehörden fordern die sorgfältigste Kritik der Steuerzahler und der Steuerbewilliger, d. h. des Reichstages heraus, und eine Menge der neu aufgestellten Positionen des Militär-Etats kann, so nützlich und selbst nothwendig sie für den betreffenden Dienstkreis und das ihn vertretende Ressort auch erscheinen mögen, ohne Weiteres abgelehnt werden, sobald sie nicht ein wesentliches Moment der Schlagfertigkeit und Kriegsbereitschaft des Heeres bedingen. Zu diesen Positionen gehören namentlich die wieder in ganz gewaltigem Umfange auftretenden Forderungen für kostspielige Casernenbauten, Garnisonkirchen, Garnisonlazarethe und für Corpsbekleidungsamtsgebäude, sowie den Bau eines Cadettenhauses in Naumburg, letzteres für nahezu 2 Millionen Mark. Denn diese Forderungen verschlingen, wie z. B. auch die mit 1 711 500 Mark angesetzten für ein einziges neues Garnisonlazareth in Magdeburg und die von 1 000 200 Mark nur für den Grunderwerb für eine Cavallerie-Caserne in Bruchsal, und zahlreiche ähnliche andere, ganz gewaltige Summen. Als eine neue Forderung sehr beträchtlichen Umfanges stellt sich ferner im Ordinarium diejenige für die Ausrüstung der Feldbäckerei-Colonnen mit fahrbaren Backöfen, erste Rate 500 000 Mark, insgesammt 3 925 000 Mark, dar. Sie kann zwar als eine z. B. für einen Krieg gegen Rußland erwünschte, jedoch keineswegs nothwendige oder gar unerläßliche bezeichnet werden. Backöfen finden sich in der ganzen Welt, wo nur zwei Feuerstellen zusammenliegen, auf dem Lande und in den Städten vor, und wenn es auch für die Truppen bequemer und vortheilhafter ist, ihren Brodbedarf auf eigens mitgeführten fahrbaren Oefen zu backen, so ist doch die zwingende Nothwendigkeit ihrer Mitführung nicht einmal für Rußland vorhanden. Denn auch jedes russische Dorf und größere Gehöft hat seine Backöfen, und die einzelnen neben einander operirenden Armeen werden heute gleichzeitig mit ihrem Vorrücken durch den Feldeisenbahnbau mit den rückwärtigen Bahnlinien in Verbindung gebracht, so daß der rechtzeitige Nachschub an Brod oder Zwieback im Bedarfsfalle aus dem Hinterlande als nicht gefährdet erscheinen kann. Die betreffende Position gehört zwar zu denjenigen, die sich, wie so viele, vortrefflich und in bestechendster Weise motiviren lassen, wir halten ihre Bewilligung jedoch aus den angeführten Gründen für keineswegs nothwendig. Das Gleiche gilt hinsichtlich der mit 912 000 Mark als erste Rate und insgesammt 6 803 100 Mark bezifferten Forderung von für den Festungskrieg bestimmtem Feldbahnmaterial. Es vermag zweifellos bei der Belagerung und Vertheidigung von Festungen in Folge des mit ihm bewirkten raschen Geschütz- und Munitionsmaterialien- ꝛc. Transportes recht nützlich zu werden, allein der Festungskrieg wird in künftigen Feldzügen allgemein anerkanntermaßen mehr und mehr eine secundäre Rolle spielen, und wenn er sich um große Lagerplätze, wie Paris oder die des russisch-polnischen Festungs-Fünfecks intensiv und von erheblicher Bedeutung gestaltet, so wird sehr häufig die Zeit vorhanden sein, das betreffende Feldbahnmaterial von der Industrie des Inlandes herstellen und nachsenden zu lassen, wenn vor Allem die Vorbereitungen zu seiner Fabrication und seiner eventuellen Lieferung schon im Frieden vertragsmäßig festgestellt und gesichert sind. Die immer mehr anschwellende Aufstapelung zinsloser Capitalien und Werthe in Kriegsmaterial, welches mehr oder weniger, wie z. B. die Schwellen beim Feldbahnmaterial, dem Verderben oder dem Veralten ausgesetzt ist, halten wir, namentlich solange andere Staaten in einzelnen besonders wichtigen Richtungen nicht

Digitized by Google

einen Vorsprung zu gewinnen im Begriff stehen, für allzu kostspielig und verwerflich. Ueberdies liegt die Entscheidung unserer Kriege in den Schlägen der Feldarmee und nicht im Festungskriege. Aus letzterem Grunde ist unseres Dafürhaltens auch die sehr beträchtliche Rate von 6 Millionen Mark für Vervollständigung der wichtigeren Festungsanlagen im Rahmen der für künftig noch vorbehaltenen 10540000 M. abzulehnen. Bei den offensiven Traditionen der deutschen Kriegführung und bei den für diese Offensive im Moment der Mobilmachung verfügbaren 2365000 Mann, dürften unsere Festungen in jedem künftigen Kriege, ganz wie bei dem gegen Frankreich, sehr wenig zur Geltung kommen und Belagerungen ausgesetzt sein.

Ueber die Mehrkosten von 3615637 Mark, welche zum größten Theil auf den kostspieligeren Bedarf von Brod und Fourragematerialien in Folge der wechselnden Preisverhältnisse entfallen, sowie selbst über die Erwerbung eines Truppenübungsplatzes für das 5. Armeecorps für 5—6 Millionen Mark (Entwurf 10000 Mark) wollen wir nicht rechten, denn sie entspringen der gebieterischen Nothwendigkeit. Allerdings muß es fraglich erscheinen, ob in der doch manches recht minderwerthige Land aufweisenden Provinz Posen sich kein billigeres Uebungsterrain vorfinden sollte. Es ist die genaue Berichterstattung über die seitens der Militärbehörde erfolgten Schritte zur Ermittelung jenes Platzes geboten.

Die Feldtelegraphie, der erhebliche Bedeutung keineswegs abzusprechen ist, scheint uns jedoch mit der Zeit etwas sehr theuer zu stehen zu kommen, wenn bereits der geforderte größere Versuch im Feldtelegraphenwesen als erste Rate 40000 und insgesammt 50000 Mark erheischt. So wichtig die richtige Ausnutzung des Feldtelegraphen für die Kriegführung auch ist, so kann doch ein zu weit gehendes Streben in dieser Richtung sehr leicht aus dem Gebiet des Praktischen und unter allen Verhältnissen Brauchbaren in das der Künstelei gerathen, und es liegt nahe, daß die Aufstellung besonderer Friedensformationen für den Feldtelegraphendienst recht bedeutende Kosten verursachen wird. Für das Legen und den Gebrauch der Feldtelegraphenleitungen bilden schon jetzt die gesammte Infanterie und Cavallerie, sowie die Pioniere eine sehr beträchtliche, für den Kriegsbedarf völlig ausreichende Anzahl Mannschaften alljährlich aus, und die mechanischen Leistungen, die man von ihnen verlangt, sind ziemlich einfache und erfolgen nicht unter dem Eindrucke der persönlichen Gefahr des Gefechts, sondern in der gefahrlosen Zone hinter der Front. Ueberdies ist in den Truppen selbst im Kriegsfalle eine im Telegraphiren und im Legen von Telegraphenleitungen geübte Anzahl von Manschaften des Beurlaubtenstandes vorhanden. Wir meinen daher, daß, solange im Auslande nicht ebenfalls die Aufstellung derartiger kostspieliger Friedensformationen für die Feldtelegraphie geplant wird, wir uns analog unserer bisherigen Haltung gegenüber den Schnellfeuergeschützen mit den bisher zu Hülfe stehenden Mitteln auf diesem Gebiet begnügen müssen. Ueberdies ist in der ausgiebigeren Verwendung des Fahrrades, die sich bei den letzten Manövern in der Lausitz besonders bewährt hat, und noch bedeutenderer Steigerung fähig ist, ein weit weniger empfindliches und weit weniger schußloses Mittel zur Communication unter den Truppen und selbst der Cavallerie gegeben, als der Feldtelegraph, der den schnell wechselnden Situationen bei den aufklärenden Cavalleriedivisionen nicht so rasch zu folgen vermag, wie geübte Militärradfahrer. Das Fahrrad hat sich namentlich in den beiden letzten großen Manövern derart bewährt und einer mit großem Nutzen erweiterten Anwendung fähig gezeigt, daß die Ausstattung der Pionierbataillone und der Militärtelegraphenschule mit ihm recht wünschenswerth ist. Als ein absolut dringendes Bedürfniß vermag jedoch auch die Erweiterung dieses Appendixes des Heergeräthes nicht bezeichnet zu werden.

Aehnliches gilt hinsichtlich der Neuerrichtung und der beträchtlichen Verstärkung der vorhandenen Meldereiter-Detachements, der neuen Bespannungsabtheilungen bei den Trainbataillonen, der zum Theil mit Gehaltserhöhungen zusammenhängenden neuen Stellen im Kriegsministerium und der Vermehrung der Bezirksofficierstellen. Namentlich ist nicht der mindeste triftige Grund für die Umwandlung der Bezirkscommandeurstellen III und IV Berlin in Regimentscommandeurstellen vorhanden, da deren Geschäfte bisher völlig ausreichend von Oberstlieutenants geführt wurden. Inwieweit die geforderte Verstärkung des Lehrinfanterie-Bataillons eine dringende Nothwendigkeit ist, bedarf, wenn auch die neu zu formirenden Infanterie-Regimenter ohne Lehrbataillonsschüler bleiben sollten, des besonderen Nachweises, und ebenso die Vermehrung der Officierszahl der Kriegsakademie und der übrigen im Etat enthaltenen kleinen Posten, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, namentlich aber diejenige der Erhöhung des allgemeinen Pensionsfonds um gegen 1600000 Mark für das Militär.

Hinsichtlich aller größeren in die Organisation des Heeres eingreifenden Neuforderungen dürfte unseres Erachtens der Standpunkt, den die Heeresverwaltung betreffs der Einführung der Schnellfeuergeschütze eingenommen hat, inne zu halten sein: unter entsprechender Vorbereitung der für sie erforderlichen Maßregeln mit denselben erst dann hervorzutreten, wenn eine der Nachbararmeen damit zuvorzukommen droht, selbstverständlich unter Nachweis der triftigsten Begründung ihrer Unerläßlichkeit. Die Heeresverwaltung ist unausgesetzt bemüht, durch zahlreiche, fast immer wünschenswerthe Neuerungen und Neuerrichtungen von jedoch nichts weniger als stets nachgewiesener Dringlichkeit, die Schlagfertigkeit des Heeres zu erhöhen und zu erhalten; allein der zwar weniger aus fachmännischen, wie aus politischen Gesichtspunkten gefaßte Standpunkt, die Wehrmacht auf einen gesunden leistungsfähigen Stand der Finanzen des Reiches, unter Berücksichtigung der wirthschaftlichen Lage und der Anforderungen der übrigen Zweige des Staatslebens zu basiren, beansprucht unseres Dafürhaltens nicht nur die gleiche, sondern größere Berechtigung. Ein Militärsystem aber, welches durch nie aufhörende steigende Belastung die Bevölkerung drückt, und das, was dieselbe mühsam erwirbt, zum größten Theil in den todten unproductiven Werthen des Kriegsmaterials aller Art festlegt, muß schließlich in den breitesten Schichten bei allem Patriotismus derselben unpopulär werden.

Miles.

Die Valutareform in Rußland.

Von N. Syrkin.

Die Herstellung einer metallischen Währung in Rußland, welche unmittelbar bevorsteht, muß wohl als eine der größten Reformen im Wirthschaftsleben des Zarenreiches angesehen werden. Eine Folge des ökonomischen Aufschwunges des Landes, ist diese hochwichtige Reform ein Beweis dafür, daß Rußland sich auf jedem Gebiete den westeuropäischen Staaten zur Seite stellen will. An der Entwerthung der russischen Valuta und den Schwankungen des Kurses, hat Rußland seit dem Krimkriege gelitten, indem es im internationalen Wirthschaftsverkehr zu keiner Stabilität gelangen konnte. Sowohl in politischer als auch in wirthschaftlicher Beziehung hat sich die entwerthete Papiervaluta für Rußland immer als unheilvoll erwiesen. Bei jeder Trübung der politischen Beziehungen zwischen Rußland und denjenigen Ländern, welche die Inhaber seiner Werthpapiere waren, erfolgte ein ungeheures Sinken der russischen Papiere, deren Angebot auf den Börsen stieg, während zu gleicher Zeit auch

Digitized by Google

die Nachfrage nach dem Gold zur Zahlung nach dem Ausland in Zunahme gerieth. Jeder politische Uebergriff Rußlands, jede Maßlosigkeit ist von den europäischen Börsen, vornehmlich aber von der Berliner, mit einem Kursfall der russischen Werthe beantwortet worden. Das Zarenreich befand sich in einer Art Abhängigkeitsverhältniß von den europäischen Börsen, welche ihm fortwährend mit dem finanziellen Ruin drohten.

Die ungeheuren Schwankungen der russischen Valuta, welche oft 30 Procent erreichten, haben auf das gesammte wirthschaftliche Leben des Landes nachtheilig gewirkt, namentlich aber den Getreidehandel zum Gegenstand der Börsenspeculation gemacht. Der Getreideexport hat niemals den Charakter der Festigkeit und Solidität an sich getragen und hat, wie dies gegenwärtig in Rußland allgemein zugegeben wird, eher zur Verarmung des Landvolkes als zu seinem Wohlstande beigetragen. Ja, die ganze landwirthschaftliche Krisis, welche das Land jetzt durchmacht, ist in gewissem Grade auch von der Unstabilität der Valuta verschuldet worden. Denn bei jedem Sinken der Valuta gingen ungeheure Getreidemengen zu billigen Preisen nach dem Auslande, während doch die Kauffähigkeit der russischen Consumenten im Auslande keineswegs zunahm. Die Getreidepreise stiegen eben nicht mit dem Sinken der Valuta, da sie doch auch von den Bedingungen des inneren Marktes abhängig waren. Ein Sinken der Valuta war einer Exportprämie auf russisches Getreide gleich, welche den ausländischen Consumenten und Speculanten zu gute kam.

Rußland hat denn auch in den letzten vier Jahrzehnten trotz der ungeheuren Zunahme der Getreideausfuhr verhältnißmäßig immer geringere Geldeinnahmen für sein Getreide erzielt. Dieser Umstand hat nicht in dem allgemeinen Sturz der Getreidepreise und der Concurrenz der überseeischen Getreideländer seine Erklärung, sondern zum guten Theil auch in den fortwährenden Schwankungen der Valuta. Diese kritische Lage der Landwirthschaft ist nicht zum wenigsten auch von der Unstabilität der russischen Valuta hervorgerufen worden, und so ist es mehr als natürlich, daß die Regierung sich von einer Regelung der Währungsfrage segensreiche Folgen für das wirthschaftliche Gedeihen des gesammten Landes verspricht. Seit den neunziger Jahren hat das Finanzministerium begonnen, die Wege für die Einführung einer Metallvaluta zu ebnen. Es hat daher angefangen, große Goldvorräthe zu sammeln, deren Zweck ursprünglich geheim gehalten worden ist und welche in Europa große Befürchtungen wegen der Möglichkeit eines kriegerischen Vorstoßes Rußlands hervorgerufen haben. Die weitere Entwickelung der Verhältnisse hat es aber gezeigt, daß diese Goldvorräthe zu Valutazwecken dienten und einerseits die Valuta stabilisiren, andererseits aber später die Einführung einer Metallwährung vorbereiten sollten. Nur indirect ergiebt sich daraus auch eine militärische Machtzunahme des Landes. Der sogenannte Einlösungsfonds der Reichsbank ist denn auch von 170,4 Millionen Rubel im Jahre 1886 auf 425 Millionen Rubel Gold im Jahre 1896 gestiegen. Der Notenumlauf beträgt gegenwärtig 1046½ Millionen Rubel, nach Abzug der temporären Emissionen in verschiedener Höhe, welche jedesmal durch eine gleiche Nominalsumme in Gold sichergestellt wurde. Eben so hoch war der Notenumlauf vor zehn Jahren. Dagegen betrug die Deckung im Jahre 1887 16,2 %, gegenwärtig aber 40,6 %. Rechnen wir zu der Notenmenge die temporäre Emission von 75 Millionen hinzu, so beträgt der gesammte Notenumlauf jetzt 1122 Millionen Rubel, welche in Gold umgesetzt 748 Millionen Rubel ergeben. Der Metallvorrath des Einlösungsfonds sammt den 75 Millionen Rubeln, welche als Garantie der temporären Emission hinterlegt worden sind, beläuft sich auf 500 Millionen Rubel Gold, so daß das Deckungsverhältniß nunmehr 66,8 % beträgt.

Die russische Regierung hat demnach einen ungeheuren Metallfonds, welcher zur Einlösung der Noten verwendet werden könnte. Schon jetzt hat dieser Einlösungsfonds seine wohlthuende Wirkung darin geäußert, daß er zur Stabilisirung des Papierrubels beigetragen hat. In den 80er Jahren schwankte der Rubelkurs mitunter noch um 30 %, im Jahre 1892 schwankte der Kurs nur noch um 8 %, im Jahre 1893 um 6 %, im Jahre 1894 ging die Spannung auf 2 % herunter, um im Jahre 1895 auf weniger als 1 % herabzusinken. Somit wurden für Rußland Valutaverhältnisse geschaffen, wie sie die westeuropäischen Großmächte nicht anders aufzuweisen haben. Dieses finanzielle Resultat ist einerseits durch das vermehrte Deckungsverhältniß, andererseits aber auch durch eine ganze Anzahl von administrativen Verfügungen, welche gegen die Börsenspeculation in Rubeln gerichtet waren, erzielt worden. Um aber diese Stabilität der Valuta aus einer zufälligen in eine nothwendige und dauernde umzugestalten, muß die Regierung eine Metallvaluta herstellen, welche auch eine Garantie für die Sanirung des russischen Wirthschaftslebens in sich tragen würde.

Der Augenblick für die Herstellung der Metallwährung ist gegenwärtig ein sehr günstiger. Denn abgesehen von den Metallvorräthen und der Stabilisirung der Valuta, haben die russischen Finanzverhältnisse überhaupt eine wesentliche Verbesserung erfahren. Während die russischen Einnahmen in den früheren Jahren mit Deficiten abschlossen, haben sie gegenwärtig Ueberschüsse aufzuweisen, welche mit jedem Jahre steigen. In den letzten Jahren gestaltete sich die russische Handelsbilanz zu einer activen, so daß das Gold von dieser Seite her keinen Abfluß durch Handelszahlungen an das Ausland zu befürchten haben wird. Der Werth der russischen Ein- und Ausfuhr betrug in den letzten Jahren:

Jahr	Ausfuhr	Einfuhr	Mehreinfuhr
		Millionen Rubel	
1887	609,0	349,3	259,7
1888	778,4	351,2	427,2
1889	752,0	394,6	357,4
1890	687,0	384,4	302,7
1891	700,4	348,6	351,8
1892	471,1	367,2	103,9
1893	594,6	421,9	172,7
1894	664,2	515,2	149,0
1895	691,0	489,4	201,6

Wenn aber die Handelsbilanz dem Land Gold aus dem Auslande einbringt, so fließt doch durch die Zahlungen an das Ausland jährlich eine Masse Gold nach dem Auslande zurück. Der Handelsbilanz muß man daher die Zahlungsbilanz gegenüberstellen. Rußland hat jährlich an das Ausland 150 Millionen Rubel Papier für Bezahlung der Anleihezinsen zu liefern, während die active Handelsbilanz eine geringere wird, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß an den russischen Grenzen ein lebhafter Schmuggel getrieben wird. Alles Gold somit, welches durch die active Handelsbilanz vom Auslande eingezogen wird, muß, dank der ungünstigen Zahlungsbilanz, wieder nach dem Auslande fließen. Hierin liegt eine Gefahr für die Stabilität der Valuta, indem die Goldvorräthe des Landes keiner Vermehrung fähig, ja oft sogar einer Verminderung unterworfen sind.

Diese Schwierigkeit wird aber durch das politische Verhältniß Rußlands zu Frankreich gehoben. Ja, die ganze bevorstehende Reform der Valuta ist nur durch dieses freundschaftliche Verhältniß zu den Franzosen möglich geworden. Es war vom wirthschaftlichen Gesichtspunkte aus ein wohlüberlegtes Unternehmen, als die zarische Regierung mit der französischen Republik eine Allianz geschlossen hat. In den achtziger Jahren befanden sich die meisten russischen Werthpapiere in England und Deutschland, deren Beziehungen zu Rußland keineswegs den Charakter der Bestimmtheit trugen. Jede Trübung der politischen Beziehungen zwischen Rußland

Digitized by Google

und den genannten Staaten hatte eine Entwerthung der russischen Valuta zur Folge, indem die ausländischen Inhaber der russischen Werthe dieselben in großen Massen auf den Börsen zum Verkauf stellten.

Dieses Angebot der Werthpapiere erzeugte eine größere Nachfrage nach Gold im Inlande, wodurch eben die Zahlungsbilanz des Landes eine noch günstigere ward. Man erinnert sich, wie zur Zeit des russisch-englischen Conflictes wegen der afghanischen Grenzschwierigkeiten im Jahre 1886 die russische Valuta sank, indem die Inhaber der russischen Werthe sich derselben schleunigst zu entäußern suchten. Die russische Regierung suchte damals die Papierwerthe nach Deutschland umzuplaciren, aber auch hier waren dieselben dem politischen Tagesereigniß unterworfen. Auch war niemals die Möglichkeit geboten, mit Hülfe des deutschen Geldmarktes Goldvorräthe oder gar eine Stabilisirung der Valuta herbeizuführen, indem doch immer eine Vergrößerung der Wertheinfuhr nach Rußland der Werthausfuhr gegenüber zu befürchten war. Rußland mußte sich darum die Freundschaft eines reichen Landes erwerben, mit welchem es womöglich die geringsten Interessengegensätze hatte, damit sich dieses Freundschaftsverhältniß zu einem dauernden gestalten konnte. Für die politische Stütze, welche es diesem Lande bieten konnte, mußte sich letzteres zur Rolle eines Bankiers Rußlands bequemen und ihm einen umfangreichen Credit gewähren. Ein solches Land ist Frankreich. In Frankreich sind denn auch jetzt für 5 Milliarden Francs russische Werthe placirt. Aber auch von der Gunst Frankreichs hängt es darum ab, ob die stabilisirte Valuta eine dauernde bleiben wird. Sobald nämlich Frankreich den Credit dem Zarenreiche kündigt und die russischen Werthe auf die internationale Börse bringt, wird die russische Zahlungsbilanz eine stark passive, und die Valuta erfährt nothwendig ein Sinken.

Man sieht, daß trotz der allgemein verbesserten Wirthschaftslage Rußlands die jetzige Valutareform doch in erster Reihe durch die Verbesserung des russischen Credits möglich geworden ist. Indessen ist die Sicherheit vorhanden, daß der russische Credit in Frankreich, welcher die Grundlage der Valutareform ist, ein dauernder bleibt, indem Rußland den Franzosen politische Gegenleistungen bietet. Man sieht aus diesen Betrachtungen, wie tief die bevorstehende Valutareform in die inneren und äußeren Verhältnisse des Reiches eingreift. Sie schafft einen Wandel in dem gesammten Wirthschafts- und Handelsleben des Landes, sowie sie andererseits zu festeren Beziehungen mit den befreundeten Geldmächten drängt. Ganz unabhängig — finanziell wie politisch — von diesen wird Rußland erst dann, wenn es zur Goldvaluta und somit zur Baarzahlung in vollwichtiger, den Weltmarkt überall beherrschender Münze übergegangen sein wird.

Meteoritenfall.

Von Wilhelm Stoß.

Die Sternenwelt am Himmel ist uns schon längst kein verschlossenes Reich mehr. Mit dem Fernrohre haben wir die gesetzmäßigen Bewegungen der Himmelskörper, mit dem Spectralapparat ihre Bestandtheile erkannt. Wir messen die von ihnen ausgestrahlten Licht- und Wärmemengen, an den Schwankungen der Magnetnadel erkennen wir ihren Einfluß auf den Erdmagnetismus. Immer aber beruht unsere Kenntniß von jenen fernen Welten auf Schlüssen. Niemals wird es einem Menschen vergönnt sein, einen anderen Weltkörper, als die Erde, zu betreten. Bisweilen jedoch kommt auch eine directe Kunde aus dem weiten Weltraum zu uns: Körper, die wir fassen und untersuchen können. Man nennt sie Meteorite oder Aerolithe. Am 10. Februar d. J. ging ein solcher Fremdling aus fernen Welten über Madrid zur Erde nieder, dessen begleitende Erscheinungen so außergewöhnlich intensiv waren, daß sie auch außerhalb des Gebietes ihrer Sichtbarkeit viel besprochen wurden. Eine trotz des hellen Tages stark leuchtende Feuerkugel überflog das nördliche Spanien und erreichte über Madrid mit einer gewaltigen Detonation und darauf folgendem donnerähnlichen Getöse das Ende ihrer Bahn. Die Detonation wurde noch 300 englische Meilen von Madrid entfernt gehört. Der charakteristische helle Streifen, der die Bahn eines Meteoriten noch eine Zeit lang nach dessen Verschwinden sichtbar macht, hielt ungewöhnlich lange an. Kleine graue Steinstücke fielen zur Erde nieder, einige wurden noch in heißem Zustande gefunden.

Obschon uns von mehr als tausend Meteoritenfällen gut beglaubigte Nachrichten vorliegen, haben doch nur wenige so große Aufregung unter der Bevölkerung des betroffenen Gebietes erzeugt, wie der letzte über Madrid niedergegangene. Die ältesten, in den Chroniken der Chinesen verzeichneten, reichen über ein und ein halb Jahrtausend zurück. Von den wenigen Meteoriten, die die Schriftsteller des classischen Alterthums erwähnen, ist der berühmteste der 465 am Aegos Potamos in Thracien niedergefallene, der nach Plutarch's Beschreibung eine Wagenlast schwer war. Bemerkenswerth ist die Behauptung des Anaxagoras, daß solche Steine aus der Sonne stammten. Er kam damit der Wahrheit bei Weitem näher als die meisten bis in unser Jahrhundert versuchten Erklärungen. Bekannte Meteorsteine aus älterer Zeit sind das schildförmige Ancile zu Rom, das während der Regierung des Numa Pompilius vom Himmel gefallen sein soll, und der schwarze, zwei Meter hohe Hadschar el Aswad, das Wallfahrtziel von Millionen gläubiger Muhammedaner, der in der südlichen Ecke der Kaaba in Mekka eingemauert ist. Zuverlässige Nachrichten über wirklich beobachtete Meteoritenfälle datiren erst aus neuer Zeit. Als typisch für einen größeren Aerolithenfall möge der Bericht des am 26. April 1803 bei L'Aigle in der Normandie niedergegangenen nach Neumayr hier Platz finden. Bei heiterm Himmel sah man zu Caen, Falaise, Pont Audemer, Verneuil, Alençon, also in weit von einander entfernten Gegenden, eine Feuerkugel, die sich rasch von Südost nach Nordwest bewegte. Einige Augenblicke darauf hörte man in der Gegend von L'Aigle, in einem Bezirke von etwa 30 Meilen im Durchmesser, eine starke Explosion, die fünf bis sechs Minuten dauerte und einigen Kanonenschüssen, darauf folgendem Kleingewehrfeuer und einem schrecklichen Getöse, wie von vielen Trommeln herrührend, ähnlich gefunden wurde. Das Meteor erschien dort nicht als Feuerkugel, sondern als ein kleines Wölkchen. In der ganzen Gegend, über der das Wölkchen stand, hörte man ein Zischen wie von Steinen, die aus einer Schleuder geworfen werden, worauf etwa 3000 Meteorsteine niederfielen. Die Gegend, über die die Steine vertheilt gefunden wurden, bildet eine elliptische Fläche von ungefähr $2^1/_2$ Meilen Länge und 1 Meile Breite. Trotz der riesigen Menge der Steine erreichte keiner eine bedeutende Masse, nur einer hatte ein Gewicht von $17^1/_2$ Pfund. An Zahl der gefallenen Steine wurde der Steinregen von L'Aigle nur noch durch den von Pultusk in Polen am 30. Januar 1868 übertroffen.

In früheren Zeiten wurde über solche Naturerscheinungen viel gefabelt. Als ein Göttergeschenk mußte es Wunder wirken. Waffen aus Meteoreisen galten als Amulette, ihre Träger waren unverwundbar und unbesiegbar. Meteorfälle galten als glückverheißende Vorbedeutungen zu kriegerischen Unternehmungen. Noch heute werden in vielen Gegenden mit dieser Himmelserscheinung abergläubische Vorstellungen verknüpft. Aber auch die sogenannten wissenschaftlichen Erklärungen früherer Zeit entbehrten jedes thatsächlichen Anhaltes. Die meisten Physiker erklärten die Meteorite als

Digitized by Google

salpetrige und schweflige Ausdünstungen der Erde. Muschenbroek hielt sie für ölige Substanzen, die, durch die Wärme des Tages aufgelöst, in die Höhe stiegen, durch die Kälte des Abends verdichtet würden und entzündet herabfielen. Beccaria und Wolf in Halle hielten sie für elektrische Erscheinungen. Wenn wir von Anaxagoras absehen, war der erste, der sie auf kosmischen Ursprung zurückführte, Halley. Am 21. März 1676 flog ein Meteor von Dalmatien quer über das adriatische Meer und Italien, nahm seine Richtung nach Corsica und zerplatzte auf dem Wege dahin mit furchtbarem Knall. Es war an mehreren Orten sorgfältig beobachtet worden, so daß man seine Höhe über der Erdoberfläche auf 40 bis 50 englische Meilen berechnen konnte. Dieses und ein am 31. Juli 1708 in England beobachtetes Meteor veranlaßten Halley, die Ansicht auszusprechen, daß sie aus dem Weltraum stammen müßten. Was Halley vermuthete, wies der Physiker Chladni aus Nürnberg in einer kleinen Schrift: Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ähnlicher Eisenmassen (Leipzig, 1794), mit überzeugenden Gründen nach. Lange noch wehrten sich die Gelehrten gegen die Möglichkeit eines Steinfalles vom Himmel, bis sie schließlich den Thatsachen nachgeben mußten. Aber auch dann noch war der Speculation ein weiter Spielraum gelassen. Die meisten Anhänger erwarb sich die Ansicht von La Place, daß die meteorischen Steine und Metalle Auswürflinge von Mondvulcanen seien. Noch heute fehlt es nicht an Vertretern dieser Ansicht, obschon Schiaparelli und Weiß mit großer Wahrscheinlichkeit dargelegt haben, daß die Meteorsteine von der Erde angezogene Sternschnuppen sind. Die Sternschnuppen sind feste Körper, die, mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Weltraum kommend, die Erdatmosphäre durchschneiden, wobei die Luft vor ihnen so zusammengedrückt wird, daß sie sich erhitzt und zu leuchten beginnt. Es ist nachgewiesen, daß seit $2^1/_2$ tausend Jahren die periodischen Sternschnuppenschwärme immer zu denselben Tagen die Erdatmosphäre passiren. Geht die Erde gerade durch den Meteorstrom hindurch, so zieht sie einen Theil der dem Strom angehörenden Körper zu sich hernieder. Schiaparelli hat nun nachgewiesen, daß die Bahnen der bedeutendsten Sternschnuppenschwärme mit den Bahnen bekannter Kometen zusammenfallen. Die Bahn des vom 3. bis 13. August die Erdatmosphäre passirenden Perseidenschwarmes fällt mit der des dritten Kometen von 1863, die des am 13. und 14. November erscheinenden Leonidenschwarmes mit der des ersten Kometen von 1866 zusammen. Weiß verallgemeinerte diese Thatsachen dahin, daß jeder periodisch wiederkehrende Sternschnuppenfall der Kreuzung der Erdbahn mit der eines periodischen Kometen seinen Ursprung verdanke. Meteorsteine und Sternschnuppen, sagt Neumayr, sind feste Körper, die mit ungeheurer Geschwindigkeit in unsere Atmosphäre eindringen. Beide comprimiren die Luft auf ihrem Wege vor sich her außerordentlich stark, wodurch heftige Erhitzung, Glühen und Aufleuchten hervorgebracht werden. Allerdings herrscht ein bedeutender Contrast zwischen dem kleinen Sterne, der lautlos am Himmel hinzieht und verschwindet, und der gewaltigen Feuerkugel, die brausend und rollend herankommt und nach gewaltiger Detonation einen Steinregen niedersendet. Allein diese beiden Erscheinungen bilden nur die beiden Extreme einer Reihe von Phänomenen, zwischen denen alle Uebergänge vorkommen. Sehr kleine oder sehr rasch in der Atmosphäre sich bewegende Körper werden verzehrt, ehe sie die Erde erreichen, und auch das Geräusch der Detonation dringt aus jenen hohen Regionen nicht bis zur Erdoberfläche herab. Man nimmt an, daß die Atmosphäre der Erde täglich von zehn bis zwölf Millionen Sternschnuppen gekreuzt wird, während man die Zahl der in einem Tage niederfallenden Meteorsteine auf zwei bis drei schätzt. Es geht daraus hervor, daß von allen den festen Körpern, die in die Atmosphäre eintreten, nur ein ganz verschwindend kleiner Theil bis zur Erde gelangt, die ungeheure Mehrzahl dagegen auf ihrem Wege durch die Atmosphäre zerstört wird. Die Zerstörung der Meteore ist eine Wirkung der Schnelligkeit, mit der sie sich durch die Atmosphäre bewegen, und der durch diese Schnelligkeit erzeugten Hitze. Die riesige Schnelligkeit des Meteors, die meist in wenigen Secunden durch den Widerstand der Luft aufgehoben wird, giebt uns den Schlüssel für die Erklärung der verschiedensten Erscheinungen. Der Aerolith drückt in seinem blitzschnellen Fluge die Luft vor sich in hohem Grade zusammen und läßt hinter sich für einen Augenblick einen sehr stark luftverdünnten, fast luftleeren Raum. Durch die gewaltige Compression wird die Luft vor dem Meteoriten wie in unsern Schmelzöfen erhitzt. Indem sie nach dem fast leeren Raume hinter dem Steine abfließt, umgiebt sie diesen mit einer Gluthatmosphäre, in der er äußerlich zu schmelzen und zu leuchten beginnt. Ist der Lauf beendet, so kühlt sich die glühende Luft momentan ab, Luftsäulen stürzen in den leeren Raum, der sich gebildet hat, und geben Anlaß zu der Hauptdetonation, der dann das Sausen des niederfallenden Steines folgt, vereinigt mit dem Schalle, den das Meteor auf früheren Theilen seiner Bahn hervorgerufen hat, der aber bei der rasenden Schnelligkeit des Aerolithen erst nach diesem ankommt.

Sind die Meteorite weder terrestrischen noch lunaren Ursprungs, sondern Kometentheile, so gewinnt die Kenntniß ihrer Beschaffenheit erhöhte Bedeutung. Sie offenbaren uns, aus welchen Stoffen die den Weltraum durchfliegenden Körper bestehen. Alle auf ihre chemische Beschaffenheit hin untersuchten Steine enthalten nur solche Stoffe, die sich auch auf der Erde finden. Bis jetzt sind 22 der wichtigsten chemischen Elemente nachgewiesen worden, besonders Eisen, Nickel, Silicium und Magnesium. Auch die Gesteinsbildungen, wie Olivin, Quarz, Graphit und viele andere, entsprechen denen der Erde. Ein in Madrid niedergefallener Stein, der „Madridit", enthält außer zahlreichen nichtmetallischen Bestandtheilen die Metalle: Schreibersitt in Form von glänzenden Nadeln, broncebraunen Ivoilit und mattschwarzen Chromit. Viele Meteoriten zeichnen sich durch ihren Reichthum an Eisen aus. Man hat sie im Gegensatz zu den Meteorsteinen im Besonderen, Meteoreisen benannt. Dieses Eisen hat eine ganz besondere Structur, an der man sofort seinen kosmischen Ursprung erkennen kann. Neumayr macht darauf aufmerksam, daß das Meteoreisen nicht nur für den Geologen, sondern auch für den Culturhistoriker von Bedeutung sei. Das Eisen, das wichtigste aller Metalle für den Haushalt des Menschen, komme rein, gediegen auf der Erde fast gar nicht vor, die Gewinnung desselben aus seinen Erzen setze schon einen verhältnißmäßig hohen Culturgrad voraus. Darum sei auch bei verschiedenen Völkern Bronce weit früher zur Herstellung von Werkzeugen und Schmucksachen verwandt worden, als Eisen. Nur das Eisen der Meteorsteine sei dem Menschen von jeher leicht zugänglich gewesen. Manche auf der niedersten Stufe stehenden Stämme hätten es verarbeitet, z. B. die Eskimo und die Madagassen. Ja, es sei die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Menschheit überhaupt das Eisen und seine Verwendung zuerst durch die kosmischen Eisenmassen kennen gelernt habe und erst durch diese dazu geführt worden sei, das Eisen auch in seinen Erzen aufzusuchen.

Spuren von Lebewesen haben sich bis jetzt mit Sicherheit in den Meteorsteinen nicht nachweisen lassen. Unzweifelhaft sind aber die unorganischen Bestandtheile der Erde und der Meteorsteine dieselben. Nimmt man hinzu, daß nach der spectralanalytischen Untersuchung auch auf der Sonne und anderen Fixsternen terrestrische Stoffe vorkommen, so liegt der Schluß nahe, daß alle Körper im Weltraume aus ein und derselben Materie bestehen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Jonas Lie und sein neuester Roman.

Von Otto Stoeßl.

Kielland und Lie sind wohl die ersten, die in ihrer Heimath von der farbigen Romantik, — der erste Ibsen zeigt ihre blühende Kraft und hat in seinen späten Werken noch von ihr tiefe und leuchtende Perspectiven — sich losgemacht haben und die Wirklichkeit zu malen begannen, die Wirklichkeit der engen, dumpfen norwegischen Bourgeoisie. An Kielland sieht man noch sehr deutlich die Schwerfälligkeit, das Altväterische, Mühsame, das dieser Art anhaftet, sie bewegt sich langsam, schwer in's Werk gesetzt, ihre Stoffe sind unsäglich eng, einfach und klar behandelt. Sie scheinen uns schon ganz und gar altfränkisch, ähnlich wie die „guten Stuben" von Urväterhäusern; in allen Werken die gleiche, stricte, tüchtige, aber unfreie Composition, die Anschauung der Dinge altmodisch, gar nicht über dem engen Milieu stehend, das sie ängstlich abmalen. Frei mit diesen klugen Mitteln schaltet schon der zweite: Jonas Lie. Sein Blick ist klar, gütig, überlegen; in seiner Seele findet sich Alles, was die heutigen Künstler seines Landes uns werth macht. Alle enthält er in sich und seine Werke verkünden Alle. Ein freies, helles Licht spielt in ihnen, auch sie haben die enge, einfache, knappe Composition, aber sie ist von einem größeren Künstler nicht aus Beschränktheit des Vermögens oder Zaghaftigkeit oder unsicherer Kunst angewendet, sondern mit wohlgezügeltem, weise beschränktem Sinn. Sie sind nicht naturalistisch im engen Sinn der verwirrenden Wiedergabe einer allzureichen Natur, sondern impressionistisch; eine Grundstimmung ist am Stoffe gesehen und absichtslos, streng, von keinerlei Lyrismus umwuchert, dargestellt. Die Begebenheiten sind einfach abgegrenzt und abgezielt, wohl auch die Menschen undifferenzirt, aber fein und tief getönt. Eine ruhige Würde athmet aus allen seinen Romanen, dabei eine unnachsichtige Kraft, die uns gerade durch ihr Maaß wunderbar bezwingt. Etwa diese „Niobe", das Schicksal einer Mutter zeigend, die ihr ganzes Haus, die blühenden Kinder in's Verderben sinken sieht. „Die Familie auf Gilje" hat wohl die feinsten Farben und wir begegnen dort zum ersten Mal jenem Typus, der uns so eindringlich und gewaltig von Hamsun, als hungernder Schriftsteller, als lügenhafter Oekonom Nagel, als träumerischer Jäger Glahn vorgestellt wird. Hier ist er ein vacirender, ewiger Student Grip, ein neues Leben seiner heimischen Menschen begehrend, in der Seele die Erziehung der Jugend tragend und wieder durch die gemeine Energie der Alten verfolgt, immer wieder aus allem Beginnen zurückgeworfen, endlich in Noth und Bettelei sterbend. Dabei eine solche sanfte Klarheit und Strenge der Darstellung, die Liebe zu der Schönheit der Menschen und der Welt nicht in taumelnden Gesängen, sondern in dieser innigen Wahrheit der Betrachtung bewiesen! Wir gehen in den norwegischen Wintern mit den harten Leuten über die verschneiten Berge, sehen die dampfenden Nüstern der Pferde und die ungelenken Sitten der entlegenen Menschen. Alle Vorzüge aber, gleichsam gesammelt, zusammengedrängt und in der höchsten, glücklichsten Vollendung zeigt der neueste Roman dieses greisen Meisters: „Großvater" (Berlin, Tändler). Im Stoff verwandt mit der „Madame Bovary" des Flaubert, ist er bei geringerer Wucht, bei milder und tiefer Stimmung, straffer, geschlossener componirt. Es ist uns wohl vergönnt, Mehreres über dieses Buch zu sagen.

Die Papiere, welche vom Staate aus den Werth der Dinge bezeichnen sollen, haben starke, deutliche Zeichnungen neben den Ziffern. Es sind meist symbolische Gestalten der Fruchtbarkeit und des Wohlstandes darauf und das Bild des Landesherrn, von dem Alles das abhängen soll; hält man sie aber gegen das Licht und läßt die Sonne durch das dünne Blatt scheinen, so sieht man erst, wie ganz feine, helle Linien darauf gezeichnet sind, die sich verschlingen und irgend ein Zeichen bilden. Darin erst liegt der Beweis der Echtheit des Papiers. Dies könnte man als ein Gleichniß für das Leben selbst benutzen. Den Meisten ist es in die Hand gegeben, wie ein Geld, Mancherlei damit zu erwerben und wieder neues Leben dafür einzutauschen, es ist Jedem in starken, deutlichen Gestalten vorgezeichnet, und wenn man es so flüchtig betrachtet, — und man lebt ja meist so in den Tag hinein, — sieht man nur die gewohnten starken Bilder, die täglichen Worte, wie auf eine Banknote gedruckt; läßt man aber einen tieferen Sinn in alles das hineinleuchten, so entdeckt man auf ein Mal deutliche, aber zarte Linien, die Alles verbinden, sich selbst mit einander verschlingen und auf längst Vergangenes und weit Zukünftiges deuten, das nun plötzlich aus dem Gegenwärtigen deutlich wird. Und man sieht hinter den heutigen Erscheinungen einen „tiefen Sinn" auftauchen, der Allem erst den Beweis seiner Nothwendigkeit und Echtheit giebt. Dies ist meist die Art alter, erfahrener Menschen, die eine Uebung des Lebens haben und im Wesen auch die der Künstler, welche, was sie sehen, wieder zeichnen und selbst wieder solche Scheine anfertigen, welche die Bedeutung des Lebens Jedem in die Hand geben sollen. Das aber unterscheidet die großen von den falschen Künstlern, daß sie ihren Kunstwerken diese hellen, feinen Linien geben können, welche das Vergangene und Künftige aus der starken Gegenwart sich emporschlingen lassen und deutlich machen. Erst, wer das kann, ist ein großer Künstler. Am bedeutendsten scheinen diese feinen Linien, ich möchte sagen, die des zweiten und dritten Lebens über den deutlichen des ersten Geschehens in diesem neuesten Werke von Jonas Lie zu sein. Es handelt sich um eine einfache Geschichte. Ein heftiges, beinahe alltägliches Ereigniß, das ohne vielfach gekreuzte Verwicklung hingestellt ist, wie diese deutlichen Zeichnungen der Werthpapiere, von welchen wir sprachen, wird aufgewiesen und, von der Sonne einer schlichten Lebensweisheit durchleuchtet, werden die Zeichen sichtbar, die Vergangenes und Künftiges deutlich machen. Und es ist eine tiefe Absicht, daß ein alter Mann diese Ereignisse gleichsam gegen das Licht hält und ihre Bedeutung erkennt, die Jungen stehen allzusehr in der Gegenwart drin. Der alte Herr selbst aber gehört eben so sehr dieser, wie der Vergangenheit an und durch ein langes Leben sind seine Augen auch fähig geworden, die Zukunft abmessen zu können. Ein Großvater steht inmitten des Buches, um ihn geht das Leben seines Sohnes, seiner Enkel; er wird davon nicht allzusehr erschüttert, aber er sieht Alles, Nichts entgeht ihm, und immer, wenn er in sein Zimmer hinaufwandert, muß er an seine Jugend denken, an seine verstorbene Frau und über der Gegenwart wird ihm plötzlich der Sinn seiner verflossenen Jahre lebendig, und Alles, was er damals, ohne es nicht zu verstehen, mitgemacht. Zugleich sieht er an seinen Enkeln die feinen Spuren eines künftigen Lebens sich vorzeichnen. Die Handlung ist folgende:

Der Großvater, der verwittwete Zollinspector Grunth lebt seine Pensionistenjahre bei seinem Sohne, dem Corpsarzt. Dieser hat eine sehr schöne Frau, deren Alter sich den Vierzig nähert, und drei Kinder. Eine achtzehnjährige Tochter, Terna, nach der Großmutter, — des alten Herrn Frau — so genannt, einen Sohn Ingwald, in den Jahren, wo man die Mittelschule los wird, und ein jüngeres Mädchen. Die Frau Stephanie, mit ihrer heftigen Lebensluft in dieses enge, norwegische Landstädtchen gepreßt, von Hausorgen überhäuft, nervös, in allen Fibern nach freier Luft und Genuß zitternd, dabei von heuchlerischer, unguter Gemüthsart, lebt äußerst unglücklich neben ihrem Manne, der sie riesig liebt, jedem Wunsche von ihr nachgiebt, aber immer wieder von ihr durch sein tieferes inniges Wesen und seine Liebe zu den Kindern getrennt wird, die der Frau als Verräther ihres zunehmenden Alters verhaßt sind. So weht in diesem Hause eine ängst-

Digitized by Google

liche Luft. Die Kinder hassen verstohlen die Mutter, diese heuchelt wieder Liebe zu ihnen und zum Mann. Bei ihnen wohnt der Großvater und raucht zu Allem ruhig seine Pfeife, geht mit seiner Enkelin Terna, die er sehr liebt, weil sie an Namen und Art seiner verstorbenen Frau gleicht, spazieren, redet mit seinem Sohne, dem Corpsarzte, über alle kleinen Angelegenheiten des Hauses, wird von ihm und den Kindern verehrt, von Frau Stephanie mit grimmiger Furcht gehaßt und sieht mit seinen guten, alten Seemannsaugen Alles, was geschieht und kommt. In der gleichen Stadt lebt ein reicher Kaufmann, Wingaard, vielgereist, musikalisch, ein Weltmann und hoher Verehrer von Frau Stephanie. Er lockt sie zu allen möglichen Genüssen, die ihren bescheidenen Verhältnissen sonst eigentlich versagt sein müßten, faßt sie bei ihrer Liebe zur Musik, sie muß bei Concerten mitwirken, an Lustfahrten theilnehmen. Der Doctor, ihr Mann, sieht das Alles, aber er ist zu gut und ehrlich, an einen Betrug seiner Frau zu glauben, will sich vielleicht selbst über sie täuschen und gewährt ihr jede Freiheit. Der Großvater und die Kinder, welche ja in die verbotenen und geheimnißvollen Dinge einen fast hellseherischen Blick haben, sehen aber, oder wissen vielmehr Alles. Das Hauswesen geht unablässig seinen Gang weiter. Bei Tisch liebkost Frau Stephanie, von ihren Musikabenden heimkehrend ihren Mann, der sich freut, wenn sie das Bischen edle Zerstreuung hat, weil er unmusikalisch ist, schätzt er den Werth der Musik bald sehr hoch, bald äußerst gering. Die Kinder schauen sich verstohlen an, einander den Ort dieser Musikabende bedeutend.

Der Großvater raucht seine Pfeife und in der boshaften Grausamkeit des Alters wirft er wohl hie und da ein versteckes Wort hin, das den Unwissenden unbemerkt und nichtig bleibt, dem Schuldigen Drohung und Qual bedeutet. Dann geht er hinauf und denkt an seine früh gestorbene Frau, die er sehr geliebt hat. An ihr war Zeit ihres Lebens bei ihrer großen Liebe etwas Gedrücktes, ähnlich, wie jetzt bei seinem Sohne. Er liest hie und da in den Briefen, die sie ihm geschrieben, wenn er zu Schiff auf Reisen war ... Er sieht plötzlich, wenn er an das Gesicht seines Sohnes denkt, die Augen seiner verstorbenen Frau ... „er fühlte es an seines Herzens Zug, nun kamen sie, diese stahlkalten Funken über sie, diese unbeherrschbaren Ausbrüche von etwas Zartem in ihr, das tödtlich verwundet war, und das immer gerade in der Stunde tiefster, innerster Ergebenheit stumm hervortrat, so todeskalt, so wildtraurig. Das Unüberwindliche, das ihn zurückstieß, in Raserei versetzte, ihn mit Haß erfüllte, der Liebe war, — und immer wieder bat sie um Vergebung deßhalb und immer wußte sie zu verwischen und mit liebevoller Hingebung zu versöhnen." Seine Enkelin, die Terna heißt, wie sie, kommt zu ihm herauf. — Es ist nämlich in der Stadt ein junger Bursche, Paul Höeg, ein lieber, gescheidter Mensch, der sie als Kind gekannt und sie liebt; Terna aber, welche die Mutter hassen muß, weil sie sieht, wie von ihr der Vater betrogen wird, fürchtet sich vor der Liebe und ist kalt und steif mit diesem guten Jungen, und sie kommt immer in der tiefsten Noth ihrer achtzehn Jahre zum Großvater herauf und der tröstet sie, so gut er kann: „Du bist am ehesten noch an Gemüth und Aussehen nach meiner ..., nach deiner Großmutter gerathen ... Auch sie konnte oft so traurig sein, still, stumm — rein, als wollte sie verzweifeln. „Seevogel" nannte ich sie, solange wir neuvermählt und jung waren ... Terna und Vögelchen ... Sie war so licht und leicht und immer froh ... ja wohl, viele Jahre lang, aber dann, schaust Du, zwischen älteren Leuten ... Der Großvater wurde unruhig und schaukelte sich im Stuhl ... „bis zuletzt der Seevogel mir wegflog ... In jener Nacht nannte ich sie wieder Seevogel und Terna ... Allein da half alles Rufen nichts." Es war aber noch ein anderer Grund, als die zunehmenden Jahre, warum seine verstorbene Frau so traurig sein konnte. Das war, weil sie darauf gekommen war, daß er ihr einmal untreu gewesen. Sie hatte das zufällig einmal entdeckt, als er gerade auf Reisen war, und sie hatte viele Briefe an ihn begonnen, ihn darum zu fragen, aber keinen zu Ende gebracht. Jetzt liegen alle in Großvaters Lade, und er weiß nun, warum seine so geliebte Frau dann so traurig und oft wie gebrochen neben ihm verlebte. Seine Enkelin Terna gleicht ihr, und am Schlusse, als Terna ja doch den Paul heirathet, sagt er ihm, als spräche er zu seinem weiland Ich: „Die hier darfst Du nicht verlassen, niemals ... Sie gehört zu jenen, die daran sterben!" Dies sind die zarten Linien seines eigenen Lebens, die er an dem seiner Kinder sich emporweben sieht und zugleich die des künftigen. Wir haben sie gesucht und vergaßen die Ereignisse, aus denen sie wuchsen! Gegen den Sommer und Spätherbst nähert sich das Drama dieser Ehe seinem Schluß. Der Doctor Grunth hat eine Villa draußen vor der Stadt. Er liebt dieses Landhaus sehr, aber seine Frau verschmachtet vor Langeweile unter den Blumen des Gartens, unter den Bäumen draußen und am Meere. Nur der Consul Wingaard bringt Abwechselung, wenn er seine Besuche macht. Früh kehrt die Familie Grunth wieder zur Stadt zurück. Der Doctor ist sehr beschäftigt, oder scheint es zu sein, aber er sieht jetzt dem Spiel seiner Frau besser zu. Es wird Winter. Sie kehrt mit gerötheten Wangen von ihren Musikabenden zurück. Einmal am Abend entwickelt sich folgendes Gespräch, es redet vielmehr der Doctor zu seinem Vater allein, man sieht dabei die Wolken emporziehen und jedes Wort ist absichtlich gequält, wie das von Menschen, die fest und mit jeder Regung der Seele einem Ziele zugehen. „Die Hexenprocesse waren doch gar nicht so dumm!" er begann im Zimmer auf und ab zu gehen, er blieb manchmal stehen und redete halb zur Wand, halb zum Großvater. „Kamen die Leute in Zweifel, ob sie es mit einer Hexe zu thun hätten, oder mit einem menschlichen Wesen, so stellten sie eine Probe an, und sie erkannten, ob es eine Hexe war oder nicht. War sie eine, so machte man sie kalt. Man nannte dies ein Gottesurtheil ..." Und der Doctor vollendet seinen Hexenproceß. Er ist nämlich seiner Frau darauf gekommen, daß sie mit Wingaard ihre Musikabende draußen auf ihrem eigenen Landhause Sollid zubringe. Als der Doctor einmal hinausfuhr, fand er Spuren eines tollen Tages, Champagner und ein Fläschchen Himbeersaft, den seine Frau besonders liebte. In diese Flasche, die halbvoll zurückgeblieben war, goß er Gift. Eines Abends, Frau Stephanie war lange von Hause fort, kam plötzlich der Consul Wingaard verstört herein, zum Doctor und zum Großvater: „Zieh Dich an, Grunth, es ist eilig, es handelt sich um Deine Frau, sie ist krank, zieh' Dich an. Ich traf sie früh am Nachmittag," sagte er bebend, mit zwinkernden, eigenthümlich wachsamen Augen, — „sie wollte zur Wiborg, ich lud sie ein, mit mir im Schlitten eine Spazierfahrt zu machen. Nach Sollid hinaus, in diesem milden Wetter, schlug sie vor, ging hinein und holte den Schlüssel. So mache Dich doch fertig, Grunth! kaum waren wir dort angekommen, da überfielen sie plötzlich sonderbare Schmerzen, furchtbare Schmerzen." „Ah, wenn die Geschichte so heftig war, so ist's wohl bald vorbei, versetzte mit eisiger Ruhe der Corpsarzt" ... Der alte Grunth ging mit. Draußen fanden sie die Frau todt. „Vermuthlich ein Herzschlag," sagte der Doctor zu Wingaard. „Einen allerletzten Dienst, Herr Wingaard, wollen Sie so schnell wie möglich ein paar Krankenwärterinnen aus der Stadt senden, und ich denke, wir sind einig über die kleine Aenderung im Bulletin, wir Anwesenden waren hier draußen, und sie wurde plötzlich von einem Herzschlag betroffen und starb." Der Großvater erkannte, daß sein Sohn hier selbst Gericht gehalten und den Tod in seiner Gattin Lieblingsnäscherei gelegt habe. Er fühlte, wenn sein Haar noch weißer werden konnte, so geschah es in dieser Nacht. —

So war dieses Eheleben gewaltsam vollendet, das zu-

Digitized by Google

gleich die Kinder zusammengebunden hatte; nun waren alle entfesselt und gewöhnten ihre Glieder an die Freiheit, der Sohn draußen bei den Studien, Terna in der Liebe, der alte Großvater selbst, der frei athmet, wenn er auch noch so spät, wo Andere feiern dürfen, die Bürde des Lebens auf seinen Schultern fühlen muß, nur der Corpsarzt ist gebrochen, und er selbst zieht sich in eine Nervenanstalt zurück, nachdem er seine Kinder versorgt. Paul heirathet seine Terna, und zu ihnen sagt der Doctor mit einer seltsamen Feierlichkeit: „Ich glaube, Ihr seid beide höheren Geistes Kinder und es ist das Schönste auf Erden, wenn so zwei sich finden ... Für niedrige Naturen aber ist die Ehe nichts!" Und was sonst banal wäre, klingt hier seltsam rührend, daß sich diesem Mann, der immer so das Leben selbst steuerte, plötzlich die Erkenntniß eröffnet, daß er nicht zu dem Leben gepaßt, das er sich selbst geschaffen. Der Großvater lebt dann, — der Sohn ist fort, Terna hat weggeheirathet, Alle sind fort — ganz allein in der kleinen Stadt, er bekommt einen Brief von Terna. „Er besah den Brief, legte ihn wieder hin, zog das eine Rouleau wegen der Sonne herab und machte es sich im Schaukelstuhl bequem ... Ja, ja, Sie fangen an und Andere schließen, murmelte er, während er las ... Und so sitzt man denn alt und grau da, so gegen die Zeit der Dämmerung und großen Stille, während die Sonne langsam untergeht, und sieht zurück, wie wenig man gelebt hat, all' die vielen, geschäftigen Jahre, die einem nur Rauch in den Händen ließen. — Seine geistige Krisis hatte man eigentlich im späten Greisenalter durch Kind und Kindeskind. Er saß da und drehte den Brief. ‚Verwundere mich zu Tode über sie, vom Moment, da wir aufstehen, bis wir uns niederlegen', las er am Rand des Papieres, von Paul's Hand hingeworfen ... Terna hatte ihrer Großmutter tiefen Drang nach ganzer, unverkürzter Liebe geerbt, so ging es in des Großvaters Gedanken herum. Er hatte ja die längste Zeit versucht, sich einzureden, daß man so was eigentlich als eine Sonderbarkeit ganz merkwürdig ideal veranlagter Naturen ansehen müsse. Aber, aber — je mehr es es betrachtete, desto klarer ging es ihm auf, daß es doch genau genommen, die Liebe war, worin er in Freude und Sorge sein eigentliches, innerstes Leben, sein tiefstes Leben gelebt hatte. Er, der alte Mann fand, daß er in der jüngstverflossenen Zeit in dieser Hinsicht eine Entdeckung um die andere gemacht, eine Einsicht nach der anderen gewonnen habe. Der letzte, verlöschende Sonnenstrahl glitt golden über die Gardinen hin und des Großvaters Augenlider zwinkerten und fielen schon zu. Sie schimmerten hervor, diese tiefen, liebevollen Augen, mit den heimlichen, bebenden Fragen, sie waren nun ruhig, still, zutraulich ... Es schwebte etwas, wie ein Vogel dicht über ihm mit den Schwingen hin."

So endigt dieses liebe, schlichte Buch, daß sich durch seinen Frieden von der sonst gewaltsamen, heftigen Tragik der Norweger sondert. Wir sind in einer kleinen Stadt und erleben eigentlich kleine Schicksale kleiner Menschen mit und werden dennoch so sehr bewegt. Gefühle, denen wir uns als Halbwüchsige gerne hingaben, edle, sentimentale Gedanken werden ausgelöst und gewinnen einen milden, sanften Glanz, die Stimmungen von jedem Tag, so von einem Künstler in die Sonne gehalten, schimmern plötzlich wunderbar und neu; wie läßt doch nur einmal Gottfried Keller die Sonne sagen:

Mit all euren Schätzen
Lagert euch herum
Wendet eure Fetzen
Vor mir um und um,

Daß durch jeden Schaden
Leuchten ich und dann
Mit dem gold'nen Faden
Ihn verweben kann.

Bei aller Wucht, die im Stoff liegt, ist das Buch in einem milden, geklärten Ton geschrieben, in einer alltäglichen und dennoch gedämpften Sprache, wie alte, weise Leute reden, und dazwischen Dinge, die so sanft und warm durch's Gemüth wehen, ein abgerissenes Stücklein eines Kinderliedes oder ein vergangener Duft, den man lange nicht spüren gekonnt und für den man plötzlich wieder Sinn und Freude hat. Das ganze Buch tönt und ist im Innersten musikalisch; man hört alle Laute bis auf den leisesten Klang der Stimme und wenn der junge Paul von Terna sagt, sie scheine zu flattern und zu schweben, so glaubt man nicht so sehr das zierliche Geschöpf, gleichsam von seinen Kleidern getragen, zu sehen, sondern die sonst unhörbaren Gebote der Stimmen zu hören, denen ihr Körper, ihre Seele, jedes Wort folgt, und das Schicksal aller Menschen scheint ein Schweben nach dem Ton verborgener Klänge. Das Mädchen und der alte Großvater und das Meer und die ganze Geschichte tönt ... wie Cellotöne, klar, etwas dunkel, wie von einem goldigen Braun, die heftige Leidenschaft selbst ist besonnen vorgebracht, etwa wie der vollere Ton der Kammermusik, die immer etwas Vornehmes, aber dabei dennoch Inniges, Feierliches, Gütiges behält und die tiefste Leidenschaft und Qual leise überschimmert; wie in einem solchen Quartett kann man eine Stimme durch den Satz verfolgen ... ein großer Ton zieht durch dieses Stück Kunst — es ist ein anderes Gleichniß für dasselbe, was wir früher mit den hellen, feinen Linien verglichen haben, die in Licht auf den Werthscheinen sichtbar werden. Und diese Züge sind die Zeichen der großen Kunstwerke.

Der geniale Mensch.

Nietzsche, Lombroso und Nordau haben das Thema vom Genie und seinem Halbbruder Wahnsinn in Aufnahme gebracht. Am Leichtesten macht sich jedenfalls Lombroso seine Beweisführung. Einerseits rechnet er jede Abweichung vom normalen Verhalten dem betreffenden genialen Menschen ohne Weiteres als Geistesstörung zu, und andererseits sieht er in jedem Machwerk irgend eines wirklich Verrückten das Product genialer Schöpferkraft. Auf diese Weise ist er natürlich im Stande, eine große Menge von Beispielen verrückter Genies anzuführen, nur daß die wirklich genialen Menschen nicht verrückt sind und die wirklich verrückten Menschen nicht genial sind. Schüle sagt: „Thatsache ist der oft vorkommende Verfall hochgenialer Menschen in Geisteskrankheit (Tasso, Swift, Lenau, Donizetti, Schumann). Thatsache ist ferner die Abwechselung von Genie und Geisteskrankheit oft in den ganz nächstliegenden Generationen einer Familie (Rousseau, Byron). Sollte aber damit die Identität des Wesens beider bewiesen sein? Sollte die Schöpferkraft eines Goethe und Newton, welche die Anschauungen und Gefühle ganzer Jahrhunderte aussprechen und deren Denken Ziele gaben, im Grunde derselben Art sein, wie die blendenden Leuchtkugeln eines Verrückten? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. In dem bleibenden Werthe der That liegt das unterscheidende Merkmal, welches, wenn auch oft einem dunkeln dämonischen Drange entströmend, doch schließlich klar bewußt und mit Hingabe der ganzen seelischen Energie vollzogen, als fruchtbares Saatkorn in der Furche der Zeit sich erweist. Daß dieser große Wurf oft nur unter Anstrengungen gelingt, welche eine schwächer angelegte Organisation untergraben, beweist nichts für die krankhafte Natur der That selbst. Stehen doch diesen in der Hingabe an ihre Lebensidee sich aufreibenden Geniemenschen auch jene noch vollendeteren, höheren gegenüber, welche die wunderbare Harmonie aller geistigen Fähigkeiten darstellen und, weit entfernt, unter der erstaunlichsten Productionskraft zu leiden, vielmehr sich geistig zu verjüngen scheinen und trotz aller geistigen Leistungen noch Virtuosen

Digitized by Google

des Lebens bleiben, wie Goethe." Lamb hat vollständig Recht, wenn er es als eine reine Unmöglichkeit erklärt, sich einen Shakespeare als wahnsinnig vorzustellen.

Diejenigen aber, welche Freude haben an den blendenden Leuchtkugeln der Verrückten und sie für Blitze des Genies halten, werden auch ferner an der Hypothese Lombroso's festhalten und Genialität und Verrücktheit in einen Topf werfen; denen ist nicht zu helfen. „Richter aber wird die Zeit sein. Denn schließlich sinken ungesunde Producte, wenn sie auch eine Zeit lang durch Reclame und Mode hochgehalten werden, doch in Vergessenheit, wahrhaft geniale Werke aber veralten nie. Wie letztere der Ausfluß großer Lebensenergie und großer Lebensfülle sind, so wirken sie auch lebenerregend und die geistige Gesundheit fördernd. Darum meint Goethe, man sollte nie einen Tag vorübergehen lassen, ohne etwas Schönes zu lesen, zu sehen oder zu hören. Solange daher Menschen leben, werden sie sich dessen freuen, was aus der Lebensfülle und der höchsten geistigen Gesundheit wahrhaft genialer Menschen seinen Ursprung genommen hat. So urtheilt der durch seine tief bohrenden Hamlet-Studien und seine siegreiche Polemik gegen Kuno Fischer in weiten Kreisen bekannt gewordene Jenenser Philosoph und Aesthetiker Julius Türck in seiner neuesten Schrift: „Der geniale Mensch" (Jena, Otto Raßmann). Nachdem er das Wesen, Schaffen und Streben des genialen Menschen und die künstlerischen Selbstdarstellungen des Genies bei Shakespeare (Hamlet), Goethe (Faust) und Byron (Manfred) analysirt hat, untersucht er die religiösen Gestaltungen bei Christus und Buddha, die philosophischen von Schopenhauer und Spinoza und die naturwissenschaftlichen von Darwin und Lombroso. Dann geht er zu den „gefährlichen" Denkern Stirner und Nietzsche über, „die an die Stelle der Liebe und Hingebung den Haß und die Selbstsucht setzen wollen, an die Stelle des Schönen und Erhabenen das Häßliche und Gemeine, an die Stelle der Wahrheit die Lüge, an die Stelle des friedlichen Verkehrs und der Gemeinsamkeit der Interessen den Krieg Aller gegen Alle, mit einem Wort auf allen Gebieten an die Stelle der Ordnung die wilde Anarchie, die Unordnung und völlige Gesetzlosigkeit." Ist nun Türck's Behauptung richtig, daß Genialität in nichts Anderem besteht als in einem wahrhaften, außerordentlich gesteigerten Interesse oder in einer aufrichtigen, selbstlosen, hingebenden Liebe zu dem Gegenstande, mit dem sich der geniale Mensch beschäftigt, so muß umgekehrt der directe Gegensatz zur Genialität, die Bornirtheit, in nichts Anderem ihren Grund haben als in einer Bornirtheit oder Beschränktheit des Interesses an dem Gegenstand, also in einem Mangel an wahrhafter, hingebender Liebe, oder, je nach Umständen, in einem Mangel an Wahrheit des Empfindens, Denkens oder Handelns. „Die Liebe strebt nach Einheit, nach Vereinigung des Vielen, Verschiedenen, Entgegengesetzten; der Haß umgekehrt trennt das Vereinte, durchschneidet das Band gemeinsamer Interessen und reißt jedes einzelne Glied aus dem Zusammenhange des Ganzen. Die Liebe vereinigt, baut auf, schafft Leben und Existenz, der Haß löst auf, zerstört und führt Tod und Vernichtung herbei."

Wo aber eine Vielheit von Einzelwesen zusammentreten soll zu einer höheren Einheit, wo sie ein lebendiges Ganzes, einen lebensfähigen Organismus bilden soll, da muß jedes Einzelwesen der Idee des Ganzen sich einordnen, da muß es in dem Gefüge des ganzen Organismus seine Stelle einnehmen und dem Gesammtzweck, der höheren Einheit dienen. Jedes Einzelwesen unterliegt also zugleich mit seinem Eintritt in die höhere Einheit dem Gesetz, auf welchem diese höhere Einheit allein beruht. Alle Gesetze haben daher nur Bezug auf eine größere Gesammtheit, der sich das Einzelwesen nach Maaßgabe dieser Gesetze einfügt. Das Streben der Einzelwesen, zusammenzutreten zu einer höheren Einheit, zu einem gemeinsamen Zweck, zu verschmelzen in einem einzigen Leben, dieses Streben nennt Türck Liebe. Da sich nun jedes Einzelwesen beim Eintritt in die höhere Einheit, in das höhere Leben dem Gesetz oder der Idee unterzuordnen hat, auf welcher die Existenz dieser höheren Einheit beruht, so muß Liebe auf die Erfüllung des Gesetzes gehen. Denn Liebe ist ja, wie gesagt, nichts Anderes als das Streben oder der Wille nach der Existenz der höheren Einheit, des vollkommeneren Lebens. Ist nun Genialität nichts Anderes, als ein wahres, außerordentlich erhöhtes Interesse oder Liebe zum Gegenstand, so muß auch natürlich der geniale Mensch die Erfüllung der Gesetze im Auge haben und nicht ihre Auflösung. „Der bornirte, interesselose, lieblose Mensch aber wird allen Gesetzen seine Anerkennung versagen, weil ihm nichts an der höheren Einheit und dem höheren Leben liegt, dessen Existenz allein auf der Geltung dieser Gesetze beruht. Der bornirte, interesselose, lieblose Mensch ist daher seiner Natur nach ein gesetzloser, einer der sich außerhalb der Gesetze stellt, ein Anarchist. Der lieblose oder selbstsüchtige Mensch läßt nur das gelten, was unmittelbar auf seine eigene vergängliche Person, auf sein eigenes beschränktes Ich Bezug hat; sich einem Gesetz zu unterwerfen, auf dem die Existenz einer höheren Gemeinschaft beruht, hält er für eine Thorheit, eben weil ihm jedes Verständniß und jedes wahre Interesse für diese höhere Gemeinschaft fehlt. Wo aber dem Gesetze die Herrschaft versagt wird, da herrscht die Willkür des Einzelnen, die Gesetzlosigkeit, die Unordnung und Anarchie. Selbstsucht, Egoismus und Anarchie gehören daher zusammen. Nachdem Türck so den Begriff des bornirten und selbstsüchtigen Menschen im Gegensatze zum genialen festgesetzt, geht er über zu den neuerdings Mode gewordenen Philosophen und Dichtern, die die Selbstsucht, die Willkür des Einzelnen verherrlichen, und die Anarchie auf allen Gebieten preisen, die Auflehnung gegen alle Gesetze, und damit zugleich auch die selbstsüchtige Beschränktheit oder Bornirtheit in der Kunst, in der Wissenschaft und im Leben. Es wird dem Verfasser leicht, diese „Bornirtheit" bei den beiden anarchistischen Philosophen Nietzsche und Stirner nachzuweisen. Wie Stirner sich selbst für Gott „den Einzigen und sein Eigenthum" die ganze Welt hält, so verehrt auch Nietzsche in dem Verbrecher den von jeder Rücksicht auf Gesetz, Recht und Nächstenliebe freien Menschen, den Egoisten par excellence, und verherrlicht die sittliche Bornirtheit. Er stellt sie als die eigentliche Herrenmoral, d. h. Verbrecher- oder Zuchthausmoral, der Moral des Christenthums oder der sittlichen Auffassung der rechtschaffenen und humanen Menschen gegenüber, welche letztere Moral er unter dem Namen der „jüdisch-christlichen Sclavenmoral" verächtlich zu machen sucht. Wie im Handeln und Denken, so wird von ihm die selbstsüchtige Willkür oder Bornirtheit auch im Empfinden zum allein geltenden Princip erhoben. Kant hat das Schöne definirt als „das, was allgemein und ohne" — selbstsüchtiges persönliches — „Interesse gefällt". Nietzsche erklärt im Gegensatz dazu: Schön ist für mich nur das, was ich für schön halten will, was meinen Sinnen schmeichelt oder irgend wie meiner Selbstsucht, meiner Genußsucht oder Eitelkeit fröhnt. Etwas, das an sich schön wäre, giebt es nicht nach ihm. Er lacht über diejenigen, welche der naiven Meinung sind, der Künstler bewundere an seinem Modell nur die ideale Form. „Schön ist das", sagt Nietzsche, einem Ausspruche Stendhal's folgend, „schön ist das, was mir ein Glück" — einen Genuß — „verspricht." Dieser Genuß aber kann für mich, wenn ich Künstler bin, z. B. auch darin bestehen, daß ich mich mit Bewußtsein frech über alle ästhetischen Regeln hinwegsetze, um durch das Unästhetische, Häßliche und Gemeine genau so mit Behagen das Schönheitsgefühl zu verletzen, wie ich als Egoist mit Behagen mich an den körperlichen und geistigen Qualen Anderer weide. „Kunst", sagt ein Kritiker, der sich für die Bilder Munch's erwärmen konnte, „Kunst kommt her von Können. Es kommt nur darauf an, zu zeigen, daß man Etwas kann, daß man die Macht hat, Etwas zu leisten. Ob dieses Können angenehm oder unangenehm wirkt, ist Nebensache." Damit ist

Digitized by Google

die persönliche Willkür, die Anarchie, die Verletzung aller Gesetze der Schönheit auch in die Kunst eingeführt, und leider ist dieses Princip, welches aller Kunst direct in's Gesicht schlägt, heut zu Tage derartig Mode geworden, daß selbst echte, große, bedeutende Künstler, von ihr beherrscht, die tollsten Dinge zu Wege bringen.

Von den anarchistischen Dichtern ist namentlich Henrik Ibsen zu einiger Berühmtheit in Deutschland gelangt. Daß er im Grunde ebenso wie Stirner und Nietzsche der sittlichen, intellectuellen und künstlerischen Bornirtheit das Wort redet, hat er selbst in einem an den Kopenhagener Privatdocenten Georg Brandes gerichteten Schreiben zum Ausdruck gebracht. Wie Stirner und Nietzsche ist er ein Verächter aller Gesetze, auf denen das Bestehen des Staates und der menschlichen Gesellschaft, die Wissenschaft und die Kunst beruhen. Henrik Ibsen sagt in diesem Briefe: „Der Staat ist der Fluch des" — egoistischen — „Individuums. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle Freiwilligkeit und geistige Verwandtschaft als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf, das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas taugt, Eine Umänderung der Regierungsform ist nichts Anderes als ein Kramen im Detail. Etwas mehr oder etwas weniger, Erbärmlichkeit Alles miteinander. Der Staat wurzelt in der Zeit, er wird in der Zeit gipfeln. Größere Sachen als er werden fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. An wie Vielem sind wir im Grunde festzuhalten verpflichtet? Wer bürgt mir dafür, daß zwei Mal zwei nicht droben auf dem Jupiter fünf macht."

Ein geordnetes Zusammenleben der Menschen in der Gesellschaft, im Verein, in der Gemeinde, im Staat, in welchem Einer sich dem Andern anpassen muß und nicht ohne Weiteres jeder wahnsinnigen Laune die Zügel schießen lassen kann, ist dem anarchistischen Dichter Ibsen ebenso wie den anarchistischen Philosophen Stirner und Nietzsche auf's Tiefste verhaßt. Ibsen begreift es einfach nicht, wie ein Mensch sich dazu herbeilassen kann, freiwillig seiner absoluten Willkür Schranken aufzulegen, indem er sich den Satzungen einer Gesellschaft von Menschen fügt und nach Maßgabe dieser Satzungen an sich selber Kritik übt. Wie Georg Brandes erzählt, hat Ibsen sein ewiges Ergötzen, so oft er in einer Zeitung liest: „und dann ernannte man eine Commission", oder: „dann gründete man einen Verein". „Ich glaube," fügte Brandes hinzu, „daß Ibsen in seinem stillen Sinn den Individualismus bis zu einem Extrem treibt, von dem man aus seinen Werken allein keinen Eindruck empfangen kann."

Wie es mit Ibsen's Freiheits- und Menschenliebe bestellt ist, zeigt folgendes Gespräch mit Brandes: „Ein ander Mal", so erzählt Letzterer, „pries Ibsen in hohen Tönen Rußland. „Ein prächtiges Land," sagte er lächelnd zu Brandes, „all' die brillante Unterdrückung dort drüben!" „Wieso?" fragte Brandes. „Denken sie nur," antwortete Ibsen, „an all' die herrliche Freiheitsliebe, die dadurch erzeugt wird. Rußland ist eines von den wenigen Ländern auf Erden, wo Männer die Freiheit noch lieben und ihr Opfer bringen. Darum steht das Land auch so hoch in Poesie und Kunst. Denken Sie nur, daß es einen Dichter besitzt wie Turgenjew, und es hat auch Turgenjews unter seinen Malern, wir kennen sie nur nicht, aber ich sah ihre Bilder in Wien." Darauf erwiderte Brandes: „Wenn all' diese guten Dinge eine Folge der Unterdrückung sind, so müssen wir dieselbe freilich preisen. Aber die Knute, schwärmen Sie auch für sie? Gesetzt, Sie wären ein Russe; Ihr kleiner Junge da, sollte der Knutenhiebe bekommen?" Ibsen schwieg einen Augenblick mit einer undurchdringlichen Miene. Dann erwiderte er lachend: „Bekommen sollte er sie nicht, geben sollte er sie."

Viel weniger Beachtung als Ibsen verdient August Strindberg. Derselbe nennt sich selbst einen Schüler Nietzsche's, und wie Stirner, Nietzsche und Ibsen sucht auch er Alles auf den Kopf zu stellen und häßlich für schön, gemein für edel und Lüge für Wahrheit auszugeben. Mit zu den widerlichsten Erscheinungen des modernen Theaters gehört sein naturalistisches Trauerspiel „Fräulein Julie" oder „Comtesse Julie". In der Vorrede zu diesem Stück spricht Strindberg seine Erwartung aus, daß es im Laufe der Entwicklung der Menschheit einmal dahin kommen werde, daß die Menschen alles menschliche Gefühl, alle Sympathie mit den Leiden und Freuden ihrer Mitmenschen, alles das, was wir Herz nennen, verlieren, so daß nur die bestialische, grausame Wollust übrig bleibt, die sich an den Qualen des Nächsten weidet, wie denn auch Nietzsche die eigentliche Bedeutung des Trauerspiels darin fand, daß man sich heimlich auf eine anständige Art an den vorgestellten Leiden und dem Untergang von Menschen ergötze. „Es wird vielleicht eine Zeit kommen," sagt Strindberg, „da wir uns so entwickeln, so aufgeklärt werden, daß wir gleichgiltig diesem jetzt rohen, cynischen und herzlosen Schauspiel, welches das Leben darbietet, zusehen werden, da wir diese niedrigeren und unzuverlässigen Gedankenmaschinen, welche Gefühle genannt werden, abgelegt haben, weil sie überflüssig und schädlich werden, sobald unsere Urteilskraft ausgewachsen ist. Dieses, daß die Heldin Mitleid erweckt, beruht nur auf unserer Schwäche, da wir dem Gefühle der Furcht nicht widerstehen können, dasselbe Schicksal könnte auch uns treffen." „Daß mein Trauerspiel," sagt Strindberg, „einen traurigen Eindruck auf Viele macht, ist also der Fehler dieser. Wenn wir stark werden, wie die ersten französischen Revolutionsmänner, wird es unbedingt einen guten und frohen Eindruck machen, der Ausrottung eines Parkes von morschen, überjährigen Bäumen zuzusehen, welche anderen zu lange im Wege stehen."

Zum Schluß machte Türck den Versuch, zu erklären, wie es möglich war, daß eine derartige Philosophie und Poesie zu einigem Ansehen gelangen konnte. In unserer Natur sind gute und böse Triebe vorhanden, ein Streben nach dem Vollkommenen und andererseits auch wieder ein Mangel an Sinn für daß Bessere, Edlere. Jeder Durchschnittsmensch ist eine Mischung von Genialitat und Bornirtheit. Wie nun das Gute, Göttliche in uns befriedigt wird von allem Vollkommenen, Schönen und Erhabenen, so klingt auch alles Gemeine, Niedrige, Häßliche und Verkehrte in uns an und zieht uns in Mitleidenschaft. Es ist z. B. eine ganz bekannte Thatsache, daß ein großer Theil der Irrenärzte selbst irrsinnig wird nur in Folge einer Art von geistiger Ansteckung. Es ist daher kein Wunder, daß die Predigt der bornirten Selbstsucht häufig genug auf fruchtbares Erdreich trifft, daß der Same aufgeht und ein sonst ganz vernünftiges Menschenkind sich plötzlich für die Erzeugnisse des Größenwahns und des versteckten moralischen Irrsinns begeistert. Schließlich, tröstet sich Türck, fallen die Erzeugnisse einer zwiespältigen gährenden Zeit wieder der Vergessenheit anheim; die sittliche, intellectuelle und ästhetische Bornirtheit aber, die jetzt vornehmlich in der Kunst ihre Orgien feiert, wird niemals ganz aus dem Menschenherzen zu verdrängen sein, denn wir sind Menschen, unvollkommene, zwiespältige Menschen. Das Gemeine überwindet uns zu oft, das Bessere in uns lebt aber häufig nur als ein Wunsch, eine Sehnsucht, eine Idee, und leicht lassen wir uns irre machen, wenn man uns Idealisten und Träumer schilt. Und doch ist ein Unterschied zwischen Liebe und Egoismus vorhanden, und doch macht die Liebe reich und die Selbstsucht arm. So fällt wenigstens zuletzt noch ein mildes, versöhnendes Licht auf die trostlosen Gefilde, die der Philosoph Türck in seiner genialen Studie vor uns enthüllt, und wir verlassen ihn dankbar mit der Gewißheit, daß trotz alledem die Zukunft der Schönheit, dem Genie, der Liebe gehört.

Lector.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Solange der Regen fiel.

Von E. Würthmann.

Natürlich nirgends eine Droschke zu erspähen, und dort fährt die überfüllte Pferdebahn die endlos lange Straße hinunter: Alles reißt vor der tintenschwarzen Wolkenschicht aus, die dräuend im Südwesten heraufrückt. Vielleicht hält sie noch so lange zurück mit der seit Tagen ersehnten Wasserspende, bis er das weiße, von einem Löwenviergespann gekrönte Thor dort unten hinter sich gelassen, darüber ein letztes blaues Stückchen Himmel ihm tröstlich in die Augen schimmert. Vielleicht, er muß es daraufhin wagen, wenn er die Theestunde bei Frau Marianne nicht darangeben will, und das gerade heute, wo die einen vom aufsteigenden Gewitter sich zurückhalten lassen werden, und die andern in der Sommerfrische zweifelhafter Kühlung nachgehen. Es ist somit nicht ausgeschlossen, daß er die schöne Frau allein finden wird, was seit Monaten nicht der Fall gewesen. Gesegnet sei der Gichtanfall des alten Generals, der die Familie in der Stadt zurückgehalten! Und einen Regenschirm hat er ja auch: nur nicht hasten und dann erhitzt und abgehetzt erscheinen, das macht sich immer lächerlich. Zum Teufel, nun erhebt sich schon der Wind und zieht über die Straße einen athemraubenden grauen Schleier, den die Sonne zwei heiße Wochen lang ihm fürsorglich bereit gehalten. Scheußlich! die Augen voller Staub, die Ohren, das Gesicht, der ganze Mensch. Indeß, auf der Toilette unter dem Spiegel im Vorzimmer fehlen die Bürsten nicht, und kommen wird heute sicher Niemand außer ihm. Es kommt nur darauf an, von welcher Seite man die Dinge in's Auge faßt, sie alle haben deren zwei, eine rosig hell und eine rabenschwarz wie der Wolkenfetzen, der über seinem Haupt dem weißen Thore zujagt. Jetzt aber fallen die ersten schweren Tropfen, verwünscht, daß er nicht um eine kleine Viertelstunde früher fortgegangen, um fünf Minuten nur ...

Ein glücklicher Gedanke des kunstsinnig frommen Königs, gerade hieher seine Kirche zu bauen! um wenige Schritte weiter vor, und er war bis auf die Haut durchnäßt. Ein Gießbach schießt von seinem Schirm auf das geweihte Pflaster herab. Er wendet sich nach dem weitgeöffneten Portal zurück, Wasserfluthen hemmen jede Aussicht. Ihres Rauschens ungeachtet hallen seine Tritte aufdringlich laut in dem hohen Gewölbe, er zieht es vor, in einer der letzten Bänke seinen Sitz zu nehmen. Nur wenige Andächtige umschlossen die bemalten Mauern, zumeist vom Wetter Versprengte wie er selbst. Alte Weiblein unterschied sein Auge, da es sich dem spärlichen Lichte anbequemt, den Rosenkranz oder das zeit- und gebrauch-gebräunte Gebetbuch in den verschrumpften arbeitsmüden Händen; unbesonnene Augenblicksmenschen mit rosa- und lichtgrünen Sonnenschirmen; Familienmütter, die bedenklichen Angesichtes die neuen Strohhüte ihrer jugendlichen Sprößlinge musterten. Nicht weit von ihm, 2—3 Bänke etwa entfernt, blieb sein Blick zuletzt auf einem gesenkten dunkeln Kopfe haften, dessen tadellose Form und anmuthige Haltung seinem Schönheitsbedürfniß wohlthuend entgegenkamen. Selbstverständlich war es ein weiblicher Kopf, der seine beifällige Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sollte derselbe sich nur etwas zur Seite biegen, damit er das Gesicht erkennen könnte, er rückte hastig weiter in die Bank hinein. Da er auf solche Weise einen günstigeren Ausblick zu gewinnen strebte, kam die vor ihm Sitzende unbewußt seinem Verlangen entgegen, indem sie über ihre Schulter nach dem Wetter draußen spähte. Nachdenklich zog er die Stirne zusammen. Wo hatte er dies Mädchenantlitz schon gesehen, es dünkte ihm seltsam vertraut, muthete ihn an gleich einem Bild vergangener Zeiten ...

Ei freilich, das war ja seine vormalige Nachbarin, die älteste der Schwestern, der Töchter des pensionirten Hauptmanns — er hatte krankheitshalber als Lieutenant schon den Dienst verlassen müssen und späterhin den höheren Titel bekommen. Sie hatten auf einem Gang zusammengewohnt, nur gingen seine anspruchsvolleren Räume auf die breite Straße und ihre kleine Wohnung ausschließlich nach dem engen Hof. Wie lange war es, seit sie Hausgenossen gewesen? Es mochten vier, fünf Jahre sein. Nette Mädchen alle drei, frisch und fleißig, brav, vom strengen Vater nach der alten Sitte erzogen. Frida aber hatte ihm am besten gefallen, die nun vor ihm saß und vorhin das braune Köpfchen nach dem Eingangsthor zurückgebogen. Es nahm ihn Wunder, daß er noch ihren Namen wußte; er hatte Besuch beim Hauptmann gemacht, sich zu entschuldigen wegen einer groben Ungebühr, die Mylord, das verwöhnte Biest, sich gegen die älteste der Schwestern zu Schulden kommen lassen. In ihr dünnes Fähnchen von Regenmantel hatte der Hund ein klaffendes Dreieck gerissen, der Vater jedoch, stramm und stattlich trotz des geschwächten Fußes, verbat sich jede Entschädigung, während Frida ihm triumphirend zeigte, wie kunstvoll sie den Riß geflickt. Er hat ihr dann einen rothen Camelienstock geschickt, wofür „im Namen seiner Tochter Frida" der Vater auf einer Karte ihm gedankt. Das war sein Verkehr gewesen mit Hauptmann Leonhard und seiner dunkeläugigen Tochter. Und einmal hatte er sie belauscht hinter dem Fenstervorhang von seines Dieners Stube, da er den Burschen mit einem Briefe fortgeschickt. Ein eintönig wiederholtes, dumpf aufschlagendes Geräusch, dazwischen lustiges halbunterdrücktes Kichern und mädchenhafte Zurufe hatten ihn an's Fenster gelockt. In dem engen sonntägigverödeten Hofe spielten des Hauptmanns Töchter Ball. Sie glaubten sich wohl gänzlich unbeachtet, waren doch die vornehmeren Hausbewohner alle auf dem Lande und die weniger günstig Gestellten zum Mindesten auf einem feiertägigen Ausflug begriffen. Der Vater aber saß vermuthlich mit seiner Zeitung in den Anlagen vorn um die Ecke, so weit trug ihn der kranke Fuß noch. Allein mitten in der Lustbarkeit mußte er zurückgekommen sein. Zwei der Mädchen, Frida und die Kleinste waren im Hof, die dritte oben am Fenster, die mit einem Mal einen erschrockenen Ruf ausstieß, worauf die beiden Schwestern unten wie verscheuchte helle Sommervögel flüchtig seinem Auge entschwanden. Frida hatte dabei einen raschen Blick nach oben gethan, ahnungslos, daß einer der Sommerfrischler für einen Tag zur Stadt heimgekehrt war.

Das war der armen Mädchen harmlose Sommersonntagsfreude gewesen im engen dumpfen Hof. Ob der Hauptmann wohl noch lebte? Gewiß, er hatte ihn unlängst mühsam die Pferdebahn besteigen sehen, ein junges Mädchen hatte ihm hineingeholfen und den eigenen Weg dann zu Fuß fortgesetzt, aber Frida nicht, die eben bei dem dröhnenden Donnerschlag den hübschen Kopf scheu nach dem Portal gewandt. Vielleicht war sie nicht mehr zu Hause, sie konnte ja verheirathet sein ... Es schien ihm wenig glaublich. Schlank und mädchenhaft war ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen, wie vormals, da er ihr Nachbar war. Sie waren sicher alle drei noch bei dem Vater, arme Mädchen aus dem sogenannten Mittelstand finden nicht so leicht einen Gatten. Tiefer unten ersetzt die Arbeitskraft der Frau die Mitgift. Auch mochte der Hauptmann kein entgegenkommender bequemer Schwiegervater sein — er rief entschieden diesen Eindruck hervor. Schade, Frida wäre eine reizende Frau gewesen, eine liebenswürdige, gute Frau dazu Ihr Erstes war es damals, als der ungezogene Mylord in seiner Freude über den Ausgang ihr den Regenmantel zerrissen hatte, angstvoll dem Diener, seinem Begleiter, zuzurufen: „Nicht wahr, Sie thun ihm nichts, er kann ja nichts dafür, ich bin ihm in den Weg gelaufen." Jedoch die jungen Männer heut' zu Tage sehen nicht auf löbliche Charaktereigenschaften, darauf denn doch zumeist das Eheglück beruht. Was suchen sie im Grunde bei der Braut? Geld vor Allem, Connexionen, und falls einer ja aus Liebe wählt, ist es gewöhnlich eine Kokette, die Veilchen blühen unbegehrt im Verborgenen weiter. Eine trostlose Aussicht für einen Jeden, der noch Antheil an der Menschheit nimmt, trostlos wie der Regen draußen, der unverdrossen niederstürzt.

Er selbst war freilich auch ein Junggesell, der noch dazu die Mittel besaß, eine mitgiftlose Frau zu nehmen. Ja, wenn sein Herz noch frei gewesen wäre! Das aber lag in festen Banden, in den Banden jener schönen Frau, in hoffnungslosen Banden, denn sie war tugendstolz, und der General konnte Alters halber noch zwanzig Jahre leben — er hatte ihm kürzlich zum 65. Geburtstag gratulirt. Von der Höhe solch hoffnungsloser großer Leidenschaft lernt man die Alltagsmenschen überschauen, darf man sie schonungslos beurteilen, sie, die keiner solchen fähig sind. Allerdings zu ihrem Glück, eine solch' unselige Leidenschaft drückte der Stirne ein Kainszeichen auf wie das Genie. „Das Kainszeichen des Genius," irgend ein Dichter hatte sich ähnlich ausgedrückt ...

Unbegreiflich, daß Niemand diesen Schatz bisher erkannt hat als er, der ihn nicht heben konnte. Sie lehnt nun seitwärts in der Ecke des Kirchenstuhles, und von dem düstern Hintergrund hebt ihr weißes Profil sich klar und deutlich ab, der fein geschwungene Mund, das braune großgeformte Auge, das leichtgebogene Näschen. Am hübschesten ist entschieden der Mund, fast hübscher noch als Frau Mariannens etwas hoffärtig geschürzte Lippen: er hat solch' rührend kindlichen Ausdruck. Zum Küssen wahrlich. Das arme junge Kind in seiner schlanken aufgeschossenen Lieblichkeit ... Schön müßte es sein, gleich einem Märchenprinzen in ihr armseliges Heim zu treten — er wußte noch, wie dürftig es ihm erschienen, der eigenen stilvollen Einrichtung gegenüber, den vornehm behaglichen Häuslichkeiten, worin er zu verkehren pflegte, in seiner zusammengestoppelten, schäbigen vermeintlichen Eleganz — und sie herauszuführen ins eine neue schöne Welt, der sie bis heute fern geblieben; sie kosten lassen aus des Lebens Freudenkelch, daran selbst die Arbeiterin nippen darf bei ihrem Sonntagsgang am Arme des Geliebten nach der Woche Mühe und Plage. Wie würden die großen dunkeln Augen sich staunend öffnen, wenn er ihnen den Süden zeigte, die Gletscherhöhen der Schweiz, das ewige Meer, sie, deren einziger Ausblick gedrängte Mauern gewesen! Wie würden sie leuchtend das eigene Bild bestrahlen, von hohen Spiegeln zurückgeworfen, vom Glanz der Seide umflossen, der echten Spitzen, funkelnder Steine, sie selbst ein Edelstein, der die gebührende Fassung seiner großmüthigen Hand verdankte. Seiner? Nein, jenes unbekannten Glücklichen Hand, von dem er hier geträumt, indeß der Gewitterregen draußen niedergoß.

Ein Glücklicher, gewiß, das wäre jener Mann. Nicht als ein einsamer Wanderer müßte er seine Straße ziehen, die Straße nach dem unbekannten Ende, müßte nicht an fremdem Heerd um Wärme betteln, um ein Lächeln, einen Blick, einen seltenen trügerischen Augenblick des Glückes, wie er ihn heute erhofft, und wie er ihm vereitelt worden durch des Himmels Fluthen. Die überströmende Dankbarkeit eines warmen jungen Herzens, die tiefe innige Liebe eines selbstlosen Gemüthes, den kindlichen Frohsinn, der selbst verstimmte Uebellaune aufzuheitern vermag — ein heller lichter Sonnenstrahl im Hause — all' diese Herrlichkeiten nannte er sein eigen, jener unbekannte fremde Mann. Frau Marianne ahnte gar nicht, wie Vielem er entsagte um ihretwillen, wie er Allem entsagte, was das Leben an Köstlichstem dem Menschen bietet.

Digitized by Google

An eine Heckenrose erinnerte ihn Frida, eine Junirose, wie sie draußen blühen am Waldeshang in unberührter thauiger Frische. Hatte das rosa Kattunkleid ihn auf den Vergleich gebracht, das ihre fleißigen Hände wohl selbst geschneidert und genäht, ohne auch nur ein Stückchen Spitze, eine Schleife, nichts als den schlichten billigen Stoff? Es war ihre Anmuth, ihr Jugendreiz, die siegreich aus dem werthlos einfachen Gewand hervorschimmerten und ihm das duftige Bild der Heckenrose am Waldessaum vor Augen gezaubert. Frau Marianne in ihrer zarten Blässe wäre dann einer Theerose zu vergleichen, die im Treibhaus ihre fremdländische Schönheit erschließt — so schön sie war, die Heckenrose durfte ihr nicht weichen. Prüfend hatte Frida nach dem Wetter sich wieder umgesehen, in langem forschendem Blick ihr Gesicht ihm völlig zugewandt, so konnte er mit aller Ueberzeugung sie Frau Marianne gleichberechtigt an die Seite stellen. Sonderbar, daß er ehedem, als sie Nachbarn waren, sie nicht mehr bewundert hatte, daß ihre Züge seinem Gedächtniß völlig entschlüpft. Je nun, damals war sie fast noch ein Kind gewesen, und er zog die entfaltete Blüthe der unerschlossenen Knospe bei Weitem vor. Heute wußte er solch' holde Nachbarschaft besser zu schätzen, wer weiß, falls sie noch auf demselben Gange wohnten . . . Daß doch das Glück seine Gaben so oft zur Unzeit spendet, wie der Himmel oben das herniederklatschende Naß. Und dann, zu jener Zeit hatte er vor wenigen Jahren erst seines Onkels reiche Erbschaft angetreten, wie wäre es ihm damals eingefallen, seine Freiheit, die nun durch die Mittel, sie zu genießen, ihren Werth erst für ihn gewonnen hatte, um seiner jungen Nachbarin willen hinzugeben. Das heißt, dies fiel ihm auch jetzt nicht ein, nicht im Entferntesten, er hatte nur seiner Einbildung die Zügel schießen lassen, in eines Anderen Seele sich hineingedacht, die Zeit zu kürzen mit dem Gedanken gespielt. Warum auch nicht? . . . Es ist ganz gut, wenn der Mensch bisweilen versucht, einen Blick in die Zukunft zu thun, wenn er die Richtung sich klar zu machen strebt, die seine Schritte eingeschlagen haben, und welche Stunde wäre geeigneter hierzu als eine solche müßigen Harrens, wie er sie unter der blaubemalten, goldgestirnten Gewölbedecke verbringen muß. Ja, so würde es wohl kommen, das war das Loos der großen Leidenschaften, ein einsames Alter, jenem seines Onkels gleich, und einen übermüthigen Neffen als Erben, der seines Anverwandten Tod als einen ihm widerfahrenen Glücksfall empfinden mußte. Er hatte ihn schon, den Neffen, einstweilen freilich auf der ersten Schulbank noch, allein bis jener erwachsen ist, in seine eigenen Jahre kommt . . . Wie lange darf er selbst sich noch zur Jugend zählen, auch wenn er ihre Grenze mit männlich bevorrechteter Willkür möglichst weit hinausrückt? Das war das Schicksal, dem er verfallen, düster grau wie der Himmel draußen, niederdrückend grau im Angesicht der rosenfarbenen Mädchenblüthe, unentrinnbar grau . . . Unentrinnbar? Und weßhalb? Falls er wirklich wollte, ernstlich wollte . . .

In seine eigene Hand war es gegeben, sein Leben, seine Zukunft anders zu gestalten, wie der Märchenprinz in jenes armselige Heim zu treten, den Schatz für sich zu heben, den es barg, und hierauf zu leben bis in's hohe Alter nach der Märchenprinzen Art. Und war es nicht in Wahrheit märchenhaft, daß er so plötzlich, so unvermuthet vor eine Entscheidung sich gestellt sah, so überraschend vor einem Wendepunkte seines Lebens stand, vom Zufall geführt, vom unbedachten, der die Geschicke der Menschen lenkt? Der Kluge weiß seine blinde Gunst zu nützen, der Schwärmer sieht darin die Fügung seines Genius, auch ihm wurde ernst zu Muthe, feierlich. Wenn er jetzt dem holden Mädchen sich nicht näherte, Fühlung gewann, trieben die Verhältnisse ihres Seins, trieb der Wellenschlag des Lebens sie unaufhaltsam und für immer auseinander. Lange wird sie nicht mehr zögern, immer öfter dreht sie das dunkle Köpfchen zurück und blickt fast sorgenvoll in das strömende Naß — Leichtsinn der Jugend, auch sie hat nur einen Sonnenschirm, sich davor zu schützen. Vorhin warf ihn unversehens der jüngste der neuen Strohhutträger in seiner gelangweilten Ungeduld auf die Mosaikplatten des Bodens. Der kleine Missethäter war betreten rittlings auf der erkletterten Lehne verharrt, Frida hatte ihm beruhigend zugelächelt und der strafendblickenden Mutter den aufgehobenen Schirm gezeigt, damit sie von seiner Unversehrtheit sich überzeuge.

Nun aber überlegt sie offenbar, ob sie die rosenfarbene Frische ihres Kleides daranwagen soll, und der Entschluß wird ihr nicht leicht. Und doch, jetzt steht sie auf, sie ist mit sich im Reinen, er ist es auch. Führt er nicht einen Regenschirm von bester Seide und bewährtester Machart, darunter er sie in traulicher Nähe in süßem unbelauschtem Alleinsein nach Hause geleiten kann? Wenn der Schirm sie nicht genügend deckt, was liegt daran? Sie muß sich um so fester anschmiegen an seinen Arm. Hastig folgt er ihrem Beispiel, bleibt stehen, bis sie sich fromm bekreuzt und dann mit leichtem raschem Tritt dem Ausgang zugeschritten ist. Allein wie wird ihm denn? Heller Sonnenschein trifft sein Auge, der Regen hat aufgehört, plötzlich, wie er gekommen, über das weißschimmernde Thor mit seinem Siegeswagen zieht unter dumpf verhallendem Donner der letzte schwarze Wolkenzipfel ab. Blauer Himmel und eine herrliche, köstliche Luft, die nirgends erquickender zu athmen ist als auf der glycinienumsponnenen Terrasse mit dem Blick in die grüne Einsamkeit des Gartens.

Ihm war, als ob er aus einem Traum erwachte, die schwere dicke Atmosphäre im Kirchengewölbe hatte ihm den Kopf umnebelt. Dort unten bog Frida um die Ecke, zierlich bestrebt, das rosa Kleid vor der Berührung mit der nassen Erde zu bewahren. Ein niedliches Kind gewiß, ein holdes Kind — die Märchenzeiten aber sind vorüber, und träumt man in einer Dämmerstunde sich hinein, bringt doch der erste Lichtstrahl unfehlbar das Erwachen. In einer müßigen Dämmerstunde . . . er zog die Uhr, in müßigen drei Viertelstunden. Beflügelten Fußes eilte er die steinernen Stufen hinab, überquerte die durchweichte Straße und war in Kurzem unter den hohen Bäumen außerhalb des sonnbeschienenen hellen Thores verschwunden.

Die gnädige Frau sei auf der Terrasse, eröffnete ihm der Diener, der ihm Einlaß gab, mit dem gnädigen Fräulein und dem Herrn Baron. Befriedigt athmete er auf, es war kein anderer Besucher da; das Brautpaar, die Tochter erster Ehe und ihr Verlobter, würde nach der Begrüßung gewohntermaßen zu ungestörtem Beisammensein auf dem Balcon in's Speisezimmer verschwinden. So pflegt auf Regen Sonnenschein zu folgen.

— — — „Du bist ja gar nicht naß geworden," sagte Hanna, die mittlere von des Hauptmanns Töchtern, die ihrer Aeltesten die Thüre aufgemacht. „Es war nur gut, daß Du mir Deinen Regenschirm gegeben hattest, so ist doch wenigstens mein Hut verschont geblieben."

Im Zimmer drinnen, der Mädchen Wohn- und Schlafraum, war ihr Kleid zum Trocknen aufgehängt. Sie nahm den Sonnenschirm aus der Schwester Händen. „Ich hatte Angst, Du hättest ihn aufgespannt, er kann den Regen nicht vertragen." Wohlgefällig betrachtete sie die bunten Blumen auf dem hellen Grund, worauf ein früherer Gewitterguß vereinzelte verschwommene Flecken zurückgelassen hatte. „Bist Du die ganze Zeit in der Kirche gesessen?" fragte sie hierauf. Frida nickte.

„Weißt Du," sagte sie, „wer noch darin war?"

„Wer denn?"

„Der Herr, der in der Königstraße auf unserm Gang gewohnt hat, der blonde, der den Mylord hatte . . ." Sie blickte nach dem Camelienstock am Fenster, den sie mit aller Warte und Pflege nicht mehr zum Blühen gebracht.

„Ach der!" Hanna hatte eine für sie selbst interessantere Begegnung vermuthet.

„Als ich herausging, kam er dicht hinter mir her. Mir war, als wollte er mir etwas sagen."

„Was hätte er Dir denn sagen sollen?" Hanna zuckte die Achseln. Frida hatte Keiner was zu sagen, Hanna wußte auch warum. Frida war zu steif. Hanna und Greti hatten es herausgefunden. Greti war nicht steif gewesen, sie hatte im Winter den Postadjuncten an der Ecke getroffen, und nun es Sommer geworden, war sie seine Braut. Und Hanna wußte auch, wer nicht länger nein sagen wird, wenn der junge Maler, der oben im Hause das große Atelier gemiethet, wieder von einem Frühspaziergang nach dem See spricht, Morgens ist der englische Garten völlig leer. Steif sein wie Frida führt zu nichts. Vielleicht war es auch gut, daß Frida bei dem Vater blieb. Daß sie des Abends Schach mit ihm spielte, wenigstens war Hanna sehr genehm. Es war dies um die Zeit, wo trotz des breiten nach Norden gelegenen Fensters das schwindende Licht dem schaffenden Pinsel ein Halt gebot. Ein daran sich schließendes Zusammentreffen auf der Stiege fand sich hierdurch vor der unerwünschtesten Störung gesichert.

„Wie spielst Du schlecht!" sprach der alte Mann zur Tochter und nahm ihr die Königin weg. Er hatte Recht, sie war zerstreut.

„Ich habe heut' kein Glück," meinte sie entschuldigend und that einen zweiten verkehrten Zug. Sie fühlte es, er hatte ihr etwas sagen wollen, dort beim Herausgehen aus der Kirche . . .

„Du hast das Glück versäumt," belehrte sie der Hauptmann und setzte ihren König matt.

Es klang fast wie ein Echo ihrer eigenen Gedanken.

Aus der Hauptstadt.

Die Kronenwächter.

Der 16. November im Deutschen Reichstage am Berliner Königsplatze.

In der Hofloge.

Prinz Jago: Und sagen Sie, dear Graf — gilt hier rechts und links vom Zuschauer oder vom Schauspieler aus?

Graf Dusedan: Natürlich von dero Königlichen Hoheit aus! So viel Lebensart hat ja der Erbauer dieser Kuppelhalle trotz seiner gegipfelten Geschmacklosigkeit immerhin doch noch besessen.

Prinz Jago: Und rechts sitzen, hörte ich immer, die Vertheidiger der Krone, links die demokratische Opposition? Is it not?

Graf Dusedan: Ich bin erstaunt über dero Königlicher Hoheit ausgebreitete, politische Kenntnisse!

Prinz Jago: Jener angenehm gerundete Herr auf der Rechten, mit dem durchgeistigten Antlitze, das mich an meine Lieblings-Bulldogge erinnert — wer mag das sein?

Digitized by Google

Graf Dusedan (betrachtet etwas verlegen Eugen Richter's Dimensionen, für sich): Donnerwetter, das war ja der Dicke, der schon immer mit dem dünnen Caprivi durch Dick und Dünn ging — besonders bei den Handelsverträgen ... (plötzlich sehr bestimmt) Der Herr ist der angesehenste und beliebteste Führer der Hofpartei im Reichstage. Königliche Hoheit werden ihn heute reden hören!

Prinz Jago: Ein ungemein sympathischer Mann! Sehen Sie nur, mit welcher Grazie er seine Körpermassen jetzt auf den Stuhl sinken läßt! Man glaubt es ihm ohne Weiteres, seinen Platz im Reichstage weiß er auszufüllen! Und die ehrwürdige, wenn auch ein wenig hinfällige Greisenerscheinung dort, kennen Sie die?

Graf Dusedan (starrt sehr betroffen auf Liebknecht): O, das — das ist ja unser berühmtester Geschichtsprofessor — der bekannte fanatische Bewunderer der Hohenzollern — Königliche Hoheit werden bemerken, daß er auf der äußersten Rechten sitzt. (Wischt sich den Angstschweiß von der Stirne, für sich) Wo ist mir nur die Physiognomie schon begegnet?

Prinz Jago: Ueberhaupt lauter reizende Menschen, diese Herren rechts! So kerndeutsche Gesichter, so vornehme Formen! Wohl meist alter Adel, wie?

Graf Dusedan (betrachtet peinvoll Singer, Stadthagen, Wurm u. A.): Riesig alter Adel — alter Adel, wollt' ich sagen! Königliche Hoheit haben Recht, wenn Sie darauf hinweisen, wie frappant sich diese noblen, stolzen Gesichter unterscheiden von den verbissenen Fratzen links. Die Opposition verdirbt den Charakter. Zum Glück ist sie heute schwach vertreten. Unsere Leute sind eben bedeutend arbeitslustiger. O, es wird eine sehr interessante Sitzung werden!

Prinz Jago: Ich hörte, die Regierung beabsichtige, über den Neutralitätsvertrag mit Rußland eine Erklärung abzugeben?

Graf Dusedan: Ja, das thut sie immer, wenn sie sich etwas durchaus nicht erklären kann!

Im Plenum.

Freiherr v. Marschall-Bieberstein: Sind die Acten contra Bismarck sämmtlich herangeschafft? Dann lassen Sie den Angeklagten vorführen!

Der Diener des hohen Hauses: Ew. Gnaden entschuldigen — der Herr Staatssecretär sind mir unverständlich —

Freiherr v. Marschall-Bieberstein: Richtig, richtig — ich bin ja Staatssecretär, und nicht mehr Staatsanwalt! (tief aufseufzend) Ach, damals hatt' ich's doch bedeutend leichter! — Wollen Sie mir nicht Herrn v. Boetticher rufen?

Der Diener: Ich werde sofort nachsehen, wo sich der Abgeordnete Rickert aufhält!

Freiherr v. Buol: Wir müssen nun endlich anfangen, meine Herren! Es hat schon vor einer Stunde Eins geschlagen. Die Diplomatenloge ist überfüllt, die Insassen wollen vom Deutschen Reichstage wissen, wie man auswärtige Politik macht; wir dürfen sie nicht vergebens schmachten lassen.

Vicepräsident Schmidt: Herr College, Sie irren — vor einer Stunde hat es Zwölf geschlagen!

Freiherr v. Buol: Komisch! Wie ist das nur möglich! Ich habe von den zwölf Schlägen wirklich nur einen gehört. Und ich kann mich doch sonst auf meine Ohren verlassen! (sehr laut) Die Sitzung ist eröffnet! Die geschäftlichen Mittheilungen interessiren Sie doch nicht, meine Herren, ich brummele sie deßhalb in den Bart (thut es) und ertheile das Wort sodann dem Herrn Abgeordneten Graf Hompesch.

Abgeordneter Graf Hompesch: (Bravo! im Centrum und links.)

Freiherr v. Buol: Das Wort hat nunmehr der Herr Reichskanzler. Vorher möcht' ich nur bemerken, daß es nicht erlaubt ist, hier im Saale Kaffee zu mahlen. Ich höre aber in Einem fort das unerträglich knarrende Geräusch einer schlecht geölten Kaffeemühle.

Vicepräsident Schmidt: Sie irren, Herr College! Das ist nur der Abgeordnete Haußmann, der die letzten zwei Sätze seiner Rede auswendig lernt. Zu Hause ist er damit nicht ganz fertig geworden.

Fürst Hohenlohe: Unvorbereitet wie ich bin, will ich die Interpellation doch mit einigen kurzen Worten, die mir eben einfallen, beantworten. Hören Sie also, was ich Ihnen vorlese. Betreffs Punkt Eins verweigere ich die Antwort. Betreffs Punkt Zwei kann ich Ihnen keine geben. Was Punkt Drei anbelangt, so hat vielleicht der Herr Staatssecretär die Güte, sich mit Ihnen zu unterhalten. Sodann möchte ich mir meinerseits die Interpellation erlauben, was Sie eigentlich von mir wollen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß eine Nebenregierung, wie die von mir geleitete, weder etwas Bestimmtes wissen kann noch zu wissen braucht. Und was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. (Lebhafter Beifall links und im Centrum.)

Freiherr v. Buol: Das Wort hat der Herr Staatssecretär des unangenehmen Aeußeren!

Freiherr v. Marschall-Bieberstein: Meine Herren, wenn ich nicht so ein gutmüthiger Kerl wäre, stellte ich mich jetzt hin, faltete die Hände überm Bauche und redete eine halbe oder dreiviertel Stunden lang darauf los, bis Ihnen Allen die sogenannten Köpfe schwirren. Aber ich will Sie nicht angreifen und hoffe nur, daß Sie dafür Ihrerseits auch mich nicht angreifen. In dem Parlamentsbericht der Zeitungen wird morgen eine zwei bis drei Vollspalten umfassende, ausführliche und sehr geistvolle Auseinandersetzung von mir stehen, Ihnen theil' ich hier nur die Quintessenz daraus mit: Meine Herren, ich capire nicht, wie der Alte das alles so geschickt gemacht hat, und ich sage ganz offen und rund heraus: Ich kann's nicht! (Sehr wahr!)

In der Hofloge.

Prinz Jago: Hören Sie nur, dear Graf, jetzt beginnt unser Freund auf der Rechten, der fette Führer der Hofpartei, zu reden! Gott, ein zu lieber Kerl!

Abgeordneter Richter (spricht von unten, den Prinzen Jago fixirend): Es ist heilige Pflicht des Reichstages, die Krone gegen den Fürsten Bismarck in Schutz zu nehmen. Denn, meine Herren, das steht fest: die Brander, die die alte Raketenkiste rastlos schleudert, gelten nicht sowohl der Regierung, nein, sie zielen höher hinauf, sollen den Mann treffen, der den Muth hatte, mit dem Hausmeierthum Bismarck's aufzuräumen. (Stürmischer Beifall links und im Centrum. Leidenschaftlicher Widerspruch rechts Erneuter, brausender Beifall links und im Centrum, Lärm.)

Freiherr v. Buol: Es muß eine Fliege im Saale sein. Ich höre immerzu so ein leises Summen. Diener, lassen Sie doch das Thier hinaus!

Prinz Jago: Ich hätte nie geglaubt, daß in dieser Gesellschaft von Roturiers Jemand den Muth haben könnte, mit solcher Entschiedenheit für die Krone einzutreten! Ich werde doch Veranlassung nehmen, dem Herrn Abgeordneten nachher persönlich zu danken.

Graf Dusedan: Er ist für Ordensauszeichnungen gewiß nicht unempfänglich! Freilich würden dann die Anderen neidisch werden, die noch im Laufe der Debatte thatkräftig für die Rechte der Krone eintreten wollen.

Abgeordneter Richter (fortfahrend, den Blick zur Höhe gerichtet): Ich kann Bismarck vollkommen begreifen. Ich beurtheile ihn einfach nach mir. Ihn hat die Reichskanzlerschaft gut ernährt, wie mich meine Freisinnige Zeitung; ihm hat sein hoher Posten zuweilen Dotationen eingetragen, gerade wie mir meine Stellung die bekannte 100 000 Mark-Ehrengabe in's Haus brachte. Himmelkreuzdonnerwetter, Einer sollte kommen und mir mein Brod nehmen wollen! Der thäte gut, vorher alle Elemente der Luftschifffahrt gründlich, und nicht nur theoretisch, kennen zu lernen. Na, sehen Sie, und ganz dasselbe ist es mit Bismarck. (Beifall.) Also übel nehmen kann ich's ihm gar nicht, daß er solch einen teuflischen Haß auf die Krone hat. Indessen darf er es uns nach unserer ganzen Vergangenheit auch nicht verargen, daß wir das Deutsche Reich und die Krone kräftig in Schutz nehmen gegen die selbstmörderischen Attacken eines pensionirten Greises. Ferner habe ich Ihnen zur Kennzeichnung der von den Silbermännern beliebten Agitation noch mitzutheilen, daß mir gestern zwei silberne Löffel gestohlen worden sind. (Hört, hört!) Es ist dies offenbar zu dem Zwecke geschehen, den effectiven Silberbestand in Europa zu verringern und die Regierungen so zur Einführung der Doppelwährung zu zwingen. Zum Schlusse aber, meine Herren, fordere ich Sie auf, mit mir Bismarck zu trotzen und ihm zum Aerger einzustimmen in den begeisterten Ruf: Es lebe Se. Majestät der deutsche Kaiser! (Die Socialdemokraten verlassen den Saal nicht und bleiben nicht sitzen.)

Prinz Jago (reißt sich ein Ordensband von der Brust, gerührt): Hier, Graf — bringen Sie das auf der Stelle diesem redlichen Vertheidiger der Monarchie, diesem einzigen, wahren Freunde der Krone!

Graf Dusedan: Wollen Königliche Hoheit nicht noch fünf Minuten warten — sogleich besteigt der orthodox conservative Geschichtsprofessor die Tribüne — ich glaube, der verdient die Decoration viel eher! Um so mehr, als er sich persönlich in bedrängten Verhältnissen befinden soll.

Prinz Jago: Der gute, liebe Mensch! Ich werde dafür sorgen, daß er eine Subvention aus dem Geheimfonds erhält! Aber pst! — eben beginnt er zu sprechen!

Im Plenum.

Abgeordneter Liebknecht: Zunächst muß ich dem Collegen Richter insofern beipflichten, als seine Gründe für Bismarck's verbrecherisches Verhalten mir aus dem Herzen geschwatzt sind. Denken Sie nur daran, was ich mir neulich in Siebleben von dummen Jungen für Frechheiten sagen ließ, nur um die schöne Chefredacteursstelle am Vorwärts nicht zu verlieren! Und Bismarck war doch nie auch nur entfernt so selbstlos wie ich. Wie muß es den also gewurmt haben, als er sein Cabinet auf vierzehntägige Kündigung räumen mußte! Gestatten Sie mir nunmehr, auch meinerseits die von dem gewissenlosen Reichsnörgler so gehässig angegriffene Krone nachdrücklich gegen ihn in Schutz zu nehmen und dabei zu bemerken, daß mich und meine Parteigenossen zweierlei freut. Erstens freut mich, daß ich hier ungestraft Bismarck beschimpfen darf, ich, der sich in Siebleben vor einem Robert Schmidt knechtisch beugen und den armseligsten Pinschern Honig um's Mundwerk streichen mußte. Zweitens freut meine Parteigenossen, daß ich während der Zeit, die ich hier rede, keine redactionellen Dummheiten im Vorwärts machen kann. (Bravo, bei den Socialdemokraten.) Ich beehre mich nunmehr, Ihnen während der nächsten anderthalb Stunden meine bereits in der „Gegenwart" veröffentlichte Geschichte des Deutschen Reiches ohne Bismarck beträchtlich erweitert vorzutragen.

Freiherr v. Buol (wüthend): Ich mache den Herrn Abgeord-

Digitized by Google

neten darauf aufmerksam, daß er nicht das Recht hat, die Sitzung zu schließen!

Abgeordneter Liebknecht (erschrocken): Wieso?

Freiherr v. Buol: Nun, ich sehe doch, daß die Herren Abgeordneten in hellen Haufen den Sitzungssaal verlassen und schließe daraus, daß Sie mir in's Handwerk gepfuscht haben!

Abgeordneter Liebknecht: Betten stehen im Nebensaale bereit. Die Einschläferung geschieht völlig kostenlos; für Wiedererweckung kann keine Bürgschaft übernommen werden. Meine Freunde bitte ich, während der Dauer meiner Rede auf meine Kosten einen Bierscat zu spielen; wer am längsten aushält, dessen Buch wird morgen im Vorwärts gelobt. (Der übrige Theil seiner Rede ist nicht zu verstehen, da der Abgeordnete einen besonders schwierigen Suaheli-Dialekt zu sprechen scheint.)

Reichskanzler Fürst Hohenlohe (hat sich bisher mühsam aufrecht erhalten, entschlummert jetzt im Stehen und blättert automatisch in der vor ihm liegenden Mappe weiter. Der reichstägliche Verbrauch an Taschentüchern und ähnlichen Anti-Gähn-Mitteln bringt die deutsche Leinwand-Industrie zur Blüthe).

Freiherr v. Buol (im Traume): Hier hat eben Jemand den Abgeordneten Liebknecht einen Stockfisch genannt. Ich bitte dringend, Abwesende nicht zu beleidigen. Der Stockfisch kann sich nämlich so Etwas nicht gefallen lassen; schon durch sein bloßes Schweigen unterscheidet er sich so vortheilhaft von dem Abgeordneten Liebknecht —

Abgeordneter Haußmann: Ich habe das Wort! (Das Wort hat den Abgeordneten Haußmann.) Meine Herren, Sie sehen mich selten in diesem Saale, und dann immer auf der allerletzten Bank. Beide Thatsachen sollen dazu dienen, Ihnen meine Schuljahre in's Gedächtniß zu rufen. Und indem ich jetzt eine Rede halte, will ich Ihnen Gelegenheit geben, zu erkennen, weßhalb ich in der Schule nicht weiter kam: ich habe damals genau so miserabel auswendig gelernt wie jetzt. Im Uebrigen nehme ich mit Energie die Krone gegen den Bismarck in Schutz —

Freiherr v. Buol: Sie haben kein Recht, die Krone in Schmutz zu nehmen. Ich rufe Sie deßhalb zur Ordnung.

Abgeordneter Haußmann: Erlauben Sie — ich sagte „in Schutz"!

Freiherr v. Buol: Das bleibt sich in Ihrem Munde gleich.

Abgeordneter Haußmann: Und als enragirter Vertheidiger der Kronrechte gegen Bismarck schließe ich meine Jungfernrede.

Graf Bismarck: Zur thatsächlichen Berichtigung — diese Jungfernrede war Altweiberklatsch!

Freiherr v. Buol: Das Wort hat der Abgeordnete Rickert! (Es wird Schluß beantragt.)

Abgeordneter Rickert: Meine Herren! Wenn die Vornehmheit des Grafen Caprivi sich zu der Kronfeindlichkeit des ersten Exreichskanzlers verhält wie die Gedanken Kant's über die Erfindung des Margarinekäses zu den unmittelbaren Folgen der Schlacht am Granicus, unter der Voraussetzung, daß die Gründung des Bauernbundes Berlin-Nordost die Weissagungen des Märchens von Lehnin über die Unzuträglichkeiten der Corsetschoner — (der Antrag auf Schluß wird angenommen.) Nur so viel sag' ich noch: die freisinnigen Parteien müssen sich näher treten, nach dem Spruche Moltke's: Getrennt marschiren, vereint — geschlagen werden! Und morgen im Falle Brüsewitz sehen wir Kronfreunde uns wieder!

In der Hofloge.

Prinz Jago: Also die freisinnigen Parteien sitzen rechts und stehen zur Krone! Da kann man doch sehen, wie die Zeitungen lügen! Ich hoffe nur, diese wackeren Freisinnigen werden auch fernerhin im Reichstage zu uns halten wie ein Mann —

Graf Dusedan: Wie ein Mann! Das wird ihnen 1898 leicht fallen. Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Der Abend. Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. (Lessing-Theater).

Es ist dunkel geworden um den Einsamen. Der so lange Jahre hindurch der verzärtelte Spaßmacher des Thiergartenviertels war; der in dieser sich geistreich nennenden Welt den Ton angab; in dessen Haus man sich drängte, obwohl man nie davor sicher war, auf der Treppe dem Gerichtsvollzieher zu begegnen und dann gleich helfend einspringen zu müssen — der Neoberliner par excellence verbringt den Abend seines Lebens in einem Musendorfe. Nicht selbstzufrieden, nicht sich selbst genug hauft er dort, ihm schmeckt das Brod der Verbannung bitterer als irgend wem, und der fürstliche Herr, der dem Exilirten ein philisterhaft Heim bereitet hat, wußte für den hülflos Grollenden nur den ironischen Trost, daß ja auch Friedrich Schiller — dessen Name neuerdings nie ohne das Adelsprädicat genannt wird — seine Meisterwerke auf dem Dorfe geschrieben habe. Der boshafte Herzog übersah geflissentlich, daß dem Asphalttreter, dem Berliner Nachtlebemann tödtliches Gift ist, was für unseren guten Schiller heilsame Waldesluft war. Brünstiger denn je lechzt der Ausgeschlossene nach den Reizen der Vaterstadt, mit klammernden Organen versucht er sich wieder einzuhaken in die Bank, von der man ihn losriß. Und jedes Mittel, das ihn vielleicht zum Ziele führen könnte, scheint ihm recht. Mit zäher Ausdauer läuft er immer wieder auf die Bühne Sturm, um diese wichtige Position nicht ganz zu verlieren; er schafft Unerhörtes, Seltsames, hofft durch verblüffende Sensationen, so oder so, die Aufmerksamkeit der Mitleidlosen doch noch einmal zu erregen. Und dabei verläßt ihn das Gefühl nicht, daß es beständig dunkler um ihn wird. Die alte Zuversicht hat er verloren, die Zauberkraft des munteren, schellenlauten Waghalses, der König des Theaters war, weil er nur erstrebte, sein Hofnarr zu sein. Und damit ihm, dem hundertfach Verfehmten, wenigstens eine Kanzel blieb, von der er predigen, eine Tribüne, von der herunter er auf mildernde Umstände für sich plaidiren konnte, föhnte er sich mit seinem argen Todfeinde, mit dem gewaltigen Hasser Blumenthal aus. Die großen Leidenschaften verstummen und weichen kleinen Nützlichkeitserwägungen, wenn es Abend wird.

Nur aus dem krampfhaften Bemühen heraus, um jeden Preis ein Stück zu schreiben, das einiges Aufsehen erregt, das sich zwei oder drei Wochen lang hält, ist Lindau's neueste Arbeit zu erklären. Er vertraut dem eigenen Können schon seit geraumer Zeit nicht mehr, und alle die Kunstgriffe, die ihm dereinst Sieg auf Sieg sicherten, hat er entweder aufgegeben oder wagt er nur schamhaft, verstohlen und an falscher Stelle, anzuwenden. „Der Abend" ist eine gedrängte Uebersicht erfolgreicher Werke Hauptmann's, Sudermann's und der anderen glücklichen jungen Gladiatoren College Crampton wird mit Lindaulack broncirt: die Feinheiten und der köstliche Humor des Profils fallen dabei freilich der Tünche zum Opfer. Die Aktschlüsse sind dem Mann der Ehre abgegucki, und der Theaterdonner machte sich einmal so gut, daß im Parkett richtiges Entzücken ausbrach und den Autor vor die Rampe jubelte. Da aber schrien ein paar derbe Stimmen, die schlechte Absicht dick unterstreichend, nach dem Schauspieler, und als der Vorhang sich wieder hob, grüßte nicht mehr das graue Gesicht des Erfolg-Dichters, verneigte sich nur noch Herr Engels. Das war die Signatur der letzten Première Lindau's. Es ist Abend geworden.

Bei dramatischen Arbeiten vom Schlage des Abends bietet eigentlich das Stück kein Interesse; alle Theilnahme beschränkt sich auf den, der es geschrieben hat, und auf die Aufnahme, die es findet. Der Abend ist nicht besser und nicht schlechter als die Lindau'schen Schauspiele, die wir seit Jahren über uns haben ergehen lassen müssen und die immer wieder Zeugniß ablegen von dem fieberischen Ringen des Mannes, der nicht vergessen sein will, der es nicht dulden mag, daß man ihn lebendig begraben hat. Eine schlichte, eine banale und doch ganz coulissenhafte Handlung, ein Häuflein Charaktere, die zum Theil aus der Lustspielliteratur der siebziger Jahre, zum Theil aus den Bühnenbüchern der Jüngsten stammen. Der alt gewordene Künstler, der Hans Leichtfuß, der allweil Fidele, der sich dabei doch im Innersten von seinem eigenen Kinde verkannt sieht; die kluge, überlegene, kühl rechnende Tochter, die sich von dem gewissen, nicht minder verstandesklaren Commerzienrathssohne mit elegantem Wuppdich verführen läßt, worauf Papa im Handumdrehen aus einem verruchten grauen Liederjahne ein schwer-ernster Mann wird und zum Bewußtsein neuer Pflichten erwacht. Eine ganz mystisch gemahnende Scene voll banger Ahnungen und sozusagen seelischer Schauer geht vorher. Den Commerzienrathssohn packt es, daß er alsbald in sich geht und die Geliebte, die er nach vergnügter Nacht am Wannsee einer andern opfern wollte, wieder liebevoll an den Busen ziehen möchte. Nun aber will das neckische Kind nicht. Und Papa will nicht, der triefend Edelgemuthe. Damit aber sein Töchterlein den Schmutz von Leib und Seele streift, wird das Mädchen nach der neuen Welt auswandern, dort ihr Unrecht zu sühnen. Hoffentlich ergeht es der geläuterten Nichtmehrjungfer bei diesem Unternehmen etwas besser als den bedauernswerthen Europamüden, deren trauriges Schicksal Caran d'Ache neulich so erschütternd im Figaro dargestellt hat. — Auch Vater Deuben wird von nun an schuften wie ein Kuli.

Wie diese Handlung, an der nur die Naivetät erfrischend ist, womit eines guten Abganges wegen, wegen eines ja immerhin möglichen Applauses bei offener Scene den Geschehnissen und Charakteren im Prokrustesbette jämmerlich die Beine gebrochen werden, ganz so stillos und erstaunlich thöricht in seiner unkünstlerischen Rohheit ist der Dialog. Alles erscheint auf den raschen Effect berechnet und bringt es deßhalb nicht zu dem ersehnten Effecte. Lindau ist gewiß ein witziger, und wenn auch kein feiner, so doch ein klarer Kopf gewesen, aber nun ist er in das gefährliche Alter eingetreten, wo man die spärlicher zufließenden Scherze allweil sofort anbringen will, aus eitler Furcht, die Concurrenz möchte sie einem wegschnappen. Und so pfropft er wahllos Kalauereien auf tragisch gefärbte Scenen, schießt wortspäßelnd Kobold, wenn es um Menschengeschicke geht. Er selbst verräth seinen Hörern, daß Alles, was er ihnen schwitzend vormimt, nur Fratzengaukelspiel ist ... Heiß und kalt vor Grauen mußte bei solchem Anblicke den Modestückmachern von heute werden, den kurzathmigen, die zum großen Theile der ursprünglichen Begabung des Mannes aus Meiningen entbehren. Wenn dies das Ende ist, dann scheint es ja immerhin etwas wie eine Nemesis zu geben ...!

Digitized by Google

Notizen.

Ein lieber alter Bekannter aus dem Hübner'schen Verlag in Bautzen, Johannes Renatus, im bürgerlichen Leben Prof. Joh. A. von Wagner in Dresden, erfreut uns mit drei neuen stattlichen Bänden auf einmal. Zwei davon bilden einen großen Roman: „Aus dem Leben eines schlichten Mannes", natürlich eine Oberlausitzer Geschichte, zum Theil sogar im „Aeberlausitzer" Deutsch geschrieben, so weit die sprechenden Personen diesem biederen sächsischen Volksstamm angehören. Die Geschichte ist, obwohl ziemlich viel in ihr vorgeht, doch sehr einfach und durchsichtig, ohne Knalleffecte und Spannungen, so recht ein schlichtes Buch für schlichte Leute. Man darf bei Leibe nicht mit modernen und modischen Ansprüchen kommen, wenn man dem stark subjectiven Vortrage mit seinen Citaten, moralischen Betrachtungen und satirischen Einfällen gerecht werden will, aber wer das warme Herz eines Volksdichters und Menschenfreundes, eines wahren Weltweisen sucht, der wird es auf diesen anspruchslosen Blättern überall finden. Noch lieber begegnen wir dem prächtigen Dialektdichter freilich im kleineren Rahmen, und darum heißen wir den neuen (10.) Band von „Allerlee aus d'r Aeberlausitz" doppelt willkommen, dessen heitere und ernste Erzählungen an das Joh. Peter Hebel'sche Schatzkästlein erinnern, ebenso gemüthvoll, gesund, gut erfunden, prächtig vorgetragen, nachdenklich zu lesen und gut im Herzen zu behalten. Besonders gelungen ist das drastische Bruchstück vom Dresdener Trachtenfest.

Im Pharaonenlande. Ein Lesebuch für Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde. Von Conrad Beyer. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber.) Mk. 5. — Die von dem bekannten Stuttgarter Privatgelehrten verfaßten Reisebilder sind das Ergebniß einer im Winter 1892/93 unternommenen Studienreise durch Aegypten bis hinein in den Sudan. Dem Reisenden sollen sie ein leichtverständlicher Begleiter von Denkmal zu Denkmal sein, dem wißbegierigen Laien in populärer Form das Wissenswürdigste vom alten und neuen Aegypten geben, sowie überhaupt als Lese- und Unterhaltungsbuch dazu beitragen, Neigung für das Studium ägyptischer Cultur und Kunst zu entfachen. Wir begleiten den Gelehrten im schnellen Fluge über Rom nach Brindisi, mit dem Schiff des Oesterreichischen Lloyd an Kephalonia und Kreta vorüber nach Alexandria, von dort mittels der Eisenbahn nach Cairo. Ebenso glänzend wie interessant ist die Schilderung des Aufenthaltes in der unvergleichlichen „Wüstenstadt"; man gewinnt bei der Lectüre ein lebensvolles Bild von diesem Sammelpunkt internationalen Verkehrs, von der Anlage der Stadt mit ihren eigenartigen Gebäuden, von dem bunten Leben und Treiben auf den Straßen, von der Behaglichkeit in den prächtig eingerichteten Hôtels. Fesselnd beschrieben ist ferner der Ausflug zu den etwa 12 km von Cairo entfernt liegenden Pyramiden von Gizeh; es galt vorzugsweise die Besteigung und Innenbesichtigung der Cheops-Pyramide. Von höchstem Interesse ist die Schilderung des Besuchs der alten Thebais und der daselbst befindlichen großartigen Tempelanlagen von Luxor und Karnak. Nach Besichtigung dieser Weltwunder geht es auf das westliche Nilufer, zu den Felsengräbern der Pharaonen der 18., 19. und 20. Dynastie und zu dem kunstreichen Terrassenbau des Tempels der Hatschepsu, Tochter Thutmes' I., bei Der el-Bahari. Oberhalb des Hatschepsu-Tempels in einer Felsenhöhle wurden bekanntlich vor fünfzehn Jahren die Mumien der bedeutendsten Pharaonen der ägyptischen Geschichte entdeckt. Nilaufwärts wird dann die Fahrt fortgesetzt nach Edfu, woselbst der trefflich erhaltene, von den Lagiden erbaute Horustempel sich einer eingehenden Besichtigung werth zeigt, und weiter zu dem im fruchtbaren Thal gelegenen Assuan mit den Inseln Elefantine und Philä. Neben der Darstellung und Sprache reizt vor Allem auch die Art, wie der Verfasser gewissenhaft Wissenswerthes, so zahlen, Daten und sonst durch die Forschung im Pharaonenlande Erbrachtes, der Erzählung verflochten hat. Hohes Interesse dürften u. A. die auf Grundlage der neu entdeckten Hieroglyphen-Entzifferung von Beyer gelieferten Nachweise beanspruchen, daß die Grundlagen der jüdischen Religion längst in der altägyptischen ausgebildet vorlagen. An dem Buche, das das Wissen zu mehren, die Anschauung zu bereichern, die Phantasie zu beleben vorzüglich befähigt ist, werden Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde sicherlich großen Gefallen finden. —ng.

Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild von Otto Bähr. (Cassel, Max Brunnemann.) Der unlängst verstorbene Reichsgerichtsrath, den Lesern der „Gegenwart" als geist- und kenntnißreicher Essayist bekannt, schildert hier die Zustände in Kurhessen währen der Regierung des letzten Kurfürsten, sowie diejenigen, welche die preußische Regierung nach dem Jahre 1866 geschaffen, durchaus sachlich und beginnt mit einer Charakteristik des letzten Kurfürsten, die fast zu einer Ehrenrettung wird. „Daß Kurfürst Friedrich Wilhelm viele, zum großen Theil nicht liebenswürdige Eigenthümlichkeiten hatte, ist allbekannt. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß diese Eigenthümlichkeiten nur schadenbringend für das Land gewirkt haben. Es waren auch solche darunter, die dem Lande sehr zu nutze kamen. Daß hiervon weit weniger die Rede gewesen ist, als von den schadenbringenden Eigenschaften, hat verschiedene Gründe. Einmal war das Gute, das mit seiner Regierung verbunden war, fast durchweg negativer Natur und wurde deßhalb weit weniger empfunden. Sodann bewährte sich an dem Kurfürsten die alte Erfahrung, daß dem Menschen am wenigsten persönliche Unliebenswürdigkeit verziehen wird. Auch in anderen Ländern sind die Regenten nicht durchweg Muster aller Tugenden, wenn sie auch meist ihre Eigenschaften mehr mit dem Schleier persönlicher Leutseligkeit zu decken wußten. War der nackte menschliche Egoismus des Kurfürsten von Hessen nicht schön zu nennen, so war z. B. die Selbstvergötterung, die König Georg von Hannover mit sich und seinem Welfenthum trieb, doch auch gewiß nicht anmuthend. Und noch in jüngster Zeit haben die Enthüllungen aus dem intimen Hofleben des unglücklichen Königs von Bayern die schmerzlichsten Dinge zu Tage gebracht, die aber nicht hinderten, daß er für einen der edelsten Fürsten Deutschlands gehalten wurde." Den kurhessischen Staatsdienern und Beamten zollt Bähr uneingeschränktes Lob. Die Rechtspflege war vorzüglich. Die Politik, welche Kurfürst Friedrich Wilhelm 1866 im Gegensatz zu den Wünschen der Landstände, des gesammten Volkes und — in letzter Stunde — auch der eigenen Minister verfolgt und die ihn seine Krone gekostet hat, erfährt eine scharfe Beleuchtung. Einzelne unaufgeklärt gebliebene Punkte, namentlich wie der Kurfürst selbst dann auf die preußischen Vorschläge nicht einging, als das Festhalten an der Bundesverfassung überhaupt keinen Sinn mehr hatte, erklärt Bähr einmal aus den sehr eigenthümlichen Mißverhältnissen der kurfürstlichen Familie, sodann aus dem complicirten, schrullenhaften Charakter des Herrn. Wenn dieser trotz der preußischen Invasion es vorzog, sein exponirtes Land preiszugeben, so lag ein Grund aber auch darin, daß die Güter, welche er seinen Kindern zu hinterlassen gedachte, in Böhmen lagen und verloren waren, wenn er mit Preußen ging. Von Oesterreich erwartete der Kurfürst vor Allem die uneingeschränkte Erhaltung seiner Souveränetät, und diese wollte Preußen durch die angekündigte Revision der Bundesacte beschränken. Dagegen bäumte sich der ganze Fürstenstolz Friedrich Wilhelm's auf. Er wollte sich nicht durch Preußen mediatisiren lassen. Bähr legt aber auch dar, wie die sanguinischen Hoffnungen, welche Viele in Hessen hegten, daß die Einrichtungen des öffentlichen Lebens beibehalten würden, für deren Begründung oder Wiedererringung sie ein ganzes Menschenalter hindurch gekämpft hatten, sich als illusorisch erwiesen. „In der neuen Gestaltung der Dinge," schreibt Bähr, „hatte Kurhessen fast in allen Beziehungen das Gegentheil von dem erhalten, was es bisher gehabt hatte ... Statt einer lässigen Regierung hatte man nun eine überaus thätige Regierung, aber ihre Thätigkeit wurde nicht durchweg als wohlthuend empfunden. Hatte man früher über Stockung in der Gesetzgebung geklagt, so hatte man nun eine solche Fülle von Gesetzen, daß Niemand sie bewältigen konnte; Gesetze, die nicht dem Lande angepaßt waren, sondern denen sich das Land anpassen sollte. War Hessen früher ein Rechtsstaat gewesen, so gehörte es nun einem Verwaltungsstaate an; allerdings einem guten Verwaltungsstaate, in dem aber auch bureaukratisches Wesen und Fiscalität weit stärker vertreten waren, als in dem unschuldigen Kurhessen. Hatte man früher die Gesetzgebung Hassenpflug's unerträglich gefunden, sie jahrelang bekämpft und mit Wiederherstellung der Verfassung sie glücklich beseitigt, so hatte man nun die Hassenpflug'schen Einrichtungen fast durchweg wieder bekommen. Hatte früher mancher hessische Mann es schmerzlich empfunden, daß er, durch die Verhältnisse gedrängt, aus seiner Heimat scheiden und auswärts eine Stellung sich hatte suchen müssen, so wurden nun hessische Beamte und Officiere in großer Zahl weit in das Land hinausgeschickt, allerdings öfter in bessere Stellungen. Statt der bisherigen geringen Steuern hatte man jetzt weit größere Steuern zu zahlen, wogegen aber auch der Staat für öffentliche Zwecke weit größere Aufwendungen machte, als dies die überaus sparsame hessische Verwaltung gethan hatte. Statt der bisherigen wirthschaftlichen Gebundenheit besaß man nun ein großes Maaß wirthschaftlicher Freiheit, das der Entwickelung aller Kräfte Raum gab, aber auch die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken in höherem Maaße ermöglichte und die socialen Gegensätze steigerte." Die durch und durch fesselnde Schrift, die bei allem hessischen Localpatriotismus nirgend den Eindruck particularistischer Gesinnung erweckt, sondern deutsch-patriotisch ist, wird als wichtige Geschichtsquelle ihren Werth behalten und verdient viele Leser zu finden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist jetzt vollständig erschienen:

Anton Springer:
Handbuch
der
Kunstgeschichte.

Vierte Aufl. der Grundzüge der Kunstgeschichte.

Mit 1450 Abbildungen und 8 Farbendrucken
4 Bände (158 Bogen hoch 4.) geb. 24 Mk.
In 2 eleg. Halbfranzbänden 28 Mk.

Goethe
von
Karl Heinemann.

Zwei starke Bände mit etwa 350 Illustrationen.
Fein geb. 15 Mk., in Halbfranz 17 Mk.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Feliz Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, U. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Im Verlage der **Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft** (vormals J. F. Richter) ist soeben erschienen:

Neue Lieder
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen zehnter Band.
8. 112 S. Geh. 3 M.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) in **Berlin.**

Soeben erschien:

Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.

Ausgewählte Bilder
von **Ottokar Lorenz,**
Professor der Geschichte.

Gr. 8°. 360 Seiten Geheftet 6 Mk.
Gebunden 7 Mk.

Soeben erschien:
Arnold Fischer:
Die Entstehung des socialen Problems.
I. Hälfte. Preis des compl. Werkes M. 9.—.
Ein neues, hochinteressantes Buch über diese allbewegende Frage.
E. J. E. Volckmann, Verlag, Rostock.

In **Emil Hübners Verlag** in **Bautzen** erschien:
Frhr. von Wagner.
Aus dem Leben eines schlichten Mannes.
2 starke Bde. **brosch. 6 M., eleg. geb. 8 M.**

Es ruht über der Geschichte der Hauch gemüthvoller Behaglichkeit, die durch Lebendigkeit der Darstellung, liebevolle Einzelzeichnung und auch launige Züge zu einem in bestem Sinne ergötzlichen Gesammteindruck erhöht wird.
(Kreuzzeitung v. 15./XI. 96.)

Frhr. von Wagner beweist mit diesem Werke, daß seine Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der schlichten Erzählungskunst als geradezu classisch bezeichnet zu werden verdient.
(Leipziger Tageblatt 24./X. 94.)

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Friedrich Brandstetter in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutschland und England in Ostasien. — Der Geldvorrath des Deutschen Reiches. Nach der neusten Statistik. — **Literatur und Kunst.** Berlioz als Operncomponist. Zur Berliner Aufführung des „Benvenuto Cellini". Von Hedwig Abel. — Hofhistoriographie. Von Max Bauer. — **Feuilleton.** Abseits. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Leckert-Larsen. Von Timon d. J. — Lechter und Trübner. Von Paul Scheerbart. — Notizen. — Anzeigen.

Deutschland und England in Ostasien.

Die ganze Unfähigkeit unserer führenden äußeren Reichspolitik zeigte sich, von dem Helgoländer Handel abgesehen, nirgends eclatanter als in Ostasien. Nachdem wir noch während des Krieges offenkundig mit dem „ostasiatischen Preußen" sympathisirt, gelang es dem diplomatischen „Chinakenner", Herrn von Brandt, sozusagen über Nacht, eine jener Regierungsschwenkungen herbeizuführen, die nun einmal für den Zickzackkurs unserer Dilettantenpolitik charakteristisch sind. Plötzlich mit Rußland und sogar Frankreich einig, fielen wir Japan in's Schwert und betrogen es sozusagen um den Siegespreis. Welchen Vortheil brachte uns dies Beginnen? Bis heute nicht den geringsten. Unsere „Bundesgenossen" ließen sich den Liebesdienst von China theuer bezahlen. Der gute deutsche Michel steht noch heute mit reinen, aber auch leeren Händen da. Er hat sich mit seiner Haupt-, Hülfs- und Staatsaction furchtbar blamirt. Unser einziger schwacher Trost ist, daß unser lieber Vetter vom Aermelcanal, obwohl im entgegengesetzten Lager stehend, ganz in der gleichen Lage ist.

Der frühere Berliner Times-Correspondent V. Chirol, der dem chinesisch-japanischen Kriege als Augenzeuge beiwohnte, hat es sich zur patriotischen Pflicht gemacht, in seiner viel gelesenen Schrift: The Far-Eastern-Question seinen Landsleuten die Augen zu öffnen. Die eben im Verlage von Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) in Berlin erscheinende Uebersetzung giebt auch deutschen Lesern dankeswerthe Gelegenheit, sein Urtheil auf Grund dieser specifisch englischen Beobachtungen zu berichtigen. Der englische Standpunkt kann nicht dem deutschen als Norm gelten, aber die fremden Fehler lehren uns die begangenen und etwa zukünftigen eigenen Fehler besser erkennen. Die getroffene Vereinbarung, daß eine gewisse Anzahl Chinesen in russischen Militärschulen ausgebildet und der russischen Armee eingefügt werden sollen, deutet an, daß Rußland bereit ist, das Werk der Reorganisation des chinesischen Landheeres, soweit es seinen Zwecken dienlich ist, zu übernehmen. Solange aber die Behörden in Peking nicht den Willen und die Macht haben, die Heeresverwaltung zu centralisiren, so lange werden diese Vereinbarungen wahrscheinlich nur die Truppen der Stammprovinzen in der Nähe der Hauptstadt betreffen, und die Vicekönige der abgelegenen Provinzen werden wie bisher fortfahren, ihren eigenen Ideen gemäß zu handeln, — wie Tschang-Tschih-Tung in Nanking, der auf eigene Hand militärische Instructoren aus Deutschland kommen läßt — die bei Weitem größere Mehrzahl wird allerdings überhaupt nichts thun, dürfte, um die zur Tilgung der Kriegsschulden erforderliche Elasticität seiner Einkünfte zu sichern, wahrscheinlich gezwungen sein, die Einziehung noch anderer Einkünfte einer zuverlässigen, europäischen Verwaltung zu übertragen, ähnlich der unter der Leitung von Sir Robert Hart stehenden Verwaltung der kaiserlichen Marinezölle. „Bei der Bildung einer neuen Verwaltung nach diesem Muster, oder bei der Ausdehnung der Administration von Sir Robert Hart berechtigen die überwiegenden britischen Handels- und Schifffahrtsinteressen, die thatsächlich fünfzehn Procent der Gesammteinkünfte des chinesischen Reiches ausmachen, zu vollster Antheilnahme. Vergangene oder zukünftige französisch-russische Anleihen dürfen nicht mehr als ein Vorwand gelten, um den britischen Einfluß von der Verwaltung der Einkünfte auszuschließen, die zum großen Theil durch britische Unternehmen geschaffen, entwickelt und erhalten werden. Ja, sollte die nächste chinesische Anleihe in London und Berlin auf die Garantie der kaiserlichen Marinezölle aufgenommen werden, so werden wir unsere Controle jener Einkünfte in Anbetracht der ersten Hypothek Rußlands und Frankreichs eher verschärfen als nachlassen müssen. Inhaber von zweiten Hypotheken sind naturgemäß mehr daran interessirt, als die der ersten, daß die ihnen beiden nacheinander eingeräumte Sicherheit möglichst aufrecht erhalten und entwickelt werde. Kaum weniger wichtig ist es, daß England betreffs Eisenbahnbauten, Bergwerks- oder industrieller Unternehmen und aller anderen Maßregeln, die die Entwickelung der unschätzbaren natürlichen Quellen Chinas fördern können, energisch jeden Versuch zurückweise, der darauf gerichtet ist, die Vertragsbestimmungen, die ihm das Recht der Meistbegünstigung sichern, anzugreifen. Abgesehen von dem rechtmäßigen Vortheil, den das britische Capital und die britische Industrie von der Theilnahme an diesen Unternehmen zu erwarten berechtigt sind, würde die ausschließliche Controle der Eisenbahnen und der Kohlenlager von China durch andere Mächte in der Zukunft sehr ernste Folgen in militärischer wie commerzieller Beziehung nach sich ziehen." So Chirol.

Die Engländer haben es aber nicht nur mit China zu thun, auch Frankreich und Rußland erscheinen im Hintergrunde. „Es mag sein, daß die Politik Rußlands nicht durch wohlerwogene Feindseligkeiten gegen Groß-Britannien geleitet wird, nur

Digitized by Google

insofern vielleicht, als wir seiner Ansicht nach unseren Einfluß geltend machen, um es zu verhindern, jenen Zutritt zum offenen Meer zu erlangen, den es von der Küste des Mittelländischen Meeres zu der des Stillen Oceans bisher vergeblich gesucht hat. Mittelbar oder unmittelbar haben wir ihm in der Levante und in Indien den Weg versperrt; als es sich nach beiden Richtungen hin am Vorgehen verhindert sah, hat es sich mit aller Kraft auf Ostasien geworfen." Wir sind noch im Unklaren über die genauen Bestimmungen der heimlichen Abmachung, zur Zeit der französisch-russischen Anleihe. Wir haben aber Grund genug anzunehmen, daß damals eine derartige Abmachung stattgefunden hat, und daß, trotz geschickter Dementis, durch ihre Bestimmungen den Russen das Recht zugestanden wird, Port Arthur als Schiffs- und Kohlenstation für ihre Flotte zu benutzen, daß sie ferner ihre trans-sibirische Bahn nicht nur durch die Mandschurei anlegen dürfen, sondern sie auch mit einem näher zu bestimmenden eisfreien Hafen, vielleicht Port Arthur, am Golf von Petschili oder von Leao-tong, zu verbinden. Vorläufig, vielleicht als ein Pfand der späteren Erfüllung derartiger Versprechungen, scheint Rußland sich im Golf von San-Kau einzurichten, das eine ebenso bequeme wie wichtige strategische Position, im Süden des Golfes von Petschili, an der äußersten Spitze der Schan-Tung-Halbinsel gelegen ist. Die Mandschurei ist natürlich, soweit China in Betracht kommt, ganz der Gnade Rußlands anheimgegeben und ist erst die Leao-tong-Halbinsel zurückerstattet worden, dann ist China nur ein Pächter, der noch von der Macht geduldet wird, die die Japaner vertrieben hat. Ob sich nicht in einem so weiten Felde die Erfüllung des natürlichen Strebens Rußlands fände: einen, das ganze Jahr offenen Hafen zu besitzen, ohne die Zerstückelung des chinesischen Reiches und die allgemeine darauf folgende Verwirrung zu beschleunigen oder das Gleichgewicht der Macht zu Ungunsten Anderer zu verschieben, läßt sich nicht sagen, bis Rußland nicht freimüthig seine Forderungen ausspricht. In dieser Hinsicht scheint, vom englischen Standpunkte aus, viel darauf anzukommen, in wie weit es beabsichtigt, seine Politik in Ostasien mit der Frankreichs zu indentificiren. Ist es doch nur schwer zu glauben, daß Frankreich nicht entschlossen ist, dort und auch anderwärts, eine England feindliche Politik zu betreiben. Keine andere Annahme ermöglicht eine Erklärung der schroffen Ablehnung des französischen Gesandten in China, dem Tsung-li-Yamên Zeit zu lassen, auch nur den Protest Englands, gegen die beabsichtigte Abtretung eines Theiles der Provinz Kiang-hung an Frankreich vor Unterzeichnung der Convention vom 20. Juni zu beachten. Auch haben weder die Organe der französischen Colonialausbreitung, noch auch verantwortlichere Blätter einen Augenblick gezögert, die Convention von Tong-king nur als eine Einführung der Politik zu bezeichnen, die die französische Tricolore das Thal des Mekong hinauf nach Yun-nan und Sze-tschuan tragen und schließlich einen französischen Keil zwischen Britisch-Birma und das Thal des Yang-tze-kiang, das natürliche Bollwerk britischen Einflusses in China, treiben soll. Das Vorgehen Frankreichs von Süden her würde dem Rußlands von Norden her entgegenarbeiten und England von den Beiden hinausgedrängt werden.

Während Rußland keine Gelegenheit versäumt hat, seine Beziehungen zu den mongolischen und mandschurischen Provinzen, die an seiner sibirischen Grenze liegen, inniger zu gestalten, hat England wenig gethan, um die chinesischen Provinzen Yun-nan und Sze-tschuan mit seinen birmesischen Besitzungen in nähere Verbindung zu bringen. Erst während der letzten Monate ist eine endgiltige Verbindung des birmesischen Telegraphensystems in Bhamo mit der chinesischen Station Tal-i-fu eingerichtet worden. Rußland dagegen hat sich schon durch eine im August 1892 abgeschlossene Convention eine doppelte Verbindung der chinesischen Telegraphenlinien mit seinen Stationen in der Provinz Amur verschafft, eine Linie zwischen Ninguta und Wladiwostock, die andere zwischen Tsitsich und Blagoveschensk und legt außerdem noch eine Linie an zwischen Peking und Kiakhta über Kalgan Urga und Maimotchin. Ein weiterer Anschluß steht noch mehr im Westen unmittelbar bevor, denn die chinesische Linie, die schon bis Su-schäu in der Provinz Kan-su geht, soll durch die Dsungarei nach Semipolatinsk geführt werden. Es liegt auf der Hand, daß Rußland auch ohne die Einwilligung von China darauf bestehen wird, seine transsibirische Bahn auf der ihm am meisten zusagenden Linie zu führen und sich einen am offenen Meere belegenen Hafen sichern wird, der nicht die Nachtheile von Wladiwostock hat. Gewisse Anzeichen lassen sogar schon jetzt darauf schließen, daß, sobald die große transasiatische Linie im Norden vollendet ist, es seine Aufmerksamkeit der Verlängerung seiner südlichen Linie nach Osten zuwenden wird, die von ihrem jetzigen Endpunkte Taschkent leicht nach Kuldja und von dort entweder durch die Mongolei nach Peking oder in nördlicher Richtung nach dem oberen Thale des Jenisei geführt werden könnte.

Und was hat England inzwischen gethan? Es hat Jahre lang die Vorzüge der verschiedenen Linien, um von Birma aus sich dem Südwesten von China zu nähern, gegeneinander abgewogen, nachdem es schließlich die unüberwindlichen Hindernisse, die der, von der indischen Regierung bevorzugten Linie von Bhamo nach Tal-i-fu im Wege stehen, anerkannt hat, hat es sich entschlossen, nicht den, nach jeder Hinsicht technisch wie politisch für eine große Güterbeförderungslinie geeigneten Weg, von Moulmain durch das Salween-Thal und Kiangkheng nach Szumao einzuschlagen, sondern eine kleine Zweigbahn von Mandalery durch Theebaw nach der Kunlon-Fähre am Salween und von da nach Mungting an der chinesischen Grenze zu bauen und eine zweite von Mandaloy das Thal des Irawadi hinauf nach Mogaung, von wo aus Wegverbindung nach Tal-i-fu und Yun-nan-fu eingerichtet werden müßte, laufen zu lassen. Diese beiden Linien werden sich zweifellos nützlich erweisen, aber Chirol hält sie doch eher für Provisorien, als für die genügende Lösung einer Frage, die sich seit Jahren immer wieder den verschiedenen Cabinetten aufdrängt. Denn es kann doch z. B. nicht einen Augenblick zweifelhaft erscheinen, daß wenn der Bau der Bahn von Moulmein über Kiangkheng nach Szu-mao schon vor zehn Jahren in die Hand genommen worden wäre, die Schwierigkeiten, die sich kürzlich in Betreff des oberen Thales des Mekong zwischen England und den Franzosen erhoben haben, nie entstanden wären. Heute fechten die Franzosen das englische Recht auf einen Theil des Gebietes, das jene Linie durchschnitten haben würde, an, einen anderen Theil davon haben sie den Chinesen abgerungen; auch richten sie in Szumao, wo wir noch keine Vertretung haben, ein Consulat ein. Frankreich hat sich für die Hebung der Mineralschätze von Yun-nan und für den Bau von Eisenbahnen Erleichterungen zu verschaffen gewußt, die ihm den Weg zur politischen Absorption jener Gebiete ebnen werden und schon befinden sich zwei einflußreiche französische Missionen auf der Reise, um an Ort und Stelle das Gebiet zu studiren, wo Frankreich sich neuerdings ausbreiten kann.

Will England seine Stellung in Ostasien behaupten, so muß es sich, nach Chirol, allein auf sich selbst verlassen. „Es giebt freilich noch Mächte, auf deren Mitwirkung wir zu hoffen berechtigt wären, wenn von anderer Seite her gewaltthätige Versuche gemacht werden sollten, um einen übergroßen Theil des Riesenfeldes, das sich jetzt allen Unternehmungen erschließt, zu monopolisiren. Die Vereinigten Staaten z. B. haben größere und directere Interessen im fernen Osten, als irgendwo sonst außerhalb des amerikanischen Continents, und man kann sich kaum vorstellen, unter welchen Umständen diese Interessen mit denen Englands in Conflict kömmen könnten. In Ostasien könnte am besten die Grundlage jener intimen Beziehungen gelegt werden, die jeder weitsichtige Staatsmann

Digitized by Google

diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans zwischen den beiden großen Zweigen des angelsächsischen Stammes zu fördern bestrebt sein muß. Auch die Interessen Deutschlands sollten trotz des heißen commerziellen Wettkampfes auf die Dauer den unseren nicht entgegenstehen, denn was Deutschland erstrebt, ist das, was der englische Einfluß von jeher überall zu erreichen bemüht gewesen ist, nämlich offene Märkte und Spielraum für commerzielle und industrielle Bethätigung. Auch der Wunsch Deutschlands, eine Kohlenstation an der chinesischen Küste zu erwerben, die seiner Flotte als Stützpunkt dienen könnte, wenn sie in den ostasiatischen Gewässern durch eine unerwartete Kriegserklärung überrascht werden sollte, kann nicht schlechtweg unvernünftig genannt werden, solange es bei dessen Erfüllung den britischen Interessen und Vertragsrechten gebührende Achtung entgegenbringt. Es ist auch nicht der leiseste Grund vorhanden, weßhalb wir es ihm dauernd nachtragen sollten, daß es sich Rußland und Frankreich bei ihrer Intervention zu Gunsten Chinas anschloß, während wir es vorzogen, davon abzustehen. Es kann an der Aufrichtigkeit seines damals geäußerten Wunsches, England möge denselben Weg einschlagen, nicht gezweifelt werden; es lag in unserer Weigerung eben so wenig Feindseligkeit gegen Deutschland, wie in dessen Festhalten an seinem Entschluß Feindseligkeit gegen uns und insofern Deutschland zweifellos seine etwas widerstrebenden Genossen mäßigend beeinflußte, haben wir gewiß keinen Grund, seinen Entschluß zu bedauern."

Chirol weist endlich darauf hin, daß viele Umstände eine engere Annäherung Englands und Japans befürworten, aber obwohl die Interessen beider Länder gemeinschaftliches Handeln zu erheischen scheinen, dürfen sie „nicht ganz" identificirt werden. Manche sind der Ansicht, daß Japan der Versuchung, sich mit Rußland über die Theilung Chinas zu verständigen, nicht wird widerstehen können. Jedenfalls ist es auffallend, daß wenige Monate, nachdem Japan gewarnt worden, daß seine Anwesenheit auf der Leao-tong-Halbinsel eine Bedrohung des chinesischen Reiches sei, die nicht geduldet werden würde und noch ehe es sich von da zurückgezogen hatte, das für auswärtige Angelegenheiten verantwortungsvollste französische Blatt Japan öffentlich aufforderte, „als natürlicher Miterbe des chinesischen Reiches" sich mit Rußland zu verständigen „über die Theilung der Erbschaft des kranken Mannes", die ja bald angetreten werden könnte. Ob die japanischen Staatsmänner derartigen Vorschlägen Gehör schenken, wird schließlich zum großen Theil von dem Vertrauen abhängen, das sie in die Freundschaft Englands zu setzen sich berechtigt fühlen werden.

Die Politik, die Rußland und Frankreich inzwischen so eigenmächtig in Peking durchgeführt haben, erregt bei unseren Vettern berechtigte Besorgniß, da sich bisher eine starke Neigung, England zu ignoriren, kund gegeben hat. Welche Stellung dabei Deutschland einnehmen wird, scheint in London und anderswo nicht sonderlich zu interessiren. Man weiß ja, daß man in Berlin mit keinem Bismarck mehr zu thun hat. Ganz im Gegentheil!

Der Geldvorrath des Deutschen Reiches.

Nach der neusten Statistik.

Es ist von höchster Wichtigkeit, einmal genau festzustellen, in welcher Weise der Münzedelmetall-Vorrath des Deutschen Reiches sich seit der Währungsreform vermehrt hat, und wieviel er gegenwärtig beträgt. Die exacte Lösung dieser Frage begegnet leider sehr erheblichen Schwierigkeiten, weil uns die Statistik dabei vielfach im Stich läßt. Zwar die Angaben der Münzämter über die Ausprägungen dürften an erreichbarer Genauigkeit kaum zu wünschen übrig lassen, dagegen entbehren die anderen dabei in Betracht kommenden Factoren vielfach der Zuverlässigkeit. Zunächst sind wir hinsichtlich des Edelmetall-Verbrauchs für industrielle Zwecke nur auf Schätzungen angewiesen, wobei man natürlich mit ganz erheblichen Fehlergrenzen rechnen muß. Es sind dies Combinationen und Taxationen, wie sie Soetbeer angestellt hat, und wie sie — hauptsächlich auf Grundlage der Soetbeer'schen Materialien — der amerikanische Münzdirector alljährlich in seinem Report upon Production of the precious metals seit 1880 giebt. Sodann haben wir bezüglich der Thesaurirung der Münzen nicht den geringsten Anhalt. Aeltere Münzen, Prägungen aus gewissen denkwürdigen Zeiten ꝛc. werden bekanntlich mit Vorliebe thesaurirt. Münzsammlungen absorbiren ebenfalls gewisse Quantitäten. Auf dem Lande spielt der bekannte Strumpf in der Bettlade immer noch eine große Rolle. Schließlich, und das ist wohl der wichtigste Factor, sind die Angaben der amtlichen Statistik, namentlich aus den früheren Jahren, nicht vollständig. Erst seit dem Gesetz vom 20. Juli 1879 betr. die Statistik des Waarenverkehrs ist die Anmeldepflicht gesetzlich eingeführt. Bis 1880 sind daher die Werthangaben, namentlich für die Ausfuhr, nur unvollständige Schätzungen, denen wir nur als Minimalgrenzen einigen Werth beilegen können. Es ist das Verdienst von Dr. Johannes Wernicke, zum ersten Mal in seinem neuerdings erschienenen, sehr empfehlenswerthen „System der nationalen Schutzpolitik nach Außen" (Jena, Gustav Fischer), worin er die nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Colonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiterschutzpolitik einer sachkundigen Darstellung unterzieht, auch die Frage des deutschen Reichs-Goldvorrathes zahlenmäßig erörtert zu haben. Wir verweisen die Leser auf dieses ausgezeichnete Handbuch für die Gebildeten aller Stände und folgen hier kritisch nur seiner verdienstvollen monetären Statistik.

Bis 1872, wo die neuen Münzausprägungen begannen, waren im Gebiete des damaligen Deutschen Reichs ausgeprägt: Goldmünzen 539,3; Thalerwährung 1679,0; Guldenwährung 204,8 Millionen Mark. Den vorhandenen Edelmetall-Geldumlauf Deutschlands um 1870 schätzt Soetbeer in seinen „Materialien" ꝛc. folgendermaßen:

Einheimische	Goldmünzen	91
„	Silbermünzen	1500
„	Scheidemünzen	85
Ausländische	Münzen	40
Hamburgische	Bankfonds	36
	Summa	1752

Bis Ende März 1879 waren vom Reiche eingezogen: Goldmünzen 90,8; Silbermünzen 1075,3 Mill. Mk. Es blieben also uneingezogen 425 Mill. Silbermünzen, und zwar Thalerstücke, welche sich noch im Umlaufe befinden. In's Ausland abgegangen, thesaurirt oder privatim eingeschmolzen sind also von den Gesammtausprägungen vor 1872 448,5 Mill. Mk. Gold und 808,5 Mill. Mk. Silber, ein recht erheblicher Procentsatz. — Wir wollen nun zunächst die Goldbewegung verfolgen. Nach der amtlichen Statistik sind von 1872 bis Ende 1894 ausgeprägt: Nach Abrechnung von 3,6 Mill. wieder eingezogener Münzen 2891,4 Mill. Mk. Davon sind auf Privatrechnung geprägt: 1572,3 Mill. Mk., also in der Hauptsache Barrengold, welches vom Auslande eingeführt worden ist. Die Goldein- und Ausfuhr hat nach der amtlichen Statistik betragen (Mill. Mk.): 1895: Einfuhr gemünzt 49,9, Barren 47,5; Ausfuhr gemünzt 62,1, Barren 20,2. An Goldwaaren sind dem reinen Goldwerth nach schätzungsweise ein- und ausgeführt (Mill. Mk.): 1872—94 Einfuhr 29; Ausfuhr 170 Proc. Producirt sind an Gold in den Jahren 1871—93: 70,7 Mill. Mk. Demnach erhalten wir für die Zeit von 1872—94 folgende Gesammt-

Digitized by Google

summe an Gold, welche für alle Zwecke der Verwendung zu Gebote stand:

Goldbestand	1872	ca. 91	Mill. Mk.
Goldeinfuhr	1872—94	„ 2400,1	„ „
Goldwaareneinfuhr	1872—94	29	„ „
Goldproduction	1871—93	70,7	„ „
	Sa.	2590,8	Mill. Mk.

Dieser Summe von 2590,8 Mill. Mk. stehen folgende Posten gegenüber, welche davon abzuziehen sind: die Goldausfuhr, die industrielle Goldverwendung. Der Rest wäre dann die für die Ausmünzung verwendete Quantität.

Goldausfuhr	1872—94	1161,97	Mill. Mk.
Goldwaarenausfuhr	„	170	„ „
Industrieller Goldverbrauch (excl. Waarenausfuhr)		546	„ „
	Sa.	1877,97	Mill. Mk.

Demnach wäre für Münzenwechsel nur eine Summe von 712 Mill. Mk. übrig geblieben. Deutschlands Goldgeldvorrath würde nach dieser Statistik, welche auf die Ein- und Ausfuhr statistisch aufgebaut ist, sich nur auf 712 Mill. Mark belaufen, während ihn der amerikanische Münzmeister für 1894 auf ca. 2625 Mill. Mk. berechnet hat. Es muß also ein Fehler vorliegen, und zwar in den amtlichen Angaben über die Goldeinfuhr.

In der Zeit von 1872—82 sollen nur 910 Mill. Gold eingeführt sein, während bis dahin doch schon 1776 Mill. Mk. Goldmünzen ausgeprägt waren. Unter Anrechnung des Goldbestandes von 91 Mill., hätten sonach mindestens 775 Mill. Mark Gold schon allein für Münzzwecke bis Ende 1882 mehr eingeführt sein müssen, als die Statistik ergiebt. Dazu kommt nun noch der industrielle Verbrauch, der in den elf Jahren etwa 341 Mill. Mk. ausgemacht hat (incl. Goldwaarenausfuhr. Von den ausgeprägten Goldmünzen des Reiches sollen bis Ende 1880 210 Mill. Mk. wieder ausgeführt sein, bis Ende 1882 also ungefähr wohl 250 Mill. Mk., während nach der Statistik im Ganzen 408 Mill. Mk. in der angegebenen Zeit ausgeführt sind. Sonach kommt Wernicke zu dem Resultat, daß die Goldeinfuhr in der Zeit 1872—1882 hätte betragen müssen:

910 Millionen Mark	
775 „ „	
341 „ „	
158 „ „	Goldausfuhr abzügl. der Münzausfuhr
Sa. 2184 Millionen Mark.	

Der Goldvorrath stellte sich daher für die Zeit 1872 bis 1882 auf:

2184 Millionen Mark,	zuzüglich
91 „ „	Goldmünzenvorrath 1872.
Sa. 2275 Millionen Mark.	Davon gehen ab:
341 „ „	Industrieverbrauch und
408 „ „	Ausfuhr
Es bleiben 1526 Millionen Mark	für Münzzwecke Ende 1882.

Der dem Deutschen Handelstage im Jahre 1880 vorgelegte Bericht beziffert den Goldvorrath des Deutschen Reiches für Ende 1879 auf etwa 1450 Mill. Mk., für Ende 1885 berechnet ihn Soetbeer auf 1744 Mill., also 294 Mill. über der von Wernicke gefundenen Summe — nach anderer Schätzung sollte sich der Goldvorrath 1885 auf 1825 Mill. belaufen. Diesen Combinationen gegenüber erscheint die von Wernicke berechnete Ziffer von 1526 Mill. Mk. für Ende 1882 nicht unwahrscheinlich zu sein. Es erübrigt noch, die Goldbewegung von 1883 — 94 zu prüfen. Es betrug in dieser Zeit (incl. Bruchgold): Einfuhr 1489,7; Ausfuhr 753,6. Goldwaaren (schätzungsweise): 14 Einfuhr, 80 Ausfuhr; Goldproduction: 59,4. Es stand also von 1883 bis Ende 1894 nach der officiellen Statistik eine Goldquantität von 1563,1 Mill. Mk. zur Ausmünzung, industriellen Verwendung und Ausfuhr nun zur Verfügung. Ausgemünzt wurden in den letzten zwölf Jahren 1115 Mill. Mk. — nach Abrechnung der wiedereingezogenen Münzen. Für industrielle Zwecke wurden ca. 372 Mill. verwendet (incl. schätzungsweise Goldwaarenausfuhr von ca. 80 Mill.). Ausgeführt wurden 598,4 Mill. Mark Goldmünzen und 155,2 Mill. Mk. Roh- auch Barrengold. Die Goldeinfuhr hätte demnach in den Jahren 1883 bis 1894 betragen müssen:

1115 Millionen Mark	
372 „ „	
155 „ „	
1642 Millionen Mark	weniger 14 + 59,4 Mill., also
1569 Millionen Mark.	

Die Zahlen der Statistik stimmen mit obigen Berechnungen genau überein. Wir kommen so für Ende 1894 auf folgenden Goldvorrath für Münzzwecke in Deutschland:

1526 Millionen Mk.	Goldbestand Ende 1882
1569 „ „	Einfuhr und Production.
Sa. 3095 Millionen Mk.	Davon gehen ab
753,6 „ „	Goldausfuhr und
372 „ „	Industrieverbrauch.
Es bleiben 1870,4 Millionen Mk.	für Münzzwecke Ende 1894.

Der amerikanische Münzmeister Preston giebt den Goldgeldvorrath Deutschlands für 1894 auf 2500 Mill. Mk. an. Diese Schätzung stellt sich sonach als bei Weitem zu hoch heraus. Wenn wir die Fehlergrenze, namentlich hinsichtlich der industriellen Goldverwendung sehr weit nehmen, und wenn wir den ständigen Betrag der fremden Münzen und des Barrengoldes auf ca. 300 Mill. Mk. ansetzen, so können wir die Behauptung aufstellen: Der Goldgeldvorrath des Deutschen Reiches belief sich Ende 1894 auf 2100—2200 Mk., er bewegt sich reichlich 3—400 Mill. unter der Preston'schen Schätzung.

Es ist sehr bedauerlich, daß wir hinsichtlich der statistischen Messung eines so wichtigen wirthschaftlichen Factors auf fremde Schätzungen angewiesen sind, die, wie man sieht, weit an dem Ziele vorbeitreffen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn endlich unsere Münz- und Edelmetallstatistik nach Art der amerikanischen erweitert und vervollständigt würde. Zur Beurtheilung der Geld- und der Währungsverhältnisse ist eine solide statistische Unterlage unerläßlich. Leider erfahren wir sogar über den Goldbestand der Reichsbank nur von Zeit zu Zeit Näheres. Zum ersten Male wurde in dem Jahresberichte für 1894 der Goldstand der Reichsbank für Ende December 1894 angegeben; er betrug damals 714,4 Mk., davon 292 Mill. Reichsmünzen, Ende 1895 nur 570,9 Mill. Mark. Für Ende 1880 giebt Soetbeer den Goldbestand der Reichsbank auf 185 Mill. an, den der übrigen Notenbanken 1881 auf 79,4, 1885 auf 77,9 Mill. Mk. Sonach wäre der Goldvorrath der Reichsbank von 1880 bis Ende 1894 um 529,4 Mill. angewachsen, wenn Soetbeer's Angabe zutreffend sein sollte, während der Münzgoldvorrath des Deutschen Reiches seit jener Zeit um mindestens 579 und höchstens 700 Mill. zugenommen hat. Es wären dann dem Verkehr mindestens 50 und höchstens 170 Mill. Mk. zugeflossen. Während 1870 auf den Kopf der Bevölkerung 2,2 bis höchstens 2,7 Mk. Gold kamen, berechnet sich der Goldumlauf Ende 1894 pro Kopf auf ca. 42, für 1880 berechnet ihn Soetbeer auf 32,2 Mk. Wenn man den Kriegsschatz in Spandau abrechnet, entfallen auf den Kopf Ende 1894 ca. 40,7 Mk.

Wir gehen nun zur Feststellung des monetaren Silbervorraths im Deutschen Reiche über. Für 1870 wurde derselbe von Soetbeer u. A. auf 1500 Mill. Mk. geschätzt. Davon wurden bis zum Frühjahr 1879 eingeschmolzen 667,7 Millionen, umgeprägt 427 Mill. Im Umlauf blieben also 432 Mill. Silbermünzen, und zwar Thalerstücke. Da im Frühjahr 1879 der Silberverkauf sistirt wurde, so ist es zweckmäßig, die Silberstatistik zunächst bis Ende 1878 zu verfolgen. Ende 1878 hatte Deutschland folgenden Silberbestand:

Digitized by Google

Alte Silbermünzen (Thaler)	ca. 432,3	Millionen Mk.
Silberbarren	33,4	„ „
Neugeprägte Silbermünzen	427	„ „
	Sa. 892,7	Millionen Mk.

Während dieser Zeit wurden in Deutschland für 177,6 Mill. Silber producirt, für 498,7 Mill. nach der amtlichen Statistik eingeführt, für 416,9 Mill. ausgeführt und etwa 115 Mill. industriell neuverbraucht. Die Activa der Silberbilanz waren daher für die Periode 1872—78:

Silbervorrath	1870	1500	Millionen Mk.
Einfuhr	1872—78	498,7	„ „
Production	„	177,6	„ „
	Sa.	2176,2	Millionen Mk.

Die Passiva setzten sich aus folgenden Posten zusammen:

Einschmelzungen	667,7	Millionen Mk.
Umprägungen	427	„ „
Thalerbestand	432	„ „
Industrieller Verbrauch	ca. 115	„ „
	Sa. 1641,7	Millionen Mk.

Es ergiebt sich demnach ein Ueberschuß von 534,6 Mill. Mark, welcher in's Ausland exportirt sein muß. Der Silberexport muß sich belaufen haben auf:

539,2 Mill. Mk.	(amtliche Silberkäufe aus den Einschmelzungen)
534,6 „ „	Ueberschuß.
Sa. 1073,8 Mill. Mk.	

Nach der amtlichen Statistik sind während jener Zeit aber nur 416,9 Mill. Mk. ausgeführt, so daß 656 Mill. Mk. Silber von der Ausfuhrstatistik nicht erfaßt sind. So z. B. sind nach der englischen Statistik im Jahre 1877 für 275 Mill. Mark Silber aus Deutschland nach England eingeführt, während nach der Reichsstatistik die Silberausfuhr jenes Jahres nur 20 Mill. Mk. ausmachte. Die Unvollständigkeit der Statistik, insbesondere der Ausfuhrangaben, ist von dem statistischen Amt selbst des Oefteren beklagt worden. Seit dem Gesetz vom 20. Juli betr. die Statistik des Waarenverkehrs, welches die Anmeldepflicht gesetzlich einführte, ist dieser Uebelstand beseitigt. — In der zweiten Periode, von 1879—94, stellt sich die Silberbilanz folgendermaßen:

Silbereinfuhr	202	Millionen Mk.
Production	670,6	„ „
Barrenbestand	33	„ „
	Sa. 905,6	Millionen Mk.

Ausmünzungen	48	Millionen Mk.
Industrieller Verbrauch	ca. 200	„ „
	Sa. 248	Millionen Mk.

Es blieben für die Ausfuhr sonach ca. 657 Millionen übrig. Nach der Statistik sind 582 Mill. Mk. ausgeführt. Berücksichtigt man die Fehlergrenzen, so sind diese Zahlen ziemlich übereinstimmend. Die Ausfuhrstatistik hat sich also wesentlich vervollkommnet. Ende 1894 hatte Deutschland folgenden Silbergeldbestand:

Reichsmünzen	475	Millionen Mk.
Thaler ca.	400	„ „
	Sa. 875	Millionen Mk.

Seit 1870 hat derselbe sich um ca. 625 Mill. verringert. Während an Silbermünzen 1870 36,7 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung kamen, entfielen Ende 1894 nur noch 16,9 darauf. Der Edelmetall-Geldumlauf, den Kriegsschatz von 120 Mill. abgerechnet, stellte sich sonach auf (Mill. Mk.):

	Gold	pro Kopf Mk.	Silber	pro Kopf Mk.	Zusammen Millionen Mk.	Zusammen pro Kopf Mk.
1870	91—110	2,2—2,7	1500	36,7	1591—1610	38,9—39,9
1894	ca. 2080	40,7	875	17,1	2955	ca. 58.

Der amerikanische Münzdirector schätzte für Anfang 1894 den deutschen Goldvorrath auf ca. 49,0 Mk. pro Kopf, den Silberumlauf auf ca. 18 Mk., zusammen auf 67,0 Mk., also, was das Gold anbetrifft, bei Weitem zu hoch. Allerdings sind in den 2500 Mill. Gold, die Preston angiebt, die 120 Millionen in Spandau mit einbegriffen, ohne dieselben würde sich der Geldumlauf nach Preston auf 46,6 berechnen. Im Ganzen genommen hat sich sonach der Edelmetall-Geldvorrath des Deutschen Reiches seit 1872 bedeutend — absolut und relativ — vermehrt. —

Im Jahre 1895 hat die Goldein- und Ausfuhr betragen (Mill. Mk.):

	Einfuhr 1895	Einfuhr 1894	Ausfuhr 1895	Ausfuhr 1894
Münzen	49,9	201,4	62,1	43,5
Roh-Barren	47,5	103,1	20,2	9,8
	97,4	304,5	82,3	53,3
Einfuhrüberschuß	15,1	251,2		

Der Goldvorrath hat in den letzten 13 Jahren 1883 bis 1895 um 45,5 Millionen Mk. jährlich zugenommen. Dazu kommen noch ca. 80 Millionen Bruchgold. Von diesen 51,5 Millionen Mk. gingen für Industrieverbrauch ca. 31 Millionen Mk. ab, so daß 20,5 Millionen Mk. für Geldzwecke jährlich übrig blieben. Ausgeprägt waren Goldmünzen bis Ende Februar 1896 im Ganzen 3022 Millionen Mk., der Goldgeldvorrath beträgt im Ganzen etwa 2200 Millionen. Demnach sind an deutschen Goldmünzen ca. 1000 Millionen Mk. in's Ausland gegangen. Eingeführt wurden an Gold seit 1871—1895 ca. 3865 Millionen Mk. Die Einfuhr während der ganzen Zeit hat also noch nicht die Höhe der Kriegscontribution von 4 Milliarden Mk. erreicht. —

Es betrug die Mehreinfuhr an Gold pro Jahr (Millionen Mk.): in Frankreich 1881—94 55,24, in England 1877—95 56,1, in Deutschland 1883—95 51,5. Deutschland steht absolut hinter England und Frankreich in der Goldmehreinfuhr nicht weit zurück, relativ aber, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, erreicht es dieselben aber doch noch nicht. Der Capitalreichthum Deutschlands ist eben noch nicht so entwickelt wie in England und Frankreich. Darum muß Deutschland um so sorgsamer über seinen Geldvorrath wachen. Das eine große Mittel dazu ist eine richtige Geld-Bank- und Discontpolitik.

Literatur und Kunst.

Berlioz als Operncomponist.

Zur Berliner Aufführung des „Benvenuto Cellini".

Von Hedwig Abel.

Durch Berlioz' Selbstbiographie, dieses merkwürdige „document humain", geht ein knirschender Geist des Ingrimms, der mit den Füßen stampft, die Fäuste ballt und jeden Augenblick den Blitz seines Zornes einschlagen läßt. Das Ganze ist ein geschriebenes Gewitter in so und so vielen Capiteln. So geberdet sich nur Jemand, der von außen her eine tiefe innere Wunde empfangen hat, die, bald schwächer bald stärker blutend, doch nie ganz vernarbt. Berlioz hat, neben kleineren ertheilten Schrammen, deren Narben ihn nur zeitweilig brannten und juckten, eine solche tiefe Wunde: den Kummer, in seiner Heimath nicht erkannt und anerkannt zu werden, besessen und ist an ihr gestorben. Es giebt nichts Tragischeres, als das Mißverstehen zwischen dem großen Mann und seinem Volke. Die Schuld trägt weder jener noch dieses, das Verständniß in diesem Fall ist etwas Unwillkürliches, das Ergebniß einer im großen Stil ausgeführten unbewußten Schmeichelei. Denn was das Volk an seinem Genie liebt und nur bewundert, ist doch nur sein eigenes Spiegelbild. Alle seine Eigenheiten und Eigenschaften, jede Neigung und

Digitized by Google

Liebhaberei findet es veredelt, verfeinert, in eine höhere Welt emporgehoben, wieder, Alles, was es liebt, wird ihm in seinem nationalen Kunstwerk entgegengebracht. Berlioz hat den Franzosen gebracht, was sie nicht lieben. Alles auf die Musik Bezügliche bei ihm: seine rein instrumentale Begabung, seine Vorliebe für die deutschen Meister Gluck, Beethoven, Weber, seine Verachtung der komischen Oper, war antifranzösisch. Die Franzosen verlangen vor Allem ein Bühnentalent, denn wie die Italiener sind sie geborene Dramatiker, Theatraliker möchte man beinahe sagen. Alles in ihnen will sich darstellen, strebt nach der Verkörperung auf der Bühne. In ihrem innersten Kern unmusikalisch, lieben namentlich die Franzosen die Musik nur als dramatische Helfershelferin, in ihrer innigen Verbindung mit dem Worte und der Situation. Der außerhalb des Theaters revolutionirende Berlioz konnte in Frankreich nicht begriffen werden. Als er nach Paris kam, lebte man dort gerade in geordneten, ja versteinerten musikalischen Verhältnissen. Der lebendige Vulcan von der Küste des grauen normannischen Meeres, der übersprudelnde Hitzkopf, Umstürzler und Ueberstürzler, der ewige Groller, Zweifler und Verzweifler, bei dem Alles überlebensgroß war: Glück und Unglück, Freude und Schmerz, „l'éternel révolté", wie ihn ein moderner Pariser Kritiker genannt hat, mußte Unwillen, Mißtrauen und Angst erregen. „Um Gotteswillen, nur keinen Umsturz!" sagte man zu dem normannischen Feuerbrand. Keinen Umsturz? Seine äußere Erscheinung mit dem eigens zum Flattern und Geschütteltwerden eingerichteten Lockenwald, den weitoffenen, zum Blitzen, Funkeln und Sprühen geeigneten Augen, der leicht gekrümmten, feinflügeligen, nervösen Nase, den zum Spott geschwungenen Lippen, war ja schon eine Revolution. Kein Wunder, daß ihn die Conservativen haßten: da wurde er plötzlich selbst conservativ. Er wurde es gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung, indem er Opern schrieb.

In einer Stadt, wie Paris, wo das Theater mit tausend Reizen lockt und ein auf der Bühne geborener Erfolg von nach allen Seiten wirkender Kraft ist, kann sich ein Componist, selbst vom Schlage Berlioz', nicht der Versuchung entziehen, Opern zu schreiben. Ueberdies war er mit dem Theater in fortwährender Berührung, liebend und hassend hatte er französische, italienische, und auch einige deutsche Opern auf den Brettern erscheinen, sich behaupten oder verschwinden gesehen. Seine Erfindung der „dramatischen Symphonie" war eine Liebeserklärung, die er dem Theater machte, fast jede seiner für den Concertsaal bestimmten Compositionen hatte ihre dramatische oder theatralische Spitze. In „Romeo und Julie", in „Faust's Verdammung" spielt er anhaltend mit dramatischen Messern und Dolchen, der Zug zur Bühne, die Beziehung auf sie tritt ganz unverhüllt hervor. „Ich brauchte ja nur zu wollen," scheint Berlioz zu sagen, „nur meine Musik wird echt dramatisch, meine Menschen bewegen sich auf der Bühne, sind Fleisch und Blut!" Berlioz war dramatisch und phantastisch zugleich veranlagt, aber ein Dramatiker war er nicht. Seine Instrumentalmusik wirkt hauptsächlich nur durch den Reiz der Farben, die melodische Essenz ist nicht stark, die Harmonie ist oft geistreich, zuweilen auch bizarr, die polyphone Kunst aber steckt in den Kinderschuhen. Berlioz haßte und verachtete die Beschränkung, die im gebundenen Stil liegt, wo er nur konnte, verspottete er die Fuge. Bei seinen Opern werden seine Mängel noch auffallender, seine glühende, eigenartige Persönlichkeit verblaßt vollständig. Er schlüpft förmlich in eine andere Haut hinein, in alten, ausgewohnten Formen ergeht er sich mit Behagen. Er wird nicht conservativ, sondern reactionär. Die Vergeltung für den unbewußt geübten Verrath an seiner Ueberzeugung blieb nicht aus, das Publicum, das von Berlioz allbekannte süße italienische und französische Speise erhielt, konnte ihm sein Rückwärtsgehen nicht verzeihen und jagte ihn wieder auf seine verlassenen Barricaden zurück. Berlioz hat seine Mißerfolge im Concertsaal fast natürlich gefunden, seine Mißerfolge als Operncomponist hat er niemals begriffen. Er machte es doch nicht schlechter als Andere, die man bejubelte, er machte es, seiner Meinung nach sogar besser als alle Italiener und Franzosen, die um ihn herum Opern schrieben. Das Schlimme war, daß Berlioz seine Aufgabe als Operncomponist nicht kannte. Er hätte auch da Altes niederreißen, Unerhörtes begehen, Ungeahntes wagen müssen. So hätte er vielleicht gesiegt. Er durfte nicht melodiös, nicht mit Rossini'schem Lächeln, mit Fiorituren und Coloraturen und Cadenzen kommen, er am allerwenigsten. Er vergaß, daß man von einem Neuerer immer Neues erwartet. Sein tiefer Groll richtete sich vor Allem gegen die Operndirectoren, das Opernpublicum und — die glücklicheren Operncomponisten. Mit fiebernder Erwartung verfolgt er Wagner's Bestrebungen, er schreit schmerzlich auf, wenn es diesem glückt, er jubelt, als „Tannhäuser" in Paris durchfällt. Immer wieder vergleicht er Wagner's Siegeszug mit seinem Leidensgang, betrauert er das Schicksal seiner Opern: „Benvenuto Cellini", „Beatrice und Benedict", „Die Trojaner". Man kann sagen, jede dieser Opern sei ein Nagel zum Sarge Berlioz' gewesen.

„Benvenuto Cellini" war sein erstes Bühnenwerk; eine Frühgeburt: die noch als Schüler Lesueur's geschriebene Oper „Estelle" vernichtete er, bevor sie Jemand kennen lernte. Nach Jahren, als fertiger musikalischer Charakterkopf, fesseln ihn einige Episoden aus Benvenuto Cellini's Leben. Léon de Wailly und Auguste Barbier schreiben ein Textbuch, Berlioz componirt die Oper. Unter Kämpfen und Intriguen, in stetem Hader mit Duponchel, dem Director der Oper, und Habeneck, dem Capellmeister, wird sie einstudirt. Berlioz kommt aus dem Klagen nicht heraus, jede Wirkung wird auf Halbsold gesetzt, Duprez, der berühmte Tenorist, hält ein hohes g, statt durch drei Tacte nur durch einen halben, Habeneck läßt den Saltarello im zweiten Akte absichtlich zu langsam spielen. Zuletzt ist das Schicksal der Oper ein sehr unfreundliches. Die Ouverture wird übermäßig beklatscht, alles Uebrige ausgepfiffen. Sie erlebte noch zwei Wiederholungen, dann verschwand sie. Scheinbar hat Berlioz diese Niederlage verschmerzt, in Wirklichkeit traf sie ihn in's Herz. Nach vierzehn Jahren noch, als ihm die Partitur des „Benvenuto Cellini" in die Hände fällt und er sie mit der „kühlsten Unparteilichkeit durchliest", findet er mit einem schweren Seufzer, daß er „diese Mannigfaltigkeit von Ideen, diese fortreißende Gewalt, diesen Glanz des Colorits niemals wieder erreichen wird". Dieses Urtheil Berlioz' beruht, so rührend und einfach es klingt, auf einer starken Ueberschätzung seines dramatischen Talentes. Ohne Zweifel finden sich im „Benvenuto Cellini" Stücke von musikalischer Schönheit, Stellen, wo der Geist Berlioz' blitzt und funkelt, und vor Allem bezaubernd ist das Colorit. Aber die „Mannigfaltigkeit von Ideen, die fortreißende Gewalt", können wir nicht finden, eher eine verlogene Einfältigkeit, ein träges Beharren und Sitzenbleiben. Die ganze Oper steckt in der veralteten Form, wie in einer Hülse, die auch den freien Schwung der Gedanken hemmt. Aus diesen langathmigen, sentimentalen Cavatinen, Romanzen und Arien spricht keine Persönlichkeit, über das Herkömmliche, durch maßlose Abnutzung Verblaßte kommt Berlioz selten hinaus. Den ganzen Apparat der italienischen und auch französischen Oper, den Berlioz haßte und verabscheute, benutzt er im „Benvenuto", in „Beatrice und Benedict", in „Den Trojanern". Die komischen Figuren in „Benvenuto Cellini" Balducci und Fieramosca schwelgen in Wortwiederholungen, Teresa singt lange Vocalisen, überdies fliegt in ihren Arien jeden Augenblick der langgeschwänzte Papierdrache einer Coloratur in die Luft. Kaum traut man seinen Ohren. Ist das derselbe Berlioz, der von Mozart in kühlerem Tone sprach, weil sich im „Don Juan" die reich colorirte Brief-

Digitized by Google

arie befindet? In seinen Chören bringt es Berlioz zu hübschen Wirkungen, nur hemmt ihn hier seine geringe polyphone Kunst. Da er geistreich ist, weiß er sich zu helfen. Wo der Geist im Spiel ist, kann die Anregung nicht fehlen. Das offenbart sich namentlich in der immer neuen, wirklich genialen Orchestrirung. Er schenkt uns gleichsam eine Natur in Tönen, in der es duftet, sprießt, blüht. Diesen Duft und Schimmer der Orchestrirung haben auch Berlioz' glücklichste Nachfolger, Wagner und Liszt, nicht erreicht. „Benvenuto Cellini" ist in Deutschland oft und mit Erfolg gegeben worden und ist auch jetzt noch nicht todt, wie die jüngste Berliner Aufführung bewiesen hat.

Auch „Beatrice und Benedict", die für den Spielpächter Bénazet in Baden-Baden geschriebene komische Oper, erlebt hier und da eine Auferstehung. So 1890 im Wiener Hofoperntheater. Berlioz hat das Textbuch selbst aus Shakespeare's „Viel Lärm um nichts" herausgeschält und die Figur des Capellmeisters Somarone, angeblich eine Photographie des Musikgelehrten Fétis, dazu erfunden. Der Stil in „Beatrice und Benedict" ist derselbe, wie in „Benvenuto Cellini". Nur ist die ganze Oper ärmer und macht fotwährend eine gezwungene komische Grimasse. Berlioz, der Verächter der komischen Oper, die im tiefsten Innern dem Frohsinn abholde Natur, vermochte keine heitere Musik zu schreiben. Seine Heiterkeit hat etwas Leichenschmausartiges, seine künstlich gepfropften Witze, so die als Doppelfuge geschriebene Hochzeitscantate Somarone's „Stirb, holdestes Paar", in welchem die zwei Subjecte das Paar und die Fuge selbst die Flucht der Zeiten darstellen soll, wirken bloß als Abgeschmacktheiten. Auch „Beatrice und Benedict" hat in der Heimath nicht wurzeln können, noch weniger „Die Trojaner". Echt unpraktisch war Berlioz dem Drängen der Fürstin Wittgenstein, der Freundin Liszt's, gefolgt und hatte sich aus Virgil's „Aeneide" „Die Trojaner" zurechtgeschnitten. Die Oper zerfiel in zwei Abschnitte, drei Jahre schrieb Berlioz an der Partitur. Schließlich wurde sie in der Komischen Oper in Paris gegeben. Berlioz verlangte ungeheures Material, Hunderte von Sängern, ein riesiges Orchester. Ein neues Gesicht zeigte er in „Den Trojanern" aber auch nicht. Doch die Oper gefiel, die Kritik sprach sich lobend aus, Berlioz erhielt zahlreiche Schreiben, auf der Straße schüttelten ihm die Leute die Hände. Aber auch das war nur ein Scheinerfolg. Die Trojaner wurden vergessen. An langsamer Verbitterung zehrte sich Berlioz auf.

Die Franzosen haben ihn geistig nie besessen, und besitzen ihn auch jetzt, ein Vierteljahrhundert nach Sedan, noch nicht. Es giebt große Talente, die sich keiner Zeit organisch einfügen, deren Werke keiner Strömung entspringen und keinem Bedürfniß dienen, und deren Stunde niemals kommt. Solche Talente waren Spontini, Cherubini und in gewissem Sinne auch Hector Berlioz.

Hofhistoriographie.

Von Max Bauer.

Seit Sybel und Treitschke von uns gegangen, ist in der allgemeinen Werthschätzung der Jenaer Professor Ottokar Lorenz in die erste Reihe unserer populären Historiker gerückt. Er ist ein weitschauender, geistreicher Geschichtsforscher, dem, mehr divinatorisch als kritisch, ein freier Blick eignet, der immer genialisch die entscheidenden Ideen und großen Zusammenhänge erfaßt. Auch als Stilist ist er vom ersten Range, und seine Darstellung zeichnet sich durch lichtvolle Anschaulichkeit und reine Form aus. Aber er hat seine Marotten. Seit er, wie bekannt, die Memoiren des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha redigirte und eigentlich schon geraume Zeit vorher, hat er sich immer tiefer in die Rolle eines Hofhistoriographen eingelebt. Hofhistoriographie war es z. B., als er 1893 auf der achten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar über „Goethe's politische Lehrjahre" sprach*) und alle Behauptungen von erziehlicher Einwirkung des Dichters auf den Landesherrn Karl August in's Reich der historischen Fabel verwies. Bekanntlich hat sich über diese ketzerische, aber mit Geist und Gelehrsamkeit vertretene Frage ein heftiger Streit entsponnen, an dem sich vor Allem der Historiker Baillieu (in Sybel's Hist. Zeitschrift) und der beste Goethe-Kenner Heinrich Düntzer („Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz", Dresdener Verlagsanstalt) betheiligten. Wir verweisen die Leser, die sich für diese Controverse interessiren, auf die betreffenden Broschüren und lenken für heute seine Aufmerksamkeit auf einen neuen Sammelband von Besprechungen**), worin die Hofhistoriographie da und dort wieder spukt und aufblitzt. So, wenn Lorenz hier den Publicisten Gentz als ganz subalternen Geist auffaßt und mit glänzendem Humor schreibt:

„Eine von den Einbildungen, welche durch Literaturgeschichten und Gelehrtenbiographien sich naturgemäß in der Welt verbreiten, ist die Ueberschätzung der „geistigen Mächte" überhaupt und der geistbesitzenden Personen im Besonderen. Aber in der Wirklichkeit einer Staatskanzlei bildet diese Classe von Beamten eben das „schreibende Hauptquartier" und wird auch häufig für nichts Anderes als Schreiber betrachtet. Daß man auf die Idee verfallen ist, in der absolut aristokratischen Gesellschaft des österreichischen Hofstaates hätte Herr v. Gentz eine große führende Rolle gespielt, erschien mir immer nur als ein Beweis, mit welcher unendlich geringen Menschen- und Weltkenntniß die Leute geschichtliche Bücher schreiben. Daß der Herausgeber des Gentz-Schwarzenberg'schen Briefwechsels auch seinerseits betont, wie sehr das Verhältniß zwischen Gentz und Metternich zuweilen übertrieben worden sei, war der herrschenden Ansicht gegenüber allerdings durchaus nothwendig. Der fürstliche Sohn des alten Staatskanzlers corrigirt diesen Irrthum mit größtem Zartgefühl und, man muß sagen, gentlemanlike. Denn er möchte gewiß auch seinerseits keinen Anlaß zum Mißverständniß geben. Die hohen Herren, welchen Gentz diente, waren ja auch feine und gebildete Leute. Sie haben dem schreibekundigen Hofrath ja selbstverständlich nicht alle Tage den Unterschied der Stände zu erkennen gegeben; sie haben auch mit ihm an demselben Tische gegessen. Wenn sich aber in Folge dessen in der Literatur der himmelschreiende Irrthum verbreitete, daß Gentz im Hintergrunde mit zu den „Machern" der europäischen Politik gehört hätte, so war das eben die Folge einer spießbürgerlichen Auffassung, welche Jeden, der an der Tafel mitgespeist hatte, auch zu den Eroberern von Paris zählte. Es ist nur gut, daß der neuen Publication ein wohlgelungenes Stahlstichporträt nicht fehlt, welches uns den schlichten Frack des schreibekundigen Hofraths mit dem großmächtig aussehenden, vom Porträtisten offenbar etwas zu auffallend behandelten Leopolds-Orden — im Knopfloch vorführt. Ja, nun weiter konnte man es unter dem Kaiser Franz wirklich nicht bringen. Warum sich nun da noch Professor Oncken und andere gelehrte Männer die Köpfe zerbrochen haben, welches die richtige Stelle sein möchte, auf welcher der herrschende Schriftsteller — ich will nicht sagen der allmächtige Schreiber — eigentlich im Staat und Haus Oesterreich gestanden hat, ist in der That nicht recht einzusehen. Der Leopolds-Orden der dritten Classe besagt Alles, was hier dem Historiker zu wissen nöthig ist. Mehr zu erforschen,

*) Goethe's politische Lehrjahre. Berlin, W. Hertz.

**) Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

scheint mir wahrlich eitel. Wenn nun auch in den Augen des Kaisers Franz und folglich auch Metternich's diese Qualification des Gentz'schen Leibrocks etwas viel Ansehnlicheres gewesen sein mag als heutzutage, so ist doch klar, daß in der Weltgeschichte eigentlich entscheidende Personen immer etwas reichlicher ausgestattet waren, und wenn unser geistreicher Hofrath trotzdem auf seinem Porträt ein höchst befriedigtes und lebensvergnügtes Gesicht macht, so ist damit nur der Beweis geliefert, daß er in der richtigen Schätzung seines Jahrhunderts andere große Erfolge von seiner Feder nicht erwartet haben wird. Und nichts kann daher für sicherer gelten, als daß er selbst ganz unschuldig an der großen Ueberschätzung seines Einflusses war, die man ihm fast von allen Seiten zu Theil werden ließ." Hofhistoriographisch ist auch die offenbare Ueberschätzung von Gentzens Herr und Meister, aber Lorenz' Beweisführung ist so bestrickend, daß man darob fast zu opponiren vergißt.

„Metternich hat es in merkwürdiger Weise verstanden, in einem mehr oder weniger dem habsburgischen Hause überhaupt sehr feindseligen Welttheil das Interesse seiner Herrschaft zu wahren und die entgegengesetzten Richtungen zu vertilgen und zu unterdrücken; man sagt sich und auch der Ungläubigste ist heute davon überzeugt, daß eine Macht wie die österreichische kaum anders existiren konnte, als mit den Mitteln, welche der Staatskanzler angewendet hat. Es war, ist und bleibt ja für manche andere Staaten unangenehm, daß der alte österreichische Hausstaat den Fortschritt der Nationen um Decennien aufgehalten hat, aber wenn er überhaupt bestehen sollte, so konnte er nur auf diesem Wege erhalten werden. Das ist der Maßstab der Dinge, den man aus der Sache selbst hernimmt, es ist keineswegs der beste und allein berechtigte, aber es ist ein Maßstab, der immer etwas Bestrickendes und zuweilen auch etwas Wohlthuendes besitzt.... Deutschland hat nichts mehr und schärfer zu beklagen, als eben diese staatsmännische Kraft Metternich's, welche den alten österreichischen Hausstaat und seine verderblichen Principien in unserem Jahrhundert zu conserviren wußte. Aber das hindert mich nicht, den alten Staatskanzler in seiner eigenthümlichen Größe mit dem Grafen Vitzthum um die Wette zu bewundern; man darf, und ich möchte sagen, man muß Dinge und Thatsachen in der Geschichte zuweilen verabscheuen, aber ihre Urheber menschlich ehren. Der Steuermann, der ein altes Wrack durch die Wogen des Meeres leitet, ist ein nicht weniger schöner Anblick, wie jenes stolze neue Schiff, das mit unendlichen Maschinen einherfährt. Ich habe mich zuweilen über Geschichtschreiber gewundert, welche diese höchst einfache menschliche Empfindung bei der Beurtheilung ihrer Helden und ihrer Feinde in sich unterdrücken mochten."

„Aus Deutschland," fährt Lorenz fort, „war die Phrase von dem verderblichen Metternich'schen System über die chinesische Mauer, welche Oesterreich seit zweihundert Jahren umgab, in die geistig und politisch versumpften Länder eingedrungen. In Deutschland war diese Phrase keine Phrase, sie besagte, daß die auswärtige Politik des Staatskanzlers aus Rücksicht für die halbasiatischen Zustände Oesterreichs mit jedem Mittel bestrebt ist, die nationale Einigung zu verhindern und unser Volk zur politischen Ohnmacht zu verdammen; sie besagte, daß sich die österreichische Regierung in alle innern Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen berechtigt glaube; sie besagte, daß zwischen den Freundschafts- und Schutzverträgen des Kaisers von Oesterreich wie in Italien so in Deutschland jede absolutistische Willkürherrschaft sich verberge. Diese Bedeutung hatte die Phrase vom Metternich'schen System im Munde eines deutschen Mannes. Für Oesterreich selbst und seine Verhältnisse bezeichnete das importirte Wort dagegen eine Täuschung und in gewissem Sinne eine Verleumdung des alten Staatskanzlers. Sie machte denselben verantwortlich für innere Angelegenheiten, mit denen er so gut wie nichts zu thun hatte, und welche ihm sogar häufig höchst hinderlich in seiner amtlichen, auswärtigen Action waren; die Phrase von dem „Metternich'schen System" wollte die Mißbräuche der Verwaltung und Justiz, die Bestechlichkeit der Beamten in den einen, die Unbotmäßigkeit und Willkür derselben in anderen Theilen auf die Schultern des Staatsmannes abwälzen, der für seine Person völlig frei von Anklagen solcher Art hätte bleiben müssen. Weil er gegen den festen Willen eines Monarchen, wie Franz I. und gegenüber einem festgesetzten System machtlos war, machte man ihn in der Meinung der Oesterreicher zum Sündenbock jeder Art von Mißverwaltung. Man hätte ihm höchstens den Vorwurf machen können, daß er gegenüber von Oesterreich ein Skeptiker war, daß er nicht glauben wollte, man könne diesen Staat plötzlich in einen französischen oder englischen Constitutionsstaat verwandeln, daß er nicht der Meinung war, es ließe sich die Majorität der Bevölkerung durch ein Parlament glücklich machen. Heute wird man geneigt sein, hierin dem alten Staatskanzler Recht zu geben. Der Einheitsstaat hat sich wirklich auf constitutionellem Wege nicht aufrechterhalten lassen, er mußte sich zu einer dualistischen Gestaltung bequemen, er mußte auf seine fundamentale und eigentlich sein Wesen erschöpfende Verbindung mit Deutschland und Italien gänzlich verzichten, er konnte nicht verhindern, daß jene Bruchtheile seiner Bevölkerungen, welche den Staat lange Zeit erhalten haben, in die desparate Lage von unterdrückten Minoritäten herabsinken: Alles in Allem, der alte Fürst Metternich ist in seiner Annahme, daß die alte Monarchie eben nicht anders bestehen und regiert werden konnte, als durch einen patriarchalischen Absolutismus mit mehr oder weniger ausgedehnten ständischen Rechten, durch den Verlauf der Geschichte vollkommen gerechtfertigt worden."

Lorenz ist in seinen Helden so verliebt, daß er für die „sogenannte glorreiche Märzrevolution" weniger als nichts übrig hat. Die patriotisch auflodernde Begeisterung, der ideale Freiheitsdrang, der keine Opfer scheut, gelten unserem Historiographen kaum etwas. „Ein wohlhabender Kaufmann, ein Paar begabte Advocaten und Professoren, einige Schriftsteller, wie Bauernfeld fühlten sich als die eigentlichen Motoren. Der Letztere gab in seinen Lebenserinnerungen ein lebhaftes Bild davon, wie sich vor und in den Märztagen Alles dem äußern Schein nach zugetragen hat; er wußte nur nicht, daß er und viele andere Schreier gegen Metternich's System nichts Anderes waren, als die freiwilligen Drahtpuppen einer hinter ihnen stehenden Macht ganz anderer Natur und Wesenheit. Mit mehr Würde und Besonnenheit als Bauernfeld hatte der Dichter Grillparzer in jenen Tagen die Dinge beobachtet. Indem er sich über die Nichtigkeit der ganzen Bewegung keinen Augenblick täuschte, hatte der brave Mann nur das Gefühl, daß er sich als Oesterreicher schämen müsse, daß sie's, — wie er bemerkt — wenn sie schon Revolutionen machen wollen, nicht besser anzugreifen wüßten. Er ist ein classischer Zeuge dafür, daß die ganze Bewegung durch ein Dutzend entschlossener Polizeileute zu unterdrücken war. Er hat durch seine von Laube herausgegebenen Aufzeichnungen die ganze österreichische Märzlegende wie mit einem Schwamm ausgelöscht. Daß damit auch dem Buche von Springer über die neueste Geschichte Oesterreichs nach dieser Richtung viel Boden entzogen worden ist, hat vielleicht die Kritik nicht genug hervorgestellt. Grillparzer ist einer der wenigen Menschen in Wien gewesen, die eine Ahnung davon hatten, daß hinter den „Gassenbuben" — wie er sagt — ganz andere Menschen und Tendenzen standen und daß diejenigen Leute, welche die aufgeblasenen Frösche der Revolution waren, in der That nur die bekannte Fabel illustriren konnten."

Lorenz bleibt auch seiner alten Neigung treu, wenn er — gegen die freimüthigen Treitschke und Sybel — den

Digitized by Google

König Hamlet: Friedrich Wilhelm IV. und sein deutsches Programm in Schutz nimmt.

Die Februar-Revolution und die Ueberzeugung Metternich's, daß man vor einem französisch-italienischen Kriege stände, hatte den König sofort bestimmt, die deutsche Frage zu entrollen. Was er damals wollte, war genau dasselbe, was er später an Dahlmann schrieb und Gagern sagte: eine Art von deutschem Königthum neben dem österreichischen Kaiserthum. Er wollte an die Spitze der deutschen Heere treten, die Bundesstaaten im Sinne des Zollvereins politisch einigen. Es schien einen Augenblick, als ob Oesterreich damit einverstanden wäre, erst später begann man sich in Wien zu sammeln und gegen die preußische Bundesidee die Frankfurter Bewegung zu unterstützen. Hier lag ein erster Fall von Friedrich Wilhelm's eigenster Initiative vor. „Dem gegenüber erscheint die äußerliche Episode seines leichtverständlichen Verhaltens in der Frankfurter Kaiserfrage fast nebensächlich" (!). Den Gedanken der deutschen Einigung dagegen ließ er nicht wieder fallen; der Königsbund vom Jahre 1849 ist vollständig sein Werk, und an die Union knüpfte der König, was man auch dagegen sagen mag, persönlich die enthusiastischsten Hoffnungen. Diese Thatsachen scheinen freilich nicht genug beachtet, obwohl sie durch zahlreiche Briefe des Königs zu beweisen sind. Mit wahrer Leidenschaft griff er nach der Hand der Bundesfürsten, um sie freilich im Augenblicke fallen zu lassen, wo die Sache nicht friedlich, freundlich und ohne Katastrophe durchzuführen schien. „Allein soweit das Herz des Königs zu sprechen hatte, waren es die Radowitz'schen Ideen von 1842, an denen er mit Zähigkeit gehalten hat."

In späterer Zeit wurde zuweilen die Behauptung aufgestellt, das preußische Heer wäre vor Olmütz den Gefahren nicht gewachsen gewesen, es wäre ein Glück, daß es nicht zum Kriege gekommen. Die Ansicht theilten, wie man noch vor Kurzem aus dem Munde des Fürsten Bismarck erfuhr, selbst die höchstgestellten Militärs. Aber der König wenigstens war durchaus nicht derselben Meinung und die Geschichte wird erst noch darüber ein Urtheil zu gewinnen haben, welche Auffassung die richtigere war. Denn wenn man den Gegner in's Auge faßt, so pflegt man nur allzu gern die Schattenseiten der feindlichen Macht zu verkennen. „Wären etwa die 100000 Honveds, welche Oesterreich soeben in die Reihen seiner Armee gesteckt hatte, als ein ernster Feind für Preußen zu betrachten gewesen? Der pessimistischen Ansicht der preußischen Militärs gegenüber fehlt es auch im österreichischen Lager nicht an übeln Propheten, welche die Niederlage in kürzester Zeit erwartet haben", bemerkt Lorenz.

Und Hofhistoriograph bleibt er auch, wenn er gegen die bürgerliche Erziehung der Fürstensöhne polemisirt. Er giebt also hierin dem jetzigen Kaiser gegen Wilhelm I. und Friedrich III. Recht. So wenn er schreibt, daß sich die von König Max so eifrig eingesogene Philosophie und gelehrte deutsche Pädagogik an der Erziehung seiner Söhne keineswegs bewährt habe. „Wenn man vielmehr Gründe für mancherlei bedauerliche Umstände in der Geschichte Ludwig's II. aufsuchen wollte, so müßten sie lediglich in der Erziehung des bayrischen Königssohnes gefunden werden. Wir wollen dabei nicht auf den sonderbaren Irrthum der damaligen Generation im Allgemeinen zu sprechen kommen, der darin bestand, daß man glaubte, ein künftiger König müsse möglichst bürgerlich erzogen, das hieß denn wohl im Verstand so manches Pädagogen, möglichst philisterhaft und kleinmeisterlich gehalten werden. Wir wollen diese kindliche Vorstellung des neunzehnten Jahrhunderts, worin sich der ganze bis zum Größenwahn gesteigerte eingebildete Gelehrtenpedantismus des Zeitalters gezeigt hat, an diesem Orte nicht im Einzelnen besprechen. Von Aristoteles an bis auf Macchiavell, Bacon und Friedrich den Großen würden alle Menschen, die jemals über Fürstenerziehung nachgedacht haben, nur lächeln, wenn man ihnen sagen könnte, daß im neunzehnten Jahrhundert in Familien gekrönter Häupter die Idee aufgekommen sei, man müsse seine Kinder möglichst nach der bürgerlichen Schablone erziehen, um sie für Königsthrone geeignet zu machen!" Nach dieser Bemerkung, findet er, es dürfte die Erziehung König Ludwig's recht viel Aehnlichkeit mit derjenigen des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich gehabt haben. Denn der Unterricht dieses jungen Mannes war bis zu dessen 18. Lebensjahre vollendet worden, und so umfassend, daß alle die, welche berufen wurden, den stunden-, ja tagelangen Prüfungen des unglücklichen Knaben beizuwohnen, nicht genug zu staunen vermochten, wie nur der Kopf und das Gedächtniß eines in der körperlichen Entwickelung begriffenen Menschen dergleichen Anstrengungen auszuhalten vermochte. Lorenz vergißt nur, daß die Erziehung der Prinzen Ludwig, Otto und Rudolf trotz aller modernen Velleitäten im Grunde eine stockkatholische, um nicht zu sagen, jesuitische war. Hier, und nicht in der „liberalen oder bürgerlichen" Erziehung ist vielleicht mit ein Grund für den pädagogischen Mißerfolg zu suchen.

Weniger gewagt, aber um so interessanter und erfreulicher sind Lorenz' Bemerkungen zur neuesten Geschichte z. B. seine Würdigung des obengenannten „Schützenherzogs", dem er, wie schon gesagt, sehr nahe stand, vielleicht näher als Goethe und Gentz ihren Herrn ... Gegen Sybel und dessen bevorzugte bureaukratische Quellen polemisirt er bei jeder Gelegenheit äußerst temperamentvoll. Mit ungetrübt scharfem Blick urtheilt er, daß heute, wo die Kinderkrankheiten der deutschen Einigung vollkommen überwunden sind, kein Grund vorhanden, mit der Wahrheit der Jahre 1860—1866 zurückzuhalten. „Es hat damals gar viele Leute gegeben, welche gemeint haben, daß die deutsche Frage nur durch eine nochmalige revolutionäre Erhebung gelöst werden würde und könne, und die wahre Geschichtschreibung wird die Verdienste des Fürsten Bismarck vielmehr darin erblicken müssen, daß er Deutschland vor dieser Revolution bewahrte. Jedenfalls ist in den ersten sechziger Jahren der Glaube an eine deutsche Revolution viel verbreiteter gewesen und erstreckte sich in viel höhere Regionen, als eine lahme Geschichtsklitterung heute zugestehen möchte. Vielleicht hat auch die Furcht vor der Revolution bei der Entstehung des heutigen Deutschen Reiches eine recht ernste Rolle gespielt und es die Frage, ob die Politik des großen preußischen Ministers nicht in manchen deutschen Bundesstaaten durch jenes Fieber einigermaßen unterstützt worden ist. Indessen sind die Acten über diese Dinge weder erschöpft noch auch nur eröffnet. Die Personen, die hier Auskunft geben könnten, schwinden mehr und mehr dahin, und da unsere Entwickelung glücklicher Weise keine Opfer forderte, wie England vor der glorreichen Erhebung seines Wilhelm III., so wäre es auch nicht unerwünscht, wenn die dunkleren Partien des Auferstehungsprocesses von Deutschland der Vergessenheit anheimgegeben, ungeschrieben blieben." Mit dieser wieder sehr hofhistoriographlich gedachten und ausgedrückten Schlußfolgerung sind wir aber gar nicht einverstanden. Im Gegentheil: Mehr Licht, nie genug Licht!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Abseits.

Von Gustav Bessmer.

Es giebt Menschen, die vom Schicksal zur Zielscheibe bestimmt erscheinen; ein solcher war mein Schulgenosse Heinrich Berendt, auch „sanfter Heinrich" genannt. Wann und wo ihm der Beiname erstmals gegeben worden war, ich weiß es nicht mehr; genug — er führte ihn und mit Recht. Was jugendliche Bosheit und jugendlicher Uebermuth ersinnen können, er hat es ausgekostet; seine unerschütterliche Ruhe

Digitized by Google

— die einzige Waffe, über die er verfügte — bändigte mit der Zeit selbst die Ruchlosesten; gegen das Ende der Schuljahre hin, war der Fluch von ihm genommen. Zu jener Zeit waren wir uns näher getreten; unser Weg war nicht ganz der gleiche, doch wechselten wir ab, heute begleitete er mich, morgen ich ihn. So lernte ich auch seine Familie kennen. Die Mutter war gestorben; die älteste Schwester, ein Mädchen von siebzehn Jahren führte den Haushalt; außer ihr waren noch zwei Mädchen von zehn und zwölf Jahren vorhanden. Der Vater, ein städtischer Beamter, war fast den ganzen Tag abwesend. Noch sehe ich das kleine Haus in der Vorstadt vor mir; der schmächtige schlanke Genosse mit dem flachsblonden Haar und dem Johannesgesichte zieht die Klingel; die alte schwarzbraune Hausthüre öffnet sich und auf der Schwelle erscheint Berthe, die Aelteste. Ganz Hausfrau, trägt sie eine große Leibschürze; das flachsblonde Haar — Flachsblond ist die Familienfarbe der Berendt's — hängt in zwei schweren Zöpfen über Nacken und Rücken herab. Lächelnd geleitet sie uns in die ebenerdig gelegene Wohnstube, wo Heinrich seine Bücher und die rothe Mütze ablegt. Dann geht es in den Garten, das „Paradies der Berendt's," wie ich, Berthe zu ärgern, ihn hin und wieder nenne; dieser Garten sucht aber auch seinesgleichen. Die Rückseite wird abgeschlossen durch einen Ueberrest der alten Stadtmauer; über den zerbröckelten Rand blicken die Birnbäume eines jenseitigen Obstguts; zur Linken wird er begrenzt durch die Rückwand eines langgestreckten Schuppens; rechts erhebt sich die fensterlose Brandmauer eines Nebengebäudes; Licht und Luft bekommt er zur Genüge. „Villa Berendt" ist ein altes einstöckiges Haus aus der Franzosenzeit, außerdem nach der Sonnenseite gelegen. Im Garten treffen wir die beiden Jüngsten; je nach der Jahreszeit säen oder stecken, begießen oder ernten sie. Sie tragen große helle Strohhüte, darin sie wandelnden Pilzen gleichen, die zwischen den grünen Hecken auftauchen und verschwinden. Die Sonne steht noch hoch am Himmel; ihr Licht liegt über der grünen Stille, dem Dufte der Rosenbeete und der Jasminlaube; man hört das leise Summen der Immen, die den Weißdorn an der Mauer umschwirren; „der Garten schläft," wie Berendt's zu sagen pflegen. Doch wenn der Strahl des glühenden Sonnenballs schräger fällt, dann wird er lebendig, dann tritt Berthe aus dem Haus, gefolgt von dem Dienstmädchen, das nicht viel älter denn die Herrin ist — junge fordern einen niederern Lohn, sind auch besser in Respect zu halten, wie mir die kleine Hausfrau eines Tages anvertraut — sie tragen Flaschen mit selbstgekeltertem Johannisbeerwein, Gläser mit Eingemachtem, und einen mächtigen Brodleib. Der Brodleib ist fremden Ursprungs, Korn bauen Berendt's nicht. Wir setzen uns um den Tisch in der Laube; die junge Hausfrau bessert Tischzeug aus, wir „Männer" lesen abwechselnd aus einem Buche vor, die Jüngsten stricken oder schnitzeln Bohnen. Kein Laut der Außenwelt dringt zu uns, kein fremdes Auge erspäht unser Beisammensein; „Villa Berendt" und ihr Garten bilden eine kleine Insel in der kleinen Stadt. Wenn es Abend geworden ist und die Lampe gebracht wird, ist der Tisch leer gegessen, aber „es wächst nach", wie Berthe versichert. Auch wir sind gewachsen, gewachsen und groß geworden. Berthe lebt in England, wo sie glücklich verheirathet ist, die Jüngsten sind im Lande geblieben und haben ihrerseits gleichfalls den Satz befolgt, daß es für das schwächere Geschlecht zwiefach nicht gut sei, daß es allein bleibe, und Heinrich, mein „sanfter Heinrich" — Doch nein: wozu vorgreifen!

Das Letzte, das ich über ihn erfuhr, nachdem das Leben uns getrennt, war, daß er wider Erwarten die kaufmännische Laufbahn ergriffen habe; Jahre vergingen, die Entfernung, die uns trennte, war zu groß, als daß ein Zusammentreffen möglich gewesen wäre. Durch ein Zeitungsblatt aus der Heimath erfuhr ich seine Verlobung. Auf meinen Glückwunsch erhielt ich einen Brief, der die Mittheilung des Hochzeitstages und eine Einladung enthielt. Auch Berthe sandte einen Gruß; sie war damals bereits Frau; nun — das war sie ja gewesen, so lange ich zurückzudenken vermochte. Abkommen konnte ich nicht, so beschränkte ich mich denn darauf, eine Geschenkkiste zusammenzustellen, Berthe eine kleine Ueberraschung und den Jüngsten zum Hohne zwei große Gelenkpuppen beizupacken; Entfernung macht kühn. Vierzehn Tage später traf die Antwort ein, begleitet von einem Gruppenbilde, das die Geschwister und die Braut in sich vereinte. Das also war mein guter „sanfter Heinrich"! ... Er hatte sich einen Vollbart wachsen lassen; das Haupthaar trug er jetzt kurz; Mund und Augen schienen sich gleich geblieben zu sein. Die Braut blickte zu ihm auf; sie war einen halben Kopf kleiner, ohne jedoch klein zu sein; ihr Haar schien, dem Bilde nach zu urtheilen, dunkler als das des künftigen Gatten. Ein träumerischer Zug lag auf ihrem Gesicht. „Eine stille Natur," sagte ich mir, „wie geschaffen für meinen alten Kameraden." Berthe war gewachsen und schlanker geworden; sie hatte noch immer das alte, kluge und freundliche Gesicht; zur Engländerin schien sie sich nicht verwandelt zu haben. Die Jüngsten hatten sich zu ausgewachsenen pauspäckigen jungen Damen entwickelt; zwei neugierige Stumpfnäschen legten Zeugniß ab von einem gewissen Unternehmungsgeist ihrer Trägerinnen. Für die Puppen hofften sie Verwendung zu finden, schrieben sie in einer kriegerisch gehaltenen Nachschrift des Begleitschreibens.

Ein Jahr später kehrte ich in die Heimath zurück. Die Entfernung zu der kleinen stillen Stadt unserer Jugendjahre betrug nur eine Bahnstunde; so nahm ich mir denn vor, den jungen Ehemann bei Gelegenheit zu besuchen, aber — wie dies so geht — der Morgen konnte den Entschluß bringen, der Tag sorgte für die Abhaltung. Da, eines Abends, traf ich ihn auf der Straße. Auf mein: „Du hier?!" erfuhr ich, daß er seit einem halben Jahre in der Hauptstadt wohne und die Stellung des Procuristen in einer Treibriemenfabrik bekleide. Er war im Begriff nach Hause zu gehen; ich folgte seiner Einladung. Seine Wohnung lag an der Peripherie der Stadt; hinter dem Hause befand sich ein kleiner Garten mit vier käfigartigen Behältern; später erfuhr ich, daß es Gartenhäuschen für die einzelnen Miethspartien seien. Hart an den Garten stieß die Rückseite einer neu erbauten großen Badeanstalt. Die junge Frau empfing mich als alten Bekannten, so wurde ich denn rasch heimisch. Als Erstes nahm ich den Rapport über das Befinden Frau Berthe's und der Jüngsten entgegen; die Beiden hatten sich, kurz nach des Bruders Hochzeit, verheirathet. „Beide nach auswärts," schloß mein guter Heinrich mit einem stillen Lächeln.

„Und das Haus, Euer Haus?" frug ich.

Er zuckte die Achseln. „Verkauft. Bis drei Mädchen ausgesteuert waren ... rechne selbst. Vater starb kurz nach Berthe's Verheirathung; Baarvermögen war nicht da."

Im Laufe des Abends mußte ich die Wohnung besichtigen; ich erfuhr, daß sie ein kleines Juwel unter den Wohnungen der werdenden Großstadt und „fabelhaft billig" sei. „Wir haben auf drei Jahre Contract gemacht," schloß die junge Frau mit einem glücklichen Lächeln, „Heinrich sagt, der Garten erinnere ihn an seine Jugendzeit."

Wir standen auf der kleinen Veranda, das grüne Wunder lag unter uns. Inwiefern die winzige Rasenfläche, die vier Kastanienbäume und die in den Ecken placirten Käfige an das verlorene „Paradies der Berendt's" erinnern sollten, wollte mir nicht einleuchten, doch hütete ich mich, den Skeptiker herauszukehren, schwärmte vielmehr mit. „Aber der hohe Schornstein ... Stört Euch der Rauch nicht, Kinder?" platzte ich am Schlusse unbedacht heraus. Die Esse der Badeanstalt stieg hart hinter dem Garten in den hellen Abendhimmel empor.

„Ganz und gar nicht!" belehrte mich die junge Frau. „Heinrich sagt, an sich sei Rauch nicht schädlich und wenn es einmal geschieht, daß der Wind den Ruß auf unsere Seite führt, dann schließen wir die Fenster."

Ich war entwaffnet. Etwas wie leiser Neid auf das Glück dieser Glücklichen wollte in mir emporsteigen. Inmitten des rastlosen Hastens und Treibens der großen Stadt verstanden sie es eine Idylle zu leben, und wenn die Außenwelt Miene machte störend einzugreifen, dann — schlossen sie die Fenster.

— — — Ein Monat war verstrichen, ohne daß ich Zeit gefunden hatte, die Beiden wieder aufzusuchen. Eines Abends jedoch setzte ich mich in einen Wagen der neueröffneten elektrischen Straßenbahn und fuhr dem Ziele zu. Die Bahn war zweigeleisig; die beiden Leitungsdrähte hingen an hohen eisernen Masten, die auf dem schmalen Raume zwischen den beiden Gleisen standen. Wer sich der Straßenmitte zu aus dem Wagen bog oder von dieser Seite her einzusteigen versuchte, hatte alle Aussicht, wenn nicht das Leben, so doch einige Gliedmaßen einzubüßen. In Wirklichkeit waren denn auch schon mehrere Personen verletzt, eine sogar getödtet worden. Zwei Fahrgäste des Wagens unterhielten sich über die Unglücksfälle, ein dritter, ein alter Herr mit rothem Gesicht und weißem Bart mischte sich ein.

„Abhülfe?!" fragte er bissig. „Vor vier Wochen wurden die Dinger aufgerichtet. Glauben Sie, einiger Menschenleben wegen werden sie wieder entfernt?!"

„Sie müssen entfernt werden!" entschied ein Vierter.

„Vielleicht," sagte der Alte, sich erhebend; seine Haltestelle war nah. „Wissen Sie aber auch, wann es geschehen wird? ... Sobald eine Persönlichkeit, die nicht dem ‚Volke' angehört, verunglückt sein wird. Ein Uebel hat erst dann Aussicht auf sofortige Abhülfe, wenn es die Spitzen der Gesellschaft trifft. Denken Sie an mich!" Sprach's und verließ den Wagen.

Fünf Minuten später war auch ich am Ziel. Schon beim Oeffnen der Glasthüre fiel mir ein eigenthümlicher Geruch auf, ich vermied jedoch zu fragen; erst im Wohnzimmer, wo die Sache entschieden ihren Gipfelpunkt erreichte, glaubte ich um Auskunft bitten zu sollen. „Aber Kinder, wäre es nicht gut, die Fenster zu öffnen," begann ich leichthin. Heinrich, dienstbereit, wie stets, erhob sich und schien meinen Wunsch erfüllen zu wollen.

„Ich bitte Dich — warte noch!" rief die junge Frau ängstlich. „Sie fangen eben an zu schwärmen."

„Du hast Recht," sagte er mit trübem Lächeln. „Wenn Du Dich noch eine Viertelstunde gedulden wolltest; dann läßt es sich eher machen," wandte er sich an mich, „wir haben nämlich soeben geräuchert." Wer schwärmte? ... Weßhalb hatten sie geräuchert? ... Die Sache erschien mir etwas befremdend.

„Ach ja! Sie wissen noch nicht," sagte die junge Frau mit dem Versuche eines Lächelns. „Nein, Heinrich ... Du regst Dich auf! Laß mich erzählen!" Meine Blicke wanderten vom Einen zum Andern und zurück. Mein „sanfter Heinrich", und sich aufregen?! Was, in aller Welt, sollte vermocht haben, seinen in allen Feuern geprüften Gleichmuth in Aufregung zu wandeln?! „Die Sache ist nämlich die —" begann die junge Frau, „wenn wir die Fenster öffnen — Heinrich ... dort! —" unterbrach sie sich; ihre Stimme zitterte; mein Heinrich sprang auf und machte sich am Fenster zu schaffen, „die Sache ist nämlich die — wir sind gezwungen, geschlossen zu halten. Sie erinnern sich der Badeanstalt und ihrer Bemerkung über den Ruß? ... Nun, dieser

Digitized by Google

Ruß wäre, wie gesagt, zu ertragen gewesen, wäre nicht ein Zweites dazugekommen."

„Sag lieber: die höllischste Plage, die unter der Sonne vorkommt!" warf mein Jugendfreund ein.

„Gewiß. Eine Plage ist's," fuhr sie fort, „ob die höllischste, wollen wir dahingestellt sein lassen. Bei einiger Vorsicht —"

„Ganz recht. § 1: Fenster und Flurthüre sind dauernd und hermetisch verschlossen zu halten." Seine Lippen zuckten, er erhob sich und trat wieder zum Fenster.

„Du übersiehst, daß unser Besuch noch immer nicht orientirt ist," sagte mein Gegenüber beschwichtigend, dann, zu mir gewandt: „Um kurz zu sein: die Badegesellschaft hat — es war um die Zeit Ihres ersten Besuchs — eine neue Behandlungsform veralteter rheumatischer Leiden eingeführt, diesen italienischen Seeschlamm, der fast täglich inserirt wird, und mit diesem Schlamm scheinen Moskitoeier eingeschleppt worden zu sein."

„Scheinen?! . . . Sind! . . ." klang's gereizt vom Fenster her.

„Sind," verbesserte sie sich. „Die Blutsauger vermehren sich mit jedem Tag und ihr beliebtester Ausflugsort ist unser Haus . . . Die übrigen Partieen haben bereits gekündigt."

Ich erinnerte mich dunkel, in der Presse von einer Moskitoplage gelesen zu haben; der Nachricht war ein amtliches Dementi gefolgt, demnach es sich nur um ein durch den feuchten Sommer verstärktes Auftreten gewöhnlicher Schnacken handeln konnte. Ich sprach dies aus.

„Falsch! Falsch!" rief mein Freund, „das giebt die Badegesellschaft vor, um die Verantwortung von sich abzuwälzen."

„Aber ich begreife nicht . . . weßhalb habt denn Ihr, weßhalb hat Eure Nachbarschaft keine Schritte gethan?!" frug ich erstaunt.

„Ist geschehen," erklärte er achselzuckend, „wir sind von Pontius zu Pilatus gelaufen. Augenblicklich haben wir einen letzten Versuch gemacht. Inzwischen läßt die Badegesellschaft alle Minen springen; der Einfluß ihrer Actionäre reicht weiter als der unsere. Was willst Du unter solchen Umständen ausrichten! Die Wohnung wechseln, wie die Andern? . . . Geht nicht . . . Wir haben uns auf drei Jahre gebunden. Das heißt — abziehen können wir jeden Tag, nur haben wir dann die Miethe für zwei Jahre zu entrichten."

„Und sonst giebt es kein Mittel?" warf ich ein.

„Keines, das wir nicht versucht hätten," sagte die junge Frau seufzend. Ich mußte unwillkürlich lächeln; er pflanzte sich vor mir auf. „Du glaubst, wir übertreiben . . . Du irrst. Ich wollte, Du würdest eine Nacht an unserer Stelle sein, Dich keinen Augenblick sicher wissen, nach einigen ruhelosen Stunden einschlafen und am Morgen mit Stichen bedeckt erwachen . . . Falls Du im Interesse der Wissenschaft Lust tragen solltest — Du bist eingeladen." Ich konnte nicht umhin, das Anerbieten bescheiden abzulehnen. „Siehst Du!" rief er triumphirend, „und das ist noch nicht Alles! . . . Wenn ich an Situationen denke, wie die, die wir vorige Woche durchlebten!"

„Ach ja . . . es war gräßlich!" seufzte die junge Frau, den Kopf schüttelnd. „Am Morgen hatten wir uns auf Anrathen eines befreundeten Apothekers Hände und Wangen mit Jodoformsalbe bestrichen; am Mittag bringt Heinrich zwei Theaterbillets, der „Kaufmann von Venedig" sollte gegeben werden. Wir waschen uns also die Salbe ab oder glauben wenigstens sie abgewaschen zu haben — unsere Geruchsnerven sind so gut wie abgestorben — am Abend gehen wir in's Theater. Noch haben wir unsern Sitz nicht fünf Minuten inne, da entsteht eine Bewegung in unserer Nähe.

„Heinrich," frage ich ahnungslos, „kommt heute der König?"

„Nein," erklärt er, „der ist noch beim Manöver." Inzwischen hebt sich der Vorhang, das Spiel beginnt, wir sind Auge und Ohr. Die erste Scene ist vorüber; während der nun folgenden Verwandlung blicken wir uns um, und was gewahren wir — rund um uns eine einzige Lücke. „Heinrich," flüstere ich zitternd, „was soll das?!" Er will mir antworten, doch schon setzt das Spiel fort. Mit welchen Gefühlen wir ihm folgten, mögen Sie sich ausmalen. Schließlich — Zeit und Spiel scheinen zu schleichen — fällt der Vorhang; der erste Akt ist zu Ende. Ich höre ein Räuspern hinter uns, wende mich und gewahre den Thürschließer. Er ersucht uns, ihm zu folgen und — Doch nein, das Weitere magst Du berichten."

„Die Sache liegt einfach," sagte mein „sanfter Heinrich" nach einigem Zögern, „die Leute scheinen sich nicht nur des Geruchs halber geflüchtet zu haben, sie glaubten uns mit einer ansteckenden Hautkrankheit behaftet; zu spät erfuhr ich, daß Jodoform ein Specialmittel hiergegen sei . . . Wir haben uns nicht weiter gesperrt; man wollte uns das Eintrittsgeld herausbezahlen; wir haben jedoch verzichtet."

„Armer Heinrich!" entfuhr mir's unwillkürlich.

„Ja — armer Heinrich!" wiederholte er trüb. „Oft schon war mir, als sei von dem Pech dieses Namensvetters und Vorgängers auf mich übergegangen . . . Doch nein —" er bog sich über den Tisch und ergriff die Hand seiner jungen Frau — „Verzeih! man wird leicht undankbar."

Ich kehrte mich ab und vertiefte mich in einen an der Wand hängenden Böcklin'schen Stich, um eine Minute später wider Willen Zeuge zu sein, wie sich ihre Finger eben langsam lösten. Und das Einvernehmen dieser zwei Menschen sollte der Profitgier einer Anzahl Actionäre zum Opfer fallen! . . .

„Kinder," sagte ich mit dem Lächeln, das der moderne Mensch stets bereit hat, wo er Andere auf einem Zärtlichkeitsbeweis ertappt, „Kinder, ich glaube, es ist Christenpflicht Euch in Eurem Jammer beizustehen." Vor meinem geistigen Auge stand der alte Herr von der elektrischen Bahn; sein cynisches: „Ein Uebel hat erst dann Aussicht auf sofortige Abhülfe, wenn es die Spitzen der Gesellschaft trifft," kehrte mir im Ohre wieder. Ich erzählte ihnen die Begegnung.

„Aber ich begreife nur nicht, wie das in unserem Falle —" murmelte mein guter Heinrich, nachdem ich geendet. Die junge Frau lächelte.

„Ich verstehe Sie ganz gut," sagte sie, sich mit einer graziösen Bewegung das Haar etwas aus der Stirne streichend. „Nur so viel — wie kommt das Uebel zu den Spitzen?"

Ich ergriff eine auf dem Tische liegende Pappschachtel, nahm eine Scheere vom Arbeitstischchen, stach einige Luftlöcher in die Pappe und reichte den improvisirten Behälter der klugen Evastochter.

— — — Acht Tage waren vergangen; ich saß im Restaurant, vor mir einige Tageszeitungen. Unwillkürlich blieb mein Blick auf einer Notiz der Abtheilung „Locales" haften. Ich las:

„Wie sich unsere Leser erinnern werden, berichteten wir vor einiger Zeit über ein angebliches Auftreten von Moskitos im östlichen Stadttheil; Infectionsheerd sollte die neue Badeanstalt sein. Sofort eingeleitete amtliche Erhebungen haben erwiesen, daß die Klage begründet ist. Die Moskito-Plage ist nun auch in unseren vornehmen Stadttheil verschleppt worden. Wir zweifeln nicht, daß es der behördlichen Umsicht gelingen wird, rasche und gründliche Abhülfe zu schaffen."

Mein Glas enthielt noch einen kleinen abgestandenen Rest. Ich hatte beabsichtigt, ihn dem Wirthe zu „weiterer Verwendung" zu überlassen; ich trank ihn auf — die „behördliche Umsicht".

Aus der Hauptstadt.

Leckert-Larsen.

I.

Redaction der Deutschen Schwarte, Berlin.

Erste Scene.

Der Redigirungsrath: So jung und schon so total unfähig! Bei Mephistopheles' Klumpfuß, er schreibt beinah ein eben so bedenkliches Deutsch wie ich!

Der Redacteur für Politik, Gartenbau, Astronomie, Viehzucht und schöne Künste: Sie übertreiben. Im Feuilleton kann man ihn immer noch brauchen. Das lesen doch nur unsere gebildeteren Abonnenten, und die nehmen es mit 'nen paar grammatischen Fehlern nicht so genau.

Der Redacteur für Feuilleton, Städtisches, Auswärtiges, Idealismus, Mode und Haus, Baumwollenindustrie, Vegetarismus, Briefkasten und alles Uebrige: Ich möchte dem Collegen beistimmen — in der Kunst schadet Niemand etwas. Zur Politik dagegen gehört doch immer schon eine gewisse hohe Stufe der Talentlosigkeit, die nicht Jeder einnimmt.

Der Redigirungsrath: Bei der Spielhölle von Monte Carlo, ich sag's ganz offen: von der Kunst versteh' ich nichts. Ich könnte alle Böcklin's gemalt haben und wüßt' es nicht einmal. Aber in politicis — da sollen Sie sehen! Der Candidat wartet doch noch im Vorzimmer? So rufen Sie ihn herein. Ich werde ihn auf Herz und Nieren prüfen.

Zweite Scene.

Leckert-Larsen: Ich salutire dem gestrengen Herrn!

Der Redigirungsrath: Aber ich salarire Sie nicht. Und vor Allem, was denken Sie über Herrn von Boetticher? Und wie stehen Sie zum Bimetallismus?

Leckert-Larsen (schweigt).

Der Redacteur für Politik ꝛc. ꝛc. ꝛc. (wohlwollend): Schweigen ist Gold. Sie entscheiden sich also für die Goldwährung. Diese Ansicht behagt mir durchaus.

Der Redacteur für Feuilleton ꝛc. ꝛc. ꝛc.: Und Leckert-Larsen nennt er sich. Ein so schönklingender Name! Mir scheint der junge Mann außerordentlich brauchbar.

Der Redigirungsrath (zögernd): Gelernt haben Sie nichts?

Leckert-Larsen: Nein!

Der Redigirungsrath: Je länger ich Sie ansehe, desto besser gefallen Sie mir. Sagen Sie, wenn ich Sie als Volontär-Reporter anstellte, wodurch Sie mit allerhand hohen Persönlichkeiten, unter Anderen mit Herrn von Boetticher in Berührung kämen —

Leckert-Larsen (bestürzt): Ich bitte Sie, mir den ohnehin

Digitized by Google

schwierigen Eintritt in die Journalistik nicht noch leidvoller zu gestalten!

Der Redigirungsrath: Die Begabung für höhere Politik geht Ihnen scheinbar ab —

Leckert-Larsen (geschmeichelt): O bitte, bitte — so viel Güte hab' ich nicht verdient!

Der Redigirungsrath: Werfen Sie sich deßhalb auf irgend eine andere Thätigkeit, werden Sie Millionär, Romanschreiber oder Bankdirector — als Politiker können Sie nie über 30 000 Abonnenten bekommen. Ich danke Ihnen!

Leckert-Larsen: Eine Verwendung als Naturarzt haben Sie auch nicht für mich?

Der Redacteur für Politik ꝛc. ꝛc. ꝛc. (höhnisch): Versuchen Sie's doch einmal mit 'ner Anfrage beim Auswärtigen Amte!

II.

Spätsommer 1896 in der Wilhelmstraße 77.

Erste Scene.

Baron von Schnappsack: Aeh — wieder in Berlin, lieber Freiherr?

Freiherr v. Marschall: Wenn ich Ihre Interpellation beantworte, so unterscheide ich genau zwischen dem thatsächlichen Inhalte und der eigentlichen Absicht dieser Anfrage. Ich wende mich zunächst dem ersten Theile der Interpellation zu und kann nicht umhin, dem Herrn Anfragesteller die beruhigende Versicherung zu geben, daß ich wieder in Berlin bin. Was jedoch die hinter der Interpellation offenbar verborgene Anschauung betrifft, daß der Staatssecretär des Aeußeren sich zwar in Berlin befindet, von seiner Wirksamkeit am Orte aber keinerlei deutliche Beweise giebt, so muß ich, um den Herrn Interpellanten und seine Freunde völlig aufklären zu können, auf das Jahr 1890 zurückgreifen. Erlauben Sie mir zunächst, in eine akademische Erörterung der damaligen politischen Lage —

Baron von Schnappsack: Und ich höre, Ihren Rheumatismus sind Sie im Bade auch losgeworden?

Freiherr v. Marschall: Allerdings.

Baron v. Schnappsack: Das ist schade. Nun werden wir nie mehr wissen, wann es einen Wetter-Umschlag giebt. Hoffentlich haben Sie wenigstens Ihre Hühneraugen behalten?

Freiherr v. Marschall: Was ich fragen wollte, lieber Baron — wie ist die Stimmung bei Hofe?

Baron v. Schnappsack: Nicht unbedenklich. Ich glaube, Sie müssen Alles aufbieten, noch vor Monatsende einen großen Erfolg zu erzielen. Graf Dusedan, der seit der Schlacht bei Cannae persona grata ist, redete sogar davon, man würde Ihnen andernfalls dies Mal das Gehalt nicht auszahlen.

Freiherr v. Marschall: Ich verspreche mir Alles von der Zusammenkunft der beiden Majestäten in Breslau. Es sind Toaste vorbereitet, lieber Baron — ich glaube, der Sachsenwälder thut ein Uebriges, wenn er von ihnen erfährt, und veröffentlicht ein Leitgedicht in den Hamburger Nachrichten. Sie sollen selber urtheilen — ich erwarte die Concepte jeden Augenblick — ach, da ist der Bote wohl schon!

Zweite Scene.

Leckert-Larsen: Die Herren entschuldigen — ist bei Ihnen vielleicht zufällig ein Legationsraths-Posten frei? Man hat mich hierher gewiesen —

Baron v. Schnappsack (diensteifrig, vertraulich): Sie waren gewiß in letzter Nacht mit bei Dressel?

Freiherr v. Marschall (anfänglich sehr betreten, besinnt sich dann): Nicht doch, lieber Baron — der Herr bringt zweifelsohne nur die Toastentwürfe . . . ist augenscheinlich ihr Verfasser und steht vor seiner Ernennung zum Legationsrathe. Was wünschen Ew. Hochwohlgeboren?

Leckert-Larsen: Wenn's nicht anders geht, wär' ich ja auch mit 'ner Unterstaats-Secretärstelle oder sonst einem untergeordneten Amte zufrieden.

Freiherr v. Marschall (fieberhaft): Vor allen Dingen geben Sie einmal die Toaste her!

Leckert-Larsen: Die — Toaste?

Freiherr v. Marschall: Selbstverständlich! Schließlich bin ich doch der Staatssecretär des Aeußerlichen, oder bin es wenigstens heute noch, und da darf ich mit Fug Einsicht in den Text der Toaste verlangen.

Leckert-Larsen (weinerlich): Ich habe ja gar keine gemacht! Ich bin überhaupt kein Redner —

Freiherr v. Marschall: Nun — und was wollen Sie denn hier?

Leckert-Larsen: Eine Stellung! Als ich auf der Redaction vorsprach, war gerade nichts frei, und da dachte ich, lieber bei Ihnen Gehalt kriegen als gar keinen. Und es ist auch eine ganz günstige Arbeitszeit hier bei Ihnen. Von neun bis drei, das geht.

Baron v. Schnappsack (nachdenklich): Sonderbar . . . Sagen Sie doch, junger Herr — verkehren Sie viel bei Dressel? . . . Nein? . . . Oder dichten Sie ein historisches Stück? Oder kennen Sie sich zur verschneiten Winterszeit besonders gut im Grunewalde aus?

Freiherr v. Marschall (sehr höflich): Kommen Sie doch morgen wieder, Herr — Herr —

Leckert-Larsen: Larsen ist mein Name, zu dienen.

Freiherr v. Marschall: O, weiß ich, weiß ich wohl, Herr von Larsen! Wer sollte Sie nicht kennen! Also auf Wiedersehen, Herr von Larsen! Empfehle mich recht sehr! (Leckert ab.)

Dritte Scene.

Freiherr v. Marschall (sorgenvoll): Die Texte müßten längst hier sein — ich wittere Friedrichsruher Machenschaften, lieber Baron — ich müßte mich sehr täuschen, oder dieser von Larsen ist der Träger einer weitverzweigten Intrigue. (Er läutet. Zum eintretenden Diener.) Ich bitte den Herrn Geheimen Legationsrath von Holstein, sich auf der Stelle zu mir zu bemühen! Auf dem Haupttelegraphenamte ist der Draht nach Wien und Kopenhagen für die nächste Stunde freizuhalten. Marsch, tummeln Sie sich! Ich bin einer Verschwörung auf der Spur! (Diener ab.)

Baron v. Schnappsack: Seien Sie nur vorsichtig, lieber Marschall! Der Mann gehört wahrscheinlich zur Dresselgemeinde. Sein Gesicht kommt mir bekannt vor. Ich glaube, es in Dusedan's Album gesehen zu haben. Und Sie wissen —

Freiherr v. Marschall: Jetzt nur keine feige Furcht! Wenn Lucanus kommen will, soll er über die Vordertreppe kommen, wo der Eingang für Herrschaften ist, nicht aber von hinten herum. Ich bin wahrhaftig kein Kleber, ich gehe gern, wenn ich nicht länger bleiben darf; dafür verlange ich jedoch auch offenes Visir! (Man hört Schritte.) Und nun, Barönchen, so leid es Ihnen thut — lassen Sie mich auf einige Minuten mit meinem Intimus allein! (Schnappsack ab.)

Vierte Scene.

v. Holstein: Sapperment, eben ein Epigramm gegessen — das war nicht von schlechten Eltern! Uebrigens sind die conservirten amerikanischen so ganz übel nicht. Ich habe eine Sendung blue points bekommen —

Freiherr v. Marschall: Kennen Sie einen gewissen von Larsen?

v. Holstein (sehr stolz): Aber selbstverständlich! Ich kenne ganz Berlin.

Freiherr v. Marschall: Er scheint mit Friedrichsruh in Connex zu stehen. Er betheiligt sich, wie ich mit Bestimmtheit behaupten möchte, an umfangreichen Ränkespinnereien wider die Regierung. Es wäre gut, Herr Legationsrath, wenn man das (mit Betonung) überall erführe, auch bei Dressel!

v. Holstein: Es war längst meine Absicht, Sie vor diesem von Larsen zu warnen. So viel ich mich erinnere, habe ich Ihnen sogar einmal gesagt, daß er in gewissen Kreisen für den kommenden Mann gilt.

Freiherr v. Marschall: Noch wär' es Zeit, dem finsteren Schleicher ein Bein zu stellen. (Bedeutsam.) Zum Beispiel über Kopenhagen. Der Draht ist frei, Herr Legationsrath. Und Spätzle wird die Gefahr zu würdigen wissen!

v. Holstein: Ich fliege, ich fliege! Dieser von Larsen muß noch heute unmöglich gemacht werden!

III.

Sitzung des preußischen Ministeriums im November 1896.

Fürst Hohenlohe (blättert im Sachs-Villatte): Feu mon père . . . votre majesté . . . Hm — ein gewisser Unterschied besteht ja zwischen den Worten. Aber man kann sich ja doch schließlich verhören. Denken Sie an Herrn von Buol!

v. Boetticher: Ich meine auch, wir lassen die Sache lieber ruhen. Es ist immerhin eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß im Gerichtssaale Maßnahmen der Regierung zur Sprache kommen. Und weil das doch gewöhnlich Fehler sind —

Freiherr v. Marschall: Larsen ist mir von früher her bekannt, als Hauptstütze der Friedrichsruher Opposition. Ich glaube Beweise in Händen zu haben, daß er nicht nur gegen uns, sondern sogar wider Höhere frevelhaft conspirirt hat. Mein Commissar, der Baron Schnappsack, sowie maßgebende Pariser Freunde und Langerhansens Tante sind zudem der Meinung, daß nur die Fälschung seiner Breslauer Toastworte den Zaren veranlaßt hat, so lange in Frankreich zu bleiben. Ohne diese Fälschung, meine Herren, wären wir heute die erklärten Günstlinge des Zaren, wären Bismarck's Enthüllungen ein Schlag in's Wasser gewesen und mir persönlich die leidvollen Stunden vom 16. November erspart geblieben —

Freiherr v. Hammerstein-Loxten (bewundert den Vorredner).

Fürst Hohenlohe: Trotzdem bin ich gegen den Proceß. (Beifall der Mehrheit.)

v. Boetticher: Bemerken möchte ich der Ordnung wegen nur, daß Oberhofmarschall Graf Eulenburg mir gegenüber die Verfolgung Larsen's wünschenswerth genannt hat.

Fürst Hohenlohe: So, so — na ja, wenn die Regierung selber es verlangt, hab' ich natürlich nichts dawider! (Beifall der Mehrheit. Die Erhebung der Anklage wird beschlossen.)

Digitized by Google

IV.

Redaction eines Berliner Weltblattes am Tage nach dem Urtheilsspruche.

Der Verleger: Sie werden alt, Sie werden älter, Mayerstein! Mein Blatt verliert, die Concurrenz zerquetscht mich, wenn wir nicht mehr Sensationen bringen!

Der Chefredacteur: Was kann ich für die jungen Schriftsteller? So industriös sie auch sind, Niemand bringt was Aufregendes. Sehen Sie sich nur an den Haufen Manuscripte hier, lauter Schund der Industriellen!

Der Verleger: So schreiben Sie selber 'was, Mayerstein!

Der Chefredacteur: Wenn ich könnte schreiben selber, wär' ich nicht geworden Chefredacteur!

Der Verleger: (blättert in den Manuscripten, zuckt zusammen): Leckert-Larsen, Leckert-Larsen — hier ist ein Artikel von Leckert, Mensch! Ja, und da sagen Sie mir ganz dreist in's Gesicht, wir hätten nichts Aufregendes? Sofort bringen Sie mir das morgen früh in Sperrdruck und zeigen es heut' Abend Corpus fett an!

Der Chefredacteur: Es ist Lyrik, und schauderhaft ist es auch!

Der Verleger: Aber von Leckert-Larsen! Von dem Patrioten, den die deutsche Regierung fürchtet und bis auf's Blut verfolgt! Bringen Sie die Lyrik noch heut' Abend, Mayerstein, denn Leckert-Larsen ist ein gemachter Mann, und Bismarck gar nichts mehr daneben. Mayerstein, Sie werden alt, und ich kündige Ihnen hiermit zum nächsten Ersten. Ich brauch' eine Capacität für mein Blatt, verstehen Sie, eine Berühmtheit, einen Leckert-Larsen (geht an's Telephon). Bitte, verbinden Sie mich mit dem Untersuchungsgefängniß Moabit — wann hat Herr Leckert-Larsen Sprechstunde? (für sich) Werd' ich ihm meine Tochter geben, vielleicht nimmt er dann an!

Stimme aus dem Telephon: Untersuchungsgefängniß Moabit! Leckert-Larsen seit heute Morgen in einem fort besetzt. Fragen Sie nach zwei Stunden wieder an!

Der Verleger: Verbinden Sie mich doch sofort mit dem Herrn, der eben angeschlossen ist — vielleicht erlaubt er, daß ich von ihm aus mit dem guten Leckert spreche? (Man verbindet ihn.)

Stimme aus dem Telephon: Hier August Scherl, Berliner Local-Anzeiger — Herr Leckert, sind Sie am Apparat?

Timon d. J.

Lechter und Trübner.

Die erste Ausstellung von Werken Melchior Lechter's ist endlich in diesem Monat bei Gurlitt eröffnet worden. Mit großer Spannung hat man in allen Kunstkreisen der Eröffnung dieser Ausstellung entgegengesehen, denn der Künstler hatte es Jahre lang verstanden, seine Arbeiten den profanen Blicken des Publicums zu entziehen. Erst die Glasmalereien im „romanischen Hause" am Kurfürstendamm machten Lechter's Namen in größeren Kreisen bekannt. Von den Oelgemälden des Künstlers hatten bislang nur dankbare Bewunderer zuweilen einige erblickt. Und diese liebenswürdigen Kunstenthusiasten hatten so schwärmerisch von der Lechter'schen Kunst geredet, daß alle Welt theils zu viel, theils zu wenig erwartete. Die kritischen Naturen waren wohl zumeist mißtrauisch, da sie bereits daran gewöhnt sind, in der vornehmen Zurückhaltung nichts Anderes als gewöhnliche Reclamesucht zu wittern. Aber so ganz recht sollten die Kritischen dieses Mal doch nicht haben. In Lechter steckt so viel echtes Künstlerblut, er hat so viele nicht abzuleugnende Vorzüge, daß man über das, was ihm fehlt, wohl vorläufig hinwegsehen könnte. Ein Genie, das alles bisher Dagewesene in Schatten stellt, ist er natürlich nicht. Seine begeisterten Freunde stellen ihn viel zu hoch. Indessen — ein echter Künstler ist er trotzdem, wenn er auch noch so viele nur komisch zu nehmende Seiten besitzt. Es giebt ja wirklich „berechtigte" Eigenthümlichkeiten. Er wirkt vor Allem durch seine außerordentliche Farbe. Was er in der Farbe bietet, ist so bestechend und verblüffend, daß man geneigt sein dürfte, in seinen fein zusammengestimmten Farbensymphonien das Höchste zu erblicken, was der reine Colorist überhaupt zu bieten vermag. Was uns Böcklin und Tizian reincoloristisch geben, das hat Lechter zuweilen übertrumpft. In dem großen Gemälde „Orpheus" kommt ein Violett und ein Blaugrün heraus, das geradezu berauschend ist. In den „Traumblüthen" sehen wir einen orangefarbigen Erdboden mit dunkelgrünen Blätterschatten; diese beiden Farben bezaubern uns ganz und gar. Und in den dunklen Farbentönen des „Schattenlandes" glüht eine so geheimnißvolle Tiefe, eine so machtvolle Nachtstimmung, daß man vollkommen aufgehen kann in dieser überreichen Farbenwelt. Leider sind die Ausstellungsräume bei Gurlitt gerade im November so dunkel, daß die intimeren Reize der Farbe nicht so ohne Weiteres in die Augen springen, was sehr zu bedauern ist, da der Künstler dadurch leider verhindert wurde, seine stärkste Seite in das richtige Licht zu setzen. Zieht man aber das Reincoloristische von der Lechter'schen Kunst ab, so bleibt nur ein nicht sehr befriedigender Rest übrig ... Selbst die vier Glasgemälde kommen bei Gurlitt nicht ordentlich zur Geltung. Und der Glasmalerei verdankt Lechter die intensivsten coloristischen Anregungen, vornehmlich aus ihr wuchs seine Farbe heraus. Ohne Glas wäre diese Farbe gar nicht denkbar — auch auf den Oelgemälden nicht. Es wäre daher so wichtig für die Besucher der Ausstellung gewesen, die Glasmalereien bei hellem Sonnenschein zu sehen. Wer an trüben Tagen bei Gurlitt war, wird keinen richtigen Begriff weder von der Glasfarbe, noch von der Lechterfarbe bekommen haben.

Lassen wir nun die coloristischen Vorzüge Lechter's bei Seite, so imponirt uns zunächst der feierliche Ernst des Künstlers. Allerdings wird man in diesem Ernste auch sehr viel Pose erblicken. Und die Pose wirkt oft so entsetzlich leer. Unter dem Gemälde „Der Garten der Ehe" steht in sehr kunstvollen Lettern: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe." Und auf dem Bilde stehen nun Mann und Frau mit hocherhobenen, um einander geschlossenen Händen und blicken zu einem Doppelbaume hinauf, dessen Stämme sich auch um einander schlingen und noch von einem großen goldenen Ringe zusammengehalten werden. Das ist ein wenig deutlich, aber ernst ist die Geschichte gemeint. Die meisten Menschen werden ja über diese Art Ernst herzlich lachen und die Sympolik sehr flach finden — doch es wird wenigstens klar, daß Lechter keine Furcht vor der Lächerlichkeit hat. Und das zwingt immerhin Achtung ab, auch wenn man sich über diese consequente Feierlichkeit, die niemals ihre eigene Banalität zu bemerken vermag, ärgert. ... Hand in Hand mit diesem Ernst geht ein Zug großer Traurigkeit durch Lechter's Kunst, und der hängt mit Tristan's Todessehnsucht zusammen. Wagner's Tristanmusik mit ihrer endlosen, herrlichen, aber schrecklich monotonen Melodie scheint sich überall in Lechter's Farben und Stimmungen wiederzuspiegeln. Mit der Hinneigung zur Verneinung des Lebens verbindet sich ein Streben nach der großen Einsamkeit. Und dieses ist ein echtes ewiges Künstlermotiv, das nie veraltet. Leider will Lechter die Einsamkeit auf seinen Bildern dadurch markiren, daß er die einzelnen Personen immer so stellt, daß sie sich gegenseitig nicht ansehen und nicht beachten. Feuerbach hat auch in dieser Art etwas Einsames auf seinen Gemälden erzeugen wollen, aber er hat die gegenseitige Nichtachtung seiner Gestalten stets zu motiviren gesucht, was Lechter leider nicht gethan hat. Und aus diesem Grunde wird man immer verführt sein, von seinen Figuren zu reden. Die Schattenwesen, die auf seinen Gemälden erscheinen, wirken nirgendwo greifbar und lebendig; sie sind eigentlich nur Stimmungsfactoren der Landschaft ... Sehr angenehm berührt die Ablehnung aller flachsexualen Themen. Auch die bis zum Abstrusen verrannte Einseitigkeit wirkt wohlthuend. Man merkt es, daß der Künstler nie nach rechts noch nach links hat blicken wollen — sondern immer drauf losstürmte, ohne sich ordentlich zu überlegen, wohin sein Weg eigentlich führt ... In jedem Falle ist Lechter nebenbei noch ein großes decoratives Talent. Er hat Geschmack und versteht es, seine Kunst wirksam zu insceniren. Dieser decorative Charakter ist aber auch diejenige Seite, an der man sich mit Recht stoßen kann. Den Gemälden fehlt bei Gurlitt das richtige Milieu, sie sind auf eine starke Momentwirkung hin gearbeitet und können den decorativen Zimmerrahmen mit dem „stilvollen" Interieur nicht entbehren. Sie wirken immer im ersten Augenblicke sehr heftig und verblassen dann bald. Sie haben nichts Nachhaltiges. Man kann sie nicht immer wieder und wieder mit neuer Freude ansehen. Der Inhalt fehlt. Sie sind zu sehr nur auf's Auge berechnet. Es ist Effectkunst. Trotz der Sehnsuchts- und Einsamkeitsmotive macht sich ein furchtbarer Ideenmangel geltend. Die Empfindungsfähigkeit des Künstlers ist so stark ausgebildet, daß seine Denkfähigkeit darunter litt. Das mag nun von Vielen als etwas Großes angestaunt werden, doch bedenklich ist und bleibt die Verachtung unserer Denkorgane trotz alledem. Unsere unbewußten Gedanken mögen ja die besten sein — gewiß! sie existiren aber erst für uns, wenn sie einen klaren uns bewußt gewordenen Gedanken erzeugt haben. Nur dieser macht uns fähig, von der Existenz der unbewußten Gedanken, des sogenannten Seelenlebens, zu reden — die klare Verständigkeit und Verständlichkeit ist demnach auch für das Tiefsinnnige, für das Mystische und Innerliche, der einzige denkbare Mutterboden. Das vergessen Viele. Vor zehn Jahren haben die Impressionisten auch von der Ueberflüssigkeit des Gehirns geredet, sie schrieben auch auf ihre Fahnen: „Lerne zu sehen, ohne zu denken". Doch sie vertheidigten ihre Theorien geistreicher und verständlicher als die jetzt modern sein wollenden Vertreter des Nebulosen.

Außer der Ideenlosigkeit berührt auch die Bewegungslosigkeit bei Lechter sehr peinlich. In diesem Künstler ist eine beispiellose Einseitigkeit ausgebildet, er hat so viel von Andern gelernt — aber immer nur das Eine gesehen: Die sehnsüchtige, einsame Farbenstimmung. Alles Andere ging spurlos an ihm vorüber. Wie viel Bewegungsreize hätte er Böcklin, von dem er so viel annahm, studiren können! Seine Stimmungsmalerei hat auch etwas Weichliches, Kantenloses; nie werden uns Charaktere vorgeführt, nie denkende Wesen. Immer nur Stimmung — Nichts als Stimmung! Das ermüdet, wirkt eintönig, melancholisch, langweilig, trotz aller Farbenpracht grau und alt, abgelebt, abgestanden, schal. So wird die Lyra des Orpheus, auf der sich nur ganz gleich dicke Saiten befinden, die immer nur auf einen Ton gestimmt sind, zum Symbole der Lechter'schen Kunst — ein eintöniges Symbol ... Das Archaisiren stört auch, sieht ebenfalls nicht sehr frisch aus. Der Künstler hält sich so peinlich wie ein beschränkter Architekt an die Stile der Vergangenheit. Das erzeugt eine Kunst, die wohl jenseits von Sturm und Drang steht, gleichzeitig aber auch etwas Unfreies, Gefesseltes hat und daher nicht als Vertreterin einer vernünftigen weisen Reactions-

Digitized by Google

zeit gepriesen werden darf. Lechter ist zudem eine sehr receptive Natur, die einen empfindlichen Mangel an originaler Denk- und Empfindungsrichtung zeigt. Seine Bilder lehnen sich zumeist so deutlich an Böcklin, Feuerbach u. A. an, daß man nur selten die Empfindung eines Neuen in sich verspürt. Für die Lechterfarbe werden sich allerdings immer von Neuem viele Freunde der Kunst mit Recht begeistern. Es ist nur zu bedauern, daß er nicht vor vier oder fünf Jahren ausstellte — damals hätte er einen noch viel größeren Effect ausgeübt. Heute ist die Farbenfreude in der Kunst bereits so allgemein, daß man sich bald wieder nach Graumalerei sehnen wird. Die Bedeutung des Farbenrausches wird heute nicht mehr mit großem Eifer vertheidigt, schon beginnt man diesen Rausch als einen rein äußerlichen hinzustellen und zu unterschätzen. Das wird sich auch auf Lechter's Gemälde übertragen. Seltsamer Weise hat es so gar keinen Reiz, etwas Näheres von dem ideellichen oder sonstigen Inhalte dieser Bilder mitzutheilen. Es würde geradezu ermüden, wenn man ein Lechter'sches Gemälde beschreiben wollte. Das Nichtnachhaltige erscheint mir bei ihm das Bedenklichste.

Wie nachhaltig wirkt dagegen Wilhelm Trübner bei Schulte! Das ist eine ganz andere Kunst, die wie ein frisches Bad wirkt. Und sie hält vor Allem vor. Sie ist ganz und gar nicht decorativ. Es sind zehn alte Bilder von Trübner ausgestellt; aber die fesseln heute noch so, als wenn sie erst gestern gemalt wären. Es sind namentlich ein paar Damenporträts aus dem Jahre 1873 hervorragend, unglaublich seltsame Porträts in der geschmacklosen Tracht jener Zeit. Aber eine Kraft offenbart sich in diesen robusten Gesichtern! Man muß ordentlich lachen vor Freude. Und wir haben immer die Empfindung, daß in diesen kantigen, unschönen Schädeln ein vernünftiges Ideenleben herrscht. Denkend sehen diese Köpfe aus. Und das Denken, das gründliche Herumwälzen der empfangenen Eindrücke und Empfindungen, fesselt doch zu allen Zeiten am meisten. Eine Kunst, die eine Abneigung gegen die Denkprocesse hat, wird bei allem scheinbaren Streben nach Innerlichkeit nur äußerliche Wirkungen erzielen. Nachhaltig kann sie nicht sein. Trübner, der nicht oft in allererster Reihe genannt wird, ist nachhaltig. Er will uns Hebbel'sche Charaktere schaffen. Er will vielseitig sein und ist überall ein vernünftig denkender Künstler. Er bildet einen ausgezeichneten Contrast zu Lechter, den er weit überragt. Die Trübner'sche Kunst ist kantig, knorrig, hart, stachlig, wüst, schroff — aber es steckt ein prächtiger Kern in ihr. Trübner ist nie viel gefeiert worden, aber er gehört zu den Großen der deutschen Kunst. Zu den Jüngsten darf man ihn nicht rechnen, er ist bereits ein reifer Meister. Er steht vollständig jenseits von Sturm und Drang, aber deßhalb sehen seine Bilder nicht veraltet aus — im Gegentheil! Farbenfroh sind sie nicht, dafür sind sie aber lebensfroh. Hauptsächlich scheinen sie sämmtlich, obgleich sie nicht in Allegorien arbeiten, gegen die Ideenlosigkeit in der Kunst mannhaft zu Felde ziehen, was nach Lechter's müder Muse doppelt erfreut.

Paul Scheerbart.

Notizen.

Sonnenschein in Schloß und Haus. Ein Jahrbuch mit Beiträgen von Baumbach, Seidel, Trojan, Carl Busse, Hans Hoffmann, J. V. Widmann u. A. (Leipzig, A. G. Liebeskind). Fein gebunden in dunkelblaue Skytogendecke. Preis 15 Mark. Die Ueberwindung der fürchterlichen Weihnachts-Prachtwerke mit ihren protzigen „Illustrationen" — das einfältige Wort scheint gerade wie für sie erfunden —, ihrem bischen Text, bestehend aus kunterbunt zusammengewürfelten Prosa- und Poesiebeiträgen und ihrem „knalligen" Einband von eitel Gold in Druck und Schnitt scheint eine Thatsache geworden zu sein. Weihen wir dieser anspruchsvollen Renommirliteratur für die gute Stube keine Thräne nach. Sie hat sich überlebt und ist an eigener Entkräftung und der Uebersättigung des Publicums zu Grunde gegangen. Hoffentlich für immer! Aber ihr Tod hat noch das Gute gehabt, daß er den deutschen Verlegern die Augen öffnete und ihnen zeigte, wie man es nicht anfangen darf. Und nun kommt die rühmlichst bekannte Verlagshandlung von A. G. Liebeskind mit einem wahren Ideal von Weihnachtsbuch und Prachtwerk größten und edelsten Stils, das nicht durch eine Ueberfülle von Bildern und Text imponiren will, sondern in großem Rahmen eine fein abgetönte, raffinirt vornehme kleine Auswahl von Erzählungen, Märchen, Gedichten und Bildern bringt. Es ist eine Anthologie von Liebeskind's Klassikern, jenen Virtuosen des stillen gemüthvollen, harmlosen, poesiegesättigten Humors, der sich an die Namen Baumbach, Seidel, Trojan und Hans Hoffmann knüpft. Und diese Kleinmeister der Erzählerkunst in Prosa und Reimen haben ihrem Verleger zu seinem Prachtbuch ihr Bestes beigesteuert, denn sie wußten, daß sie es einer feinfühligen Künstlerhand anvertrauten, die es dem Leser in harmonischer Form und ohne die Fälschungen vorlauter Dutzendillustratoren übergeben würde. So entstand dieses für Schloß und Bürgerhaus gleich anheimelnde Buch, ein freundlicher Ausschnitt aus dem Dichter- und Künstlerleben von heute, eine Lichtwelle wärmsten Sonnenscheins für lange Winterabende, eine Quelle reinen und ungetrübten Genusses. Den Anfang macht der immer heitere Rudolf Baumbach, dessen schöne, deutliche Handschrift uns die letzten Kinder seiner Muse zeigt: zwölf Monatsgedichte, leicht beschwingte und hübsch pointirte Strophen, wie das folgende Januarlied:

Weißt du noch, wie wir im Mai
Durch die Wälder schritten,
Und ich unsre Namen zwei
In den Baum geschnitten?
Das, was dazumal geschah
Von dem frohen Wandrer,
Auch mit Gift und Galle sah
Ein gewisser Andrer.

Winter ist's. In's blanke Eis
Ritz' ich unsre Namen,
Und darüber gleiten leis
Viele Herrn und Damen.
Einer auch fährt kreuz und quer
Auf der Bahn, der glatten,
Doch er ärgert sich nicht mehr,
Denn Du nennst ihn Gatten.

Diesem und den übrigen Schelmenliedern des Thüringer Sängers hat nun der feinsinnige Liebeskind ein Rankenwerk von Pflanzen in Kupferätzung nach der Natur beigegeben, sowie als Kopfleisten zwölf entzückende Monatsbilder nach dem alten Ramberg, Schiller's ersten Illustrator: Miniaturbildchen in der Art Chodowiecki's, Landschaften mit einer allerliebsten Staffage von gravitätischen Herren und Damen der Empirezeit, alle ehrpusselig und biedermaierisch und doch mit einem Stich in's Galante des Watteau. Den Reigen der Erzähler eröffnet Heinrich Seidel mit einer kleinen Blinden-Novelle: Die Augen der Erinnerung, ihm folgen Trojan mit einer gemüthvollen Ausplauderei: Die Last der Berühmtheit und Hans Hoffmann mit einem neuen Ostseemärchen: Die Bernsteinstadt. Seidel, Trojan, Hoffmann sind offenbar congeniale Dichter mit ihrer stillen, behäbigen Beobachtung ihrer herzwarmen Kleinmalerei, ihrer Vorliebe für die schlichten, innigen, wunderlichen Naturen. Auch ihr Humor liebt dieselben Wendungen und Epitheta und trägt verwandte Züge. Wenn Seidel von einem Wagen sagt, man sehe seinem schnellen Laufe schon von Weitem das Extratrinkgeld an, oder wenn Trojan von seinem lieben alten Freunde behauptet: wenn er zwei Orden bekäme, er gebe mir gewiß einen ab, oder wenn Hans Hoffmann den armen Ritter bedauert, dem „weil er nun einmal Ritter war, nichts übrig blieb, als seine Schulden immer noch zu vermehren", so fließt dies alles aus derselben Grundstimmung der närrischen Weltauffassung, nach Vischer's Ausdruck. Jedenfalls lesen sich darum auch alle Beiträge dieser drei Dichter gleich angenehm und erheiternd. Weniger altmodisch in diesem guten deutschen Sinne, als archaistisch gemahnt des Schweizers Widmann Dramolet aus dem Decamerone: „Ein greiser Paris," eine stilvolle Schelmerei der italienischen Renaissance. Eine moderne Note, die durchaus wohlthuend wirkt, liefert der den Lesern der „Gegenwart" wohlbekannte Kritiker, Erzähler und Lyriker Carl Busse: „Schicksal." Neben der Sonnenseite des Lebens der tragische Schatten schlichten Heldenthums. Wir glauben nun zwar an die muthvolle Entsagung dieser Lungenkranken, die freiwillig auf Liebesglück verzichtet, nicht recht, weil erfahrungsgemäß gerade diese Kranken bis zuletzt höchst egoistisch hoffen und lieben, aber Busse versteht das fragwürdige Problem so gut auszugestalten und in Stimmung zu tauchen, daß der Leser mächtig ergriffen wird. Wie prächtig, herb, keusch und knapp ist der Abschied der Liebenden! Diese Alltagsgeschichte ist nun freilich kein Sonnenschein, aber doch die Perle des ganzen Buches, auch von C. Marr in München schön nachempfunden illustrirt. Wenn wir nun noch die lieblichen Kinderlieder von M. Urbantschitsch und die zwei größeren Gedichte von Trojan, das weinfröhliche Lied vom Kellertuch und den drei Gestrandeten in Amerika erwähnen, ferner die Schattenrisse von J. Beckmann und die Illustrationen von Röhling, Brandt, Kunz, Meyer und des Letztgenannten schönen Aquarelldruck, so bleibt nur noch der herrliche Einband mit seinem Goldspitzenornament zu loben, der an die besten Pariser Liebhaberbände von Trautz-Bauzonnet erinnert. So wird auch das äußere Gewand nicht nur das große Publicum befriedigen, sondern auch unsere delicatesten und raffinirtesten Bibliophilen. Wir hoffen nur, daß Liebeskind durch den Erfolg dieses ersten Jahrbuches zu dessen Fortsetzung ermuntert wird, und möchten es unter recht vielen Weihnachtsbäumen wissen.

Von den übrigen Weihnachts-Neuigkeiten von A. G. Liebeskind haben sich die „Bozener Märchen und Mären" von Hans Hoffmann im Voraus selbst bei uns empfohlen, indem wir eine der schönsten Humoresken aus den Aushängebogen als Kostprobe unseren Lesern servirten (Nr. 44 der „Gegenwart"). Wir können nur versichern, daß die übrigen Geschichten und Skizzen aus Südtyrol nicht minder sonnig und herzerquickend zu lesen sind, als die drollige Historia von dem Bozener Werther, der durch keinen anderen Heiligen als den „lebfrischen" Goethe selbst von seinem Weltschmerz geheilt und in den Ehestand geführt wird. Auch Adolf Holm's „Holsteinische Gewächse" verdienen als urwüchsige Bilder vom norddeutschen Plattland die weiteste Verbreitung. Endlich etwas ganz Originelles! Stark dialektisch gefärbte Stimmungs-

Digitized by Google

bilder, Skizzen, Charakterschilderungen, harmlos und anspruchslos, wie von einem mitfühlenden Beobachter ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung niedergeschrieben. Und darum werden auch Andere ihre Freude daran haben. Wir stellen uns z. B. vor, daß sich der Kenner aller Kenner, der alte Klaus Groth, über diese kunstvollen landsmannschaftlichen Augenblicksphotographien sehr freuen wird, und irren uns gewiß nicht darin. Da ist nicht nur Wahrheit und Wirklichkeitssinn, sondern auch rührende Liebe zum Kleinen und Kleinsten; ein großer, echter Volks- und Menschheitsfreund spricht aus jeder Zeile zu uns.

Neue Lieder von August Sturm. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Der reichbegabte Sohn des ehrwürdigen Julius Sturm, seines Zeichens Rechtsanwalt in Naumburg, erfreut seine stetig wachsende Gemeinde mit einer neuen Liedersammlung. Sie ist sorgfältiger gesichtet als die früheren, reifer, im Schmerz gereift, denn die Trauer um den Vater liegt darin. Ergreifend klingt sein Requiem:

In Deinen Geist will ich mich senken,
Der breite Alltagsstraßen mied,
Und Deiner Worte treu gedenken,
Mir bleibt Dein Trost: das deutsche Lied.

Viel Schönes enthalten die frischen Lieder von Sylt; sie haben einen leicht beschwingten melodischen Gang und tragen die Musik schon in sich — kein Wunder, daß Sturm zu unseren meistcomponirten Dichtern gehört und sogar in den Commersbüchern Eingang fand. Aber er ist, wie auch seine socialen Dramen beweisen, ein viel zu moderner Geist, um den Kämpfen der Gegenwart Leyer bei Fuß zuzusehen. Ein tiefes Mitleid mit den Enterbten des Glückes erfüllt sein Herz, und darum gelingen ihm auch diese ernsten, mannhaften, streitbaren Zeitgedichte am besten. Dabei hält er sich aber frei von aller poesiefeindlichen Reflexion, bleibt immerdar plastisch, anschaulich, rückhaltlos natürlich. Nicht er will das Lied, das Lied will ihn. Auch satirische Lichter blitzen da und dort auf und witzige Pointen beschließen manchen Gedankengang und Gefühlsausbruch. Gelungen ist die folgende Historie:

Es lebte einst in Wesel
Ein colossaler Esel.
Er nährte sich vom Distelschmaus
Und kam aus Wesel nie heraus.
Drum war er stolz und sagte frei,
Daß er der größte Esel sei.
Drauf that er gar auf Reisen gehn,
Daß ihn die Leute möchten sehn,
Doch kaum trat er aus Wesel,
Sah er noch größ're Esel,
Zerronnen war sein ganzes Glück,
Und traurig kehrt er dann zurück
Und rief: Es blieb mein Ruhm bestehn,
Wer hieß mich auch auf Reisen gehn?
O gält' ich doch in Wesel
Noch für den größten Esel!

Neue Beiträge zu Heinrich Leuthold's Dichterporträt. Von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg, Conrad Kloß.) Unser Mitarbeiter hat sich um den unglücklichen Leuthold große Verdienste erworben. Er hat mit sicheren Zügen sein schwankendes Charakterbild aufgezeichnet — sein „Heinrich Leuthold" ist schon in zweiter Auflage erschienen —, manche ungedruckte Liederperle an's Licht gefördert und den Herausgeber der „Gedichte" (Frauenfeld, Huber) dadurch genöthigt, seine engherzige Auswahl zu erweitern und uns namentlich die grandiose „Penthesilea" nicht länger vorzuenthalten. Die vorliegenden werthvollen Beiträge lehren uns den Uebersetzer und Essayisten Leuthold näher kennen und bringen nicht weniger als ein halbes Hundert neuer Uebersetzungen und acht kritische Aufsätze gleichfalls vornehmlich zur französischen Literatur. Aus Ernst's gewissenhaften und scharfsinnigen Untersuchungen erfahren wir, daß von den 104 Uebertragungen der Geibel-Leuthold'schen „Fünf Bücher französischer Lyrik" 67 Stücke ausschließliches Eigenthum Leuthold's sind; nur 29 stammen von Geibel, bei den übrigen acht hat Leuthold nach Geibel's Zeugniß die Hauptarbeit geleistet. Ohne Zweifel war Leuthold als wortgewaltiger Uebersetzer und feiner Nachempfinder seinem treuen, edlen Freund überlegen. Geibel's Aenderungen sind zum Theil Verschlimmbesserungen. Die Anthologie ist Alles in Allem Leuthold's Werk, und es ist ein neues Verdienst Ernst's, dies hier nachgewiesen zu haben.

Von Hellmuth Mielke's „Deutschem Roman des 19. Jahrhunderts" ist bei C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig eine zweite vermehrte Auflage erschienen, die noch gerade rechtzeitig zum Feste kommt. Es ist freilich keine durchgreifende Umarbeitung, die für manche Partien sehr wünschenswerth gewesen wäre. Bloß die letzten zwei Bogen sind hinzugekommen, sonst ist der ganze Satz unverändert geblieben. Neu ist Manches im Sudermann-Essay („Es war", welcher mißlungene Roman überschätzt wird) und das Schlußcapitel über die Romanproduction 1890—96, wo das Neue von Fontane, Heyse, Spielhagen, Wilbrandt, Wildenbruch und anderen Moderomanciers nachgetragen wird. Die Uebrigen werden bloß cursorisch abgethan, was Jensen, Hans Hoffmann, Dove entschieden nicht verdienen. Andere wichtige Erscheinungen werden mit keinem Worte erwähnt. Hoffentlich wird die gewiß nicht ausbleibende dritte Auflage des schönen Buches sich als eine durchgreifende Umarbeitung präsentiren. Möge sie nicht wieder sechs Jahre auf sich warten lassen!

Basels Socialpolitik in neuester Zeit. Von Georg Adler. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. Mit der Empfindung für das Zeitgemäße, die ihn auszeichnet und der wir bereits eine ganze Anzahl werthvoller Arbeiten, zuletzt zur Arbeitslosenversicherung verdanken, hat der bekannte Baseler Nationalökonom diesmal in einer Schrift alles gesammelt und beleuchtet, was ein schweizerischer Canton, Basel-Stadt, auf dem Gebiete der Fürsorge für die ärmeren und arbeitenden Classen geleistet hat. Das Wort „Socialpolitik" kann enger und weiter begriffen werden. Welchen Umfang der Autor in seiner Schrift ihm giebt, geht aus den Gegenständen hervor, denen er seine Darstellung widmet. Wenn wir von der Einleitung und dem Schlußworte absehen, welche den Versuch einer Charakteristik des socialen Geistes in Basel-Stadt enthalten, so finden wir in einer Anzahl Capitel behandelt: den Arbeiterschutz in Basel vor und nach dem eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877, die Bestrebungen zur Arbeiterversicherung daselbst, und zwar zur Krankenversicherung früher, wie zur Arbeitslosenversicherung jetzt, weiter die Einrichtungen, zu denen man in Gestalt der allgemeinen Poliklinik auf dem Gebiete der Krankenfürsorge und der „unentgeltlichen Beerdigung" auf dem Gebiete der „Todtenfürsorge" gelangt ist, sodann den öffentlichen Arbeitsnachweis, das gewerbliche Schiedsgericht, die Leistungen des Staats auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Gestalt der Unentgeltlichkeit für Unterricht und Lehrmittel und endlich die Aufbringungen im Wege einer seit längster Zeit progressiv eingerichteten Steuer. Man hat im Canton Basel früher eben so sehr für die principielle Beurtheilung der Arbeiterfrage das rechte Wort gefunden, wie die Wege erkannt, welche vorzugsweise von der Socialpolitik zu wandeln sein werden in Gestalt des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung. Adler sieht in der modernen Socialpolitik Basels die Fortsetzung und Wiederbelebung des „Geistes der mittelalterlichen Wohlfahrtspflege"; und wenn man beobachtet, daß es in der That die „alten Familien" sind, die Vertreter des „conservativen" Sinnes, welche den Stein der Socialpolitik in's Rollen brachten, welche sogar schon vor sechzig Jahren die Progressiv-Steuer in's Leben riefen, und welche späterhin das größte Verständnis für die Forderungen und die Stellungnahme der Arbeiter zeigten, so begreift man das Lob, welches Adler ihnen zollt. Auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung hat Basel die Parole ausgegeben. Ein Gutachten von 1874, erstattet von den zwei Baselern Adolph Christ und Gottlieb Bischoff, ist, wie mitgetheilt wird, das erste officielle Actenstück, in welchem die Frage „grundsätzlich, gründlich und weitherzig" erörtert wurde, lange bevor die Schlagwörter vom Staatssocialismus und vom praktischen Christenthum gang und gäbe geworden waren. Von Erfolg gekrönt sind diese Anläufe allerdings nicht gewesen. Die Krankenversicherung wurde zweimal vom Volke verworfen, und auch das Schicksal der Arbeitslosenversicherung, über welche nächstens entschieden werden soll, ist höchst zweifelhaft. Am meisten wurde auf dem Gebiete anderer Darbietungen des Staats an die Armen geleistet, so — um nur Einiges wieder aus der Liste aufzuheben — durch schon erwähnte Unentgeltlichkeit der Schule, der Beerdigung, durch die allgemeine Poliklinik — mit der man übrigens nicht überall in der Schweiz gute Erfahrungen gemacht hat, da die Behandlung der Einzelfälle häufig nicht die sorgfältigste ist. Was die Bestrebungen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes angeht, so hat Basel, lange bevor ein eidgenössisches Fabrikgesetz, das den elfstündigen Arbeitstag zum Maximum erklärte, für das Gebiet des Cantons einen Normalarbeitstag eingeführt und sodann, nachdem die Eidgenossenschaft vorgegangen war, durch Wirthschaftsgesetze, durch das Gebot der Sonntagsruhe, durch Arbeiterinnen-Schutzgesetze ein übriges gethan. Zu beklagen ist nur, daß nicht durch Schaffung eines cantonalen Fabrikinspectors auch die Garantien für die Innehaltung der für die Arbeiterinnen getroffenen Schutzbestimmungen geschaffen wurden. Basels Socialpolitik steht übrigens in der Schweiz nicht vereinzelt da. Zürich hat, trotzdem es nicht Stadtcanton ist, nicht viel weniger auf dem Feld des Arbeiterschutzes, sogar mehr geleistet. Vielleicht giebt Georg Adler's Arbeit die Anregung zur Schilderung der Socialpolitik noch einiger anderer Schweizer Cantone. Zunächst dürfen wir aber dem Autor Dank dafür wissen, daß er sich für das Gebiet des Cantons, in dem er wirkt, und der mit Zürich immer an der Spitze der Schweizerischen Culturbestrebungen marschirt ist, dieser Aufgabe angenommen hat.

Julius Wolf.

Berichtigung.

In dem Artikel der letzten Nummer der „Gegenwart": „Der geniale Mensch" wird als Verfasser des gleichnamigen Buches einmal Julius Türck genannt. Es soll heißen: Dr. Hermann Türck.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) Berlin W. 9.

Beiträge
zur
Deutschen Culturgeschichte
von
Herman Grimm.
Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

Soeben erschienen:

Die Nibelungen in Bayreuth.

Von **Ferdinand Pfohl.**

Neue Folge der „Bayreuther Fanfaren".

Preis 1 M. 50 Pf.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Die Lage in Ost-Asien
von
F. Chirol.
Preis M. 2.80 inklusive Porto.
Stahr'sche Buchhandlung in Berlin
61. Unter den Linden 61.

Weihnachts-Neuigkeiten.

Soeben wird ausgegeben: das elfte Tausend von

Julius Wolff: Assalide.

Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours.
Preis elegant gebunden 6 Mark.

Ferner: die zweite Auflage von

Ernst Eckstein: Roderich Löhr. Roman. Eleg. geb. 8 Mk.

Ola Hansson: Der Schutzengel. Roman. Eleg. geb. 4 Mk.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist jetzt vollständig erschienen:

Anton Springer:
Handbuch
der
Kunstgeschichte.

Vierte Aufl. der Grundzüge der Kunstgeschichte.

Mit 1450 Abbildungen und 8 Farbendrucken 4 Bände (158 Bogen hoch 4) geb. 24 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 28 Mk.

Goethe
von
Karl Heinemann.

Zwei starke Bände mit etwa 350 Illustrationen. Fein geb. 15 Mk., in Halbfranz 17 Mk.

Neuigkeiten 1896.

Aus ungleichen Tagen.

Neue Gedichte
von ***S. Fritz.***

Inhalt: Auf der Hochzeitsreise. — Ein Jour. — Vermischte Gedichte. — Ein Grabstein.

XIII u. 121 Seiten. kl. 8°. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.

Lieder sind wir!

Von ***Hans Probst.***

Inhalt: I. Libellen und Nachtfalter. — II. Es war einmal. III. Bilder. — IV. Verlassen. — V. Astern. — VI. Ghita. — VII. Schöpfungsgeschichte. VIII. Nach acht Semestern.

VII u. 100 Seiten. kl. 8°. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar zu beziehen vom Verleger

A. G. Liebeskind in **Leipzig.**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Neuigkeiten z. Weihnachten 1896.

Louise von Kobell: **Münchener Porträts** nach dem Leben gezeichnet. 13 Bogen. Geh. 2 Mk. 50 Pf. Geb. 3 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Pettenkofer. — II. Karl v. Voit. — III. v. Hefner-Alteneck. — IV. Lenbach. — V. Fr. A. v. Kaulbach. VI. Defregger. VII. Grützner. — VIII. H. v. Lingg. — IX. Wilhelm Hertz. — X. Björnson.

Dr. M. Kronenberg: **Kant.** Sein Leben und seine Lehre. 20 Bog. Geh. 4 Mk. 50 Pf. Geb. 5 Mk. 50 Pf.

Karl Krumbacher, Prof. an der Univ. München: **Geschichte der byzantinischen Litteratur.** Zweite Auflage unter Mitwirkung von *A. Ehrhard*, Prof. in Würzburg, und *H. Gelzer*, Prof. in Jena. 76 Bog. Lex.-8°. Geh. 24 Mk. In Halbfranz geb. 26 Mk. 50 Pf.

Dr. Adolf Matthias, Gymnasialdirektor in Düsseldorf: **Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?** Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 16 Bog. Geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Hermann Frhr. v. d. Pfordten, Priv.-Doz. in München: **Musikalische Essays.** 16 Bog. Geh. 4 Mk. 50 Pf. Geb. 5 Mk. 50 Pf.

Inhalt: Kunst und Dilettantismus. — Grundlagen der Gesangskunst. — Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". — Weber und Schumann als Schriftsteller.

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. Zwei Bände. Geh. 10 Mk. Eleg. geb. 12 Mk.

Der rasch bekannt gewordene Verfasser des Geschichtencyklus „Die Fahrt nach der alten Urkunde" (2. Aufl. Geh. 3 Mk. 50 Pf.; geb. 4 Mk. 50 Pf.) tritt hier mit einem historischen Roman an die Oeffentlichkeit. Das Werk, zwar auf tiefgründigen historischen Studien ruhend, ist doch vor allem Poesie, und zwar echte vollströmende Poesie. Die vielen Freunde „Der Fahrt nach der alten Urkunde" werden ihre volle Freude an Sperls neuem hochbedeutendem Werke haben.

Johannes Volkelt, Prof. in Leipzig: **Aesthetik des Tragischen.** 29½ Bog. 8°. Geh. 8 Mk. Geb. 9 Mk.

Das vorliegende Werk des bekannten Aesthetikers wendet sich nicht nur an die Fachkreise, sondern **an das gebildete Publikum überhaupt. Der Verf. zieht die gesamte tragische Weltlitteratur in den Bereich seiner Arbeit, die dadurch zugleich ein ästhetischer Kommentar zu den Dichtern und ihren Werken wird.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu drei Beilagen von **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart**; **Georg H. Wigand's Verlag** in **Leipzig** und **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der amerikanische Farmer und die Präsidentenwahl. Von Paul Ernst. — Reform des medicinischen Studiums. Von Ernst Gystrow. — **Literatur und Kunst.** Lassalle, Herwegh und die Socialdemokratie. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton.** Die Tante. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Der Hintermann. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der amerikanische Farmer und die Präsidentenwahl.

Von Paul Ernst.

Die ökonomisch wichtigste Persönlichkeit in der nordamerikanischen Union ist noch heute der Farmer. Zwar hat das Land bedeutende Fortschritte zum Industrialismus hin gemacht und ist er schon längst über den Ehrgeiz hinaus, Industrieproducte nur für den Inlandsconsum zu schaffen, aber ein flüchtiger Blick über die Ein- und Ausfuhrziffern lehrt, daß die landwirthschaftliche Thätigkeit im wirthschaftlichen Leben des Volkes bei Weitem das Uebergewicht hat. Trotz der fieberhaften Entwickelung der Industrie sind die Vereinigten Staaten immer noch ein Landwirthschaftsproducte exportirendes und Manufacturwaaren importirendes Land.

Die Landwirthschaft in den Ver. Staaten kämpft nun in einer schweren Krisis, deren Hauptursache die bekannte allgemeine der agrarischen Weltkrisis ist, der starke Preisfall landwirthschaftlicher Erzeugnisse. In einem so stark exportirenden Lande kommt dieser Preisfall natürlich zu besonders starker Wirkung. Das im Inland, in nächster Nähe und auch noch in etwas weiterer Entfernung verzehrte Getreide ist durch die Transportkosten davor geschützt, auf das Niveau des Weltmarktpreises zu sinken, denn damit das auf dem Weltmarkte flottante Getreide mit ihm in Concurrenz treten kann, müssen eben zu dem Weltmarktpreis noch die Transportkosten zum Consumort geschlagen werden. Das für den Export bestimmte Getreide jedoch sinkt auf den Weltmarktspreis. Je größer die für den Export bestimmte Portion ist, welche der Einzelne hervorbringt, desto größer ist auch der Schaden, welcher seinem Gesammteinkommen durch den Preisfall zugefügt wird. Man kann das im Kleinen bei uns in Deutschland beobachten, wo die Landwirthe in den Provinzen und Staaten mit Getreideüberschuß mehr Grund zum Klagen haben, als die mit Getreidedeficit.

Es sind in dem Preissturz des Getreides zwei Perioden zu unterscheiden. Der erste Sturz begann Mitte der siebziger Jahre und wurde gerade durch die Concurrenz der Ver. Staaten selbst hervorgerufen. Die verbesserten Verkehrsmittel hatten dort ungeheure Strecken werthvollen Bodens dem Anbau erschlossen, und dessen Producte ergossen sich nunmehr plötzlich über das erstaunte Europa.

Der zweite Preissturz begann Mitte der achtziger Jahre und wurde hervorgerufen zunächst dadurch, daß eine wirkliche Ueberproduction an Getreide vorhanden war, die namentlich durch die allzu rapide Ausdehnung des Anbaues in den Ver. Staaten und den dadurch zu rasch gesteigerten Export verursacht war; dann aber, als das sich auszugleichen begann durch einen Rückgang der amerikanischen Production, raschgesteigerten Consum und Bevölkerungsvermehrung, durch die nun in Erscheinung tretende Concurrenz von Ländern, welche noch billiger produciren konnten wegen günstigerer klimatischer Verhältnisse, und als deren hauptsächlichste damals Indien und Argentinien galten. Seit der Zeit hat sich zwar herausgestellt, daß in Folge der eigenen Bevölkerungsvermehrung und des Mangels an neuen Ländereien, sowie wegen der zersplitterten, zurückgebliebenen Culturart der Export Indiens sich nicht steigerte, sondern in großen Ausschlägen pendelte — hat es doch sogar dieses Jahr Weizen aus den Ver. Staaten importiren müssen —; aber Argentinien und einige Südstaaten der Union stellten sich bei ständig gesteigerter Production als arge Preisdrücker heraus.

Die exacten Zahlen geben von dieser Bewegung immer noch den besten Begriff.

Es stellte sich der Weizenpreis in den Ver. Staaten und das exportirte Weizenquantum seit Anfang der achtziger Jahre wie folgt (die Zahlen gelten für Cents und Millionen Bushels):

	Preis:	Exportirt:
1882/83	88,4	149
1883/84	91,0	112
1884/85	65,0	133
1885/86	77,0	95
1886/87	68,7	154
1887/88	68,1	120
1888/89	87,3	89
1889/90	69,8	109
1890/91	83,8	106
1891/92	83,9	226
1892/93	62,4	192
1893/94	53,9	164
1894/95	49,1	145
1895/96	50,9	126.

Die Productionskosten sollen etwa 80 Cents betragen. Solche Berechnungen sind immer sehr unzuverlässiger Art, namentlich bei den Amerikanern. Immerhin aber kann man annehmen, daß die Rentabilität sehr in Frage gestellt ist bei solchen Preisen, zumal wenn man bedenkt, daß auch die

Digitized by Google

anderen Cerealien, namentlich Mais, stark im Preis gefallen sind. Durch Veränderungen im Wirthschaftsbetriebe kann ja Manches gemildert werden, aber daß ein solcher Preissturz unter allen Umständen einen schweren Schlag bedeutet, ist ja klar.

Als zweites Moment, welches die Lage der Farmer verschlechterte, kommt die zunehmende Verschuldung und das Ueberhandnehmen des Pachtsystems.

Die zunehmende Verschuldung hat verschiedene Gründe. Einer der wichtigsten liegt in den vorübergehenden glänzenden Verhältnissen der Landwirthschaft. Solange die hohen Preise herrschten, erschien es dem Farmer vortheilhaft, möglichst viel Land zur Verfügung zu haben. Er verschuldete sich, um Land neu zu erwerben, und selbst wenn die Verschuldung momentan seine Kräfte überstieg, so konnte er doch immer hoffen, bei den stets günstiger werdenden Verhältnissen trotzdem in ein paar Jahren heraus zu sein. Aber statt günstiger, wurden die Verhältnisse ungünstiger, und er hatte nun eine große Schuldenlast und für seine Umstände zu viel Boden. Dazu kam, daß mit der Sanirung der Währungsverhältnisse der Werth der in unterwerthiger Valuta contrahirten Schulden stieg, was freilich zum Theil durch das Sinken des Zinsfußes wieder ausgeglichen wurde. Endlich war zuletzt kein freier Boden mehr vorhanden, sondern alles schon occupirt. Es war nicht mehr möglich wie früher, dem einen Sohne das Gut als Erbe zu überlassen und die Andern vorher mit Vieh und Capital auszustatten zur Begründung einer eigenen Heimstätte auf Regierungsland, welches bloß für eine Einschreibegebühr zu haben war. Damit stieg zwar der Grundwerth, aber zu Ungunsten des Uebernehmers, welcher nun gegen seine Geschwister mehr Verpflichtungen hatte. Die Vermehrung der Pachtungen ist namentlich auf den letzteren Umstand zurückzuführen.

Selbstverständlich sind die Verhältnisse nicht überall gleich entwickelt in einem Lande mit so großen geographischen und, trotz der Jugend, doch auch geschichtlichen Verschiedenheiten. In den Oststaaten war die Krisis bereits so heftig, daß man schon verlassene Farmen sah, während in den Weststaaten noch neue Heimstätten gegründet wurden, und im Süden erweitert sich noch gegenwärtig das für Getreideproduction bestimmte Areal.

Die Art, wie die Farmer gegen diesen ökonomischen Proceß sich stemmten, ist höchst eigenthümlich. Die entstehende agrarische Bewegung zeigt gewisse Züge, welche uns von dem europäischen Agrarierthum her bekannt sind; die speciellen amerikanischen Verhältnisse aber haben zwischen diese wieder andere Züge gemischt, welche uns in Europa nur bei revolutionären kleinbürgerlichen oder proletarischen Parteien vertraut sind. Auch eine merkwürdige Combination der Classenbewegungen hat sich ergeben. Während in allen europäischen Ländern die Grundbesitzer ihre Forderungen in directer Feindschaft gegen die Arbeiterclasse vertreten, finden wir in den Ver. Staaten eine gewisse Coalition der Farmer und Arbeiter, die zum Theil in einer merkwürdigen Unwissenheit und Unklarheit über die Ziele begründet ist, zum Theil aber auch durch die Verhältnisse bedingt wird. Für Diejenigen, welche noch immer bei der alten ideologischen und idealistischen Taxirung der politischen Kämpfe beharren, bieten, wie das amerikanische Parteiwesen überhaupt, so besonders die Verhältnisse der Populisten und Demokraten ein lehrreiches Studium.

Die Industriellen eines Landes mit starkem industriellem Import sind naturgemäß Schutzzöllner, die Landwirthe, welche stark exportiren, sind Freihändler. Ihre Waare kann durch schutzzöllnerische Maßregeln nicht im Preise gesteigert werden, dagegen werden sie benachtheiligt, wenn ihre industriellen Consumartikel vertheuert werden. Auch die deutschen Agrarier waren ja noch in der ersten Hälfte der siebziger Jahre Freihändler.

Die Industriellen und Geldleute vermögen überall und unter allen Umständen ihre Interessen besser durchzusetzen als die Landwirthe, weil sie in einigen Centren räumlich eng zusammengedrängt sind, während die Landwirthe sich über das ganze Land verbreiten. In Amerika kommt noch vermöge der eigenthümlichen Entwickelung dazu, daß es sich hier immer um Riesenunternehmer und sehr große Capitalisten handelt, weil die in Europa so wichtigen vielen Kleineren und Mittleren hier fast gar nicht existiren. Die Industriellen und Geldcapitalisten können wegen dieses möglichen engen Zusammenschließens mit einer Rücksichtslosigkeit vorgehen, die anderswo unerhört ist, und die in den Fällen, wo wirthschaftliche Gegensätze zu den Landwirthen bestehen, diesen sehr Abbruch thut. Von brutaler Gewaltthat ist die Politik dieser Kreise in den Ver. Staaten oft nur sehr wenig entfernt, und unter Umständen ist es sogar vorgekommen, z. B. in dem Kampfe der Standard oil Company gegen die Outsiders, daß zu einer Art militärischen Aufgebots auf beiden Seiten, selbst zum Auffahren von Kanonen recurrirt wurde. Ungesetzlichkeiten minder grober Art, Betrügereien, Bestechungen, Vergewaltigungen jedes Genres, sind ganz allgemein.

Naturgemäß wenden sich die Landwirthe nicht nur gegen die Umstände, durch welche sie sich selbst bedrückt fühlen, also etwa die Praktiken der Eisenbahngesellschaften, der großen Händler, der Geldmänner ꝛc., sondern gegen den ganzen Erscheinungscomplex, und wie bei uns wohl gelegentlich einmal ein Gutsbesitzer in der „Kreuzzeitung“ Tiraden gegen den „Capitalismus“ losläßt, so wird dort von den Farmern in denkbar urwüchsigster Weise gegen das große Capital mit seinen Monopolen, Cartellen ꝛc. agitirt.

Hier treffen sich die Landwirthe naturgemäß mit den industriellen Arbeitern.

Diese haben nicht ein derartig ausgeprägtes Classenbewußtsein, daß sie ihre natürliche Feindschaft gegenüber den Farmern einsähen, sie sind auch nicht principielle Gegner des Capitalismus überhaupt, wie die Deutschen. Auch sie haben am meisten unter den entwickelten Formen des industriellen Großcapitalismus zu leiden, da hier die Herrschaft des Unternehmers derartig unumschränkt ist, daß die Arbeiter ihr in jeder Hinsicht unterliegen — man denke nur an Pullman. Daher auch bei ihnen lediglich der Haß gegen das größte Capital und die Unternehmercoalitionen. Da die beiderseitigen Declamationen sich hier in diesem Punkte treffen, wo sie sich dann mit der bei primitivem politischem Verständniß gewöhnlichen Art moralisirend ausbreiten, so entsteht das merkwürdige Bündniß der beiden Classen.

Um so merkwürdiger ist dieses Bündniß, als eine weitere Forderung der Landwirthe vor Allem die Arbeiter ungemein schädigen würde, wenn sie in hinreichendem Maaße erfüllt wäre, nämlich die Silberfeinprägung im Verhältniß von 1 : 16. Es ist an dieser Stelle bereits die Bedeutung derselben für die Arbeiter besprochen, so daß eine weitere Begründung nicht nöthig ist. Daß die Landwirthe ungemein bei dieser Umstürzung der Valuta gewinnen werden, ist klar, sie würden die Löhne, Zinsen und zurückzuzahlenden Capitalien in einem fast zur Hälfte entwertheten Gelde zahlen, und für ihr Getreide vom Weltmarkte in vollem Gelde bezahlt erhalten.

Daß die Arbeiter, trotzdem sie doch eine Entwerthung ihres Lohnes zu erwarten haben, den Landwirthen auch in dieser Agitation nachfolgen, erklärt sich aus einer merkwürdigen Illusion, welche auch in Europa in den vierziger und fünfziger Jahren große Verbreitung hatte. Diese Arbeiter glauben, daß alle Voraussetzungen für sie erfüllt sind, damit sie sich zu selbstständigen Unternehmern aufschwingen können; nur Eins fehlt, das Geld. Das rührt daher, daß diese Großcapitalisten eine genügend große Circulation pro Kopf unmöglich machen durch ihre einseitige Bevorzugung des Goldes. Würde Silber frei ausgeprägt, so würde die Geldcirculation steigen, auf den Einzelnen würde mehr Geld ent-

Digitized by Google

fallen, und damit könnte er dann schon Etwas anfangen. Die Aehnlichkeit dieser naiven Vorstellungen mit Proudhon's Creditutopien ꝛc. ist offenkundig.

Die letzte bedeutende Forderung der Landwirthe erinnert gleichfalls an Proudhon'sche Ideen; mit dieser Stempelung auf einen Namen soll natürlich keinerlei geistiger Einfluß des französischen Socialisten behauptet werden. Sowie die Gedanken desselben sich noch bei einer ganzen Reihe anderer, von ihm unabhängiger Schriftsteller finden, spontan immer wieder auftauchen, selbst bei modernen Anarchisten und bei Antisemiten, so sind auch die betreffenden Ideen in Amerika ganz urwüchsig entstanden; sie sind eben bei gewissen Verhältnissen die nächstliegenden.

Die Verhältnisse sind: eine zerplitterte Production, für welche Schwierigkeiten beim Absatz entstehen, weil zwar die wirthschaftlichen Bedingungen für eine kleine Production noch vorhanden sind, aber nicht mehr für eine Circulation im Kleinen.

Durch die Silos und die Beleihung der Lagerscheine hat man in sehr geschickter Weise die größten Gefahren beseitigt; indeß die Unsicherheit und der Tiefstand der Preise in den letzten Jahren und das Vorhandensein großer aufgespeicherter Getreidebestände haben doch für den Farmer, der sein Getreide ausgedroschen und an den Elevator abgeliefert hat, Schwierigkeiten der Geldschaffung erzeugt; es ist bekannt, daß gerade für den Landwirth solche Schwierigkeite verhängnißvoll werden können. Die Landwirthe verlangen nun, daß das eingelagerte Getreide von Staatswegen bis zu einem sehr hohen Procentsatz seines Werthes beliehen wird.

Der Sieg der republikanischen Partei bei den Präsidentschaftswahlen hat natürlich die geschilderten Ideen nicht aus den Köpfen geschafft. Sehr wahrscheinlich wird das Getreide noch weiter fallen, denn der momentane gute Stand der Preise ist durch zufällige schlechte Ernten in einem großen Theil der Welt verursacht. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß dann politische Conflicte sehr ernster Natur in der Union ausbrechen, wie seiner Zeit beim Secessionskrieg.

Reform des medicinischen Studiums.

Von Ernst Gystrow.

Der tiefste Grund für eine Reform, wie sie durch die publicirten Entwürfe und die Eisenacher Versammlung jetzt officiell in's Werk gesetzt ist, ist die Ueberfüllung im ärztlichen Berufe. Daß dieselbe vorhanden ist, läßt sich nicht mehr bestreiten, obwohl meines Erachtens viele junge Aerzte an ihrer Nothlage durch die Sucht, recht bald selbstständige Praxis zu haben, selbst Schuld sind. Vor Allem ist die Medicin leider Gottes der Tummelplatz Vieler geworden, die in andern Studien irgendwie gescheitert sind und die ein tieferes Interesse für den neuen Beruf zumeist nicht mitbringen, sondern sich eben nur durchschlagen, so daß man in letzter Zeit vielfach von einer Verflachung unserer Wissenschaft und ihres Studiums gesprochen hat. Aber neben der Ueberfüllung wird auch über die Ueberbürdung der Mediciner geklagt, die einen in zwanzig Jahren unermeßlich angeschwollenen Stoff immer noch in derselben Studienzeit wie früher zu verarbeiten hätten. In der That haben die chirurgischen Fächer große Fortschritte gemacht, die Hygiene mit der Bakteriologie ist so gut wie neu entstanden und die Einführung der Psychiatrie als Prüfungsfach hat sich durch die bei Vorkommnissen der jüngsten Zeit beobachtete Unwissenheit auf diesem wichtigen Gebiete als unabweisbares Bedürfniß herausgestellt. Bedenkt man, daß von den fünf klinischen Semestern eins zumeist durch die militärische Dienstzeit so gut wie ganz verloren geht und daß im letzten Halbjahre die Examennöthe sich einstellen, so wird man den ersten Vorschlag der Entwürfe: Verlängerung des Studiums um ein Semester begreiflich finden. Allein man kann dieser Aenderung nicht ohne jedes Bedenken zustimmen. Kein Geringerer als Virchow hat sich die Frage erlaubt, wohin man mit der Zeit kommen solle, wenn der Vermehrung des Stoffes immer durch Hinzufügung eines neuen Semesters Rechnung getragen werde? In der That ist die Frage wohl berechtigt; denn die Medicin wird in den nächsten zwanzig Jahren ebenso ihre Fortschritte machen — wie viel neue Fragen sind nicht in jüngster Zeit aufgetaucht! — und die Verlängerung des Studiums auf elf, zwölf und vielleicht mehr Semester ist doch wahrlich eine Perspective, bei der es selbst dem Geduldigsten einigermaßen ungemüthlich werden kann. Das Beste an der Sache ist aber, daß die Reform die Hinzufügung eines zehnten Semesters völlig illusorisch macht durch den Plan, das propädeutische Studium (d. h. die Zeit bis zum Physicum) auf fünf Semester auszudehnen. Hinten ein Stück anzusetzen; diese Ansetzung in volltönenden Worten zu begründen, und im nächsten Moment vorn dasselbe Stück abzuschneiden: dazu gehört eine einfach unglaubliche Naivetät. Die Logik ist so vortrefflich, daß man unwillkürlich den grünen Tisch wittert. Man will nämlich das Physicum deßhalb hinausschieben 1. weil in Physik und Chemie mehr geleistet werden soll als augenblicklich, 2. weil man die Anatomie und Physiologie schon hier ganz erledigen und dadurch das Staatsexamen entlasten möchte. Der erste Punkt ist allerdings sehr berechtigt, denn die augenblicklich herrschende Unwissenheit in den beiden allgemeinen Wissenschaften ist eine Schande. Wenn man aber glaubt, nach fünf Semestern werde der Student mehr wissen, so beweist man damit nur, daß man von der Art und Weise, wie die Mediciner Physik und Chemie zu treiben pflegen, keine Ahnung hat. In der Physik werden die schwachen Reminiscenzen von der Schule durch ein Repetitorium vier Wochen vor der Prüfung schnell aufgefrischt, die Collegs belegt man allerdings anstandshalber; daß die Physik eine exacte, d. h. rein mathematisch ableitbare Wissenschaft ist, wissen die meisten Mediciner gar nicht. Noch schlimmer steht es freilich in der Chemie: Reminiscenzen sind hier gar nicht vorhanden, denn Chemie ist für unsere humanistischen Gymnasien verpönt; man sucht also aus Colleg und Repetitor hier nothdürftig den Stoff zusammen, den thatsächlich zwei Drittel aller Mediciner wirklich und völlig nie begreifen. Die Sache ist aber hier viel schlimmer, denn die Chemie wiederholt sich fortwährend in der Physiologie und Pharmakologie, in denen der Studirende dann also einen riesigen Gedächtnißkram sich einpaukt, ohne das Wesen der einzelnen Vorgänge verstanden zu haben. Das giebt dann die bekannten Aerzte, die mit den 25 Recepten ihrer klinischen Studienzeit während des ganzen Lebens arbeiten, weil sie ein neues wegen ihrer Unkenntniß von der Wirkungsweise der Stoffe nicht zusammenstellen können.

Es findet sich auch in den neuen Entwürfen wieder keine Silbe über die Zulassung der Realabiturienten. Dabei wäre es wahrlich gerechtfertigter, den Gymnasiasten eine Nachprüfung in den Naturwissenschaften aufzuerlegen. Ich glaube, die Reihen der Mediciner würden sich gewaltig lichten, und nicht die Schlechtesten wären es, die der Wissenschaft erhalten blieben, nicht zu klagen wäre um die, welche ihr dann verloren gehen würden! In der That liegt die Schuld an der Unwissenheit in Physik und Chemie lediglich an der Vorbildung; denn wenn man *specielle* Wissenschaften sicherlich auf der Universität erlernen kann, so gilt das keineswegs für die *allgemeinen*, die für jene grundlegend sind und deren Thatsachen man nicht nur kennen muß, sondern in denen man vor Allem soll denken gelernt haben. Das lernt man aber nur in dem elementaren, *controlirten* Unterricht der

Digitized by Google

Schule, nicht in dem aus Zuhören und Fürsicharbeiten bestehenden Studium. Wenigstens aber müßten die Mediciner gehalten sein, in einem physikalischen und chemischen Institut je ein Semester praktisch gearbeitet zu haben, damit sie eben die allgemeinen Methoden selbst erlernen. Die Prüfung im Physicum wäre natürlich bedeutend zu verschärfen; vor Allem die verhängnißvollen „Schwänze" (d. h. Nachprüfungen in den Einzelfächern) stark einzuschränken. Man müßte nur eine einmalige Nachprüfung überhaupt gestatten und dieselbe stets für beide Fächer zugleich verordnen, ganz gleichgiltig, ob der Candidat eines bestanden hat. Der wiederholte Fall würde das Physicum für das betreffende Semester annulliren. Auf diese Weise wird man sicher etwas erzielen; Zeit dafür gewinnt der Student durch die sehr löbliche Bestimmung des Entwurfes, daß Botanik und Zoologie eingeschränkt werden sollen. Denn diese sind eben specielle Wissenschaften, die nur so weit heranzuziehen sind, als sie für die medicinischen Disciplinen wichtig sind; die allgemeinen Wissenschaften, Physik und Chemie dagegen, müssen unbedingt die Grundlage jedes naturwissenschaftlichen Wissens sein.

Der zweite Punkt, der die Hinausschiebung des Physicums begründen soll, ist die Bewältigung der Anatomie und Physiologie, so daß im Staatsexamen nur noch repetitorisch gefragt wird. Hier spricht aus jedem Worte die geheimräthliche Doctrin des grünen Tisches. Was zunächst die Physiologie angeht, so meinte ich allerdings, daß sie schon jetzt im ganzen Umfange bis zum Physicum erledigt würde; in der Anatomie aber kann doch nur die Hinzuziehung der topographischen, d. h. praktischen Anatomie gemeint sein. Nun weiß aber Jeder, daß dieser Zweig erst durch die Chirurgie, der er dient, seine Bedeutung erhält. Topographische Anatomie rein theoretisch betrieben ist eine widersinnige, ja unmögliche Sache; sie würde eine ungeheuere, und doch gänzlich unfruchtbare Belastung des Gedächtnisses darstellen, während sie gelegentlich des Studiums der Chirurgie mit Leichtigkeit sich einprägt. Sollte man aber gar zum Physicum die Anfertigung anatomischer Präparate verlangen, so ist dem entgegenzuhalten, daß zwei Wintersemester nicht im Entferntesten genügen, um es dahin zu bringen, daß der Mediciner selbstständige und musterhafte Präparate anfertigt, sondern daß die für das Staatsexamen nöthige Uebung auch wieder durch die Chirurgie erst erlangt wird. Jeder Arzt wird dies bestätigen können. Die Bewältigung des „ganzen" Stoffes ist also eine schöne Redensart; in der Praxis wird man in Anatomie und Physiologie niemals mehr fordern können, als es heute schon geschieht. Es liegt demnach absolut kein Grund vor, das Physicum hinauszuschieben. Wer sein Studium im Winter anfängt, kann in drei Semestern schon mit der Vorbereitung fertig sein; um des lieben „gleichen Rechts für Alle" willen aber müssen wir schon bei vier Halbjahren bleiben. Dieses geplante fünfte Semester wird eine Bummelzeit, oder ein Paukfemester und und eines der früheren wird verbummelt. Ich dächte aber, die Zeit für das klinische Studium wäre viel zu kostbar, als daß man ihr ein Halbjahr unnütz entziehen dürfte; denn sonst können wir uns die Anfügung des zehnten Semesters überhaupt sparen.

Was ich ferner in den Entwürfen vermisse, ist eine Bestimmung über den Unterricht in der physikalisch-mechanischen Heilmethode, die für den Arzt wichtiger ist als Vieles aus der Pharmakologie. Die Zeit ist doch vorüber, wo man diese Dinge belächeln zu können glaubte; für eine Wissenschaft ziemt sich das Nichthinsehen durchaus nicht; wenn die Medicin diese Lehren immer noch als Gegnerinnen betrachtet, so soll sie doch sie offen widerlegen, falls sie es kann; dieses ängstliche Ausweichen bringt nur jene Strömungen in der Naturheilkunde hoch, die wir wirklich als Feinde betrachten müssen. Ferner möchte ich hier noch einmal auf das zurückkommen, wovon ich im Anfang sprach. Es wäre, meine ich, besser, statt der Verlängerung der Zeit den Stoff ein wenig einzudämmen. Man sollte doch einmal feststellen, was der Arzt wirklich braucht. In der Chirurgie lernt er so Vieles, was später nie Einer von ihm verlangt, ebenso in der Augenheilkunde, in der Bakteriologie; sein tägliches Brod sind doch vor allen Dingen innere Medicin, Hygiene und Gynäkologie. Bei ersterer möchten die Halskrankheiten wegen ihrer großen Häufigkeit auch dem praktischen Arzte besser bekannt sein; die Dermatologie liegt ihm schon viel ferner. Vor Allem ist zu warnen, den Mediciner von nun ab mit zuviel Psychiatrie zu belasten; die Kenntniß der wichtigsten Nerven- und Geisteserkrankungen ist Alles, was Noth thut. Die Medicin strebt mehr und mehr der Specialisirung zu; was vom praktischen Arzte verlangt wird, ist in Wahrheit gar nicht so übermäßig viel; dafür aber soll er das Wenige lieber sicher können, als daß er ein Vielwisser ist, der im einzelnen Falle rathlos dasteht. Das Studium kann ihm auch die Sicherheit und Erfahrung nicht selbst geben, sondern nur die Grundlage, um jene sich zu erwerben. Nöthig ist es nun freilich — und himmelschreiend, daß dies jetzt erst geschieht — daß der Arzt eine gewisse Garantie für sein praktisches Können bietet, und dies kann nur erzielt werden durch die Einführung einer praktischen Arbeitszeit — nach absolvirtem Staatsexamen.

Ich füge ausdrücklich diese letzten Worte hinzu. Wenn, wie von Einigen vorgeschlagen wurde, das Staatsexamen an's Ende dieser Zeit verlegt wird, so wird die Einrichtung dadurch völlig werthlos. Dann haben wir nichts als ein verlängertes Studium. Das bestandene Examen soll aber dem Arzte gerade die Gewißheit geben, daß er die Grundlage für die Praxis hat; diese selbst soll er in ihren Grundzügen in jener Zeit sich aneignen. Das kann er nicht mit der dazu nöthigen Ruhe, wenn er gleichzeitig noch das Examen als drohendes Gespenst vor sich stehen sieht. Die Dauer dieser Arbeitszeit wird mindestens ein Jahr sein müssen. Ob der Arzt dann entlassen werden kann, halte ich nicht für gut, durch eine Prüfung bestimmen zu wollen. Wenn er eine Mindestzahl von Fällen behandelt, von Operationen und Geburten selbstständig vollzogen hat, so mag er gehen. Ist man über seine Befähigung zweifelhaft, so werden seine Krankengeschichten dazu dienen können, über ihn zu urtheilen. Ich glaube, daß ein bis $1^1/_2$ Jahr völlig ausreichen dürften. Die Ueberweisung sollte durch eine Centralcommission geschehen, weil sonst die Entwickelung einer Protectionswirthschaft unausbleiblich ist. Natürlich können bescheidene Wünsche über Ort und Aehnliches berücksichtigt werden. Im Allgemeinen wird es sehr gut sein, mittlere Krankenhäuser zu wählen, denn hier wird der Arzt am ehesten eine vielseitige Ausbildung finden können, während bei größeren Instituten dies weniger erreicht werden dürfte.

Die Frage, welche Stellung der Arzt im Krankenhause einnehmen solle, ob er besoldet sei oder selbst noch zahlen müsse, ist vielfach und sehr verschieden erörtert worden. Ich glaube, daß freie Station ihm ohne Weiteres zu gewähren ist; ebenso bin ich für eine kleine Entschädigung. Man muß doch bedenken, daß der „Hülfsarzt", wie wir ihn nennen wollen, der Anstalt wirklich Etwas leistet, daß er nicht ein unterrichtsbedürftiger unwissender Schüler ist. Privatpraxis ist ihm ja selbstverständlich untersagt; also mag man ihm kleine Einkünfte vom Staate, von der Anstalt aus gewähren. Daß der Hülfsarzt selbst noch zu Zahlungen verpflichtet sein sollte, würde eine geradezu unerträgliche Erschwerung des medicinischen Studiums bedeuten. Durch solche Maßregeln würde man der allgemeinen Ueberfüllung durchaus nicht vorbeugen, die unbemittelten, oft fähigsten und besten Elemente aber hinausdrängen. Es fragt sich noch, wann und wie der Mediciner sich den Doctorgrad erwerben solle. Im Entwurf ist von einer „gehaltreichen" Dissertation und einer scharfen Prüfung — beides nach dem Staatsexamen — die Rede. Ich meine, das Alles ist unnöthig. In den anderen Facultäten ist das Doctorexamen eine frei-

Digitized by Google

willige Leistung, der Mediciner macht damit ein fast unerläßliches Zugeständniß an das Publicum. Er muß, ob er möchte oder nicht. Diese Thatsache hat dazu geführt, daß in der Medicin die Erwerbung des Doctortitels zu einer reinen Formsache geworden ist; die Dissertationen haben jeden wirklichen Werth verloren. Deßhalb glaube ich, man läßt besser die Form auch noch fallen. Das Rigorosum kurz vor oder nach der Staatsprüfung ist eine nutzlose Belästigung; die Dissertationen schwerer zu stellen, geht kaum an, weil eben der Mediciner keine Zeit hat, ein Semester einer speciellen Frage zu widmen. Da das Publicum aber den Arzt auch als Dr. med. wünscht, so verleihe man den Titel mit Bestehen des Staatsexamens. Eine Menge beschwerlicher Umstände und vor Allem Geldkosten würden dem Mediciner dadurch erspart bleiben. Schließlich hätten wir noch den Specialarzt zu besprechen. Heute wird mit diesem Titel ein furchtbarer Unfug getrieben. Deßhalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Entwurf nachträglich für die Erwerbung des Specialarzt-Titels eine besondere Prüfung vorschreibt, die nach zweijähriger Beschäftigung an einer Specialklinik abzulegen ist. Ich möchte, daß man diese Prüfung recht scharf macht. Es darf keinesfalls mehr dem Einzelnen freigestellt bleiben, sich, nachdem er in eine Klinik hineingesehen hat, irgendwo als Specialarzt niederzulassen. So würde man auch den Zeitungsspecialisten beikommen, die heute, eine Schmach für unsere Wissenschaft, ihren Unfug ungehindert treiben können. Das Publicum setzt auf den Specialisten sein größtes Vertrauen, oft seine letzte Hoffnung; es muß wahrlich dafür gesorgt sein, daß nicht Unwürdige oder Stümper diese bevorzugte Stellung einnehmen.

Mit diesem Punkte sind wir schon aus dem Rahmen des Studiums heraus in den ärztlichen Beruf getreten. Wie sehr dieser selbst reformbedürftig ist, weiß man ja allgemein; vielleicht soll die Aenderung im Studium nur der erste Schritt zu der gesammten Standesreform sein. Dann müssen wir freilich bemerken, daß man sich mit diesem ersten Schritt, (sowie er im Entwurf sich darstellt) das Zeugniß laufen zu können, noch nicht verdient hat. Ueberall sehen wir dem Fehler unserer Zeit, der Ueberlastung mit Wissen, in die Hände arbeiten, und dem dringenden Bedürfniß, der Bildung in Denken und Arbeiten, aus dem Wege gehen. Man will wieder nur — flicken. Man zieht an einem Faden des Knotens, um diesen zu lösen, und schürzt ihn immer fester. Daher kann man nur wünschen, daß der vorliegende Entwurf nicht zur Annahme kommt.

Literatur und Kunst.

Lassalle, Herwegh und die Socialdemokratie.

Von Theophil Zolling.

In den vierziger Jahren reiste Ferdinand Lassalle nach Paris und besuchte dort auch Heine. In dessen Salon wurde er Georg Herwegh vorgestellt und zwar mit den Worten: „Je vous présente un nouveau Mirabeau“, eine Bewunderung, für die Heine später Alexander Humboldt gegenüber noch stärkere Ausdrücke fand. Die Frau des Dichters war damals nicht zugegen, und als sie 1859 in Berlin in einer Gesellschaft bei Cosima von Bülow mit dem Agitator zusammenkam, fand sie den schmachtenden Gecken mit seinen eigelben Glacéhandschuhen so fade, daß sie keine Lust hatte, seine Bekanntschaft zu machen. Erst 1860 sahen sie sich in Zürich wieder, wohin Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld und zwei Russinnen kam. Ludmilla Assing, die literarisch und politisch betriebsame Nichte Varnhagen's, führte die „bande joyeuse“ bei Herwegh ein. Von da an umschlang ein Freundschaftsbund die beiden bedeutenden Männer, und bis zu Lassalle's plötzlichem und frühem Tode blieben sie in Beziehungen, die die unlängst veröffentlichten Briefe Lassalle's an Herwegh*) nur ungenügend wiederspiegeln. Die Schreiben von Georg und Emma Herwegh scheinen verloren, und Lassalle's zwanzig Briefe an das Ehepaar sind bis auf ein paar ausführlichere und charakteristische nur flüchtige Niederschriften, die vielfach den Eindruck erwecken, als ob in diesem Freundschaftsbunde Lassalle der Gebende, Herwegh der nur Empfangende, Passive gewesen, wie ein sonst einsichtiger Beurtheiler, L. O. Brandt, unzutreffend geschlossen hat. Sicher ist, daß der große Agitator hier immer leidenschaftlicher um des Freundes Zuneigung wirbt, dessen Anerkennung, Zustimmung und agitatorisches Eintreten verlangt, anderseits aber auch ihn aufrichtig als Dichter und Menschen verehrt, sich über dessen Berufung auf einen Lehrstuhl in Neapel freut und, als diese Hoffnung vereitelt wird, ihn aus seiner Verstimmung und Verbitterung in eine dichterische und agitatorische Thätigkeit „über Hals und Ohren“ zu treiben sucht. Zuerst nimmt er Herwegh das Versprechen ab, an die Herausgabe einer neuen Sammlung seiner Gedichte zu gehen, und erklärt, auf der Einlösung zu bestehen, „wie Shylock auf seinem Schein“. Nebenbei muß Herwegh auch für ihn wirken, denn Lassalle war ja nicht ohne Dichterehrgeiz und wollte sein historisches Drama „Franz von Sickingen“ durchaus auf die Bühne bringen. Und wirklich erfüllt Herwegh diesen Wunsch, streicht das überlange Stück zusammen und schickt es dem Verfasser mit dem (bisher ungedruckten) Verschen zurück:

So weit ging meine Mörderhand!
Kommt drüber noch der Intendant
Und drüber noch der Regisseur,
So dauert's nicht drei Stunden mehr.

Herwegh empfiehlt auch das durchaus undramatische Stück sogar seinem Freunde Dingelstedt, dem Weimarer Intendanten, der in seiner gewohnten Weise alles Mögliche verspricht und nicht das Geringste hält, obwohl Herwegh „wie sein böses Gewissen“ ihn beständig an die Erfüllung mahnt, denn „für meine Freunde versteh' ich rasend Propaganda zu machen; das kann ich nun einmal nicht lassen“. Mehr Glück hat Lassalle mit einem anderen Anliegen. Auf dessen Wunsch nimmt Herwegh bei dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein den Posten eines Bevollmächtigten für die Schweiz an. Allerdings nur nach langem Zögern, denn es erleidet gar keinen Zweifel, daß er sehr principielle Bedenken gegen Lassalle's Theorien hatte. Seine glühende Freiheitsliebe und sein Mitleid für die Armen und Enterbten hatten ihn schon vor Lassalle's Bekanntschaft zum socialistischen Dichter gemacht, wie ein Blick zumal in den zweiten Theil der „Gedichte eines Lebendigen“ (1843) lehrt. Von anderen principiellen Bedenken abgesehen, widerstrebte ihm vor Allem Lassalle's Art der Staatshülfe, wie er denn überhaupt im Herzen der süddeutschen Demokratie viel näher stand, dem äußersten Flügel der schwäbischen Volkspartei, mit dessen Führern Ludwig Pfau, Carl Meyer und Julius Haußmann, für dessen „Beobachter“ er fleißig correspondirte und dichtete, er immer freundschaftlich verbunden blieb. Als nun gar Lassalle ihn daran erinnert, daß mit der Stellung eines Generalvertreters auch repräsentative Pflichten verbunden seien, da mischen sich in den Briefwechsel zwischen den beiden Freunden recht unangenehme Auseinander-

*) Ferdinand Lassalle's Briefe an Georg Herwegh, herausgegeben von Marcel Herwegh. (Zürich, Alb. Müller). Das beigegebene Bild nach einer Photographie zeigt den „Mirabeau in Lackstiefeln“ mit Handschuhen und Cylinderhut, in der Linken den Stock Robespierre's mit der aus Elfenbein geschnitzten Bastille als Knopf. Uebrigens war, wie Frau Herwegh versichert, Lassalle dunkelblond, nicht schwarzlockig, wie Guido Weiß neulich noch behauptet.

Digitized by Google

setzungen. Herwegh weigert sich entschieden, auf dem Züricher Arbeitertag (1863) den Verein zu vertreten und zürnt Lassalle ernstlich, der, ohne ihn erst zu fragen, sein Erscheinen öffentlich angekündigt hatte. Oberst Rüstow, der Freund Lassalle's wie Herwegh's, bezeichnet als objectiver Beobachter die Sachlage ganz richtig, wenn er an Frau Emma Herwegh schreibt: „Wir Beide passen für diese kleinen Scandalgeschichten nicht, auf welche diese ganze Arbeitergeschichte hinausläuft, — Herwegh hat sich mehr durch einen generösen Gedanken in die Geschichte hineinziehen lassen, als durch die Ueberzeugung, daß er wirklich damit nützen könne." Immerhin erreichte Lassalle mit Mühe und Noth wenigstens das Eine, Herwegh dichterisch für seine Sache zu gewinnen, gewissermaßen als officiellen Vereinsdichter. Sein Erscheinen am bevorstehenden Arbeitertage suchte er ihm mit großer Ueberredungskunst als Poet annehmbar zu machen. „Ihr Erscheinen dort würde zu einer Ovation für Sie wie für uns werden. Vielleicht finden Sie es für passend, mit einer kurzen Rede, die dann — eine große Bequemlichkeit! — ganz kurz sein kann, dem Arbeitertag jenes im Bau begriffene Gedicht als den Ausdruck unserer Gesinnung zu überreichen. Ich würde dies in mehr als einer Hinsicht passend finden. Nichts natürlicher, als daß Sie, wenn Sie Ideen ausdrücken sollen, zu Ihrem natürlichen Privilegium greifen, sie sofort in plastisch-„poetischer", statt „zänkisch"-prosaischer Form auszudrücken. Bequem wäre es sehr und ersparte Ihnen eine lange Rede. Der Anklang und Beifall würde enthusiastisch sein; das Gedicht sichert Sie zugleich bei seinem allgemein hinreißenden Charakter und durch das Privileg der poetischen Form überhaupt gegen jede Kritik. Sie hätten nur nach einigen vorausgeschickten haranguirenden Worten das Gedicht vorzulesen — und es würde ein universeller Applaus entstehen, ein acte de triomphe für Sie wie für uns. Wenn Sie wollten, je nachdem, können Sie dann mit diesem Actus Ihre Betheiligung am Arbeitertag schließen. Veni, vidi, vici!" Es ist recht erheiternd, den advocatus diaboli hier zu belauschen, wie er dem Dichter zuspricht, nach dem Munde redet, ihn bei seiner Eitelkeit (die Herwegh nicht im geringsten Maaße besaß) zu fassen und seinen Widerstand zu überrumpeln sucht. Und als der Arbeitertag ohne Herwegh's Erscheinen und poetische Weihe vorübergeht, läßt Lassalle doch nicht locker und betont immer wieder den Charakter des Gedichtes als Festgabe und Festpreis, damit „es vor Allem dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein selbst geschenkt erscheint, denn für eine specielle, sichere, begeisterte Hörermasse dichten, heißt nicht mehr in's Allgemeine hineindichten . . . Ich werde, Sie mögen wollen oder nicht, Ihnen in allen Städten Deutschlands den Dank der Arbeiterversammlung für Ihr Bienenlied (!) votiren lassen." Herwegh läßt ihn scheinbar im Stich. „Wo bleibt Ihr Hülfscorps, das geflügelte Gedicht?" schreibt am 8. October aus Berlin Lassalle. „Bülow schwärmt bereits bei dem Gedanken, es zu componiren. Er will es sowohl einstimmig, als vierstimmig, als noch in verschiedenen Formen thun. Aber Eile! Eile! Was soll man sagen, daß ein Gedicht schon im Juni fast fertig war, nach Tarasp geschickt, dann in Zürich gegeben, dann vor Mitte September nach Ostende geliefert werden sollte und immer noch nicht kommt? Die Arbeiter wissen schon lange von diesem ihnen versprochenen Cadeau, mahnen mich in allen Briefen daran, und ich weiß schon nicht, was ich ihnen antworten soll, ohne Sie anzuklagen. So wie ich's habe, wird es im Sturm durch ein Circular verschickt und als Bundeslied in ganz Deutschland eingeführt, mit der Bestimmung, daß keine Sitzung gehalten werden darf, die nicht mit der Absingung desselben beginnt." Erst am 5. November kann er für das „wahrhaft vortreffliche" Gedicht danken. „Es hat neulich im Arbeiter-Verein den lautesten Enthusiasmus hervorgerufen, und auf meine Aufforderung hat sich die ganze Versammlung zum Zeichen des Dankes für den Dichter erhoben. Ihr Gedicht befindet sich bereits im Druck. Der Satz ist fertig; den Druck werde ich vielleicht, falls ich die Composition bald haben kann, noch so lange zurückhalten." Bald darauf, am 24. December schreibt Herwegh in einem noch ungedruckten Brief an seine Freundin Ludmilla Assing: „Seit wir uns nicht mehr geschrieben, hab' ich mich viel mit Gesindel herumschlagen müssen, namentlich wegen meiner Parteinahme für Lassalle. Der gewaltthätige Freund hat mir nun auch ein Gedicht entrissen, das er in 12000 Exemplaren drucken ließ und von dem ich Ihnen wenigstens ein Exemplar hier beilegen will. Sitzen Sie gnädig darüber zu Gericht." Und Frau Emma Herwegh, die damals bei ihren Verwandten in Berlin weilte, meldet ihrem Gatten: „Dein Gedicht wird in 12000 Exemplaren gedruckt und nach mehr Himmelsgegenden vertheilt werden als da sind. Anders thut's Lassalle nicht. Die ersten gedruckten Exemplare wurden gestern in der Druckerei confiscirt — la terre en produit de nouveaux — morgen sollen die neuen erscheinen." Bald erschien das Lied auch mit der Composition von Hans von Bülow unter dessen Pseudonym W. Solinger — wohl eine Huldigung für die Eisenarbeiter Solingens, die getreuen Lassalleaner. Es war kein Meisterwerk, aber Lassalle, der ziemlich unmusikalisch war, schwärmte nicht weniger für die Melodie als für den Text. Guido Weiß hat unlängst in der Frankfurter Zeitung erzählt, wie Lassalle damals das Gedicht in einer Berliner Arbeiterversammlung als Bundeslied proclamirte und es selber vorsang, über welche Sangesleistung der Berichterstatter der „Reform" sich anderen Tages etwas schalkhaft äußerte. Darauf erfolgte eine Lassalle'sche Erwiderung, die in sehr unhöflicher und beleidigender Weise über den Bericht, das Blatt, die Presse und noch allerlei Anderes sich ausließ und den Abdruck auf Grund des Preßgesetzes als „Berichtigung" verlangte. Das that nun freilich Weiß nicht, sondern nahm aus dem ganzen Artikel nur die paar mageren Notizen, die sich auf die thatsächlichen Einzelheiten des Vorganges bezogen und die er als von Herrn Lassalle herrührend bezeichnete. Darauf erhob Lassalle Klage, die er durch alle drei Instanzen fortführte und in allen drei Instanzen verlor. Oppenhoff hat in seinem Commentar zum Preßgesetz das Urtheil des Obertribunals als Präjudiz mitgetheilt.

Dieses Arbeiter-Bundeslied, das Lassalle veranlaßt und über Alles geliebt hat, wird nun neuerdings — wie ich schon in Nr. 43 erzählte — von den Socialdemokraten weidlich schlecht gemacht. Ein besonders lautes Pfui erschallt aus dem Verlage des socialdemokratischen Reichstagsmitgliedes Dietz, aus den schwarzweißen Spalten der „Neuen Zeit", wie aus den farbigen des „Wahren Jakob".*) Herr Franz Mehring nennt es nachsichtsvoll eine „keineswegs talentlose, aber doch allzu sclavische Nachahmung eines bekannten Gedichtes von Shelley", sein Genosse Wilhelm Blos wiederholt den Vorwurf des Plagiats, und damit der Humor nicht fehlt, beschließt in rührender Unkenntniß des Streites die Redaction des „Vorwärts" den Chorus mit der höchst indiscreten Parenthese: „Dieses Urtheil rührt übrigens ursprünglich von dem bekannten Antisemiten Dr. Eugen Dühring her," womit das köstliche Geheimniß verrathen wird, daß die biederen Genossen die Verurtheilung ihres Bundesliedes also von dem die „volksverrathenden" Socialdemokraten alleweil noch verhöhnenden Antisemitling abgeschrieben haben. In der That findet sich dieses erste Originalurtheil im zweiten Bande von Dühring's ganz ungenießbarem Buche: „Größen der Modernen Literatur".**) Zur Klar-

*) Herrn Eduard Bernstein habe ich, wie ich gern eingestehe, zu meinem Bedauern mit dem alten Bernstein von der Berliner Volkszeitung Lassalle'schen Andenkens identificirt. Auch bemerke ich, daß die durchaus musterhafte kritische Ausgabe von Lassalle's Schriften (herausgegeben von Eduard Bernstein im Auftrage der socialdemokratischen Partei) den wüthenden Ausfall auf Onkel Bernstein nicht unterdrückt.

**) Nebenbei gesagt hat sich Herr Dr. Dühring in seinem unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden „socialitären" Leiborgan

Digitized by Google

stellung des Falles wollen wir beide Gedichte anführen, damit der Leser selbst entscheiden kann.

An Englands Männer.

Von Percy Bysshe Shelley.

Männer Englands! was bestellt
Euren Zwingherrn ihr das Feld?
Warum webet eure Hand
Der Tyrannen Prachtgewand?

Warum gebt der Drohnenbrut,
Die von eurem Schweiß und Blut
Frech sich nährt, ihr immer noch
Speis' und Trank und frohnt im Joch?

Bienen Englands! warum schafft
Ihr zur eignen Schmach und Haft
Waffen, Ketten immerdar
Für die feige Drohnenschaar?

Habt ihr Obdach, Nahrung, Ruh?
Winkt euch Glück und Liebe zu?
Sagt, um welchen Hochgewinn
Gebt ihr Schweiß und Blut dahin?

Ihr säet das Korn für Andere nur,
Durchwühlt für sie nach Gold die Flur,
Für And're wirkt ihr das Gewand,
Und euer Schwert trägt andere Hand.

Sät Korn — doch für den Zwingherrn nicht!
Schürft Gold — doch nicht dem faulen Wicht!
Webt Kleider — nicht dem Schelm zu Nutz!
Schweißt Waffen — selber euch zum Schutz!

In Kellern, Höhlen suchet Rast —
Ihr baut für And're den Palast!
Was flucht ihr eurer Noth? Euch trifft
Ja nur der Stahl, den selbst ihr schlifft!

Mit Webstuhl, Spaten, Hack' und Pflug
Webt euch selbst das Leichentuch,
Grabt eure Gruft, thürmt auf den Stein —
England wird das Grab euch sein.

Aus dem Englischen von Adolf Strodtmann.

Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein.

You are many, they are few.

Bet' und arbeit'! ruft die Welt.
Bete kurz! denn Zeit ist Geld.
An die Thüre pocht die Noth —
Bete kurz! denn Zeit ist Brod.

Und du ackerst und du sä'st
Und du nietest und du nähst
Und du hämmerst und du spinnst —
Sag', o Volk, was du gewinnst!

Wirkst am Webstuhl Tag und Nacht,
Schürfst im Erz- und Kohlenschacht,
Füllst des Ueberflusses Horn,
Füllst es hoch mit Wein und Korn.

Doch wo ist dein Mahl bereit?
Doch wo ist dein Feierkleid?
Doch wo ist dein warmer Heerd?
Doch wo ist dein scharfes Schwert?

Alles ist dein Werk! o sprich,
Alles, aber Nichts für dich!
Und von Allem nur allein,
Die du schmied'st, die Kette dein!

Kette, die den Leib umstrickt,
Die dem Geist die Flügel knickt,
Die am Fuß des Kindes schon
Klirrt — o Volk, das ist dein Lohn.

Was ihr hebt an's Sonnenlicht,
Schätze sind es für den Wicht;
Was ihr webt, es ist der Fluch
Für euch selbst — in's bunte Tuch.

Was ihr baut, kein schützend Dach
Hat's für euch und kein Gemach;
Was ihr kleidet und beschuht,
Tritt auf euch voll Uebermuth.

Menschenbienen, die Natur,
Gab sie euch den Honig nur?
Seht die Drohnen um euch her!
Habt ihr keinen Stachel mehr?

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Deiner Dränger Schaar erblaßt,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Ecke lehnst den Pflug,
Wenn du rufst: Es ist genug!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Noth der Sclaverei!
Brecht die Sclaverei der Noth!
Brod ist Freiheit, Freiheit Brod!

Kein Zweifel, beide Gedichte sind sich innig verwandt, aus Einem Geiste geboren, im Grundgedanken und besonders in der Form identisch, den paarweise gereimten Trochäen-Vierfüßlern. Herwegh hat als blutjunger Mann schon dem englischen Dichter eines der schönsten Sonette gewidmet, die in deutscher Sprache gedichtet wurden:

Ein Herz, von süßem Duft des Himmels trunken,
Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer versunken —

er hat ihn also geliebt, gerne citirt, wahrscheinlich hat er auch das Lied an Englands Männer gekannt. Shelley's Grundgedanke von der Arbeit für Andere, besonders das Bild von den Bienen, scheint herübergenommen. Doch gerade dies beweist am allerwenigsten, denn es ist uralt und eben so wenig Shelley's Eigenthum. Wir kennen Alle die Quelle aus der Lateinstunde, aus dem „Büchmann":

Sic vos non vobis nidificatis aves,
Sic vos non vobis vellera fertis oves,
Sic vos non vobis mellificatis apes,
Sic vos non vobis fertis aratra boves.
So baut ihr Nester, o Vögel, nicht für euch,
So tragt ihr Wolle, o Schafe, nicht für euch,
So macht ihr Honig, ihr Bienen, nicht für euch,
So zieht ihr Pflüge, o Rinder, nicht für euch.

Hier haben wir also schon die Honig, aber nicht für sich machenden Bienen Shelley's und Herwegh's. Aber Virgil's Bild von den Arbeitsbienen und Drohnen, das schon Shelley entlehnte, hat Herwegh selbstständig erweitert, kunstvoll gesteigert, planvoll durchgeführt. Shelley giebt nur ein Zustandsbild, eine Elendsgemälde, stumpfe, trostlose Verzweiflung, kein Ausblick, ein grandioses Grab. Herwegh hat einen anderen Ausgangspunkt und ein großes Ziel. Seine Antithese ist breiter, tiefer, geistreicher, seine Verzweiflung trostvoll, der Streik wird gepredigt, die siegreiche Revolution verkündet und im ungestümen Kampfgeschrei nach Brod und Freiheit klingt das Lied aus. Das englische Motto, das aus Shelley's „Masque of anarchy" (1819) Vers 92 stammt, ist ein dankbarer Fingerzeig des Dichters auf den Anreger seines Liedes. Von einer Nachahmung oder gar einer sclavischen Nachahmung zu reden, scheint mir ästhetisch ein Irrthum und politisch echt socialdemokratische Undankbarkeit. Herwegh hatte es nicht nöthig, sich mit fremden Federn zu schmücken. Vergleicht man vorurtheilsfrei die beiden Gedichte, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß Herwegh die Palme verdient, daß der deutsche den englischen Dichter weit übertroffen hat. Man kann die Tendenz mißbilligen, das Lied an sich ist ein Meisterwerk.

Aber die Socialdemokraten haben auch noch andere Schmerzen. Das erhellt aus einer geharnischten Erklärung des Reichstagsabgeordneten Herrn Wilhelm Blos, dem nicht nach meiner, sondern nach seines Verlegers Ansicht „langsam aber gediegen" arbeitenden Historiker des Dietz'schen Verlages. Seine recht knotige Erwiderung stand vor einigen Wochen im „Vorwärts" und ist mir, da ich nicht zu den Lesern des socialdemokratischen Hauptorgans gehöre, arg verspätet zu Gesicht gekommen. Der leider auch witzige Herr nennt die „Gegenwart" ein nationalliberales (!) Organ und mich ironisch Herwegh's „Ehrenretter", wobei er natürlich mit Absicht verschweigt, daß mein Artikel in Nr. 43 wohlüberlegt den Titel führte: „Zu Georg Herwegh's Ehrenrettung", d. h. eine Kritik der Ehrenrettung, die dessen edle Wittwe und deren Sohn Marcel in seinem Buche „1848" mit ganzem Erfolg durchgeführt haben, so daß jetzt kein anständiger Deutscher mehr das Spritzledermärchen und die Lüge von Herwegh's Feigheit wiederholen wird. Herr Blos nimmt dann Marx in Schutz und citirt Engels und klopft nach den üblichen Schimpfereien seinen Trumpf auf den Tisch:

Dann aber sagt Herr Zolling mit der Miene des literarischen Sittenrichters: „Da wird unter Anderem von einem großartigen Gedicht Herwegh's zu Lassalle's Gedächtniß gefaselt, was selbstverständlich eine kleine Verwechselung mit dem berühmten Andenken an Büchner ist."

Der moderne Völkergeist neulich auch an der „Gegenwart" gerieben, weil ihm unser Artikel in Nr. 39 „Philosophische Socialreformer" nicht gefiel. Es ist eine „Keil" unterzeichnete rüpelhafte Anrempelung, eine jener persönlichen Unsläthigkeiten, wie der verbitterte Dühring sie liebt. Natürlich vermuthet er hinter unserem Mitarbeiter einen Socialdemokraten, Journalisten und Juden. Ich kann ihn versichern, daß er in allen drei Punkten weit vorbeigerathen hat. Es wäre übrigens nicht schwer, Dühring aus Dühring zu widerlegen, denn es hat selten einen Schriftsteller gegeben, in dessen Werken sich so viel Widersprechendes unter einem bombastischen Schwulst leerer Worte verbirgt. Aber es lohnt nicht der Mühe. Nur Eins: Die Umwandlung von Grund und Boden durch publicistisches Recht wird allerdings von Dühring behauptet, so S. 316 seines „Kursus d. Nat. u. Socialök."

Digitized by Google

Selbstverständlich! Hier will mich der p. Zolling mit der Elle seiner eigenen Ignoranten-Dreistigkeit messen. Denn „selbstverständlich“ habe ich keine Verwechselung begangen, sondern Herr Zolling kennt Herwegh's bekanntes Gedicht „Am Grabe Ferdinand Lassalle's“ nicht, welches beginnt:

Wohl mag den Blick ein Trauerflor umfangen,
Wohl mag die Wehmuth diesen Sarg umsteh'n,
Hier rinnen Thränen selbst auf Männerwangen,
Und Eisenbrüste muß der Schmerz durchwehn u. s. w.

Herr Zolling glaubt seine Ignoranz so nützlich verwerthen zu können, daß er mich mit derselben zum Faselhans machen will. Ich glaube aber der Oeffentlichkeit ruhig die Entscheidung überlassen zu können, wer der Faselhans ist.

Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick mich nicht wenig schämte, von einem so höflichen Socialdemokraten der Ignoranz überführt zu werden. Von diesem „schwungvollen“ und gar „bekannten“ Gedichte wußte ich nicht das Mindeste. Ich hätte sogar darauf geschworen, daß Herwegh das Grab des großen Agitators niemals angesungen habe. Niemals, bis auf die drei von Herwegh an Lassalle's Leiche in Genf gedichteten Inschriften für dessen Sarg, die dem socialdemokratischen Klopffechter vielleicht unbekannt oder wenigstens nicht als von Herwegh stammend bekannt sein mögen. Sie wurden auf die Schilder des Sarges eingegraben und lauten:

Ex ossibus ultor.

Dein Werk — es wird nicht untergehn,
Es wird ein Rächer Dir erstehn:
Er wird erstehn aus diesen Gebeinen —
So schwören, so schwören Dir die Deinen.

Er starb, wie er lebte, im Kampf.

Im Denken, Fühlen, Streben war ich Eins
Mit Dir, ich hab' die Wurzeln meines Seins
So innig mit der Deinigen verschlungen,
Daß selbst dem Tod die Trennung nicht gelungen.

Außer diesen Inschriften kannte ich Ignorant wirklich nichts weiter von Herwegh auf Lassalle Gedichtetes, aber ich habe ein mißtrauisches Gemüth, und die von Herrn Blos citirten vier Zeilen klangen so verdächtig, daß ich schon nach der zweiten Lesung den Kopf schüttelte, weniger über mich als über das Gedicht, und dann las ich noch einmal und lachte laut auf. Der Blick mit dem Trauerflor, die den Sarg umstehende Wehmuth, die schmerzdurchwehten Eisenbrüste... nein, nein, das hat Herwegh nicht verbrochen! Und da der „Vorwärts“ von dem „bekannten“ Gedicht fabelt — diesmal kein ſ — so begab ich mich gleich auf die Suche. Und richtig! die socialdemokratischen Anthologien hatten es fast alle, das „bekannte“ „schwungvolle“ Gedicht mit der schönen Unterschrift „Georg Herwegh“! Ich fand es auch in der bourgeoismäßig protzenhaft mit Goldschnitt versehenen Anthologie Henckell's: „Buch der Freiheit“ (Berlin, Verlag des Vorwärts), das ich mir sogar kaufte, obwohl es nicht geheftet zu haben war, denn, wie mir der Vorwärtsverleger klagte: „Das Buch ist nicht gegangen, und so haben wir es binden lassen!“ O socialdemokratische Logik, Dankbarkeit und Literaturfreude!

Und zu Hause las ich nach den mit Bewunderung von Herrn Blos citirten vier schwungvollen Zeilen mit wachsender Begeisterung weiter:

Hier, wenn nur je, rechtfertigt sich die Klage.
Stimmt denn zum ernsten Trauerklang die Saiten,
Laßt weh erzitternd sie bei jedem Schlage,
Bis sie verstummen, Grabestöne läuten.

An seinem Grabe werden Massen klagen.
Weh unserer Zeit, wenn sie sich's nicht bewußt,
Daß nichts ihr tief're Wunden konnte schlagen,
Als dieses einz'gen Heldenarms Verlust!
Das kommende Jahrhundert wird bedauern,
Daß er so früh in's Nichtsein hingesunken.
Die Nachwelt wird als Vater ihn betrauern,
Zu Flammen fachen seines Geistes Funken.

— — — Die Rechte hoch, die starke, eisenfeste,
Geschickt zur Kunst, gestählt zum Tageswerke!
Laßt frei ertönen unseren Schwur zur Veste, (?)
Daß Jeder neu zum weiteren Kampf sich stärke.

— — — Dem Proletarierthum, dem schmerzgebeugten,
Für dessen Rechte er den Giftkelch trank,
Sie, die gefesselt stets im Joche keuchten,
Sie zollten willig dem Befreier Dank.

— — — Wir schwören, Dir ein Denkmal zu errichten,
Wie keines noch auf Heldengräbern stand,
Von Marmor nicht, noch prunkenden Gedichten,
Gemodelt nicht in fremder Künstler Hand!
Dies Denkmal sei das Werk, wozu Dein Hammer
Das Fundament gelegt mit mächtigen Schlägen,
Wir bauen weiter nun mit Axt und Hammer
Und wollen nie die Arbeit niederlegen.

Und bis es steht, bis weit in starken Bogen,
Der Bau sich über unsern Häuptern hebt,
In seinen Schatten all' die Müden zogen,
Der Geist der Freiheit durch die Räume schwebt,
Soll nimmer Zwietracht unsern Bund berühren,
Dein Banner uns zum starken Ganzen einen,
Dein Vorbild uns zum Kampf und Siege führen!
Dies schwören wir, dies halten wir, die Deinen!

Am Schlusse des langen Gedichtes — ich habe den gereimten Gallimatthias nur im Auszug wiedergegeben, denn es ist schade um das schöne Papier — am Schlusse verräth sich der schwungvolle Fälscher selbst mit der Reminiscenz: „Wir, die Deinen“ — siehe oben die erste Sarginschrift. Für mich ist die Sache entschieden. Das Gereimsel ist nicht am Grabe Lassalle's gedichtet, sondern an seiner Leiche, seinem Sarg, den die Gräfin Hatzfeld im Triumph nach Frankfurt und Mainz spazieren führte, bis ihr die Mutter des Verstorbenen die von Herwegh nicht gebilligte Schaustellung durch polizeiliche Wegnahme des Sarges unmöglich machte. Der Fälscher hat einfach die Leiche angesungen und statt eines schlechten Leitartikels dies schlechte Gedicht mit der schönen Unterschrift verübt. Leider hat Herr Karl Henckell, den ich um Angabe seiner Quelle bat, sich in Schweigen gehüllt, wohl nicht mit Rücksicht auf die socialdemokratische Partei, von der er sich losgesagt, aber vielleicht aus Scham, daß er sich als Kenner und begabter Dichter ein solches Machwerk mit all' seinen Flickwörtern, Prosaismen, unreimen Reimen als eine Schöpfung des Plateniden Herwegh hatte aufbinden lassen.*) Das Ganze ist eine nicht nur dreiste, sondern auch plumpe socialdemokratische Fälschung.

Da nun aber Blos und Genossen meiner „Ignoranten-Dreistigkeit“ erklärtermaßen mißtrauen, so wandte ich mich in dieser Frage an eine Autorität, die die Herren bei allem classenbewußten Größenwahn doch vielleicht gelten lassen, an die neben Helene v. Doenniges letzte Ueberlebende der Lassalle'schen Katastrophe, die treue, tapfere Lebensgefährtin Georg Herwegh's. Und sie hat entschieden! Frau Emma Herwegh schreibt:

„Herr Blos und Genossen als Herwegh-Kenner — das ist schon die Thorheit zu Roß! Eben so gut könnten die Herren ‚Im Schatten kühler Denkungsart‘ Herwegh zuschreiben, denn es ist nicht viel schlechter als das bekannte ‚Gedicht‘ an Lassalle. Ich habe für solchen Blödsinn und solche Frechheit keine Worte, als höchstens: Gott schütze uns vor unseren Freunden! Wie kann ein Mensch, der nur eine Zeile von Georg Herwegh gelesen, ein solches Machwerk für das seine halten und ausgeben, ohne ein Crétin oder niederträchtig zu sein. Nicht erst das ganze Gedicht, sondern schon die im ‚Vorwärts‘ citirten Zeilen waren mir ein sicherer Beweis, daß das Gedicht nicht von Herwegh ist. So schreibt,

*) Kurz vor Redactionsschluß erfreut mich Herr Karl Henckell mit einem liebenswürdigen Schreiben: „Meine einzige Quelle ist leider eine trübe, nämlich die Gedichtsammlung „Vorwärts“ (Verlag der Volksbuchhandlung in Zürich, 1887), worin das Gedicht als Herwegh'sches S. 458 abgedruckt ist. Ich trug Bedenken, es in mein ‚Buch der Freiheit‘ aufzunehmen, weil mir seine gereimte Rhetorik doch allzu phrasenhaft und fadenscheinig vorkam. Indessen opferte ich schließlich dem vermeintlichen Cultur- und literarischen Interesse (Herwegh als Gradredner Lassalle's) meine stärksten ästhetischen Zweifel. Auch war ich trotz meines Kopfschüttelns über einen solchen ‚Herwegh‘ zu gutgläubig, um in meines Herzens Einfalt eine derartige Fälschung, begangen zu Ehren Lassalle's an einem so bekannten Dichter, überhaupt für menschenmöglich zu halten. In einer etwaigen Neuauflage werde ich nicht versäumen, mich zu meinem in guten Treuen begangenen fatalen Irrthum zu bekennen.“

Digitized by Google

so dichtet er nicht — am wenigsten bei diesem Anlaß. Ich war bei jener Katastrophe in Genf, wohin mein Mann mir nur 24 Stunden vorangereist war, die ganze Zeit mit ihm und weiß ganz bestimmt, daß er in jenen Tagen — mit Ausnahme der drei Sarginschriften — und auch später keine Zeile zu Lassalle's Gedächtniß gedichtet hat. Er pflegte Alles, was er dichtete, in alter Gewohnheit mir als seinem ständigen Secretär und Correspondenten mitzutheilen. Auch für die in dem Buche meines Sohnes „1848" erzählten Thatsachen und deren absolute Wahrhaftigkeit stehe ich als Kampf- und Lebensgefährtin des Verstorbenen trotz aller Verdächtigungen von Blos und Genossen ein, wie z. B. für jene Pariser Deutschen-Versammlung, wo Herwegh zum Präsidenten und politischen Führer der Demokratischen Legion erwählt wurde. Wer wie ich Augen- und Ohrenzeuge war und sich nur ein wenig auf Physiognomien versteht, dem entging nach der Wahl Herwegh's der Ausdruck verhaltenen Zornes und Neides in Marx' Antlitz nicht. Wenn Friedrich Engels später nach dem Mißerfolg unseres Freischaarenzuges schrieb: Marx und ich widersetzten uns auf's Entschiedenste dieser Revolutionsspielerei — so ist dies eine Unwahrheit."

So weit Frau Emma Herwegh. Damit ist die Frage für alle Einsichtigen erledigt. Die Socialdemokraten, denen ich schon früher vorwarf, daß sie sich Herwegh's Namen als eines Aushängeschildes, einer Reclame bedienten, sind der Fälschung überführt. Sie kennen und ehren „ihren" Dichter auf ihre Weise, indem sie ihn ungerecht eines Plagiats beschuldigen, ihm das Jammerlied irgend eines Gesinnungsgenossen der Blos u. s. w. unterschieben und den großen Dichter doppelt verleumden, blosstellen, prostituiren. Und nun frage ich in aller Demuth wieder: Wer ist der Ignorant? wer ist der Faselhans?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Tante.

Von E. Würthmann.

Darin stimmten alle überein, als das Unglück erst geschehen war, Freunde und Bekannte, ja selbst dem Hause Fernerstehende, daß die größte Schuld, die einzige, betheuerten entschiedene Geister, Tante Rikchen zuzuschieben sei. Sie hatte den Jungen auf dem Gewissen, hatte ihn schandbar verzogen, verdorben, behaupteten wiederum jene Zielbewußten. Man hatte die Tante mit der Armbrust schießen und nach langem Zielen fehlen sehen; sie hatte sich als Indianerhäuptling herumgetrieben mit Gänsefedern im spärlichen Haarschopf und einem hölzernen Tomahawk — ein Anblick zum Schaudern, behauptete das Dienstmädchen, dem sie in der Waschküche unvermuthet und unabsichtlicher Weise entgegengetreten war. Wieder hatte sie als Gensdarm mit einem grimmigen schwarzen Korkstopfselschnurrbart im Garten einen Räuberhauptmann fangen wollen, der selbstverständlich kein anderer gewesen als Hans — und dabei war sie nicht einmal die Tante, sondern hatte sich diese verwandtschaftliche Beziehung sozusagen schlechthin angemaßt. Was konnte die heilsame Strenge der zweiten Mutter fruchten, väterliche Einsicht, das gute Beispiel der artigen kleinen Stiefgeschwister, solch verderblichem Einfluß gegenüber? Wenn man es recht bedachte, prüfend ihren ganzen Lebenslauf verfolgte, war Tante Rikchen wirklich eine gemeinschädliche, gemeingefährliche Person. Frau Rath Wolter, die Stiefmutter des schmählich vom Gymnasium Fortgejagten, erklärte sich noch heute gegen Jedermann bereit, zu allen Stunden einen Eid darauf abzulegen, daß Niemand als die Tante seiner Zeit ihr muthwillig die Masern in's Haus gebracht, gezerrt, konnte man sagen, in Gestalt eines Bettelmädchens mit zerrissenen und ob ihrer unausgefüllten Länge schnabelförmig aufgebogenen Lederschuhen. Tante Rikchen hatte ihm durchaus ein Paar von ihren eigenen Stiefeln und Strümpfen anziehen müssen, obgleich die welterfahrene Frau Rath ihr sofort vorausgesagt, des Kindes Vater werde noch am selben Abend die warme Gabe in flüssiger Gestalt die durstige Kehle hinunterspülen. Und wirklich war noch keine Woche vergangen, als die Schnabelschuhe wieder am Hause vorüberschlurften, und drinnen Hansens kleine Stiefgeschwister an den Masern krank zu Bette lagen, worüber sich Niemand wundern durfte: in jenem Winter war das Uebel in der ganzen Stadt verbreitet, und jeder Vernünftige wäre darob um so vorsichtiger gewesen. Allein die Tante war beschränkt, dieser mildernde Umstand mußte ihr zugestanden werden, wenn sie dann nur von klugen Leuten sich hätte lenken lassen! Derartige Fügsamkeit könnte den Verkehr mit geistiger Beschränktheit wesentlich erträglicher gestalten, wird aber von den am Verständniß Verkürzten leider selten nur geübt. Von Tante Rikchen sicher nicht, gewaltthätig war sie eher zu heißen, das war der Ausdruck, womit der Räthin Vater ihr Gebahren richtig gekennzeichnet hatte.

Welche Unordnung, welchen Verdruß, welche Mißachtung ehrenfester Grundsätze hatte sie nicht in den Lazarusverein hereingetragen, darin sie gar nicht Mitglied war, wohl aber Frau Wolter erste Vorstandsdame. Arme Kranke, die sich eines ehrbaren Wandels beflissen hatten — wie begreiflich hüteten die frommen Matronen und durch Lebenserfahrung gereiften Jungfrauen der Stadt sich wohl, die Unehrbarkeit zu unterstützen — erhielten von der genannten wohlthätigen Verbindung eine monatliche Unterstützung von einer Mark. Wer ausnahmsweise zwei Mark bekam, durfte schon eine hervorragend fleckenreine Vergangenheit den prüfenden Augen der Vereinsdamen zu unterbreiten haben, und es mußte auch eine sichere Gewähr gegeben sein, daß die übrigen Familienglieder sich tadellos geführt und somit keinen widerrechtlichen Vortheil aus der verdoppelten Spende zogen. Selbstverständlich fehlte es nicht an sträflichen Versuchen, ohne diese Voraussetzung sich eine Gabe zu erschleichen, die freilich durch Frau Rath Wolter's Scharfblick früher oder später, ihren Urhebern zur Schmach vereitelt wurden. Am längsten war es einer Frau geglückt, die in der Voraussetzung, sie sei eine kranke Wittwe, die zweifache Unterstützung erhalten hatte, bis unbedachter Weise eines Tages ein lebendiger Maurer in ehelicher Gemeinschaft sich zu ihr bekannte. Was hatte Tante Rikchen da gethan? Heimlich fing sie die beiden Kinder ab — wie vordem die Schnabelschuhe — die am bestimmten Monatstag in's Haus gekommen waren, und steckte ihnen aus ihrem eigenen mageren Beutel die versagte Gabe zu, und that auch noch so als sei es ihr gutes Recht, in solcher Weise der Moral entgegenzuwirken. Natürlich war die Frau gelähmt, sonst hätte sie überhaupt kein Geld bekommen, und der Mann war ein Lump, sein wohlwollendster Beurtheiler hätte ihn nicht anders zu bezeichnen wissen. Jedoch in solchem Fall zu unterstützen, hieß ja auf ehemännliche Liederlichkeit eine Belohnung, eine Prämie setzen: diesen Standpunkt hatte Tante Rikchen nicht zu erklimmen vermocht. Frau Rath Wolter hätte ihrer eigenen oft und nachdrucksvoll wiederholten Aussage nach über dieses Thema Bücher schreiben können — doch unterließ sie es, und es ist auch fraglich, ob sie einen Verleger dafür gefunden hätte — über dieses Thema und der Tante sonstiges verkehrtes Thun. Fütterte sie doch jeden Winter die Spatzen durch, die im Sommer Rath Wolter's Kirschen fraßen, noch ehe sie recht roth geworden, unter dem Vorwand, daß sie hungrig seien, und stand in tiefgegründetem Verdacht, verschiedene Mäuse aus der Falle befreit zu haben, denen Hausfrau und Gesinde in des Rathes Haushalt mit Ausdauer, Geduld und Verschlagenheit Wochen lang nachgestellt. Von einem Laubfrosch, den Julius, Hansens jüngerer Bruder, eingefangen und in trübseliger gläserner Einzelhaft gehalten, war dies zweifellos erwiesen, obwohl die Thäterin es zu läugnen gesucht. Trotz ihrer Schießversuche und ihres kriegerischen Gebahrens als Indianer und Gensdarm war Tante Rikchen feig — man durfte nur ihr zurückweichendes Kinn betrachten, wie Frau Wolter's Mutter, eine gewiegte Menschenkennerin, bemerkte — was sie indeß nicht abhielt, die beste Köchin, die ihre geschädigten Anverwandten je besessen hatten, eine Perle, kurz gesagt, aus dem Hause zu ärgern, weil selbige die Krebse mit kaltem Wasser zugesetzt. Wohl hatte Frau Wolter an dem Unglückstage selber einen kleinen Wortwechsel mit dem Mädchen gehabt, doch hätte er, wie schon öfter, sich wieder beigelegt, falls Tante Rikchen nicht mit Geschrei und Toben den neuen Streit vom Zaun gebrochen hätte.

Man hatte sich wirklich in der Stadt gewundert, als Wolter's daraufhin sie noch im Familienhause duldeten. Freilich hatte die Sache gewissermaßen ihren Haken und die Tante ein verbrieftes Recht auf die zwei Giebelzimmer, das von ihrer Patin, der Großmutter von des Rathes erster Frau, ihr testamentarisch zugeschrieben worden. Das Haus selbst gehörte Hans von seiner Mutter her, einer unbedeutenden blassen kleinen Frau, die der damalige Assessor Wolter durchaus hatte heirathen müssen gegen seiner ganzen Verwandtschaft Rath und Meinung. Sie war denn auch im ersten Wochenbett gestorben, und Tante Rikchen schmückte noch heute ihr Grab in übertriebener, für ihre Nachfolgerin geradezu beleidigender Weise. Sie hatte ihren stillen Eigensinn.

Die Geschichte mit Hans aber war ihr doch nahe gegangen. Verscheuchter als je huschte sie die Treppe herunter und wich angstvoll den Angehörigen ihres mißrathenen Schützlings aus und schlug bei einer unvermeidlichen Begegnung bange die Augen nieder vor der Räthin ernst anklagendem Blick. Allein es war auch kein Spaß gewesen, was Hansens Eltern widerfahren, und wozu der Tante Unverstand den ersten Grund gelegt. Einen Sohn mit Mühe und Sorge und baarem Geld — er hatte oftmals theuere Nachhülfstunden nöthig gehabt — in die Prima hinaufgebracht zu haben und ihn dort aus dem Abiturientenexamen schimpflich fortgewiesen zu sehen: man mußte Mitleid mit den Eltern haben, obwohl Rath Wolter hätte strenger sein und dem Jungen den Umgang mit Tante Rikchen ein für alle Mal verbieten müssen. Jedoch man wußte schon, der gute Rath, er wollte seine Ruhe haben um jeden Preis. Das war einmal des Rathes Schwachheit, die sich nun so bitter rächte. Das Lügen hatte Hans offenbar der Tante abgelernt, vordem bei der Froschgeschichte, wo sie mit der Behauptung sich herausreden wollte, der Flüchtling hätte aus eigener Kraft und Energie das Loch in das Papier gebohrt, während doch die Spur eines Scheerenschnittes daran sichtbar gewesen war. „Nur immer bei der Wahrheit bleiben," hatte Hansens Stiefmutter damals ausgerufen und leider kein

Digitized by Google

Gehör damit gefunden. Denn als der Director ihn zur Rede stellte wegen der falschen Jahreszahlen und sonstigen Unrichtigkeiten, die mit denen seines Hintermannes eine befremdliche Uebereinstimmung aufwiesen, leugnete er, ihm die verkehrten Angaben auf einem Zettel zugesteckt zu haben, was ihm freilich nichts helfen konnte, weil der andere es schon eingestanden hatte, worauf den beiden die Pforte der heimischen Bildungsstätte sich unerbittlich schloß. Hans hatte daraufhin seinen fraglichen Wissensdurst in der Fremde stillen müssen und nicht einmal in den Ferien nach Hause gedurft, das hatte die Frau Rath doch durchgesetzt. Nun aber war die Zeit herum und ihm die Rückkehr, vorübergehend wenigstens, nicht länger zu weigern gewesen, nachdem er durch einen unerhörten Glücksfall sein Abiturium bestanden hatte. Der Herr Rath in seiner Herzensgüte, um nicht zu sagen Herzensschwäche, hatte sich sofort bereit gezeigt, dem Heimkehrenden ein gemästetes Kalb zu schlachten, das heißt, in zeitgemäßer Abänderung jenes freudevollen biblischen Empfanges, auf die Bahn zu gehen, den jungen Reisenden abzuholen. Frau Wolter war daheimgeblieben, das Abendessen zu überwachen, sie hatte eine ungewandte Köchin, kein Glück mehr damit seit ... nun ja, seit damals, schweigen wir darüber. Sie hätte sich Aerger erspart, wenn sie mitgegangen wäre. Es war zu arg, wie Tante Rikchen es trieb, es griff einem in Wahrheit die Nerven an, es machte einen wirklich krank. Dies ewige Heraustrippeln auf den Gang, dies Schleichen und Horchen, so wie die Thür unten ging. Frau Wolter war zu Tod erschrocken das erste Mal, als sie zufällig hinaufgeblickt und ihr zwei Augen entgegengefunkelt wie die eines Raubthieres auf der Lauer, eines Tigers etwa in den indischen Dschungeln — sie wußte sie mit nichts sonst zu vergleichen, der Tante Augen, selbstverständlich. So viel Tact hatte Rikchen doch besessen, oder vielmehr, so viel Achtung hatte der Räthin würdevolles Auftreten ihr eingeflößt, daß sie sich oben ruhig verhalten hatte, als Hans mit seinem Vater in's Haus getreten war. Er war gewachsen noch, körperlich hatte ihm ja nie etwas gefehlt, sonst aber war er noch der alte Hans, der gute Lehren von sich abzuschütteln pflegte, wie ein beregneter Hund das Wasser.

„Julius ist der Erste geworden", sagte Frau Wolter bei Tisch, stets bestrebt, ihre Pflicht zu thun und Beispiele des Guten ihrem Stiefsohne zu unterbreiten, der seinen Mitabiturienten höflich den Vortritt überlassen hatte.

„Ist nicht Müller bisher primus gewesen?" meinte Hans gemächlich zu seinem Halbbruder hinüber.

„Den hab' ich schön heruntergekriegt", rühmte sich der Befragte. „Er wollte im Classenaufsatz von mir wissen, wie der Dichter der Göttlichen Komödie geheißen habe und seine Führerin darin herum; ich sagte Hermann und Dorothea."

„Bist ein Hauptkerl", bemerkte der Heimgekehrte in trock'nem Ton.

„Hat er Dich nicht dafür geprügelt?" begehrte Schwester Lisa mit vorlauter Backfischneugier zu wissen.

„Gehören zwei dazu, mein Kind," wurde sie vom Bruder belehrt, „er ist ja einen halben Kopf kleiner als ich."

„Ich hätte Dich doch geprügelt", behauptete zuversichtlich Willi, der jüngste Sprößling der Familie, ein begeisterter Leser wilder Abenteuer, „ich hätte Dir einen Lasso über den Hals geworfen. Grete hab' ich es einmal gethan" — es war dies die ungenügende Küchenfee.

„Soll ich Dir meine große Armbrust schenken, die schwere?" fragte lachend Hans, als wolle er die kindliche Unerfahrenheit mit Waffe und Mittel zum Unheilstiften versehen.

„Die hab' ich mir schon lang' geholt", rief Willi triumphirend, was seinen unbedachten Aeltesten erst recht zum Lachen reizte. — Es war ja niemals Ernst in ihm.

Und richtig stand er gleichzeitig mit dem Vater vom Tische auf, und während jener sich zum gewohnten Abendgang nach dem Casino rüstete, stieg Hans ohne alle Scheu die Treppe hinauf zu der Tante Giebelwohnung.

„Ist das auch recht, Tante Rikchen", rief er mit seiner lustigen lauten Stimme in ihr stilles Altjungfernstübchen hinein, „daß ich mir den Willkomm selber holen muß?"

„Ach Hans, wie gerne ..." sagte Tante Rikchen und sah strahlend an dem großen kräftigen Burschen in die Höhe, dem sie kaum bis an die Schulter reichte. „Und Dein Abiturium hast Du nun auch gemacht", sprach sie gerührt, ohne ihren ersten Satz zu Ende zu bringen.

„Es ist Zeit gewesen", bekannte Hans, „ich war ein fauler Schlingel." Er setzte sich auf's Fensterbrett, dessen Höhe seinen langen Beinen besser entsprach als die niedern Rohrstühle im Zimmer und sah wohlwollend auf die schmächtige Gestalt hernieder, die mit ineinander gelegten Händen vor ihm saß, fast wie eine Andächtige vor einem Gnadenbild.

„Es ist schrecklich, wenn man alt ist", hub Tante Rikchen nach kurzem Schweigen an, während dessen sie ihre milden braunen Augen in schüchterner Zärtlichkeit zu ihrem fröhlichen Heiligen erhoben hatte.

„Ja, ja, angenehm mag es nicht sein", gab dieser zu, im erfreulichen Bewußtsein seiner zwanzig Jahre.

„So meine ich's nicht", erwiderte Tante Rikchen reumüthig zerknirscht, „wenn man fühlt, man ist seiner Lebtag auf des Unrechts Pfaden gewandelt."

„Ei, Tante, was machst Du mir da für Geständnisse", rief Hans, und um seinen hübschen Mund zuckte es von unterdrücktem Lachen.

„Ich hätte Deiner Mutter nicht unter die Augen treten können", erklärte feierlich die Tante, „gottlob, daß Du nun doch Dein Abiturium hast."

„Glaubst Du, sie fragen drüben auch darnach?" erkundigte sich Hans schelmisch.

„Du mußt nicht lachen", fuhr bekümmert Tante Rikchen fort, „und böse darfst Du auch nicht sein ..."

— „Das werde ich nicht so leicht, mit Dir schon gar nicht — „wenn ich jetzt von einem Hunde erzähle, den Onkel Christian hatte."

„Er thut mir leid, der Hund."

„Es ist ein ordentlicher Hund gewesen", versicherte Tante Rikchen, „bis er in meine Pflege kam. Onkel Christian war krank gelegen und mußte in ein Bad, wohin er Ponto nicht mitnehmen konnte, so gab er ihn mir und hat es später bitterlich bereut."

„Weßhalb?"

„Ich hatte ihm die ganze Dressur verdorben", sagte bußfertig die Tante, „er schenkte ihn dann einem Freunde. Weißt Du, ich habe keinen Charakter gehabt, niemals, zu Hause schon nicht, bei meinem Vater. Wir hatten einmal ein Dienstmädchen, das mich beim Marktgeld betrog. Ich merkte es und habe ihr nichts gesagt, und hätte es ihr doch vorhalten müssen, und konnte nicht, ich habe mich zuviel für sie geschämt. Der Fehler aber ist so schlecht wie der Stehler, Hans."

„Warum machst Du mich auf einmal zu Deinem Beichtvater, Tante?" fragte der junge Mann, nun wider Willen ernsthaft.

„Wie Du fort warst, und ich saß so viel allein, sind mir die Gedanken gekommen, das heißt", gestand sie bescheiden zu, „die Andern haben mir mitunter darauf geholfen, und ich habe einsehen lernen, welch schlimmes Unrecht ich Dir angethan."

„Du mir?" Hans schüttelte ungläubig den Kopf.

„Und ich hätte doch mein Leben für Dich lassen mögen, für Dich, meiner süßen Käthe einziges Kind. Als sie in ihrer zarten Jugend stumm und bleich im Sarge lag, da habe ich im Stillen es ihr zugelobt, über Dich zu wachen, ihre Stelle zu vertreten, soviel in meinen schwachen Kräften stand." Tante Rikchens bleiche Wangen färbte eine leichte Röthe. Vielleicht gedachte sie des stattlichen Apothekers, der sie in sein verwittwetes Haus hatte führen wollen, kurz nach jenem Trauerfall. „Was aber habe ich gethan, was habe ich Dir gegeben, Hans?" Die Thränen rannen ihr über das feine verwitterte Gesicht, dann trocknete sie dieselben hastig ab. „Nun setze ich mich vor Dich hin und mache Dir das Herz schwer," sagte sie beschämt, „um mir meines leichter zu reden, und schwatze nur von mir und meiner Einfalt, wo sich doch Alles noch zum Guten gewandt hat. Es ist mir nur im Kopf herumgegangen die ganze Zeit, ich habe immer wieder dieselben Gedanken denken müssen, drum sind sie mir auch in den Mund gekommen gleich in der ersten Stunde Deiner Rückkehr. Du bist mir ja nicht böse, nicht wahr, Hänsi?"

Ihr Besucher war aufgesprungen und erregt im Zimmer auf- und abgegangen. „So haben die unten Dich gequält!" rief er zuletzt, vor ihr stehenbleibend. „Nimm sie nicht in Schutz, sei nur ganz still, jetzt habe ich das Wort. Du fragst, was Du mir gegeben hast, Tante Rikchen, was Du mir gethan? Du gabst mir, was Niemand sonst mir gab auf der ganzen Welt, der Vater auch nicht, er nahm sich nie die Zeit dazu — vielleicht, wenn wir allein gewesen wären, so aber waren immer die Andern herum und redeten ihn gegen mich auf, und meine dummen Streiche, meine Faulheit schienen ihnen Recht zu geben. Freunde aber litt die Mutter nicht im Haus, weil sie Schmutz und Unruhe hereinbrächten ... Deßhalb bist ja Du mein Kamerad geworden und hast Räuber und Gensdarm mit mir gespielt und warst Chingapgock, und ich war Wildtödter. Weißt Du noch, wie ich einmal krank gewesen bin, und Du hast mir den Lederstrumpf vorgelesen, und ich legte mich herum, damit Du nicht sehen solltest, daß ich weinte, als sie Uncas begruben, und Du konntest selbst kaum weiter lesen vor unterdrückten Thränen in den Augen und der Stimme, weißt Du es noch, Tante Rikchen?" Tante Rikchen nickte, und ihr Gesicht hellte sich wehmüthig auf. „War das nicht schön?"

„So schön", stimmte Tante Rikchen zu, „aber sie sagen ..."

„Schweig mir von ihnen", rief ungeduldig Hans. „Ihnen freilich fällt es leicht genug, streng und hart zu sein und mitleidslos, den eigenen starren Willen eines Andern weicher Seele aufzuzwingen, sie folgen nur ihrer beschränkten, gehässigen Natur. Mit stolzen Namen putzen sie ihre Herzensdürre heraus, Gerechtigkeit, Pflichtgefühl, was weiß ich ... Ich hab' mich nicht ereifert darüber, solange sie es mit mir zu thun hatten, ich bin ein leichtsinniges Stück Menschenfleisch von je gewesen. Aber daß sie Dich jetzt quälen, Dich irremachen — doch nein, das können sie nicht, Du wirst immer dieselbe bleiben — allein Dich peinigen, Dir Deinen stillen Lebensmuth rauben wollen, siehst Du, das verzeih' ich ihnen nicht. Umgekehrt gerade ist's gewesen, als sie sagen. Ich würde rettungslos verlottert sein mit meinem Leichtsinn und mit dem Trotz, den sie in mir wachgerufen hatten, wenn Du nicht gewesen wärst, Tante Riekchen. Wie oft, wenn ich draußen saß bei meinem strengen Magister, hätte ich ihm so gerne seine Scharteken vor die Füße geworfen und mich fortjagen lassen, ganz fort, in die Welt hinaus, Abenteuer suchen, Tante Riekchen. Dann dachte ich aber an Dein armes entsetztes Gesicht, als sie mich damals fortgeschickt, und biß die Zähne übereinander und sagte mir, ich muß ..."

„Ist es wirklich so gewesen, Hans?" fragte die Tante, und es war, als sei der letzte Sonnenstrahl, den allabendlich die Sommersonne vor ihrem Untergange zum Fenster hereinzuschicken pflegte — ihr bis

Digitized by Google

in's Herz gedrungen, so leuchtete es in ihren verzagten braunen Augen. Wie in seinen Knabenjahren reichte Hans ihr stumm feierlich die Hand, nun war es zweifellos, daß er die reine Wahrheit geredet hatte.

Dann ließen sie die alten Geschichten ruhen, Hans hatte sich den Zorn von der Brust gesprochen und die Tante die Gewissensqualen. Er mußte von seinen Zukunftsplänen erzählen, daß er ein Naturforscher werden wollte. „Ein berühmter", setzte Tante Rikchen erklärend bei, wofür ihr Hans einen tiefen Bückling machte. Und so saßen sie und plauderten, bis der Mond an's Fenster schien, und Frau Wolter's Stimme unten im Hause wie ein Weckruf zu dem Säumigen hinaufdrang. Daraufhin drängte die Tante ihn jetzt selbst zum Aufbruch und hielt ihn doch an der Thüre wieder am Aermel fest.

„Hans", begann sie und wurde ganz verlegen, wie immer, wenn sie für sich etwas begehrte, und wären es auch nur ein paar Worte, „Du hast mir vorhin nicht gesagt, was ich Dir gegeben habe, weißt Du, ich nur und die Andern nicht . . ."

„Das Höchste, Beste, was ein Mensch dem andern geben kann", sprach Hans mit klarer, überzeugter Stimme, als sage er ein Glaubensbekenntniß her, „die selbstvergessende Liebe, Tante Riekchen."

Wer ihn gehört, hätte sagen müssen, er war noch immer der alte thörichte Hans.

Aus der Hauptstadt.

Der Hintermann.

Herr von Marschall hat den bündigen Beweis dafür erbracht, daß die Nachdenklichen im Rechte waren, die die jähe Unterbrechung seiner Staatsanwaltslaufbahn von Herzen bedauerten. Wie er seit jenem düsteren Tage die Geschäfte des Auswärtigen Amtes geführt hat, darüber wird die von ihm sonst nicht sonderlich bemühte Frau Klio urtheilen, und wenn nicht Alles täuscht, beginnt sie schon damit, die Acten vorzubereiten. Herrn von Marschall aber als Staatsanwalt zu feiern, das steht auch uns Irdischen zu, dies Vergnügen dürfen wir ungöttlich geborenen Alltagsleute getrost für uns in Anspruch nehmen. Der Staatssecretär hat ein brillantes Fechterkunststück zum Besten gegeben. Alle Procuratoren der Napoleon's müssen ihn darum beneiden. Vier Jahre lang litt er geduldig ihn schädigendes Treiben, vier Jahre schien er nichts zu unternehmen wider den mitleidlosen, rührigen und doch so über alle Beschreibung tölpelhaften Feind, der ihn aus Amt und Ehren scheuchen wollte, um sich behaglich selbst hineinzusetzen. Kostbare Gelegenheit zur Rache, schien es, ließ er ungenutzt vorübergehen. Mehr als einmal hätte er mit fixem Griffe dem Garnichtthurtigen die Maske vom immer geisterklärten Gesichte reißen können, und er that es nicht. Er wußte zu gut, weßhalb. Solche Enthüllung wäre nicht außerhalb der Mauern des Königlichen Schlosses in Berlin bekannt geworden, wenigstens nicht vor der Zeit, wo alle momentan leitenden Männer sammt und sonders mit Herrn von Lucanus intime Zwiesprache gehalten haben. Und zu Bismarckischen Kanonenschüssen aus dem Hundertpfünder fehlen überdies dem Biebersteiner die Nerven. Es ging ihm nicht darum, den Widersacher zu zerschmettern, wußte er doch ohnehin, daß ihm dies gar nicht möglich war. Aber auch damit war ihm nicht gedient, unter sechs Augen Abrechnung zu halten, im allergeheimsten Kreise den Verhaßten zu demüthigen. Seine Erfahrung und Caprivi's Schatten sagten ihm, daß solche Siege nicht vorhalten und sich über Nacht in endgiltige Niederlagen verwandeln können. Noch ganz abgesehen von der Gefahr, die übermäßige Offenheit im politischen Leben mit sich bringt; und abgesehen von dem Odium, womit der feingestimmte Hof jeden Lärmmacher, auch den redlichen, belastet. Herr von Marschall schwieg und wartete. Dies beständige Auf der Lauerliegen, zu dem er sich gezwungen sah, verbrauchte freilich seine besten Kräfte und mag einen gehörigen Theil der diplomatischen Mißerfolge des neuen Kurses mit verschuldet haben. Inzwischen wühlten die sichergemachten Maulwürfe ohne Unterlaß weiter, und der brennende Wunsch, des getreuen Gebieters Wohlgefallen zu erwecken und ihm einen Erfolg melden zu können, machte sie frecher und unvorsichtiger. Der Tag kam, wo der Mann aus der Wilhelmstraße die Fallen schließen konnte. Mit klugem Bedacht schloß er sie, ehe das köstlichste und doch gefährlichste Wild darin saß. Es dünkte ihn nicht nothwendig, der neugierigen und combinationslustigen Welt den Gegner in Person zu zeigen. Auch am Gestanke, sagte er sich mit Fug, erkennt man seine Pappenheimer. So dumm ist die Oeffentlichkeit nicht, wie die, die sie machen, gemeiniglich aussehen.

Ein paar harmlose Tierchen und weiter nichts, staken zunächst verschüchtert in den Fangeisen des Biebersteiners. Preßbanditen, wie es Max und Moritz geworden wären, wenn sie Zeit gehabt hätten, sich dem journalistischen Berufe zu widmen. Ein lustiges Ebenbild jener beiden Lyriker, die als möblirte Herren bei einer würdigen Dame Thür an Thür wohnten, sich innig verbrüderten und dann gegenseitig in der Weise auf die Beine halfen, daß Max entzückte Artikel über Moritzens für acht Tage unsterbliche Gedichte verfaßte, Moritz dagegen hingerissene Essais über Maxens geschöpfte Schöpfungen von sich gab. Das angeklagte Paar verdiente es nicht, mit glühendem Eisen gebrannt zu werden. Leckert war eine taubenhafte Creatur, ohne Falsch wie dies ihn allerdings an Schmackhaftigkeit und Gewandtheit weit überragende Geflügel. Ich sehe den absolut Bartlosen noch vor mir, wie er, eben der Unter-Tertia und märchenhaft kurzer kaufmännischer Zucht entlaufen, in verbrecherischem Deutsch das erste Feuilleton losbrannte. Er hatte in der Unter-Tertia nicht viel gelernt, aber am allerschlechtesten das Schreiben. Und doch erfüllte ihn ein so naiver, so unbeschränkter und überzeugter Stolz auf seine schriftlichen Stottereien, daß man ihm nicht gram sein und auch an seiner literarischen Zukunft nicht verzweifeln konnte. Alle Nachmittags-Stammgäste von Café Kaiserhof vermochte er bequem mit Größenwahn auszustatten und behielt dann doch noch genug für sich, um es mit den vereinigten Dichtern des Talismans und der Alt-Berliner Soldatenstücke aufnehmen zu können. Neben dieser werthvollen Eitelkeits-Elefantiasis, die dem glücklichen Besitzer über kurz oder lang den Weg zu den Kreuzberghöhen der Berliner Journalistik ebnen mußte, erfreute sich Heinrich Leckert einer prachtvollen Phantasie. Sein Selbstbewußtsein tobte sich in titanenhaften Schwindeleien aus. Einem Jünglinge von solchen Graden konnte es auf die Dauer nicht genügen, der Duzfreund aller Metropol-Heines und -Shakespeare's zu sein, er machte sich auch zum Vertrauten der an der Jahrhundertswende ragenden Staatsmänner. Und da jeder Mensch schließlich leben muß, — eine Nothwendigkeit, die immer nur von den Anderen bestritten wird — so lag dem blassen Knaben bei seinen vielseitigen Beziehungen zur Presse nichts näher, als ihr die politischen Geheimnisse zu verkaufen, die ihm in reicher Fülle von sämmtlichen Ministern ausgeplaudert wurden, eigentlich ohne daß er's wollte. Und wenn der Richter einem sicheren Felix Holländer auch erklärte, er fände es unanständig, daß die Zeitungen verleumderische Sensationsnachrichten ungeprüft aufnähmen, so hätte ihm Herr Holländer schlecht und recht erwidern sollen, daß des Herrn Präsidenten Gnaden von Berliner Freisinnsblättern, ihren Anstandsbegriffen und ihren Geschäftsprincipien absolut nichts verstünde. Es war sehr nett von Herrn Holländer, daß er den Gerichtsvorsitzenden nicht auf der Stelle des greisenhaft entarteten Hirns beschuldigte, unter dem nach der „Welt am Montag" Fürst Bismarck laborirt.

Ueber Leckert's Zeitgenossen, den Journalisten v. Lützow, hat sich allenthalben groß Gezeter erhoben. Die schreien am lautesten, die ihn in seiner Sünden Maienblüte am innigsten um sein Verhältniß zum Alexanderplatze beneideten. Er war ein notorischer Lump, das wußte Ganz-Berlin, aber Ganz-Berlin plauderte doch schmunzelnd mit dem declassirten Adligen, und wer's immer konnte, der diente ihm gern als Auskunftei. Er war ein notorischer Lump, hätte es indeß nie werden können, wenn ihm wirklich etwas Teufelei im Blute gesessen hätte. Der arme Tropf taumelte vielmehr in seiner Dummheit in's Lumpenthum hinein. Es sind nicht alle Berichte, die er dem Polizeipräsidium lieferte, falsch gewesen; Herr v. Marschall irrt in dieser Hinsicht beträchtlich. Aber der närrische Spion bereitete seine geheimen Aufsätze so umständlich vor, daß jeder, dem der Schlag galt, bei Zeiten gewarnt wurde und sich salviren oder seine Gegenmaßregeln treffen konnte. Die wilden Preßangriffe auf unsere Criminal- und unsere politische Polizei sind sehr ungerecht und sehr thöricht dazu. Eine Behörde, mit der just die gefährlichste journalistische Opposition so gut auskommt wie mit ihr, ist gewiß noch in keinem Culturstaate dagewesen. Sie braucht nur etwas anzufassen, und es mißlingt mit tödtlicher Gewißheit. Sie selbst ist durch ihre unausgesetzten Schlappen einigermaßen zur Selbsterkenntniß gelangt und dem Standpunkte nahe, wo man fünf gerade sein läßt, weil man ja doch nicht rechnen kann. Es muß ausgesprochen werden, daß die Berliner politische Polizei sich um die vielbedrohte Freiheit des Bürgerthums verdient macht, wenn sie so freundliche Flachköpfe wie den Original-Correspondenten Lützow in ihren Dienst nimmt. Lützow glaubte treuherzig den politischen Vorträgen Leckert's. Er hatte ihn kennen gelernt, wie er Zeitungsleute überhaupt kennen zu lernen pflegte: in einer Caffeecke, wo er Collegen über den und jenen Collegen auszuholen suchte. Leckert wußte bei seinen in die Höhe und Tiefe reichenden Beziehungen auch die verzwickteste Frage bestimmt zu beantworten, und der finstere Kundschafter Lützow trug die werthvolle Auskunft auf die Polizei. Sie erwies sich nachher in jedem Falle als erlogen, aber das Honorar hatte er ja bereits verjubelt, und das Vertrauen seiner Auftraggeber ließ nicht nach, es verfolgte ihn sogar förmlich. Was Wunder, daß Fouqué der Jüngere bei dem gut informirten Leckert endlich auch Marschall's Mysterien geborgen glaubte! Und richtig — als man einmal anpochte, stellte es sich heraus, daß der joviale Herr v. Marschall jeden Morgen mit Leckert Eiercognac trank. Wie mögen die redlichen Männerherzen geklopft haben, als diese Entdeckung gelungen war!

Die politische Polizei kann ein unheimlich Ding sein, ein furchtbarer Spuk, der das Blut eines ganzen Landes in den Adern gefrieren macht. Aber das dürftige Pflänzlein, das auf märkischem Lande gewachsen ist, ähnelt seinen romanischen Vorbildern so wenig, wie die brandenburgische Affaire Kotze einer Intrigue am Mediceerhofe. Der Freisinn und die in etwas ehrlicherem Roth schimmernde Demokratie mag sich noch so fürchterlich erbosen und die grauenhaften Schrecken der Geheimpolizei mit noch so erschütternden Tintorettofarben malen — ernsten Leuten wird es schwer fallen, ernst zu bleiben, wenn von den Furchtbaren am Alexanderplatze und ihren Sbirren die Rede geht. Wären unsere Radicalen gescheidt, so wüßten sie nichts Gescheideres zu

Digitized by Google

thun, als das Lob dieser Polizei, ihres Wirkens und ihrer Methode mit voll aufgeblasenen Backen dröhnend auszuposaunen. Selbstmörderisch untergraben sie jetzt mit ihren ewigen, langweiligen Angriffen die eigene Ruhe und werden am Ende doch noch grundlegende Aenderungen erzwingen. Herr von Tausch ist durch das sogenannte Geständniß seines Kundschafters nach der Meinung der Maßgebenden als rechter Satan entlarvt worden. Er gilt für einen Ausbund von treuloser List, geriebener, durchtriebener Hartnäckigkeit in der Verfolgung, für einen jener düsteren Polizei-Charakterköpfe, die in französischen Hintertreppenromanen ihre unheimliche Rolle spielen. Aber Tausch enttäuscht. Freilich hat er der alten Pariser Schule abgesehen, wie sie sich räuspert und wie sie spuckt, und das in so hohem Maaße, daß er sich überhaupt nicht räusperte und noch weniger spuckte, mindestens solange er Jemanden verhörte. All die verbindlichen Gepflogenheiten der Andrieux, ihre bestrickende Liebenswürdigkeit, ihr reges Freundschaftsinteresse für den Angeschuldigten, ihre unaufdringliche, so unendlich wohlthuende Parteinahme für den Angeschuldigten eignete auch ihm und war ihm als treffliches Hülfsmittel wohlbekannt. Es war Niemand, der von ihm ging, und der nicht den würdigen Mann segnete. Gäb' es unter dem schreibenden Volke noch mehr Weiber, so würde Berlin von gebrochenen Herzen wimmeln und Herr v. Tausch jeden Witzblattlieutenant an Erfolgen ausstechen. Neben ihrem gefälligen, schlangenklugen Benehmen besaßen nun aber die gallischen Lehrmeister des Herrn v. Tausch auch wirkliche Schlangenklugheit. Ueber Tauschens entsprechende Eigenschaften zu reden, widersteht mir. Man sagt dem keine Unhöflichkeit, von dem man selbst zeitlebens nur ausgesuchte Höflichkeiten servirt bekommen hat. Und im Uebrigen genügt die Lectüre des Verhörs, das der unglückliche Criminalcommissar zu bestehen hatte, um in dieser Beziehung volle Klarheit zu schaffen. Mit unbarmherziger Deutlichkeit zeigt es, wie gottverlassen plump armselige Machenschaften eingefädelt wurden. Es faßt einen wie gerührtes Mitleid mit diesen Hühnern, die sich verschworen, dem Fuchse ein Bein zu stellen. Von Kunstgriffen und Kniffen des Herrn v. Tausch ging vor Gericht die Rede. Ich habe keinen zu hohen Respect vor der heutigen Kunst, aber gegen solche Herabwürdigung ihrer Intelligenz muß sie selbst ein erbitterter Gegner in Schutz nehmen. Und ich weiß nicht, seit wann das Wort Kniff mit drauf los tappender Tölpelei identisch ist. Ich muß einmal im Daniel Sanders nachsehen.

Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes betheuerte, daß er die ruhlose Wühlerei der Gegner, die fortgesetzte Beschimpfung seiner Beamten nicht mehr länger habe ertragen können. Auch dem Starken kann in der That einmal die Galle überlaufen, wenn er Narren und Schwächlinge sich emsig Jahre lang mühen sieht, ihm eine Grube zu graben. Im Allgemeinen freilich wird er sich darauf beschränken, sehr heiter zu lachen und die fleißigen Erdarbeiter seinerseits in die Löcher zu stoßen, die sie ihm bereitet haben. Wenn es möglich ist, wird er dabei zu erfahren trachten, wer denn der Auftraggeber des possirlichen Gewimmels gewesen ist.

Weder dem bleichen Leckert noch dem dummeleganten Lützow, den armen, hungrigen Schälken oder Herrn Gingold-Stärk, dem „wohlinformirten Diplomaten" des Berliner Tageblatts, kann der Hochgestellte im Ernste zürnen. Sich an ihnen zu rächen, deucht ihn geringe Freude. Und auch gegen ihren Patron, gegen den Zauberlehrling, der diese Geisterchen entfesselte, wird er keinerlei Zorngefühle hegen. Herr von Tausch selber weiß sich frei von jedem persönlichen oder sachlichen Hasse wider den Bieberstein. Das würde er gern auf seinen Dienst- und Zeugeneid nehmen. Nicht das Geringste einzuwenden hatte er gegen Handelsverträge und Helgolandabkommen, gegen die Kündigung des Assecuranzvertrages, die Versuche, einen Draht nach Paris zu legen, und andere Dummheiten. Im Avancement hat ihm der Staatssecretär gleichfalls nicht geschadet. Aber gerade diese Erwägungen zwangen den Hochgestellten im Auswärtigen Amte, endlich den Pfeil abzuschießen. Mit Tausch hätte er sich nie in einen Kampf eingelassen, die Ränklein dieses Kleinen brauchten nicht an Gerichtsstelle lächerlich gemacht zu werden. Um Herrn von Tausch zu vernichten, genügte es, den zerquetschenden Disciplinar-Apparat spielen zu lassen, in den man lebendig hineingeht und den man maustodt, am Ende sogar maustodt mit halber Pension, verläßt. Ein Sensationsproceß, worin der Reichskanzler und der Minister des Auswärtigen Zeugniß ablegen; worin die Autorität der Polizei erbarmungslos zerpflückt, der Heiterkeit grinsender Massen preisgegeben wird; durch den schließlich — und das ist das Aergste — Laien Kenntniß von Reibungswiderständen und tückischen Kämpfen im Dunkel erlangen, die strenge Staatsgeheimnisse bleiben sollten, der Ehre des Staates halber — ein solcher Feldzug will Siege sehen, die dem ungeheuren Aufwande entsprechen.

Dieser Feldzug sollte den Hintermann des Berliner Criminalcommissars vernichten, den Director, der die dürftigen Drahtpuppen tanzen ließ. Mit Fingern sollte ganz Deutschland auf ihn weisen, ein für alle Mal sollte der Gefährliche aus dem Sattel geschleudert werden. Mit abgehauenen Händen und Füßen, ein erbärmlicher Krüppel, würde hinfort der ehemals gefürchtete Thronprätendent vor seinem Sieger im Staube liegen, aller Ehrengewänder beraubt, aus aller Gunst, aus allen Himmeln gestürzt. Das war der Kriegsplan. Und in der That — die Sicherheit des Reiches hätte diesen Kampf auf Tod und Leben erfordert, die einfachste Rücksicht auf die ungestörte, wichtige Ruhe der Männer, denen die Leitung der deutschen Staatsgeschäfte anvertraut ist und die nicht beständig in Furcht vor einer Buschklepperkugel schweben dürfen. Bismarck zertrat den Arnim, und er war im Rechte. Marschall hat unweigerlich im selben Falle dasselbe Recht. Die gewaltige Pulver-Explosion hat indessen Niemandem ernstlich geschadet, höchstens dem monarchischen Gefühle der Massen, das freilich heut zu Tage daran gewöhnt ist, rücksichtslos mit Füßen getreten zu werden. Der Moabiter Sensationsproceß hat auch keinerlei Aufklärungen gebracht. Die dunklen Punkte liegen im Dunkel wie bisher, und neue Räthselfragen sind aufgetaucht. Von Arnim dem Jüngeren aber hat man jede Spur verloren.

Und es fragt sich am Ende nur, ob der gefürchtete Hintermann wirklich ein Arnim ist, oder ob er, wie Ganzdeutschland glaubt, den Werkzeugen gleicht, deren er sich bediente. Wer einen Tausch für sich arbeiten läßt, und weiter einen Leckert, der, scheint es fast, wäre auch mit minder aufregenden Mitteln aus der Welt zu schaffen gewesen. Götter kämpfen zwar vergebens gegen Dummheit, unsere Staatsmänner jedoch, denen oft genug vor ihrer Gotähnlichkeit bange wird, lieben sich diesen Feind. Sie haben ihn diesmal überschätzt. Sie sahen ihn im Sonnenscheine daherkommen, und das Licht blendete sie vielleicht, so daß ihnen das jämmerliche Hintermännchen ein erschrecklich mörderischer Riese schien.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.) — Kaiser Heinrich. Drama in fünf Akten von Ernst v. Wildenbruch. (Berliner Theater.)

Ueber den Schillerpreis, verkünden die noch immer zu Epigrammen geneigten Auguren unter Striche, ward in vergangener Woche vom Volke abgestimmt, und zwar in zwei verschiedenen Wahllocalen: im Deutschen und im Berliner Theater. Hier war das Plebiscit Herrn v. Wildenbruch, dort Herrn Gerhart Hauptmann günstig. Bewiesen und entschieden worden ist also nichts; das souveräne Volk scheint von den Capacitäten, die zur Zeit Deutschland regieren, hohe diplomatische Kunst gelernt zu haben, jedenfalls zog es sich klug aus dem Dilemna. In beiden Bühnenhäusern artete der Beifall in Raserei und die Begeisterung in albernen Radau aus, Herr Hauptmann freilich bekam noch lauteres und wüsteres Pöbelgebrüll als sein Nebenbuhler zu hören. Auch sonst schnitt, sieht man die Sache von dieser Seite an, der Verfasser der Henriade besser ab. Im Parkett, das seiner Dichtung lauschte, saß ein gut bürgerliches Publicum; man blickte in angenehme, kluge Gesichter und konnte darüber beinahe die stereotypen Fratzen vergessen, die dem geduldigsten Menschen schließlich das Premièrenbesuchen zum Ekel machen. Und des Kaisers Majestät selber hob das Musenkindlein aus der Taufe. Im deutschen Theater dagegen ward unter dem Patronate des fetten und wulstbackigen Herrn Singer gespielt, neben der sogenannten Crème der Gesellschaft machte sich ihr Abschaum breit, und den Grundton des Applauses gab das wahnsinnige Getrampel unreifer Jünglinge ab, die solchermaßen auf ihre Manier einen deutschen Dichter zu fördern meinten. Während in der Charlottenstraße der Jubel echt war und allein der Dichtung galt, schmeckte er im L'Arrongehause widerwärtig nach Demonstration und verdarb seinen Kunstfreunden ganz sicher gründlich die Stimmung. Dem äußeren Erfolge nach zu schließen, verdiente demnach Wildenbruch doch den Schillerpreis, falls die Vertheilung dieses Preises nun einmal zu den dringenden Nothwendigkeiten gehört. Aber ein Blick auf die beiden Dramen läßt die Wagschaale tief zu seinen Ungunsten sinken.

Nicht als ob die versunkene Glocke in Wahrheit das betäubende Meisterwerk wäre, wofür auch diese Arbeit Hauptmann's von lesenden Leuten wieder ausgeschrien worden ist. Ginge es nach unsern Theater-Nachtreportern, so müßten die letzten Jahre unerhörte Früchte getragen und die dramatische Literatur in einfach beschämender Weise bereichert haben. Heuer wurden bereits Sudermann's einaktige Späßchen feierlich und mit erdrückender Mehrheit dem „ehernen Bestande ewig dauernder deutscher Bühnenwerke" einverleibt; nun ist die Versunkene Glocke dazu gekommen und vielleicht thut auch Herr Fulda noch ein Uebriges. Aber selbst wenn der Sohn des Khalifen zu den verlorenen Söhnen zählen sollte, ist die Unsterblichkeitsbilanz per saldo 1897 noch stattlich genug. Die Journalisten, die durch maßlose Uebertreibung den schließlich ja gar nicht so gefährlichen Mangel an kritischer Einsicht verbergen wollen, ahnen Nachts um elf Uhr gewiß nicht, was ihnen am nächsten Morgen doch dämmern muß: daß ihr Bewunderungsgeschrei den Vergötterten zu Grunde richten muß, wenn der Vergötterte nicht klug genug ist, sie auszulachen. Hauptmann's Versunkene Glocke zeigt dies fleißige Talent von der liebenswürdigen Seite, die uns zuerst das Hannele enthüllte. Ein poesievolles, versonnenes Märchen, voll schalkhafter Grazie und melancholischem Humor, darin der Dichter hineingeheimnißt hat, was ihn selbst erhob und erschütterte. Die Trompetenbengel blasen deßhalb Melodien von einem neuen Faust. Es giebt leider keinen Paragraphen im Strafgesetzbuche, der die fahrlässige Beleidigung verstorbener Dichterfürsten mit Geldbuße bis zur Höhe eines Monatsgehaltes bedroht.

Dem Glockengießer Heinrich im Fabellande ist ein Unglück passirt: in den tiefen See stürzte sein Meisterwerk, das er für die Bergcapelle gegossen hat, und er selbst fiel hinterdrein. Aber während die Glocke

Digitized by Google

drunten in Nickelmann's Reich ruht, hat er sich vor der Tücke des Waldschratt's zu retten gewußt, und Dank der Hülfe Rautendelein's, des elbischen Wesens, ersteht er vom Krankenlager gesunder und stärker denn je zuvor. Und als ein Anderer denn zuvor. Nicht am Glockenguße allein will er hinfort seine künstlerische Kraft verschwenden, es treibt ihn zu höherem, gewaltigerem Werke. Hinauf auf die freien Gedanken-Höhen jagt ihn der Geist, einen Menschheit-Tempel, das Haus des Sonnengottes muß er aufthürmen. Zarathustra halb, halb Baumeister Solneß. In Rautendelein's Elfen-Armen vergißt er die armseligen Hütten in der Tiefe und die Menschlein, die unten in Thales Qualm und Rauch behaglich meinen, sie lebten auch. Er wähnt sich einen Augenblick lang, im stürmischen Liebesrausch, verbrannt von Schaffensgluth, selbst ein Kind der Sonne. Die aus dem Thale zu ihm kommen, ihn freundschaftlich gutmüthig zu warnen, stößt er schwärmend zurück, das eigene Weib tödtet er und reißt sich mit allen Fasern los von der Erde. Und da erkennt er, daß sein Wollen kleiner ist als sein Können. Da überkriechen ihn allmälig Müdigkeit und Verzweiflung, da beginnt, leise erst, dann vernehmlicher immer, die Glocke im See zu summen und ruft und ruft ... Nun gelüstet's ihn wohl wieder nach Menschenrath und Menschenthat, doch man hat den von der Gemeinschaft der Frommen ausgeschlossen, der sich selbst ausschloß. Rautendelein, der rothhaarige Silberelfe, beginnt ihm Grauen einzuflößen, er flieht von ihr und stürmt vernichtet in den Tod.

Die einfache und klare Handlung, die das Künstlerschicksal hübsch, wenn auch nicht eben sonderlich originell allegorisirt, umrankt eine Fülle symbolistischen Rosengezweiges und Unkrautes. Am störendsten macht sich dieser Ueberschwang im letzten Akte geltend, dem überhaupt die Geschlossenheit und daneben die duftige Stimmung seiner Vorgänger fehlt. Was der Dichter hier mit seinen drei Zauberbechern andeuten will, ist ihm anscheinend selber nicht klar zum Bewußtsein gekommen; immerhin nenn' ich es hübsch von ihm, daß er dadurch jungen, vielversprechenden Essayisten Stoff zu längeren Literaturaufsätzen giebt und die Post um manche zwanzig Pfennige bereichert. Dieser letzte Akt macht den Eindruck der Ermüdung und Hauptmann möchte anscheinend noch allerlei hübsche Stellen rasch mit hineinbringen und dehnt deßhalb die Scenen ungebührlich; er will noch Bedeutsames sagen, und es ist ihm die Kraft ausgegangen. Schon im vierten Akte knickt er bisweilen in die Knie, aber das Glockenmotiv ermöglicht hier einen effectvollen, ergreifenden Schluß, so daß man den Wust vorhergegangener banaler und schaler Verse gern vergißt. Und prächtig, von einzigem süßen Zauber umwoben sind der zweite und dritte Aufzug. Zwar könnte der spukhafte Humor der Riesengebirgs-Waldwelt ungebundener, vor Allem deutscher sein, zwar hat sich Hauptmann seit den Stanzen, mit denen er in die Literatur eintraf, im Versemachen nicht vervollkommnet — aber das stört den Genuß kaum. Der Hanneledichter war vielleicht großartiger und seine Kunst der Contrastirung packender, aber die schweren Schlappen der vergangenen Jahre, besonders die Florian Geyer-Verirrung, sind doch durch das Rautendelein-Märchen reichlich wieder gut gemacht.

Hauptmann's Talent ist noch nicht ausgereift, seine Entwickelung, Gott sei Dank, noch lange nicht abgeschlossen. Er verspricht Großes für die Zukunft, sofern er sich immer weise auf Erreichbares beschränkt und nicht spielerisch nach den allzu hoch hängenden Palmzweigen Schiller's und Heinrich von Kleist's greift. Von Wildenbruch dagegen ist nichts mehr zu erhoffen. Den tüchtigen und strebsamen, ehrlich ringenden Mann wie einen Schulbuben zu behandeln, geziemt sich nicht, geziemt sich vor allen Dingen nicht für die, die selber außer einigen hundert Zeitungsspalten voll sogenannter Recensionen oder einigen Dutzend unlesbarer Romane kein literarisches Gepäck haben. Rein sind sie Alle, das ist wahr, aber auch ewig unfruchtbar. Wildenbruch hat von Schiller den Theaterblick, die Fähigkeit, in Bildern zu denken und das gewisse dröhnende Pathos geerbt. Es fehlt ihm die tiefe schöpferische Einsicht des Dramatikers, die brünstige Sehnsucht, Menschen zu gestalten. Die Attribute der Muse Friedrich Schiller's sind ihm zur Hauptsache geworden. Und weil er seine Stärke kennt und auf seine Schwäche oft genug aufmerksam gemacht worden ist, übergipfelt er sich selber, überschreit und überbietet jeden früheren Wildenbruch. Und dieser Orgie von Farben, Lichtern, wild bewegten Massen, diesen lärmend bunten Bilderbogen fügt er etwas Absonderliches ein, was er Charakterstudie nennt. Auch im Kaiser Heinrich ist König Heinrich IV. Held und Herz des Dramas. Wie dieser Held war, von den Kindertagen bis zum Grabe, wollte sein Dichter uns malen. Er läßt nichts unversucht, uns das Bild des Heinrich, das in seiner Seele lebt, menschlich näher zu bringen. Er charakterisirt zu dem Ende mit breitem Pinsel, das heißt, er läßt den König unendlich viel über sich und seine Ziele reden. Eine andere Kunst der Charakterisirung kennt Wildenbruch nicht, oder er vermag sie nicht anzuwenden. Es fehlt ihm die Gabe, in der Seele zu lesen, es fehlt ihm das Auge des Seelenforschers. Er construirt Geschöpfe, wie er sie braucht, nicht, wie sie ihrer Eigenart nach sein sollten. Bliese Gott der oder jener Figur etwa von Arno Holz lebendigen Odem in die Nase, so könnte sie leben, denn alle Grundbedingungen dazu gab ihr der Dichter mit. Wildenbruch sieht seine Personen nur im Profil, und selbst diese einfache Linie vermag er nicht sicher nachzuziehen, selbst dabei laufen ihm die gröbsten Zeichenfehler unter. Nebenbei fehlt ihm der historische Sinn, die Fähigkeit, eine Zeit aus sich heraus zu begreifen und dann nachschaffend neu zu gestalten. Es hängt das eng mit der andern, eben erwähnten Lücke in seinem Können zusammen. So thut es ihm nichts, die historischen Begebnisse auf den Kopf zu stellen und Zug für Zug zu fälschen. Er versucht nicht historische Räthsel zu lösen, wie Friedrich Schiller es that, sondern er giebt neue auf. Sein König Heinrich ist ein entschieden freisinniger Mann mit leicht socialem Timbre, von all dem Hasse gegen die römische Kirche durchloht, den Wildenbruch selbst seit den herrlichen Culturkampfjahren empfindet. Also etwa Standpunkt der Vossischen Zeitung, ohne die Annoncen. Dieser denkwürdige Fürst glänzt als Freund und Schützer aller Bedrängten, nennt sich der König der Bauern und Armen, liebt die Städte, beschirmt die verfolgten Juden. Weßhalb? Aus seinem guten Herzen heraus. Er ist nun einmal so. Er kann nichts dafür. Hätte Wildenbruch auch nur gelegentlich versucht, die ungemein praktischen, sofort einleuchtenden Beweggründe darzulegen, die König Heinrich bewogen, sich auf die unteren Stände zu stützen — wie reich hätte er damit das jetzt bei allem Farbenprunke inhaltleere Bild belebt, wie hätte er damit den Charakter verdeutlicht und erklärt. Blind geht er an solchen Goldklumpen vorüber. Heinrich's Sohn wird dem Vater gegenübergestellt als der Wahrer kaiserlicher Macht und Würde, während der gute Alte immer nur an die zu beglückende Menschheit denkt. Dies matte Lämpchen muß genügen, um den Gegensatz von Vater und Sohn fünf Akte hindurch zu beleuchten! Manchmal macht der Dichter einen Anlauf und sucht die im Flachrelief stecken gebliebenen Figuren zu vertiefen, doch ist aus den beiden Fürsten beim besten Willen nicht klug zu werden. Wir hören erst von Heinrich des Aelteren Fehlern sprechen, bemerken aber nie einen von diesen gütigen Sonnenflecken, und wir lauschen gespannt, wenn Schön-Praxedis und der „Frangipani" den fünften Heinrich als eine Art Richard III. abschildern, müssen aber nachher erkennen, daß die beiden sich offenbar geirrt haben, grade wie der Jungkaiser sich über sich selbst irrt. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß einer strammen Coulissenwirkung zu Liebe aus dem rasenden Heinrich eins, zwei, drei ein Zerknirschter wird, aus dem herzlosen, herrschsüchtigen Patron, der den todtkranken Vater ohne Erbarmen Tage lang durch Sturm und Regen hetzte, plötzlich ein zärtlich liebendes, den Todten furchtbar rächendes Kind. Und so weiter. Scene für Scene, Akt für Akt so. Nichts ist klar, nichts nothwendig in dieser leichtfertig geknüpften Handlung. Wo sich voraussichtlich eine Rakete mit derbem Knall abbrennen läßt, da wird sie auf die Geschehnisse gestellt, und wenn durch Kreuzzugspredigten mit dem dramatischen X, durch Dolchattentate, geputzte, singende Kindlein, Kampfgetümmel, gefesselte Weiber, die der Henker mit glühenden Eisen brennen soll und dergleichen mehr noch ein Extraeffect herausgeholt werden kann, dann wird er herausgeholt. Eine Verwirrung ohne Gleichen das Ganze; Niemand ist fähig, diese Handlung wiederzugeben, diese Stoffbündel zu sichten. Und trotzdem interessirt das Stück ein gebildetes Publicum auf's Höchste, erregt athemlose Theilnahme, leidenschaftliche Spannung bei ihm. Was ist das? Sind die Zauberkünste des Verfassers so unnennbar groß, daß er mit ihnen alle seine Fehler vergessen macht, daß er diese Menschen betäubt und behext, oder sind diese Menschen von Natur unfähig, zu unterscheiden zwischen Kunst und Decorationskunst, zwischen kecker Theater-Maskerade und lichter Wirklichkeit?

Notizen.

Mit gemischten Empfindungen geht die ehrliche Kritik an ihre alljährlich einmalige Pflicht heran, die neue Weihnachtsliteratur zu beurtheilen. Es ist selten eine angenehme Arbeit, denn diese für die Festzeit bestimmten Geschenkschriften sind zum überwiegenden Theile bloße Schablonenarbeiten mit prunkvollem Bilderschmuck und Einband, Werke der schriftstellerischen Speculation. Zum Glück ist die „Gegenwart" ja auch keine Literatur-Zeitung, sondern kann eine Auslese treffen, das Mittelmäßige und Schlechte mit schweigender Verachtung strafen und nur das Gute und Neue erwähnen und loben. Besonders gerne das Neue, das es zu stützen und zu fördern gilt, denn von dem guten Alten, das so leicht verknöchert und erstarrt, gilt dasselbe, was Ibsen von der Wahrheit gesagt hat: die Abgedroschenheit und Alltäglichkeit zur Lüge wird.

Neuland finden wir z. B. in der durchaus eigenartigen Anthologie von Bertha von Suttner: „Frühlingszeit", einem reich ausgestatteten und mit Bildnissen geschmückten Bande des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart. Eine Anthologie von Frauen und für Frauen, zuvörderst für Töchter, doch ohne Prüderie und Aengstlichkeit. Was diese Anthologie vor ähnlichen auszeichnet, ist der lobenswerthe und seltene Umstand, daß sie keine Abfälle und Papierkorbschnitzel enthält, womit anderswo die Mitarbeiter nur zu gerne und bloß um vertreten zu sein, eine lästige Beisteuer entrichten. Man merkt es hier jedem Beitrage an; jede Mitarbeiterin macht sich eine Ehrenpflicht daraus, ihr Bestes zu liefern. Und nicht nur ihr Bestes, auch das für ihre Eigenart Charakteristische. So kommt eine sorgfältige Auswahl von Prosa- und Poesiestücken zusammen, Aphorismen, Gedichte, Plaudereien, Skizzen, Erzählungen und sogar Dramatisches. Da finden wir anerkannte Schriftstellerinnen, wie Marie v. Ebner-Eschenbach, die rasch aus der Mode gekommene W. v. Hillern, die türkisch gewordene Helene Bölau, die reichbegabte Ilse Frapan, Isolde Kurz, die vor Allen den

Digitized by Google

Ehrennamen einer Dichterin verdient, ihre Collegin Alberta v. Puttkamer — auch eine Renommir- und Repräsentationsschriftstellerin von königlichem Geblüt: Prinzessin Therese von Bayern. Dann der Troß der stereotypen „beliebten Erzählerinnen", denen man überall begegnet, die Schubin, Reichenbach, Eschstruth, Bernhard Kayser, Kapff-Essenther, Junghans, Bely, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, doch jede eine Menge glühender Verehrerinnen hat. Einen sehr schönen Beitrag hat die Herausgeberin selbst gestiftet, auch ihre Tochter scheint nicht ohne Talent, sehr hübsch ist die Heimathplauderei von Goswina v. Berlepsch, und das Werthvollste von Allem das tragische Dramolet aus der Renaissance von Ricarda Huch, eine bloße Skizze, nur eine Scene, aber gewaltig in Tragik und Leidenschaft. Uebrigens hatte die „Gegenwart" neulich Unrecht, als sie diese bedeutende Dichterin eine Schülerin und Freundin von Conrad Ferdinand Meyer nannte. Wie uns die jetzt in Bremen lebende Schriftstellerin mittheilt, steht sie zu dem Dichter des „Hutten" in gar keinen Beziehungen; sie kennt ihn nur aus seinen Werken und ist von ihm in keiner Weise gefördert worden. Was sie ist, ist sie aus sich selbst geworden.

Von einer edlen hohen Frau handelt das schnell volksthümlich gewordene Bilderbuch der Paul Kittel'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin: „Königin Luise", 50 Farbenbilder von Röchling, Knötel und Friedrich, den beliebten Soldatenmalern. Der Text besteht nur aus kurz erklärenden Unterschriften zu den flott gezeichneten und schön colorirten Bildern, die der Farbenfreude von Jung und Alt entgegenkommen. Es ist ein Seitenstück zu Knötel's Bilderbuch vom Alten Fritz und wird gewiß eben so populär werden.

Das Gleiche wünschen wir auch den prachtvollen Schwarzkunstblättern des Meisters Hans Thoma, die Breitkopf & Härtel in Leipzig nach den eigenhändig überarbeiteten Originallithographen des Frankfurter Malers in Facsimile auf Carton herausgeben. Kein deutsches Haus sollte sich diesen herrlichen Einzelblättern verschließen, von allen Wänden sollten diese machtvollen, volksthümlichen Bilder grüßen als künstlerische Schöpfungen deutscher Volksseele und Volkskunst. Aber auch den Kunstfreunden seien diese gemalten Volkslieder für die verschwiegenen Mappen empfohlen, die sich in Weihestunden dem Feinschmecker öffnen. Hier ist erlesener Kunstgenuß, echt deutsche Bildnerkraft.

Von Spemann's „Museum", dessen Erscheinen wir freudig begrüßten, liegt nun der erste Jahrgang abgeschlossen vor. Er enthält hundert mit Sorgfalt ausgewählte und ausgeführte Kunstblätter. Alle Schulen, alle Zeiten, die Hauptwerke sind vertreten, auch die Plastik und der erläuternde Text enthält alles Wissenswerthe über jede Tafel, während die ansprechend illustrirten Essays aus der Feder bewährter Kunstlehrer reiche Anregung und Belehrung über alle Zweige der Kunst geben. Möge der zweite Jahrgang in gleichem Maaße von der Gunst des Publicums getragen werden!

Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Von Max Hesdörffer (Berlin, Robert Oppenheim [Gustav Schmidt]). Der bestbekannte naturwissenschaftliche Verlag bietet hier allen Freunden der Blumenpflege ein nützliches, reich illustrirtes Handbuch, übersichtlich in der Anordnung und reich an praktischen Handgriffen, Winken und Rathschlägen. Es ist ein Lehrbuch der rationellen Pflege des Zimmer- und Hausgartens, ein Werk, wie es uns bis heute noch gefehlt hat. Die Uebersicht über die besten Zimmerpflanzen, ihre Cultur und geeignetste Verwendung je nach ihren zeitlichen und örtlichen Eigenschaften und Lebensbedingungen oder ihrer decorativen Verwendbarkeit, über die für Aquarien und Terrarien geeignetsten Sumpf- und Wasserpflanzen, Anleitungen für die Blumentreiberei im Hause und eine Schilderung der zu diesem Zweck empfehlenswerthesten Pflanzen, ein Monatskalender, nichts Wissenswerthes und Praktisches ist vergessen.

Freunden der Musik sei Ferdinand Pfohl's neuestes Buch: „Die Nibelungen in Bayreuth" (Dresden, Carl Reißner) empfohlen. Der Hamburger Musiker und Feuilletonist plaudert hier über das letztsommerliche Festspiel, wohlwollend, begeistert, zuweilen aber auch scharf kritisch, wo es Noth thut. Er ist ein überzeugter Wagnerianer, aber kein blinder Wahnfriedschwärmer. Er kennt die Mängel der nachwagner'schen Wagnerstilschule und bespricht sie freimüthig, wie auch nicht mit der vernichtenden Schonungslosigkeit einer Lilli Lehmann oder eines Weingartner. Cosima Wagner, die von dem Berliner Capellmeister als Dilettantin, und Siegfried Wagner, der als ganz unmusikalischer Berufstechniker verlästert wurden, vertheidigt Pfohl mit Wärme und nicht ohne Geschick. Er nennt Wagner's Wittwe eine bewundernswürdige Frau voller Thatkraft und Genialität und Jung-Siegfried ein „wächsernes Abbild seines Vaters", einen Jüngling, der noch nichts erlebt und gelitten, der aber als Orchesterdirigent wenigstens zu interessiren vermag; seine größte Gefahr seien die schmeichlerischen und heuchlerischen Hauswagnerianer in Wahnfried. Dankenswerth zum Vergleich ist der Anhang, der Pfohl's bekannte „Bayreuther Fanfaren" von 1891 wieder abdruckt.

Bei Wilhelm Hertz in Berlin ist ein allerliebstes Büchlein zum Besten des Goethehauses und der Schillerstiftung erschienen, mit Bildern geschmückt und ganz in köstlichen Versen: „Das Goethehaus in Weimar" von Paul Heyse, ein poetischer Führer durch das Haus des Olympiers. Schön werden einmal in den Gefühlen des jungen Grillparzer die mächtigen Eindrücke jedes gebildeten und feinfühligen Besuchers geschildert:

„So war auch Dir zu Sinn, Du edler Schwärmer!
. . . Was-jahrelang inbrünstig Du erstrebt,
Nun greifst Du's mit der Hand, nun wird's erlebt:
Du stehst vor Ihm! Und doch, Du glaubst es kaum,
Daß Dir sein Wort ertönt, sein Blick erstrahlt,
Dem Du in jugendlichen Gluthen
Gleich einem Gott unirdisch Dir genaht,
Und da Du jetzt ihn siehst,
. . . Da übermannt Dich fassungsloses Rühren
Und denkend, daß Du Gast in solchem Haus,
In stürmische Thränen brichst Du aus."

Von A. G. Liebeskind's Verlag in Leipzig tragen wir noch einige Novitäten nach: Das liebenswürdige Heft: „Die Musik der armen Leute" von Heinrich Seidel, einige sehr dankbare Declamationsstücke, ernst und lustig, oft beides zugleich, also echter Humor. Den Preis verdient die hübsch componirte Schilderung der Berliner Hofmusik, eines der ansprechendsten Stücke, die Seidel gelungen. Ein echter Humorist kann auch der Wiener S. Fritz genannt werden, der vor Jahren mit seinen Junggesellenbriefen debutirte. In seinem neuen Gedichtbuche: „Aus ungleichen Tagen" lernen wir ihn als begabten Lyriker kennen und lieben, der die poetische Form in Ernst und Scherz virtuos handhabt und uns auch zu rühren und zu erschüttern vermag. Sein Geistesverwandter ist Hans Probst, der seine Gedichte keck und selbstbewußt: „Lieder sind wir!" betitelt. Da ist Alles frisch und warmherzig, ungekünstelt und gefühlt, ein offenes, sonniges Gemüth in Liedern. Den Componisten seien diese schon von Hause aus melodiösen Verse empfohlen.

Eine poetische Gabe kommt uns aus dem Verlage von Max Brunnemann in Kassel zu: Franz Treller's Epos: „Theuda", altgermanisch und wie schon die Form zeigt, von Scheffel und Tegnér beeinflußt, aber mit seinen wechselnden Rhythmen und stimmungsvollen Wortmalereien durchaus selbstständig. Die Handlung ist einfach, doch ausdrucksvoll gestaltet, und besonders die Naturschilderungen sind anschaulich und prägnant. Daß auch Frida Stork Talent hat, wissen wir schon von ihrem früheren Roman. Das neuvorliegende Buch: „Um den Glauben" behandelt ein ernstes Problem mit Ernst und entschiedenem Glück. Es ist gute Familienlectüre.

Die Schöpfung eines in tormentis, aber ungebrochenen Geistes und Humors schaffenden ewig jungen Fünfundsiebzigjährigen ist die Erzählung: „Das Signum Karl's des Großen" (Leipzig, B. Elischer's Nachf.). Der Verfasser, Karl Schultes, ist den Lesern dieser Blätter ein stets willkommener Mitarbeiter, mag er von seinen Freunden Gustav Freytag, Laube ꝛc. oder seinen Komödiantenjahren erzählen oder als alter Landsknecht eine Schnurre in Reimen vortragen oder im Feuilleton als Novellist auftreten. Wenn er in seiner „Maigela" die Tragödie seines heimathlichen Ansbacher Markgrafenhauses zu Anfang des vorigen Jahrhunderts behandelt, so ist das „Signum" gewissermaßen das Satirspiel dazu, denn es schildert mit Freisinn und Humor das unrühmliche Ende des gewaltthätigen Geschlechtes. Dieser letzte Markgraf Carl Alexander ist derselbe, der 7000 Landeskinder zur amerikanischen Blutarbeit an England verschacherte und endlich einer seiner Maitressen zu Liebe sein Land an Preußen verkaufte. Mit sicherer, jugendlich fester Hand hat Schultes das historische Gemälde entworfen und farbig und lebensvoll gestaltet. Alles in Allem ein echter, markiger Volksroman voll urwüchsigen Humors, aber dabei doch eine gute Kost für Alt und Jung im deutschen Bürgerhause. Hätten wir doch noch viele solche Volkserzähler! Die Hintertreppenromane wären längst auf den Aussterbeetat gesetzt.

Drei Novellen. Von Anselm Heine. (Berlin, Gebr. Paetel.) Der ersten Novelle: Peter Paul möchten wir die Palme reichen. Sie erzählt uns in meisterhafter Form von einem Pseudotalent, dem es vermittels seiner glänzenden Persönlichkeit und verschiedener Mittel, deren sein Ehrgeiz sich bedient, gelingt, alle Welt über die Echtheit seiner Begabung zu täuschen. Blind geworden, findet er ein ruhiges Glück; und nur in einem Augenblick tiefster seelischer Erschütterung, da er von einer Operation Heilung erwartet, lüftet er selbst den Vorhang und läßt einen Freund die Wahrheit sehen. Jetzt will er ein Leben der Ehrlichkeit leben! Aber die Untersuchung ergiebt, daß jede Hoffnung auf Heilung ausgeschlossen ist — und ein Jahr später findet der Freund den Blinden wieder in seinem lügenvollen Glück, umgeben von Menschen, die an ihn glauben. . . Die Schilderung des Milieus der Seelenstimmungen ist vortrefflich. — Die zweite Erzählung: Der Rosenstock führt uns in eine enge Kleinbürgerwelt, die durch eine einzige nicht in sie hineinpassende Handlung, den Kauf eines Rosenstockes, völlig erschüttert und umgestürzt wird. Am geistreichsten, wenn auch nicht der Form nach am ausgeglichensten, ist unstreitig die dritte und umfangreichste Novelle: Einklang. Zwei starke künstlerische Individualitäten werden durch die Liebe zu einander geführt und wollen in völligem Einklang eine Idealehe führen. Aber gerade dies allzuenge Zusammenleben und -streben bewirkt, daß die selbstlosere der beiden Naturen, die Frau, ihr Ich und damit ihr Glück, ihre Liebe, ihr Künstlerthum und selbst ihre Lebensmöglichkeit verliert. Die Betonung des Grundgedankens tritt manchmal etwas aufdringlich hervor, ein Mangel, dessen Geringfügigkeit jedoch zu der psychologischen Ausarbeitung und ihrer tragischen Kraft in keinem Verhältniß steht. Anselm Heine wird ohne Zweifel eine schöne literarische Zukunft haben. L. H.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Auf den Weihnachtstisch jedes deutschen Hauses gehören die

erzählenden Dichtungen
von
Richard Nordhausen.

Jost Fritz der Landstreicher. Ein Versroman aus den Bauernkriegen. **Dritte** Auflage. Preis gebunden M. 4.50.

Vestigia Leonis. Eine Erzählung aus den Tagen Heinrichs des Löwen. **Vierte** Auflage. Preis gebunden M. 5.—.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht aus dem Jahre 1890. **Dritte** Auflage. Preis gebunden M. 5.—.

N. ist ein Dichter von Gottes Gnaden. Sein Werk, das dem Bedeutendsten zugezählt werden muß, was die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der epischen Dichtung hervorgebracht haben . . . Ein unsagbarer Zauber ruht auf diesem Epos. (Hamburger Nachrichten.) — Wir möchten dem Werk eine besonders bevorzugte Stellung einräumen. (Kölnische Zeitung.) — Wie kläglich und kleinlich nehmen sich die Baumbachiaden und der Wolff'sche klingende Singsang aus gegen dies markige und mächtige, gluddurchwehte und begeisterungsvolle Zeit- und Streitlied! (Leipziger Zeitung.) — Dem Erzähler dieser Mär gebührt ein Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. (Nord und Süd.) — Die inhaltvollste und farbigste, erzählende Dichtung des Jahres. (Grenzboten.)

Verlag von Max Brunnemann in Kassel.
Soeben erschienen:
Franz Treller, Thenda.
Ein Sang aus grauer Vorzeit.
Preis geheftet M. 1.—; fein geb. M. 2.—.
Frida Storck,
Um den Glauben.
Erzählung aus dem 30jährigen Kriege.
Preis geheftet M. 4.—; geb. M. 5.—.

Für den Weihnachtstisch.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Graf Jarl.
Roman von **Hermann Heiberg.**
2 Teile in 1 Bde. 460 Seiten.
Broschiert M. 6.—. ✻ In eleg. Lnbd. M. 7.—.
Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Soeben erschien:
Arnold Fischer:
Die Entstehung des socialen Problems.
1. Hälfte. Preis des compl. Werkes M. 9.—.
Ein neues, hochinteressantes Buch über diese allbewegende Frage.
C. J. E. Volckmann, Verlag, Rostock.

Im Verlage der **Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft** (vormals J. F. Richter) ist soeben erschienen:
Neue Lieder
von
August Sturm.
Der neueren Dichtungen zehnter Band.
8. 112 S. Geh. 3 M.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin. Soeben erschien:
Gottfried Kellers
Leben. Seine Briefe und Tagebücher. ✻ Von Jakob Baechtold.
Dritter (letzter) Band. Geheftet 9 Mark; in Leinwand gebunden 10 Mark; in Halbfranz gebunden 11 Mark.
Früher erschienen:
Erster Band. Geh. 6 M.; geb. in Lwd. 7 M., in Halbfz. 8 M.
Zweiter Band. Geh. 8 M.; geb. in Lwd. 9 M., in Halbfz. 10 M.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

✻ Gediegenes Geschenkwerk! ✻
Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland
von **Dr. Graf Stillfried-Alcántara** und Prof. **Dr. Kugler.**
Illustriert von ersten deutschen Künstlern.
5. Auflage,
von Prof. Kugler neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart ergänzt.
Eleg. geb. m. Goldschn. Mk. 12.50.
Verlag von F. A. Berger in Leipzig.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

Neuigkeiten 1896

aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** *in* **Leipzig.**

Vergl. den kritischen Aufsatz in der vorigen Nummer (49) der „Gegenwart".

Sonnenschein in Schloss und Haus.

Ein Jahrbuch mit Beiträgen von

Baumbach, Seidel, Trojan, C. Busse, Hans Hoffmann, J. V. Widmann u. A.

Vornehm illustrirtes, fein gebundenes Prachtwerk für anspruchsvolle Bücherfreunde.

Gr. 4°. IV und 128 Seiten. Preis 15 Mark.

Enthält u. a. letzte Gedichte von Rudolf Baumbach, mit 12 nach der Natur photographirten Blumenstücken und 13 Heliogravüren nach alten Miniaturkupferstichen. Diese neuen Gedichte zeigen Baumbachs eigene Schriftzüge in Faksimiledruck.

Fernere Neuigkeiten für den diesjährigen Weihnachtstisch:

Erzählendes:

Hans Hoffmann, *Bozener Märchen und Mären. 8°. VII und 224 Seiten. Illustrirt von Kunz Meyer. Geheftet M. 3.—. Auch gebunden zu haben.*

Adolf Holm, *Holsteinische Gewächse, aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild). Gr. 8°. III u. 163 Seiten. M. 2.—. Auch gebunden zu haben.*

Fritz Zilcken, *Zwei Novellen. 1. Bruder Cölestin. 2. Die weisse Maus. Kl. 8°. V und 150 Seiten. Geheftet M. 1.50, fein gebunden M. 2.25.*

Gedichte:

Hans Probst, *Lieder sind wir! Inhalt: Libellen und Nachtfalter. — Es war einmal. — Bilder. — Verlassen. — Astern. — Ghita. — Schöpfungsgeschichte. — Nach acht Semestern. Kl. 8°. VII u. 100 Seiten. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.*

S. Fritz, *Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Zweite Auflage. Inhalt: Auf der Hochzeitsreise. — Ein Jour. — Vermischte Gedichte. — Ein Grabstein. Kl. 8°. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.*

Früher erschienen:

Carl Busse, *Träume. Kl. 8°. 157 Seiten. Geheftet M. 2.60.*

„Zwar in Prosa geschriebene, aber doch als schön abgetönte, kunstvolle Dichtungen wirkende Stimmungsbilder."

J. V. Widmann, *Jung und Alt. Zwei Novellen und Romanzen. 1. Der Zelter. 2. Die Königsbraut. Kl. 8°. IV u. 108 Seiten. Geheftet M. 2.—.*

Ein Doppelblick in anscheinend schon versunkene Wunderlande. „Ich mache keine Analysen, ich bitte euch nur: leset! Wem Poesie noch verständlich ist, der wird mir danken." **Rosegger.**

Max Georg Zimmermann, *Tante Eulalias Romfahrt. Mit Bildern von Kunz Meyer. Kl. 8°. 248 Seiten. In feinem, farbigem Umschlag geheftet M. 3.—.*

„... Einer der abgedroschensten Gegenstände der Literatur dürfte Italien sein. Um durch dieses Thema noch zu fesseln, dazu gehört eine eigenartige Persönlichkeit und ein starkes Talent. Beides befindet sich in Max Georg Zimmermann vereinigt."

Von den beliebten Schriften **Rudolf Baumbach's** *und* **Heinrich Seidel's** *sind stets verschiedene Bände im Neudruck begriffen.*

Genaues Verzeichniss findet sich in meinem neuen illustrirten Verlagskatalog, den ich auf Wunsch überallhin unentgeltlich und postfrei versende.

Die angezeigten Bücher sind durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar von mir zu beziehen.

Leipzig, *December 1896.* **A. G. Liebeskind.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Neutralitätsvertrag mit Rußland. Von Eduard von Hartmann. — Die höheren Schulen und der Sport. Von einem Schulmann. — **Literatur und Kunst.** Der Fall Dehmel. Von Franz Servaes. — Neues von Fritz Reuter. Von Lector. — **Feuilleton.** Liebe und Besitz. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Pfaff und Junker. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Der Neutralitätsvertrag mit Rußland.

Von Eduard von Hartmann.

Die sogenannte Bismarckpresse macht es der deutschen Reichsregierung zum schweren Vorwurf, daß der Neutralitätsvertrag mit Rußland im Jahre 1890 nicht erneuert worden, sondern statt dessen eine Annäherung an England erfolgt ist. Die antibismarck'sche Presse behauptet dagegen, daß der Neutralitätsvertrag offenbar schädlich gewirkt habe, weil während seines Bestehens die Beziehungen zu Rußland sich bis zur Gefahr des Kriegsausbruchs zugespitzt, nach seiner Aufhebung aber sich wieder freundlich gestaltet haben. Die Reichsregierung mußte sich mit unbestimmten Andeutungen und geschicktem Laviren begnügen, um keine Macht zu verletzen. Die Bismarckpresse hat nichts gethan, um die von ihren Gegnern hervorgehobenen Paradoxien aufzuklären.

Im Jahre 1884 befand sich Rußland in durchaus freundschaftlichem Verhältniß zu Oesterreich, aber in so gespanntem zu England, daß ein Kriegsausbruch von beiden Theilen in Aussicht genommen war. Für diesen Fall suchte Rußland die Rückendeckung der deutschen Neutralität und es hat seinen Zweck damit erreicht. England wagte nicht den russischen Vorstoß in Centralasien zu hemmen. Deutschland that damals recht, den Vertrag einzugehen, obwohl es keinen andern Vortheil dadurch erlangte als die Rückendeckung der russischen Neutralität im Fall eines einseitigen, von Rußland nicht im Voraus gebilligten, französischen Angriffs. In Frankreich war nämlich damals die Neigung zur einseitigen Wiederaufnahme des Krieges von 1870 im Wachsen und es kam Alles darauf an, daß Rußland veranlaßt wurde, den Franzosen klar zu machen, daß sie in solchem Falle schlechterdings nicht auf russische Hülfe zu rechnen hätten. Der Neutralitätsvertrag mußte offenbar Rußlands Interesse daran erhöhen, die Franzosen von einem Angriff abzuhalten, weil ein zweites Duell Frankreich für lange Zeit bündnißunfähig gemacht hätte. Deutschland wünschte die Erhaltung des Friedens, nicht weil es den Ausgang eines solchen Duells fürchtete, sondern weil es einen Krieg ohne entsprechenden Siegespreis scheuen mußte.

Im Jahre 1887 stand Rußland mit England auf ziemlich gutem, mit Oesterreich aber auf gespanntem Fuße wegen des Umschwunges, der in Bulgarien eingetreten war. Rußland wußte wohl, daß wir mit oder ohne Neutralitätsvertrag neutral bleiben würden, so lange russische und österreichische Truppen bloß auf dem außerösterreichischen Boden der Balkanhalbinsel mit einander in Conflict kämen, daß wir aber auch trotz Neutralitätsvertrages Oesterreich beistehen würden, falls Rußland den Kriegsschauplatz nach Oesterreich selbst verlegte. Einen isolirten Angriff Oesterreichs auf russisches Gebiet hätte das ungleich stärkere Rußland in größter Seelenruhe mit ansehen können, er lag aber auch ganz außer dem Bereich der Wahrscheinlichkeit. Ein dringendes Interesse zur Erneuerung der Verlängerung des Neutralitätsvertrages lag also für Rußland nicht vor, aber auch kein Grund, dieselbe abzulehnen. Denn der Vertrag ließ ihm völlig freie Hand im Schließen anderweitiger Bündnisse und gab schlimmsten Falls einen scheinbaren Rechtstitel ab, um Deutschland öffentlich der Vertragsverletzung anzuklagen, falls sich aus einem Conflict mit Oesterreich auch ein solcher mit Deutschland entsponnen hätte. — Für Deutschland selbst war die Sachlage dieselbe wie im Jahre 1884, nur daß das Auftreten Boulanger's die Aussicht auf einen zwecklosen Krieg mit Frankreich noch näher gerückt hatte. Kein Wunder, daß Bismarck damals die Verlängerung des Neutralitätsvertrages dringend wünschte, zumal er die heraufziehende Verschlechterung der Beziehungen zu Rußland nicht voraussehen konnte.

Im Jahre 1890, als abermals die Verlängerung des Vertrages in Frage stand, hatte Rußland sich schmollend auf das Abwarten und die Pflege seiner inneren Kräfte gelegt, und war dabei den französischen Bündnißwerbungen näher getreten. Seine Absicht ging jetzt offenbar dahin, die Lösung der Balkanfragen durch einen Krieg gegen Oesterreich und Deutschland im Bunde mit Frankreich durchzuführen, die Bestimmung des Zeitpunktes für diesen Krieg aber ausschließlich in seiner eigenen Hand zu behalten. Der Neutralitätsvertrag hinderte es nicht, zu jedem beliebigen Augenblick an Deutschland den Krieg zu erklären und von dieser Absicht Frankreich vorher so zu verständigen, daß dieses seine Kriegserklärung gleichzeitig oder eine Stunde später in Berlin überreichen lassen konnte. Aber er konnte ihm als eine Bürgschaft dafür dienen, daß ihm Ueberraschungen und Zwischenfälle erspart blieben, die es zu unzeitigem Losschlagen gezwungen hätten. Wenn Rußland sich erst ein wenig sperrte und zierte, so war das theils eine Nachwirkung der inzwischen eingetretenen Verstimmung, theils Berechnung, um einem Zugeständniß Wichtigkeit beizumessen, das gar keines mehr war.

Für Deutschland war die Sachlage im Jahre 1890 wesentlich verändert. Die Boulangiade war zwar abgethan,

Digitized by Google

aber die französische Heeresverstärkung war gesetzlich eingeführt, durch welche binnen wenigen Jahren die französische Wehrkraft der deutschen an Zahl überlegen werden mußte, wenn Deutschland nicht ebenfalls zu einer entsprechenden Heeresverstärkung schritt. Diese aber war praktisch durchführbar nur in Verbindung mit der zweijährigen Dienstzeit, und die zweijährige Dienstzeit scheute Bismarck als ein gefährliches Experiment, ebenso wie der alte Kaiser sie gescheut hatte. Der russische Neutralitätsvertrag mußte ihm nun als eine Rückendeckung erscheinen, die ausreichte, um sich mit einem an Quantität unterlegenen, wenn auch an Güte überlegenen Heere zu begnügen und die daraus herzuleitenden Bedenken zu beschwichtigen.

In der That reichte ja dieses Heer für ein Duell mit Frankreich aus, aber nicht für einen Krieg Deutschlands und Oesterreichs gegen Frankreich und Rußland. Das eingestandene Bedürfniß einer Rückendeckung durch den Neutralitätsvertrag hatte die russischen Ansprüche in's Unerträgliche gesteigert und uns Rußland gegenüber in eine demüthigende und Deutschlands nicht würdige Lage gebracht. Diese wenig erfreuliche Selbstbescheidung hatte uns aber eben so wenig wie der Neutralitätsvertrag vor einer Spannung der Beziehungen zu Rußland schützen können, die einer kriegerischen Verwickelung nahe kam. Ein einseitiger Angriff Frankreichs war nach der Beseitigung Boulanger's für die nächsten Jahre nicht zu befürchten, da die Franzosen doch erst das Wirksamwerden ihrer Heeresreorganisation abwarten mußten, wenn sie sich nicht um deren Früchte bringen wollten. Die Annäherung an England hatte schon Bismarck für den schlimmsten Fall eines europäischen Krieges gesucht und so weit gefunden, daß England eingestandener Maaßen mit seinen Interessen auf der Seite des Dreibundes stand. Die etwaige Verlängerung des Neutralitätsvertrags war von Seiten Rußlands jetzt nur noch eine nichtssagende Form, eine werthlose diplomatische Komödie, wie sie es eigentlich schon im Jahre 1887 gewesen war. Für Deutschland bedeutete sie nicht mehr und nicht weniger als eine verbindliche Form, das Fortspinnen eines Fadens der historischen Tradition, von dem man hoffen konnte, daß aus ihm sich später einmal unter günstigeren Verhältnissen wieder ein festeres Band werde weben lassen.

Unter solchen Umständen mußte die Verlängerung oder Nichtverlängerung des Neutralitätsvertrages als etwas Unwesentliches, als eine ziemlich gleichgiltige Formalität erscheinen. Es kam nur darauf an, ob die fortdauernde diplomatische Verbindlichkeit gegen das unfreundliche Rußland oder der stolze Verzicht auf sein Neutralitätsversprechen für den Fall eines unprovocirten Zweikampfes mit Frankreich mehr Aussichten bot, die Beziehungen zu Rußland wieder freundlicher zu gestalten. Thatsächlich hat Rußland sich uns wieder genähert, nachdem wir ihm gezeigt hatten, daß wir uns stark genug fühlten, sein Neutralitätsversprechen entbehren zu können. Aber es wäre ganz irrthümlich, die Nichtverlängerung des Neutralitätsvertrages als Ursache der Annäherung anzusehen, oder zu meinen, daß diese Annäherung unterblieben wäre, wenn der Neutralitätsvertrag verlängert wäre. Denn der alleinige Grund für diese Annäherung ist der wieder hervorgetretene Gegensatz Rußlands zu England in Folge der Verlegung des Schwerpunktes der auswärtigen russischen Politik nach Ostasien, und diese ist ganz ausschließlich durch den japanisch-chinesischen Krieg herbeigeführt. Wie die russische Kriegsgefahr am Ende der achtziger Jahre durch den bulgarischen Staatsstreich über uns verhängt worden ist, so verdanken wir die russische Wiederannäherung der kriegerischen Erhebung Japans, durch welche die über Europa lagernden Nebel blitzartig zertheilt worden sind.

Ob also der Neutralitätsvertrag mit Rußland im Jahre 1890 auf sechs Jahre erneuert worden wäre, das wäre, wie man jetzt rückblickend sagen kann, in Bezug auf die auswärtige Politik dieser sechs Jahre ohne Einfluß gewesen. Das Bündniß mit Frankreich zu befestigen war für Rußland so wie so eine gebieterische Nothwendigkeit, theils weil es eine zuverlässige Stütze für seine Anleihebedürfnisse, theils weil es die stärkste Seemacht als Helfer gegen England brauchte. Die französisch-russische Intimität mag durch die Nichtverlängerung des Neutralitätsvertrages ein wenig beschleunigt worden sein, wäre aber jedenfalls auch trotz der Verlängerung zu Stande gekommen und würde auch jetzt durch seine Wiedererneuerung nicht vermindert werden. In einer Hinsicht aber hätte damals seine Verlängerung geradezu unheilvoll gewirkt, wir hätten nämlich die Heeresverstärkung mit der zweijährigen Dienstzeit nicht erhalten, und Frankreich wäre uns heute schon militärisch weit überlegen. Deßhalb ist es als ein großes Glück für Deutschland anzusehen, daß die Verlängerung nicht erfolgt, und daß Fürst Bismarck als der mächtigste Gegner der zweijährigen Dienstzeit rechtzeitig in den Ruhestand versetzt worden ist. Durch die Heeresverstärkung sind wir nun Frankreich nicht bloß wie bisher qualitativ, sondern auch quantitativ so überlegen, daß der Gedanke an einen isolirten Angriffskrieg in Frankreich mehr und mehr im Schwinden ist, und wir zu seiner Verhinderung des russischen Neutralitätsvertrages gar nicht einmal mehr bedürfen. Gegen die Heeresreform verschwindet an Wichtigkeit Alles, was in diesen sechs Jahren zu Stande gekommen oder gescheitert ist, mit Ausnahme des vom Regierungswechsel unberührten bürgerlichen Gesetzbuches.

Nachdem nun die freundlichen Beziehungen zu Rußland wiederhergestellt sind, steht übrigens nichts im Wege, neue Verträge mit ihm abzuschließen, falls solche von russischer Seite nachgesucht werden. Wünschenswerth wäre dann nur, daß solche neue Verträge gleich sämmtliche Dreibundstaaten umfassen, wie es ja vielleicht auch mit den früheren der Fall war. Das Bündniß mit Rußland muß für jede deutsche Regierung das höchste der in der auswärtigen Politik zu erstrebenden Ziele sein; die Frage ist nur, ob man diesem Ziele dadurch näher kommt, daß man das freundwillige Entgegenkommen Rußlands ruhig abwartet — oder dadurch, daß man auf formelle Verträge Werth legt, hinter denen keine entsprechende Gesinnung steht.

Die höheren Schulen und der Sport.

Von einem Schulmann.

Als die Behauptung von der geistigen Ueberbürdung unserer Jugend auf den höheren Lehranstalten geflügeltes Wort zu werden begann, fand es nicht bloß bei vielen Eltern namentlich schwach begabter Söhne und im Kreise der Schüler selbst großen Beifall, sondern die Frage wurde auch in allerhand Zeitschriften als dankbares Thema eingehend erörtert, zuweilen in einer das Publicum geradezu beunruhigenden Weise. Zwar tauchten auch Zweifel an der Berechtigung des Vorwurfs auf. Man wies besonders auf das häufige Vorkommen von Schülerverbindungen hin und schloß daraus, daß, wenn zu derartigen die Studien beeinträchtigenden Ausschreitungen Zeit bliebe, es mit der Ueberbürdung nicht so schlimm sein könne. Aber da solche Einwände vornehmlich aus Lehrerkreisen kamen, so begegneten sie von vornherein einem lebhaften Mißtrauen. Man sah in ihnen eine nicht zu ernst zu nehmende oratio pro domo oder gar die eigensinnige Behauptung, daß Alles sehr schön sei und so bleiben müsse.

Es konnte daher nur mit Freuden begrüßt werden, daß der ganzen Frage an den maßgebenden Stellen eine eingehende Beachtung geschenkt wurde. Eine Anzahl Bestimmungen theils abhelfender, theils vorbeugender Art wurde getroffen. Die

Digitized by Google

Erholungspausen zwischen den einzelnen Lehrstunden wurden ausgedehnt, der hauptsächlich dem Gedächtniß zufallende Unterrichtsstoff wurde beschränkt, ein höchstes Maaß für die häusliche Arbeitszeit der einzelnen Classen festgesetzt und eine unausgesetzte strenge Controle, daß es nicht überschritten werde, angeordnet, kurz, es geschah das Mögliche, um das Schreckgespenst der Ueberbürdung mit ihren traurigen Folgen zu verscheuchen. Daß damit alle Beschwerden, auch die im Interesse unzulänglicher Begabung erhobenen, aus der Welt geschafft sein würden, hat wohl kein Einsichtsvoller erwartet.

Aber man begnügte sich nicht damit, den Forderungen an die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler gewisse Schranken zu ziehen, sondern suchte auch durch stärkere Betonung der körperlichen Ausbildung ein heilsames Gegengewicht gegen die geistigen Anstrengungen zu schaffen. Auch in dieser Beziehung fehlte es nicht an übertreibenden Vorwürfen von Vernachlässigung und Geringschätzung. Manche Tadler schienen seltsamer Weise ganz vergessen zu haben, daß die Kämpfer von 1866 und 1870, unter denen sich auch sehr viele ehemalige Schüler höherer Lehranstalten befanden, doch nicht gerade Mangel an körperlicher Ausdauer und Widerstandsfähigkeit bewiesen hatten. Verzeihlicher war die Unkenntniß früherer Verhältnisse. Manchen nämlich schien es unbekannt zu sein, daß schon vor drei bis vier Decennien an sehr vielen Anstalten dem Turnunterricht durchaus die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt worden war. Wir beispielsweise hatten im Sommer wöchentlich sogar vier Turnstunden; im Winter freilich stand es wesentlich ungünstiger. Aber der Grund lag nicht in der Unterschätzung dieses Unterrichts, sondern lediglich an dem Mangel geeigneter Locale. Man zeigte sich eben damals noch wenig geneigt, für zweckmäßige Turnhallen und entsprechende Geräthe die erforderlichen Geldmittel zu bewilligen, sondern glaubte, daß Schlittschuhlaufen und andere Wintervergnügungen einen ausreichenden Ersatz für die regelmäßigen Uebungen in nicht immer staubfreien Turnhallen gewährten. Auch begeisterte Turnfreunde sollen noch heute, wo es so erheblich besser steht, diese Ansicht über das Winterturnen theilen.

Sicherlich jedoch wird Niemand, der den heutigen Zustand mit dem früheren vergleicht, den erfreulichen Aufschwung, den das Turnen genommen hat, leugnen. Gründlichere Durchbildung der Turnlehrer, planmäßigerer Betrieb der Uebungen und Erschwerung der Dispensationen bezeichnen den Fortschritt.

Daß auch Turnspiele in den Betrieb des Turnunterrichts hereingezogen sind und daß dem Schwimmen wenigstens ein officielles Interesse gewidmet wird, kann man ebenfalls nur gutheißen. Zieht man nun noch in Betracht, daß wohl die meisten Lehrer dem Seume'schen Ausspruch, es würde Manches in der Welt besser gehen, wenn die Menschen mehr gingen, zustimmend ihre Schüler zu regelmäßigen Spaziergängen ermuntern, und daß da, wo die örtlichen Verhältnisse dies nicht geradezu erschweren, auch die meisten Schüler die Bewegung in freier Natur nicht vernachlässigen: so sollte man meinen, die Schule sorge innerhalb der ihr gesteckten Grenzen ausreichend dafür, daß zwischen der geistigen Anstrengung der Schüler und der Ausbildung und Pflege des Körpers ein richtiges Verhältniß stattfindet.

Aber es scheint, daß dies doch noch nicht für genügend angesehen wird; denn der Sport fängt an, auch in die Schulen einzudringen. Gewisse Arten des Sports sind jetzt Modesache, und man darf sich nicht wundern, daß auch diese Mode, wie jede andere, ihre Anziehungskraft namentlich auf die älteren Schüler ausübt. An sich ist es ja auch nichts Bedenkliches, wenn einmal einige Schüler auf dem Fahrrad — von seinem Gebrauch als nützlichen Beförderungsmittels sehe ich ab — spazieren fahren oder eine Wasserpartie unternehmen. Das Letztere haben wir — Fahrräder gab es noch nicht — dann und wann der Abwechselung halber auch gethan, und wo sich die Gelegenheit bietet, geschieht es auch heut noch in altgewohnter Weise — ohne daß ein sportsmäßiger Betrieb eingerichtet wäre.

Gerade in diesem sehe ich das Bedenkliche der Sache. Es handelt sich nicht mehr um eine gesunde körperliche Bewegung, sondern um die Aneignung einer besonderen Fertigkeit, die ohne zeitraubende Uebungen und große körperliche Anstrengungen nicht erlangt werden kann. Nicht die Erholung ist der Zweck, sondern es wird ein Ziel des Ehrgeizes, möglichst große Strecken in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen oder einen Gegner um so und so viel Minuten zu schlagen. Hierin liegt, für Schüler wenigstens, eine doppelte Gefahr. Zunächst die der körperlichen Uebermüdung, die nach vertrauenswürdigen Urtheilen die geistige Frische zu erhöhen durchaus nicht geeignet ist.

Kräpelin, auf dessen Broschüre „Ueber geistige Arbeit" (Jena, Gustav Fischer, 2. Aufl., 1896) gerade diejenigen, die viel von geistiger Ueberbürdung reden, hinzuweisen pflegen, sagt auf S. 17: „Jedenfalls ist es grundfalsch, körperliche Anstrengungen irgendwie als zweckmäßige Vorbereitung für geistige Arbeit anzusehen. Ausgedehnte, unter meiner Leitung durchgeführte Versuche haben ergeben, daß schon ein einfacher 1—2stündiger Spaziergang beim Erwachsenen die geistige Leistungsfähigkeit für längere Zeit, mindestens in demselben Maaße herabsetzt, wie etwa einstündiges Addiren. In beschränkterem Umfange gilt das bestimmt schon für weit geringfügigere körperliche Anstrengungen." Die Nachwirkungen einer mit Anspannung aller Kräfte unternommenen mehrstündigen Rad- oder Bootfahrt, bei der vielleicht noch einige Schöppchen Bier getrunken werden, lassen sich danach ermessen!

Aber zu der Arbeitsunlust und Arbeitsunfähigkeit, den unausbleiblichen Folgen körperlicher Ermüdung, kommt noch ein zweites schweres Bedenken: die Verminderung des wissenschaftlichen Interesses überhaupt. Eine französische Zeitung brachte unlängst die Bemerkung, daß mit dem Ueberhandnehmen des Radsports das Bedürfniß, ein Buch zu lesen, so erschreckend abgenommen habe, daß die Druckereibesitzer demnächst gezwungen sein würden, ihre Druckereien in Fahrrad-Fabriken umzuwandeln. In diesem Scherz liegt viel Wahrheit. Das Streben, sich große Fertigkeit anzueignen, die Lust seine Geschicklichkeit auch im Wettbewerb zu zeigen, verrücken, abgesehen von dem Aufwand an Zeit, den Schwerpunkt des Interesses, namentlich bei solchen Schülern, denen die Denkarbeit an sich schwer fällt und nun ein willkommenes Gebiet erschlossen ist, auf dem sich ohne Anstrengung des Kopfes durch Arme und Beine Anerkennung gewinnen läßt.

Es wäre nicht uninteressant, wenn einmal eine Untersuchung darüber angestellt würde, wie viel Schüler einer höheren Lehranstalt einem in's geistige Gebiet gehörenden Sport obliegen. Ich fürchte, daß die Zahl derer, die privatim noch irgend einen fremden Schriftsteller — gleichviel ob einen antiken oder modernen — lesen, geschichtliche oder geographische Studien für sich treiben oder irgend ein specielles Gebiet nebenbei pflegen, wie es doch vor Jahrzehnten noch der Fall war, jetzt verschwindend gering ist. Vielleicht daß sich hier und da noch ein literarisches Kränzchen findet!

Körperliche Kraft und Gewandtheit sind gewiß erstrebenswerthe Vorzüge; aber geistige Kraft und Gewandheit sind für junge Leute, die sich wissenschaftlichen Studien widmen oder sonst einen Beruf mit vorwiegend geistiger Thätigkeit ergreifen wollen, ungleich wichtiger.

Mit der Pflege der Gesundheit hat der Sport absolut nichts zu thun; dafür reichen Turnen, Schwimmen u. s. w. aus. Er droht aber, ein zeitraubendes und zerstreuendes, das wissenschaftliche Streben sicherlich nicht förderndes Element im Schulleben zu werden. Daher: videant consules!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Der Fall Dehmel.

Von Franz Servaes.

In der Seele jedes künstlerisch gearteten Individuums giebt es einen dunklen Punkt, wo der Nicht-Künstler und der Künstler sich wie zwei feindliche Brüder gegenüberstehen. Es ist sehr schwer, diese schmerzhafte Stelle in einem Einzelfalle präcis, gleichsam mit wissenschaftlicher Genauigkeit, zu bezeichnen; wiewohl der Umkreis immer derselbe ist. So oder so betrifft's das sexuelle Gebiet. Fast alle Gleichgewichtsstörungen der künstlerischen Psyche gehen von dort aus, wenigstens, so weit sie typischer Art sind. Der Ursprung der Kunst sitzt tief im Geschlechtlichen drin. Aber das Geschlecht, sich selber überlassen, will etwas Anderes als die Kunst. Es muß gleichsam erst eine Transponirung der Geschlechtsempfindung stattgefunden haben, damit eine Kunstempfindung zu Stande kommen kann. Daher hat diese gewöhnlich die Tendenz, ihren Ursprung zu verleugnen. Vielleicht liegt da ein feines Schamgefühl zu Grunde. Noch wahrscheinlicher indeß ist ein Mitspielen der dumpfen Erkenntniß, daß da etwas Gefährliches im Schwange ist. Die ursprüngliche Geschlechtsempfindung ist zu benachbart, zu nahe, als daß sie nicht zu fürchten wäre. Sie ist gleichsam nur maskirt, hat ein schimmerndes Gewand angezogen, trägt vielleicht einen Heiligenschein, und selbst eine Dornenkrone. Sie kann jählings hervorbrechen, durch alle diese Hürden, ein reißender Wolf, mitten in die Lämmerheerde frommer künstlerischer Gedanken. Die Andacht, die Contemplation ist dahin. Das Gemeine hat wieder einmal triumphirt. Der Uebermensch erlag dem Allzumenschlichen. Was so in einzelnen Augenblicken verheerend auftreten kann, das vermag in der Summe der Momente und kraft der Mitwirkung eines bewegenden Erlebnisses den ganzen Menschen und das ganze Leben und Streben zu gefährden, aus der Bahn zu lenken. Gerade weil ohne starke Sinnlichkeit der Künstler nicht denkbar ist, ist sie für ihn ein bedrohliches Element. Vernichten darf er sie nicht, — das wäre Selbstvernichtung. Sie an die Kette zu legen, ist auch nicht rathsam — damit sie ruhig sei, muß sie manchmal ausschweifen. Er muß gleichsam fort und fort mit ihr parlamentarisch verhandeln, damit sie wenigstens leidlich vernünftig oder doch nicht allzu unvernünftig sei. Bringt er es dabei zu einem halbwegs sehenswerthen Ergebniß, so wirft er sich wohl schon in die Brust und spricht von „Selbsterziehung".

Jedenfalls ist Selbstzucht für den Künstler ein unerläßliches Mittel, sich und seine Art im Kampf um's Dasein zu behaupten. Sie ist sein „Wille zur Macht", nicht über die Kleinen, sagt Richard Dehmel, sondern über den Einen, das Ich. Der Ausbau des „Ich" aber ist die eigentliche Aufgabe des Künstlers. Und stets muß er als Herrscher dastehen, über dem Ich. Aber er sehe zu, daß, was er zu beherrschen hat, auch etwas sei. Daß er sein Ich nicht verkrüppele, nicht schwäche, bloß, um die Herrschaft darüber nicht zu verlieren. Das eben ist seine höchste Virtuosität, stets die Zügel in der Hand zu behalten, und doch mit seinem Ich etwas zu wagen. Es muß Kunstsprünge ausführen können, und auch auf schlüpfrigem Boden und steilen Pfaden noch zu gehen vermögen. Und Muth muß es haben. Im Bestehen der Gefahr erst zeigt sich seine Kraft und seine Tugend.

„Noch hat Keiner Gott erflogen,
Wer vor Gottes Teufeln flüchtet —"

sagt abermals Richard Dehmel.

Man muß es diesem Dichter*) nachrühmen, daß er weder vor Gott noch vor Gottes Teufeln Angst hat, daß er vor den Einen nicht „flüchtet", wenn er den Anderen „erfliegen" will. Wissentlich und willentlich sucht er die Gefahr. Fragen wir uns, wie weit er der Gefahr — gewachsen ist.

Der „Wille zur Macht" ist bei Richard Dehmel, nicht gering, und zwar nicht bloß über „den Einen", sondern auch über die Kleinen, und vielleicht auch nicht wenig — über die Großen, oder doch Gleichstrebenden. Ein ungewöhnliches Gefühl für die eigene Kraft leitet ihn dabei.

„Ich bin die Fluth,
Ihr — seid die Klötze" —

mit diesen Worten begrüßt er uns, gleich auf den ersten Seiten seines ersten Buches. Diese ersten Seiten sind überhaupt sehr lehrreich. Immer die späteren Entwickelungen klar in's Auge gefaßt, schenken sie uns bereits den ganzen Dehmel.

Schroff und trotzig, selbst protzig, tritt er mit seiner Individualität heraus. Ohne Weiteres erläßt er einen „Fehdebrief", worin er aus seinem Hassen und Verachten nicht den leisesten Hehl macht. Das „Mittelstraßenleben" belegt er feierlich mit Acht und Bann, und er weiß, daß er damit die Fülle der Widersacher gegen sich heraufbeschwört. Indeß —

„Ich lege eher nicht das Schwert von Händen,
Bis Wunden oder Kronen mich ermatten;
Und eher nicht entgürt' ich meine Lenden,
Bis im Olymp ich — oder bei den Schatten!"

Dies wäre das Ringen um Gott. Doch die Teufel flattern gleich hinterher.

„Ich will ergründen alle Lust,
So tief ich dürsten kann;
Ich will sie schlürfen ganz und gar,
Und stürbe ich daran."

Dies ist aber erst der einfache Gegensatz. Der individuelle Fall ist weit complicirter. Zwei Seiten vorher bekamen wir zu lesen:

„Nach Liebe, Liebe schrie es laut in mir,
Nach einem Herzen, das für mich nur schlüge,
Für mich, für mich, der — selber lieblos immer!"

Und auch was diese Complication bedeutet, ist dem Dichter tief bewußt. In äußerster Erschütterung fährt er fort:

„Da brach's empor, da sah ich nackt mein Weh
Und sah's und schlug die Hände vor's Gesicht
Und warf zur Erde mich und weinte."

So hat sich der ganze Mensch vor uns entblößt. Aber muß er nicht ein großer Dichter sein, der Mensch, der sich so vor uns zu entblößen wagt? und selbst, der solches zu entblößen hat?! Die Mittelstraßenmenschen pflegen friedlicher, „glücklicher" organisirt zu sein.

Armer Dichter! der du nicht Liebe, sondern nur — Wollust zu empfinden vermagst! dem vielleicht die Liebe von der Wollust wegstrebt, weil sie dir ein zu reines, ein zu heiliges, „göttliches" Gefühl ist! Wollust ist Liebe zum Teufel. Dann ist wohl die Liebe — Wollust zu Gott?! Bei Dehmel wenigstens will's mir so erscheinen.

Ja, auch sein Gottsuchen hat etwas von Wollust. Die Wollust ist überhaupt sein Ton, die Wollust des Ekstatikers. Die geht in's Verstiegene, wohin sie auch geht. Sie hat etwas Unersättliches, Wildes. „Nach Seele dürstend, wie nach Blut" — so brünstig, so irdisch ist sein geistiges Begehren.

„Ich forsche nicht, wo meines Reiches Grenzen;
Ich weiß nur, aufwärts muß ich immerdar!
Nur immer fliegen, wie der Adler fliegen,
Den es empor zum Quell des Lichtes reißt."

*) Werke von Richard Dehmel: „Erlösungen. Eine Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen", 1891. „Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch", 1893. „Lebensblätter. Gedichte und Anderes", 1895. „Der Mitmensch", Drama, 1896. „Welt und Weib", Gedichte, 1896. — Jetzt sämmtlich im Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Digitized by Google

Das sind Worte, die schon der Jüngling sang. Sie erinnern mich an den jungen Klopstock. Und mit Klopstock hat wohl Dehmel manches Gemeinsame, in der Unbedingtheit seines idealistischen Suchens, und oft auch im Ton seiner Oden und Dithyramben. Ist es nicht klopstockisch, wenn er sich zum Sprecher macht für „die Sehnsucht dieser Erde, die opfernd um die Sonne schweift"? Und war nicht auch Klopstock ein Ekstatiker? Freilich ein seraphischer, während man Dehmel wohl einen dämonischen nennen muß. Und der kommt zu Gott kaum je in ein reines Verhältniß. Es bleibt immer etwas Schwankendes, Unsicheres darin. Dehmel hat dafür in seinem Drama „Der Mitmensch" einen äußerst prägnanten Ausdruck gefunden. Da sind zwei Brüder, und es ist wohl erlaubt, sie für die Repräsentanten der beiden Wesenshälften des Dichters zu nehmen. Der Eine ist ein schaffender, bauender Künstler, mit dem Blick nach oben. Der Andere blickt bohrend und grübelnd zur Erde, seine Skepsis macht ihn unproductiv, er kann nur „Mitmensch" sein. Und über dessen Lippen kommt es, in einer Scene des letzten Aktes: „Gott ist das Unklare". Er meint: Ich glaube wohl an einen Gott, aber ich weiß mich von seinem Anblick verbannt; er ist die Summe meiner unendlichen Kräfte, die aber nicht wissen, wohin! — Der andere Bruder hat dieses Wort Anfangs überhört. Erst später meint er, so ganz gelegentlich: Du hättest eben so gut sagen können: „Gott ist das Klare!" Ja, für ihn ist er das Klare. Er weiß sich eins mit seinem Streben. Er glaubt an sich und an sein Ziel. Das Helle, Freudige, dem er zustrebt, das ist ihm eben „Gott".

„Gott ist das Klare" — „Gott ist das Unklare" ... Ich glaube, Dehmel selbst sieht seinen Gott in beiderlei Gestalt. Die Wandlungen seiner Seele laufen in dunklen Zickzacklinien. Bald ist er Schauender, ruhig und bewußt. Bald tappt er im Nebel, unselig, und rufend. Er kann vor uns hintreten, priesterlich-feierlich, schwelgend gleichsam im höchsten, klarsten Bewußtsein. Er hat dann die Kraft, der Menschheit neue Ziele zu stecken, weil er tief und sicher fühlt, wohin die Menschheit treibt. Und knapp und herrlich faßt er den Beruf des Künstlers dahin, daß er „Werkzeug der Gattung" zu sein habe, im Ringkampf um die ewige Fortentwickelung, daß in ihm „die Triebe, die Gefühle in ihren Wandlungen von gestern zu morgen" sich zu enthüllen haben. Das ist genau das, was auch ich vom Künstler immer geglaubt und gelehrt habe: er soll ein Pionier der Menschheit sein und sich kühn hinauswagen in unerschlossene Seelengebiete. Er soll Stimmungen, „innere Erlebnisse", „Visionen" festhalten, die die Menschen von gestern noch nicht kannten, oder die sie doch noch nicht zu bannen wußten, weil sie ihren Werth noch nicht fühlten, die Bereicherung der menschlichen Sensibilität. Auf diesem Gebiet aber ist Dehmel's Lyrik durchaus heimisch. Er hat Nervenschwingungen gehascht und fixirt, in denen sich Tiefstes, Geheimstes offenbart, und die doch so rasch und dunkel vorüberhuschen, daß sie unser stumpfer Blick kaum oder gar nicht wahrzunehmen vermag. Zumal in „Aber die Liebe" (immer noch seinem besten Buch, vielleicht weil es sein bahnbrechendes ist!) finden sich manche Gedichte, die unbedenklich als Neuerwerbungen auf dem Gebiete der menschlichen Gefühlswelt anzusprechen sind. Ich meine damit hier weniger die visionären, traumhaften Gedichte, sondern diejenigen, in denen sich eine erlebte Situation widerspiegelt, wie „Einsamkeiten", „Es war einmal", „Nur", „Mondnächte", „Aufblick" und verschiedene aus den „Verwandlungen der Venus"; dann aber auch „Unsere Stunde" aus „Lebensblättern". Hier und oft erscheint mir Dehmel als einer der hervorragendsten Mitarbeiter an dem Ziele, dem wir Alle zustreben, der Erschaffung des „neuen" Menschen. Das ist auch wohl der einzige Weg, auf dem die Dichter und Künstler für die „Zukunft" der Menschheit besorgt sein dürfen. Das Andere können sie getrost, oder müssen es, wohl oder übel — der „Geschichte" überlassen.

Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß Dehmel sich von seinem kalten Denken auch manchmal zu abstracten Constructionen hinreißen läßt. Er erscheint dann als „Hahnrei seines Bewußtseins", wie ihn ein witziger Freund einmal getauft hat, worüber er halb schmollend halb humorvoll quittirt. Die inneren Bedrängnisse „fühlend zerdenken", so hat er das selber einmal formulirt. Und in der That erscheint er zuweilen mehr als der Zerdenker, denn als der naive Fühler seiner Gefühle.

Neben dem Menschheitspriester steht nun aber das erotische Individuum. Betrachten wir die Kehrseite von Dehmel's Dichternaturell hier zunächst lediglich objectiv, — jenseits von Gut und Böse! —

Als er sich verheirathete, da hat er ein sonderbares Dichtwerk von sich gelassen, eine Art Textbuch zu einem weltlichen Oratorium, „Liebe und Ehe". Da treten die Genien der Lüste und der Pflichten widereinander auf; die armen Menschen fühlen sich von ihnen hin und her gezerrt, wie auch vom Genius der Ordnung und der Kraft; schließlich weiß aber der Genius der Menschheit den harmonischen Ausgleich zu finden und stiftet so Beruhigung. Dieses Gedicht wirkt auf mich wie eine ziemlich verunglückte, daher auch recht abstract gerathene Selbstbeschwichtigung des Dichters, an die er in seinem Innersten wohl selber nie geglaubt hat. Vielleicht hat er sich bloß vorübergehend betäubt, diesmal der unverfälschte „Hahnrei seines Bewußtseins". Sein enthusiastisch-explosives Temperament mußte aber bald die „Rosenbande der Ehe" mit brutaler Ekstase durchbrechen, er, der von der ungütigen Natur dazu verurtheilt war, immer lieblos zu bleiben, und immer Liebe zu begehren. Die Unseligkeit dieser individuellen Complexion hat nun Dehmel durchaus nicht etwa leicht hingenommen. Er ist sich bewußt, daß der nie ganz zu beschwichtigende Widerstreit zwischen Blut und Hirn bei ihm auf krankhafter, epileptiformer Basis erwuchs. Er kniet vor seinem Weibe, beichtet ihr von dem „trüben Wahnsinn, der gräßlich in mir lacht und schreit", enthüllt vor ihr sein „innerst Sündenangesicht". Er schildert Albdruckerscheinungen, wie ihn um Mitternacht sein „rasend klopfendes Herz" weckt, wie sich „mit klagenden Augen ein geliebtes Gesicht aus blassen Kreisen ringt", und wie Hände nach ihm greifen, die ihn erwürgen wollen, „für eine Schuld ..." Und in unruhevoll pochenden Versen findet er jene geniale Ausdeutung seiner verborgensten Individualität, wenn er sich als den Bastard des Sonnengottes und des Vampyrweibes hinstellt. So ist also in den Anfechtungen des Menschen zunächst der Dichter in staunenerregender Weise erstarkt. All' diese Selbstdurchwühlungen, diese schrankenlosen Bekenntnisse, halben Anklagen und stockenden Rechtfertigungen (aus „Aber die Liebe") zeigen uns Dehmel auf der souveränen Höhe seiner Dichterkraft. Das dunkle unheimliche Temperament des Mannes, die lauernden Gefahren, die er mit sich herumträgt, die nie ermattende Ringergluth bringen einen — man verzeihe: aber ich weiß mich nicht anders auszudrücken! — einen Beethoven'schen Zug in seine Geistesphysiognomie. Und wenn es ihm dann gelingt, die Berge von sich herunterzuwälzen, als triumphirender Mensch dazustehen, und frei nach oben zu schauen, in's „Klare" — dann wird dieser Zug noch verstärkt. Und wir verstehen, was es heißt, wenn dieser Mann, in mystischer Seelenliebe, zu der betrogenen Gattin immer wieder zurückgezogen wird, Reinheit, Entsühnung heischend.

Aber als der Zerdenker seiner Gefühle läßt er diese Büßerstimmungen, für die er dichterisch so großartigen Ausdruck findet, doch keineswegs Herr über sich werden. Und so bleibt es uns denn erspart, ihn, gleich Verlaine, zuböserletzt in reuiger Zerknirschung am Fuß des Kreuzesstammes zusammenbrechen zu sehen. Er bewahrt auch hier seine Haltung. Er weiß, daß er für die Sonderart seiner Blutmischung nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Wohl leidet

Digitized by Google

er unter sich. Aber er knickt nicht unter sich zusammen. Dem Blick der Furie selber hält er mannhaft Stand. Er kennt ja sein

„— — Herz so wild,
Weil es Meere braucht,
Wenn der Sturm in's Blut mir taucht."

Der Christ erkennt darin vielleicht den Fluch, der auf der Creatur liegt. Der moderne Immoralist hingegen weiß: es ist ein individuelles Geschick, das so gut wie andere ertragen werden muß, mit dem man abrechnen muß, das man unter sich bringen muß. Und so ruft denn der Dichter sich selber zu:

„Laß ab! was willst Du? Um Dich Grauen
Und — voll von Sonnen steht die Welt!"

Und kräftiger noch, bewegter noch, und jauchzender:

„Hinein, hinein mit blinden Händen,
Du hast noch nie das Ziel gewußt;
Zehntausend Sterne aller Enden,
Zehntausend Sonnen stehn und spenden
Dir ihre Strahlen in die Brust."

Seit Jahrmillionen rollen die Welten, nur ihren eigenen Gesetzen folgend, durch's Universum. Jahrmillionen werden sie weiter, immer weiter rollen, in harmonischem Schwung. Und da steht nun der Mensch, möchte sein „Leid" und seine „Schuld" zu etwas Ungeheuerlichem aufblähen, und ist doch nur ein winziges Staubtheilchen der ewigen und unzerstörbaren Materie. Kann er ein anderes Ziel haben als die eigene Beseligung? Was häuft er denn diese Bitternisse um sich auf? diese Scrupel und Zweifel? Will er das Talent zur Freude denn gänzlich einbüßen, weil er sich selber so schwer nimmt und unaufhörlich drückende Probleme wälzt? Freilich, es geht so viel Neues in ihm vor, und das Neue kann noch nicht recht heraus, schmerzhaft sucht es einen Ausweg. Aber darum mißmuthig werden? „Seht zu, ihr Künstler!" — diesen prophetischen Trost spendet uns Richard Dehmel — „unter all' der Unlust heute ringt die neue Lebenslust!"

„Die neue Lebenslust!" Das ist es! Das ist die Besiegung auch des Teufels! Das ist die Eintracht zwischen Teufel und Gott! Das ist vor allen Dingen — die neue Unschuld!

In seinen Kinderliedern, die so naiv-schalkhaft klingen, hinter denen aber doch ganz im Geheimen das große, das unvergeßbare „Wissen" schwingt, hat Dehmel einen Theil jener neuen Unschuld für sich errungen. Er hat dort Töne, so zart und heiter, wie man sie bei diesem dunklen Grübler nicht erwarten sollte. Sein Humor hat sonst eher einen Zug in's Grotesk-Diabolische. Wie mit Goya'schen Fratzengespenstern unterhält er uns, in grausigen Clown-Späßen! Aber dort, und wenn er sich dem Volksliede nähert, wenn er die Last der Probleme von sich abgeworfen hat, dann wird er gleichsam zum Sonnenstäubchen, das im Licht fliegt und sich freut. Wie reizvoll ist das „Gondelliedchen", mit dem sein neuestes Buch anhebt:

„Bitte, bitte Vögelchen:
Schiffchen hat 'n Segelchen,
Segelt über's Meer:
Vögelchen komm' her!
Komm' und setz' Dich, laß Dich wiegen,
Warum willst Du immer fliegen,
Machst es Dir so schwer!

Singe kleiner Passagier!
Wenn die großen Wellen krachen,
Wird Dein Lied uns ruhig machen . . ."

Auf dem gelungenen Umschlagsbild von Hans Baluschek sehen wir das Vögelchen hoch auf dem Maste sitzen. Drinnen aber sind zwei Passagiere: der Teufel mit der Laute und der Engel mit der Harfe. Die fahren friedvoll mit einander in die Welt hinaus. Das scheint mir sehr lieblich und zutreffend erfunden.

Neben dieser philosophischen Beruhigung giebt es aber auch noch eine zweite: die artistische will ich sie nennen. Dehmel ist unzweifelhaft der sorgsamste, unermüdlichste, rastloseste Arbeiter der jüngeren deutschen Dichterschule. Es gewährt einen ganz eigenartigen Hochgenuß, ihn als den Corrector seiner eigenen Gedichte thätig zu sehen. Etwa zwanzig oder fünfundzwanzig Dichtungen seiner ersten Sammlung hat er nach und nach in die späteren Bände wieder aufgenommen — aber was ist mittlerweile aus ihnen geworden! Ich habe wohl so ziemlich sämmtliche Bearbeitungen genau mit einander verglichen, und ich habe nicht genug finden können an staunender Bewunderung für diesen wirklich sublimen Grad von Selbstkritik, für diese gewaltige Sprachmeisterschaft, für dieses untrügliche rhythmische Gefühl. Jugendliche Trivialismen, wie sie früher zuweilen mit unterliefen, vage Wendungen, undeutliche Bilder, Halbheiten, Uebertreibungen, alles ist mit Unerbittlichkeit ausgemerzt, und Schwung, Charakteristik, kühne Schönheit treten dafür an die Stelle. Beispiele kann ich hier leider nicht geben. Ich fordere aber Jeden, der lernen will, zu emsigem Studium auf. Der wollüstige Grundzug in Dehmel's Naturell findet in dieser sprachlichen Formbehandlung seine adligste, machtvollste, abgeklärteste Bethätigung. Er ist hier ganz und gar aufgegangen in's Aesthetische. Und dadurch verleiht er auch dem Menschen Festigkeit und Drüberstand. „Dieses ist der Kunst ewige Eigenschaft: die Gewalt des Rhythmus über die Natur" — so lesen wir schon in „Erlösungen". Ich finde dieses Wort völlig erschöpfend. Genau interpretirt, giebt es uns das Wesen der Kunst. Ich finde es aber auch ganz besonders anwendbar auf Dehmel's eigene Dichtung. Sie ist ein fortgesetzter Triumph des Rhythmus. Und sie zeigt dadurch nicht bloß den äußeren Stoff, sie zeigt auch den Dichter selbst: gebändigt! —

— — Aber ich muß von der Höhe meiner Bewunderung ein wenig wieder herabsteigen. Ich muß ein etwas trübes Nachwort schreiben. Es betrifft Dehmel's neueste Gedichtsammlung „Weib und Welt". Ich finde, daß der bereits errungene innere Ausgleich hier vielfach wieder verloren gegangen, zum mindesten in Frage gestellt ist. Es ist ja begreiflich, wenn auch die stärkste Ringergluth schließlich gedämpft wird. Nur abgemattet sollte sie nicht sein, nicht abgestumpft. Man darf den lieben Gott nicht so leichter Hand den bösen Teufeln zum Spielzeug überlassen. Man soll nicht Dinge als selbstverständlich behandeln, die es im Grunde — nicht sind. Viele der neuen Gedichte behandeln ein Verhältniß zu einer fremden, verheiratheten Frau. Daran mag vom reinästhetischen Standpunkt nichts auszusetzen sein. Aber interessant wird solch ein Fall doch erst, ein Menschheitsdocument, wenn eine gewaltige entschlossene Leidenschaft dahinter steht, die alle Schranken, irdische und überirdische, sprengen will. So hätte der frühere Dehmel sich wohl zur Sache gestellt. Der jetzige ist müder, mürber. Eine peinliche Freudlosigkeit liegt über dieser ganzen Liebesaffaire, etwas Welkes, Moroses. Es ist ein Hin- und Hergezerre, eine ewige Halbheit. Und was das Bedenklichste ist: nicht bloß der Mensch, auch der Dichter wird müde, wird matt. Es ist oft etwas von cynischer Kälte in ihm, von gesuchter Spitzfindigkeit. Nichts von dem früheren gewaltigen Rütteln an den Gesetzen der Menschheit und Menschlichkeit. Kein Gottsucher mehr, ein alter Roué scheint manchmal zu uns zu sprechen.

Ich zweifle nicht im allermindesten, das dies bloß eine trübe Etappe in Dehmel's Entwickelungsgang, in seinen „Seelenwandlungen" ist. Dafür bürgt die auch in den schwächeren Gedichten stets gewahrte formale Meisterschaft und Besonderheit. Dafür bürgen ganz besonders die auch in diesem Band hin und wieder eingestreuten „Perlen". Hat man das Buch schon halb mißmuthig zu Ende geblättert, dann kommt man plötzlich in ein großes, seliges Staunen. Auf ein Gedicht stößt man da, das an Pracht des Klanges

Digitized by Google

und der Diction wahrlich seines Gleichen sucht. Und niemals scheint mir das Verhältniß von Mann und Weib tiefer erfaßt, classischer ausgedrückt worden zu sein als eben hier.

Auf, mein schwarzer Zauberer, auf,
Eile, spinne Gold, es tagt,
Schmücke Deine stolze Magd!
Laß die Strahlen nicht verwittern,
Die vom Morgensterne splittern!
Heute Mittag muß die Erde
Sich entzücken am Geschnauf
Deiner wilden Siegespferde —
Auf, mein goldener Zauberer, auf!

So hebt es an, mit der Sprache des Weibes. Und der Mann antwortet, in gleichen und doch völlig anderen Tönen. Vier Mal wird so Zwiesprache gehalten, an den vier verschiedenen Tageszeiten, und Beider Seelen wandeln sich unablässig vor uns. Bis dann der gewaltige Schluß kommt, in dem Dehmel, der Dichter, sich noch einmal in seiner Größe vor uns hoch reckt!

Ja, auf, du golden-schwarzer Zauberer! Auf!

Neues von Fritz Reuter.

Seit Luising Reuter am Abhange der Wartburg die treuen Augen geschlossen, folgen sich die Reliquien aus Fritz Reuter's handschriftlichem Nachlaß. Dem tragischen Briefwechsel des stud. jur. Reuter mit seinem Vater folgt nun in zwei Bänden ein heiteres Seitenstück in Reutererinnerungen des unermüdlichen Karl Theodor Gaedertz*), die mit ihrem reichen Bilderschmuck und anmuthigen Text der noch immer großen Reutergemeinde ein vollkommenes Buch sein werden. Ihrer Liebe überlassen wir gerne den anheimelnden Kleinkram, die anekdotenhaften Notizen, die hübschen Jugend- und Heimathbilder, und heben für unsere Leser die für den Menschen und Dichter bezeichnenden und bedeutsamen neuen Aufschlüsse heraus, wie z. B. über den Dramatiker Reuter. Wir kennen von ihm bisher nur drei veröffentlichte und aufgeführte Stücke, aber es giebt oder gab wenigstens noch ein viertes, von dem nun Gaedertz zwar leider nicht das Manuscript aber doch Mittheilungen zu Tage fördert.

Reuter war während seiner Besuche bei Freunden in Rostock, die in dem vor'm Steinthor gelegenen Gasthaus „Altona" kegelten und kneipten, mit dem Director des Tivolitheaters Heinrich Behr und dem Capellmeister Rudolf Schöneck persönlich bekannt und von Letzterem gebeten worden, zu seinem Benefiz eine Komödie zu ersinnen, wozu er die Musik componiren wollte. Der Dichter machte an Fritz Peters den 24. Juli 1858 folgende Notiz darüber: „Ich hatte mir vorgenommen, Läuschen un Rimels diesen Sommer zu schreiben, und das wäre auch gut gewesen und gegangen, da kitzelt mich die Lust, und ich schreibe eine Posse nebenbei. Das wäre auch noch gegangen, aber dazu sollen nun noch Couplets gemacht werden; die Musik will nicht dazu passen; also müssen diese abgeändert werden. Du siehst, so viel habe ich noch nicht geschmiert wie jetzt. Ich bleibe nun wohl noch acht Tage hier in den Sielen; dann wird die Posse in Rostock aufgeführt, also dann dorthin!"

Die Ankündigung in der Rostocker Zeitung lautet: Montag den 2. August zum ersten Male: „Das ist ja der August! oder Küssen und Wetten." Originalposse mit Gesang in drei Wetten von Fritz Reuter. 1. Wette: Das ist ja der August! 2. Wette: Das ist ja der August! 3. Wette: Das ist ja der August! Das Publicum sah sich getäuscht und zischte. Capellmeister Schöneck schreibt aus seiner Erinnerung: „Die Handlung bestand nur in lose zusammengereihten Schwänken und Anekdoten. Die Hauptrollen waren Schuster Rämel und dessen Sohn August, ein reisender Bummler; ersterer sprach plattdeutsch, letzterer hochdeutsch, in dem letzten Akt, wo er sich seinem Vater zu erkennen gab, platt. Auch die Schusterfrau redete platt, desgleichen ein Hausknecht, missingsch das Dienstmädchen sowie ein alter Rentier (Senator), à la Onkel Bräsig, ganz hochdeutsch eine 45jährige überspannte Jungfer, ein Blaustrumpf. Der Text zu mehreren Liedern und Duetten war im Dialekt; halb hoch, halb platt ein von dem Meister, August, dem Rentier und der Jungfer bei Tische gesungenes Quartett. Durch das ganze Stück ging das Mecklenburgische Volkslied ‚Vetter Michel kommt'." — In Ergänzung hierzu theilt Director Behr Folgendes mit: „Das Stück wurde laut abgelacht, trotz Reuter's großer Beliebtheit, indem in demselben etwas sehr ‚Schanierliches', wie Bräsig wohl gesagt haben würde, vorkam, ein naturhistorisches Experiment, das den biederen Rostockern und Rostockerinnen doch über den Spaß ging. Der Autor, der mich nach acht Tagen besuchte, um sich, wie er sagte, wegen der Aufführung zu bedanken (Reuter hatte also nicht der Vorstellung beigewohnt), erzählte lachend, es wäre eine wahre Geschichte aus der Provinz." Ueber den Verbleib des nach alledem und trotz des Fiascos durchaus nicht uninteressanten Manuscriptes erfährt Gaedertz, es sei in die Bibliothek des Rostocker Stadttheaters gewandert, noch 1874 vorhanden gewesen und vermuthlich beim Brande des Gebäudes verloren gegangen.

Ungefähr gleichzeitig bemühte sich Fritz Reuter um die Aufführung seines am meisten gelungenen Lustspiels „Die drei Langhänse" in Berlin. Dort studirte gerade sein ehemaliger Schüler, der Sohn des Justizraths Schröder. An ihn richtete er von Neubrandenburg aus am 11. Januar 1858 nachstehende humorvolle Zeilen:

„Mein lieber Richard, Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muß Mohammed zum Berge kommen; wenn Du nicht an mich schreibst, muß ich an Dich schreiben. Wie steht's mit Deinen Erkundigungen beim Friedrich-Wilhelmstädtischen? Es scheint dort ein Zwergenwesen oder besser Unwesen eingerissen zu sein, daß wohl kühne Männer zweifelnd fragen können, ob sie es wagen dürfen, in den dunkeln Schacht dieser Gnomenwelt einzufahren, um von dem Zwergendirector Weisheitsrunen für die Oberwelt zu fordern; aber Du, ein Nordlandsrecke vom 54. Breitengrad, der Du bei Maßmann Gothisch, Hunnisch und Zwergisch gelernt hast, Du solltest Dich nicht scheuen, diesen Deichmann-Heimdall an der Urdasquelle, jener nordischen Hippokrene (ungefähr von der Stärke der kleinen Tollense bei Treptow), bei Odin und Hel um das Schicksal der drei Langhänse von Fritz Reuter zu beschwören. Fahre ein, mein Sohn, — oder besser — geh zu Fuße, denn das Wetter ist gut und Gehen gesunder als Fahren, und frage diesen Director, ob er das Stück gelesen habe, und ob er es aufführen wolle oder nicht; für den letzteren Fall solle er es Dir ausantworten. Sprich mit dem Menschen imperatorisch, kategorisch, peremtorisch und, wenn er Flausen macht, provocatorisch; will er's aufführen — gut! — Dann verbleibe es ihm provisorisch, ist aber die Sache illusorisch, dann nimm das Manuscript an Dich und behalte es vorläufig provisorisch, ich werde dann vielleicht von dort aus darüber anders verfügen. Anbei erfolgt ein zweites Manuscript desselben Gegenstandes; habe die Güte, dasselbe mit dem einliegenden Briefe an Herrn Heinrich, Theateragent, wenn möglich persönlich abzugeben, damit Du mir über den Erfolg vorläufig berichten könntest, der Mann auch durch Dich erfahre, wer und weß Geistes Kind ich ungefähr bin. Es ist eine wie Winternebel brustbeklemmende Region, diese Theaterspukregion, man läuft darin wie in der Irre umher und hascht nach Phantomen, ohne daran zu

*) Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. 1. und 2. Folge. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

denken, daß die ganze Theaterwelt ja aus Irrwischen, die auf Seifenblasen tanzen, besteht. Hilf Du mir, binde Dir reine Vatermörder vor und sprich mit diesem Heinrich — schöner altdeutscher Name! — wie ein gesitteter christlicher Germane und eingeborener Treptuse; aus dem Briefe an den Mann, den ich Dir — obgleich nicht göthisch — sehr zum Lesen empfehle, wirst Du sehen, worauf es mir ankommt; melde mir demnächst das Resultat Deiner Forschungen auf dem Gebiete der Berliner dramatischen Propyläen, und wird das Ding aufgeführt, dann werde — Claqueur!"

Das dreiaktige Lustspiel, oder, wie auf dem Theaterzettel steht, „Posse", wurde am Königsstädtischen Theater zuerst am 17. März 1858 gegeben und vier Mal wiederholt. Emil Pohl und Feodor Wehl haben es einer Bearbeitung unterzogen. Am Hoftheater in Schwerin wird es noch dann und wann aufgeführt. Hier verhilft ihm die vorzügliche Darstellung des Gerichtsdieners Kluckhuhn durch den Charakterspieler Drude immer auf's Neue zum Erfolg.

Fortan kehrte Fritz Reuter der neidischen Thalia den Rücken und schuf, in richtiger Erkenntniß der eigentlichen Stärke seines Dichterberufes, jene allbekannten, zum Theil classischen Erzählungen in Versen und Prosa, die vielfach dramatische Composition zeigen. Durch diese hat er sich einen unverwelklichen Ruhmeskranz auf's Haupt gedrückt.

Von Gaedertz erhalten wir auch interessante Mittheilungen aus Reuters Gesprächen mit August Becker. Dabei offenbart sich Reuter als feiner Literaturkenner, dem das Gute nicht leicht verborgen blieb, und meist von treffendem Urtheil; er selbst war sich der Art und Begrenzung seiner Kraft genau bewußt, mit den Gesetzen seiner Kunst wohl vertraut, kein bloßer Naturdichter, der nur vermöge seines poetischen Instincts das Richtige traf. Konnte er auch bisweilen in übermüthiger Laune jede geistige Einwirkung der Vorgänger auf sein Schaffen weit abweisen, so war er in ruhigeren Stunden um so geneigter, den Einfluß anzuerkennen und mit hoher Verehrung von den Meistern zu sprechen, von welchen gelernt zu haben er einräumte. Goethe und Shakespeare waren die hellsten Sterne seines Himmels. Dann Walter Scott. Reuter erzählte eines Tages, daß Julian Schmidt — der mitunter eine Kratzbürste sei — ihn feurig umarmt habe, da er Scott als das Vorbild genannt, von welchem er am meisten zu lernen suche. Es bekümmerte ihn, zu sehen, wie die jüngere Generation den Maßstab für Sir Walter's Größe mehr und mehr verlor. Den Vorwurf des allzu Altväterischen ließ er höchstens für die Erzählungen gelten, die auf fremdem Boden spielen; die Mehrzahl auf schottischem Grund habe unvergänglichen Werth, jede Zeit, jede Figur sei von berückender Lebenswahrheit und von einer vorher nie geahnten Eigenart. Gerade Scott hat den Blick für historisches Leben erst geöffnet; wir haben seit ihm erst Anschaulichkeit auch in der Geschichtschreibung. Hat doch der whiggistische Macaulay erklärt, daß er durch den Tory Scott die rechte Geschichtsauffassung gewonnen, und Ranke es unumwunden zugestanden, daß er die entscheidende Anregung von dem schottischen Dichter empfangen. Die Wirkung auf die ganze Cultur- und Literaturperiode war eine unermeßliche. Ohne Scott's Vorgang lassen sich „Die Verlobten" von Manzoni, Victor Hugo's „Glöckner von Notre Dame", noch weniger die Märkischen Romane eines Willibald Alexis und Theodor Fontane denken. In diesen Geleisen bewegte sich häufig Becker's Unterhaltung mit Fritz Reuter. Dabei war merkwürdig, daß er durchaus nicht diejenigen Scott'schen Romane vorzog, in welchen die Eigenthümlichkeiten des Einzelnen und ganzer Gesellschaftsclassen zum humoristischen Gegensatz gebracht wurden, wie in „Rob Roy". Sein Lieblingsroman war und blieb „Die Braut von Lammermoor". — „Da ist tragisches Verhängniß", pflegte er mit leiser Stimme nachdrucksvoll zu sagen, „das sind Schicksale"! Er wußte diesen Roman, er wußte „Ivanhoe" auswendig. Oft hat er als „Strom" auf dem Lande bei Peters an langen Winterabenden ganze Werke sowohl von Scott als auch von Boz-Dickens frei aus dem Gedächtnisse nacherzählt mit bewunderungswerther Plastik in der Zeichnung jeder Person und Situation.

Neben dem Schotten und Briten, deren charakteristische Schöpfungen ihm manche einsame Stunde auf den Festungen verkürzten und verschönten, gehörte der Amerikaner Washington Irving zu seinen Lieblingen, von dem ja auch Lord Byron äußerte, daß er den Narren an ihm gefressen. Reuter hielt nichts so hoch, als Irving's scherzhafte History of New-York by Dietrich Knickerbocker. Damals wußte man in weiteren Kreisen noch nichts von seiner „Urgeschicht von Meckelnborg", deren freilich unerreichtes Vorbild jene ist. Wir kennen dies Werk aus seinem Nachlaß, und hier wie dort wird weit, von Anfang der Welt an, ausgeholt. Aber auch da keine bloße Nachahmung, die durch Reuter's schöpferischen Geist ausgeschlossen blieb.

Interessant sind auch die Aufschlüsse über Reuter's Stellung zu einer einheitlichen plattdeutschen Orthographie. Gerne hätten wir aber dabei auf den Abdruck des griesgrämigen Briefes verzichtet, worin sich Reuter über den ihm als Dichter mindestens ebenbürtigen, als wissenschaftlicher Kenner des Plattdeutschen weit überlegenen Klaus Groth mit ganz ungerechter Bitterkeit ausläßt. Hätte sich Reuter damals mit Groth geeinigt, statt ihn anzufeinden, so wäre diese Frage nicht noch heutigen Tages unerledigt. Noch wichtiger sind Gaedertz' Mittheilungen über Reuter's Schwanensang: „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland". Die Dichtung erschien bei Lipperheide zu Berlin in Facsimile-Druck, aber unbegreiflicher Weise unvollständig und aus Hyperloyalität um köstliche und werthvolle Stücke verstümmelt. Unser deutsches Volk hat ein Anrecht daran, seines Lieblings letzte poetische Leistung, die es dem gewaltigen Impulse des großen Krieges verdankt, unverkürzt kennen zu lernen. Gaedertz bringt in seinem schönen Buche das Fehlende:

I.

Demagogen! Demagogen! reep dat hir un allentwegen,
Königsmürder! schallt dat wider, reep uns jeder Lump entgegen.
Un de allerschlichtsten Witze würden up uns los dunn laten
As en Rudel magre Hunnen, de up nix dressirt as faten,
Heww'n sik äwer ämernamen, in ehr Fett sik räudig freten,
Sünd verkamen un vergeten, hewwen de Thänen ut sik beten. —
Un nah lange säben Johren würden endlich los wi laten,
Hadden nicks nich lihrt as Hassen, de von Leiw mal äwerflaten.
Oh, wo leddig, oh, wo trurig, wat de Haß uns hett geburen!
Minsch un Gott un Allens hadd sik tau unf' Unglück dunn verswuren.
Nahrends Utsicht, nahrends Schaffen! biesterig mit blinnen Sinnen
Wüßte Keiner, wat hei wirken, wüßte nich, wat nu beginnen.
Wat helpt Hoffen, wat helpt Harren! Wat helpt Kümmern, wat helpt Sorgen?
Frische Maud, de helpt blot wider, jede Nacht hett ehren Morgen.

II.

Un de Leiw, de Wunnen käuhlet
Un de Tid, de Wunnen heilet,
Heww'n an uns dat ehre dahn:
Wenn de Bülg am höchsten breckt' sik,
Wenn de Noth am höchsten reckt' sik,
Fründshand führt di up de Bahn.

Fründshand is för Irden-Knawen,
Wat för't Volk de Gottshand bawen,
Hett ehr Hand up Dütschland leggt,
Hett in Storm uns swellt de Segel,
Hett mit lisen, weiken Tägel,
Dütschland führt un vörwarts brächt.

Hett uns vörwarts ümmer drewen,
Hett uns brächt vom Dod taum Lewen,
Helden un Propheten weckt.
Grote Namen künn ik nennen,
Aewer jedes Kind ward kennen,
Wer dat Gottslicht an hett steckt.

Digitized by Google

Un da stahn wi olle Jungen;
Wornah wi 'mal ihrlich rungen,
Is nu all ahn' uns geschehn.
Aewer weg mit de Gedanken!
Ahne Awgunst, ahne Wanken
Stahn ok wi as Wacht am Rhein.

III.

Dat is en gruglich Kämpen west
Von Osten, Nurden un von West,
Noch bewert unner uns de Ird
Von Mannstritt un von Pird.

Un wenn hei liggt up't letzte Bedd
Un Gott sin Ogen slapen lett,
Denn steiht bi em en kräftig Mann
Un tredd sin Vaders Arwschaft an.

Hork, still! — Unf' grise Kaiser spreckt:
So wied unf' braves Dütschland reckt
Un ämern Dütschen Rhein tauglik,
Dat is min Kaiserrik.

Oh, Friedrich Wilhelm, Dütschlands Kind!
Wo Vele all verdorwen sünd,
De richt Du in de rechte Bahn,
Denn ward Din Volk tru bi Di stahn.

IV.

„De Tiden ännern sik."

Ja, ja, 't is wahr: de Welt wankt up un nedder,
Wat west eins is, dat kümmt villicht 'mal wedder,
Wohrt för den Wunsch de Tid di ok tau lang,
Helpt nicks: de Welt geiht ehren scheiwen Gang.
Doch dat, wat du 'mal in din jungen Johren
Hest wünscht un bedt, woför du kräftig streben,
Woför du Noth un Aengsten 'mal eins leden,
Dat föllt villicht di ollen, grisen Horen
Di as 'ne Gaw von Gott in dinen Schot,
Un du röppst dankbor ut: „Ja, Gott is grot!"

Vör'n Johrener viertig dunn seeten wi in Jena 'mal tru tausamen,
Sei wiren von den Bodensee, wi von de Ostsee kamen,
Un einig seeten wi tausam, ja einig von Süd un Nurd,
Un't föll för Dütschlands Einigkeit so männiges brave Wurd.
Von ollen Tiden was de Red', von ollen un von nigen,
Wat wi woll süllen en Dütsches Rik un en Dütschen Kaiser noch krigen.
Dunn was't mit de Einigkeit vörbi: „Wat Kaiser? wat Kaiserrik?
Wi will'n den ollen Swindel nich mihr, wi will'n de Republik.
In Frankrik fängt dat ok all an, herum tau dunnerwettern;
Hoch, Friheit, hoch! Un nochmal hoch! Ein frisches Seidel, Fru Vettern!" *)
So reepen Weck, un de Annern drup: „Irst möten wie einig sin,
Is Dütschland einig, is't All besorgt, de Friheit kümmt achterdrin!"
Dunn kamm en Voß herin in de Dör, de bröcht en Zeitungsblatt:
„De Fürsten hewwen dat all besorgt, sei schriwen ut Karlsbad:
Nicks Einheit hir, nicks Friheit hir! Mit Beiden is dat vörbi,
Vörbi mit Friheit un Einigkeit, wi äwer sünd vagelfri!"
So'n böses Wurd, dat smädt tausam, un wedder was Einigkeit,
't is grad mit uns jung Burßen so, as 't ümmer in Dütschland geiht:
Wenn den Esel tau woll is, denn geiht hei up't Is un breckt sik dor sine Bein,
Wenn de Noth äwer klemmt, denn reckt hei de Hand un kümmt mit All äwerein.

Dunn was dat mit Wünschen un Beden vörbi,
Un de Hoffnung de gung in de Kratz,
Dörch Dütschland gung denn lustig los
De Demagogen-Hatz.
Sei stäkerten 'rümmer dörch't ganze Land,
Sei nahmen uns hier un dor,
Dunn gräunte de heilige Polizei,
Dunn bläuhte de olle Schandor.
Herr Mühler, von Rochow un de Herr von Brehm
De seeten dunn hoch up den Thron,
Up ehre vier Baukstawen seeten sei dor
As Ministerial-Kommischon;
Un wat sei nich ahnten, dat hürten sei bald;
Herr von Tzschoppe, de was Referent.
Un mihr, as sei wüßten, dat wüßten sei bald,
Denn Dambach was Inquirent.

Un Keiner von All'n de sach in de Fiern
Un hett sik dat mäglich dacht,
Dat grad von Preußen de helle Stiern
'mal breken würd dörch de Nacht.
Man dal, man dal mit de Einigkeit;
Mit Friheit un Jugenddröm!
Fürst Metternich, de weit Bescheid
Un Mühler un Rochow un Brehm!

Unf' Schipp was kentert, tau öbberst den Kil,
In Dods-Noth seeten wi dor,
För unsen Nacken was slepen dat Bil,
Un nahst würden't dörtig Johr.
Un dörtig Johr, de süllen wi
„Kraft Oberst-Richter-Gewalt"
In Haft nu sitten fröhlich un fri,
Up Festungen männigfalt.

Up unse Festung wiren wi teihn.
„Dreihunnert Johr as mi dücht
De möten wi sitten", seggt de Ein,
„De Reknung, de makt sik ja licht".
Mit unsen vier Baukstawen dreihunnert Johr!
Recht ruhig un still un bequem,
So seeten wi dor. „Na, is dat nich wohr,
Herr Mühler, Herr Rochow, Herr Brehm?
Dat was för Dütschlands Einigkeit
Un för de Friheit tauglik,
Tau starwen wiren wi All bereit
För Dütschland un Kaiserrik."

*) Name der Wirthin des von den Jenaer Studenten viel besuchten „Fuchsthurm".

Nun wäre es hochdeutsch weiter gegangen, aber die Fortsetzung ist im Manuscript abgeschnitten. Schlagen wir das so halbirte Blatt um, dann finden wir noch die folgenden hochdeutschen Verse:

V.

Aber einer hohen Göttin hatten Tempel wir gebauet:
Hoffnung, Hoffnung! reicht in Liebe Hand uns, Brüder, und vertrauet!
Und die Zeit, die ewig milde, in des Gottes weichem Kleide
Hat gerüstet, hat geholfen unser'm Schmerze, unser'm Leide.

Und ein Sprüchwort, geboren auf deutscher Erden —
Glaubt, Frauen und Männer, dem Wort! —
Es schalle durch Deutschland für und fort:
Die Hoffnung soll nimmer zu Schanden werden!
Das ist ein Trost! Und nie gebrochen.
Der dunkle Mönch in Wittenberg, der hat das Wort gesprochen.

So reicht der alte Dichter, der wie Faust der Hoffnung geflucht hatte, der jugendlichen Muse versöhnt die Hand. „Ich habe," gesteht er selbst, „sehr kämpfen und streiten müssen, und wenn Einer Augen hat zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe, und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken." Lector.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Liebe und Besitz.

Von Gustav Bessmer.

„Fritz Wilke junior, Lieutenant der Reserve."

„Fabrikant Schneider aus M.; meine Frau; meine Tochter."

Die Vorstellung erfolgte in einem Bahnzug der Strecke Wimpfen-Heidelberg. Hart am Neckar zog sich der Bahndamm hin; rechts und links stiegen die ihn begleitenden Höhen auf, bepflanzt mit Reben und Obstbäumen und gekrönt von mehr oder weniger erhaltenen Burgruinen. Gelegentliche Bemerkungen über die Aussicht hatten zur Annäherung der Coupéinsassen geführt.

„Auch hier herum gewesen, Herr — Lieutenant?" frug der Fabrikant, mit einer Handbewegung zum Fenster hin.

„Nur ... mh ... 'ne Woche ... Diverse Ritterburgen inspicirt ... Fabelhaft schwieriger Zugang ... Denke Bewohnen etwas ungemüthlich," näselte der Befragte, die Beine übereinander schlagend und mit dem Augenglas spielend. „Mir dunkel, wie Menschheit sich Jahrtausende ohne Asphalt und Eisenbahn bewegen konnte ... Was sagen wollte — wie haben gnädiges Fräulein Gegend gefunden?"

„Passabel," lächelte die junge Dame, sich zurücklehnend, und die Hände matt in den Schooß bettend. Ein Zug von Langeweile lag um den kleinen Mund und machte das Gesichtchen älter, als die Besitzerin in Wirklichkeit sein mochte.

„War auch nur 'n Ausflug ... Mai haben wir 'ne Nordlands-

Digitized by Google

reise gemacht," wandte sich die Gattin und Mutter erklärend an den Reisegenossen.

„Begreife," sagte dieser nachsichtig.

„Mama!" hauchte die junge Dame, leise den Kopf schüttelnd. Im Pensionat war ihr zum Grundsatz gemacht worden: Wirklich Reiche sprechen nicht über gemachte Ausgaben, sie begnügen sich damit, ausgegeben zu haben.

Herr Schneider strich sich den Backenbart. „In Heidelberg machen wir 'n paar Tage Aufenthalt," lenkte er ab.

„Mh . . . beabsichtige auch . . . Falls gnädige Frau und gnädiges Fräulein gestatten, würde anschließen," sagte Herr Wilke junior, nachdem er zuvor einige Augenblicke tiefsinnig in's Leere gestarrt. Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein gestatten; der gnädigen Frau war es eine Ehre; das Haupt der Familie murmelte etwas, das verschiedene Deutungen zuließ. Die Bahnlinie setzte vom rechtsseitigen auf das linksseitige Flußufer über; ein Schleppschiff zog unter der Brücke hindurch; das Rasselgeräusch der Kette erstarb in dem Donnern des die Brücke passirenden Zuges.

„Rheingut," sagte Herr Schneider, mit localpatriotischem Stolze auf die stattliche Flottille blickend, die der Schlepper nach sich zog. Herr Wilke junior schwieg und starrte auf sein Hosenmuster; die Mama rümpfte die Nase; die junge Dame blickte zur Wagendecke empor. Nothbremse stand dort zu lesen. Wenn jetzt der Zug entgleiste?! . . . Sie lächelte — einmal ein kleines Abenteuer! . . . Der Jüngling, der ihr gegenüber saß, würde sie in seine Arme nehmen und mit der süßen Last den Sprung in's rettende Freie wagen. Gnädiges Fräulein, würde er flüstern, haben Sie sich verletzt?! Sie würde nichts erwidern, gar nichts, nur an die Weste würde sie ihm sinken und —

„Heidelberg, Karlsthor!" rief der Schaffner, die Coupéthüre aufreißend.

— — — Sie standen auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses; ihnen zu Füßen dehnte sich die langgestreckte Häusermasse, eingezwängt zwischen zwei Hügelreihen und durchflossen vom Neckar, auf dem das Licht der Vormittagssonne lag. Stromabwärts, wo Fluß und Stadt in einen Ausläufer der Rheinebene übergehen, verhüllten blaugraue Morgennebel das weite offene Land. Leichte Rauchwölkchen entstiegen den Kaminen der steilen Dächer und sammelten sich zu einem Schleier, den der Wind langsam zur Höhe des Philosophenwegs hinüber trieb.

„Und da sprichst Du vom Aufbruch! . . ." seufzte Frau Schneider, den Arm des Gatten an sich drückend. „Ich bleibe . . . Ich werde mich hier begraben lassen."

„Das geht in M. eben so gut," sagte Herr Schneider, das Taschentuch ziehend und sich die Stirne trocknend. „Seit wir den neuen Friedhof haben —"

„Nathanael . . . Du bist herzlos!"

„Wieso?" Er wandte sich und warf einen Blick auf das junge Paar, das in einer Ecke der Terrassenbrüstung lehnte; die Gattin folgte diesem Blick.

„Wie ein Brautpaar!" seufzte sie. „Ein wirklich feiner Mann!"

Herr Schneider zuckte die Achseln. „Laß das ‚Mann' weg," sagte er ruhig.

„Du hast Recht . . . Das Wort ist vulgär . . . Was ich sagen wollte — ja, er hat Thea von zu Hause erzählt . . . Sein Vater war Rittergutsbesitzer . . . Kürzlich war 'n Minister bei ihnen zu Gast."

„Wird 'n pensionirter gewesen sein . . . Etwas häufig, die Sorte."

„Möglich. Auf Politik verstehe ich mich nicht."

„Und von sich selbst, was wußte er da zu berichten?" frug Herr Schneider, seine Fingernägel betrachtend.

„Von sich selbst? . . . Er ist doch Lieutenant."

„— der Reserve. Doch still! Sie kommen."

Das junge Paar hatte sich genähert. „Gnädigste Frau müssen mir beistehen," näselte Herr Wilke junior. „Habe Fräulein Tochter Lunch im Schloßhotel proponirt und Korb erhalten."

„Thea!" lispelte die Mama. „Mein Mann hat soeben den gleichen Wunsch geäußert," wandte sie sich an den Gegenstand ihrer Bewunderung. „Nicht war, Nathanael?" Herr Schneider bestätigte unter dem Druck eines Blickes. Man setzte sich in Bewegung. Beim Durchschreiten des Schloßhofes machte Herr Wilke junior auf die einzelnen Sehenswürdigkeiten aufmerksam; er hatte am Abend zuvor ein Reisehandbuch erworben und das Capitel über Schloß und Umgebung auswendig gelernt. Frau Schneider und Thea folgten den Erläuterungen des Erklärers mit steigender Bewunderung; zwei reisende Engländer hielten ihn für einen Fremdenführer und schlossen sich ohne weitere Förmlichkeit an. Angeregt durch diesen Zulauf warf der Docent die einzelnen Pfalzgrafen noch rücksichtsloser durcheinander, stempelte den Otto-Heinrichsbau zu einem Werke von edelster Gothik und die Statuen auf seinem First — Apollo und Jupiter — zu Bildnissen des Erbauers und seiner Gemahlin. Erklärend und genießend zog man so durch das Hauptthor, und über die Brücke in den Park ein; die Söhne Albions stocherten in die Börsen und näherten sich dem vermeintlichen Cicerone; ein entrüsteter Blick Thea's scheuchte sie noch rechtzeitig in das Dunkel des Thorbogens zurück.

Die Sonne, die im Schloßhofe grelle Schlagschatten geworfen, brach hier nur gedämpft durch die Laubkronen der alten Bäume; eine wohlthuende Stille lagerte über dem grünen Dickicht, nur hin und wieder unterbrochen durch einen Trupp baedekerbewaffneter Europareisender, die unter Leitung eines Führers dem Schlosse oder dem höher liegenden Aussichtsrestaurant Molkencur zustrebten. Der Garten des Schloßhötels wies erst wenige Gäste auf, so fand sich denn ein abgesondertes Plätzchen. Die Zurückhaltung im Benehmen des jungen Reisegenossen machte mehr und mehr einer vornehmen Leutseligkeit Platz; er richtete Fragen an das Elternpaar, weihte Frau Schneider in das Verzeichniß seiner Lieblingsgerichte ein und klärte den Gatten über die Weinsorten auf, die der „Alte" im Keller liegen habe.

„Ueberhaupt patentes Haus und für sein Alter noch ganz intelligent . . . Sollten sich kennen lernen," schloß er, den Hörer auf die Schulter klopfend. Frau Schneider erklärte, daß ihrer Auffassung nach nur ein ganz ausgezeichneter Mann einen solchen Sohn besitzen könne, welchem Urtheil sich der Gatte anschloß, um nicht unhöflich zu erscheinen. Allseitig befriedigt trat man den Rückweg und Abstieg zur Stadt an. Unterwegs gerieth das junge Paar, das diesmal die Nachhut genommen, zwei Mal auf Abwege, fand sich aber stets rasch wieder zurecht. Im Hôtel angelangt, erklärte Herr Schneider einen dringenden Ausgang machen zu müssen; er faßte die nächste leere Droschke ab und fuhr zum Telegraphenamt.

„Dringend!" sagte er, als er dem Schalterbeamten den noch feuchten Text einhändigte. Wieder auf der Straße, schlug er nach kurzem Besinnen den Weg zur neuen Neckarbrücke ein. Vom jenseitigen Ufer grüßten die weißen Landhäuser der Neuenheimer Straße, überragt von der rebenbepflanzten Höhe des Philosophenweges und bespült vom Neckar, der sich an ihr hinzieht. An der unbebauten Seite, der Flußseite, setzte er sich auf eine Bank und gab sich dem wohlthuenden Gefühl der Ruhe und des Alleinseins hin; langsam und in kaum sichtbarer Bewegung glitten die Wassermassen an ihm vorüber; zitternde Lichtinseln zeichneten sich auf ihnen ab; die Sonne stand in Mittagshöhe. Flußabwärts zog schwerfällig ein mit rothen Sandsteinen beladener Frachtkahn; zwei Schiffer, sehnige Gestalten, lenkten das Boot; er blickte ihnen nach, bis sie unter der Brücke verschwanden. Eine alte Frau, gefolgt von einem Kinde, das sich an ihrer Schürze hielt, kam des Weges einher; sie setzte sich, nachdem sie zuvor mit hüstelnder Stimme gefragt, ob sie störe. Das Kind, ein Mädchen, legte seinen alten Strohhut auf die Bank und lief zum Ufer, kleine glatte Kiesel zu suchen und sie in den Hut zu sammeln. Das arme Ding schien kein anderes Spielzeug zu kennen. Verstohlen griff er in die Börse, zog ein Geldstück und wickelte es in ein Papier, das sich in der Brusttasche seines Rockes fand. Während die Alte die Maschen des Strickstrumpfes zählte, schob er das Papier zwischen Bank und Hut, grüßte und ging schnellen Schrittes der Brücke zu. Dort angelangt, blieb er stehen und blickte auf die Bank; scharf umrissen hoben sich die Alte und das Kind von dem sonnbeglänzten Straßenstaube ab. Jetzt schien die Alte den Hut zu packen und den Inhalt auszuschütten. Da — sie mußte das Papier gewahrt haben. Sie hielt die Hand über die Augen und starrte zur Brücke. Herr Schneider lächelte und freute sich, freute sich darüber, daß er Grund hatte, sich zu freuen. Es war so selten, daß er dieses Gefühl empfand.

— — — „Als Gatte und Vater," sagte Frau Schneider andern Tags bei der Morgentoilette, „als Gatte und Vater bist Du verpflichtet, Dich für die Zukunft Deiner Tochter zu interessiren . . . Ich frage Dich, was hast Du gegen diesen Herren einzuwenden?"

„Mein Gott, was habe ich denn gesagt! . . . Ich habe doch kein Wort in der Sache gesprochen," rief Herr Schneider ärgerlich; er war an's Fenster getreten und blickte auf den freien Platz, der sich vor dem Hotel hinzog.

„Gar nichts hast Du gesagt . . . Du weichst mir aus. Das ist's ja eben!" rief die Gattin vom Toilettentische her; sie war beschäftigt, die Haarwickeln zu entfernen, die sie am Abend aufgesteckt hatte.

„Wer Dich hörte, könnte glauben, er habe bereits um sie angehalten." Er trat in's Zimmer zurück und griff nach seiner Cravatte, um sie vorzubinden.

„Nun gut! Und wenn er's thäte?!"

„Eilt denn die Sache so? . . . Das Mädel ist achtzehn. Kommt es denn da auf den Tag an?! . . . Elende Pfuscherei! Und da bezahlt man drei Mark für das Stück! . . . Beruhige Dich. Ich meine die Cravatte."

„Achtzehn — wie ruhig Du das sagst! Sechsunddreißig würdest Du noch mit der gleichen Gemüthsruhe aussprechen . . . Weißt Du überhaupt, was es heißt: eine Tochter verheirathen, gegenwärtig, wo die heirathslustigen Männer täglich seltener werden!"

„Begreiflich!" murmelte Herr Schneider. „Wundert mich, daß sich überhaupt noch welche finden."

„Um so mehr solltest Du zugreifen, wenn Deiner Tochter —"

„Sagen wir: unserer!"

„Unserer Tochter sich eine Gelegenheit bietet . . . Die Männer erwarten heute, daß man ihnen entgegenkomme. Glaubst Du, es kämen nur fünfundzwanzig von hundert Ehen zu Stande, wenn das nicht geschehen würde. Und nun gar eine Partie wie diese, ein Lieutenant!"

„— der Reserve!" rief der Gatte wüthend.

„Und wenn! Wir können das Regiment auf die Verlobungskarten drucken."

„Meinethalben das Armeecorps!"

„Wenn Du glaubst, es sei feiner —"

„Gewiß!" kam es zwischen seinen Zähnen hervor. „Hast Du meine Manchetten gesehen?"

Digitized by Google

„Nein ... Ich glaube, er weiß noch nicht 'mal, daß Thea unser einziges Kind ist."

„Er uns somit beerben kann. Möglich. Ich habe ihn über den Punkt nicht aufgeklärt. Uebrigens — sie ist nebenan und die Wände scheinen mir etwas dünn ... Na, das ist hübsch! ... Wie kommst denn Du unter die Bettstatt?!"

„Thea?!" rief Frau Schneider, aufspringend.

„Nein, die eine Manchette. Ich werde ein neues Paar nehmen müssen. Nebenan ist ein Laden. Ich will doch gleich —"

„Nathanael, Du bleibst! ... Du entkommst mir nicht! ... Wozu, frage ich Dich, hast Du eigentlich geheirathet?!" Sie stand vor ihm und fuchtelte mit der Puderquaste.

„Um eine Tochter an den Mann zu bringen ... Still! Es klopft." Er verschwand in den anstoßenden kleinen Salon: zwei Minuten später kehrte er zurück, einen Brief in Händen.

„So, da hätten wir Deinen Schwiegersohn! Wer hat sich jetzt für die Zukunft Thea's gesorgt ... ich oder Du?!" rief er triumphirend.

„Was willst Du eigentlich? Was soll das heißen?"

„Daß ich an einen Geschäftsfreund um Auskunft depeschirt habe. Hier, der Expreßbrief, der die Antwort enthält. Lies selbst! ... Der Vater ein alter Lebemann und Schuldenmacher, das Gut mit Hypotheken überlastet, der Sohn eine Neuauflage des Alten, und so weiter ad infinitum! Eben so gut, oder viel besser, kann ich sie einem meiner Bureaugehülfen an den Hals werfen."

Die Gattin hatte den Brief ergriffen. „Und wer sagt Dir, daß der Inhalt wahr ist?!" sagte sie nach beendeter Durchsicht.

„Mit Erlaubniß — der Absender ist nicht nur ein Ehrenmann, er ist auch Geschäftsmann. Er kennt die Verhältnisse seiner Kunden auf zehn Meilen Umkreis so gut, wie ich meine Hosentasche."

„Nur immer recht unästhetisch! ... Und was willst Du nun thun?"

„Reisen, heute noch, in einer Stunde, wenn Du willst."

„Wenn ich Dir aber sage, daß sie ihn liebt." Sie wandte sich und machte sich am Toilettentische zu schaffen. „Sie haben sich geküßt, auf dem Heimwege. Sie hat es mir gestanden." Das vorgegebene „Geständniß" stand auf etwas schwachen Füßen: die junge Dame, von der Mutter wegen des mehrfachen Abirrens vom rechten Wege interpellirt, hatte geleugnet und die Entrüstete gespielt; der mütterliche Instinct jedoch hatte auf dem Gegentheil beharrt.

„Sieh 'mal! Der Kerl scheint schlauer als ich glaubte! Und das Mädel, es hat sich nur so abküssen lassen, wie sich'n Hund oder 'ne Katze streicheln läßt?!"

„Ich sagte Dir doch, sie liebe ihn."

„Ach so! Bah, sie ist vernünftiger, als Du und ich glauben. Ueberhaupt — wenn jeder Kuß zu einer Heirath führen müßte, säße die Mehrzahl wegen Bigamie. Heut' zu Tage heirathet man nicht auf Küsse, sondern auf Vermögen. Geld ist Macht; Geld schützt vor dem größten Unglück, das die Welt kennt, vor Armuth ... Ohne Geld bin ich ein Nichts und wäre ich der beste Mensch, mit Geld bin ich ein angesehener Mann. Ich habe es an mir selbst erfahren. Bin ich besser, klüger, ehrenhafter geworden? Nein, nur reicher, und weil ich das wurde, haben sie mich in eine Reihe von Verwaltungsräthen und sonstige Corporationen gewählt, mich ausgezeichnet und so fort. Wäre ich noch der, der ich war — kein Hahn krähte nach mir ... Wir leben in einer Zeit, in der Du ohne gefüllte Börse nicht über die Straße gehen kannst. Jeder Schritt kostet Geld und sei es auch nur, daß ich meine Stiefelsohle abnutze. Geh' ohne Geld in ein Restaurant, ein Hôtel, ein Theater, an einen Bahnschalter oder ähnlichen Ort, nach einer Viertelstunde sitzt Du auf der Polizeiwache, wenn man sich an Ort und Stelle nicht damit begnügt hat, Dich hinaus zu werfen.

„Wer Dich hört, könnte glauben, er sei ein armer Teufel. Statt dessen steht selbst in diesem Briefe, daß die Familie angesehen sei und auf großem Fuße lebe. Und dann bekommt doch Thea ein Vermögen mit, das für Zwei ausreicht. Weßhalb willst Du ihr verwehren, den Mann ihrer Wahl zu heirathen?" Im Stillen war sie auf den Inhalt des Briefes hin entschlossen, den ganzen Plan fallen zu lassen, allein er sollte nicht den Triumph haben, dieser Brief habe sie bestimmt.

„Du willst mich nicht verstehen. Sagte ich denn, er sei arm. Gerade, daß er gewohnt ist zu leben, wie wenn er reich, sehr reich wäre, gerade das zeigt mir die Zukunft, der Thea entgegenginge. Er würde von ihrem Vermögen leben, wie er heute auf Kosten seines Vaters lebt und eines Tages würde die letzte Mark ausgegeben sein. Und selbst wenn dem nicht so wäre — doppelter Besitz ist doppelter Besitz; jedes Tausend mehr, schützt mit vor Verarmung. Weißt Du, was mir Dein Vater erwiderte, als ich um Dich anhielt: Gehen Sie um ein Haus weiter, sagte er, ich gebe meine Tochter nur einem Manne, der ein entsprechendes Vermögen besitzt oder ein gesichertes Einkommen hat. Meinst Du, ich habe das schön, edel oder dergleichen gefunden. Trotzdem — von seinem Standpunkte aus hat er Recht gehabt. Du allerdings hast gewartet. Wie aber, wenn die alte Tante nicht gestorben wäre, oder mir die zwanzigtausend Thaler nicht vermacht hätte?! ... Wir hätten bis zum Tode Deines Vaters warten können ... Und dann — was glaubst Du, daß ein Haushalt erfordere, wie wir ihn führen, wie Thea ihn als selbstverständlich beansprucht, dazu noch Reisen, Bäder und hundert andere Ausgaben! ... Große Vermögen schmelzen hier wie Schnee, wenn sie nicht vermehrt werden. Wenn es auf mich allein ankäme, wenn ich ein Arbeiter wäre und Thea ein Mädchen aus dem Volke, fleißig, genügsam und sparsam, ich würde sagen: heirathe Jeden, sofern er nur gerade Glieder hat und Du ihn lieben und achten kannst. Aber sei gewärtig, daß ein Tag kommen kann, wo Du Dich auf Dich selbst gestellt siehst ... Aber so, in unseren Verhältnissen — Womit wollte sie ihr Brod auch nur einen Tag auf anständige Weise verdienen? ... Hat denn Deine Erziehungsweise sie auf eine solche Möglichkeit vorbereitet?! ... Nein. Und deßhalb ist es unsere Pflicht, sie nach menschlichem Ermessen vor einer solchen Möglichkeit zu bewahren. Für eine Thea giebt es nur einen Halt, Besitz. — Und schließlich, wenn Ihr Beides wollt, Liebe und Besitz, doch den dann in mäßigen Grenzen, dann lebt so, erzieht Eure Töchter so, daß auch ein einfacher Mann vor sie treten und werben kann. Aber wenn ein solcher käme, zu unserer Tochter, einer Thea, und spräche: Ich liebe Sie, aber Sie werden ein einfacheres Kleid tragen müssen, als die Freundin, die Ihnen im Wagen begegnen wird; sie werden im Sommer nicht das theuerste Bad wählen, im Winter nicht eine Reihe von Gesellschaften oder Bällen geben oder sich von einer Loge aus dem Publicum präsentiren können; Sie werden sich mit einem Billet auf einen billigeren Platz, mit einem kleinen Haustanz oder mit gelegentlichen Bällen in öffentlichen Vereinen begnügen müssen; statt einer Flucht von Zimmern werden Sie eine mehr oder weniger beschränkte Miethswohnung bewohnen — was würde eine Thea entgegnen?! Ich glaube, sie würde ihn nicht zu Ende hören."

Frau Schneider saß vor dem Toilettentische, halb in sich zusammengesunken. „Und mit solchen Ansichten, hast Du damals um mich geworben?!" sagte sie langsam.

„Aber ich bitte Dich — die bekam ich doch erst in der Ehe!"

„In unserer Ehe."

„Nun ja", — er zuckte die Achseln — „was ist da tragisch zu nehmen!"

„Warum hast Du Dich heute erst ausgesprochen?"

„Warum?" Er trommelte an die Fensterscheiben, dann wandte er sich und lehnte mit dem Rücken gegen die Fensterbrüstung. „Weil wir in einer Gesellschaft leben, in der sich der Mann kein größeres Armuthszeugniß ausstellen kann, in der es für ihn keine bitterere Pille giebt, als seiner Frau sagen zu müssen: schränke Dich ein, lebe einfacher, glaube nicht, Alles mitmachen zu müssen ... Da schweigt denn ein solcher Mann, arbeitet und wuchert, im Comptoir und auf der Börse — nur um Geld zu machen. Möglich, er hat noch andere Gedanken, noch andere Interessen, aber er weiß — diese Gedanken, diese Interessen müssen zurückstehen. Nichts aber entnervt so, macht so unfähig zu allem Uebrigen. Deßhalb ist es auch, daß — wenige Ausnahmen abgerechnet — nicht wir, sondern unsere schlecht bezahlten Ingenieure, Chemiker und sonstigen Angestellten es sind, die Erfindungen machen, oder die Hülfsmittel der Technik ausbauen ... Hast Du schon 'mal gehört, daß die Welt einem Commerzienrathe eine Geistesthat zu verdanken hätte? ... Ich nicht. Wenigstens war er's dann noch nicht. Und doch sind wir nicht gerade dümmer als die Mehrzahl, eher das gerade Gegentheil. Sieh 'mal — ein Beispiel — Du kennst Räbener. Wenn ich denke, welch' gescheidter, ja geistreicher Kerl er in seinen zwanziger Jahren war! Ein Zusammensein mit ihm war ein Genuß. Dabei Nichts von Bedeutung, worüber er nicht orientirt war, oder sich nicht zu orientiren gesucht hätte. Heute? ... Vor 'n paar Monaten komme ich zu ihm; er sitzt vor dem Schreibtisch; bei meinem Eintreten verbirgt er Etwas, indem er eine unbändig große Preisliste darüber wirft. ‚Räbener', sage ich, ‚altes Haus, liest Du Romane oder schreibst Du Liebesbriefe?' — ‚Weder das Eine noch das Andere', erwidert er etwas verlegen und nimmt den Schleier weg. Und was hatte er vor mir verborgen? Eine literarische Wochenschrift; nicht der übliche Familienwaschlappen, sondern ein Organ für Männer! ‚Was willst Du; es ist mir zur Gewohnheit geworden,' sagt er, wie ich ihn über das Verbergen in's Gebet nehmen will, ‚alle Augenblicke stört das Personal; lese ich Außergeschäftliches, so gebe ich entweder ein schlechtes Beispiel, oder mein jüngster Commis fühlt sich berechtigt, mir die Qualification zum Geschäftsmann abzusprechen. Abends lassen mir gesellschaftliche und andere Verpflichtungen wenig Zeit und dann bin auch auf den Inhalt meist so gespannt, daß mir ein Warten lästig fiele ... Ja, Alter, man kommt herunter.' Anstandshalber habe ich widersprochen; im Stillen habe ich ihm Recht gegeben und nicht nur in Bezug auf ihn selbst, nein auch in Bezug auf mich."

„Und Thea, Nathanael ... Du sagst, ich hätte sie so erzogen, doch, doch, Du hast es gesagt. Ich könnte Dir entgegnen, daß sie ihre Haupterziehung im Pensionat erhielt, in das sie doch mit Deiner Zustimmung kam. Doch lassen wir das! Nur so viel: hast Du ihr einmal einen Wunsch versagt?"

„Ich gebe es zu," gestand er, sich das Ohr krauend, „sie war auch gar zu nett ... so als kleines putziges Mädchen, meine ich — Später allerdings —. Ja, in der Theorie sind wir Alle Helden; in der Praxis hapert es. Zudem — ich will mich nicht besser machen, als ich bin — was ich vorbrachte, war eine Art Rückfall in den alten demokratischen Adam. Morgen vielleicht lächle ich darüber, wie wir über Jeden lächeln, der aus sich herausgeht und seine innersten Gedanken ausspricht. Trotzdem, Berthe — Thea ist achtzehn; ich wiederhole dies auf die Gefahr hin, Dich nochmals in Harnisch zu bringen. Warten wir noch einige Jahre, versuchen wir, auf sie einzuwirken, sie nachträglich und wirklich zu erziehen, wenn wir Zwei" — er legte ihr die Hand auf die Schulter — „überhaupt das Zeug haben, ein Menschenkind zu erziehen. Geht's

Digitized by Google

nicht, dann muß sie eben wie die Mehrzahl ihrer Genossinnen sich verheirathen: Vermögen zu Vermögen."

Frau Schneider hatte sich erhoben; ein eigenes stilles Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Zum ersten Mal seit langen Jahren hatte er sie wieder bei ihrem Vornamen genannt. In einer Aufwallung gekränkter Eitelkeit hatte sie vor Zeugen sich die Verketzerung ihres Namens verbeten; er hatte den Verweis eingesteckt, jedoch von dem Tage ab diesen Vornamen nicht mehr über die Lippen gebracht.

„Ich fürchte, es wird nichts daraus werden," sagte sie, leise den Kopf schüttelnd, „trotzdem, einen kleinen Erfolg soll die heutige Aussprache dennoch haben, das verspreche ich Dir. Du bist etwas rücksichtslos gewesen, ja, ja . . . ist schon so . . . aber es war am Platze. Sag' 'mal offen — hast Du mich all' die Jahre in dem Lichte betrachtet?"

„Aber Berthe, was sagst Du da wieder! . . . Ueberhaupt — macht man sich denn immer Gedanken über sich und seine Umgebung; im Grunde leben wir doch in den Tag hinein . . . Na, und wenn ich heute 'mal ein wenig den Sittenrichter spielte — — War's denn gar so arg?" —

„Sehr!" sagte sie, ihm die Hände auf die Schultern legend.

„Na, dann verzeih'!" versetzte er in gutmüthig bittendem Ton. „Ich habe mich doch auch nicht geschont."

„O Du! . . . Du und ich! . . . Das ist's ja eben . . . Du hättest eine bessere Frau verdient, Nathanael. Du bist so viel besser als ich."

Das konnte und wollte er nun nicht zugeben und um ein Haar wäre das junge Einvernehmen wieder in die Brüche gegangen. Schließlich einigten sie sich darauf, daß sie Beide „gleich gut" seien.

— — — Zwei Stunden später stiegen drei Personen, ein Ehepaar und eine junge Dame in den rheinwärts gehenden Schnellzug. Die junge Dame hatte einen schwachen rothen Schein um die Augenlider, dann und wann zuckten die feinen Lippen, doch Gang, Haltung und Benehmen waren — tadellos. Besitz ohne Liebe!

Aus der Hauptstadt.

Pfaff und Junker.

Herr Leckert wird für's Erste nun doch nicht Chef-Redacteur werden und den ersehnten Ideal-Gehalt erreichen können. Aber die anderthalb Jahre ruhiger Muße, die ihm der erbitterte Todfeind aller Nebenregierung, der camarillaleugnende Oberstaatsanwalt, zudictiren ließ, helfen ihm um so sicherer zum Ziele. Sie verringern liebevoll den schlimmsten Fehler Leckert's, der allein seiner Glaubwürdigkeit schadete und wodurch er sich selbst bei wagemuthigen Verlegern unmöglich machte: seine knospende Jugend. Wendet das Opfer des Kronrathes nach achtzehn Monaten den ragenden Mauern Plötzensees gebessert und gereift den Rücken, so wird, den Anzeichen nach zu schließen, sein Name noch immer in aller denkenden Männer Munde sein. Anekdoten aus seinem allzu jungen Leben werden noch immer von eifrigen Localberichterstattern ausführlich erzählt, Privatbriefe von ihm mit Stumpf, wenn auch ohne Stil abgedruckt werden; jede groteske Aufschneiderei des dummen Spitzels findet auch dann noch durch die so heilsame Druckerschwärze Verbreitung und gläubige Seelen. Der Nimbus des furchtbaren Hintermannes, der ja Herrn Wilhelm Liebknecht zu Folge grinsend im Sachsenwalde hockt, erlischt nicht so bald, und die Reclameposaunen thun für Leckert so viel, daß ihm selber zu thun nichts mehr übrig bleibt. Er müßte wirklich ein noch größerer Tölpel sein, als man sagt, wenn sich ihm nach anderthalb Jahren nicht ein warm behagliches Plätzchen in den Reihen derer öffnete, die ihn jetzt so wacker als einen Schmutzfleck auf dem Schilde der ehrenwerthen hauptstädtischen Journalistik schmälen. Und die doch Gingold-Stärk, Lützow und Sebaldt Bruder nannten, die reinen Herzens einen Tausch bei sich empfingen.

In den Gedanken des Biebersteiners ist aus mehr als einem Grunde schwer zu lesen. Aber das darf auch der Unkundigste kühnlich sagen: die Strecke der lustigen Treibjagd wird ihn kaum sonderlich befriedigt haben. Die grobe Sau ist durchgebrochen. Zwar liest man allenthalben in den Zeitungen, nunmehr gebe es keine Räthsel mehr, durch den Proceß seien die dunkelsten Partien unseres politischen Lebens mit dem in solchen Fällen beliebten düsteren Streiflicht grell erhellt worden. In Wahrheit jedoch vermochte das langwierige Zeugenverhör nicht einmal Antwort auf die schlichte Grundfrage zu geben. Noch heute weiß Niemand, wie die Fälschung des Zarentoastes zu Stande gekommen ist, der seltsame Wortlaut, den neben Herrn Hofrath de Grahl zahlreiche französische und englisch-amerikanische Correspondenten in die Welt hinaus telegraphirten. Dem curiosen Bilde des in Demuth ergrauten Hofjournalisten, der plötzlich selbstständig geworden sein und dem officiellen Drahte auf eigene Rechnung und Gefahr staatsgefährlichen Unsinn übergeben haben soll, diesem Rebus schließen sich nicht minder erstaunliche, befremdliche Geheimnisse an. Statt ein oder zwei Mysterien zu enthüllen, hat der Proceß deren massenhaft geschaffen. Und die freisinnige Presse mag noch so viel von reinigenden Gewittern schwärmen, es wird doch sogar auf den Conferenzen ihrer Redacteure nur eine Stimme darüber sein, daß dem Herrn Staatssecretär des Auswärtigen an der Niedermetzelung der paar Tauschianer blutwenig gelegen sein konnte. Er zielte höher, aber es scheint, er traf nicht. Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.

Statt unablässig an die Rohan'sche Halsbandgeschichte zu erinnern, die seit geraumer Zeit zum ständigen Paradestück unserer gebildeten Zeitungspolitiker geworden ist, sollte man lieber den eben so hübschen und entschieden besser passenden Gemeinplatz vom Hornberger Schießen anwenden. Die große Action wird schmachvoll im Sande verlaufen. Der Biebersteiner hat zwar einen lästigen Floh abgeschüttelt, ist aber selbst darüber bedenklich in's Wanken gekommen, und sowohl seiner Autorität wie der der Minister-Collegen hat der Scandal-Proceß Abbruch gethan. Dergleichen sollte besonders ängstlich in einer Zeit vermieden werden, da just die Hochgestellten mit Recht über das schwindende Ansehen der Autorität, über die zunehmende Dreistigkeit roh demokratischer Instincte jammern. Wer es wirklich gut meint mit dem Ministerium Boetticher-Marschall, in dem sich zufällig auch Fürst Hohenlohe befindet, — und die mächtige Presse der Freisinnigen Vereinigung meint es gut mit Boetticher und Marschall — der sollte aller Discussion über die Tauschgeschäfte der letzten Jahre je eher je lieber ein Ende bereiten. Aber so ist es mit dem Sensationsbedürfniß am Quartalsende: um ihm zu fröhnen und den braven Abonnenten einen Specialgenuß zu verschaffen, kränkt und tödtet man die besten Freunde. Von ihm verblendet, übersieht man sogar Vorgänge, die alle nervenkitzelnden Begebnisse im Lützow-Proceß an Wichtigkeit thurmhoch überragen. Wie eine Hofclique, wie ein paar Bürschlein, die nichts als ihre Freiheit zu verlieren haben, putzig plumpe Minengänge gegen die verantwortlichen Rathgeber des Kaisers graben, dem nachzuforschen, das zu bespötteln ist gedeihliche Arbeit für stille Sommermonate. In der jetzigen, ernsteren Jahreszeit thäten die Auguren besser, nach den großen, bedeutsamen Zeichen der Zeit zu spähen. Aber selbst der Hamburger Schiffsarbeiterstreik, diese gewaltige Bethätigung einer sieggewissen und keck nach dem Siegespreise greifenden Classe, dieser finster drohende Herold kommender wirthschaftlicher Revolutionen hat für unsere Zeitungen keinerlei Interesse neben den schmutzigen und dürftigen Pikanterien eines Sensationchen-Processes. Die kurzsichtigen Eunuchen verhängen alle Fensterlein vor'm Sturme, um in dämmerigen, nach zersetztem Weiberparfüm und vermotteten Prachtgewändern riechenden Stuben ungestört weiter schnüffeln zu können. Ihre Nasen sind fein, und sie wittern das, was sie Morgenluft nennen. Wenn sie freilich ahnten, daß ihren schwächlichen Hoffnungen und brünstigen Träumen niemals Erfüllung winken wird, daß sie umsonst darauf lauern, entgleitende Zügel der Regierung in ihre fettigen Finger nehmen zu können . . . Umsonst lauern, weil die Janitscharen schon bereit stehen, die entschlossen sind, alle Fronde aufzugeben, dem Willen des Padischahs nicht länger zu trotzen und sich zurückzubegeben in sein leichtes, Aemter, Würden und andere Ehrungen spendendes Joch.

Die conservative Partei folgte nur unwillig den socialreformerischen Spuren Bismarck's, mißtrauisch stand sie seinen Bemühungen gegenüber, denen um Stadthagen und Singer das Wasser abzugraben. Es bedurfte aller Thatkraft des Kanzlers, des persönlichen Eingreifens Wilhelm's I. bedurfte es, um dem Krankencassengesetze eine knappe Mehrheit im Reichstage zu sichern. Nach 1888 wurde die Stimmung der Partei solchen Experimenten allmälig günstiger, 1890 war sie sogar entzückt und begeistert davon. Ein junger Herrscher war auf den Thron gestiegen, von dem man zu wissen meinte, daß ihn aller Widerspruch verletzte. Er verkündete ein socialpolitisches Programm, das in seiner Entschiedenheit und Klarheit keine Mißdeutung zuließ und einer Partei, die sich monarchisch sans phrase nannte, keine schwankende Haltung erlaubte. Zudem nahm die Welt an, daß das neue Programm für alle Ewigkeiten gelten, daß die kaiserlichen Erlasse unverrückbares Fundament der Politik jeder Regierung sein würden, die unter Wilhelm II. an's Ruder kam. Der Hofprediger Stöcker, von dem man wußte, daß der junge Monarch ihm als Prinz sehr zugethan gewesen war, hatte unter conservativer Flagge in jahrelanger, stürmischer Agitation den Boden für die Ideen seines Herrn vorbereitet; in der Kreuzzeitung machte Hammerstein ähnliche Musik. Indeß war es nicht sowohl der Einfluß dieser beiden Männer, als die unverkennbare Stellungnahme des Herrschers, die die Masse der Conservativen bewog, dem neuen Zuge der Zeit zu folgen. Auch handelte es sich ja zunächst nur um die wirthschaftliche Befreiung der Sclaven des mobilen Capitals, um Industrie- und Bergarbeiter. Den Latifundien im Osten drohte keine Gefahr. Und so schien sich denn die conservative Partei über Nacht an Haupt und Gliedern verjüngt zu haben. Stattlich marschirte sie daher, ganz modernisirt und socialpolitisch aufgeputzt. Selbst ihren vornehmsten Herren, die doch die Crapüle redlich hassen, ward es warm um's Herz bei dem Gedanken, daß die Partei in Zukunft nicht allein auf das platte Land beschränkt sein, sondern erobernd in die großen Städte, in industrielle Bezirke einziehen würde. Etliche kleine Erfolge erhöhten noch die wohlige Temperatur. Man begann wieder Muth zu fassen, sich zu fühlen. Die Partei wurde unstreitig populär. Niemals hätte sie, die noch 1890 Bismarck fallen sah, ohne ein leises Wörtlein des Bedauerns zu wagen, niemals hätte sie später die Courage gehabt, den Handelsverträgen Caprivi's so erbittert entgegenzutreten, wenn sie sich nicht der Massen sicher geglaubt hätte. Die Empfindung des Aufsteigens, trutzige Siegesgewißheit gab

Digitized by Google

ihr den Muth zu schärfster Opposition. Jetzt glaubte sie, dem Kaiser ihren Willen aufzwingen zu können, jetzt wähnte sie sich plötzlich erhaben über kriechende Kleinheit, über den niedrigen Standpunkt einer gouvernementalen Partei. Die demokratische Bauernbewegung ward entfesselt, der Kampf gegen das verwüstende mobile Capital feierlich proclamirt, der Antisemitismus in aller Form in's Programm aufgenommen und ungemein viel von Arbeiterfreundlichkeit geredet. Das Land erwachte. Schwärmer standen auf und redeten mit feurigen Zungen. Allerorten erhoben sich die jungen Geistlichen, von allen Kanzeln klang es christlich-social. Und allerorten hörten die Gutsherren das neue Wort Jesu Christi schmunzelnd mit an. „Junker" und „Pfaffen" gingen wieder Hand in Hand.

Bald darauf ward es jedoch den conservativen Führern klar, daß sie sich in der Beurtheilung des Herrschers vollkommen geirrt hatten. Weit entfernt davon, ihren Forderungen nachzugeben, tadelte der Fürst scharf die entschiedene Stellungnahme der Partei und gab Beweise seiner Ungnade, die den Betroffenen tiefe Wunden schlugen. Gerade die Anhänger jener Richtung, die man völlig unterdrückt glaubte, die in der Partei gar keine Macht mehr hatte, waren bei Hofe gern gesehen, wurden verhätschelt und verzogen. Es kam hinzu, daß die Socialreform von oben erst in's Stocken und dann allmälig in Vergessenheit gerieth. Sie hatte den Erfolg nicht gebracht, den der Kaiser und seine Rathgeber von ihr erwartet hatten. Herr v. Stumm triumphirte. Die conservative Partei sah sich von allen Seiten bedroht. Noch widerstrebte ihr der Rückzug, noch deuchte er sie schimpflich. Aber ihre Matadore hatten doch bereits die Empfindung, mit dem Zuge auf einen todten Strang gerathen zu sein. Es wurde ihnen um ihre Positionen bange, um ihre Beziehungen zum Hofe, zur Regierung. Alte Traditionen banden diese Männer eng an die Krone. Wohl konnten sie sich so weit überwinden, ihr im Falle dringender, zwingender Nothwendigkeit auf kurze Zeit gegenüber zu treten; ständiger, dauernder Opposition waren sie nicht fähig. Eine solche Opposition mußte zudem alle Grundlagen des deutschen politischen Lebens zerstören, die Conservativen sacht aus ihrer vielbeneideten Situation herausdrängen und den schmiegsameren Feinden auf der Linken das Heft in die Hand geben.

In diese Gewissensbedrängnisse und Sorgen, in das Geknall der Kanonade hinein, die den Rückzug einleiten und decken sollte, platzte die Entlarvung Hammerstein's. Man nannte seinen Sturz allgemein einen Stoß in's Herz der Partei, man war überzeugt, daß er ihr schwere Nöthe verursachen würde. Thatsächlich aber starb den conservativen Hauptmännern dieser Mortimer sehr gelegen. Wie man ihn aufgab, so gab man auch seine Ansichten auf. Wenige Monate später entledigte sich der Elferausschuß auch des jetzt doppelt gefährlich gewordenen Hofpredigers, der durchaus noch nicht daran glauben wollte, daß der socialreformerische Spaß nunmehr vorbei wäre. Aller demagogischer Anstrich, der die Partei oben in Mißcredit gebracht hatte, ward sorgsam abgekratzt. Alles Anstößige sollte hinfort vermieden, die scharfe Tonart unterdrückt werden, die hohe Herren nervös gemacht hatte. Die Landwirthebewegung, deren hitzige Vorstöße sämmtlich auf's Conto der Conservativen geschrieben wurden, durfte man aus Gründen der politischen und auch vielleicht der materiellen Existenz nicht ohne Weiteres zertreten, aber an deutlichen Mahnungen und versteckten Drohungen fehlte es nicht. Räumte man mit den compromittirten Bündlern nicht gleich kurzer Hand auf, so wurden dafür die Antisemiten vom Freiherrn v. Manteuffel, dem seine dreizehn Aemter den politischen Blick nicht zu trüben vermochten, um so derber abgeschüttelt. Vorher schon hatte Graf Mirbach, der verkappte Helldorff, den „hergelaufenen Leuten" die Freundschaft gekündigt.

Die Junker hatten sich wieder auf sich selbst besonnen. Zwar war ihr Rückzug an heldenhaften Einzelheiten nicht ganz so reich wie der des Xenophon, taktisch dagegen verdient er kaum minder hohes Lob. Die Fluth ging so schnell in ihr altes, gewohntes Bette zurück, daß ganze Schwärme von denen, die sich ihr anvertraut hatten, auf dem Trockenen sitzen blieben. Unsere evangelischen Geistlichen gelangen gemeiniglich erst in späteren Jahren zu diplomatischer Einsicht und Gewandtheit. Mit jugendlichem Feuer hatten sie sich der jungconservativen Bewegung angeschlossen; nie vorher hatte der Pfaff so mit ganzem Herzen, so gern an der Seite des Junkers gekämpft wie dies Mal. Doch er avancirte zu rasch und zu weit. Als das Gefecht zum Stehen kam und die Hauptarmee gleich darauf eilends retirirte, verloren die kleinen Compagnien die Verbindung mit ihr. Und nun entschlossen sie sich, nicht zu capituliren, sondern den Krieg auf eigene Faust weiter zu führen. Junker und Pfaff, die der gesittete liberale Mann nur als vereinigte Teufelsbrut kennen und hassen gelernt hat, gerathen sich so in die Haare; aus den Zeltgenossen, die 1890 zusammen gegen die Schlot- und Essenfestungen auszogen, sind jetzt Gegner geworden.

Wohl kaum auf lange Zeit. Die Freiherren und Grafen fürchten das Häuflein klein nicht, und ihre Machtmittel, seine Mannschaft immer mehr zu verringern, sind groß. Um den Pfarrer Naumann schaaren sich nur noch ein paar treuherzige Idealisten, die auf kaltem Wege versuchen wollen, was Bismarck mit Feuer und Schwert nicht gelungen ist: die Auflösung der Socialdemokratie. Immerhin brauchte die neue Vereinigung nicht ganz an Erfolgen zu verzweifeln, wenn sie wenigstens für's Erste von dem zur Zeit völlig aussichtslosen Beginnen absähe, die in der Singerei verlotterte Arbeiterclasse für Monarchie und Christenthum zurückzugewinnen. Viel verständiger wäre es gewesen, wenn der Pfaff sich an den gewandt hätte, der für Gottes Wort noch empfänglich und seinem Kaiser trotz alledem treu geblieben ist und treu bleibt: an den Kleinbürger, an die große Zahl kleiner, heute noch selbstständiger, morgen wahrscheinlich ebenfalls proletarisirter Existenzen. Pfarrer Naumann richtet seine Rede an die Gebildeten, daß sie dem brutalen Besitz in die Arme fallen und dem vierten Stande Hülfe bringen; eine Partei der Mitleidigen hat er begründet. Aber Mitleid vermag wohl dem Einzelnen, nie ein ganzes Volk zu retten. Mitleid ist keine Politik. Eine bedrückte Classe, die sich nicht selbst zu befreien versucht, die sich nicht aus eigener Kraft befreien kann, ist verloren und werth der Sclaverei.

Schon jetzt drängen sich um Naumann alle gut meinenden und übel wirkenden Männerchen aus Wolkenkuckucksheim, die Confusionare von rechts und links, die Egidy, die ethischen Culturleute u. dergl. Erwehrt er sich ihrer nicht alsbald — einstweilen läßt er sich von ihnen sogar übermäßig beeinflussen — so triumphirt in Kurzem der Junker über den Pfaffen. Und wenn Herr Leckert zur Zeit der Wahlen von 1898 des Kerkers Gruft verläßt und die Chefredaction eines angesehenen, sauberen Blattes übernimmt, dann hat er es nicht mehr nöthig, sich rasch über das Wollen der Nationalsocialen zu unterrichten. Sie werden dann bereits gewesen sein.

Caliban.

Notizen.

Es ist unseren Jugendschriften-Verlegern heute nicht mehr so leicht wie früher gemacht. Einmal ist die Concurrenz groß und lästig geworden, dann aber wird auch das Publicum kritisch und sehr wählerisch. Aller Orten, besonders in Hamburg und in der deutschen Schweiz, haben sich von tüchtigen Pädagogen geleitete Jugendschriften-Commissionen gebildet, welche die Kinderliteratur prüfen, sichten und von Unkraut und nur allzu häufigem Gifte säubern. Besonders unser Mitarbeiter H. Wolgast ist ein eifriger und strenger literarischer Kinderwart, wenn man so sagen darf, und seine Warnungstafeln werden zum Segen des heranwachsenden Geschlechts immer allgemeiner beachtet. Wenn dieser bewährte Jugendschriftgelehrte die diesjährigen Weihnachts-Novitäten von K. Thienemann's Verlag in Stuttgart einer Prüfung unterzieht, so wird er gewiß, wie wir, zu dem Ergebniß kommen, daß kein anderer Verleger für Jugendliteratur den hohen Ansprüchen, die wir heute vom pädagogischen Standpunkte erheben, in gleich vollkommener Weise gerecht wird. Man kann sagen, daß jede einzelne der Thienemann'schen Jugendschriften in Text und Bild, Geist und Form das Ideal eines Kinderbuches vorstellt. Da ist vor Allen das Standartwerk, das längst den alten Jugendfreund Franz Hoffmann's übertroffen und verdrängt hat, das im elften Jahrgange stehende „Deutsche Knabenbuch", ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung mit 400 Seiten Text und zahlreichen Text- und Farbenbildern von Künstlerhand. Außer 12 reich illustrirten, trefflichen Erzählungen enthält dieser Band Biographisches (Peter Hebel, Werner von Siemens), Physikalisches und Astronomisches (Fernsprecher, Sonne, Röntgenstrahlen 2c.), aus der Thierwelt (Schutzfärbung [Mimikry] bei den Thieren, Tauben und Hühner 2c.), Handfertigkeiten und Beschäftigungen, Spiele im Freien und im Zimmer, dazu eine Menge Räthsel, Aufgaben, Denkübungen, Kunststücke und anderen Zeitvertreib. Das ganze Jahr über können sich die jungen Leute an diesem vielseitigen Buche erfreuen und fortbilden. Dann das weibliche Seitenstück dazu: „Deutsches Mädchenbuch". Schon beim ersten Durchblättern überrascht uns die Schönheit und Mannigfaltigkeit dieses Buches. An die vielen sinnigen, schwarz und bunt illustrirten Erzählungen und Märchen von den besten Namen reiht sich Dramatisches, Biographie und Kunstgeschichte (Richard Wagner, Rosegger, Vittoria Colonna, Dürer), Naturgeschichtliches (Schwämme), Reisebilder (Schwarzwald), Kunstfertigkeiten und Handarbeiten (Silhouettenkunst, Monogramm- und Weißstickerei, Vorlage für Aquarellmalerei), Spiele im Freien, gesellige Scherze, Uebungen und Kurzweil aller Art. Auch in diesem Jahrbuche ist der Aquarelldruck neu eingeführt, sogar in den Textbildern, also schon typographisch eine Sehenswürdigkeit. Von den Bildergeschichtenbüchern für die kleine Welt erwähnen wir nur die Heinzelmännchen-Erzählung: „Im Puppenparadies" von Emma Biller, worin die kundige Kinderfreundin die rechte Art des Spielens lehrt und Puppen- und Märchenwelt mit einander verbindet. Dieselbe Jugendschriftstellerin bewährt sich auch in der Beschaffung passender Mädchenlectüre und verfällt niemals in den überspannten und oft sinnlichen Ton einer Thecla v. Gumpert, aus deren Schriften H. Wolgast sehr wenig Erbauliches mitgetheilt hat. Eine talentvolle Schülerin von Emma Biller ist Else Hofmann, deren gemüthliches „Annebärbele" die Leute aus dem Volke mit Personen der vornehmen Welt in Berührung bringt und alle Verhältnisse wahr und ergreifend schildert. Ein poetischer Hauch weht durch „Die Jüngste", eine Erzählung für erwachsene junge Mädchen von Emma Biller, das Lebensbild eines charaktervollen jungen Mädchens, das im Reichthum auferzogen, verwaist und sich zu thatkräftiger Arbeit aufrafft und glücklich wird. Während die üblichen Märchenbücher: „Musäus' Volksmärchen der Deutschen", das prächtig redigirte

Digitized by Google

und illustrirte „Hebel'sche Schatzkästlein für die Jugend“ (Kannitverstan, Zundelfrieder, Schneider in Pensa u. s. w.), welche Welt volksthümlicher Poesie geht uns Alten da rückerinnernd auf! — „Gulliver's Reisen“ an die Jugend beiderlei Geschlechts (wie der geschmacklose Ausdruck lautet) sich richten, sind die herkömmlichen Abenteuergeschichten mehr für die Knaben berechnet. Hie „Robinson!“ hie „Waldläufer!“ hie „Lederstrumpf!“ Doch alle in verständnißvoller Bearbeitung und bisher unerreicht schöner Bilderschmuck. Und da es sich bei dem immer originellen Anton Hoffmann von selbst versteht, daß er alljährlich etwas ganz Neues und Eigenartiges bringt, so auch dies Mal der glückliche Meistergriff: Boz' „David Copperfield“, für die Jugend bearbeitet. Es ist nur verwunderlich, daß noch kein anderer Verleger auf diesen prächtigen Einfall gekommen ist, dies Kleinod des Humors unseren Kindern zugänglich zu machen. Vivant sequentes! Noch manche Perle von Dicken's kann zur Freude der Jugend neu gefaßt werden, und wenn Thienemann's Verlag dann noch um neuen Stoff verlegen ist, so möge er unsere Romantiker (Tieck, Brentano, Arnim) nicht vergessen. Da liegt das Beste für unsere Knaben und Mädchen beinahe fix und fertig bereit.

Im Verlag der Wiener Mode sind drei hübsche Albums erschienen: „Die Kunst der Weißstickerei“ von Luise Schinnerer, „Häkelmuster-Album“ und Sammlung gehäkelter Spitzen“, die ein unentbehrliches Hülfsmittel für jede Frau sind und hinsichtlich der technischen Ausführung, Klarheit des Textes und Anschaulichkeit der Holzschnitte alles Lob verdienen.

Das bekannte historische Prachtwerk: „Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland“ von Graf Stillfried-Alcantara und B. Kugler ist soeben in 5. Auflage bei F. A. Berger in Leipzig erschienen und darf mit vollem Recht eine billige Volksausgabe genannt werden, trotzdem es von der fast überreichlichen Fülle von Illustrationen, Selbstschriften und Kunstbeilagen Alles und in feinster Ausführung bringt. — Der patriotische Text Kugler's ist gleichfalls unverändert, und die Bilder sind von historischer Treue und geradezu documentarischem Werth. Der beispiellos billige Preis macht das Werk auch für die schlichteste bürgerliche Bücherei erreichbar. Es ist eine Zierde des deutschen Buch- und Kunstverlages.

Der Münchener Verlag von Albert Langen verdient das Lob, daß er mit Eifer bestrebt ist, die abgelaufenen Wege zu vermeiden und auf unbetretenen Pfaden buchhändlerisches und künstlerisches Neuland zu suchen. Namentlich die allerjüngste Richtung in der Poesie und Kunst hat es ihm angethan. Wenn seine Bücher mit den symbolistischen Bildern und grellen Umschlägen aber dem deutschen Philister in die Hand fallen, dann giebt es ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Und da er im deutschen Bürgerhause so wenig Gegenliebe fand, so ist Langen wohl aus Trotz in's socialistische Lager gerathen, denn manche Geschichten und Bilder in seiner Wochenschrift: „Simplicissimus“ würden mit ihrer classenhäßlichen Verspottung der Auswüchse des Capitalismus und Militarismus und ihrer Verherrlichung der Armen und Elenden sehr gut in den „Wahren Jakob“ passen. Aus den denkwürdigen Verhandlungen des socialdemokratischen Parteitages gegen Edgar Steiger ist freilich das Eine klar geworden, daß auch die Streber vom Zukunftsstaat der neuen Kunst wenig Sympathie entgegenbringen. Langen muß also ebenfalls die Erfahrung machen, daß das „Volk“ eine Geschichte der Marlitt oder von Zola lieber liest, als die Impressionen von Evers, Wassermann, Bodman und Wedekind, die meist ungenießbaren Classiker des „Simplicissimus“, und daß es die gut bürgerlichen Caricaturen der Fliegenden Blätter lieber sieht als die meist unfreiwilligen Verzeichnungen von Th. Th. Heine, Slevogt ꝛc. Vielleicht ist eine Frucht dieser Erkenntniß das herrliche Bilderbuch: „Kinderlieder“ von Mia Holm. Ein Bilder- und Liederbuch für Groß und Klein, Dichtungen, in denen ein warmes Mutterherz jubelt und klagt, in ganz eigenen Tönen, die jeden Leser mächtig ergreifen müssen. Diese Seelenpoesie ohne Tendenz und Prüderie, schlicht, intim, wahr, jedes Lied ein reiner lyrischer Vollklang, zart und sinnig wie Rückert's Kindertodtenlieder, aber ohne spielerische Formen und gesuchte Pointen, so recht ein Brevier für liebende Mütter.

„Wenn jedes Weib ein Mägdlein wär' und jeder Mann ein Bube,
Dann wär' die ganze große Welt die schönste Kinderstube.
Dann brauchte man von Sündenschuld nicht mehr erlöst zu werden,
Man brauchte auch den Himmel nicht: Er wäre hier auf Erden.“

Die deutschrussische Dichterin hat in dem Illustrator Adolf Münzer einen congenial nachschaffenden Künstler gefunden, der ein Gewinde von originell stilisirten Arabesken und anheimelnde Bilder aus der Kinderstube entworfen hat. Der Einklang zwischen Wort und Bild ist bewundernswerth.

Verwandten Geist athmet das Bilderbuch: „Allerleirauh“ von O. Verbeck, der vortheilhaft bekannten Novellistin. Es enthält sieben Thiergeschichten, deren Helden Vögel, Hunde, Affen und Katzen sind, so hübsch erfunden und naiv erzählt wie das bekannte Grimm'sche Märchen, dem der Titel entlehnt ist. Diese drolligen und sinnvollen Geschichten stammen offenbar von einer Mutter, die nicht allein die Thiere liebt, sondern auch vor Allem die Kinder. Th. Votteler hat die kleinen Erzählungen mit hübschen Bildern geschmückt.

Das Gespenst. Eine Großstadtgeschichte von Richard Nordhausen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. — Die phantasiereichen — allzu phantasiereichen Fabrikate der literarischen Großindustrie für Familienblätter müssen darnach eingerichtet werden, daß man sie dem Backfisch zu lesen geben kann, sonst weist sie die Redaction zurück, und der Schriftsteller hat Tinte und Papier verloren und dafür ein steifes Handgelenk erworben. Was aber Backfische lesen dürfen, die Schilderungen von Welt und Leben mit entstellten Eindrücken und verkniffenen Empfindungen, ist nichts für Leute, denen die zur Würdigung solcher Consumartikel nöthige Naivetät durch einen offenen Blick in das wirkliche Leben verloren gegangen ist. Von all dem verlogenen und verbogenen Kram, der dem sogenannten „Publicum“ unter der Lesewelt, dem Herdenvieh, von Verlegern und Redactionen in gerechtfertigter Speculation auf Harm- und Gedankenlosigkeit hingeworfen wird, beginnt uns — Gott sei Dank! — die neuere Literatur mehr und mehr zu befreien. Wir begegnen endlich wieder „Romanen“ und Novellen, bei denen man vergißt, daß man eine „Geschichte“ liest. Richard Nordhausen hat die Art, sich in einer Weise in das Seelenleben der Menschen zu vertiefen, die er uns in seinen Büchern anfreundet, daß man glauben könnte, er habe frisch eine Reihe von eben gesehenen, erlebten Vorgängen niedergeschrieben. In jedem Zuge zeigt er den durch und durch modernen Seelenmaler, dem auch die verborgensten Regungen des Empfindungslebens nicht entgehen. Wir haben in ihm einen Schilderer des heutigen Lebens, und namentlich des großstädtischen, der den weitaus größten Theil seiner Mitbewerber erheblich hinter sich läßt. Diese Gabe, das Innenleben eines Menschen anatomisch zu zerfasern und sein Lebensbild naturgemäß und folgerichtig zu entwickeln, ist fast instinctiv zu nennen; sie kann auch wirklich weder durch ausgedehnteste Sitzung und Berathung in Genieclubs noch durch strenge Beschaulichkeit eines Dichters und Welterschütterers aus Ueberzeugung erworben werden. — Wer Lust hat, sich einmal ein paar Stunden an einem aus dem Großstadtleben herausgerissenen Stückchen Menschenschicksal die Nerven zu erschüttern, der gehe nach der Leihbibliothek und fordere „Das Gespenst“. Wenn wir nicht in Deutschland lebten, würden wir sagen, er solle sich das Buch für 1 Mark 50 Pfennige kaufen.

Berlin und seine Bauten. Bearbeitet und herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin und der Vereinigung Berliner Architekten. 3 Bde. (Berlin, Wilhelm Ernst und Sohn.) Das monumentale Architekturwerk ist in engerem Rahmen 1876 als Festschrift erschienen und kommt hier erweitert und auf drei Bände vermehrt in zweiter Auflage heraus. Der erste Band enthält das Allgemeine, Schilderung der Stadt und ihres Verkehrswesens, die Ingenieur- und Industriebauten; der zweite und dritte öffentliche Hochbauten und den Privatbau. Neunzehn vorzügliche Lichtdrucktafeln, elf Karten und über 2000 künstlerisch ausgeführte Textabbildungen veranschaulichen das Architekturbild der Reichshauptstadt. Die rühmlichst bekannte Verlagsanstalt verdient den Dank aller Kunstfreunde, daß sie diese ursprüngliche Vereinsschrift auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Allgemein interessant ist die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Berlins mit Ansichten der Stadt von 1650, 1690 und 1737, ebenso die alten Pläne, die durch neuere Uebersichtskarten, auch durch solche über die Vororte bis zur Gegenwart ergänzt wurden. Zur Beleuchtung des Verkehrs entnehmen wir den fleißigen Tabellen, daß man an zwei bestimmten Tagen innerhalb 16 Stunden in der Königstraße bei den Colonnaden 141 000, an der Ecke der Friedrichstraße und der Linden 125 000 Fußgänger zählte; der Wagenverkehr erreichte in derselben Zeit an der angegebenen Ecke der Friedrichstraße 18 000 Fuhrwerke, auf dem Potsdamer Platz 20 250 Wagen. Der Fahrradverkehr läßt sich daraus bemessen, daß bis zum 1. Juli d. J. über 14 000 Karten dafür ausgestellt wurden. — Die technische Beschreibung wendet sich der Reihe nach den Straßen und Plätzen zu, mit näherer Angabe der Bepflanzungen, der sonstigen Anlagen und der bestehenden Pferdebahnen, dann den Park- und Gartenanlagen. Die 79 Friedhöfe der Stadt nehmen zur Zeit 400 Hektar ein und vertheilen sich — bei 30 946 Beerdigungen im Jahre 1894 — auf 53 kirchliche Gemeinden. Die 90 Brücken haben, seitdem sie von der Stadt übernommen worden, erheblich zur Verschönerung der Straßenbilder am Flusse und an den Canälen beigetragen. Es folgen nun die Straßenbahnen (einschließlich der elektrischen Linien), die Wasserversorgungen, Stadtbahn, Canalisation, Beleuchtung und andere technische Betriebsanlagen, die Berlin einen großen Vorsprung vor anderen Großstädten verleihen. Auch die Reichspost ist nicht vergessen. Auf anderen Gebieten begegnen wir hier in schönen Abbildungen den neueren und geschmackvolleren Militärbauten, Theatern, Saalbauten und Markthallen, denen der eigentliche Privatbau sich anschließt, der neben den zahlreichen Bierpalästen die neueren Hôtels und die großen Geschäftshäuser im Bilde vorführt. Zeigen diese die enorme Umwälzung in Stil und Material, die bis zum größten Luxus geführt hat, so beweist das Studium der Wohnhäuser und Villen, bis zu welcher Verfeinerung unsere ersten Architekten, wie Baurath von Großheim, Grisebach ꝛc. schon vorgedrungen sind. Alles in Allem ein monumentales Werk, eines der schönsten Architekturbücher aller Zeiten und zugleich ein Musterbuch der modernen Baukunst überhaupt. Es sei über den naturgemäß kleineren Kreis der Fachgenossen hinaus auch einem größeren kunstsinnigen Publicum bestens empfohlen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:

System der nationalen Schutzpolitik nach Außen.

Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik.
Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände von
Dr. Johannes Wernicke.
Preis: 6 Mark.
Siehe die Besprechung in Nr. 49 d. Bl. vom 5. 12. 96.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Benjamin Vetter,
† Professor an der techn. Hochschule Dresden,
Die moderne Weltanschauung und der Mensch.
Zweite Auflage.
Preis brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M.

Verlag von Max Brunnemann in Kassel.
Soeben erschienen:
Franz Treller, Thenda.
Ein Hang aus grauer Vorzeit.
Preis geheftet M. 1.—; fein geb. M. 2.—.
Frida Storck,
Um den Glauben.
Erzählung aus dem 30jährigen Kriege.
Preis geheftet M. 4.—; geb. M. 5.—.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.
Dr. W. Sombart,
Professor an der Universität Breslau.
Socialismus und sociale Bewegung
im **19. Jahrhundert.**
Preis: kart. 2 M., gebund. 2.50 M.

Festgeschenke für die Jugend
aus **K. Thienemanns Verlag** in **Stuttgart.**

Deutsches Knabenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung u. Beschäftigung für unsre Knaben. **11. Jahrg.** 400 Seiten Text mit zahlreichen Text- und Farbenbildern von Künstlerhand. Prächtig gebunden Mk. 6.50.

Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. **5. Jahrg.** 400 Seiten Text mit zahlreichen Text- und Farbenbildern von Künstlerhand. Prächtig gebunden Mk. 6.50.

Im Puppenparadies. Eine Geschichte von den Heinzelmännchen für Kinder von 6 bis 9 Jahren von **Emma Biller.** (E. Wuttke-Biller.) Mit 4 prächtigen Farbenbildern von **W. Hoffmann.** Elegant gebunden Mk. 3.—.

's Annebärbele. Eine Erzählung für junge Mädchen von **Else Hoffmann.** Mit 8 Tondruckbildern von **Erdm. Wagner.** In elegantem Prachtband mit farbiger Deckelpressung Mk. 4.—.

Die Jüngste. Eine Erzählung für erwachsene junge Mädchen von **Emma Biller.** (E. Wuttke-Biller.) Mit 3 Tondruckbildern von **Fritz Bergen.** In elegantem Prachtband mit farbiger Deckelpressung Mk. 4.—.

David Copperfields Jugendjahre. Nach **Charles Dickens** für die Jugend bearbeitet von **Paul Moritz.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern nach Aquarellen von **Fritz Bergen.** Elegant gebunden Mk. 2.—.

Robinson Crusoe. Nach **J. H. Kampe** für die Jugend neu bearbeitet von **Julius Hoffmann.** Mit 35 Textillustrationen und 4 prächtigen Farbendruckbildern von **W. Hoffmann.** Elegant gebunden Mk. 3.—.

Hebels Schatzkästlein für die Jugend, aus seinen sämtlichen Erzählungen ausgewählt von **Peter Diehl.** 4. Aufl. Mit 2 Bildnissen Hebels, einer Nachbildung seiner Handschrift, 5 Textillustrationen und 12 Tondruckbildern von **Erdm. Wagner.** Eleg. gebunden Mk. 3.—.

Der Waldläufer. Eine Erzählung aus dem fernen Westen. Nach **Gabriel Ferry** für die Jugend bearbeitet von **F. J. Pajeken.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern von **W. Hoffmann.** Elegant gebunden Mk. 3.—.

Don Quichotte von La Mancha nach **Cervantes de Saavedra** für die Jugend bearbeitet von **Franz Hoffmann.** 6. Aufl. Mit 35 Textillustrationen und 6 Farbenbildern von **A. Wald.** Elegant gebunden Mk. 4.50.

Gullivers Reisen in unbekannte Länder von **Jonathan Swift.** Für die Jugend und deren Freunde frei bearbeitet von **Franz Hoffmann.** Zehnte Aufl. Mit 35 Textillustrationen und 8 prächtigen Farbenbildern von **C. Offterdinger** und **A. Wald.** Elegant gebunden Mk. 4.50.

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Dr. **Moritz Müller.** 2. Auflage. Mit 45 Textillustrationen und 8 prächtigen Farbenbildern von **Hermann Vogel, Plauen.** Elegant gebunden M. 4.50.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.
BERLIN UND SEINE BAUTEN.
1896.
Drei Bände. 210 Bogen 4°.
Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.
Preis 60 Mark.
In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken **72 Mark.**
Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.
Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8, Wilhelmstr. 90.

* Gediegenes Geschenkwerk! *
Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland
von **Dr. Graf Stillfried-Alcántara** und Prof. **Dr. Kugler.**
Illustriert von ersten deutschen Künstlern.
5. Auflage,
von Prof. Kugler neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart ergänzt.
Eleg. geb. m. Goldschn. Mk. 12.50.
Verlag von F. A. Berger in Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Digitized by Google

Neuigkeiten 1896

aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** *in* **Leipzig.**

Vergl. den kritischen Aufsatz in Nummer 49 der „Gegenwart".

Sonnenschein in Schloss und Haus.

Ein Jahrbuch mit Beiträgen von

Baumbach, Seidel, Trojan, C. Busse, Hans Hoffmann, J. V. Widmann u. A.

Vornehm illustrirtes, fein gebundenes Prachtwerk für anspruchsvolle Bücherfreunde.

Gr. 4°. IV und 128 Seiten. Preis 15 Mark.

Enthält u. a. letzte Gedichte von Rudolf Baumbach, mit 12 nach der Natur photographirten Blumenstücken und 13 Heliogravüren nach alten Miniaturkupferstichen. Diese neuen Gedichte zeigen Baumbachs eigene Schriftzüge in Faksimiledruck.

Fernere Neuigkeiten für den diesjährigen Weihnachtstisch:

Erzählendes:

Hans Hoffmann, *Bozener Märchen und Mären. 8°. VII und 224 Seiten. Illustrirt von Kunz Meyer. Geheftet M. 3.—. Auch gebunden zu haben.*

Adolf Holm, *Holsteinische Gewächse, aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild). Gr. 8°. III u. 163 Seiten. M. 2.—. Auch gebunden zu haben.*

Fritz Zllcken, *Zwei Novellen. 1. Bruder Cölestin. 2. Die weisse Maus. Kl. 8°. V und 150 Seiten. Geheftet M. 1.50, fein gebunden M. 2.25.*

Gedichte:

Hans Probst, *Lieder sind wir! Inhalt: Libellen und Nachtfalter. — Es war einmal. — Bilder. — Verlassen. — Astern. — Ghita. — Schöpfungsgeschichte. — Nach acht Semestern. Kl. 8°. VII u. 100 Seiten. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.*

S. Fritz, *Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Zweite Auflage. Inhalt: Auf der Hochzeitsreise. — Ein Jour. — Vermischte Gedichte. — Ein Grabstein. Kl. 8°. Geheftet M. 2.—, fein gebunden M. 2.75.*

Früher erschienen:

Carl Busse, *Träume. Kl. 8°. 157 Seiten. Geheftet M. 2.60.*

„Zwar in Prosa geschriebene, aber doch als schön abgetönte, kunstvolle Dichtungen wirkende Stimmungsbilder."

J. V. Widmann, *Jung und Alt. Zwei Novellen und Romanzen. 1. Der Zelter. 2. Die Königsbraut. Kl. 8°. IV u. 108 Seiten. Geheftet M. 2.—.*

Ein Doppelblick in anscheinend schon versunkene Wunderlande. „Ich mache keine Analysen, ich bitte euch nur: leset! Wem Poesie noch verständlich ist, der wird mir danken." **Rosegger.**

Max Georg Zimmermann, *Tante Eulalias Romfahrt. Mit Bildern von Kunz Meyer. Kl. 8°. 248 Seiten. In feinem, farbigem Umschlag geheftet M. 3.—.*

„... Einer der abgedroschensten Gegenstände der Literatur dürfte Italien sein. Um durch dieses Thema noch zu fesseln, dazu gehört eine eigenartige Persönlichkeit und ein starkes Talent. Beides befindet sich in Max Georg Zimmermann vereinigt."

Von den beliebten Schriften **Rudolf Baumbach's** *und* **Heinrich Seidel's** *sind stets verschiedene Bände im Neudruck begriffen.*

Genaues Verzeichniss findet sich in meinem neuen illustrirten Verlagskatalog, den ich auf Wunsch überallhin unentgeltlich und postfrei versende.

Die angezeigten Bücher sind durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar von mir zu beziehen.

Leipzig, *December 1896.* **A. G. Liebeskind.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manſteinſtraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

JAN 12

№ 52. Berlin, den 26. December 1896. Band L.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Socialdemokratie. Von Eduard von Hartmann. — Vom Pariser Internationalen Genossenschafts-Congreß. Von F. Schotthoefer. — Das Abolitionsrecht. Von Landgerichtsrath a. D. Gustav Pfizer. — **Literatur und Kunst.** Victor Hugo's Briefe. Von Ludwig Geiger. — Wilhelm Kienzl. Von Hedwig Abel. — Zur Quellenfrage des Shakespeare'schen „Sturm". Von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton.** Weihnachten. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Die Einigkeit im Ministerium. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die Socialdemokratie.

Von Eduard von Hartmann.

Der Liberalismus ging von der Ansicht aus, daß durch das freieste Spiel aller Kräfte die Wohlfahrt Aller am besten gefördert werde. Daß die Glückseligkeit schon hier auf Erden für Alle erreichbar sei, so bald nur erst die unvernünftigen Schranken der Bewegungsfreiheit beseitigt wären, galt ihm als selbstverständlich. Das laisser aller im Innern forderte schwache Regierungen, die sich jeder Einmischung in die Volkswirthschaft und den Culturproceß enthielten und lediglich auf den Schutz der gleichen Rechtssphäre Aller beschränkten, nach außen die Verkehrs- und Handelsfreiheit. Der Staat schrumpfte zu der Idee des rein formellen Rechtsstaates ein, welche Lassalle eine „Nachtwächteridee" vom Staate genannt hat; die Rechtsgleichheit der Unterthanen konnte ebenfalls nur ganz formell verstanden werden. Der Liberalismus nannte sich zwar nach der Freiheit, aber diese war ihm doch eigentlich nur Mittel zur Wohlfahrt und zwar zur irdischen Glückseligkeit. Daß ein Widerstreit zwischen der Glückseligkeit des Einzelnen und der Gesammtheit, zwischen Individual- und Socialeudämonismus, eintreten könne, schien ihm ausgeschlossen.

Da die Glückseligkeit schon hienieden für erreichbar galt, fiel jedes Motiv für die Projection des Glückseligkeitsideals in's Jenseits hinweg; d. h. der Liberalismus ist ein rein irdischer Eudämonismus, der als eudämonistischer Optimismus auch kein Erlösungsbedürfniß kennt. Mit der transscendenten Projection des Glückseligkeitsideals in's künftige Leben und mit dem Erlösungsbedürfniß sind aber die Wurzeln der Religion durchschnitten; der Liberalismus hebt in seiner selbstzufriedenen Weltlichkeit jede innere Beziehung zur Religion auf und läßt nur den Schein der Religiosität auf Grund alter Gewohnheit und conventioneller Respectabilität bestehen. Als Ersatz der transscendenten Ideale gilt ihm das der Humanität, d. h. der allseitigen Entfaltung der in der Menschheit enthaltenen Anlagen, welches als ein Nebenproduct der Freiheit durch das volle sich Ausleben aller individuellen Anlagen mit automatischer gegenseitiger Harmonisirung erreicht werden soll. Im Einklang mit diesem Humanitätsideal wird auch das Glückseligkeitsideal wesentlich in geistigem Sinne aufgefaßt, ohne darum die Grundlage des sinnlichen Behagens zu vernachlässigen, die bei Feuerbach vielmehr wieder in den Vordergrund tritt.

Diese Weltanschauung mußte in die Brüche gehen, sobald die Voraussetzung, auf der sie ruhte, in's Wanken gerieth, nämlich der Glaube, daß durch die Herstellung der formellen Freiheit Aller die irdische Glückseligkeit Aller ganz von selbst zur Entfaltung kommen müsse. Da alle Menschen kurzsichtig sind, so verstehen sie nicht, zu rechter Zeit auf einen augenblicklichen Vortheil um eines dauernden Gewinnes willen zu verzichten. In Folge dessen wird die Maximation des Gesammtwohles behindert durch unkluges Hervordrängen von Sonderinteressen. Die Verleitung dazu scheint am nächsten zu liegen, wo starke Ungleichheit des Besitzes und ein Interessengegensatz der besitzenden und besitzlosen Classen sich herausgebildet hat; der Einklang der Classenwohlfahrt und der Gesammtwohlfahrt erscheint dann getrübt, und die formelle Rechtsgleichheit erweist sich als unfähig, um die unverhältnißmäßige Ungleichheit des Besitzes und der in ihm ruhenden Macht auszugleichen. Insofern der Glaube an die Erreichbarkeit der Glückseligkeit auf Erden und an die Harmonie des wohlverstandenen Individualeudämonismus mit dem Socialeudämonismus bestehen bleibt, erscheint nun gerade die individuelle wirthschaftliche Freiheit als das eigentliche Hinderniß, das laisser aller als der Krebsschaden, der überwunden werden muß. Die Freiheit, die nicht mehr als das geeignete Mittel zum Ziele der Wohlfahrt angesehen werden kann, muß weggeworfen werden und derjenigen socialen Gebundenheit weichen, die eine Maximation des Gesammtwohles zu verbürgen scheint. Die liberale Forderung der formellen Rechtsgleichheit spottet ihrer selbst, wenn sie nicht auf Gleichheit des materiellen Besitzrechtes ausgedehnt wird; denn die höchstmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Zahl verlangt eine nur durch die Genußfähigkeit modificirte Gleichheit der Gütervertheilung.

Der Rechtsschutz des Staates wird zum Unrechtsschutz der Ausbeuter, die ihre formelle Freiheit materiell gemißbraucht haben zur Unterdrückung der Besitzlosen. Die Regierungen werden nun nicht mehr bloß bekämpft, sofern sie mit ihrer Thätigkeit über den Rechtsschutz übergreifen, sondern als krystallisirter Niederschlag des Unrechtes der bisherigen Gesellschaftsordnung, als die Träger der organisirten Macht der ausbeutenden Classen. Der Staat büßt damit die letzte Function ein, die ihm der Liberalismus noch gelassen hatte. Mit der Herstellung der socialistischen Zwangsgesellschaft, welche die eudämonistische Maximumsaufgabe löst, erlischt der Staat von selbst. Denn die Harmonie des Gesammtwohles

Digitized by Google

und Einzelwohles wird dann nicht bloß vollkommen verwirklicht, sondern auch Allen einleuchtend sein, so daß jedes Motiv zur Auflehnung von Sonderinteressen und damit die Strafrechtspflege hinwegfällt. Die bürgerliche Rechtspflege wird dadurch gegenstandslos, daß die Organe der Zwangsgesellschaft jedem das Seine zutheilen, also kein Streit um Mein und Dein mehr entstehen kann. Der Schutz des Staates nach Außen wird überflüssig, weil die verschiedenen nationalen Zwangsgesellschaften in vollkommener Interessenharmonie mit einander leben, und die bisherigen Kriegsanlässe, die aus dem Interessengegensatz der ausbeutenden Classen herrührten, verschwinden. Die pietätvolle Scheu vor überkommener Sitte und conventioneller Respectabilität, die in dem Liberalismus noch eine gewisse Scheinreligiosität aufrecht erhalten hatte, verliert ihre Bedeutung mit der Verwirklichung des demokratischen Ideals, mit dem der Liberalismus bloß gespielt hatte, d. h. mit der Herrschaft der größten Zahl, die nichts anderes als die „Dictatur des Proletariats" sein kann. Die Kirche und ihre Lehre wird nun als ein Mittel der Volksverdummung und -Beschwichtigung, als ein Werkzeug der Ausbeuterclasse zur Befestigung ihrer Macht bekämpft; in Bezug auf den mystischen Inhalt der Religion wird offen die Consequenz des rein weltlichen und diesseitigen Glückseligkeitsideals gezogen.

So ergiebt sich, daß die Socialdemokratie fast in jeder Hinsicht der Erbe des Liberalismus ist. Die Wohlfahrt als letztes Ziel, der Glaube an die völlige Harmonie des Einzelwohles mit dem Gesammtwohl unter richtig geordneten Verhältnissen, die optimistische Ueberzeugung von der Erreichbarkeit der Glückseligkeit auf Erden, bleibt bestehen; die für freiheitlich geltende Opposition gegen die Staatsregierung wird verschärft, das Streben nach der Verwirklichung des demokratischen Ideals gesteigert, die Förderung der Gleichheit von dem formellen Recht auf die sociale Lage ausgedehnt, die Ueberflüssigkeit des Staates, des Rechtes und der Religion und die Nothwendigkeit einer annähernd gleichen Genußgütervertheilung an Alle werden als folgerichtige Consequenzen aus den Voraussetzungen des Liberalismus entwickelt.

Nur in einem Punkte steht die Socialdemokratie in grundsätzlichem Gegensatz zum Liberalismus. Sie begreift, daß die schrankenlose Freiheit nicht das Mittel zum höchstmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl sein kann, sondern nur die organisirte Zwangsgesellschaft, d. h. die Vernichtung jeder Bewegungsfreiheit auf wirthschaftlichem Gebiet. Sie weiß, daß die wachsende Freiheit des Menschen von der Natur und seine zunehmende Herrschaft über dieselbe bezahlt werden muß mit wachsender socialer Unfreiheit.*) In dieser Einsicht ist sie dem Liberalismus theoretisch überlegen und setzt eine Wahrheit an Stelle eines Irrthums. In den Irrthümern aber, die sie ungeprüft vom Liberalismus übernommen und beibehalten hat, ist sie wenigstens consequenter als dieser, und hat das Verdienst, offen aufzudecken, wohin das folgerichtige zu Ende Denken der einmal angenommenen Voraussetzungen führt.**) An die Stelle des Humanitätsideals, als Nebenproductes der Freiheit, tritt bei ihr der Begriff des „menschenwürdigen Daseins", das, in der bisherigen Gesellschaftsordnung für die Mehrzahl unerreichbar, erst in der neuen Zwangsgesellschaft verwirklicht werden soll. Wie sich im Liberalismus das Humanitätsideal mit dem Ideal einer vergeistigten Glückseligkeit decken sollte, so in der Socialdemokratie das menschenwürdige Dasein mit derjenigen Glückseligkeit, welche für das Proletariat allein in Betracht kommen kann, dem sinnlichen Behagen.

Die Kindlichkeit der Illusionen, aus denen die Euthanasie des Staates gefolgert wird, ist so evident, daß Niemand zweifeln kann, die staatlichen Functionen werden auch nach Einrichtung der Zwangsgesellschaft fort bestehen, nur daß sie dann von dieser ausgeübt werden. Die Kritik dieser Illusionen, die man früher in der „Bourgeois-Literatur" suchen mußte, kann man jetzt auch in der socialdemokratischen finden.*) Die Dictatur des Proletariats stellt sich jetzt wohl keiner mehr der socialdemokratischen Führer anders vor, als daß die Abgeordneten, Redacteure und Vereinsvorsitzenden der Partei sich künftig auf die Plätze der staatlichen Verwaltungsmaschinerie setzen wollen, auf denen die Vertreter der herrschenden Classen bisher gesessen haben. Im Uebrigen würde der ganze staatliche Geschäftsgang unverändert bleiben, nur daß ein Wechsel der herrschenden politischen Partei stattgefunden hätte, und die an's Ruder gelangte nun mit der Gesetzgebung ihre gewagten Experimente anstellen würde. Daß die materielle Gleichheit und gleichmäßige Beglückung Aller ein Hirngespinnst ist, gerade gut genug, um es für die ungebildete, aber illusionsfähige Masse als Aushängeschild zu benutzen, wissen die Parteiauguren sehr wohl und hüten sich darum sorgfältig, den Schleier von dem Ideale zu lüften. Der Enthusiasmus, den diese Fata Morgana vor einem Menschenalter bei unkritischen abstracten Idealisten erweckte, ist längst verraucht. Die begeisterten dilettantischen Autodidakten, welche damals die Partei leiteten, werden sichtlich durch akademisch geschulte Kräfte ersetzt und in den Hintergrund gedrängt, die lediglich noch als Geschäftspolitiker gewürdigt werden müssen. Der Eintritt in die Parteiorganisation ist zu einer politischen Carrière geworden, so gut wie es der in das staatliche Beamtenthum oder der in die katholische Kirche ist. Die socialdemokratische Partei bildet, wie die katholische Kirche, einen Staat im Staate mit eigener Besteuerung, Beamtenhierarchie und Presse, und geht darauf aus, den Staat, den sie über sich hat, aufzusaugen und sich und ihre Leute an die immer noch nahrhafteren größeren Krippen dieses größeren Staates zu bringen. Von idealistischem Enthusiasmus ist dabei eben so wenig mehr die Rede, wie etwa in einem Ministerialbureau oder dem Redactionsbureau einer liberalen Zeitung.

Wie in der Kirche ist auch in dieser Partei eine orthodoxe Dogmatik aufgestellt, die auf alle Fragen fertige Antworten hat und in den Redeschulen der Partei ihren subalternen Agitatoren gedächtnißmäßig eingetrichtert wird. Das Ideal ist dabei immer nebelhafter und unfaßbarer geworden, je ferner sich seine Verwirklichung hinausgeschoben hat, die, ganz wie das christliche Himmelreich, Anfangs der lebenden Generation als nahes Ziel gezeigt wurde, jetzt aber völlig in's Unbestimmte gerückt ist.

Kein Wunder, daß da sich immer einseitiger der brutale Classenegoismus des Proletariats hervordrängt, das Ideal aber die werbende Kraft auf die gebildete idealistische Jugend sichtlich immer mehr verliert, die es in den verflossenen Jahrzehnten ohne Zweifel besessen hat. Bisher haben alle herrschenden Classen in der Zeit des staatlichen Aufschwungs sich thatsächlich bemüht, die Gesetzgebung im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit und allgemeiner Wohlfahrt zu leiten, und nur die menschliche Schwachheit hat sie dazu geführt, daß sie unwillkürlich dabei doch das Interesse der eigenen Classe mehr als das der übrigen berücksichtigten. Erst in Zeiten der Erschütterung und des Niederganges pflegt der Classenegoismus in ungenirter Nacktheit hervorzutreten und die Gesetzgebung für einseitige Sonderinteressen ausbeuten zu wollen. Die socialdemokratische Geschichtsschreibung aber behauptet, daß zu allen Zeiten die herrschende Classe die Gesetzgebung und Staatsmacht in bewußter Absicht und aller Gerechtigkeit zum Hohne zu ihren Gunsten und zum Nachtheil der Unterdrückten

*) Vgl. „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl., Leipzig bei H. Haacke, S. 315—318.

**) Ebenda S. 486—495, 499—501.

*) Vgl. z. B. Katzenstein's „Kritische Bemerkungen zu Bebel's Buch: Die Frau und der Socialismus" in „Die neue Zeit" 1896/7, Nr. 10, S. 293—303.

Digitized by Google

ausgenutzt habe, und sie sucht durch diese Geschichtsfälschung sich selbst gleichsam die entschuldigenden Präcedenzfälle herbeizuschaffen, um den ungerechten Mißbrauch der künftigen Gesetzgebung zum einseitigen Nutzen des Proletariats zu beschönigen, auf den ihre Absicht in schamloser Offenheit hinausläuft.

Das socialdemokratische Ideal der collectivistischen Zwangsgesellschaft deckt sich, wie ich dies schon vor 22 Jahren dargethan habe, ganz genau mit derjenigen Organisation, die nach der Consequenz der liberalen Anschauungen das Gefängniß der Zukunft haben müßte.*) Es geht darin nicht nur jede Spur von Freiheit und Selbstbestimmung verloren, sondern die dafür verheißene Glückseligkeit ist selbst bloß noch eine des Magens, wie das Vieh auf der Weide sie auch hat. Wenn schon die consequente Durchführung des demokratischen Princips jede Aristokratie vernichtet, alles Hervorragende auf die Culturstufe des Proletariats herunterzieht und diese dadurch beständig erniedrigen muß bis zur Wiederverthierung, so vollzieht sich dieser Niedergang doppelt schnell nach dem socialdemokratischen Princip, weil hier zugleich jedes Motiv eines Strebens nach hervorragenden Leistungen durch die Gleichmäßigkeit der Genußgütervertheilung abgeschnitten wird.**) Ein solches Ideal, daß in allgemeiner Barbarei und Bestialität endet, kann nicht nach dem Geschmacke idealistisch gesinnter Gemüther sein; der wirkliche Tod würde einem solchen Tode bei lebendigem Leibe vorzuziehen sein. Selbst der roheste Arbeiter merkt an seinem Leibe, wie der Terrorismus jener Zwangsgesellschaft beschaffen sein würde; denn er bekommt einen Vorschmack davon, wenn er mit einer Mehrheit „zielbewußter Genossen" in einer Fabrik zusammen arbeitet und es wagt, eine abweichende Ansicht zu haben oder gar seine Beitragszahlungen zur Parteicasse zu verweigern.

Das Ideal ist aber nicht nur seinem Inhalt nach abschreckend, sondern es ist auch thatsächlich unrealisirbar und schon in diesem Sinne utopistisch. Daß eine Minoritätsrevolution entweder mißlingt oder nach kurzem Erfolge durch die nachfolgende Reaction der Mehrheit in einem Meer von Blut ersäuft wird, wissen die socialdemokratischen Führer sehr wohl. Die Dictatur des Proletariats kann nur dann erreicht werden, wenn die socialdemokratische Partei die Mehrheit des Volkes auf ihre Seite herübergezogen und sie zum letzten Entscheidungskampfe hinreichend organisirt und mit genügenden Machtmitteln ausgerüstet hat. Nun ist aber die Partei jetzt ungefähr auf dem Punkte angelangt, daß sie nicht mehr viel neue Wahlstimmen und Reichstagssitze aus den Kreisen der industriellen Arbeiterschaft erobern kann. Selbst wenn sie durch Gewinnung des ländlichen Arbeiterproletariats ihre Zahl verdoppelte, so würde sie doch immer erst einen kleinen Bruchtheil der Nation ausmachen. Aber schon von ihren jetzigen Wählern würden neun Zehntel die Gefolgschaft bei einer Revolution verweigern, weil sie nur versuchsweise den socialdemokratischen Candidaten ihre Stimme gegeben haben. Diese *versprechen* ihnen wenigstens zu helfen, während sie von den anderen Parteien eine nachdrückliche Wahrnehmung ihrer Interessen nicht erwarten.

Aber auch die Geduld der Arbeiter hat eine Grenze. Nachdem sich ein Menschenalter hindurch von diesen Verheißungen nichts erfüllt und die Partei nichts für sie geleistet hat, müssen sie doch endlich einmal mißtrauisch werden. Die Arbeiter müssen früher oder später dessen müde werden, mit ihren abgedarbten Groschen einen Stab von Geschäftspolitikern zu alimentiren, die grundsätzlich für ihr Wohl nichts thun wollen, sondern sie als gleichgiltiges Menschenmaterial im Classenkampf zum Besten einer unabsehbaren Zukunft verbrauchen. Die orthodoxe socialdemokratische Doctrin fürchtet nichts mehr als eine Verbesserung der Lage der Arbeiter, weil sie nur von einer Verschlechterung derselben bis zur Unerträglichkeit die nöthige revolutionäre Spannung erhofft. Mit sauer-süßer Miene haben die Führer dem Drängen ihrer Auftraggeber so weit Rechnung getragen, daß sie gewisse Verbesserungen der Arbeiterlage als zulässig erachten, nicht um der Arbeiter selbst willen, sondern um deren Kraft im Classenkampfe zu stärken. Aber sie wachen mit Argusaugen darüber, daß diese Verbesserungen ja nicht etwa so weit gehen, um die revolutionäre Spannung zu beseitigen und den Classenkampf zu einem zeitweiligen Waffenstillstand kommen zu lassen. Wenn diese Sachlage erst einmal von den Wählern durchschaut wird, so muß ein massenhafter Rückgang der Wahlstimmen erfolgen, und dieser Augenblick wird vielleicht früher eintreten, als die Socialdemokratie im ländlichen Proletariat Anhänger gewinnt. Die älteren Arbeiter sind schon längst stutzig geworden und werden nur noch durch den Terrorismus der Jugend bei der Fahne festgehalten, die bei ihrer Unerfahrenheit und Unreife illusionsfähiger und leichtgläubiger ist. Auch die älteren Landarbeiter lachen verächtlich über die Versprechungen in den ihnen in die Hände gesteckten socialdemokratischen Flugschriften, wenn sie sich erinnern, die nämlichen unerfüllt gebliebenen Verheißungen schon vor fünfundzwanzig Jahren in solchen Blättern gelesen zu haben.

Aus allen diesen Gründen regt sich mächtig die Unzufriedenheit mit den Führern in der socialdemokratischen Arbeiterschaft und greift der Zweifel an der Richtigkeit des Zieles und der bisher befolgten Taktik immer weiter um sich. Diese Sachlage spiegelt sich in der Gliederung der Partei in einen rechten Flügel, ein Centrum und einen linken Flügel. Die Abspaltung und Ausstoßung des letzteren ist von Seiten der Partei bereits damals vollzogen worden, als sie die „Jungen" von sich ausschloß und den Anarchisten die Theilnahme an den socialistischen Congressen versagte. Die des rechten Flügels war auf dem drittletzten Parteitag in Gotha nahe daran, sich zu vollziehen, ist aber vorläufig vertagt worden zu Gunsten der äußeren Machtstellung der Partei. Bis jetzt haben die subalternen, auf die orthodoxe Marx-Engels'sche Doctrin eingedrillten und eingeschworenen Geister die Mehrheit auf den deutschen Parteitagen behauptet. Sollte aber ein stärkerer Rückgang der mit dieser Mehrheit unzufriedenen Wähler eintreten, so kann das Blatt sich wenden und dem rechten Flügel die Führung der Partei zufallen, den man etwa den „possibilistischen" nennen könnte.

Derselbe Umschwung kann auch unabhängig von einem Rückgang der Wahlstimmen durch die Emancipation der Gewerkschaften von der Vormundschaft der Partei und von ihrem Mißbrauch zu politischen Parteizwecken herbeigeführt werden. Ein charakteristisches Symptom für diese Gesinnungswandlung bildet die Beseitigung des socialdemokratischen Redactionscomités aus dem Verbandorgan der Buchdruckergewerkschaft, die durch Alter, finanzielle Fundirung und Intelligenz immer an der Spitze der Gewerkschaftsbewegung gestanden und einen vorbildlichen Einfluß gehabt hat. Die jüngeren gewandten Geschäftspolitiker der Partei wären sicher die ersten, eine solche Drehung des Windes mitzumachen; die subalternen Agitatoren freilich, die nur die auswendig gelernten orthodoxen Phrasen und Schlagworte herunterdonnern, würden meistens unfähig sein umzulernen und müßten wieder einfache Arbeiter werden. Für die idealistischen alten Säulen der Partei hat die Stunde ohnehin längst geschlagen; sie werden so wie so mit oder ohne Gnadenbrod bei Seite geschoben, denn es giebt nichts Undankbareres als die Masse.

Ob nun nach ihrer Scheidung vom Anarchismus die ganze socialdemokratische Partei sich in eine possibilistische

*) Vgl. „Das Gefängniß der Zukunft" in meinen „Gesammelten Studien und Aufsätzen". 3. Aufl. Leipzig bei Haacke, A. X. S. 206 bis 232.

**) Vgl. „Das sittliche Bewußtsein". S. 501—509. Die genauere Kritik der Socialdemokratie findet man in meinem Buch: „Die socialen Kernfragen", Leipzig bei Haacke, S. 16—17, 25—26, 30—32, 42—44, 58—59, 60—61, 82—83, 94—95, 115—117, 167—170, 189—190, 201—203, 209—211, 277, 295—297, 325—328, 342—343, 366—367, 371—372, 383, 390—391, 430, 509—514, 562—571.

Digitized by Google

Arbeiterpartei umwandelt, oder ob sich eine solche von ihr abspaltet, und der Rest kümmerlich noch eine Weile fortvegetirt, jedenfalls geht sie als das, was sie ihrem Programme nach heute ist, in nicht zu langer Frist zu Grunde. An ihre Stelle aber tritt der Anarchismus und der Possibilismus, d. h. eine völlig radicale, auf einem festen Princip fußende, aber abstract idealistische, und eine opportunistische, principlos sich mit Compromissen begnügende, aber realpolitische Partei.

Vom Pariser Internationalen Genossenschafts-Congreß.

Von F. Schotthoefer.

Wir blicken heute nicht mehr mit derselben optimistischen Zuversicht auf die Genossenschaftsbewegung wie ihre ersten Begründer. Die Träume eines Robert Owen von einer genossenschaftlich organisirten Gesellschaft überlassen wir heute den Grönlunds und allen jenen, die das nächstliegende Nützliche nur thun können, wenn sie sich an dem Idealbilde einer fernen Zukunft berauscht haben. Selbst in England, wo das Genossenschaftswesen in der That in reichster Blüthe steht, wo es in den Gewerkvereinen eine Schwestermacht besitzt, die leicht zu einem Bündniß zur Etablirung einer wirthschaftlichen Demokratie locken könnte, ist man sich der Grenzen der Anwendung und Ausdehnung des Cooperativprincips sehr wohl bewußt. Seitdem die Pioniere von Rochdale den genialen Trick erfanden, der den Gewinn aus der Tasche des Zwischenhändlers in die des Consumenten spielt, der gleichzeitig den Consumenten zu möglichst großem Verbrauch reizt, weiß man genau, wo die eigentliche motorische Kraft der Bewegung liegt, was sie zu leisten vermag und wohin sie sich entwickeln wird. Das Band, das die Genossen zusammenhält, ist der jedem Einzelnen zufließende kleine aber sichtbare materielle Vortheil, und die lebendige Kraft der Genossenschaft ist das Capital, über das sie verfügt, nicht aber die wundervolle Perspective in eine sociale Demokratie. Darin liegen auch die Schranken der cooperativen Bewegung, welche von Niemand besser erkannt wurden als von der begeisterten Geschichtsschreiberin der englischen Genossenschaften, Mrs. Webb. Die Grenze nach unten ist die Armuth und die Indolenz, die nicht sparen und haushalten können, die Grenze nach oben ist die glückliche Freiheit jener, die nicht zu sparen brauchen, deren Einkommen ihnen erlaubt, jederzeit auf freiem Markte zu kaufen und so die Individualität ihrer Genüsse zu bewahren. In Form der Productiv- wie der Consumgenossenschaft endet hier die Sphäre des Associations-Gedankens. Nichts desto weniger, oder vielleicht gerade deßwegen, ist das Genossenschaftswesen bereits sehr hoch entwickelt und noch weiter entwickelungsfähig. Zu welchem socialen Machtfactor die Genossenschaften geworden sind, wird am klarsten in England, wo sie mehr als $1^1/_4$ Millionen Mitglieder umfassen, die mit ihren Familien eine Bevölkerung von 6 Millionen Köpfen repräsentiren. Sie verwalten ein Capital von etwa 360 Millionen Mark und der jährliche Umsatz erreicht eine Milliarde. Sie sind also keineswegs mehr eine quantité négligeable, und noch ist das Feld ihrer möglichen Ausdehnung nicht ganz bedeckt. Mit den altbewährten nüchternen Principien werben sie jährlich Tausende neuer Anhänger und kommen ihrem Ziele, das Reservoir alles Capitals der arbeitenden Classen zu werden, näher und näher. Lord Rosebery nannte die englischen Genossenschaften, der Zahl ihrer Mitglieder, ihres Capitals und ihrer Principien wegen, bereits einen „Staat im Staate", ein deutliches Symptom, daß der ökonomischen Machtstellung der politische Einfluß nicht mehr ferne ist. In anderen Ländern ist die Organisation der Genossenschaften noch nicht so fest, noch nicht so sicher functionirend, aber es darf nie unterschätzt werden, daß man ca. 20 Mill. Genossenschaftler schätzt, und daß diese Vereinigung vieler kleiner Kräfte „heute bereits eine wirthschaftliche Macht geworden, deren Geschäfte sich auf Tausende von Millionen Mark beziffern", wie Dr. Crüger sagt.

Das Ziel der Genossenschaftsbewegung war von allem Anfang an die Emancipation der Kleinen und Schwachen, dasselbe wie das des Socialismus. Aber während der letztere den internationalen Zusammenschluß der Proletarier als einen seiner stärksten Hebel betrachtete, kam in der Entwickelung des cooperativen Gedankens der Internationalismus erst nach langen Jahren stillen Werdens zum Durchbruch. Und er erscheint wiederum nicht als constitutives Princip, als wirksames Agitationsmittel, sondern als letzte Bedachung eines bereits lange vollendeten Säulenbaues, als Glied in der Reihe eines ganz in seinen natürlichen Bedingungen ruhenden ökonomischen Entwickelungsprocesses. Er ist auch keine vage Idee mehr, sondern hat sich bereits zu klaren Handlungen verdichtet, die um so mehr zu beachten sind, als sie nicht im geringsten utopistischen Speculationen Raum geben und durchaus von Männern ausgehen, die im praktischen Dienste der Genossenschaften stehen. Schon im Jahre 1867, gelegentlich der Pariser Weltausstellung, sollte ein Cooperativer Congreß zu Stande kommen. Schultze-Delitzsch war schon auf der Reise nach der Seine, als das napoleonische Verbot den Hoffnungen der Veranstalter ein frühes Ende bereitete. Im letzten Jahrzehnte tauchte der Plan wieder in den nationalen Congressen der englischen und französischen Genossenschaften auf und wurde endlich im Jahre 1895 in London verwirklicht, wo sich ein „Internationaler Genossenschaftsbund" constituirte, der vom 26.—31. October dieses Jahres hier in Paris zum zweiten Mal tagte.

Diese internationale Verständigung, geführt von den Veteranen der Genossenschafter in England und Frankreich, wird nicht erstrebt, um mit einem Schlage ein gewaltiges neues Machtmittel zu erlangen, sondern nur um die Bewegung in ihren kleinen und nächsten Interessen zu fördern. Nach den Statuten sind die Zwecke der Allianz keine anderen, als die Genossenschaftler der verschiedenen Länder in Gedankenaustausch zu bringen, die wahren Principien und besten Methoden der Cooperation in allen ihren Formen zu studiren und propagiren, und directe geschäftliche Beziehungen zwischen den einzelnen Genossenschaften über die Grenzpfähle hinweg anzuknüpfen.

Ohne Zweifel wird diese internationale Berührung der Genossenschaftler einen förderlichen Einfluß ausüben. Von den vorgeschrittenen Ländern werden die gereifteren und besseren Organiationsformen leichter in die anderen abfließen, auch wenn dies nicht so systematisch erstrebt würde, wie es die Allianz wirklich thut. Die von ihr zu führende genaue Statistik über den Umfang und die Thätigkeit der Genossenschaften in den verschiedenen Ländern kann ihrem Wachsthum sicherlich den Stimulus geben, den überall das Bewußtsein und das Vertrauen in die eigene Kraft und der Rückblick auf die gemachten Fortschritte hervorbringt. Aber abgesehen von diesen Imponderabilien, scheint der Grundstein der neuen Allianz in der Errichtung directer Geschäftsbeziehungen zu liegen. Die übrigen dem Comité gestellten Aufgaben können leicht in eine akademische Fruchtlosigkeit ausarten, die ohne sichtbaren Einfluß auf die einzelne Association bleibt, von deren leitenden Köpfen in diesem Falle so viel abhängt. Dagegen wird mit der systematischen Anbahnung von commerciellen Beziehungen ein Nerv getroffen, der jede Zelle zu afficiren vermag. Die Productivassociation hat ein Interesse an stetigem Absatz, die der freie Markt nicht bietet, die Consumvereine an stetiger und verläßiger Lieferung guter Waaren, und gerade im internationalen Verkehre sind die Schwankungen in den Marktverhältnissen so bedeutend, daß die Genossenschaften in beiden Formen um so

Digitized by Google

mehr sie zu umgehen geneigt sein werden. In der That ist der Anfang dazu schon gemacht, und die Allianz hat nur zur Aufgabe, diese Beziehungen zu erleichtern. Bis jetzt sucht die consumirende Genossenschaft mühsam die producirende. Der internationale Congreß nun veranstaltet Ausstellungen, zunächst nur von Documenten, in denen klar ersichtlich wird, was die einzelnen Gesellschaften produciren und was sie bedürfen, so daß das gegenseitige Finden viel bequemer wird.

Es ist nicht einzusehen, warum dem Unternehmen eine ungünstige Prognose zu stellen wäre. Innerhalb der einzelnen Länder ist der Contact zwischen genossenschaftlicher Production und Consumtion erreicht worden, er wird darum auch über die Grenzen hinweg existiren können. In der That wird damit ja auch nichts Anderes erstrebt, als längst vorhandene commercielle Beziehungen nunmehr den Kaufmannshänden zu entreißen und in den Betrieb der Associationen überzuleiten. Freilich ist die rasche Bewegungsfähigkeit des Einzelkaufmanns gerade im internationalen Markte ein Vortheil, der den Kampf der schwerfälligeren Körperschaften ziemlich erschwert. Denn schließlich giebt der Consumverein des Genossenschaftsprincipes wegen doch nicht auf, unter den günstigsten Bedingungen zu kaufen, wenn ein heimischer Kaufmann und eine fremde Association in Concurrenz kommen. Viel Schwierigkeiten wird die Entwickelung dieser Geschäfte an der Handelspolitik der verschiedenen Länder finden, die in ihrem Wechsel sie sehr leicht zu kreuzen im Stande ist. Auch die verschiedenen Formen, welche der Genossenschaftsgedanke bei den einzelnen Nationen, entsprechend ihrer wirthschaftlichen Structur angenommen hat, wird eine Schranke bleiben. In der That, was sollen die deutschen Darlehnscassen mit den englischen Consumvereinen? Es könnte sich höchstens um Creditgeschäfte handeln, die aber ihrerseits wieder eine viel größere Zukunft haben würden in der Geschäftsverbindung der Creditgenossenschaften selbst in den einzelnen Ländern, was auch vom Congreß wirklich angestrebt wird.

Wenn dieser nüchterne Internationalismus im Genossenschaftswesen durchdringt und Erfolge erzielt, dann wäre fast das Ideal des rothen Internationalismus erreicht, der internationale Zusammenschluß der Kleinen gegen die Großen. Doch dürften die praktischen Wirkungen sehr gering sein und würden sofort verschwinden, wenn Zwecke angestrebt würden, die außerhalb der ökonomischen Sphäre liegen. Die neue Allianz hat darum Politik und Religion völlig aus ihrem Programm gestrichen. Der feine Trick der Rochdaler Pioniere wird auch im internationalen Verbande das einzige Band und der einzige Krafterzeuger sein, sowie er es von Individuen zu Individuen war. Innerhalb der Genossenschaftsbewegung selbst sind auch so viel heterogene Tendenzen latent, an denen vorsichtiger Weise nicht gerührt werden darf, und dem Ziele der ersten Cooperatoren, der Emancipation der Kleinen, wird man auch auf dem Wege des Internationalismus sich nur nähern, wenn die Genossenschaften bleiben, was sie sind, eine wirthschaftliche Macht, die ihrem Gegner, das Großcapital auf seinem eigenen Felde mit den gleichen Waffen begegnet.

Das Abolitionsrecht.

Von Landgerichtsrath a. D. Gustav Pfizer.

Unlängst hat eine Entscheidung des Reichsgerichts Aufsehen erregt, wodurch einem Gnadenakt des Herzogs von Anhalt die Wirksamkeit abgesprochen worden ist aus dem Grunde, weil die Strafsache, von der der Angeklagte behauptete, daß sie durch den Gnadenakt, nämlich durch Niederschlagung des Verfahrens, erledigt sei, zur Zeit, als der Gnadenakt erging, schon in der Revisionsinstanz beim Reichsgericht anhängig war. — Von großer praktischer oder strafrechtlicher Bedeutung ist die Entscheidung nicht, sofern dadurch der Herzog von Anhalt nicht gehindert ist oder war, die Strafe, die nicht von dem (die Revision verwerfenden) Reichsgericht, sondern von einem anhaltischen Gericht verhängt war, im Wege der (eigentlichen) Begnadigung zu erlassen; aber ihre theoretische und staatsrechtliche Bedeutung rechtfertigt es, ihr eine kurze Betrachtung zu widmen. Es handelt sich um die Frage, ob ein nach verschiedenen Landesverfassungen den betreffenden Bundesfürsten zustehendes Recht durch die Reichsjustiz-Gesetzgebung eine Einschränkung erfahren habe.

Ein Eingreifen des Staatsoberhauptes in die Strafrechtspflege zu Ungunsten eines Angeklagten ist bekanntlich im ganzen Gebiete des Deutschen Reiches ausgeschlossen; ein solches Eingreifen zu Gunsten des Angeklagten — Begnadigung im weiteren Sinne — ist zeitlich an sich in dreierlei Weise möglich: es kann die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens verboten —, es kann das eingeleitete Verfahren niedergeschlagen —, es kann die auf Grund des durchgeführten Verfahrens verhängte Strafe erlassen werden. Die dritte Form des Eingreifens, die Begnadigung im engeren, eigentlichen Sinne, ist in Deutschland ein unzweifelhaftes Recht jedes Staatsoberhauptes, nur bei Ministerverantwortlichkeitsprocessen in einer hier nicht weiter interessirenden Weise beschränkt. Die beiden anderen Formen dagegen, gewöhnlich unter der Bezeichnung „Abolition" zusammengefaßt, obwohl der Ausdruck zuweilen auch nur für die zweite Form gebraucht wird, waren früher und sind zum Theil noch jetzt in den einzelnen Bundesstaaten verschieden geregelt. Eine gewisse Gleichförmigkeit ist hinsichtlich der ersten Form durch das Reichsgerichts-Verfassungsgesetz und die Reichsstrafproceß-Ordnung geschaffen: das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft einerseits und andererseits die Bestimmung, daß die Beamten der Staatsanwaltschaft den dienstlichen Anweisungen ihrer Vorgesetzten nachzukommen haben, legen, soweit nicht jenes Anklagemonopol durch die Strafproceß-Ordnung (§§ 170 fg., 414 fg.) eine sehr dürftige Beschränkung findet, die Entschließung darüber, ob wegen einer Strafthat eine gerichtliche Verfolgung einzutreten habe, in die Hände der Justizverwaltung, also, da der Justizminister wieder vom Willen des Staatsoberhauptes abhängig ist, in die Hände des letzteren. Das Recht der Abolition i. e. S. dagegen, d. h. das Recht zur Niederschlagung eines gerichtlich anhängigen Verfahrens, das uns hier allein beschäftigt, ist reichsrechtlich nirgends —, particularrechtlich aber verschiedenartig geordnet. In Preußen z. B. kann sie nur auf Grund eines in verfassungsmäßiger Form erlassenen Gesetzes stattfinden (Verf.-Urk. Art. 49), während sie in Württemberg, „wenn nach dem Gutachten des Justizministeriums hinlängliche Gründe dazu vorhanden sind", dem König allein zusteht (Verf.-Urk. § 97).

Daß das Abolitionsrecht, wo es und so wie es in den einzelnen Staaten früher bestanden hat, durch die Errichtung des Deutschen Reiches keine Aenderung erfahren hat, steht wohl außer Zweifel: durch die Reichsverfassung ist die Justizhoheit der Gliedstaaten in dieser Beziehung, in Beziehung auf das Recht der Begnadigung im weiteren Sinne, nicht beschränkt worden. Es kann sich also nur fragen, ob es später durch einzelne Reichsgesetze ausdrücklich oder stillschweigend eine Beschränkung erfahren hat. — Von Reichsgesetzen, die ausdrücklich von der Begnadigung reden, kommen, was das bürgerliche Strafrecht angeht, nur in Betracht die Strafproceßordnung § 484 und das Gesetz über die Consulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 § 42; hier ist ausgesprochen, daß in Sachen, in denen das Reichsgericht in erster und letzter Instanz, und in Strafsachen, in welchen der Consul oder das Consulargericht in erster Instanz erkannt hat, das Begnadigungsrecht dem Kaiser zustehe. Unter Begnadigung ist hier, wie der Wortlaut der Gesetze („in Sachen, in denen ...

Digitized by Google

erkannt hat", nicht: „zu erkennen hat"), wie auch die Vergleichung mit § 485 Str.-Pr.-O. ergiebt, die Begnadigung im engeren Sinne, der Erlaß der erkannten Strafe zu verstehen. Ein Abolitionsrecht hat also der Kaiser in diesen Fällen nicht, weil es ihm im Gesetz nicht zugeschrieben ist; und als selbstverständlich darf es bezeichnet werden, daß ein solches Recht hier auch keinem Regenten eines Bundesstaates zusteht, daß z. B. nicht, wenn auf württembergischem Grund und Boden ein Attentat auf den Kaiser verübt würde, der König von Württemberg die Niederschlagung des Verfahrens anordnen könnte. — Eine Beschränkung des Begnadigungsrechtes (i. w. S.) der Bundesfürsten enthält aber streng genommen oder unmittelbar weder die Bestimmung der Strafproceßordnung, noch die des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit, denn die Fälle, in denen hier die Begnadigung dem Kaiser übertragen und die Abolition ausgeschlossen ist, konnten vor der Begründung des Deutschen Reichs überhaupt nicht vorkommen, es waren keine Verbrechen des Hochverraths und des Landesverraths gegen den Kaiser oder das Reich möglich, und es gab keine Reichsconsuln, welche im Ausland einen bayerischen oder württembergischen Staatsangehörigen aburtheilen konnten. Mittelbar tritt allerdings eine Beschränkung ein, sofern gewisse Verbrechen, auch wenn sie im Gebiet eines einzelnen Bundesgliedes verübt sind, und damit auch die Begnadigung der betreffenden Verbrecher dem Einfluß der Landesjustiz entzogen und vollständig der Reichsjustiz überwiesen sind.

Das Reichsgericht behauptet nun aber noch eine weitere oder eine wirkliche Beschränkung des Begnadigungsrechts, indem es sagt: „Abolition ist ausgeschlossen, sobald eine Sache in der Revisionsinstanz beim Reichsgericht anhängig ist." Allein in dieser Behauptung vermag ich nichts zu erblicken als — eine Behauptung, der es an jedem Beweis gebricht. Ueber die Unhaltbarkeit der Folgerung: „weil es bei Hochverrath und Landesverrath gegen Kaiser oder Reich keine Abolition, weder durch den Kaiser noch durch den Landesherrn des Thatortes giebt, so giebt es auch bei allen anderen Verbrechen keine Abolition mehr" — ist kaum ein Wort zu verlieren, zumal auch die in Frage stehende Entscheidung des Reichsgerichts einen derartigen Satz nicht aufstellt; der Obersatz bei dieser Schlußfolgerung würde lauten: die Vorschriften, die für die der unmittelbaren Reichsjustiz vorbehaltenen Straffälle bestehen, gelten auch für alle anderen, zunächst der Landesjustiz überlassenen Straffälle"; dieser Satz wäre handgreiflich falsch, und er bleibt falsch, verwandelt sich höchstens in eine petitio principii, wenn der Zusatz beigefügt wird: „sobald ein solcher Fall in der Revisionsinstanz an's Reichsgericht erwächst."

Der einzige halbwegs scheinbare Grund des Reichsgerichts ist die Erwägung: das Reichsgericht spreche Recht „im Namen des Reichs", und diese im Namen des Reichs geübte Thätigkeit könne nicht durch das Eingreifen einer Territorialgewalt lahmgelegt werden. Der Grund träfe wie den Abolitionsakt des Herzogs von Anhalt oder des Königs von Württemberg, so auch das Abolitionsgesetz des preußischen Staats; der preußische Staat wird aber so wenig wie der König von Württemberg oder der Herzog von Anhalt gesonnen sein, diesen Eingriff des Reichsgerichts in sein Hoheitsrecht anzuerkennen. Das Abolitionsrecht, mag es vom Landesherrn für sich allein oder im Zusammenwirken mit den anderen Factoren der Gesetzgebung ausgeübt werden, ist ein Ausfluß der Justizhoheit, und es unterliegen ihm, nach Maßgabe der Landesverfassung, alle Strafthaten, deren Verfolgung in die Zuständigkeit der Landesjustiz fällt, also regelmäßig alle innerhalb des Landesgebiets vorgekommenen Verbrechen und Vergehen und außerdem (mit gewissen Einschränkungen) die im (Reichs-)Ausland begangenen Strafthaten der Angehörigen des betreffenden Landes; nicht in die Zuständigkeit der Landesjustiz fallen die in § 136 Z. 1 des Reichsgerichts-Verfassungsgesetzes genannten, innerhalb des Landes begangenen, sowie die von den Angehörigen des Einzelstaats in solchen Gebieten des Auslandes begangenen Verbrechen, für die die Consulargerichtsbarkeit begründet ist; dagegen wird an jener Zuständigkeit dadurch nichts geändert, daß eine Strafsache in letzter Instanz beim Reichsgericht anhängig werden kann oder anhängig wird. Welche Bedeutung der Urtheilsfällung „im Namen des Reichs" zukommen soll, vermag ich nicht einzusehen. Die Formel, die auf keinem Gesetz beruht, ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung eine Geschmacklosigkeit: man kann im Namen einer Person oder einer Mehrzahl von Personen (also auch des Volkes) reden oder handeln, nicht aber im Namen eines Begriffs, einer Abstraction, wie es das Reich oder der Staat ist. Sofern alle deutschen Strafgerichte nach Reichsrecht urtheilen, könnten sie alle, nicht bloß das Reichsgericht, ihre Urtheile „im Namen des Reichs" fällen; will man aber, weil es nun einmal so hergebracht ist, die Urtheile im Namen des Repräsentanten der Justizhoheit fällen, so müßten die Revisionsurtheile des Reichsgerichts im Namen des Fürsten gefällt werden, aus dessen Land die Sache an's Reichsgericht erwachsen ist, während seine erstinstanzlichen Urtheile im Namen der verbündeten Fürsten (und freier Städte), passender aber im Namen des Kaisers gefällt würden. Daß für das Begnadigungsrecht die Zuständigkeit (in erster Instanz) und nicht die Anhängigkeit in einer bestimmten oder in der letzten Instanz maßgebend sein soll, beweist auch der oben angeführte § 42 des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit.

Neuerdings hat allerdings ein hervorragender Rechtslehrer (Laband, in Nr. 13 der „Deutschen Juristen-Zeitung") die Reichsgerichtsentscheidung noch aus einem anderen Grunde vertheidigt oder doch die reichsgerichtliche Begründung anders formulirt. „Die Niederschlagung", sagt er, „ist (im Gegensatz zur Begnadigung i. e. S., die dem rechtskräftigen Urtheil die Vollstreckbarkeit entzieht und wie diese ihre Wirkung auf das ganze Reichsgebiet erstreckt) ein Befehl an die Behörden, welcher ihnen verbietet, den Thäter zu verfolgen oder, falls die Untersuchung schon im Gange ist, ihn weiter zu verfolgen. Diesen Befehl kann jeder Landesherr nur an seine Behörden erlassen, da nur diese ihm Gehorsam zu leisten verpflichtet sind ... Wenn daher nach den Grundsätzen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafproceßordnung das Gericht eines Staates zuständig ist, so ist für dieses Gericht die von dem Landesherrn eines anderen Staates befohlene Niederschlagung ohne rechtliche Wirkung. Dieser Grundsatz gilt auch in Betreff des Reichsgerichts ... Das Reichsgericht ist keine Behörde des Herzogs von Anhalt, er kann ihm nichts befehlen und nichts verbieten, folglich auch nicht eine beim Reichsgericht anhängige Sache niederschlagen." — Der Fehler bei dieser Beweisführung liegt in der Identificirung der beiden im Druck (von mir, nicht von Laband) hervorgehobenen Worte „zuständig" und „anhängig" oder in der Verwechslung der „sachlichen Zuständigkeit" (Strafproceßordnung § 1) mit der örtlichen Zuständigkeit, dem „Gerichtsstand" (Str.-Pr.-O. § 7). Da, wo der Gerichtsstand (in erster Instanz) für ein Vergehen beim Reichsgericht begründet ist*), kann, wie ich schon hervorgehoben habe, ein Landesherr weder durch Begnadigung noch durch Abolition in den Gang des Rechts eingreifen, so wenig, wie er, wenn der Gerichtsstand für ein anderes Vergehen in einem anderen Bundesstaate begründet ist, durch eine Begnadigung irgend einer Art in die Rechtspflege dieses anderen Staates eingreifen kann. Dagegen hört dadurch, daß eine in erster Instanz bei einem preußischen oder bayerischen oder württembergischen Gericht anhängig gewesene Sache zufolge der Bestimmungen über die sachliche

*) Es ist dies, wie schon oben bemerkt wurde, nur der Fall bei den Verbrechen des Hochverraths und Landesverraths, sofern sie gegen den Kaiser und das Reich gerichtet sind (Gerichtsverfassungsgesetz § 136 Z. 1); hier fallen sachliche und örtliche Zuständigkeit zusammen.

Digitized by Google

Zuständigkeit und den Instanzenzug in höherer Instanz an das Reichsgericht gelangt, die örtliche Zuständigkeit der ersteren Gerichte nicht auf, (wird ein freisprechendes Urtheil eines Landgerichts vom Reichsgericht aufgehoben, so hat dieses die Sache an das Gericht, dessen Urtheil aufgehoben ist, oder an ein demselben Bundesstaate angehöriges benachbartes Gericht gleicher Ordnung zurückzuverweisen) und eben darum wird hierdurch das Abolitionsrecht des Landesherrn so wenig wie das Begnadigungsrecht im engeren Sinne berührt. Die Unterscheidung, die Laband hier zwischen Begnadigung und Abolition machen will, scheint mir unhaltbar. Ist die Abolition „ein Befehl an die Behörden, welcher ihnen verbietet, den Thäter zu verfolgen oder weiter zu verfolgen", so ist die Begnadigung i. e. S. ein Befehl an die Behörden, der ihnen verbietet, die erkannte Strafe zu vollstrecken; stünde dem einen Befehle die Unabhängigkeit des Reichsgerichts von der Territorialgewalt der Landesherren entgegen, so wäre sie ein Hinderniß auch für den andern. Mit der richterlichen Unabhängigkeit hat die Statthaftigkeit der Abolition überhaupt nichts zu thun; wenn den Landesherren bezüglich der Abolition verfassungsmäßig da und dort nicht dieselbe freie Hand gelassen ist, wie bezüglich der Begnadigung i. e. S., so hat dies vielmehr seinen Grund in der Unstatthaftigkeit der Cabinetsjustiz: das Abolitionsrecht kann zu Ungunsten eines Angeklagten gebraucht oder vielmehr mißbraucht werden. Der schuldige Angeklagte wird gegen die Niederschlagung des Verfahrens nichts einzuwenden haben, ihm ist es gleichgiltig, ob die Verhängung oder ob die Vollziehung der Strafe verboten wird; für den unschuldigen Angeklagten aber hat es einen viel größeren Werth, wenn durch Richterspruch seine Unschuld festgestellt, als wenn durch einen „Gnadenakt" das Verfahren, das möglicher Weise zu seiner Verurtheilung führen könnte, von dem er aber diese Feststellung erwartet, niedergeschlagen wird. In dem anhaltischen Falle traf dies allerdings nicht zu: der Angeklagte, der sich in der Revisionsinstanz auf die Abolition berief, war vom Landgericht verurtheilt, hätte also — sollte man meinen — am Fortgang des gerichtlichen Verfahrens ein Interesse gehabt; allein warum er trotzdem begnadigt sein wollte, das hat mit unserer Frage nichts zu schaffen. Dagegen mag hier noch darauf hingewiesen werden, daß das landesfürstliche Abolitionsrecht in gleicher oder doch in ganz ähnlicher Weise, wie dem Reichsgericht gegenüber, auch gegenüber den im Reich mehrfach vorkommenden gemeinschaftlichen Landgerichten und Oberlandesgerichten in Frage kommt; so gleich in Anhalt, für dessen Landgericht das preußische Oberlandesgericht Naumburg die höhere Instanz bildet; soll der Herzog von Anhalt auch nicht berechtigt sein, ein bei diesem als Revisionsinstanz anhängiges Verfahren wegen einer Uebertretung niederzuschlagen? — Es scheint mir auch eine Ungenauigkeit im Ausdruck vorzuliegen, wenn Laband von einem Verbot an das Reichsgericht spricht, den Thäter zu verfolgen. Die Verfolgung des Thäters ist nicht Sache des Reichsgerichts, dieses hat nur Recht zu sprechen, und die Rechtsprechung hört auf, wenn aus irgend einem Grunde die Verfolgung wegfällt.

Der hervorgehobene Zusammenhang der Abolition mit dem Gerichtsstand führt aber zu einem anderen Zweifel bezüglich der Statthaftigkeit der Niederschlagung: wie verhält es sich, wenn für eine Strafthat der Gerichtsstand bei mehreren, verschiedenen Einzelstaaten angehörigen Gerichten begründet ist, also namentlich in Fällen, wo der Gerichtsstand des Thatortes und Wohnsitzes nicht zusammenfallen und das eine Gericht z. B. in Bayern, das andere in Württemberg liegt? Zwar die Abolition im engeren Sinne, die Niederschlagung eines anhängigen gerichtlichen Verfahrens bereitet keine Schwierigkeit: ein Landesfürst kann selbstverständlich nur ein in seinem Lande anhängiges Verfahren niederschlagen, und wenn die Zuständigkeit für die Verfolgung einer That einmal dadurch begründet ist, daß das Gericht des Thatortes vor dem Gericht des Wohnortes des Thäters die Untersuchung eröffnet hat oder umgekehrt, so ist und bleibt die Zuständigkeit des andern Gerichts ausgeschlossen, mag das Verfahren vor dem ersten Gericht durch Einstellungsbeschluß oder Urtheil des Gerichts oder durch Abolition erledigt werden. Aber wie verhält es sich mit dem Verbot der Einleitung eines Verfahrens? Ein Württemberger begeht auf einer Reise in Bayern ein Vergehen; ehe es zu einem gerichtlichen Einschreiten kommt, erfließt in Württemberg ein Gnadenakt, wodurch alles Verfahren wegen Vergehen, wie hier eines vorliegt, eingestellt wird. Das württembergische Gericht des Wohnortes kann nun natürlich gegen den Thäter nicht mehr einschreiten, der Staatsanwalt darf keine Klage erheben, auch eine an sich begründete Privatklage ist ausgeschlossen; aber wie steht es hiemit in Bayern? Da der in einem Staat statthaften und erfolgten Abolition eine Wirksamkeit für den andern Staat in keinem Reichsgesetz beigelegt ist, so steht dem Vorgehen des bayerischen Gerichts des Thatortes und der Klage des bayerischen Staatsanwalts oder des Verletzten in Bayern ein rechtliches Hinderniß nicht im Wege. Dagegen wird das bayerische Gericht vom württembergischen keine Rechtshülfe verlangen können, zufolge der Bestimmung des § 159 des Reichsgerichts-Verfassungsgesetzes: „Das Ersuchen eines nicht im Instanzenzug vorgesetzten Gerichts ist ... abzulehnen, wenn ... die vorzunehmende Handlung nach dem Rechte des ersuchten Gerichts verboten ist: jeder Akt, der auf die Bestrafung des Beschuldigten zielt, Zustellung einer Ladung, Vorführung, Verhaftung, ist in concreto nach dem Recht des ersuchten württembergischen Gerichts verboten.

So kann sich allerdings ein Zustand bilden, der mit dem Gedanken, daß das Deutsche Reich in strafrechtlicher Beziehung ein einheitliches Rechtsgebiet sein soll, kaum vereinbar ist. Allein das geltende Recht wird hierdurch nicht berührt, es kann sich vielmehr nur fragen, in welcher Richtung durch dessen Aenderung die zweifellos auch hier wünschenswerthe Einheitlichkeit des Rechts herbeigeführt werden könnte. Die eine Möglichkeit ist die reichsgesetzliche Beseitigung des Abolitionsrechts. Allein abgesehen davon, daß in denjenigen Staaten, wo es zur Zeit besteht, namentlich auf Seiten der Regenten wenig Neigung zu einem Verzicht darauf vorhanden sein wird, möchte ich diesem Vorgehen nicht das Wort reden. Das Recht der Abolition birgt allerdings gewisse Gefahren in sich, aber welches Recht ist nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? Und es lassen sich doch große und kleine Fälle denken, wo es sehr wünschenswerth sein kann, einem ärgerlichen Verfahren durch Verbot der Einleitung oder durch Niederschlagung vorzubeugen oder ein Ende zu machen. Vorzuziehen wäre also der andere Weg einer einheitlichen Regelung, wobei einerseits die Wirkung der in einem Staate erfolgten Abolition für das übrige Reich oder die Zuständigkeit zur Abolition, andererseits deren Form: einseitige Verfügung des Staatsoberhauptes unter Contrasignirung und Verantwortlichkeit des Justizministers, oder Gesetz? festzustellen wäre. Dabei werden freilich die preußischen Mitglieder des Reichstags so wenig geneigt sein, die Form des Gesetzes —, wie die württembergischen, anhaltischen Mitglieder des Bundesraths, des jus eminens des Regenten aufzugeben, es wird also eine Aenderung des bestehenden Rechts nicht so bald zu erwarten sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Victor Hugo's Briefe.*)

Von Ludwig Geiger.

Seit elf Jahren ist Victor Hugo todt und sein Ruhm bei den Franzosen eher im Steigen als im Sinken. Der Mensch und Politiker hat allerdings vielleicht in Folge einiger neuerer unbefangenen Urtheile und Untersuchungen nicht gewonnen, aber als Lyriker gilt er unseren Nachbarn noch heute als einer der Ersten, wenn nicht überhaupt als der Erste. Gerade deßwegen ist er den meisten deutschen Lesern ziemlich fremd. Denn der Lyriker gehört fast ausschließlich seinem eigenen Lande und Volke an. Was von Goethe z. B. in England, Frankreich oder Italien, um nur die drei wichtigsten Culturländer zu nennen, heimisch geworden ist, sind gewiß nur einige seiner Epen, Romane und Dramen, aber nicht seine lyrischen Gedichte. Denn jene vorhergenannten Werke können eine Uebersetzung vertragen, selbst wenn sie auch durch sie an ihrer eigenthümlichen Bedeutung verlieren, während die Lyrik durch eine Uebersetzung und selbst die kunstmäßigste ihren größten Reiz einbüßt. Für die Deutschen kommt aber wohl noch manches Andere hinzu, um Victor Hugo die Theilnahme wenigstens der großen Masse zu entziehen. Er steht zunächst in seiner romantisch-idealistischen Richtung gar zu sehr dem noch immer in Deutschland herrschenden Geschmack entgegen. Der rhetorisch-bombastische Stil vieler seiner Alterskundgebungen fordert unsern Spott heraus, man erinnert sich unwillig seines fast krankhaften Zorns gegen Ausländisches überhaupt und Deutsches insbesondere, eines Zorns, der in und nach dem deutsch-französischen Kriege zu so lebhaftem Ausdruck kam.

Daher wird wohl schwerlich der erste Band seiner Correspondenz in Deutschland allzu großer Sympathie begegnen. Aber ich denke, auch in Frankreich müssen sich wichtige Stimmen nicht gegen das Buch selbst, aber gegen die Art seiner Herausgabe erheben. Denn diese Art ist ein förmlicher Hohn gegen jede Briefedition. Es findet sich in diesem Bande auch nicht die kleinste erläuternde Bemerkung über die Provenienz der Briefe, jede Erklärung fehlt, warum an einzelne sehr vertraute Freunde nur eine verschwindend kleine Zahl von Briefen mitgetheilt wird; die wichtigsten politischen, literarischen, persönlichen Ereignisse, die ohne Commentar jetzt, nachdem mehr als dreißig Jahre für die meisten vergangen sind, dem modernen Leser völlig unverständlich sind, werden durch keinerlei Deutung oder Auseinandersetzung dem Verständnisse näher gebracht. Dazu werden so manche unbedeutende Zettel, Einladungen, leere Exclamationen mitgetheilt, ja der Cultus mit dem Briefschreiber wird so weit getrieben, daß auch mehrere unorthographische Billets seiner Tochter Didine (Leopoldine) abgedruckt werden, so daß auch hier der völlige Mangel einer verständigen Redaction zum Schaden des Bandes erkennbar ist.

Aber neben diesen mannigfachen äußeren Mängeln trägt der Band einen bedeutsamen inneren Mangel, der freilich nicht Schuld der Herausgeber ist. Victor Hugo nämlich besaß, wie auch seine Bewunderer zugestehen müssen, nicht die bei den Franzosen sonst so häufige Kunst des Briefschreibens. Wie tief steht er darin z. B. hinter Prosper Mérimée zurück, von dem erst kürzlich, nachdem so viele Sammlungen seiner Briefe bekannt waren, so köstliche Proben seiner Correspondenz veröffentlicht wurden. Gerade die Eigenschaften, durch die jener eminente Briefschreiber nebst so manchen anderen seiner Landsleute sich auszeichnet: Geistreichthum, Anmuth, Vielseitigkeit, fehlen Victor Hugo völlig. Er ist in seinen Briefen im Ganzen nüchtern, sachlich und egoistisch, wenigstens in dem Sinne, daß er zumeist seinen eigenen Angelegenheiten nachgeht und von diesen hauptsächlich oder ausschließlich spricht.

Von diesem Egoismus finden sich zwei Ausnahmen, eine wirkliche und eine scheinbare. Die wirkliche besteht darin, daß Hugo sich in einzelnen Fällen für Andere lebhaft interessirt. So trat er einmal für Lamartine und dessen Aufnahme in die Akademie ein mit einzelnen sehr schönen Briefen, die er an Villars und François de Neufchâteau richtete, um dem Freund einen Sitz in der Akademie zu verschaffen. So bemühte er sich ferner, einer schon damals wenig bekannten Schriftstellerin Elisa Mercoeur, die 1834 fast Hungers starb, die ihm selbst bis dahin bewilligte und wohl auch ausgezahlte Pension zu verschaffen.

Die scheinbare Ausnahme von diesem Egoismus besteht darin, daß er die Werke Anderer lobte. Aber sieht man genauer zu und erwägt, wie er z. B. eine völlig vergessene Dichtung seines Vaters lobt, mit dem er, wie nachher noch zu zeigen ist, ein ganz eigenartiges Verhältniß hatte, wie er diesem die entzückten Aeußerungen einzelner seiner Pariser Freunde mittheilt, wie er ferner einen jungen Freund Victor Pavie, der übrigens über den Faust von Goethe und Delacroix geschrieben hat (nebenbei bemerkt, die einzige Erwähnung Goethe's, die in dem Bande vorkommt), den er geradezu als den größten Dichter preist und ihm aus seinen ersten Poesien alles Große und Mächtige in Aussicht stellt, so glaubt man nicht an die Wahrheit dieses Lobes. Man hegt vielmehr die Vermuthung, daß dieses Lob entweder conventionell oder interessirt ist, conventionell darin, daß Hugo schon in seinen jüngeren Jahren den Einsendungen jüngerer Freunde und Bewunderer gegenüber den Lobredner spielte, interessirt darin, daß er von dem durch ihn Gelobten bestimmte Dienste als Erwiderung verlangte, von seinem Vater Dienste materieller Art, von seinen jüngeren Freunden lobende Recensionen, Kauf seiner Bücher, Beifall im Theater bei seinen neuen Stücken. Gerade in den beiden letzteren Punkten ging er ziemlich ungenirt vor. Die Art und Weise, wie er die ihm gewährten Theaterbillete an seine Freunde überschickt mit der ganz ausdrücklichen Weisung, zu erscheinen und ihre freundliche Gesinnung durch die That zu beweisen, ist merkwürdig naiv.

Familienliebe ist, wie man oft gesagt hat, nur eine andere Art von Egoismus. Als Gatte, Sohn und Vater tritt Hugo in den Briefen an seine Gattin (nur während einer ersten vierzehntägigen Trennung, wo er freilich täglich einen langen Brief schreibt), an den Vater, mit dem er von seinen reiferen Jahren an selten an einem Orte lebte, und an seine Kinder vor uns. An diese letzteren werden Briefe bis nach 1843 mitgetheilt, während sonst der Band mit dem Jahre 1835 schließt. Diese Briefe an die Kinder bieten gar nichts Charakteristisches. Jeder halbwegs gebildete Vater könnte ganz gut ähnliche Briefe schreiben; die an die Frau bekunden die ganze Verliebtheit eines sinnlich erregten, nicht lange vermählten, zum ersten Mal von seiner Frau getrennten Ehegatten. Die Briefe an den Vater sind hübsch, obwohl man ihnen einen gewissen Zwang anmerkt, da das Verhältniß besonders in Folge einer Stiefmutter, der zweiten Gattin des Generals Hugo, nicht immer so war, wie der Briefschreiber den Adressaten glauben machen möchte. Namentlich die Zeit, in der, wie erwähnt, Hugo von seiner Gattin abwesend war und diese seine Frau bei den Eltern zurückgelassen hatte, scheint zu einem Conflict geführt zu haben, bei dem man freilich nicht erkennt, ob er wirklich durch eine Pflichtverletzung der Eltern oder durch eine allzu leichte Empfindlichkeit der Frau herbeigeführt wurde. Denn es gab eine Zeit, in der das Verhältniß beider Gatten zu den Eltern bezw. Schwiegereltern sehr intim war, als sie Beiden, besonders der Stiefmutter äußerst dankbar waren dafür, daß diese ihr kleines Kind nebst der Amme zu sich nahmen, wenn auch freilich der zu spät ausgeführte Entschluß das Leben

*) Victor Hugo, Corréspondence 1815—1835. Paris, Calman Lévy.

Digitized by Google

dem Kinde nicht mehr retten konnte. Hugo schrieb damals an seine Frau: „Was geht Dich die gute oder schlechte Laune einer fremden Person an, von der Du nicht abhängst und niemals abhängen wirst?“

Weit wichtiger jedoch als die Familienbriefe sind die an die Freunde gerichteten, denn es gab eine Reihe hervorragender Männer, mit denen Hugo wirklich befreundet war. Zu ihnen gehören Alfred de Vigny, sein Kampfgenosse, der mit ihm jenen Freundschaftscultus pflegte, der ein charakteristisches Merkmal der Zeit der Romantik ist, daneben Lamartine, mit dem ihn gemeinsame poetische Interessen verbanden und dem er unmittelbar nach der Juli-Revolution schrieb, „ich habe die Ueberzeugung, daß wir, nachdem dieses Erdbeben vorbei sein wird, unser poetisches Gebäude aufrecht und stärker durch alle die Schläge finden werden, denen es Widerstand geleistet hat.“ Aber auch Künstler finden sich, sowohl solche, die ihm als Interpreten seiner Stücke wichtig waren, die Schauspielerin Mars, als solche, die wie der Musiker Herold eine Ode von ihm componiren sollten, daneben auch bildende Künstler, der Maler Delacroix und der Bildhauer David d'Angers, die übrigens herzlich unbedeutende Billete des Dichters erhielten. Gegenüber manchen nichtssagenden Briefen tritt ein schönes Beileidschreiben an die Wittwe von Benjamin Constant wohlthätig hervor mit einer prächtigen Würdigung des bedeutenden Menschen und der literarischen Bestrebungen der Vergangenheit. Schon in diesen Briefen jedoch an Bekannte und Freunde ist die schnelle Zerstörung freundschaftlicher Verbindungen zu bemerken. Dies ist in gleicher Weise mit Alexander Dumas dem Aelteren der Fall, bei dem er sich gegen die von einem Genossen herrührende literarische Verunglimpfung vertheidigt, ebenso mit dem Politiker Armand Carrel. Diesem legte er, mit Anspielung auf ein persönlich unangenehmes Zusammentreffen, den Gegensatz ihres beiderseitigen politischen Standpunktes dar, und gab bei dieser Gelegenheit folgende Selbstcharakteristik: „Zu einer Zeit, wo Alles durch die Zeitungen und Salons gemacht wird, begann ich meinen Weg und setzte ihn ohne einen Salon und eine Zeitung fort. Meine ganze Sache entwickelte sich in der Einsamkeit und geschah durch Gewissen und Kunst. Ich bitte ferner Herrn Carrel, darauf Acht zu geben, daß mir, der ich unter dem Kaiserreich zu einem großen Vermögen bestimmt war, das Kaiserreich und das Vermögen entgingen. Mit zwanzig Jahren war ich verheirathet, Familienvater, hatte statt alles Vermögens nur meine Arbeit, lebte von Tag zu Tag wie ein Handwerker, während Ferdinand der Siebente mein durch die Sequestration in seine Güter hineingerathenes Besitzthum verzehrte. Seitdem habe ich, wie ich mich rühmen darf, weil der Vorgang selten genug ist, trotzdem ich genöthigt war, selbst von meiner Feder zu leben und die Meinigen leben zu lassen, sie rein von jeder Speculation und frei von jedem Handelsgeschäft erhalten. Ich habe wohl oder übel Literatur gemacht, niemals aber Buchhändlergeschäfte. Obwohl ich arm war, pflegte ich die Kunst wie ein Reicher, mit größerer Sorge für die Zukunft als für die Gegenwart. Da ich durch die unglücklichen Zeiten genöthigt war, zugleich ein Werk und ein Geschäft zu treiben, habe ich, wie ich frei gestehen darf, niemals das Werk durch das Geschäft befleckt.“

Unter seinen Freunden die wichtigsten, die, an welche jedenfalls die meisten Briefe erhalten, wenn nicht überhaupt geschrieben sind, waren Charles Nodier und St. Beuve. Beide, sowohl Nodier, der wie die meisten Schriftsteller jener Zeit meisterhaft von Georg Brandes gezeichnete Romantiker, der phantastische, willkürliche Erzähler, als St. Beuve, der aus einem schwärmenden Dichter und verzückten oder berechnenden Propheten der Sinnlichkeit ein feinsinniger die kritisirten Werke durch hervorragende Gelehrsamkeit und künstlerische Feinfühligkeit neu schaffender Kritiker wurde, schlossen mit Hugo keine Freundschaft für's Leben. Es ist bekannt, daß man dem Letzteren eine Neigung ja eine Leidenschaft für Madame Hugo nachsagte, die, wie Einige behaupten, sogar in St. Beuve's Roman „Volupté“ eine poetische Darstellung gefunden, und wie Andere sagen, von der Frau getheilt wurde. Aus den hier mitgetheilten Briefen findet diese Ansicht, selbst wenn man zwischen den Zeilen lesen möchte, keine Bestätigung, vielmehr scheint in beiden Verhältnissen aus literarischer Kameradschaft sich eine Eifersüchtelei entfaltet und Hugo's Bedürfniß nach unbedingter Lobrednerei, die jeder kritischen Bemerkung widerstrebte, der intimen Verbindung den Todesstoß versetzt zu haben.

Wie die Verhältnisse zu Nodier und St. Beuve durch die an sie gerichteten Briefe nicht die richtige Beleuchtung erhalten, so bleibt auch überhaupt die literarische Stellung des Schreibers sowie sein Verhältniß zu den Romantikern unklar. Man ist gewohnt, Victor Hugo durchaus als einen Getreuen der Zeitschrift „Le Globe“ und diese Zeitschrift als das Organ seines Ruhmes zu betrachten, in manchen Stellen unserer Briefe dagegen wird geradezu von einer Feindschaft des Briefschreibers zu dieser Zeitschrift berichtet*), und was die Zugehörigkeit zur Romantik betrifft, so ist dafür die einmal vorkommende Aeußerung an den Redacteur des „Journal des Débats“ höchst charakteristisch: „ich nehme den Namen Romantiker nicht an, bevor er allgemein bestimmt und erklärt (défini) ist.“ Manche hübsche Selbstbeurtheilung, die zur Würdigung des Dichters beiträgt, findet sich gelegentlich über Hugo's Dramen und Verse. Auch hier mag wenigstens eine Probe mitgetheilt sein aus einem Jugendbriefe an A. de Vigny 1824. Hugo beglückwünschte diesen, daß er fern von Paris lebe, und wünschte nur für sich, daß der Freund wieder nach der Hauptstadt zurückkehre, selbst auf die Gefahr hin „keine Inspiration mehr zu erlangen — aber“, so fährt er fort: „für Sie besteht diese Gefahr nicht. Ihr Talent überwindet Alles, selbst Kummer und Langeweile; meine Ideen dagegen entweichen, ich fühle mich sofort besiegt, sowie ich Leidenschaften und fremde Interessen in den Kampfplatz eintreten sehe. Die kleinen Wunden tödten mich. Ich bin, verzeihen Sie mir diesen stolzen Vergleich, wie Achill verwundbar an der Ferse.“

So wenig klar aus unseren Briefen der literarische Standpunkt des Briefschreibers hervorgeht, so unklar bleibt auch sein politischer. Im Allgemeinen sieht man nur, daß Hugo vom Royalismus zum Napoleoncultus überging; für Letzteren hatte er wie in seinen Dramen auch in seinen Briefen manch schönes Wort. Warum er sich plötzlich (wenn auch in einer Wohlthätigkeitssache) an den Herzog von Orleans wandte, bei dem er übrigens eine gute Aufnahme fand, wird nicht recht ersichtlich. Ein anderer politisch-socialer Brief an den Redacteur einer Zeitschrift „Socialer Fortschritt“ enthält doch im Grunde nur Redensarten wie etwa die folgenden: „Dies Werk ist die friedliche, langsame und logische Bildung einer Gesellschaftsordnung, in der die neuen aus der französischen Revolution abgeleiteten Grundsätze endlich ihren Vereinigungspunkt mit den ewigen ursprünglichen Sätzen jeder Civilisation finden werden. Ihre Zeitschrift und deren Prospect leiten zu diesem herrlichen Ziele auf einem graden und sicheren Wege hin, bei dem die abschüssigen Stellen geschickt vermieden werden. Ich freue mich, mit Ihnen fast in allen Punkten übereinzustimmen.“ Aehnliche hochtönende Phrasen — ganz denen des späteren Victor Hugo ähnlich — erschallen z. B. in einem sehr merkwürdigen Briefe an den Commandanten des vierten Bataillons der ersten Legion der Pariser Nationalgarde, 7. October 1830. Es handelte sich darin um die Wahl Hugo's durch seine Cameraden zum Unterlieutenant und Secretär des Disciplinarraths, während der Commandant ihn nur zum Secretär bestimmte und ihm

*) Für die Sache selbst vgl. Ziesing, Le Globe de 1824 à 1830, Genf 1880, S. 156 ff. „Hugo in seiner Eitelkeit und Empfindlichkeit betrachtete jede ernste Kritik als Tadel und Angriff.“

Digitized by Google

die Officierscharge absprach. In einer Sprache, als handelte es sich um die Verletzung der heiligsten Grundsätze, ist dieser Brief geschrieben: „Eine Entscheidung selbst der Obercommandirenden ja sogar des Königs kann eine Wahl nicht aufheben“ so ruft er aus. „Hier liegt eine Grundsatzverletzung in meiner Person vor. Die Wahl meiner Mitbürger hat mir einen Rang und ein Amt übertragen: keine Macht der Welt kann diesen Auftrag aufheben, mir den Rang nehmen und das Amt belassen. Ein Gesetz kann umgewandelt werden, nachdem die Grundlagen davon vollständig besprochen worden, bis dahin müssen wir strengstens an den Grundsätzen festhalten.“

Gegenüber solchen Declamationen sind eigentlich nur zwei Briefe von wirklicher politischer Bedeutung: der eine 2. August 1829, in dem Hugo den Minister des Innern um Zurücknahme der Unterdrückung von „Marion Delorme“ bittet, der andere 5. Januar 1830, in dem er den Minister von den seinem Drama Hernani zu Theil gewordene Scherereien unterrichtet. Die Details, die er über die Censur giebt, sind erbaulich genug: seit der Uebergabe des Werkes an die Censurbehörde würden, so erzählt er in der Presse, ungenau citirte aus dem Zusammenhang gerissene Verse seines Dramas veröffentlicht, die den Autor und sein Werk discreditirten; da nur zwei Handschriften vorhanden seien, von denen eine sich in seinem Besitz, die andere in den Händen der Censur befinde, so sei die Quelle dieser Veröffentlichungen ziemlich klar. Woher konnten also, so fragt er, die Fälschungen kommen? „Von dem Theater, dessen Hoffnungen sie untergraben, dessen Vortheile sie zerstören, wo die vollständigsten Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden oder von der Censur? Die Censur hat zu ihrem Belieben eine Handschrift zur Verfügung, mit der sie machen kann was sie will. Die Censur ist meine literarische und meine politische Feindin. Die Censur ist ihrem Beruf nach unredlich und gemein. (improbe, malhonnête, déloyale lauten die französischen Ausdrücke.) Ich klage die Censur an.“

Im Ganzen wird man wenigstens in Deutschland trotz des Interesses, das man einigen Stellen entgegenbringt, den Band mit einer gewissen Enttäuschung aus der Hand legen. Er erfüllt gerade das nicht, was eine Briefveröffentlichung soll. Er führt nämlich kaum in das intime Leben des Autors ein. Die Gründe dieses Mangels liegen, wie oben schon angedeutet, theils darin, daß die Briefe ziemlich spärlich vorhanden und daß die vorhandenen ohne jede erläuternde Bemerkung abgedruckt worden, theils aber darin, daß Victor Hugo zu den Menschen gehörte, die sich in Gesprächen ganz gaben und in ihren Werken ihr Inneres enthüllten, aber für das Briefschreiben weder Zeit noch Lust, noch eigentlichen Beruf hatten.

Wilhelm Kienzl.

Von Hedwig Abel.

Es ist ein unfruchtbares Bemühen, einer Laufbahn, deren Anfänge wir kaum erlebten, ihr Ende vorauszusagen. Wilhelm Kienzl, der mit dem „Evangelimann“ einen so glücklichen Wurf gethan, hat es dennoch erfahren müssen, ein junger Titane und schöpferischer Geist genannt zu werden, der berufen sei, die deutsche Oper in neue Bahnen zu lenken. Gleich das Wort jung macht uns stutzig. Mit seinen vierzig Jahren ist Kienzl ein jugendlicher Mann von rascher feuriger Art, aber jung im Sinne des ersten Flaums, da der Jüngling noch die lange Entwickelung zum Manne vor sich hat, ist er nicht. Als er den „Evangelimann“ schrieb, war die Reifezeit bei ihm schon angebrochen; im Dunste der Vergangenheit lag „Urwasi“, der musikalische Wahnsinn aus Wahnfried. Der „Evangelimann“ ist nicht das Werk eines Werdenden, sondern eines Gewordenen, eines seiner Absichten sich wohl bewußten nachschaffenden Talents. Kienzl gilt für jung, weil er spät zu einem Erfolg gekommen, und es liegt ihm daran, den Glauben an seine Jugend zu erhalten. Denn nur zu wohl weiß er, daß der Jugend vom Publicum her ein Reichthum von erfolgweckenden Gefühlen entgegenströmt, die das Alter nicht zu erregen vermag. Namentlich in unserer so persönlichen Zeit greift die Leiblichkeit des Künstlers helfend, stützend, oder auch abschwächend, vernichtend in das Schicksal des Kunstwerks ein. Am fühlbarsten auf der Bühne. Weil die Bühnenkunst das Menschliche so nahe berührt, erweckt sie eine Sehnsucht nach sinnlicher Deutlichkeit, die sich zuweilen zum plastischen Durst steigert. In dem Worte „Schaubühne“ hat sich dieser Drang nach dem Augenfälligen sein sprachliches Kleid geschaffen. Schauen, auch über den Umweg des Ohres mit dem Auge genießen, ist das vornehmste Bedürfniß des Theatermenschen. In diesem Sinne arbeitet der dramatische Componist für das Auge, dem er durch das Ohr bloß reichere Wirkungen zuführt. Vor Allem aber muß er selbst in eigener Person gegenwärtig sein, so will es namentlich das Publicum einer ersten Vorstellung. Es späht ihn aus den Coulissen heraus; für die klatschenden Hände soll er zur Hand sein. Dieser ganze Persönlichkeitscultus ist nicht von heute, er war schon vor Wagner da. Aber durch Wagner hat er sich erst zum System herausgebildet, ist er in die Höhe und Breite gewachsen, bis er in kaum zurückliegender Vergangenheit bei Mascagni zum abenteuerlichsten Ungethüm anschwoll. In bescheidenem Maaße hat er sich auch bei Kienzl gezeigt; Kienzl's Siege waren nicht zum kleinsten Theil Persönlichkeitssiege. Man kann sagen, der Südländer habe in ihm triumphirt, seine bewegliche österreichische Natur habe auch den kalten Norden zur Anerkennung erwärmt. So südlich Kienzl sich aber geberdet, seine Musik wurzelt doch im Norden, ein anderer Erfolgreicher der letzten Jahre, der nördliche Engelbert Humperdinck, ist mit ihm nahe verwandt. Beide bestehen durch und in Wagner. Bei Wagner knüpfen sie an, von Wagner bezieht Jeder in seiner Weise seinen dramatischen Bedarf. Humperdinck ist der nachdenklichere Kopf, die geschicktere Hand, Kienzl das reichere Temperament, die sinnlichere Natur. Daher hat er sich von vornherein bedingungslos Wagner ergeben, um sich dann um so bedingungsvoller von ihm halb abzuwenden.

Als er den Stoff des „Evangelimann“ aus Dr. Leopold Florian Meißner's „Papieren eines Polizeicommissärs“ holte, unternahm er es, neben Wagner, den er nicht missen konnte, den behäbigen gemüthvollen Geist der deutschen Spieloper anzurufen. So ist die Musik des „Evangelimann“ zu Stande gekommen, in welchem Kienzl's Anhänger wohl nur darum eine „rein deutsche Oper“ erblicken, weil er rein deutschen Vorbildern sein Dasein verdankt. Es heißt Kienzl wenig Gutes thun, ihn zum „schöpferischen Geist“ zu erhöhen. Was die Zeit an dramatisch-musikalischer Schöpferkraft auftreiben konnte, hat sie in Richard Wagner niedergelegt. Alle deutschen Operncomponisten nach ihm sind, theils mit offenem Visir, theils in schamhafter Verhüllung, seine Nachbeter und Nachtreter. Man betrachte doch einmal den „Evangelimann“ Scene für Scene. Der heilige Geist von Bayreuth spricht aus jeder einzelnen mit feurigen Zungen; überall und immer ist er zu finden, er läßt sich aus dem Rauschen des Orchesters vernehmen, er nistet im ariosen Singsang, in der freien Scenenform. Ueber Wagner kommt Kienzl nicht hinweg, so gut es ihm auch gelingt, manchmal an ihm vorbeizuschlüpfen. Das thut er namentlich mit Geschick in den Volksscenen: beim Kegelspiel der Bauern, beim Exercirspiel der Kinder. Musikalisch baut er sich auch hier auf fremdem Boden an, aus niederen Regionen holt er sich billige Wirkungen. Aber er weiß zu suchen, er entdeckt den Effect, der im Verborgenen blüht. Effectvoll im höchsten Grade ist ja der „Evangelimann“, so-

Digitized by Google

wohl durch seinen so glücklich gefundenen (nicht erfundenen) Stoff als durch dessen geschickte dramatische Umprägung. Was bühnenwirksam ist, hat Kienzl mit scharfem Instinct herausgefühlt, in der Rührseligkeit des deutschen Publicums und in seinem Behagen an harmlosen Scenen hat er seine besten Helfer erkannt. Wir möchten ihn einen genialen Regisseur nennen, dem die Wirkung von der Hand geht, sobald er auf contrastirende Situationen stößt. Man möge diese Art von Begabung nicht gering schätzen in unserer an Begabungen armen Zeit. Die scenischen Talente sind eine Errungenschaft der neuesten Epoche und zugleich ihr Stolz. Von Wagner haben sie tausend Keime empfangen, die sie nun selbstständig weiter entwickeln. So bereiten sie den Boden für das Genie der Zukunft.

Auch Wilhelm Kienzl ist nur Gefolgsmann und Vorläufer zugleich, trotz seines jungen Ruhmes. Namentlich die Wiener Tagespresse hat ihm das sehr wenig verblümt gesagt und ihn damit zur Erwiderung gereizt. In der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" veröffentlichte Kienzl vor ungefähr einem Jahre einen „offenen Brief", in welchem er die Vorwürfe eines Musikkritikers, anläßlich der Aufführung des „Evangelimanns" in Wien seine poetische Bezugsquelle auf dem Theaterzettel verheimlicht zu haben, zu widerlegen versuchte. In Wirklichkeit aber ist dieser Brief weit mehr als die zornige Zurückweisung einer einzelnen Beschuldigung, er kehrt sich gegen die gesammte musikalische Tageskritik; er eifert und geifert aus Leibeskräften gegen diese verhaßte Körperschaft. Von jeher ist Kienzl ein offener Feind der Tageskritik gewesen, bei einem dramatischen Componisten keine ganz vernünftige Leidenschaft. In seinen 1886 erschienenen „Miscellen" arbeitet er mit rednerischem Gift und Dolch gegen das schreibende Gezücht. Es war damals seine „Urwasi"-Zeit und die Kritik wollte an diesem Wechselbalg kein Gefallen finden. Kienzl forderte für die Kritiker strenge Controle, öffentliche Prüfung und gerichtliche Beeidigung, was Eduard Hanslick bei dem Erscheinen des Evangelimann in Wien zu der geistreichen Bemerkung veranlaßte, daß die Betreffenden den Eid wohl „nicht auf das Evangelium, sondern auf den Evangelimann" ablegen müßten. Ob Kienzl, nachdem sein Hauptwerk erfolgreich über die Bühnen gegangen, der schreibenden Ritterschaft noch immer so abhold ist, wissen wir nicht. So groß die Bitterkeit gedruckten Tadels ist, die Süßigkeit gedruckten Lobes ist doch noch größer. Wer weiß, ob Wilhelm Kienzl nicht die liebt, so ihn loben, und nur die haßt, so ihn nicht loben? Es lebt etwas in ihm von dem grandiosen Ichgefühl Richard Wagner's, sonst könnte er nicht glauben, daß sich die Kritik bloß mit der Person befasse und ihr die Sache gleichgiltig sei. Es mag Leute geben, Vagabunden der Feder, die ihr Vergnügen an der Besudelung der Person haben, aber die Kritik als Ganzes, in ihrer ästhetischen Bedeutung hat mit dem Individuum nicht viel zu schaffen. Der Kritiker ist vor Allem der Vertheidiger seiner Ueberzeugung, es ist ein größeres Verbrechen sie wissentlich zu fälschen, als einem Componisten eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Auch Kritik ist zuweilen ein Gottesurtheil, und wer ihre Berechtigung laut ableugnet, sehnt sich heimlich nach ihrem Schutz.

Wir verargen Wilhelm Kienzl sein Wohlgefallen an der Fehde mit der Feder nicht. Sie ist seine stählerne Zunge, mit der er zuweilen Ungereimtes spricht, die aber vielleicht einmal die Wahrheit verkündet. Dann mag er auch selbst zur Einsicht kommen, daß seine musikalische Entwickelung (nicht seine Componistencarrière) zu Ende ist und selbst ein neues Werk keinen neuen Mann zeigen wird. In seiner erst halbvollendeten tragikomischen Oper „Don Quixote" wird uns manche technische Bereicherung erfreuen, manches scenische Wunder entzücken, aber wir werden doch nur wiederholen, was wir schon oft über Kienzl ausgesprochen: Ein Finder — ja! Ein Erfinder — nein!

Zur Quellenfrage des Shakespeare'schen „Sturm".

Von Wilhelm Bolin.

Von Edmund Dorer, dem hochbegabten Lyriker, dessen Name 1881 durch den ihm zuerkannten Preis für das in der „Gegenwart" abgedruckte Festgedicht zu Ehren Calderon's allgemeiner bekannt geworden, erhielt ich seiner Zeit das Referat einer altspanischen Novelle, die auffallende Aehnlichkeit mit der Fabel zu Shakespeare's letzter Dichtung zeigt. Nähere Angaben, wie und wo er die betreffende Erzählung aufgefunden und ob irgend welche Spuren einer Uebertragung derselben auf außerspanisches Gebiet vorhanden, hat mein frühverstorbener Freund mir nicht zugehen lassen: sein Grab schloß sich über unsern Briefwechsel. Ich halte sein Referat, das ich hier wörtlich folgen lasse, für überaus werthvoll und möchte dadurch Fachleute zu weiteren Nachforschungen veranlassen, die vielleicht Aufschluß über die wirkliche Quelle zum „Sturm" bringen könnten.

Geschichte vom Könige Dardanus.

Dardanus, der König von Bulgarien, wurde von Nicephorus, dem Kaiser von Griechenland, wider alles Recht und gewaltsam seines Reiches beraubt. König Dardanus hätte den Kaiser leicht überwinden können, wenn er von seiner übernatürlichen Wissenschaft hätte Gebrauch machen wollen; doch hatte er das Gelübde gethan, sich seiner Kunst nie zum Nachtheil der Nebenmenschen oder gar zu bösen Zwecken zu bedienen, denn er war von Natur gerecht und friedfertig. Als jeder Widerstand vergeblich war, entfloh daher Dardanus mit seiner Tochter Seraphina, der rechtmäßigen Erbin seiner Krone, aus dem Lande.

Sie gelangten nach vielen Mühen an das Meergestade, wo sie ein schlechtes Schiff fanden. Auf diesem fuhren der König und seine Tochter in die hohe See hinaus. Dort berührte und theilte der Zauberer mit seinem magischen Stabe die Meerfluth, und in der Tiefe erbaute er sich einen herrlichen Palast. Dardanus und Seraphina bewohnten lange Zeit den Wunderbau in friedlicher Zurückgezogenheit. Als aber der Vater fand, daß es Zeit sei, die Tochter zu vermählen, entführte er, als Schiffer verkleidet, den Sohn des Kaisers Nicephorus, den jungen Valentinian, und ruderte mit ihm in die Nähe des Meeresschlosses. Die Wogen theilten sich und Valentinian sank in die Meerestiefe, wo er mit Erstaunen den Zauberpalast erblickte, in dessen Hallen er eintrat.

Während seines Aufenthaltes im Schlosse verliebt er sich in die schöne Seraphina, deren Hand er von dem Zauberer Dardanus erhält; zugleich enthüllt dieser dem Sohne seines Feindes, wer er sei und wie er von Nicephorus der Herrschaft über Bulgarien beraubt worden. Derweil ist der Kaiser gestorben und so kehrt Dardanus nach seinem Königreich zurück, wo er freudig als rechtmäßiger Herrscher begrüßt wird. Da er aber des Welttreibens müde ist, übergiebt er Krone und Land seiner Tochter und seinem Eidam und zieht sich in die ihm liebgewordene Einsamkeit zurück. — —

So weit Dorer. Ich wiederhole: es liegt hier nur ein Referat vor. Die Grundzüge der Erzählung weisen aber so unverkennbar auf die Haupthandlung der Shakespeare'schen Dichtung hin, daß eine nähere Kenntnißnahme des altspanischen Originals sich wohl als lohnend empfehlen dürfte. Jedenfalls steht die Shakespearekunde betreffs der Quelle zu diesem Schauspiel heute noch auf dem Punkte völliger Unwissenheit darüber, wobei Muthmaßungen den freiesten Spielraum haben. Noch in dem grandiosen Shakespeare-Buch von Georg Brandes (München, Langen), auf welches die vorliegende Wochenschrift vor etlichen Monaten rühmend hingewiesen, lesen wir: „Eigentliche Quellen für den ‚Sturm' kennt man nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß Shakespeare

Digitized by Google

für sein Drama irgend eine literarische Grundlage gehabt." Möge die obige Mittheilung dazu beitragen, der Lösung dieser interessanten Frage näher zu kommen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Weihnachten.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Tief im Walde stand die hoch und schlank gewachsene Espe. Ihre Schwestern ziehen in der Regel Ackerfelder vor, aber diese war von Fichten und Föhren umdrängt und stand nun als vereinzelter Laubriese da. Vielleicht war darum gerade ihr Wuchs so schlank und majestätisch. Aber eines Tages hörte man lautes Knirschen von Wagenrädern auf dem gefrorenen Erdboden, und die Säge schnitt hart in das Herz der Espe, sie schwankte hin und her, und stürzte mit vielem Lärm zu Boden, alle die kleinen Pflanzen um sich her zermalmend. Durch Sümpfe, über den Landweg, durch Straßen mit breiten Bürgersteigen ging der Weg der Espe. Draußen aber in der Zündhölzchenfabrik schnitten viele Maschinen in ihren schlanken weißen Stamm, und eine Woche, nachdem sie noch stolz im Walde geprangt hatte, war sie in Millionen kleiner Hölzchen zertheilt. Aber Abends, als die Fabrik geschlossen und nur noch der schlürfende Schritt des Nachtwächters zu vernehmen war, da rührte und bewegte es sich in den Hölzchen, und sie fragten einander, wie es ihnen wohl in der großen weiten Welt ergehen würde.

Des anderen Tages, als ich durch die Fabrik ging und eine Hand voll Hölzchen durch meine Hand gleiten ließ, tauchten in mir auch ähnliche Gedanken auf, und ich dachte so lange darüber nach, bis ich endlich einschlief. Und im Traum schien es mir, als ob diese Hölzchen gerade dazu berufen seien, zu Weihnachten in den Dienst der Menschheit zu treten, und als dürfe ich sie begleiten hinaus auf ihre Wanderung und Alles hören und sehen.

— — — Jetzt kommt's! dachte das erste Hölzchen, als eine zitternde alte Hand die Schachtel öffnete und unter den 150 Genossen gerade dieses herausgriff. Ritsch, sprühte es stolz, denn es wußte wohl, daß man sich seiner auch bei Hofe bediente. Und wer weiß! . . . Aber seine Bestimmung war, nur ein armseliges Talglichtchen in einer halb zerfallenen Hütte draußen auf der Haide anzuzünden. Doch auch hier hatte man die kleine Wohnung nach bestem Vermögen ausgeputzt. Das wenige Blechgeschirr war blank gescheuert, Grün war auf die Dielen gestreut, der Tisch schön sauber gedeckt, und ruhig und still gingen die beiden Alten hin und her und machten ihre Vorbereitungen für den Weihnachtsabend. Was hätten sie auch sprechen sollen? Siebenundvierzig Jahre draußen auf der Haide, dazu der Kampf des Lebens, das erweckte wenig Lust, sich in Gefühlsäußerungen zu ergehen, namentlich, wenn man schon über siebzig Jahre alt ist. Als der Vater gegessen und den Löffel an dem Rockärmel abgestrichen hatte, sagte er: „Wo mag unser Mädchen jetzt sein?" Die Frau blickte auf. Sie hatte doch auch den ganzen Abend nur den einen Gedanken gehabt. Sie sagte nichts und seufzte nur tief, denn weder die Noth, noch die Einsamkeit der Haide vermochten die Mutterliebe zu ersticken.

„Mutter, bring' mir das Bild!" Aus der Lade wurde das Gesangbuch herausgenommen. Zwischen den Blättern lag abgegriffen eine Photographie. Es war ein blühendes Mädchengesicht mit welligem Haar und Stumpfnäschen. „Damals muß es ihr recht gut ergangen sein, denn sie hat doch einen Hut, einen Sonnenschirm und Handschuhe an den Händen", meinte der Vater.

„Gebe Gott, daß es ihr jetzt auch so ergehen möge, aber es ist doch merkwürdig, daß wir so lange ohne Nachricht von ihr geblieben sind."

So verging der heilige Abend in der Hütte draußen auf der Haide. Kein weiteres Wort wurde gewechselt. Aber noch lange, nachdem die Lichter verlöscht waren, blickten vier trübe Augen hinaus, und die vergessenen alten Leute sehnten sich nach einem Worte von ihrem einzigen Kinde.

— — — „Verhalte Dich ruhig, mein Schatz, sonst fällt meine ganze Bescheerung an den Boden! Laß nur . . . Wo in aller Welt sind die Zündhölzchen! — na, endlich!"

Das zweite Hölzchen kam an die Reihe. Es entzündete das Licht in einer Junggesellenwohnung. Die Serviette lag auf dem Spieltische, daneben Punsch, Portwein, Aufschnitt, Käse, Confect, eingemachte Früchte und eine Flasche Cliquot.

„Was bist Du doch für ein prächtiger Kerl, auch den Hummer hast Du nicht vergessen!"

Und das Mädchen aus der Haide draußen warf sich in den Schaukelstuhl, ergriff die Gabel und begann zu essen. Ihr Freund hatte unterdessen die Hängelampe angezündet und unwillkürlich überfiel ihn ein Ekel. Er dachte an frühere Zeiten im Elternhaus unter dem Tannenbaum und den schönen Choral auf dem Clavier . . .

„So schäme Dich doch, Strömbom, so sentimental zu thun! Was sollte ich allein anfangen, wo doch alle Leute unserer Bekanntschaft zu ihren Angehörigen sind? Der Mensch ist doch ein Gesellschaftsthier!"

„Setze Dich auf's Sopha, Lina. Du bist heute die Hauptperson. Na, wünscht mein Schatz ein ganz kleines Schnäpschen zum Anfang?" Doch die Kleine ist fein geworden bei ihrem zweijährigen Aufenthalt in Stockholm, sie rümpft die Nase bei dem Gedanken an den Liqueur und reicht ihm das Champagnerglas hin:

„Nein, ich danke, nimm doch lieber gleich das große Glas, Dicker!"

. . . Ritsch, mein drittes Hölzchen! Das arme Hölzchen wurde verlegen, weil es gar so wenig Effect machte. Der elegante Salon war schon vorher blendend erleuchtet gewesen. Das Hölzchen diente nur dazu, das letzte Licht an dem großen glitzernden Baume zu erleuchten. Es war, seitdem die Espe gefällt worden, das erste Mal, daß das Hölzchen einen Bekannten aus dem Walde traf. Aber es war keine lange Erneuerung der Bekanntschaft, denn das Hölzchen starb gleich, nachdem es das Licht angezündet hatte, und die Tanne verdorrte Zoll für Zoll, wie es ja auch mitunter bei den Menschen vorkommt.

Die Kinder jubeln und tanzen um den Weihnachtsbaum, auch Papa und Mama, beide noch jung, sind im Vollgenuß des Glückes, das Leben war bis jetzt für sie immer sonnig, kein großer Schmerz hat sie betroffen. Darum können sie auch gar nicht fassen, warum die Gouvernante so traurig am Clavier lehnt, sie, die alle Ursache hätte, glücklich zu sein, nachdem sie doch einen Pelzmantel und ein Granatarmband zum Geschenk erhalten hat!

„Aber Fräulein, seien Sie doch ein wenig fröhlich. Sie nehmen uns und den Kindern wirklich die ganze Freude, wenn Sie so vor sich hinstarren, wie König Hamlet, als er den Schatten seines großen Vaters sah", sagte in scherzendem Ton ihr Herr, der Baron.

Das Fräulein wendet sich zur Seite, fährt mit dem Taschentuch ein paar Mal über das Gesicht, dann ergreift sie die Kinder und springt mit ihnen durch das ganze Haus, während die Thränen unaufhaltsam über das Gesicht rinnen. Das arme Fräulein! Vergangenes Jahr schmückte sie den Baum daheim. Aber dies Jahr hat ihr den Vater und die Heimath geraubt, und nun weilten ihre traurigen Gedanken bei der Mutter in dem Gebirgsstübchen und bei den Schwestern, die jetzt alle in der Fremde waren.

Aber Du mußt Dich beherrschen, Kind, drum munter und fröhlich, denn für einen Pelzmantel und ein Granatarmband muß man am Weihnachtsabend ein fröhliches Gesicht zeigen!

— — — Acht lange Jahre hatten sie sich geliebt, aber erst jetzt zu Weihnachten hatten sie sich ein Heim gründen können. Wie lieb war ihnen doch jeder, auch der kleinste Gegenstand in ihrem neuen Heim! Sogar die erste Zündholzschachtel wurde als ein Heiligthum betrachtet. Und hier lag das vierte Hölzchen. Auch dieses mußte für den Weihnachtsbaum sein Leben lassen. Ein zierliches Händchen zog es schnell aus der Schachtel, aber es gelang schwer, es anzustreichen, denn ein großer Herr stand dabei und hielt von hinten das Händchen fest.

„Georg, bitte, laß doch! Siehst Du, ich zünde gleich vier Zweige mit einem Hölzchen an."

„Das ist recht, mein Weibchen, aber weißt Du auch noch, was Dein lieber Onkel uns am Hochzeitstage sagte?"

„Nein."

„Wenn Ihr von Georg's kleinem Gehalt leben wollt, so müßt Ihr schon bei den Zündhölzchen mit Sparen anfangen."

Und sie lachten, liebten sich und waren unaussprechlich selig.

— — — Mein fünftes, sechstes, siebentes und achtes Hölzchen zündete nicht, sondern verlöschte immer wieder. Ja, ja, sogar die Zündhölzchen sind heut' zu Tage schlechter geworden, immer der vierte Theil verliert beim Anzünden den Kopf. Aber geht's denn den Menschen nicht ebenso?

„Es wär' wohl endlich an der Zeit,
Den Ausgang zu bedenken!"

So johlte und stolperte es die Treppe hinauf in einem alten Haus. Es war eine unsichere Hand, die mit dem neunten Hölzchen Licht machen wollte. Als es gelungen war, sah man ein erhitztes Gesicht mit einer Studentenmütze. Der Kopf war glühend heiß, augenscheinlich hatte der Jünger der Wissenschaften dem Becher zu heftig zugesprochen.

„Das war doch ein famoses Fest! Was hätte ich auch jetzt zu Hause thun sollen! Es kommt ja der Som . . mer . . . da ist dann . . die Alte . . wieder gesund . . . sie war ja jetzt so wie so nicht . . . recht wohl . . . dann bin ich Candidat . . . und dann wollen wir zusammen . . . Nanu? ein Telegramm? ja was . . . soll . . . denn das? Von Ellen! ‚Mutter . . . entschlafen . . . . segnete Dich noch . . . Komm sofort!'"

Gleich war er nüchtern. Leichenblaß wankte er zum Sopha und saß stundenlang schweigend da. Doch der Morgen fand ihn in Thränen.

So ist es gut! Wenn Du Deine ungezügelte Leidenschaft in Thränen ertränkt hast, dann werde ein Mann mit festem Willen und Charakter, und wenn Du dann ein besseres Leben anfängst, dann wird ein verklärtes Augenpaar Dir von oben Verzeihung zulächeln!

— — — Jung und schön war sie, wie ein Sommermorgen. Und wie hastig! Sieben Hölzchen waren schon verlöscht, und erst beim

Digitized by Google

elften gelang es ihr, das kleine Wachslicht anzuzünden. Galt es doch, das Weihnachtsgeschenk für ihn zuzusiegeln! Die Liebe müßte schon aus den Nähten und Wärme aus dem Stoffe strahlen! Wie viele Wochen hatte die junge Braut daran gearbeitet, und wie viele Hoffnungen hatte jeder Stich in ihr erweckt!

Hübsches kleines Kissen! Welches wird Dein Schicksal sein? Wirst Du einst in der Sophaecke liegen, und wird dann diejenige, die Dich mit so viel Liebe gearbeitet hat, harte Worte hören müssen, welche Zornesröthe auf die vielleicht durch Kummer und Gram verblühten Wangen hervorrufen werden? Wirst Du ihn, den Du liebst, gereizt und bitter reden hören? Ach nein, so wird es nie kommen! Du wirst nur immer Worte der Liebe hören, wenn auch die Wangen verblühen und die Haare bleichen! . . .

Ja, ja so wird es kommen, hübsches Brautgeschenk!

Aus der Hauptstadt.

Die Einigkeit im Ministerium.

Erste Scene.

Freiherr v. Marschall: Was wollen Sie denn — warum kommen Sie durch die Hinterthüre?

Gingold-Stärk (schlicht): Ich bin vorn soeben hinausgeworfen worden.

Freiherr v. Marschall: So, so. Das beruhigt mich. (leise) Sagen Sie, ist Ihnen vielleicht einer meiner Collegen begegnet? Und hat er etwas im Gewande getragen?

Gingold-Stärk (beruhigend): Wir befinden uns in der Weihnachtszeit. Da trägt Jeder Etwas im Gewande. Es braucht ja nicht immer gleich ein Dolch zu sein.

Freiherr v. Marschall: Sie machen einen ungemein glaubwürdigen Eindruck. (für sich) Zweifellos ein Vigilant. (schrickt heftig zusammen.) Es war mir doch, als hörte ich einen Revolver knacken . . . Sollte Miquel im Vorzimmer lauern? Dem Landvogt Goßler trau' ich auch schon lange nicht mehr über den Weg —

Gingold-Stärk: Was mich anbelangt, so wollte ich mich im Auftrage meines Blattes danach erkundigen, ob die Einigkeit im Ministerium (hustet).

Freiherr v. Marschall: Aber selbstverständlich, lieber Mann! Wie könnten wir sonst solch eine starke Regierung haben! (für sich) Ich möchte es auf meinen Dienstеid nehmen, der Kerl trägt einen falschen Backenbart! Er ist natürlich von diesem Recke abgesandt. (laut) Fragen Sie nur ruhig weiter. Ihrem angesehenen Blatte geb' ich gern jede gewünschte Auskunft.

Gingold-Stärk: Man spricht von Reibungen zwischen Ihnen und dem Polizeiminister.

Freiherr v. Marschall: Reibungen . . . Reibungen . . . Nun ja. Sie wissen doch, wir haben Beide zusammen studirt. Und natürlich pflegen wir noch jetzt, in froher Erinnerung an die Vergangenheit, dann und wann brüderlich einen Salamander zu reiben. Ein bißchen burschicos, was, aber es kommt vom Herzen. So etwas geziemt sich für zwei Minister, die einander so innig nahestehen wie wir Beide. (für sich) Komisch, daß Keiner kommt! Wahrscheinlich schmieden sie schon wieder ein Complott gegen mich.

Gingold-Stärk: Und die auswärtige Politik der Regierung? (niest.)

Freiherr v. Marschall: Sie sind stark erkältet. Ueber die auswärtige Politik möcht' ich mit Ihnen nur in Gegenwart des Fürsten Reichskanzler reden. Wir Beide sind nämlich so eng mit einander liirt, der gute, liebe Fürst und ich — keiner fängt ohne den Andern etwas an. Sogar im Reichstage langweilen wir uns immer gegenseitig. (für sich) Von welcher Abtheilung er nur sein mag?

Gingold-Stärk (niest heftig): So darf ich also wiederkommen?

Freiherr v. Marschall: Gewiß. Und wir gehen dann Beide zusammen zum Fürsten Reichskanzler. Uebrigens, wenn Sie erkältet sind — bedienen Sie sich ungenirt des Spucknapfes dort —

Gingold-Stärk (mißversteht den Wink und bewährt sich als Feinschmecker. Man hört in den nächsten fünf Minuten nur vergnügtes Zungenschnalzen).

Freiherr v. Marschall: (athmet erleichtert auf): Aha, nun weiß ich — Sie sind ein entschieden freisinniger, unabhängiger, oppositioneller und demokratischer Journalist. Seien Sie mir doppelt willkommen, und verzeihen Sie mir meinen schwarzen Verdacht — auf Wiedersehen nachher, mein Bester! (Gingold-Stärk links ab. Marschall fährt auf) Da ging eben die Gartenthüre — und Lucanus benutzt doch sonst immer den Aufgang für Herrschaften!

Zweite Scene.

Freiherr v. d. Recke: Gott zum Gruß, geliebter Freund! Und meine herzlichsten Glückwünsche! Der Ausgang Ihres Processes —

Freiherr v. Marschall: Wem anders als Ihnen verdank' ich diese glückliche Wendung! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich meine Gefühle für Sie äußern soll! Aber da erkennt man wieder deutlich: Eintracht hält Macht!

Freiherr v. d. Recke (sanft): Steht nicht schon in der Bibel geschrieben: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen? — Ein wenig angegriffen hat Sie der Proceß aber doch. Sie sind auffallend blaß, Bruder Marschall. Sie werden sich schonen, von den Geschäften zurückziehen müssen —

Freiherr v. Marschall (zieht ein Papier hervor): Ich wußte, daß Sie sich deßhalb Sorgen machen würden. Und um Ihnen eine rechte Weihnachtsfreude zu bereiten, habe ich mir hier von drei Aerzten meine kernige Gesundheit attestiren lassen.

Freiherr v. d. Recke (erwidert kein Wort).

Freiherr v. Marschall: Im Uebrigen würde ja bei der stadtbekannten Einigkeit und Geschlossenheit des Ministeriums in allen Fragen selbst vorübergehendes Unwohlsein eines Cabinetsmitgliedes nichts zu bedeuten haben.

Freiherr v. d. Recke: Ja, wenn Alle so dächten wir wir Beide, theuerster College! Indessen —

Freiherr v. Marschall: Sie spielen auf Hammerstein an?

Freiherr v. d. Recke: Auf den auch. In erster Linie freilich mein' ich Thielen.

Freiherr v. Marschall: Ja, in der That, das sind die beiden Störenfriede. Wenn ich ganz offen sein darf, so muß ich gestehen — diese beiden Herren gefährden den inneren Frieden unseres sonst so einträchtigen und geschlossen vorgehenden Ministeriums in einer Weise, die —

Freiherr v. d. Recke (erregt): Die, rund herausgesagt, unerträglich ist!

Freiherr v. Marschall (zornig): Die auch den ruhigsten Menschen erbittert und zum Wahnsinn treibt!

Freiherr v. d. Recke (wüthend): Sehr richtig! Sehr richtig! Aber das geht nicht mehr so weiter! Keine Stunde mehr!

Freiherr v. Marschall (stampft schreiend mit dem Fuße auf): Das muß noch heute geändert werden! Dabei soll der Satan Eintracht halten!

Dritte Scene.

Freiherr von Hammerstein-Loxten: Ah — die werthen Freunde schon eifrig zusammen im vertrauten politischen Gespräche! Castor und Pollux! Und immer fleißig! Sisyphus und Tantalus!

Thielen: Des Himmels Segen auf die Herren Collegen! Wir stören doch nicht?

Freiherr v. Marschall: Wo denken Sie hin!

Freiherr v. Hammerstein: Wie vortrefflich Sie aussehen! Wie heiter!

Freiherr v. Marschall: Und nun Sie erst!

Thielen: Wir lachen noch über einen guten Witz, den wir vor fünf Minuten hörten. Hahaha!

Freiherr v. Marschall: Darf man an Ihrer Freude nicht theilnehmen?

Freiherr v. Hammerstein: Aber gewiß! Es wird Sie persönlich sogar lebhaft interessiren! Die Scherzfrage ist die: Wissen Sie den Unterschied zwischen Ihnen und Bismarck?

Thielen: Der gute Marschall kommt doch nicht darauf. Bismarck hat enthüllt, und Sie haben sich die Blößen gegeben!

Alle (lachen): Vortrefflich! Kostbar!

Freiherr v. Marschall (für sich): Menschen! Menschen! Feige, heuchlerische Krokodillenbrut! Wahrhaftig, außer Hohenlohe hab' ich keinen Freund unter ihnen. Wenn der nicht wäre, würd' ich auf der Stelle mein Ränzel schnüren. (laut) Der famose Witz ist gewiß von unserem lieben Miquel?

Thielen: Hm, hm . . . Dem traue ich nun eigentlich so etwas nicht zu.

Freiherr v. Hammerstein: Sie meinen, daß er dafür denn doch nicht Geist genug hat?

Freiherr v. d. Recke: Allerhand Achtung vor ihm! Aber wenn ich nicht an die so nöthige Eintracht im Ministerium dächte —

Freiherr v. Marschall: Es fragt sich, ob gerade Herr Miquel derlei Rücksichten verdient.

Thielen: Wenn man sieht, wie er Unsereinem die nothwendigsten Gelder verweigert, so daß man unpopulär wird —

Freiherr v. Hammerstein: Die Agrarier ahnen gar nicht, wie gern ich mit ihnen Frieden schlösse, aber Miquel's Geiz lähmt meine aufopfernde Thätigkeit.

Freiherr v. d. Recke: Ich kann mir nicht helfen, es muß heraus — Miquel ist eine ständige Gefahr für die Eintracht im Ministerium, die wir doch alle so herzlich wünschen.

Thielen: Wenn er nicht bald geht, gerathen wir uns am Ende noch in die Haare.

Digitized by Google

Freiherr v. Hammerstein: Trägt er nicht Schuld an jeder Mißhelligkeit? Eliminiren wir zum Heile des Vaterlandes diesen tückischen Störenfried, ehe es zu spät ist! In Sachen der Eintracht hört die Gemüthlichkeit auf.

Thielen: Wenn er noch adlig wäre, ließe ich mir seine Uebergriffe vielleicht gefallen — aber er ist doch auch nur ein gewöhnlicher Bürgerlicher wie ich!

Freiherr v. d. Recke: Die politische Polizei wäre viel besser beschlagen, wenn er nicht immer mit dem Gelde so erbärmlich geknausert hätte. Doch ich durchschaue den Finsterling.

Freiherr v. Marschall (gespannt): Sie meinen ...? (für sich) O, mein Hohenlohe! Unter Larven die einzige fühlende Brust!

Vierte Scene.

Miquel: Wie schaut's, wie schaut's, liebe Freunde und Nachbarn? Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen als Zeichen meiner Zuneigung gleich ein kleines, aber köstliches Weihnachtsgeschenk überreiche — die neuesten Gedichte unseres verehrten Wiener Hof- und Tausch-Decorateurs Phili Eulenburg! Sie heißen, necktisch genug, „Lose Gedanken".

Freiherr v. Marschall: Gedankenlose?

Miquel: Und Ihnen, guter Thielen, dem ich der Eintracht unseres Ministeriums wegen im Laufe des Jahres manche kleine Bitte abschlagen mußte, Ihnen möchte ich heute eine besondere Weihnachtsfreude machen. Wünschen Sie sich etwas, was es auch sei — es soll auf der Stelle erfüllt werden. Nur Geld darf es nicht kosten.

Thielen: Aber, aber — Sie ersticken mich ja in Güte! So habgierig bin ich nicht. Wenn Sie mir jedoch wirklich eine große Wohlthat erweisen wollen ... Sie wissen, wie gespannt ich auf Ihre Memoiren, auf die Denkwürdigkeiten eines so illustren Mannes bin! Vermachen Sie sie mir testamentarisch und tragen Sie, bitte, Sorge, daß ich recht bald in ihren Besitz gelange!

Miquel: Ich kann es in Worten nicht ausdrücken, wie gern ich in Ihrer Mitte weile und geistvoll mit Ihnen plaudere. Nur schade, daß uns heute Fürst Hohenlohe fehlt!

Freiherr v. d. Recke: In der That — die Eintracht des Ministeriums, an der Niemand zu rütteln wagt, wird dadurch nicht gestärkt, daß der Premier sich fast ostentativ von uns fern hält.

Freiherr v. Hammerstein: Es widerstand mir bisher, die Bemerkung zu machen — wenn sich indeß Fürst Hohenlohe bereits zu alt fühlt, hindert ihn nichts, ein Amt zurückzulegen, dessen er ohnehin nicht zu warten vermag. Jüngere Kräfte, die tausend Mal mehr für die Einigkeit im Ministerium thun könnten als er, sind in überreicher Zahl vorhanden. Ich denke dabei nicht einmal an mich.

Thielen: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Jedenfalls kann ich den Herren Collegen nur darin beistimmen, daß Fürst Hohenlohe gegenwärtig geradezu eine Gefahr für das Ministerium bedeutet.

Freiherr v. Marschall: Ich verbiete Ihnen, in diesem Tone zu sprechen! Mein hoher Vorgesetzter, der Fürst Reichskanzler, mit dem ich immer ein Herz und eine Seele bin, dieser Einzige, der mich wahrhaft und ehrlich liebt, der in schlimmer Stunde stets wie ein Vater an meiner Seite steht, der hinter meinem Rücken so wohlwollend und gütig von mir redet wie in den herrlichen Minuten, da ich in sein treues Angesicht schauen darf —

Fünfte Scene.

Ein Rath (zu Marschall): Ew. Excellenz werden vom Herrn Reichskanzler ersucht, auf der Stelle zu ihm zu kommen! Es betrifft eine sehr wichtige Angelegenheit —

Freiherr v. Marschall (triumphirend): Sofort! Sehen Sie, meine Herren, wie der Fürst Reichskanzler mich vorzieht! Und mit einem solchen Manne soll man nicht in schönster Eintracht leben können? Auf Wiedersehen!

Freiherr v. d. Recke: Sie wollen allein zu ihm? Es ist ein weiter und gefährlicher Weg durch den Corridor — nehmen Sie lieber einen tüchtigen Geheim-Polizisten mit!

Freiherr v. Marschall: Nicht nöthig! Ich habe ja ohnehin immer ein paar freisinnige Journalisten bei mir. (Rechts ab. Im Vorzimmer erwartet ihn Gingold-Stärk.) Aber Mensch, wie kommen Sie denn nur hierher — Sie entfernten sich doch vorhin nach der linken Seite.

Gingold-Stärk: Ich kam von der Königgrätzerstraße wieder hinein, nachdem mich Ihr Portier auf die Wilhelmstraße geworfen hatte. Uebrigens hörte ich, daß Sie zum Reichskanzler wollen. Da können wir drei ja gleich die auswärtige Politik besprechen, so daß sie für's Abendblatt rechtzeitig kommt.

Verwandlung.

Vorgemach der Reichskanzlei.

Sechste Scene.

Freiherr v. Marschall: Wie ist der Fürst heute gelaunt?

Der Legationsrath: Merkwürdig schlecht. Er sitzt im verdunkelten Zimmer, wie stets, wenn er mißgestimmt ist. Sie springen mit den Amerikanern viel zu gelind um, hat er gesagt. In nationalen Fragen müsse sein Staatssecretär felsenfest sein, sagte er, sonst gehe die Einigkeit im Ministerium verloren. Solche Geschichten wie der Tausch-Proceß seien schon schlimm genug, nun müsse wenigstens nach außen aufgepaßt werden.

Der Vortragende Geheime Rath: Der Herr Reichskanzler bemerkte mir gegenüber, daß jetzt seine Geduld erschöpft wäre. Er würde Ihnen eine diplomatische Lection ertheilen — —

Freiherr v. Marschall (lachend): Ich erkenne meinen guten Hohenlohe ja gar nicht wieder!

Diener: Der Fürst Reichskanzler bittet den Herrn Staatssecretär, näher zu treten. Der Fürst Reichskanzler erwartet Ew. Excellenz bereits ungeduldig.

Freiherr v. Marschall: Da hören Sie ja selber! (Zu Gingold-Stärk.) Ich werde Sie vielleicht nachher zu uns rufen lassen, junger Freund! Warten Sie hier so lange. (Gingold-Stärk wartet nicht, sondern schlüpft mit journalistischer Flinkheit voran in das Zimmer des Reichskanzlers. Pause, während der Freiherr von Marschall noch im Vorgemache steht und rasch sein üppiges Haar ordnet. Gleich darauf hört man zweimal einen kraftvollen Knall und sieht zwei Secunden später Gingold-Stärk mit hochrothem Gesichte das Zimmer des Reichskanzlers wieder eilfertig verlassen.)

Freiherr v. Marschall: Was war denn das?

Gingold-Stärk (reibt sich die Backen): Ich begreif' es nicht. Kaum war ich eingetreten, als mir in der Finsterniß Jemand zwei derbe Ohrfeigen in's Antlitz haut, mit den authentischen Worten: So, mein Jungchen — wenn noch einmal Fehler gemacht werden, giebt's die doppelte Portion!

Freiherr v. Marschall (sieht ihn starr an).

Gingold-Stärk: Na, das gehört schließlich zu meinem Berufe. (Zum Vortragenden Geheimen Rathe.) Und sagen Sie doch, alter Herr — wie steht's eigentlich mit der Einigkeit im Ministerium?

Der Vortragende Geheime Rath: Einigkeit macht stark. Fürst Hohenlohe ist aber in den letzten vier Wochen ganz beträchtlich abgemagert.

Timon d. J.

Notizen.

„Graf Jarl" von Hermann Heiberg. (Leipzig, Gustav Fock.) Heiberg ist seit längerer Zeit bei der Kritik in Ungnade. Sie wirft ihm vor, daß er die Erwartungen, die sich an den „Apotheker Heinrich" knüpften, nicht erfüllt habe, seinen realistischen Anfängen untreu geworden sei und sein Talent in Schleuderarbeit für Familienblätter ruinire. Wir haben hier die „Plaudereien der Herzogin von Seeland", die Heiberg's Namen bekannt machten, nie als ein Meisterwerk gefeiert — dazu waren sie für unseren Geschmack zu schlecht geschrieben — und überhaupt den Verfasser nie für das große Talent ausgegeben, das vor 15 Jahren die gesammte Kritik aus ihm machen wollte. Dies giebt uns jetzt um so mehr ein Recht, ihn gegen die Vorwürfe seiner ehemaligen Bewunderer in Schutz zu nehmen, denn wie damals so sind sie auch jetzt wieder im Unrecht. Heiberg hat wenigstens in seinen 14 Romanen und zahllosen Novellen eine überraschende Phantasie bekundet, dann aber auch Beobachtungsgabe, Darstellungskraft und künstlerische Ehrlichkeit, so daß er mit den landläufigen Familienblattromanfabrikanten unter keinen Umständen in einen Topf geworfen werden darf. Auch sein neuester Roman gehört zu den besten Erzeugnissen im Unterhaltungsgenre. In dieser Geschichte des Spielers, der von einem Falschspieler ausgeplündert wird, an ihn sein Rittergut verliert und es in extremis von dem Lumpen wieder zurückerhält — zeigt Heiberg sein großes Geschick, einen viel behandelten Stoff neu, interessant und bedeutend zu machen. Besonders der leichtsinnige, dann ehrlich als Musiklehrer frohndende Titelheld ist ein vollendetes Charakterbild und verräth eine psychologische Kunst, die weder dem „Apotheker Heinrich" noch irgend einem früheren Werk in solchem Maaße eignete. Ausnehmend ist dem Verfasser das aristokratische Milieu gelungen; es weht da ein Hauch des Vornehmen und Eleganten, der an Bulwer's in dieser Beziehung noch immer unerreichten „Pelham" gemahnt. Alles in Allem eine gesunde und erfreuliche Lectüre, tausend Mal besser als das übliche Leihbibliothekfutter.

Im dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig sind zwei bedeutsame Marine-Werke erschienen, die unsere Handels- und Kriegsflotte, unser gesammtes Seewesen schildern, erklären und populariſiren wollen. Wir erfreuen uns ja seit einem Vierteljahrhundert zur See wie zu Lande der von unseren Vorfahren vergebens erstrebten Einheit, wir nennen eine Kriegsflotte unser, die ihre Flagge in allen Meeren zeigt, wir haben uns sogar zu der zweitbedeutendsten Seehandelsmacht der Erde aufgeschwungen, aber wie gering noch ist die Zahl derjenigen, in deren geistigen Besitz diese Errungenschaften übergegangen sind! Zum

Digitized by Google

Zwecke der Aufklärung und Popularisirung hat Grunow vor Jahresfrist das allbekannte Prachtwerk „Unsere Kriegsflotte“ veröffentlicht und läßt ihm nunmehr gewissermaßen eine Volksausgabe folgen, von dem nämlichen Verfasser aber in durchaus neuer und selbstständiger Form: „Deutschlands Seemacht sonst und jetzt“ von Capitänlieutenant Georg Wislicenus. In knapper, übersichtlicher Form wird hier die Vergangenheit, der gegenwärtige Stand und die Zukunft der deutschen Seemacht geschildert, sowie die wichtigsten Kämpfe fremder Völker um die Seeherrschaft. Im zweiten Abschnitt wird manch trauriges Bild deutscher Zerfahrenheit entrollt, aber doch auch an dem Beispiele der alten Hansa und der Kühnheit des Großen Kurfürsten gezeigt, daß im deutschen Volke nie Mangel an Seetüchtigkeit war. Erst unserem Jahrhundert blieb die Begründung der deutschen Seemacht vorbehalten; und daher kommt es, daß Deutschland unter den Großmächten die jüngste und, abgesehen von Oesterreich-Ungarn, die kleinste Kriegsflotte hat. Zuletzt wird der Schiffsbestand der deutschen Flotte in historischer Entwicklung geschildert, und getreue Bilder von Willy Stöwer erleichtern das Verständniß für die große Verschiedenartigkeit unserer Kriegsschiffe. Nicht weniger empfehlenswerth ist das anonyme Buch: „Die transatlantischen Schnelldampfer, die Gefahren der Seereise und die Rettungsmittel der Seeschiffe.“ Hier fehlen zwar die Illustrationen, dafür ist aber die Darstellung umfassender und im Einzelnen ausführlicher. Es mögen nur sehr wenige seemännische Dinge und Begriffe sein, die in diesem überaus praktischen Handbuch keine fachwissenschaftliche und leicht verständliche Erörterung gefunden haben. Der Stil ist bei aller Knappheit anschaulich und klar, die Darstellung frisch, der Geist patriotisch. Mitunter wird der Verfasser auch stark polemisch, z. B. in seiner Kritik über den Untergang der „Elbe“, das Londoner Gerichtsurtheil und das Deutsche Seeamt im Allgemeinen und die nautische Presse im Besonderen. Ueberall tritt uns ein genauer Kenner und scharfer Beurtheiler der einschlägigen Verhältnisse entgegen, der die Mißstände schonungslos aufdeckt, aber auch Verbesserungsvorschläge macht, die wohl zu beherzigen sind.

Ein durchaus origineller Gedanke liegt der schönen Anthologie von Karl Henckell: „Sonnenblumen“ (Leipzig und Zürich, Carl Henckell) zu Grunde. Eine geschmackvolle Mappe mit 24 einzelnen Blättern und jedes Blatt einem Dichter gewidmet, von älteren Keller, Meyer, Jordan, Vischer, Mörike, Sturm, Droste, Hebbel, Uhland, Saar, Hamerling, Freiligrath, Leuthold, Eichendorff, Fischer; von Ausländern Ibsen, Béranger, Byron, Petöfi; von jüngeren Dichtern: Liliencron, Schönaich, Mackay und Falke. Nur Erfreuliches, Erhebendes ist aufgenommen, und ein hochbegabter Poet hat selbst die Auswahl getroffen. Mit Karl Henckell sagen wir:

„Mit dem Wind von Hand zu Hand
Flattert über Stadt und Land.
Garten, Werkstatt, Haus und Heim
Oeffne sich für Bild und Reim,
Daß für eignen Ton und Art
Sich Verständniß offenbart
Und ein reifes Unterscheiden
Stümpern mag die Lust verleiden.“

Das Erscheinen einer billigen Ausgabe von Rückert's Gedichten (Frankfurt, J. D. Sauerländer) verräth uns den nahen Ablauf der literarischen Schutzfrist. In der That sind Ende Januar 30 Jahre abgelaufen, daß der gemüthstiefe Reimkünstler gestorben ist. Dann werden seine Werke für den Buchhandel frei, und die billigen Ausgaben der Reclam, Meyer, Hendel u. s. w. werden überall auftauchen. Die vorstehende billige und schöne Originalausgabe wird aber ihren Werth behalten und durch die demokratischen Groschenausgaben gewiß nicht verdrängt. Möge sie noch recht oft aufgelegt werden!

Die Novellistin Fannie Gröger ist von dem Schauspieler Emanuel Reicher entdeckt worden. Zwei schmale Novellenbände, welche diesen Namen tragen, liegen bisher dem Publicum vor. (Verlag von S. Fischer). Das indische Märchen „Adhimukti“ erregte bei seiner ersten öffentlichen Verlesung — es ist jetzt gerade ein Jahr her — nicht nur in der Redaction der „Kreuzzeitung“ starkes Schütteln des Kopfes. Im Grunde las sich die Erzählung ja hübsch pikant und man hatte wohl auch schon Freieres in Händen gehabt — aber daß der Verfasser ein „junges Mädchen“ sei, war eine Vorstellung, die ehrsamen Familienvätern und solchen, die es werden wollten, doch gar zu grausig vorkam. Jedoch verfehlte die Reclame, die man auf diese Weise für die Novelle in's Werk setzte, ihr Ziel: denn bei unbefangener Betrachtung ohne moralische Scheuklappen erweist sie sich wohl als die schwächste der von der Dichterin veröffentlichten Arbeiten. Der Verfasserin ist im indischen Gewand offenbar nicht recht wohl. Unter Tiroler Bauern oder in selbsterschaffenen Phantasiegebieten ist ihr Reich Am Achensee fühlt sie sich heimisch, nicht am Ganges. Davon legt derselbe Novellenband Zeugniß ab. Denn auf die Erzählung vom König Adhimukti folgen drei kurze Skizzen, die in ihrer frischen heimathlichen Naturkraft ungleich werthvoller als das fremdländische Märchen sind. Doch bei den Stellvertretern Gottes auf Erden, deren Freude und Leid sie so ergötzlich zu schildern weiß, bleibt Fannie Gröger nicht stehen. Aufwärts geht ihre Bahn. Aufwärts in des Wortes verwegenster Bedeutung. Denn in ihrer zweiten, eben erst erschienenen Sammlung: „Himmelsgeschichten“ führt sie ihre Leser mit einem kühnen Sprunge aus der Tiroler Dorfkirche schlankweg in den Himmel. Freilich weist diese ganze himmlische Gesellschaft so verdächtig bekannte Züge auf und entpuppt sich schließlich als eine wohlvertraute, irdische Gemeinschaft; etwa als Einwohnerschaft des alten Bergdorfes, als Gemeinde von Pfarrer und Meßner. Diese Erdenähnlichkeit aber erstreckt sich nicht etwa von den Bewohnern der paradiesischen Gefilde auf ihre Behausung. Im Gegentheil weist die Kosmologie der Verfasserin für ihren Himmel eine wahrhaft überirdische Mannigfaltigkeit des Aufbaues und der Gliederung auf. Der Herrgott residirt in der Sonne, deren belebende Wärme von ihm ausströmt und die er nur im Winter zur Zurüstung des Weihnachtfestes verläßt. Der Mond ist das Schloß der Jungfrau Maria und des göttlichen Kindes. Im Abendstern ist der heilige Geist zu Hause. Vielfach aber scheidet sich die bunte Menge der ewigen Heerschaaren. Ihr irdisches Bekenntniß spaltet sie auch dort oben und sie bevölkern nicht weniger als drei verschiedene Himmel. Da giebt es ein christliches „azurblaues, reines Gewölbe, wo die Seligen anbetend vor dem Kinde liegen“, einen hellenischen Olymp voll schönheitstrunkener Heiterkeit, endlich einen orientalischen, „mit Blüthenfülle getränkten paradiesischen Hain, dessen Lüfte mit Goldstaub besäet und der die Weisen des Lotoszaubers an seinen Quellen zu ewigen Göttern tränkt.“ Wie sich das so gehört, spielen die Kinder im Jenseits eine große Rolle. Aber die Kleinen und Kleinsten im Gröger'schen Himmel sind nichts weniger als körperlose Luftgestalten, die andachtvoll vor des Ewigen Thron liegen. Zwar zeigen sie sich auch in ihrer Eigenschaft als Orchester der Seligen beim weihevollen Osterfest. Doch solche Würde umkleidet sie nur an hohen Feiertagen, während sie in der übrigen Zeit eine frappante Aehnlichkeit mit nichtsnutzigen Erdenrangen aufweisen. Der Tollste der Tollen aber ist Dickebein, das enfant terrible des Himmels, St. Peter's verzogenes Schooßkind. Haben die übrigen Seligen einen stark ländlichen Anstrich, so ist er der unverfrorene Großstadtjunge, dem auch die höchsten Heiligen keinen Respect einflößen. Der gamin mit Engelsflügeln! Er bringt seinen Protector Petrus in arge Verlegenheiten, stört mit vorwitzigen Fragen den heiligen Balthasar, den himmlischen Schulmeister, der seinen Engeln die Vortrefflichkeit der Erdenmenschen zum Exempel ihres Lebenswandels aufstellt und weiß sich selbst zu retten, wenn seine Liebesbriefe an Flatterchen, einen Höheretochter-Engel, entdeckt werden. Was er aber am heiligen Petrus sündigt, muß Nothburga, dessen treue Haushälterin, wieder gut machen. Eine zweite prächtige Gestalt — diese Dienstmagd, die es bis zur Heiligen gebracht hat. Wie Nothburga sich vom Himmel herabläßt, um die nach ihr benannte Kirche im heimathlichen Tirol weihen zu helfen, wie sie ihre Knochen andächtig verehren sieht, aber nur Selbstsucht und Schadenfreude aus den Gebeten heraushört; wie sie endlich unsichtbar in die obligate Kirchweih-Rauferei geräth und sich mit beschädigtem Heiligenschein vor der Wirthshausthür wieder findet — das Alles erzielt jene ungetrübte Wirkung, die Adhimukti noch vermissen läßt. Denn in der „Erdenreise“ paart sich goldiger Humor mit satirischer Schärfe ohne theoretische Schlacken. Auch stilistisch ist hier der treuherzige Märchenton am besten getroffen, ohne wie in den anderen Himmelsgeschichten stellenweise in Schwulst oder gar in mehr oder minder verkappte Jamben umzuschlagen. Dieser Gefahr begegnet Fannie Gröger stets dann, wenn sie sich zu tiefen ethischen, zu allgemein menschlichen Problemen versteigt. Denn, soweit sich das vorläufig beurtheilen läßt, ist ihre Kunst auf das Kleinleben des Einzelnen oder gewisser Gemeinschaften beschränkt. Hier aber ist sie Meisterin in Beobachtung und künstlerischer Wiedergabe, hier vergoldet ihr Humor auch das Unscheinbarste, hier weiß sie mit Glück die scharfen Stiche ihrer schelmischen Bosheit zu vertheilen.

M. Jacobs.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Benjamin Vetter,

† Professor an der techn. Hochschule Dresden,

Die moderne Weltanschauung und der Mensch.

Zweite Auflage.

Preis brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Dr. W. Sombart,

Professor an der Universität Breslau.

Socialismus und sociale Bewegung

im **19. Jahrhundert.**

Preis: kart. 2 M., gebund. 2.50 M.

Thüringisches

Technikum Ilmenau

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

System der nationalen Schutzpolitik nach Außen.

Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik.

Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände von

Dr. Johannes Wernicke.

Preis: 6 Mark.

Siehe die Besprechung in Nr. 49 d. Bl. vom 5. 12. 96.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Schönstes Geschenk f. Architekten, Ingenieure u. Freunde der Baukunst.

BERLIN UND SEINE BAUTEN.

1896.

Drei Bände. 210 Bogen 4°.

Mit 19 Tafeln, 2150 Abbildungen im Text und 4 Karten.

Preis 60 Mark.

In 2 feinen Leinenbänden mit Lederrücken und Lederecken 72 **Mark.**

Illustrirte Probebogen (16 Seiten) kostenfrei.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.

Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin W. 8, Wilhelmstr. 90.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1897.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

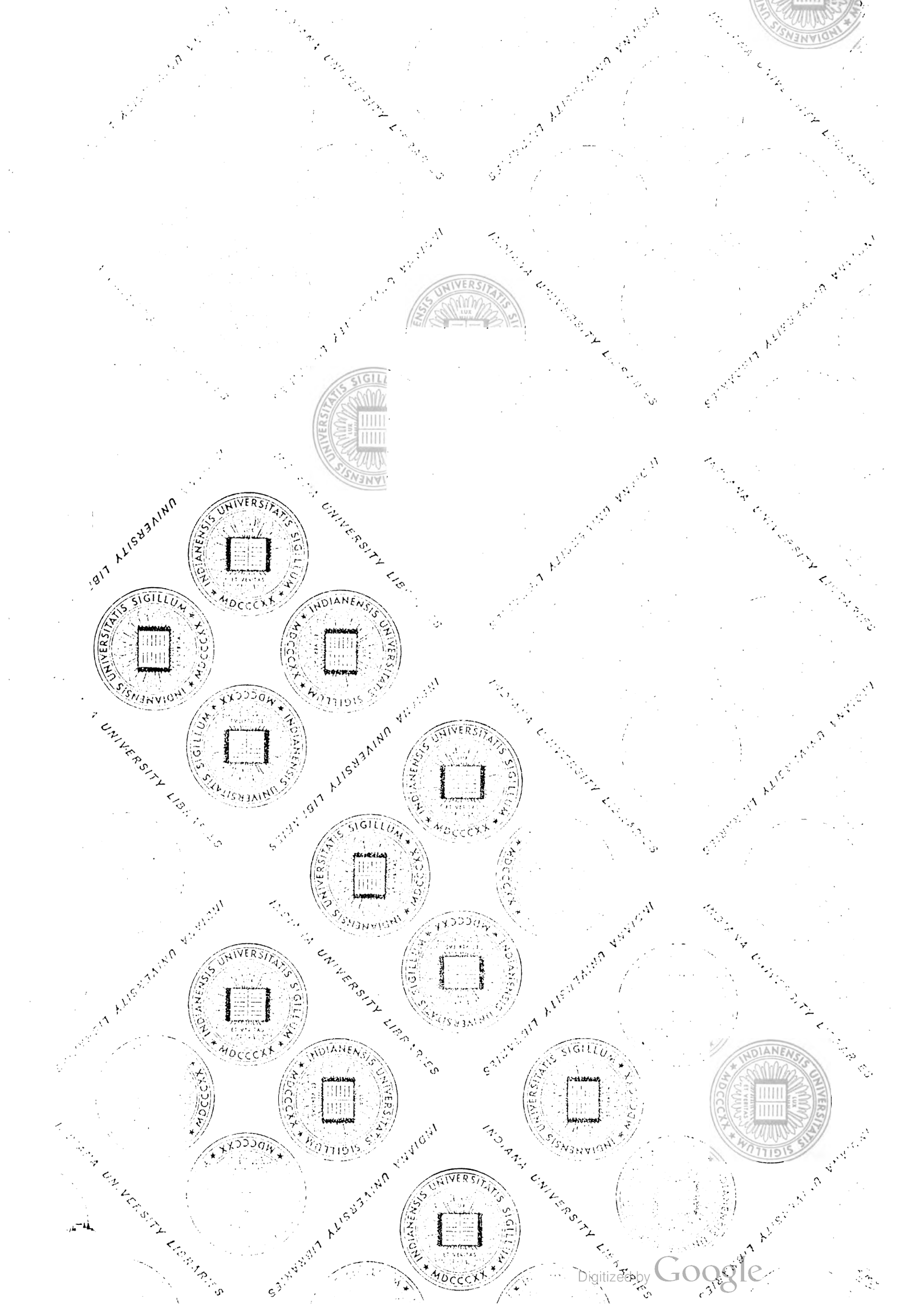
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google